

THE
UNIVERSITY
OF CHICAGO
LIBRARY

„Brandenburgia“.

MONATSBLATT

DER

Brandenburgia
GESELLSCHAFT FÜR HEIMATKUNDE

DER

PROVINZ BRANDENBURG

ZU

BERLIN.

Unter Mitwirkung des Märkischen Provinzial-Museums

herausgegeben

vom

Gesellschafts - Vorstände.

V. Jahrgang 1896/97.

Berlin 1897.

Druck und Verlag von P. Stankiewicz' Buchdruckerei,
Bernburgerstrasse 14.

1871
1872



35. 5. 1.
17.
1191.103

17. (6. öffentl.) Versammlung des IV. Vereinsjahres

Mittwoch, den 18. März 1896, abends 7½ Uhr.

im Bürgersaale des Rathauses.

Der Vorsitzende teilt mit, dass laut des früher gefassten Beschlusses des Vorstandes und Ausschusses die Neuwahlen für beide Körperschaften in der nächsten ordentlichen Aprilsitzung stattfinden werden.

1. Erinnerungstücher. Der 2. Vorsitzende, E. Friedel teilt mit, wie ihn Dr. Johannes Bolte auf das seiner Meinung nach älteste bedruckte Taschentuch, aus dem Jahre 1548 stammend, mit dem Hinweis aufmerksam gemacht habe, dass es bei E. vander Straeter, *La musique aux Pays-Bas*, 7, 421 (1887) abgebildet sei. Dasselbe enthält ein von Benedikt Appenzeller komponiertes lateinisches Marienlied mit einer Widmung an die Königin Marie von Ungarn, eine Schwester Karls V.

2. Eberesche mit Apfel und Birne. Hinsichtlich des sogen. Wunderbaums an der Görlitzer Bahn nahe dem Baumschulenweg — vgl. die Mitteilung des Herrn E. Schenk in Jahrg. IV. S. 286 und des Herrn Dr. Bolle S. 289 — schreibt Herr Stations-Verwalter Richter d. d. Ludwigsfelde den 27. Febr. 1896 Folgendes: „Auf die geehrte Anfrage vom 24. d. M. teilen wir Ihnen ergebenst mit, dass nach eingezogenen Erkundigungen ein solcher Baum auf Bahnhof Grossbeeren gestanden hat, aber seit zwei Jahren weggehakt worden ist. Auf diesem Ebereschen-Baum ist auf der halben Seite eine Birne aufgepfropft gewesen, hat in früherer Zeit grosse etwas bitter schmeckende Birnen getragen und zum Teil auch Ebereschen. In letzter Zeit soll aber die Eberesche die Birne überwuchert und todt gemacht haben. Auf hiesigem Bahnhof steht im Garten des Bahnmeisters, wie derselbe sagt, ein Apfelbaum auf eine Eberesche an der Wurzel aufgepfropft; dieser Baum mittlerer Stärke trägt einen schönen roten dauerhaften Apfel und hat im vorigen Jahre viel Früchte getragen.“

3. Süsser Eberesche. Unsere Verhandlungen in der Brandenburgia a. a. O. S. 288 haben Herrn Landrat Dr. Federath in Brilon bestimmt, mir eine in Zucker eingemachte Probe sowohl eingemachter Ebereschen-Beeren wie aus solchen gekochter Marmelade einzusenden. Die Früchte erscheinen etwas grösser, auch fleischiger als die der gemeinen Eberesche und sind süß und wohlschmeckend. Ganz vortrefflich ist die Marmelade, welche diejenigen Damen und Herren unserer Gesellschaft, denen ich davon mitteilen konnte, an Johannisbeer-Marmelade im Aussehen und Geschmack erinnert hat.

4. Moosbeeren. In Bezug auf die Moosbeere und deren wirtschaftliche Ausnutzung — vgl. a. a. O. S. 300 und besonders S. 318 — schreibt die Direktorin des Schleswig-Holsteinischen Altertums-Museums in Kiel Fräulein J. Mestorf unterm 27. Februar d. J.: „Die Moosbeere oder Krambeere, schwedisch Åkelbär wächst schon in Schleswig und wird dort eingekocht. In Schweden desgleichen. Das Kompot davon war Napoleons I. Lieblingsspeise. Eingekochte Åkelbär wurden ihm alljährlich geschickt.“

5. Hexenbesen oder Donnerbesen. Die Besprechung a. a. O. S. 289—300 hat ebenfalls eine Nachlese gezeitigt. So erzählt R. Matthias: Die Volksbotanik des Kreises Schmalkalden. Zeitschr. f. Volkskunde Hr. v. Veckenstedt. Lpz. 1892. Bd. IV. S. 150: „Die Mistel wird aber oft mit den Exoascusbüschen oder Hexenbesen verwechselt.“

„Eben von der schädlichen Eigenschaft ihres Schmarotzens her ist weiter zu erklären, dass die Mistel als Alp der Bäume Marentaken genannt worden ist. Die Zweigwucherungen, hervorgerufen durch verschiedene Arten der Pilzgattung, haben die Bezeichnung Donnerbesen ermöglicht, dessen tiefere Bedeutung erst noch erschlossen sein will, wenn man sich nicht damit begnügen mag, dass der Blitz zwar verschiedene Bäume trifft, nicht aber entzündet, so dass sich wohl die Vorstellung mag gebildet haben, die Wucherung habe den Blitz wie ein Besen den Baum hinabgefegt.“ Veckenstedt a. a. O. S. 49. „Selbst den berühmten Donnerbesen, welchen man denn doch bei einiger Geschicklichkeit im Heranziehen von allerlei Stoff hier allenfalls verwenden könnte, werden wir, denke ich, allein so erklären, dass wir ihn als den Blitz weglegend denken werden, oder als Talisman seines Baumes, denn der Besen wahrt den Hexen und Unholden den Zutritt, nicht als Gestaltung eines Feurdämons oder des Blitzes; überdies hat er mit der Mistel nichts zu schaffen.“

Herr Oberstlieutenant a. D. von Derschau auf Seewiese in Mittelfranken teilt mir mit, fügt Herr E. Friedel hinzu, dass als er das Fischerhaus Seewiese vor einigen Jahren kaufte, er neben der Ein-

gangsthür rechts und links je einen Donnerbesen von der Kiefer (*Pinus silvestris*) zum Schutz gegen Blitzschlag und Nachtunholde angebracht vorgefunden habe. Diese beiden Hexenbesen seien noch vorhanden.

Ferner sei ihm in derselben fränkischen Gegend aufgefallen, dass an den Alleen einzelne Birkenbäume an manchen Ästen eigentümliche an Zöpfe oder Hexenbesen erinnernde Verknotigungen und Verschlingungen gezeigt hätten. Bei genauerer Nachforschung habe er bemerkt, dass diese Zweig-Verflechtungen durch Menschenhand gemacht und mitunter Jahre alt seien. Hierdurch würde alsdann das Laub genöthigt, an den betreffenden Stellen dichtaneinandergedrängt (drange) zu wachsen und diese künstlichen Wucherungen hätten ihn mitunter an die durch Pilze hervorgerufenen eigentlichen Hexenbesen auf Birken erinnert. Auf Befragen, zu welchem Zweck diese eigenartigen Ruten- und Zweig-Verschlingungen am lebenden Baum durch Menschenhand hervorgerufen würden, entgegnete Herr von Derschau, es seien dies Zeichen, welche sich die Leute, namentlich die Holzdiebe machten, um das zu stehlende Holz besser, besonders leichter im Winter bei Schneefall aufzufinden.

Ich gestatte mir die Frage aufzuwerfen, ob dergleichen Vorkommnisse und Missbräuche auch aus der Provinz Brandenburg bekannt sind?

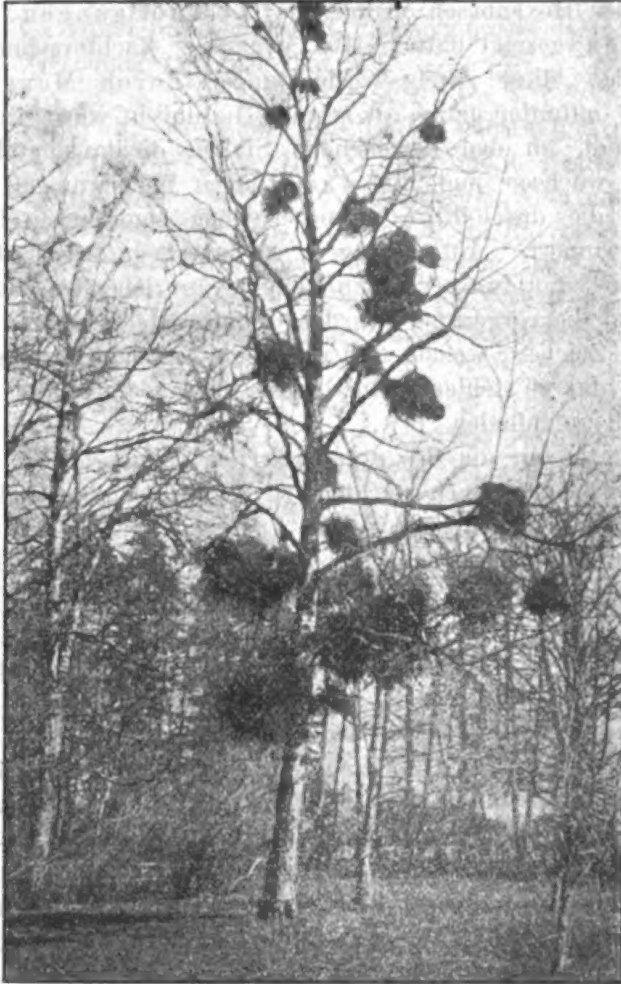
Ferner hat Herr Geh. Reg.-Rat Professor Dr. L. Wittmack die Güte unserer Gesellschaft das nachfolgende interessante Cliché einer Birke (*Betula verrucosa* Ehrh.-*Betula* [L. z. T.] Willd.) zur Verfügung zu stellen.

Es ist einem Aufsatz aus der Zeitschrift für Garten- und Blumenkunde, Jahrg. 43, Berlin 1894, S. 406 entnommen, betitelt „Hexenbesen an einer Birke. Von Hofgärtner Roese-Eutin und Prof. Paul Magnus-Berlin. Der Baum ca. 18 m hoch, 1 m über Boden 1,20 m im Umfang, mindestens 80 bis 90 Jahr alt, steht im Schlossgarten zu Eutin, im Oldenburgischen Anteil des östlichen Holsteins. Der höchst interessante Baum erinnert an diejenigen, welche unser kundiges Mitglied Dr. Carl Bolle im hiesigen Botanischen Garten kürzlich entdeckt und in unserm Monatsblatt IV. S. 363 beschrieben hat, während ich davon in der Sitzung am 28. Februar eine vom Photograph Bartels vor einigen Wochen aufgenommene Photographie vorlegen konnte. Der in der Geburtsstadt Carl Maria von Weber's stehende Hexenbesen fällt jedem Vorübergehenden sofort in die Augen und wird von Fremden viel angestaunt. Man hat hat jetzt unter demselben eine Tafel mit folgender Inschrift angebracht:

„Die eigentümlichen, von der Ferne grossen Nestern nicht unähnlichen Missbildungen der Birke — in der Lehre von den Baumkrankheiten als „Hexenbesen bekannt — werden durch

einen mikroskopisch kleinen Schlauchpilz, *Taphrina turgida*, erzeugt, welcher sich nur in diesen Wucherungen ausbreitet.“

Prof. Magnus teilt hierzu mit, dass Sadebeck 1893 die Gattung *Taphrina* in die Gattung *Exoascus* Fckl. (vgl. Magnus auch im Monatsblatt 1894 S. 312) zurückverwiesen habe.



Roese bemerkt weiter, dass die grösseren Hexenbesen mancherlei Vögeln (Meisen) zum Unterschlupf und willkommenen Nistplatz dienen, dass auch ein Süsskirschenbaum im Schloss-Küchergarten hexenbesenartige Bildungen zeige.

Magnus schliesst mit den Worten: „Auch der von Herrn Hofgärtner Roese erwähnte Hexenbesen an einem Süsskirschenbaum wird durch einen *Exoascus*, den *Ex. Cerasi* (Fckl.) Sadeb. erzeugt. Dieser

Exoascus bildet auf den süßen und sauren Kirschen (*Pr. avium* und *Pr. Cerasus*) grosse Hexenbesen. Er ist, wie Sadebeck angiebt, durch ganz Mitteleuropa, Dänemark und Skandinavien verbreitet und tritt speziell häufig in unserer Mark sowie auch der Sächsischen Schweiz auf, wo man von der Eisenbahn aus leicht die nestartigen Hexenbesen der Kirschbäume beobachten kann. Auf der Weissbuche (*Carpinus Betulus* L.) und Weisserle (*Alnus incana* [L.] DC.) werden Hexenbesen durch *Exoascus Carpini* (Rostr.) Sadeb. und *Exoascus epiphyllus* Sadeb. gebildet.“

Zum Thema der Hexenbesen bemerkt endlich Dr. C. Bolle Folgendes: „Wenn Hexenbesen in einfachster Gestalt schon fähig sind, die Aufmerksamkeit zu erregen und so selbst lebhaft zur Phantasie des Volks gesprochen haben, um wievielmehr muss es da nicht als Ungeheuerlichkeit erscheinen, einen ganzen ansehnlichen Baum zu solchem „Kenster“ umgestaltet zu sehen. Wiederum ist es unser Brandenburg oder vielmehr die demselben angegliederte märkische Lausitz, wo die schaffende Natur eine so merkwürdige, gewiss überaus seltene Missbildung ins Leben rufen durfte. Obwohl uns die Erscheinung nicht aus eigenem Augenschein bekannt ist, gelingt es doch vielleicht einer uns vorliegenden Beschreibung, die hier treu reproduziert wird, einen wenigstens annähernden Begriff hiervon zu geben.

Am Wege von Kakrow nach Wiesendorf, unweit Kottbus, in der zum Gut des letztgenannten Orts gehörigen Heide, steht ein Baum, der wegen seines seltsamen Wuchses von den Landleuten der behexte Baum genannt wird. Man fürchtet sich an diesem, nahe am Wege stehend, zur Nachtzeit vorüberzugehen, weil es da spuke. Der Wuchs dieses Baumes, einer Kiefer, ist ein seltsamer. Zuerst hat sich noch gar nicht feststellen lassen wie der Stamm aus der Erde kommt. Auf dem Boden zeigt sich ein unlösbares Gewirr von mannsdicken, kreuz und quer gewachsenen Stämmen, die mit unentwirrbaren Schlangenwindungen einen ansehnlichen Flächenraum bedecken. Von diesen sind Hunderte von Trieben grad in die Höhe gewachsen; aber auch sie wenden sich, nachdem sie eine gewisse Höhe erreicht haben, wieder abwärts zum Boden um in launischen Windungen an diesem fortzukriechen.

Man hat diese Monstrosität in einen benachbarten Park verpflanzen wollen (was übrigens, der spezifischen Eigenart der Kiene wegen, sicher missglückt wäre), doch fand sich, trotz des Anerbietens guter Zahlung, niemand der Hand an diesen Hexenbaum hätte legen wollen.

Ein Nadelholz so kuriosen Baues wäre ohne Zweifel der Besichtigung durch Kenner, vor allem aber einer Abbildung wert. Wenn man nicht wieder zu spät damit kommt.

6. Stiftung eines Gesamtvereins für Deutsche Landeskunde.

Seit mehreren Jahren ist die Zentral-Kommission für deutsche Landeskunde bisher freilich leider ohne Erfolg bemüht gewesen, einen Gesamtverein für deutsche Landeskunde zu begründen. Unter diesen Umständen sind die nachfolgenden, von unserm 2. Vorsitzenden, Geheimen Regierungsrat Ernst Friedel entworfenen Satzungen ohne Zweifel auch für unsere Brandenburgia von Interesse.

Entwurf von Satzungen des Gesamtvereins für Deutsche Landeskunde.

1.

Vereinszweck.

Zweck des Gesamtvereins ist, durch einheitliches Zusammenwirken der verbundenen einzelnen Vereine, Gesellschaften, Museen p. p., welche sich, sei es einschliesslich anderer Wissenszweige, sei es ausschliesslich, mit der Erdkunde, der Landes- und Heimatskunde bzw. Volkskunde und verwandten Gebieten befassen, die Kenntnis der Länder Deutscher Zunge zu erweitern und zu verbreiten. Er giebt zu diesem Behufe regelmässig eine Monatsschrift, sowie ausserdem in zwangloser Weise andere zweckdienliche Veröffentlichungen heraus. Vgl. No. 17.

2.

Mitgliedschaft.

Mitglieder des Gesamtvereins sind:

- a) die Mitglieder sämtlicher verbundener Vereine, Gesellschaften, Museen, p. p. (Kollektiv-Mitgl.)
- b) sonstige Freunde der Deutschen Landeskunde (Einzel-Mitglieder.)

3.

Beiträge.

Die verbundenen Vereine p. p. zahlen für jedes ihrer Mitglieder (Kollektiv-Mitglieder) zwei Mark Jahresbeitrag an die Kasse des Gesamtvereins und erhalten dafür so viel Exemplare der Monatsschrift (Vgl. No. 18.) als zahlende Mitglieder sind.

Die Einzel-Mitglieder zahlen fünf Mark Jahresbeitrag, wofür sie die Monatshefte frei zugesendet erhalten.

Die neben der Monatsschrift herausgegebenen Veröffentlichungen (vgl. No. 17.) werden den verbundenen Vereinen für die Kollektiv-Mitglieder und den Einzel-Mitgliedern auf Verlangen zu ermässigten Preise zugestellt.

4.

Vereinsorgane.

Die Organe des Gesamtvereins bestehen aus der Hauptversammlung und dem Verwaltungsausschuss.

5.

Hauptversammlung.

Die Hauptversammlung findet thunlichst in Verbindung mit dem Deutschen Geographentage statt, also in der Regel alle ein bis zwei Jahre in der Osterwoche. (Vgl. No. 19.)

6.

Verwaltungs-Ausschuss.

Der Verwaltungs-Ausschuss besteht aus dem Vorstande eines der verbundenen Vereine p. p., welcher durch die Versammlung mittels Wahl bestimmt wird. Hat der betreffende Verein p. p. keinen aus mehreren Personen bestehenden Vorstand, so wird sich der Vorsitzende desselben einige Mitglieder des gewählten Vereins als Vorstandsmitglieder beordnen.

7.

Stimmrecht.

Stimmrecht in den Verwaltungsgeschäften des Gesamtvereins haben nur die einzelnen verbundenen Vereine p. p. Es ist gestattet, dass mehrere, doch nie mehr als drei Vereine p. p. einen gemeinsamen Vertreter (Delegirten) in die Hauptversammlung entsenden. An den Beratungen und Besprechungen können alle Mitglieder (Kollektiv-Mitglieder und Einzel-Mitglieder) teilnehmen. (Vgl. die Nummern 15, 16, 19, 21 und 22.)

8.

Rechte und Pflichten des Verwaltungs-Ausschusses.

Der Verwaltungs-Ausschuss bzw. dessen Vorsitzender vertritt den Gesamtverein nach aussen hin, sorgt für Ausführung der Beschlüsse der Haupt-Versammlung und verwaltet überhaupt die Geschäfte von der Zeit einer Versammlung zur andern.

9.

Der Verwaltungs-Ausschuss trifft die Einleitung und Vorbereitung zu der Haupt-Versammlung sowie zu den auf derselben vorzunehmenden Angelegenheiten, und hat daher die Anträge derjenigen Vereine p. p. und Personen entgegen zu nehmen, welche eine Angelegenheit auf der Hauptversammlung zur Sprache zu bringen beabsichtigen.

10.

Der Verwaltungs-Ausschuss ist berechtigt, während des Jahres einlaufende Meldungen zum Eintritt in den Gesamtverein im bejahenden Sinne zu erledigen, aber verpflichtet, im Zweifelsfalle die Abstimmung durch Umlaufschreiben vorzunehmen oder an die Delegirten-Sitzung der nächsten Haupt-Versammlung zu verweisen.

11.

Der Verwaltungs-Ausschuss führt die Schriftleitung der Monatshefte.

12.

Der Verwaltungs-Ausschuss führt den Vorsitz in der Haupt-Versammlung und zwar durch das oberste seiner anwesenden Mitglieder. Im Falle der Verhinderung des gesamten Verw. Ausschusses gehen seine Geschäfte in der Versammlung auf den Vereins- p. p. Vorstand des Ortes, wo die Haupt-Versammlung abgehalten wird, über.

13.

Geschäfte der Haupt-Versammlung. Sektionen-Bildung.

Die wissenschaftlichen Arbeiten werden auf der Versammlung thunlichst in Sektionen vorbereitet, welche durch freiwilliges Einschreiben der Mitglieder gebildet werden.

Die Ergebnisse der Sektionen-Beratungen sind am Schluss der Versammlung in den Haupt-Versammlungen vorzulegen und die gestellten Anträge zur Beschlussfassung zu bringen. Empfehlungen wissenschaftlicher Werke sind zuvörderst in den Sektionen vorzubringen.

14.

Sonder-Ausschüsse.

Für einen einzelnen Gegenstand können auf Beschluss der Versammlung von dem Vorsitzenden Sonder-Ausschüsse gewählt werden, welche ebenfalls an die Haupt-Versammlung Bericht abzustatten haben.

15.

Rechte aller Teilnehmer.

Alle Teilnehmer in der Hauptversammlung sind gleichberechtigt und, soweit es sich nicht um die der Beschlussfassung der verbundenen Vereine laut No. 7 vorbehaltenen Verwaltungsgeschäfte des Gesamtvereins handelt, auch beschlussfähig.

16.

Stimm-Verhältnis.

Alle Beschlüsse im Sinne der No. 7. und 15 werden durch einfache Stimmenmehrheit bewirkt, sofern nicht im Folgenden (No. 19, 21 und 22) ein Anderes bestimmt ist.

17.

Besondere Aufgaben.

Eine besondere Aufgabe des Gesamtvereins ist die Anregung bzw. Vornahme solcher Arbeiten, welche weder von einzelnen Vereinen p. p. noch von einzelnen Gelehrten zweckmässig ausgeführt werden können, und die Herausgabe hierauf bezüglicher Schriften p. p. (Vgl. No. 3.)

18.

Monatshefte.

Die Monatshefte sind bestimmt zur Aufnahme der Berichte über die Haupt-Versammlungen zu Bekanntmachungen insbesondere über den

Fortschritt der beschlossenen Arbeiten (No. 17), sowie zu wissenschaftlichen Mitteilungen, welche sich für den Rahmen von Monatsheften eignen. Sie sollen ferner eine fortlaufende Übersicht der Thätigkeit der verbundenen Vereine p. p. geben, zu welchem Zwecke jeder Verein p. p. sofort nach Drucklegung seiner Veröffentlichungen möglichst ein Exemplar oder mindestens ein Inhalts-Verzeichnis derselben an den Verwaltungsausschuss unaufgefordert einzusenden hat. Weiter sollen sie bestimmt sein zur Aufnahme von Wünschen, Anträgen, Anfragen und dgl. Endlich soll dahin gewirkt werden, mit den Monatsheften einen Anzeiger aller neu erscheinenden, in das Forschungsgebiet des Gesamtvereins gehörenden Schriften zu verbinden.

19.

Zeit und Ort der Hauptversammlung.

In der Hauptversammlung wird durch absolute Stimmenmehrheit Zeit und Ort der nächsten Hauptversammlung bestimmt, wobei No. 5 zu beachten.

20.

Vermögens-Verwaltung.

Die Einkünfte des Gesamtvereins bestehen:

- a) aus den Jahresbeiträgen der verb. Vereine p. p.
- b) „ „ „ „ Einzelmitglieder (No. 3.)
- c) „ einem von jedem Theilnehmer der Hauptversammlung bei Beginn derselben zu entrichtenden, von dem jedesmaligen Verwaltungsausschuss zu bestimmenden Teilnehmerbeitrag.
- d) aus den von den Behörden, Korporationen, Gönnern oder sonstigen Personen zu erlangenden Unterstützungsbeiträgen.

Die Einnahmen und Ausgaben werden vom Verwaltungsausschuss besorgt, welcher der Haupt-Versammlung alljährlich Rechnung ablegt und Entlastung nachzusuchen hat.

Der Verwaltungsausschuss entwirft für das nächste Jahr den Vereinshaushalt, welcher der Bestätigung durch die Haupt-Versammlung bedarf.

21.

Satzungs-Abänderungen.

Abänderungen der Satzungen können nur durch Beschluss der absoluten Mehrheit der Vertreter der verbundenen Vereine erfolgen.

22.

Auflösung des Gesamtvereins.

Ein Antrag auf Auflösung des Gesamtvereins muss von mindestens der Hälfte aller Mitglieder gestellt werden und dem Geschäftsausschuss mindestens zwei Monate vor der Hauptversammlung übermittelt werden. Zur Beschlussfassung über den Antrag gehört eine

Mehrheit von drei Vierteln der abgegebenen Stimmen. Bei der Auflösung entscheidet die Hauptversammlung über die Verwendung des gesamten Vereinsvermögens.

23.

Übergangsbestimmung.

Bis zur Bildung der ersten Hauptversammlung werden deren Obliegenheiten durch den Vorsitzenden der Zentral-Kommission für die wissenschaftliche Landeskunde von Deutschland und bis zur Bildung des Verwaltungs-Ausschusses dessen Obliegenheiten durch die Obmannschaften der gedachten Central-Kommission wahrgenommen.

Berlin den 6. März 1896.

Obmannschaft für den Stadtkreis Berlin und die Provinz Brandenburg.

E. Friedel.

Herr Friedel bemerkt zur Erläuterung noch folgendes:

Bereits im Jahre 1892 hat der damalige erste Vorsitzende der Zentral-Kommission für die deutsche Landeskunde unser hochverehrter und geschätzter Kollege Dr. Penck, Professor an der Universität Wien, einen Entwurf für „Satzungen des Vereins für Deutsche Landeskunde“ entworfen. Derselbe ist aber nicht ins Leben getreten, hauptsächlich, wie mir scheint, weil man darnach noch besondere Gaue schaffen wollte, die sich zu einem Gesamtverein zusammenthun sollten, und weil die dem Gesamtverein beitretenden vorhandenen Vereine wenigstens 10 Mitgliedbeiträge zu 6 M., also mindestens 60 M. jährlich, zu entrichten haben würden, was anscheinend eine zu hohe Anforderung ist.*)

Qui trop embrasse, mal étireint: Der allgemeine Verein, welcher sich zur Kennzeichnung vor allen anderen Vereinen, Gesamtvereinen nennen sollte, kann nur ganz klein und bescheiden unter den Flügeln bestehender grosser Vereine und Gesellschaften (Berlin, München, Hamburg, Dresden, Leipzig pp.) ins Leben treten, wie es ähnlich beispielsweise der Gesamtverein der deutschen Geschichts- und Altertums-Vereine gethan hat, den ich viele Jahre hindurch persönlich geleitet habe, ferner die deutsche Geschichte für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, welche durch die Bemühungen der Berliner und Münchener Anthropol. Ges. und ähnlicher Institute existiert und bei Herausgabe von Monatsblättern und bei Erhebung sehr geringer Beiträge in anerkannt nützlicher Weise wirkt.

Einige vortreffliche Bestimmungen des Penckschen Entwurfs habe ich in meine Vorschläge, die demnächst an der Centralstelle werden geprüft werden, absichtlich übernommen. —

*) Vgl. unsere Mitteilungen im Monatshlatt III, S. 2.

Die Gesellschaft für Heimatkunde nimmt mit grösstem Interesse von dem Vorhaben der Stiftung eines Gesamtvereins für deutsche Landeskunde Kenntnis und hofft, dass ein solcher recht bald ins Leben treten werde, spätestens auf dem nächsten für die Osterwoche 1897 in Jena in Aussicht genommenen Deutschen Geographentag.

7. Herr E. Friedel legt eine hervorragende vorgeschichtliche Arbeit unsers Mitgliedes Professor Dr. Hugo Jentsch in Guben: „Das Gräberfeld bei Sadersdorf im Kreise Guben und die jüngste Germanenzeit der Niederlausitz.“ Mit 78 Abbildungen und 4 Tafeln. (Aus den Niederlausitzer Mitteilungen) Guben 1896, zur Ansicht vor.

Wie alle ähnlichen Schriften unsers um die Heimatkunde so verdienstlichen Jentsch auf Grund umfassendster Kenntnis und mühsamer That-sachensammlungen ausgearbeitet, giebt das Büchlein in der Hauptsache eine klare Beleuchtung der germanischen Eisenzeit von der la Tène-Periode bis zum Ende des 3. Jahrhunderts. Für den Beginn der la Tène Zeit in dieser Gegend setzt Jentsch die Zeit nach Mitte des 2. vorchristlichen Jahrhunderts, für den Beginn der Provinzial-Römischen Zeit frühestens die Mitte des 1. nachchristlichen Jahrhunderts. Die Untersuchung des Verfassers zeigt, dass die Lausitz einen viel grösseren Reichtum an Eisengerät aufweist, als früher in manchen Forscherkreisen vermutet war.

8. Herr E. Friedel spricht über ein älteres märkisches Stammbuch mit besonderer Rücksicht auf Goethe's Freundin Minna Herzlieb.

Der hiesige Geheime Sanitätsrat Herr Dr. Becher hat die grosse Liebenswürdigkeit gehabt, mir zur Vorzeigung in der Brandenburgia ein interessantes Stammbuch aus seinem Familienbesitz anzuvertrauen.

Dasselbe stammt aus Züllichau vom Jahre 1794, hat Quer-Kleinfolio-Format, einen braunmarmorirten Ledereinband, auf der Schmalseite in rotem Schilde den Titel „Denkmal der Freundschaft“ und auf dem Vorderdeckel die Buchstaben H C F H; das Titelblatt zeigt auf einem Altar eine mit Rosen umwundene Urne, am Fusse reichen zwei Genien (Putten) sich die Hand. Auf dem Altar stehen die Worte: Denkmal der Freundschaft von C. F. Hoppensack. Aus dem bis 1816 fortgeführten Stammbuch erhellt, dass es einem Fräulein Hoppensack gewidmet ist, das später einen Magister und Lehrer am Pädagogium zu Züllichau geheiratet hat.

Der Inhalt und die Ausstattung der festgehefteten Stammbuchblätter ist durchaus im Stil und Geschmack der uns jetzt so eigentümlich anmutenden Übergangszeit zwischen 1794 und 1816. Es giebt viele

derartige Stammbücher, welche in ganz ähnlichem Geschmack innerlich wie äusserlich ausgestattet sind. Die selbstverständlichen Abweichungen beruhen lediglich in der Verschiedenheit des Standes, der Bildung und des Vermögens der Stammbuchinhaber. Diese Stammbücher sind für die Sitten- und Kultur-Geschichte der Zeit von hervorragendem Werte.

Der schwärmerische, sentimentale Ton, wie wir ihn aus Schillers Lied an die Freude vom Jahr 1785 kennen:

Freude, schöner Götterfunken,
Tochter aus Elysium,
Wir betreten freudetrunken
Himmlische, Dein Heiligthum.

Seid umschlungen, Millionen!
Diesen Kuss der ganzen Welt! —

überaus schwärmerische Freundschaftsversicherungen, Anpreisung der Natürlichkeit, gekünstelte Schwermut, Sehnsucht nach dem Tode bei ganz jungen Leuten, Gefühlsschwelgerei, das sind die Leit motive der damaligen Stammbücher. Der Superlativ ist die gewöhnliche Ausdrucksweise, wie bei Schiller in den Briefen von Julius an Raphael:

Glücklich! glücklich! Dich hab ich gefunden,
Hab' aus Millionen Dich umwunden,
Und aus Millionen mein bist Du —
Lass das Chaos diese Welt umrütteln,
Durcheinander die Atomen schütteln;
Ewig fliehn sich unsere Herzen zu.

Raphael, in Deinen Seelenblicken —
Stünd' im All der Schöpfung ich alleine,
Seelen träumt' ich in die Felsensteine,
Und umarmend küsst' ich sie —
Meine Klagen stönt' ich sie in die Lüfte,
Freute mich, antworteten die Klüfte,
Thor genug, der süssen Sympathie. —

Man kann sich leicht vorstellen, wenn sich Jünglinge untereinander derartig answärmten, in welchem Hochpathos und Dithyrambus der verliebte Jüngling sich im Stammbuch seiner Herzenskönigin ergeht und ergiesst.

Ganz herkömmlich war es damals dem eigentlichen Widmungsschreiben noch ein kurzes sogenanntes Symbolum, häufig Simbolum geschrieben, hinzuzufügen.

Als charakteristisch für Zeit und Ort entnehmen wir dem Stammbuch der Demoiselle Hoppensack die nachstehenden 16 Widmungen in Vers und Prosa.

1. Wenn Du Dir einen Freund willst wählen,
So wähl' ihn nur durchs Stammbuch nicht,
Denn diese sind ja nicht zu zählen,
Die sprechen viel von Freundschafts-Pflicht
Und denken weiter nichts dabey,
Als dass es schön geschrieben sey.

Züllichau
den 25. Mai 1803.

Erinnern Sie sich zuweilen an Ihre sie stets
liebende Freundin

Henriette Kluge geb. Happach.

2. Todte Gruppen sind wir, wenn wir hassen,
Götter, wenn wir liebend uns umfassen.

Züllichau
am 2. April 1797.

Zum gütigen Andenken schrieb dies bei seinem
Abschiede Ihr Cousin W. Graun aus Berlin.

Symbol: Beständigkeit.

3. Berge weichen, Hügel fallen, Palläste stürzen ein —
aber ewig unzerstörbar ist das Gebäude der Glück-
seligkeit, das auf Freundschaft gegründet ist.

Hiermit empfiehlt sich Ihnen zum bleibenden
freundschaftlichen Andenken Ihr Freund
August Denst aus Schlesien. Züllichauisches
Pädagogium am 11. Sept. 1800.

Symbolum: Der Prediger und der Amtmann.

4. Wenn die Phantasie einst Ihnen winket
Zum Genusse der Vergangenheit,
Wenn Ihr Aug' auf unsre Fluren sinket,
O! so sei auch mir ein Blick geweiht.

Simbol: Zu schnell eilen diese Freuden des Lebens dahin.

Koppen
den 6. October 94.

Wenn Sie zuweilen diesen Zeilen einen Blick
schenken, so erinnern Sie sich an Ihre Freundin
Friederike Emelie Freyin von Troschke und
Rosenwehrt.

5. Trennung ist wie Herbstgewölk so trübe
Aber Frühlingshell glänzt's Wiedersehen.

Coppen
den 5. Octo. 94.

Auch Sie balde wieder zu sehen, gehört zu
den Lieblings Wünschen Ihrer Sie liebenden
Freundin

Wilhelmine Freyin von Troschke
und Rosenwehrt.

6. Quand Ristelhubert vous oubliera
Les souris mangeront les chats.

Wenn Ristelhubert Sie wird vergessen
Werden die Mäuse die Katzen fressen.*)

(Wahrsch. Züllichau 1794.) Zum heutigen Andenken schrieb dieses bei
seinem Abschiede Ihr Freund
Ristelhuber.

7. Wenn einst kühle Schatten meinen Körper bedecken,
wenn traurige Cypressen mein Grab umwehen, dann
tritt näher der Stätte, wo der Überrest meiner Hülle
schlummert, und frage Dich, ob Du so lebstest, wie ich
es Dir in den Jahren Deiner Kindheit lehrte. Hast
Du dann weise und tugendhaft gelebt, dann wird Dich
mein Geist umschweben und Dir vereint mit des Vaters
Geiste zuflüstern: Kind bleibe tugendhaft und Du
wirst glücklich sein.

Berensen
den 12. Juli 1795

Wenn mein Geist dem entflohenen seelischen
Geiste meines Gatten, Deines Vaters folgen
wird, dann sey Dir dies noch Erinnerung, dass
eine Mutter es schrieb, die so gern die Hälfte
ihres Daseyns hingegeben hätte, Dich und alle
Deine Geschwister glücklich zu sehen. Deine
treue Mutter schrieb es I. D. F. Hoppensackin.

8. Weder Welttheile noch Gräber trennen und vereinen
die Menschen, nur Gedanken scheiden und gatten
die Seelen.

Züllichau
den 29. März 1811.

Ist es Ihnen nur um die Vereinigung uns'rer
Seelen zu thun, so dürfen Sie nur an mich
denken, sicher werden sich unsere Gedanken
treffen, denn mit dem lebhaftesten Gefühl der
Freundschaft denkt Ihrer stets und unver-
änderlich Ihre Sie herzlich liebende Freundin
Henriette Gottholdt.

*) Veredeltere Form eines derberen Ausdrucks der sich vielfach noch in den
vierziger Jahren dieses Jahrhunderts z. B. in Berliner Knaben-Stammbüchern findet:

Uns're Freundschaft, die soll brennen
Wie ein dickes Dreierlicht,
Freunde wollen wir uns nennen
Bis der Kater Junge kriegt.

9. Die Rückerinnerung froher Stunden, ist eine glückliche Wiederholung ihres Genusses und entschädigt uns einigermassen für ihre Flüchtigkeit.

Koppen
den 6. Oct. 94.

Nur Ihr gütiges Andenken, liebes Mädchen!
kann das unangenehme unser Trennung mildern, erhalten Sie dies stets Ihrer entfernten
aufrichtigen Freundin
Louise Freyin von Troschke und Rosenwehrt
geb. von Corvin Wiersbitzky.

Symbol: Freunde kann das Schicksal trennen,
aber Freundschaft ewig nie.

10. Auf dem Pfad, der Dich durchs Leben leite,
Sieh, o Freundinn, viele Rosen blühen
Und der Bach des Erdenlebens gleite
Silbern Dir ins Meer der Zeit dahin.

Züllichau
den 22. März 1797.

Wenn Sie in müssigen Stunden dieses Stammbuch durchblättern und diese Zeilen lesen, so erinnern Sie sich Ihres Freundes
J. v. Roland.

Simb.: Wahre Freundschaft ist der Tugend Meisterstück.

11. Welken muss die schönste Blume,
Auch wenn Deine Hand sie brach.
Alles welkt auf dieser Erde
Bis zum grossen Erndtetag.
Doch die Blume reiner Liebe
Beste Freundin! welket nie.
In dem Garten des Allmächtigen
Ewig, ewig blühet sie.

Züllichau
den 11. May 1794.

Zum geneigten Andenken von Ihrer aufrichtigen Freundin
Wilhelmine Bornstädt.

12. Mädchen, Deiner guten Seele
Gönn ich alles Wohlergehn,
Brich noch viele Rosen — zähle
Freuden einst zu Tausenden! —

Züllichau
den 24. April 1795.

Lebe glücklich und vergiss nie Deinen Dich liebenden Vetter
Friedr. Wilhelm Hoppensack
o. Pred. A. Kandidat aus Pommern.

Symbol: Nur nicht die Redlichkeit, Sonst mag uns Alles fehlen.

13. Wozu sind die Stammbücher? Um ein Andenken an gute Freunde zu haben. Ach diese Antwort macht mich traurig, denn sie bringt mich auf den Gedanken,

Es sei hierzu bemerkt, dass Minna Herzlieb in der Familie des mit Goethe befreundeten Buchhändlers Frommann als Pflegekind lebte. Schon in ihrer Kindheit war sie ein rechter Liebling Goethes gewesen; zur Jungfrau herangewachsen, übte sie, wie G. H. Lewes (Goethes Leben und Werke. 16. Aufl. I. 1892 S. 288) sagt, auf ihn einen Zauber, gegen den seine Vernunft sich vergebens sträubte. Der Unterschied der Jahre war gross, aber wie oft schenken junge Mädchen die erste Blüte der Neigung Männern die ihre Väter sein könnten, und wie oft glühen Männer im vorgeschrittenen Alter noch von der Leidenschaft der Jugend! Die Beziehungen Goethes zu ihr haben bekanntlich in seiner Poesie tiefe Spuren hinterlassen. Die Neigung zu dem damals achtzehnjährigen, überaus lieblichen Mädchen und der tägliche Verkehr mit dem sonettenfertigen Zacharias Werner erstickten bei einem Jenaer Aufenthalt im November und Dezember 1807 den letzten Rest der Aversion, von der er lange Zeit gegen die von den Romantikern aufgebrachte und mit Vorliebe verwendete Form des Sonetts erfüllt war und trieben ihn nach dem eigenen Bekenntnis in eine wahre „Sonettenwut“^{*)}. Die siebzehn unter der Rubrik „Sonette“ in seinen Werken vereinigten Gedichte sind bis auf eines oder zwei sämtlich in dieser Zeit entstanden. Wie viele davon Goethes Beziehungen zu Minna Herzlieb widerspiegeln, steht nicht fest. Ganz sicher ist es nur von viere. Und auch bei diesen ist die Frage, wie viel Erlebtes die Darstellung birgt, nicht leicht zu beantworten. Der Charakter der Dichtform, nicht minder das Vorbild, das Goethe für seine Produkte in den Liedern Petrarca's vor Augen hatte, die er damals viel las, sind bei der Entscheidung der Frage nicht ausser Acht zu lassen. Zweifellos hatten sie beide eine künstlerische und künstliche Steigerung der Wirklichkeit zur Folge, und man muss sich hüten das in den Gedichten Ausgesprochene ohne Weiteres mit dem real Empfundenen zu identifizieren.

Doch liegt eine in stärkerem Sinne authentische, Aufschluss gebende Äusserung von Goethe selbst vor, die er fünf Jahre nach jener Liebesepisode that. Am 15. Januar 1813 schreibt er an Zelter, er habe Minna Herzlieb schon als Kind von acht Jahren (thatsächlich war sie damals zehn) zu lieben angefangen und „in ihrem sechszehnten (also thatsächlich achtzehnten) fährt er fort, liebte ich sie mehr wie billig.“

Am 29. November 1807 speiste Goethe mit mehreren Jenenser Freunden Mittags bei Frommans. An diesem Tag erwachte, wenn wir einem dichterischen Zeugnis Glauben schenken dürfen, jene über das bloss Wohlgefallen hinausgehende Zuneigung. Das sechzehnte „Epoche“

^{*)} Die folgende Darstellung ist aus der Feder unsers Mitgliedes des u. A. als Goethe-Forscher bekannten Herrn Dr. Otto Pniower.

überschriebene Sonett, das vielleicht am besten über den Charakter und die Art seiner vielfach masslos übertriebenen Liebe Auskunft giebt, erzählt es uns.

Mit Flammenschrift war innigst eingeschrieben
 Petrarka's Brust vor allen andern Tagen
 Karfreitag. Ebenso, ich darf's wohl sagen,
 Ist mir Advent von Achtzehnhundertsieben.

Ich fing nicht an, ich fuhr nur fort zu lieben
 Sie, die ich früh im Herzen schon getragen,
 Dann wieder weislich aus dem Sinn geschlagen,
 Der ich nun wieder bin ans Herz getrieben.

Petrarka's Liebe, die unendlich hohe,
 Wahr leider unbelohnt und gar zu traurig,
 Ein Herzensweh, ein ewiger Karfreitag.

Doch stets erscheine fort und fort die frohe,
 Süß, unter Palmenjubel, wonneschaurig,
 Der Herrin Ankunft mir, ein ew'ger Maitag.

Die in dem letzten Wort liegende, der Form des Sonetts so gemässe Pointe ist zweifacher Natur. Ausser dem Gegensatz zum Karfreitag liegt in ihr eine Anspielung auf den Monat, in dem Minna Herzlieb geboren wurde, die am 22. Mai 1782 das Licht der Welt erblickte.

Bezeichnend für Goethes Beziehungen zu ihr, für die Natur seiner Empfindungen für sie, ist auch das 5., „Wachstum“ überschriebene, am 13. Dezember 1807 gedichtete Sonett, von dem Minna Herzlieb eine Originalhds. besass.

Als kleines art'ges Kind nach Feld und Auen
 Sprangst Du mit mir so manchen Frühlingsmorgen.
 „Für solch ein Töchterchen, mit holden Sorgen,
 „Möcht ich als Vater segnend Häuser bauen.“

Und als Du anfingst in die Welt zu schauen,
 War Deine Freude häusliches Besorgen.
 „Solch eine Schwester! und ich wär geborgen:
 Wie könnt ich ihr, ach! wie sie mir vertrauen.

Nun kann den schönen Wachstum nichts beschränken;
 Ich fühl im Herzen heisses Liebetoben.
 Umfass' ich sie, die Schmerzen zu beschwicht'gen?

Doch ach! nun muss ich Dich als Fürstin denken:
 Du stehst so schroff vor mir emporgehoben;
 Ich beuge mich vor Deinem Blick, dem flücht'gen.

Endlich sei noch dasjenige angeführt, das „Charade“ betitelt ist und den Cyclus der „Sonette“ beschliesst. Es ist nach dem Ausweis des Goethischen Tagebuchs am 16. Dezember 1807 verfasst und der

darin Besungenen am folgenden Tag überreicht worden. Denn dieses Datum trug die Originalhds., die im Besitze Minna Herzliebs war. Es war der Tag, an dem der Dichter nach einem längeren Aufenthalt, der hauptsächlich der Abfassung der Pandora galt und zu ihrer Förderung erheblich beitrug, Jena verliess. Um so mehr gewinnt die darin ausgesprochene Huldigung an Bedeutung. Übrigens hat es Goethe ebenso wie das zuerst zitierte Sonett erst zwanzig Jahre nach der Entstehung veröffentlicht. Begreifliche Rücksichten auf das Frommannsche Haus und auf Minna Herzlieb selbst, deren Person namentlich in dem letzten für näher Stehende leicht erkennbar war, bestimmten ihn die Gedichte zurückzuhalten.

Charade.

Zwei Worte sind es, kurz, bequem zu sagen,
Die wir so oft mit holder Freude nennen,
Doch keineswegs die Dinge deutlich kennen,
Wovon sie eigentlich den Stempel tragen.

Es thut gar wohl in jung — und alten Tagen,
Eins an dem andern kecklich zu verbrennen;
Und kann man sie vereint zusammen nennen,
So drückt man aus ein seliges Behagen.

Nun aber such' ich ihnen zu gefallen
Und bitte, mit sich selbst mich zu beglücken;
Ich hoffe still, doch hoff' ich's zu erlangen.

Als Namen der Geliebten sie zu lallen,
In einem Bild sie beide zu erblicken,
In einem Wesen beide zu umfassen.

Dass der Name „Herzlieb“ die Lösung der Charade bietet, sieht jeder. Aber nicht bloss in den Sonetten lebt die holde Gestalt der Minna Herzlieb fort, sondern wohl auch in einer der grössten Schöpfungen Goethes, in seinem 1808 verfassten Roman: „Die Wahlverwandtschaften“. Nach einer alten Tradition und der heutigen allgemeinen Auffassung ist sie für den Dichter das Modell zur Ottilie gewesen. Sichereres wissen wir darüber nicht, wie überhaupt über der inneren Entstehung dieses erschütternden, die tiefsten Tiefen des menschlichen Herzens aufschliessenden Werkes ein dichtes Geheimnis schwebt. Die überall verbreitete Annahme, wonach die leidenschaftliche Neigung zu Minna Herzlieb überhaupt erst die Conception des Romans veranlasst habe, stösst, wie ich hier nicht ausführlicher darlegen kann, auf chronologische Schwierigkeiten. Das schliesst aber nicht aus, dass nicht doch bei der Gestaltung Ottiliens der Eindruck, den der Dichter von ihr empfangen hatte, mitgewirkt habe. Sie müsste dann entweder ein älteres Modell verdrängt haben oder in der Ottilie liegt eine Verschmelzung zweier realer Vorbilder vor. Denn nach allem, was uns über Minna Herzliebs

seelenvolles Wesen, ihre zarte Anmut, den sanften Liebreiz ihrer Erscheinung, ihr leidenschaftliches und dabei verschlossenes Herz bekannt ist, ähnelt ihr die dichterische Gestalt in einem Masse, dass die Übereinstimmung kaum zufällig sein und die Annahme, dass sie auf die Charakteristik Ottiliens von wesentlichem Einfluss gewesen ist, nicht abzuweisen sein wird. Goethe selbst äussert sich über die Wahlverwandtschaften, die zu seinen Lieblingsschöpfungen gehörten, nur wenig und in dunklen Worten, immer aber hebt er den starken seelischen Anteil hervor, mit dem er das Werk schrieb. „Niemand, sagt er in seinen Annalen, verkennt an diesem Roman eine tief leidenschaftliche Wunde, die im Heilen sich zu schliessen scheut, ein Herz, das zu genesen fürchtet.“ Und über die Zeit, da das Buch endlich gedruckt vor ihm liegt, bemerkt er: „Der dritte Oktober befreit mich von dem Werk, ohne dass die Empfindung des Inhalts sich ganz hätte verlieren können.“ Auch Eckermann gegenüber bekennt er etwa zwanzig Jahre nach seinem Erscheinen wiederholt, dass darin kein Strich enthalten sei, der nicht erlebt, aber kein Strich so, wie er erlebt worden.

Das beseeligende Gefühl einen Goethe durch Liebe gefesselt und dadurch seine Poesie bereichert zu haben, dieser Schimmer verklärte allerdings Minna Herzliebs Leben, sonst aber war es wenig von Freude erhellt. Schon im Frühjahr 1808 verliess sie Jena und kehrte nach ihrem Geburtsort Züllichau zurück. Sie war dort viel umworben. Wirkliche Neigung fasste sie nur zu einem jungen Adelichen, die aber zu keiner Verbindung führte, weil die Mutter des Geliebten wegen der bürgerlichen Abkunft Minnas und ihrer Vermögenslosigkeit ihre Erlaubnis versagte. Bis zum Jahre 1812 blieb sie in Züllichau, dann kehrte sie nach Jena in das Haus ihrer Pflegeeltern zurück.

In diese Zeit des Züllichauer Aufenthalts von 1808–12 fällt also die mitgeteilte Stammbucheintragung.

Kurz vor ihrer Heimkehr hatte sich Minna Herzlieb mit einem ihrer Familie seit langem bekannten Berliner Gymnasiallehrer, einem Prof. Pfund vom Werderschen, später am Johannisthalschen Gymnasium verlobt. Als sie aber ihr Bräutigam in Jena besuchte, erregte er in dem Masse ihr Missfallen, dass sie ihre Pflegeeltern bestimmte, das Verlöbnis rückgängig zu machen. Wieder verging eine Zeit, in der sie eine Reihe von Anträgen ausschlug. Unter denen, die sich um ihre Gunst bemühten, war der in hoher Stellung befindliche Jurist und Universitätsprofessor Walch in Jena. Auch ihn erhörte sie jahrelang nicht. Schliesslich gab sie seinen Werbungen nach und reichte ihm die Hand. Im Herbst 1821 fand die Vermählung statt. Aber gleich im ersten Jahre der Ehe sah sie die Unmöglichkeit ein mit dem ungeliebten Manne zusammenzuleben. Er selbst machte ihr den Vorschlag ihn für einige Zeit zu verlassen und zu ihren Geschwistern nach Züllichau zu ziehen.

Dort blieb sie fast fünf Jahre. Da versuchte sie zu ihrem Gatten, mit dem sie während der Zeit Briefe gewechselt hatte, zurückzukehren. Aber wieder dauerte die Gemeinschaft nur wenige Monate, dann hielt er es wiederum selbst für rätlich, sie zu ihren Geschwistern zurückzuschicken. So lebten sie getrennt. Er, rechtschaffen und wohlhabend wie er war, sorgte für ihren Unterhalt und liess es ihr an nichts fehlen. Er starb 1853. —

Es hat nicht an Leuten gefehlt, die diese traurigen Erscheinungen in der sozusagen nach-goethischen Epoche Minna Herzliebs, das wiederholte Ausschlagen von Heiratspartien, ihre Ehescheu mit dem grossen Ereignis ihres Lebens, den Beziehungen zu dem Dichter in Verbindung setzten, nicht ohne daran die bekannten Schlüsse auf seine Immoralität zu knüpfen. Für alle diese Kombinationen fehlt es an jeglichem Anhalt. Goethe hat, wie oft so auch in diesem Falle seine Leidenschaft männlich-würdig bekämpft und sicherlich in der Kindesseele der Geliebten keine trügerischen und unerfüllbaren Hoffnungen und Wünsche geweckt. Eher erklärt sich das Missgeschick der unglücklichen Frau aus einer krankhaften Anlage. Ein hysterisches leidenschaftlich erregtes Wesen lassen die wenigen Briefe aus ihrer Jugend, die wir besitzen, erkennen und in dem letzten Lebensjahre — sie starb hochbetagt am 10. Juli 1865 — verfiel sie der Nacht des Wahnsinns. —

Goethe bewahrte ihr lange ein liebevolles Interesse. Im Jahre 1817 schickte er ihr zu ihrem Geburtstage bei seiner Anwesenheit in Jena am 22. Mai die neue Ausgabe seiner Gedichte, in der zum ersten Mal die ihm von seiner Liebe zu ihr eingegebenen Sonette abgedruckt waren. Er begleitete das Geschenk mit einer Widmung, in der er in zarter Weise auf ihren Anteil an seinen poetischen Werken anspielt:

Wenn Kranz auf Kranz den Tag umwindet,
Sei dieser auch Ihr zugewandt;
Und wenn Sie hier Bekannte findet,
So hat Sie sich vielleicht erkannt. —

Nach diesem Exkurs erlaube ich mir auf die Betrachtung der Stammbücher im allgemeinen nochmals kurz einzugehen. Ein mir gehöriges, aus der Familie meiner Mutter, Frau Dr. Friedel geb. Anschütz, stammendes, von deren Vater, dem 1849 zu Wittstock in der Ostprieznitz verstorbenen Lehrer Carl Anschütz 1796 in Stendal angelegtes Stammbuch ist zum verwechseln genau wie das Hoppensacksche äusserlich ausgestattet. Auch der Inhalt ist verwandt, nur da es ein „männliches“ Stammbuch darstellt, hie und da derber, für stärker besaitete Seelen berechnet.

Charakteristisch für beide Stammbücher und für die ganze hier in Frage stehende Zeit, sowie speziell für das protestantische Norddeutschland ist die gänzliche Abwesenheit christlicher Beziehungen. Christus,

der heilige Geist, die Dreieinigkeit werden niemals genannt. Gott ist über Christus gestellt. Das Kreuz galt damals als etwas Katholisches und wurde ebenfalls selten angewendet, dafür hat man andere Symbole, Altäre, vielfach Urnen*), Palmenwedel, Cypressen, Trauerweiden, abgebrochene Säulen und dgl. Wenn man die christliche Lehre in die Glaubens- und Pflichten-Lehre teilt, so kann man sagen, dass in der ungeheuren Mehrzahl der Stammbücher seit 1750 bis etwa 1820 von der Glaubenslehre keine Spur vorhanden ist, statt dessen wird in unzähligen Variationen die Tugend und die Vernunft verherrlicht und gepriesen, sowie durchweg eine Art praktischer Moral, mitunter in philosophischem Gewande, anempfohlen.

Es ist zu bedauern, dass die Stammbücher durch das aufdringliche Wesen der Photographie-Albums, neben denen man in neuester Zeit die ziemlich überflüssigen sogen. Poesie-Albums verbreitet, verdrängt, ja nahezu ausgerottet worden sind. Da die den Freunden und Freundinnen gewidmeten Photographien fast niemals mit Unterschrift der dargestellten Personen, niemals mit Ort oder Datum und dgl. Einzelheiten versehen werden, so sind sie für die künftige Forschung, die Sitten- und Kulturgeschichte, die Heimatkunde u. s. f. nahezu wertlos. Solcherlei unnütze Photographie-Albums sind mir aus Nachlässen ungezählte Male zu Gesicht gekommen. Dabei ist die äussere Ausstattung der Photographie-Albums meist aufdringlich und unschön. Die Erben wissen, wenn die ersten Besitzer der Albums tot sind, meist nicht recht, wo sie damit hin sollen. Die innere Ausstattung ist nicht minder unzweckmässig, die dicken Papptafeln nehmen unnützen Raum ein und reissen leicht aus dem Verbands, die Rahmen gar, in welche die auf Kartonpapier geklebten einzelnen Photographien gesteckt werden, sind regelmässig so dürftig hergestellt, dass sie nach kurzer Zeit schadhafte werden. Nach wenigen Jahren sehen die anmasslich equipierten Photographie-Albums im Innern meist traurig und abschreckend aus.

Ich kann von meinem kulturgeschichtlichen und heimatkundlichen Standpunkt aus nur dringend raten, hier Wandel zu schaffen. Und das kann so geschehen. Man lasse die Personenphotographien nicht auf Kartonpapier ziehen, sondern klebe sie in Albums, welche mit einfachem, strohfreiem Papier, nach Art der alten Stammbücher auszustatten sind, ein, unter Hinzufügung der Personalien und von allerhand Gedankenspähen, die man vom eigenen oder vom fremden Holze, vom Lorbeerstamm des

*) Obwohl die Feuerbestattung damals in Europa nirgends thatsächlich ausgeübt wurde, erkennt man sie in Schrift und Wort, gebundener und ungebundener Rede überall an; der aus jener Epoche so bekannte Vers „Sanft ruhe Deine Asche“ ist für die theoretischen Vorläufer der Krematisten bezeichnend. Zahllose Grabdenkmäler des 18. Jahrhunderts mit Totenurnen geschmückt bestätigen dieselbe Vorstellung für unsere Heimat.

Apollo oder von der schlichten deutschen Eiche schneide. Es würde dies nach meiner Überzeugung eine zeitgemässe und für die Nachwelt höchst erspiessliche Wiederbelebung der guten sinnigen Stammbücher unserer Alvorderen sein. —

Soweit sich erkennen liess, fanden diese Ausführungen und Vorschläge den ungetheilten Beifall der Versammlung; auch gelegentlich des Zusammenseins der Mitglieder nach der Sitzung im Ratskeller wurde dem Vortragenden bezüglich seiner Gedanken über die Stammbücher, die Poesiealbums und die Photographiealbums von den verschiedensten Seiten, sowohl von Damen wie Herren beigeplichtet.

Gleichzeitig ergeht hiermit an die Freunde und Gönner der Brandenburgia die Aufforderung, auch ihrerseits gelegentlich interessante alte Stammbücher zur Vorlegung und Besprechung zu den Sitzungen mitzubringen.

9. Mitglied Bildhauer Max Unger berichtet über die Herrschergalerie in der Siegesallee des Berliner Tiergarten, indem er die plastischen Skizzen der ihm vom Kaiser zur Ausführung übertragenen 2. Nische und der darin aufzustellenden Figur Markgraf Ottos I. (Sohn Albrechts des Bären) nebst den seitlichen Hermenfiguren des Hevellerfürsten Pribislaw und des Abtes Sibold von Lehnin vorzeigt, schriftlich wie folgt:

Am 27. Januar vorigen Jahres wurde die Stadt Berlin und die Künstlerschaft durch Ankündigung eines hochherzigen Geschenkes unseres allverehrten Kaisers überrascht. Es bestand in dem Plan, in der Siegesallee eine Herrschergalerie zu errichten, in der nicht nur 32 Regenten unseres Vaterlandes, sondern auch zwei bedeutende Zeitgenossen eines Jeden Aufstellung finden sollten. Es heisst in dem Erlass wörtlich: „Als Zeichen meiner Anerkennung für die Stadt und zur Erinnerung an die ruhmreiche Vergangenheit unseres Vaterlandes will ich einen bleibenden Ehrenschnuck für meine Haupt- und Residenzstadt Berlin stiften, welcher die Entwicklung der vaterländischen Geschichte von der Begründung der Mark Brandenburg bis zur Wiederaufrichtung des Reiches darstellen soll. Mein Plan geht dahin, in der Siegesallee die Marmorstandbilder der Fürsten Brandenburgs und Preussens, beginnend mit dem Markgrafen Albrecht dem Bären und schliessend mit dem Kaiser und König Wilhelm I., und neben ihnen die Bildwerke jenes eines, für seine Zeit besonders charakteristischen Mannes, sei er Soldat, Staatsmann oder Bürger, in fortlaufender Reihe errichten zu lassen.“

Die geschichtlichen Vorarbeiten dazu wurden von den Herren Beamten des Archivs erledigt, die künstlerische Gesamtgestaltung von Herrn Professor Begas in Mitwirkung des Herrn Architekten Halmhuber geschaffen. Die Ausführung kann der bedeutenden Kosten wegen nicht

auf einmal, sondern nur allmählich geschehen. So wurde denn im Januar dieses Jahres mit der Herstellung nur der beiden ersten Nischen begonnen. Der Kaiser liess es sich nicht nehmen, bei seiner Lieblingsidee die beiden von ihm dazu bestimmten Künstler, Walter Schott und Max Unger persönlich mit dem Auftrag zu beehren, Albrecht den Bären und Otto I., dazu die Hermen je zweier Zeitgenossen in Marmor zu schaffen. Die Ausführung soll nach den neuesten Befehlen in Carrara Marmor II. Klasse, sogen. Ravaggione erfolgen. Mit der Aufstellung wird an der westlichen Seite der Siegesallee bei der Siegessäule begonnen werden, sodass Kaiser Wilhelm I. dort gegenüber die Reihe beschliesst. Die Nische, durch 3 Stufen über den Fusssteig erhoben, besteht aus einer halbrunden Marmorbank von ca. 7 m Halbkreisdurchmesser, hinten begrenzt von einer Taxushecke. Der Boden besteht aus schwarz-weissem Marmormosaik. An den beiden Enden des mittelsten Drittels der Bank erheben sich aus derselben die beiden Hermen, während vor der Nische ein verzierter Marmorsockel, 1,50 m hoch, die Statue des Herrschers trägt, in Höhe von 2,25 m. In vorliegendem Falle Markgraf Otto I. mit dem Abt Sibold von Lehnin, den die Wenden erschlugen und dem Wendenfürsten Pribislaw von Brandenburg, der die Schenkungsurkunde bezüglich Vererbung seiner Länder an Albrecht den Bären in der Hand trägt. Die genauen Grössenverhältnisse wird erst die Aufstellung einer Kulisse in Naturgrösse, die an Ort und Stelle in nächster Zeit geplant ist, ergeben. Vorliegende Gesamtskizze ist in $\frac{1}{10}$, die grössere in ca. $\frac{1}{4}$ natürlicher Grösse dargestellt.

Bei den Geschichtsstudien boten der Vorstand des Märkischen Museums und des geheimen Staatsarchivs eine höchst liebenswürdige Unterstützung. An Portraits war so gut wie nichts vorhanden. Was das Geschichtliche betrifft, war Otto I. weniger ein kriegerischer Fürst (man weiss nur von einem Feldzuge gegen die Dänen), die Chronik nennt ihn aber den Begründer Brandenburgs als Hauptstadt des Reiches und zweier Klöster, darunter Lehnin. Für den Künstler liegt hier das Charakteristische. Man musste erkennen, dass der Fürst mehr einer feinen, geistigen, schwärmerischen Richtung zuneigte und soll er dies in seiner vornehmen, lässigen Ruhe zur Anschauung bringen. Die Hand fasst nicht das Schwert zum Kampf, sondern hängt leicht auf der Parierstange des langen Schwertes. Da er aber ein grosser Jäger gewesen zu sein scheint, so lag wieder keine Veranlassung vor, ihn nicht doch als eine kraftvolle Natur im Eisenhemd darzustellen, als Herrscher, der, wenn es not that, auch seinen Mann selbst stand. Die Jagdleidenschaft gab die Veranlassung zur Gründung des Klosters Lehnin, das er aus Dankbarkeit für Errettung vor dem wütenden Angriff eines grossen Elchhirsches gebaut haben soll. Diesen Kampf schildert ein Relief zur Rechten am Sockel, während links eine Ansicht des Klosters

Lehnen dargestellt wird. Die Aufstellung der beiden Nischen wird ungefähr Ende 1897 erfolgen können.

Als Erleuchtung sind für je eine Nische zwei Kandelaber geplant, die zur Erleichterung des Wachtdienstes teilweise in der Nacht wohl werden brennen müssen, um die Kunstwerke vor Zerstörung von roher Hand zu schützen. Es steht auch zu erwarten, dass jeder Gebildete das Seinige beitragen wird, um den Gedanken künstlerischer Schönheit und Grösse, der in der Wahl des Marmormaterials liegt, zu rechtfertigen. Wie anders würde eine solche Galerie von schwarzen Broncestandbildern wirken, als nun so der Marmor in seiner Pracht und malerischen Erscheinung im Grünen. Helfen wir später jeder der Hauptstadt einen Schmuck bewahren, der sich würdig an die Schöpfungen früherer, darin bis jetzt glücklicherer Jahrhunderte anreicht, und möge Berlin dankbar sein für diesen neuen, grossen Anziehungspunkt, durch dessen hochherzige Stiftung der Kaiser Wilhelm II. sich für alle Zeiten einen Ehrenplatz in der Kunstgeschichte geschaffen hat.

Die Versammlung betrachtete die ausgestellten Skizzen, welche von feiner Individualisierung und würdevoller Darstellung zeugen, mit grosser Teilnahme und lebhaftem Dank gegen den ausführenden Meister.

Herrn E. Friedels Schrift „Die Herrscher-Galerie in der Siegesallee zu Berlin“, Sonderabdruck aus dem „Bär“ von 1895, besprochen im Monatsblatt Bd. III 1895/96, S. 8—10, lag zur Vergleichung aus.

10. Die Rathaus-Verwaltung hatte die Güte gehabt, die Modellskizze Siemerings für die Ausschmückung der Unterstromseite der neuen Gertraudten Brücke auszustellen, die Heilige Gertraudt, wie sie einen dürstenden Knaben aus einem Krüge trinkt. Der Bronzeguss der lieblichen, an die Rauchsche Schule erinnernden Gruppe wird in der bewährten Kunstwerkstatt zu Lauchhammer noch in diesem Jahre ausgeführt.

11. Herr Willibald von Schulenburg sprach über Altertümer aus dem Kreise Teltow unter Vorlegung vieler vorgeschichtlicher Fundsachen.

Der gehaltvolle mit vielem Beifall aufgenommene Vortrag wird späterhin ausführlich erscheinen.

12. Den Beschluss machte ein Vortrag des Herrn Chemiker Holzt von der Neuen Photographischen Gesellschaft in Schöneberg über Bilder, welche mit Hülfe der Röntgenschen X-Strahlen aufgenommen und im Wege der Rotationsphotographie nach dem von der genannten Gesellschaft betriebenen eigentümlichen, durch Patent geschützten Verfahren vervielfältigt werden. Die riesenhaften photographischen Rollen

von 10 m Länge, welche der Vortragende entwickelte, imponierten sichtlich. Auch dieser fesselnde Vortrag wird späterhin zum Abdruck im Monatsblatt gelangen.

13. Der Sitzung folgte eine zwanglose Zusammenkunft im Ratskeller.

Bericht über die Feier des Stiftungsfestes.

I. (ausserordl.) Versammlung des V. Vereinsjahres am Sonnabend den 21. März 1896, im Architektenhause, Wilhelmstrasse 92 93,

Nach einem kurzen Prolog des I. Schriftwarts F. Meyer nahm das von demselben arrangierte Festmahl seinen Beginn. Die Reihe der Tischreden eröffnete der II. Vorsitzende, Herr Geheimrat Friedel, mit folgender Ansprache:

Hochansehnliche Versammlung!

Das Vierte Stiftungsfest der Brandenburgia, Gesellschaft für Heimatkunde, fällt in ein bewegt begonnenes Jahr. Noch ist in unser Aller Erinnerung die erhebende Feier des 18. Januar, das Jubiläum des neuerstandenen Deutschen Reichs, gefeiert in allen deutschen Gauen und von allen deutschen Stämmen in Pracht und in Eintracht.

Kurze Zeit darauf hat die Reichsregierung dem Reichstag den Entwurf eines bürgerlichen Gesetzbuchs für das Deutsche Reich vorgelegt. Im Annahmefalle hört damit u. A. unser altes Preussisches Landrecht und unser noch älteres Märkisches Provinzialrecht zu gelten auf, und wir werden von dem neuen Deutschen Recht, jeder einzelne von uns, in unseren bürgerlichen und rechtlichen Beziehungen ergriffen, mehr als wir zur Zeit noch ahnen mögen. Jedenfalls ist es seit dem Erscheinen unserer Reichsverfassungsurkunde das grösste und weittragendste Gesetz. Eingbracht ist dasselbe auf besondere Anordnung unsers Kaisers in der Hoffnung und dem Wunsche, dass es, wenn möglich, mit dem neuen Jahrhundert d. i. mit dem 1. Januar 1901 ins Leben trete.

Wie wir solchergestalt die Fürsorge unsers Kaisers und Königs auf das gesamte deutsche Volk und das gesamte deutsche Vaterland gerichtet sehen, wie wir diese Fürsorge überall da, auch jenseits der Weltmeere erkennen, wo es den deutschen Namen, die deutsche Flagge, deutschen Handel und deutschen Gewerbfleiß zu schützen gilt, so zeigt sich diese landesväterliche Fürsorge nicht minder da, wo unsere engeren politischen Verbände in Frage komme: wir von der Brandenburgia denken selbst-

verständlich hierbei zunächst an unsere liebe Mark Brandenburg und an unsere gute Stadt Berlin.

An die landesväterliche Fürsorge unsers Kaiserlichen Herrn sind wir so recht am vergangenen Montag erinnert worden, als wir davon hörten, wie unser Kaiser in Begleitung seiner Erhabenen Gemahlin in früher Morgenstunde, als noch viele Berliner sich behaglich im Bette streckten oder beim Frühstückskaffee sassen, sich nach der Siegesallee begab, um inmitten der berufenen Künstler die Anordnungen für die Einrichtung und Aufstellung der Herrschergalerie zu treffen.

Wir freuen uns herzlich, dass sich in der Schar der auserwählten Künstler auch wiederum mehre Mitglieder unserer Brandenburgia befinden, und wir danken heut nochmals demjenigen unter ihnen auf das Verbindlichste, der so gütig war, durch Darleihung von plastischen Skizzen uns die Art, wie die Herstellung der Herrschergalerie geplant ist, anschaulich vor Augen zu führen.

M. D. u. H. Es handelt sich zu Ehren unserer Stadt und unsers Vaterlandes um einen edlen, grossartigen Schmuck, wie sich eines solchen keine Stadt Deutschlands, ja Europas zu erfreuen haben wird.

Alles dies verdanken wir der persönlichen Hochherzigkeit unsers Herrschers, denn nicht aus Reichsmitteln oder aus Mitteln des Preussischen Staates oder aus Mitteln der Stadt Berlin, sondern lediglich aus der Privatschatulle Sr. Majestät werden die sehr beträchtlichen Herstellungskosten entnommen.

Unter den 96 berühmten Persönlichkeiten, aus denen sich die Herrschergalerie zusammensetzt, betrachtet unsere Brandenburgia, wie billig, die Brandenburgischen Kurfürsten und Markgrafen als die eigentlichen Chorführer. Und wieder und immer wieder, bei jeder Gelegenheit, versichert uns unser Kaiserlicher Herr, wie er es als eine grosse Ehre betrachte, wie es sein ganz besonderer Stolz sei, auch ein Markgraf von Brandenburg zu heissen.

M. D. u. H. Die Brandenburgia dankt unserm Monarchen auf das Herzlichste für Alles was er der Provinz Brandenburg und der Reichshauptstadt Gutes erweist. Wir sind in unserm kleinen Kreise, Vorstand Ausschuss und Mitglieder der Brandenburgia ja auch bemüht, die Interessen Berlins und der Provinz Brandenburg zu fördern, freilich reicht unser Arm nicht weit, und unsere Mittel sind nur erst schwach, aber wir haben doch auch im verflossenen Vereinsjahr wieder mancherlei Fortschritte zu verzeichnen.

An unserm heutigen Ehrentage ergreifen wir aber mit Freuden die Gelegenheit, unserm Schirmherrn unsere erste Huldigung darzubringen, indem wir dreimal vereint rufen: Unser Markgraf, unser Allergnädigster Kaiser und König, er lebe hoch! — hoch! — hoch!

Die Gesellschaft stimmte begeistert ein und sang sodann das vom Herrn Geheimrat Professor W. Liebenow gedichtete „Kaiser-Lied“, dessen vierte Strophe diesmal lautete:

„Was dem ganzen Reiche frommet,
Darauf richtet sich Sein Blick,
Trennende Parteiint'ressen
Treten davor stets zurück.
Wenn wir einseh'n für das Recht,
Was vermag dann Andrer Spott?
Unser's Kaisers Losung lautet:
Ein Reich und ein Volk, ein Gott!“

Den zweiten Trinkspruch brachte Herr Schulrat Prof. Dr. Euler auf die „Brandenburgia“ aus, worauf das vom Herrn Geheimrat Prof. Liebenow derselben gewidmete Lied angestimmt wurde, nach der Melodie:

„Am grünen Strand der Spree.“

Der Forschergeist dringt in das All
Und seine Sphärenwelt,
Das Horo- und das Teleskop
Wird nach wie vor gestellt.
Man sinnt und grübelt ohne End'
Und folgert, wie's geschah,
:: Und diesem Drang folgt lobesam
Die „Brandenburgia“. ::

An uns'rer Spitze steht der Mann,
Der's Hauptstadtsepter führt,
Und seiner Sitten Freundlichkeit
Hat Jedermann verspürt.
Er nimmt an unsrer Arbeit Teil,
Hat manchen Wunsch erfüllt;
:: Wir fühlen uns durch ihn geehrt,
Uns deckt sein Namens-Schild. ::

Die Leitung der Geschäfte ruht
Auf Friedels starker Kraft,
Er ist der rechte, ganze Mann
Für uns're Wissenschaft.
Wie aus dem Kopfe Jupiters
Athene einst entsprang,
:: So zollt auch „Brandenburgia“
Für ihr Besteh'n ihm Dank. ::

Der Doctor Euler dominiert
Auf einer andern Bahn,
Die Turnerei ist sein Gebiet,
Sein Liebling „Vater Jahn“.
Der Doctor Bolle reimt und singt

Und warnet vor dem „Nix“,
:: Sitzt gut vor'm Schuss auf „Scharfen-
berg“

Und dichtet weiter fix. ::

Was wären ohne Meyer wir,
Er ist ein treuer Mann,
Berichtet, was bei uns geschehn
Und ordnet Alles an.

Der Doctor Zache redigiert
Die Zeitschrift, wie bekannt,
:: Baut „stylvoll“ auf im Humboldtthain
Die „geolog'sche Wand“. ::

Der Doctor Bahrfeldt weiss Bescheid
Mit neu' und altem Geld,
Sein Name glänzt in Brandenburg
Auf numismat'schem Feld.

Der Ritter sammelt Schätze ein
Für unser Fortbestehn,
:: Und macht den lieben Säumigen
Das Zahlen recht bequem. ::

So steht im Vorstand Jedermann
Auch an dem rechten Platz,
Und hilft, auf weitem Arbeitsfeld
Zu fördern manchen Schatz.

Dass der Verein auch weiter blüth'
Und wirke fern und nah,
:: D'rauf trinken wir und rufen aus:
„Hoch Brandenburgia!“

W. L.

Fräulein Josephine Freytag ergriff demnächst das Wort, um Anerkennung und Dank dem Vorstände insbesondere auszusprechen. Frl. Wilhelmine Weyergang schloss sich der Rednerin an,

In schwungvollen Worten toastete H. Geheimrat Liebenow auf die Damen; worauf das vom Herrn Dr. Otto Franz Gensichen verfasste Tafellied, nach der Melodie „Ich weiss nicht, was soll es bedeuten“ angestimmt wurde:

Wohl preist man in unseren Tagen
Fast nur der Gegenwart Ruhm,
Ich aber will Rühmliches sagen
Von dem klassischen Altertum.
Denn es tönt mir verlockend zum Ohre:
Wie galant war die Zeit, die so fern!
Sei den Griechen hiess ein Wort, hiess „Kore“
So „Mädchen“ wie „Augenstern“.

Es gilt von den Römern ein Gleiches,
Denn „Mädchen“ wie „Augenstern“ hiess
Dort „Pupilla“, — ein Wort, das des Reiches
Grenzmarken weltwandernd verliess.
Wird der „Augenstern“ doch in Spanien,
In Italien, im fränkischen Land,
In England, sowie in Germanien
Noch heute „Pupille“ genannt.

So haben die klassischen Alten
Feinsinnig und höflich betont,
Dass Jedem mit magischem Walten
Ein Mädchen im Augenstern wohnt.
Ist das Weib doch die Seele des Lebens,
Und das Auge, dies helldunkle Bild
Des geheimnissvoll seelischen Webens,
Drum mit Recht als ein Weibliches gilt.

Denn gleich wie die Augen erst krönen
Mit herrlichster Schönheit den Leib,
So ist alles irdischen Schönen
Aufleuchtendes Auge das Weib.
Und weil wir das All und das Leben
Nur im Spiegel der Augen erschau'n,
Weil erst sie es zur Schönheit erheben,
Drum: ein Hoch uns'ren Augen, — den Frau'n!

Herr Buchhändler Buschbeck knüpfte an den Damentoast eine launige Variante; Herr Custos Buchholz trank auf die Gäste, und Herr Hofgoldschmied Telge gedachte der Konzertsängerin Frl. Martha

Brandt, die durch den seelenvollen, mit stürmischem Beifall aufgenommenen Vortrag ihrer Lieder so wesentlich zur Erhöhung der Feststimmung beigetragen hatte.

Den Abschluss der gemeinschaftlichen Gesänge bildete ein vom Herrn Grubenbesitzer F. W. Körner gespendetes humorvolles Lied, nach dessen Beendigung Herr Techniker Pütz als „Schnellzeichner“ reichliche Anerkennung fand. Bei Unterhaltung und Tanz währte das Fest bis zur fünften Morgenstunde.

Kleine Mitteilungen.

Drei Nachrichten aus dem Grunewald.

I. Alter Windbruch. Wandert man längs der Seekette, welche sich durch den Grunewald bei Berlin vom Lietzensee bis zum Wannensee erstreckt und, unter Hinzurechnung der zu Fennen und Mooren eingeschrumpften früheren Wasserflächen dazwischen, beziehentlich nach Abrechnung der im Laufe der Jahrhunderte aufgewehten Dünenzüge, eine ununterbrochene Wasserverbindung zwischen der Spree hinter der Flora in Charlottenburg und dem Wannensee nördlich vom Nicolas-See gebildet hat, so gewahrt man sowohl im offenen Wasser, wie am Rande desselben, wie in den Torfstichen, Mooren u. s. w. ganze Reihen dahingestreckter Bäume, nicht gefällt, sondern, wie die oft noch vorhandenen Wurzeläste zeigen, umgesunken oder vom Winde gestürzt. Meist sind es Kiefern, darunter riesenhafte Exemplare, viel seltener Eichen, diese vielleicht wegen ihrer grösseren Schwere, anscheinend gewöhnlich tiefer liegend. Bei der Wiederherstellung der kleinen Seen, die einst Torffenn, Rundesfenn, Langes Fenn und Diebsloch hiessen, seit Gründung der Kolonie Hubertus-Grunewald in Wasserflächen verwandelt, die poetischen Namen Hubertussee, Herthasee, Königssee und Dianasee führen, hat man in den Jahren 1888—92 viele dieser versunkenen Stämme gefunden, eingeschlagen und so manche Klafter dieses, ungezählte Jahrhunderte alten Kiefern-Holzes zum Teil in jenen „Holzauktionen“ verkauft, die schnell eine komische Bedeutung erlangt und den Stoff zu dem vielgesungenen Gassenhauer „Im Grunewald ist Holzauktion!“ geliefert haben. Wenn der sehnlichste Wunsch des Märkischen Provinzial-Museums: eine methodische wissenschaftliche Untersuchung unserer brandenburgischen Torfmoore, endlich in Angriff genommen wird, dann kommt hoffentlich auch die Zeit und Gelegenheit für eine botanische, geologische und archäologische Würdigung dieser vor vielen Jahrhunderten versunkenen Waldbäume. Hinzufügen wollen wir, dass diese subfossilen Baumreste auch bei den vereinzeltten Seen des Grunewald's z. B. am Teufelssee und Pechsee vorkommen. Auch in der Moeckernitz-Wiese der Jungfernhaide und am Langen Fenn nahe Plötzensee finden sich diese niedergestreckten Bäume. Am fliessenden Wasser z. B. an der Havel und Spree habe ich dergl. Beobachtungen nicht gemacht, wohl aber liegt ein förmlicher Wald von versunkenen Eichen, wie ich selbst gesehen, zwischen Rahnsdorf und dem Kleinen

Müggelsee. Die Schiffer kennen die Stellen ganz wohl und schleppen gelegentlich einen Eichbaum zu Lande. Das Holz ist kohlschwarz, zerspringt an der Luft, wird aber, vorsichtig getrocknet, steinhart. In diesem Zustande wird es zu Vorderstegen, Dollstöckern und ähnlichen Schiffsteilen wegen seiner Widerstandsfähigkeit gern verarbeitet. E. Fr.

II. Die Jazko-Linde im Grunewald, welche linker Hand nicht weit abseits des Weges von den Gasthäusern Schildhorn nach der Halbinsel Schildhorn mit dem von Friedrich Wilhelm IV. errichteten, verstümmelten Jazko-Denkmal, auf einem Anberg steht, ist gegenwärtig nur noch ein ganz hohler, ausgebraunter Stumpf ohne Leben, so dass die Hoffnung, der Baum werde wieder ausschlagen, vergeblich ist. Den Namen Jazko-Linde hat er selbstredend nicht durch die Volksüberlieferung, sondern nur durch Buchweisheit, Zeitungsnotizen und Sänger- oder Turner- bzw. Touristen-Begeisterung erhalten. Der Jazko-Baum ist einer der wenigen sehr alten Lindenbäume im Grunewald und deshalb von jeher aufgefallen. Auch mag sich diese oder jene Sage an den Baum knüpfen. Wilhelm Schwartz bezieht die wirkliche Volkssage, dass ein wendischer Ritter auf der Verfolgung über die Havel geschwommen und Christ geworden sei, überhaupt nicht auf den durch Münzen gesicherten Jacza de Copanik, sondern auf Pribislaw, den Gemahl der Petrusa und Adoptivvater Albrechts des Bären. E. Fr.

III. Die Rieseneiche des Grunewalds. Die stärkste und älteste Eiche des Grunewalds, Kreis Teltow, steht nördlich vom Pech-See, westlich von dem gewundenen, von hier nach dem Teufelssee führenden Wege. Bei der am 24. Juli 1892 von mir und den Mitgliedern der „Brandenburgia“ Dr. Löwenheim, E. Schenk und H. Maurer mit einem Bindfaden etwa eine Spanne über der Erde ausgeführten, auf den Meterstock übertragenen Messung ergab sich, dass der Baum achtzehn Meter Umfang hat. Dies lässt auf ein Alter von 1000 Jahren ohne Bedenken schliessen, zumal wenn man den mageren sandigen Kiefernboden, in dem der Nestor der Bäume von Berlins Umgegend wurzelt, in Betracht zieht. Der Baum erweist sich bei der nähern Betrachtung als eine Art dendrologisches Wunder. Der eigentliche älteste Stamm ist nur mehr ein 1 bis 1½ Meter hoher Maserklotz, der zum Teil, um den Ortsausdruck zu brauchen, „foosch“, zum Teil aber noch lebendig ist. Dieser Riesenbaum ist nach Norden zu einst vor Alter hohl geworden und abgebrochen; aus dem Innern heraus aber ist vor 100 oder 150 Jahren ein Trieb des alten Baumes aufgewachsen, der sich mit dem Stumpf dieses Invaliden durch Ueberwallung verbunden, also eine „Lebensgemeinschaft“ (Symbiose) mit ihm eingegangen ist. Dieser jüngere Trieb, eine ansehnliche Eiche von etwa 20 Meter Höhe bildend, ist leider weit eher morsch, malmig und hohl geworden, als der Urstamm. Der Sturm der letzten Wochen hat etwa ein Drittel dieses Baumes heruntergebrochen und das vermodernde Innere blossgelegt. Auch in dieser ruinenhaften Gestalt ist der Baum noch eine Sehenswürdigkeit ersten Ranges und wird der Königlichen Oberförsterei-Verwaltung behufs Schonung und Erhaltung, wie hiermit geschehen möge, bestens und wärmstens empfohlen. Ernst Friedel.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Demminerstrasse 64. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.

Bericht über die 2. (I. Arbeits-) Sitzung des V. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 29. April 1896, abends 7^{1/2} Uhr,
im Bürgersaale des Rathauses.

Hauptversammlung.

Die Sitzung wurde von dem II. Vorsitzenden, Herrn Geh. Regierungs- und Stadtrat Friedel, eröffnet.

Es erfolgte zunächst der Bericht des Vorstandes über den Stand und die Thätigkeit der Gesellschaft während des verflossenen Vereinsjahres 1895/96.

1) Bericht des I. Schriftwarts.

A. Mitglieder-Statistik.

Zu Beginn des 4. Vereinsjahres belief sich die Zahl der Mitglieder auf 182 — 18 Damen und 164 Herren. Es verstarben im Laufe desselben die Herren Josef Cohn, Dominik, Dr. Hertwig, Rudholzner und Schaeffer.

In das jetzige V. Vereinsjahr tritt die Gesellschaft mit 186 Mitgliedern — 172 Herren und 14 Damen.

B. Sitzungen.

Es fanden 17 Versammlungen statt: 7 öffentliche (3 im Ständehause, 4 im Bürgersaale des Rathauses) und 10 ausserordentliche:

- am 30. März Feier des Stiftungsfestes im Architektenhause,
- „ 29. Mai Wanderfahrt nach Schloss Nieder-Schönhausen,
- „ 10. Juni Wanderfahrt nach Spindlersfeld bei Köpenick,
- „ 26. „ im Humboldtshain,
- „ 17. August Wanderfahrt nach Jagdschloss K. Wusterhausen,
- „ 22. „ in der Deutschen Linoleum-Fabrik und auf dem Körnerschen Gartengrundstück in Rixdorf,
- „ 14. September Wanderfahrt nach Stralau,
- „ 6. November in der Kaiser Friedrich-Gedächtniskirche,
- „ 12. November im Königl. Museum für Naturkunde,
- „ 29. Februar 1896 in der Waffenfabrik der Aktien-Gesellschaft Ludwig Loewe zu Charlottenburg.

C. Vorträge und grössere Besprechungen.

Die Gesamtzahl derselben belief sich auf 38.

Es sprachen die Herren Geh. Regierungs- und Stadtrat Friedel 9 mal, Kustos Buchholz 4 mal, Prof. Dr. Aschersohn, Ferdinand Meyer und Dr. Zache je 2 mal, Geh. Baurat Bluth, Prof. Dr. Frentzel, Dr. Galland, Dr. Gensichen, Redakteur George, Dr. Gräbner, Direktor Hänisch, Pastor Hagemann, Chemiker Holzt, Disponent Hueck, Garten-Direktor Mächtig (die letztgenannten 6 Herren sind Nichtmitglieder), Frl. Elisabeth Lemke, Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Möbius, Prof. Dr. Müllenhoff, Lehrer H. Pascal (Nichtmitglied), Techniker Pütz, Divisionspfarrer Schild (Nichtmitglied), Willibald von Schulenburg und Geh. Regierungsrat Prof. Schwartz, je einmal.

Ferdinand Meyer

2) Bericht des Schatzmeisters.

Kassen Status der Gesellschaft für Heimatkunde der Provinz Brandenburg zu Berlin pro 1895/96.

Gesellschaft für Heimatkunde der Provinz Brandenburg zu Berlin.

31. März 1896

Einnahmen:

Titel I. Bestand.	Mk.	Mk.
Baarbestand		555,73
Titel II. Mitgliederbeiträge.		
pro I. Sem. 95/96 174 à 6 Mk.	1044,—	
pro II. Sem. 95/96 164 à 6 Mk.	984,—	
		2028,—
Titel III. Aussergewöhnliche Beiträge.		
a) Zuschuss der Brand. Landeskasse	1000,—	
b) desgl. des Magistrats	500,—	
c) Verkauf von Heften in dem Archiv	92,—	
d) Überschuss vom Stiftungsfest	40,50	
		1632,50
Titel IV. Reservefonds.		
Kapitalzinsen		35,—
	Summe der Einnahmen	4251,23

Kapitalvermögen. Berl. 3½% Sadt-Anleihe Mk. 1000, -

Ausgaben:

	Mk.	Mk.
Titel I. Lokal.		
Vacat		—
Titel II. Drucksachen.		
a) Monatsheft 1—12 und Archiv	2301,40	
b) Abbildungen etc.	<u>51,10</u>	
		2352,50
Titel III. Porti und Depeschen.		
Portiauslagen		57,09
Titel IV. Bureau- und Schreib-Material.		
Stempel etc.		10,25
Titel V. Remuneration für gel. Arbeiten.		
Kopialien etc.		120,—
Titel VI. Bibliothek.		
Vacat		—
Titel VII. Sonstige Ausgaben.		
Vacat		—
Titel VIII. Aussergewöhnliche.		
Wanderversammlungen etc.		49,40
Titel IX. Reservefonds.		
Vacat		—
	<u>Summa der Ausgaben</u>	2589,24
	Summa der Einnahmen	4251,23
	Summa der Ausgaben	<u>2589,24</u>
	Bestand pro 1896/97	1661,99

Berlin, den 27. April 1896.

Wilhelm Ritter, Schatzmeister.

Nach den Belegen und dem Kassa-Buch bezüglich der Einnahmen und Ausgaben revidiert und richtig befunden. Hiernach bleibt ein Bestand pro 1896/97 von

Eintausend sechshundert ein und sechszig Mk. 99 Pf.

übrig.

Berlin, den 27. April 1896.

W. Liebenow,
stellvertretender Obmann.

Vereins-Haushaltetat der Gesellschaft für Heimatkunde der
Provinz Brandenburg zu Berlin pro 1896/97.

Gesellschaft für Heimatkunde der Provinz Brandenburg zu Berlin.

31. März 1896.

Einnahmen:

	Mk.	Mk.
Titel I. Bestand.		
Baarbestand de 1895/96		1661,99
Titel II. Mitgliederbeiträge.		
pro 96/97. 150 Mitglieder à 12 Mk.		1800,—
Titel III. Aussergewöhnliche Beiträge.		
a) Zuschuss des Magistrats pro 96/97	500,—	
b) Überschuss v. Wanderversammlungen	3,01	
		503,01
Titel IV. Reservefonds.		
Kapitalzinsen		35,—
Summa der Einnahmen		4000,—

Ausgaben:

	Mk.	Mk.
Titel I. Local.		
Vacat		—
Titel II. Drucksachen.		
a) Monatsheft 1—12, Archiv	2400,—	
b) Zeichnungen etc.	100,—	
		2500,—
Titel III. Porti und Depeschen.		
Porti etc.		50,—
Titel IV. Bureau- und Schreib-Materialien.		
Couverts, Papier etc.		40,—
Titel V. Remuneration für gel. Arbeiten.		
Kopialien etc.		120,—
Titel VI. Bibliothek.		
Buchbinder etc.		40,—
Titel VII. Aussergewöhnliche.		
Wanderversammlungen etc.		50,—
Titel VIII. Reservefonds.		
a) Kapitals-Anlage	540,—	
b) Baarbestand	660,—	
		1200,—
Summa der Ausgaben		4000,—

3) Bericht des Bibliothekars.

Im verfl. Vereinsjahre stand die Brandenburgia mit 52 Vereinen und Gesellschaften im Schriftenaustausch gegen 46 im Jahre vorher. Der Bücherbestand ist von 250 auf 266 Nrn. gestiegen, der Zuwachs beträgt also 16, wobei die laufenden Vereinsschriften, die zur alten Nr. abgelegt sind, nicht mitzählen. Bilder besass die Brandenburgia im Jahre 1894/95 95 St. und ist durch den Zuwachs von 5 St. auf 100 pro 1895/96 gestiegen.

E. Bahrfeld.

4) Wahl des Vorstandes.

Auf den Vorschlag des Obmanns des Ausschusses, Herrn Geheimen Seehandlungsrates Dr. Schubart wird der bisherige Vorstand durch Acclamation wieder gewählt. An Stelle des verstorbenen Archivars wird Herr Landgerichtssekretär Altrichter gewählt, welcher die Wahl annimmt. Der Vorsitzende dankt im Namen des Vorstandes. Demnach setzt sich der Vorstand folgendermassen zusammen. 1. Vorsitzender Oberbürgermeister Zelle, 2. Vors. Geheimer Regierungs-Rat und Stadtrat Friedel, 1. Beisitzender Schulrat, Professor Dr. Euler, 2. Beis. Dr. med. Carl Bolle, 1. Schriftwart Magistrats-Sekretär Ferdinand Meyer, 2. Schriftw. Oberlehrer Dr. Zache, Pfleger General-Konsul Landau, Schatzmeister Banquier Ritter, Bibliothekar Bank-Inspektor Dr. Bahrfeld und Archivar Landgerichtssekretär Altrichter.

5) Die Wahl des Ausschusses ergab folgendes Resultat: Geheimer Regierungs-Rat, Professor Dr. Liebenow (Obmann), Privatdozent Dr. Galland (Obmann-Stellvertreter), Geheimer Baurat Bluth, Kustos Buchholz, Ordentlicher Lehrer W. Hartwig, Professor Dr. Arthur Krause, Landes-Baurat Langen, Major z. D. von Maltiz, Oberlehrer Dr. Matzdorff, Direktor, Professor Dr. Reinhardt, Hofjuwelier Telge.

Im Uebrigen fand sich Folgendes zu erwähnen.

6. Herr Schulinspektor Dr. L. H. Fischer hat in dem soeben erschienenen 2. Bande des Archiv's: „Joh. Leonh. Frisch's Briefwechsel mit G. W. Leibnitz“ herausgegeben. Der 2. Vors. dankt dem Herausgeber für die Mühe und Sorgfalt, welche er auf diesen interessanten „Beitrag zur Geschichte des geistigen Lebens in Berlin zu Anfang des 18. Jahrhunderts“ verwendet hat, namens der Gesellschaft auf das Verbindlichste.

7. Das Römisch-Germanische Centralmuseum in Mainz, welchem die Aufgabe erwächst, die zerstreuten Denkmale der deutschen Urgeschichte bis zur Zeit Karls des Grossen und die der auswärtigen insbesondere der römischen Kultur, soweit sie auf deutsche Lande und ihre Bewohner eingewirkt, in plastischen Nachbildungen

zu vereinigen, hat seinen Verwaltungsbericht vom 28. März 1896 eingesendet. Die jährliche Vermehrung beträgt ca. 500 Nummern. Originale werden nur dann angekauft, wenn sie billiger als Nachbildungen sind. Die vielen im R. G. C. M. befindlichen Originale gehören, was besonders zu beachten, dem Mainzer Altertumsverein. Die Abt. der prähistorischen Altertümer wurde im Jahre 1894/95 um 197 Nummern vermehrt. Das Märkische Museum hat Urnen und Bronzegeräte zur Abformung dargegeben; überhaupt hat das R. G. C. M. in den letzten Jahren mit grossem Eifer der Vermehrung seiner Nachbildungen aus dem Norden, Nordosten und Osten Deutschlands obgelegen, um die allerdings sehr grossen hier vorhandenen Lücken einigermaßen auszufüllen. Die „Brandenburgia“ hegt für das Gedeihen des vom Konservator L. Lindenschmit mustergültig verwalteten R. G. C. M.'s die besten Wünsche.

Der II. Vorsitzende teilt hierauf Folgendes mit.

8. Der Touristenklub für die Mark Brandenburg verweist auf den 12. Jahresbericht, aus dem nur Erfreuliches zu berichten. Die Wegebezeichnung im Grunewald und in der Jungfernhaide hat der Klub beendet. Der von ihm herausgegebene Fontane'sche Führer durch die Umgegend Berlins liegt in 5 Teilen vollständig vor.

9. *Sorbus aucuparia*, var. *dulcis*. Unser Mitglied, Herr Oekonomierat Späth in Britz, von dem die süsse Spielart der Eberesche aus Russland eingeführt worden ist, hat von daher auch in Zucker kandierte Früchte dieser Pomacee freundlichst mitgeteilt; dieselben schmecken, wie Dr. Bolle und Geheimrat Friedel bekunden, sehr gut und verdienen in den weitesten Kreisen unserer Heimat Verbreitung, insbesondere aber Nachahmung. Vgl. über denselben Gegenstand Monatsblatt IV, 1895 96 S. 365.

10. Artisse-Eidechse. Zu diesem Ausdruck (vgl. W. von Schulenburgs Mitteilung im Monatsblatt IV 1895 96 S. 368) sendet Mitglied Prediger E. Handtmann zu Seedorf bei Lenzen a. E. Folgendes ein.

„Die Eidechse nannten wir in der Neumark (Kreise Königsberg, Landsberg, Sternberg) „Antische.“ Man erklärte folgenderweise: Wenn verfolgt, flieht diese „Aaskröte“ nicht wie andere landläufige Amphibien, als da sind Frösche, Kröten, Unken, Nattern, sondern wendet sich feindlich gegen den Verfolger und „zischt“, plattdeutsch „tischt“, bez. „kischt“, denselben in kurzen Athemstössen wütend an.“

Also „Antische“ = Anzischendes Tierlein.

So Brauch und Sprechweise einfachster Volksschichten.

11. Kukeluren = Kienapfel. Zu der bezüglichen Bemerkung W. von Schulenburg's a. a. O. S. 368 schreibt Herr E. Handtmann wie folgt:

„Kukeluren“ für „Kienäpfel“ ist mir

- a. auch aus der Ostprignitz, Frohne bei Meyenburg, bekannt; desgl. Herrn Kantor Johns in Kietz (Elbe), früher in Eldenburg.
- b. noch mehr kenne ich den Gebrauch des Wortes „Kokeluren und Kokeluken“ — also in der letzten Silbe wechselnd bald r bald k, aus meiner Heimatsstadt Potsdam, speziell der Umgegend des Kadettencorps und des Brauhausberges, sowie der von mir bis zu meinem 26. Lebensjahre hin viel besuchten Dörfer Wildenbruch, Stücken, Blankensee, Stangenhagen, Zauchwitz, Michendorf, Gröben, Siethen, Beuthen, Chiass.

Auch hatten wir Kinder dort ein Spiel. Eine Strippe wurde an die Spitze des noch grünen oder doch noch frischgronden geschlossenen Kienapfels gebunden und hin und hergeschwenkt unter Absingen des Kindermädchenreims:

„Bim, bam, Bähلامm,
Glake, geh nach Potsdam!“

Hörten das Stadtbewohner, so drohte es Schläge. Denn es waltete der Aberglaube: derartiges Kindersingen wäre Vorbedeutung bald ausbrechenden Brandes.

Ich mache darauf aufmerksam, dass nur der noch frische Kienapfel die Bezeichnung „Kokelure“ bez. „Kokeluke“ trug. Der trockene, in sich gespreizte und gedunkelte, hiess in der Volksbezeichnung „Rauchkopf, Wuschekopf, Kratzbesen“ und stand im Rufe, Wurfwaffe von Kobolden und Hexen zu sein, vermöge deren einem etwas angethan wurde.

Ueberhaupt haftete damals (vor 40–50 Jahren) den Kienäpfeln, sowohl den frischen wie den trockenen, in der Volksvorstellung etwas Unheimliches an. Ihr flackerndes Brennen und ihre grosse Heizkraft, zum Herstellen von Plättbolzen vorzüglich, galt als etwas höllisches.

Nicht uneben war, dass die nur hochdeutsch sprechenden Kadetten im Potsdamer Kadettencorps und ebenso die Söhne und Töchter der „Stadtpotsdamer Gebildeten“ unser volksbräuchliches „Kokeluken“ verbalhornisierten in „Kökellöcken“, bezw. Kökel-glocken.“ Kokeln = mit Feuer spielen.

Für die Schreibweise mit r, also „Kokeluren“ wüsste ich keine alte Herleitung, will man nicht zu einem Sprechfehler seine Zuflucht nehmen. Wie ähnlich aus „Theerofen“ im Dialekt „Theeren“ geworden ist, endlich „Thüren.“

Dagegen für die Sprechweise mit k, also „Kökeluken“, scheint mir ein dem Volke verbliebener slavischer Sprachrest vorzuliegen. Betreffend Wendisch wird ja Herr von Schulenburg die beste Auskunft geben.

Mir fällt bei dem Volksausdruck „Kokeluke“ das russische Wort *кoклoчa* = Kok'ljucha ein, fast gleichlautend; bedeutet = Klöppel, Glockenklöppel.“

In der That hat der frische, grüne, bez. graue Kienapfel Aehnlichkeit mit dem Glockenklöppel. Auch würde derartige Bedeutung gut zu dem oben erwähnten Verse und Spiele sowie zu dem damit verknüpften Brandabergglauben passen.

Wollen Sie für unsere „Brandenburgia“ vorstehende Mitteilung benutzen, soll es mich freuen. Vielleicht auch geben gleich mir „geborene Potsdamer“ weitere Auskunft.“

12. Geheimrat Dr. Wilhelm Schwartz theilt Herrn E. Friedel mit, dass er in Folge der von Schulenburg'schen Anregung in Sputendorf bei Gross-Beeren Nachfrage gehalten, aber den Bescheid erhalten habe, der Ausdruck Kuckeluren sei daselbst im Volksmunde unbekannt.

13. „Das Tierreich. Eine Zusammenstellung und Kennzeichnung der recenten Tierformen. Herausgegeben von der Deutschen Zoologischen Gesellschaft.“ Generalredakteur: Franz Eilhard Schulze. Herr Geh. Reg.-Rt. Dr. Schulze hat Herrn E. Friedel die Probelieferung: „Heliozoa, bearbeitet von Dr. Fritz Schandinn“ Berlin 1896 mitgeteilt. Herr Friedel bemerkt dazu Folgendes. Dies im Verlag unseres Mitgliedes Herrn Buschbeck (in Firma R. Friedländer und Sohn) erscheinende Riesenwerk erfordert bis zur Fertigstellung etwa 25 Jahr und gereicht deutschem Forscher-Fleiss zur grössten Ehre, um so mehr als bei dem deutschen Gelehrten, der Eigenart unseres Volkscharakters entsprechend, mehr die Neigung zur Vertiefung in die Analyse vorherrscht, während die grössten Arbeiten der Synthese (wenn wir von Al. v. Humboldt's Kosmos und wenigen anderen deutschen Standardworks verwandter Art absehen) mehr den Ausländern, insbesondere den kühneren Engländern und Franzosen zufallen. Seit Linné's Systema Naturae ist nicht wieder der Versuch gemacht worden, sämtliche lebende Tierformen in Einem Werke systematisch zu behandeln. Die Zahl der bekannten Arten ist seitdem ins Ungemessene gewachsen. Die einheitliche Durchführung des Werkes ist durch eine Reihe wohldurchdachter Bestimmungen gesichert. So gelten für die Benennung der Tierformen und der systematischen Gruppen die von der D. Zool. Ges. angenommenen Regeln, für die Farbenbezeichnungen Saccardo's Chromotaxia, für Abkürzungen der Autorennamen die Berliner Autorenliste. Herrn Eilhard Schulze steht ein Redaktions-Ausschuss zur Seite, der aus dem Vorsitzenden der D. Zool. Ges., unserem Mitglied Geheimrat Dr. Karl Möbius u. A. zusammengesetzt ist.

Auch die ungenügend beschriebenen und zweifelhaften Arten sowie die Unterarten und Varietäten, ferner wichtige Entwicklungsstufen, abweichende Generationen und besonders merkwürdige biologische Verhältnisse werden berücksichtigt, dgl. die geographische Verbreitung jeder Art, ebenso die wichtigste Literatur und sämtliche synonyme Benennungen, damit das abgeschlossene Werk über jeden seit Einführung der binären Nomenklatur gebrauchten systematischen Namen Auskunft zu geben vermag. Dass viele Teile des Riesenwerks bei Beendigung desselben inzwischen unvollständig geworden sind, ist unvermeidlich, dieser Nachteil erscheint aber gegenüber dem immensen Vorteil, dass man ein, eine ganze Bibliothek ersetzendes Fundamentalwerk gewinnt, auf welches die gesamte Naturforscherschaft Rücksicht nehmen muss, ein geringer.

Da sämtliche lebende Tierformen der Provinz Brandenburg in dem „Tierreich“ enthalten sein werden, so hat das Werk auch für unsere besondere Heimatkunde das grösste Interesse.

Dass die zu den Protozoen gehörigen Heliozoen für das Probeheft gewählt sind, hängt mit dem geringen Umfang dieser Tiergruppe zusammen, von welcher übrigens einige Arten auch in der Provinz Brandenburg vorkommen.

Die Brandenburgia wünscht dem Epoche machenden Werk stetigen Fortgang und besten Erfolg.

14. Hexen-Baum und Hexen-Besen. Herr E. Friedel macht auf einen von ihm am Ostersonntag, den 5. April d. J. aufgefundenen Baum (Hainbuche, *Carpinus Betulus* L.) aufmerksam, welcher eine solche Menge von Hexenbesenbildungen aufweist, dass man ihn kurzweg einen Hexenbaum nennen kann. Der Baum steht in Witzleben bei Charlottenburg auf sumpfigem Boden am Ostrande des Lietzen-Sees, ungefähr da, wo sich auf der Generalstabskarte der Fusspunkt des Buchstaben L in dem Namen Lietzen-See gedruckt befindet. Aus dem Baumstamm wachsen vielfach Zweige kandelaberartig senkrecht in die Höhe, verdicken sich keulenartig am Ende und hierauf wiederum streben Gruppen von Zweigen, lichterartig aufwärts, auf denen nochmals andere stehen. Das Ganze wirrt sich vielfach durcheinander und giebt dem Baum, der zur Zeit noch kein neues Laub zeigt, ein seltsames, gespenstisches Aussehen, welches unsomehr auffällt, als in der Nähe mehrere durchaus normal gewachsene Hagebuchen-Bäume stehen. Der Baum ist am 7. d. M. von Herrn H. Maurer photographiert worden, nebst einem zweiten kleineren, der in der Nähe steht und in der Mitte des Stammes ebenfalls hexenbesenartige Auswüchse hat, wie dergleichen auch aus dem Stumpfende einer dritten Weissbuche emporsprossen. Die erstgenannte Hagebuche hat einen Meter über dem Erdboden gemessen,

anderthalb Meter Umfang. Herr Friedel besichtigte beide Bäume mit Professor Dr. Paul Magnus zusammen am 28. d. M. Letzterer Fachmann bemerkt, dass der erstgenannte Baum, der ihm wegen seines bizarren, anscheinend aus mehreren parallel gewachsenen Bäumen durch Überwallung verbundenen Bäumen bestehend, mit *Exoascus* sicherlich nicht behaftet sei, die hexenbesenartigen Verbildungen also einen anderen Grund hätten. Möglich sei es, dass der zweite Baum später *Exoascus* aufweise. Die besenartigen Auswüchse des dritten Baumes seien lediglich durch Abhauen und Verschneiden des Stammes und der Äste erzeugt.

Der Vortragende Friedel macht anlässlich der letzten Bemerkung darauf aufmerksam, dass durch Menschenhand nicht selten unbeabsichtigt hexenbesenartige Bildungen erzeugt werden, die man an den betreffenden Bäumen am besten sieht, wenn sie noch unbelaubt sind. So an Kopfweiden oder Kropfweiden (*Salix alba* L.), an Kugelakazien (*Robinia Pseudacacia* L. var. *umbraculifera* D. C., mit gewundenen Zweigen var. *tortuosa* D. C.), bei Allee-Pappeln: *Populus nigra* L. (Schwarzpappel), *P. canadensis* Michaux (kanadische Pappel) und *P. italica* Mech (Spitzpappel). Es kommt dies von dem Köpfen oder Kröpfen der Bäume, deren Stamm oder Äste sich an den verletzten Stellen narbig zusammenziehen und später eine Menge kleiner, oft wirr und struppig wachsender Zweiglein erzeugen. Bei der Kugelakazie ist die Hexenbesenform sozusagen das Normale, das Beabsichtigte. Auch bei der Winterlinde (*Tilia ulmifolia* Scop.) und der Sommerlinde (*T. platyphylla* Scop.) wachsen gern an den Stellen, wo Äste am Stamm gestutzt sind, kleine Schösslinge in Masse hervor, welche von den Gärtnern angeblich um die Schönheit des Wuchses nicht zu beeinträchtigen, abgestossen werden, sich wieder erneuern und schliesslich jene wulstigwarzigen Auswüchse, die nichts weniger denn schön aussehen, an den Lindenstämmen unserer Alleen erzeugen. Diese Lindenbaum-Individuen erzeugen dergl. wirre Zweigausschläge auch aus den Wurzeln, was man z. Z. an den Linden des Charlottenburger Schlossgartens beobachten kann. Bäume, die fortwährend gestutzt werden, wie z. B. in der italienischen Schweiz und in der Lombardei und auch bei uns, wo noch Seidenzucht getrieben wird, die Maulbeerbäume (*Morus alba* L.) oder Platanen (*Platanus occidentalis* L. und *Pl. acerifolia* Willd.), bekommen seltsame Äste, die in förmliche Keulenköpfe auslaufen. Auf diesen Keulenköpfen entwickeln sich die Zweige struppig und sparrig d. i. hexenbesenartig. Bezüglich der Platanen kann man diese Erscheinung z. B. an den die Uferpromenade der Stadt Lugano bildenden Alleebäumen in der auffallendsten Weise sehen. Ferner ist der Stockausschlag mancher gefällten Bäume z. B. der Edelkastanie (*Marone*) (*Castanea sativa* Mill. = *vesca* Gaertn.) so sparrig und struppig, dass auch hier

scheinbare Hexenbesenwucherungen entstehen. Dass diese scheinbaren Hexenbesen, die von Menschenhand teils absichtlich, teils unabsichtlich erzeugt werden, von den rein natürlich entstehenden eigentlichen Hexenbesen auseinander gehalten werden müssen, halte ich, bemerkt Herr Friedel, hier zu betonen, nicht für überflüssig.

Am Lietzen-See fanden wir (Friedel, Magnus und Maurer), fährt Herr Friedel fort, hexenbesenartig gekrümmte Bildungen an den Zweigausläufern einer Erle (*Alnus* wahrscheinlich *incana*, was wegen mangelnder Laubentwicklung zur Zeit noch nicht entscheidbar); dieselben sollen weiter beobachtet werden.

Was die 3 kugeligen Hexenbesen auf Birken im Botanischen Garten anlangt, so fand ich davon am 9. d. M. einen am Ende eines schwanken Zweiges einer *Betula dahurica* Hentze, und zwei am Ende von Zweigen einer *Betula pubescens* Ehrh. var. *carpathica* Willd. Die Hexenbesen auf Kirschen blühen niemals, beweisen also auch hier das Krankhafte ihrer Entstehung. Noch sei verwiesen auf einen bezüglichen populären Aufsatz in „Natur und Haus“, Jahrg. III 1894 S. 13, betitelt „Über Hexenbesen (Astwucherungen)“. Der erwähnte Dr. Paul Magnus, welcher in den Abhandlungen des uns nahestehenden Botanischen Vereins der Provinz Brandenburg Jahrg. XXXV, XXXVI und XXXVII die Peronosporeen, Exoasceen und Ustilagineen der Provinz Brandenburg bearbeitete, hat im Jahrg. XXXVIII einen Nachtrag geliefert (S. 8 flg.), worin zur Hexenbesenfrage folgende Anführungen gehören: *Exoascus Pruni* Fckl. auf *Prunus domestica* L. Chaussee bei Frankfurt a. d. O. Pr. Padus L. Triglitz, Ost-Priegnitz. — *E. Insiticiae* Sadeb. auf *Prunus insiticia* L. Triglitz — *E. Cerasi* Sadeb. auf *Prunus avium* L. und Pr. *Cerasus* L. beide in Triglitz. — *E. Crataegi* Sadeb. auf *Crataegus Oxyacantha* L. Triglitz. — *E. Tosquinetii* Sadsb. auf *Alnus glutinosa* Gaertn. Triglitz. — *E. turgidus* Sadeb. auf *Betula verrucosa* Ehrh. (Triglitz). — *E. betulinus* P. Magn. auf *Betula pubescens* Ehrh. Triglitz in Knicks und auf *B. pubescens* var. *carpathica* Willd in Knicks ebendasselbst. — *E. Carpini* Rostr. auf *Carpinus Betulus* L. Triglitz und in dem Tegeler Forst, vgl. Carl Bolle in der „Deutschen Gartenzeitung“ 1886 S. 116 und S. 201.

15. Herr Geheime Baurath Bluth hat in seiner Eigenschaft als Konservator der Denkmäler der Provinz Brandenburg eine „Anleitung für die Pflege und Erhaltung der Denkmäler in der Provinz Brandenburg“ ausgearbeitet im Auftrage der Provinzialkommission für die Denkmalspflege in der Provinz Brandenburg, die unsomehr uns angeht, als die No. C § 1 unserer Satzungen bekanntlich

„den Schutz der natürlichen und geschichtlichen Nationaldenkmäler innerhalb des Gebietes beziehentlich die Unterstützung der dem Denkmalschutz dienenden Anordnungen der Behörden“ ausdrücklich zu einer unserer Hauptaufgaben macht.

Das Büchlein (klein 8°, 57 S.) definiert den Begriff des Denkmals und giebt Mitteilungen über die Erhaltung der Denkmäler, erläutert auch die vorgeschichtlichen Altertümer, die Münzenfunde, die kirchlichen Gebäude nebst deren Ausstattung sowie die profanen Denkmäler. Die letzteren Gegenstände sind so eingehend behandelt, dass sie eine auch für den Laien leicht fassliche Geschichte der brandenburgischen Baukunst geben.

Der „Anleitung“ ist die weiteste Verbreitung, insbesondere aber die entsprechende Beachtung zu wünschen.

Die Versammlung nahm von dem herungereichten Exemplar, welches für die Bücherei der Gesellschaft vom Verf. übergeben wurde, mit Dank Kenntniss.

16. Unser Ehrenpräsident, der bisherige Landesdirektor der Provinz Brandenburg Wirklicher Geheimrat Dr. von Levetzow legt sein Amt zum 1. d. M. nieder. Aus Anlass dieses Umstandes begab sich eine Abordnung des Vorstandes und Ausschusses am 25. d. M. zu Herrn von Levetzow und hielt der II. Vorsitzende an denselben eine kurze Ansprache ungefähr folgenden Inhalts:

„Hochzuverehrender Herr Wirklicher Geheimrat! Es ist dem Vorstand und Ausschuss der Brandenburgia ein Herzensbedürfniss, Ew. Excellenz beim Scheiden aus Ihrem hohen Amte eines Landesdirektors gerade derjenigen Provinz, deren Wohl uns besonders am Herzen liegt und in deren Dienst wir uns, wie in den der Stadt Berlin, mit unseren Bestrebungen in gewissem Sinne gestellt haben, für all das Freundliche und Gute zu danken, welches Sie unserer Gesellschaft amtlich und ausseramtlich erwiesen haben. In der That verdanken wir es nicht zum wenigsten Ihrer Fürsorge, wenn die Brandenburgia, wie Gott Lob! ersichtlich, so gedeihliche Fortschritte gemacht hat.

Glücklicher Weise behalten wir ja Ew. Excellenz als unsern Ehrenpräsidenten und wir hoffen, dass, wenn es sich gerade so trifft, Ew. Excellenz noch oft unseren Sitzungen als höchster Vorsitzender präsidieren werden. In jedem Falle empfehlen wir unsere gemeinnützige vaterländische Gesellschaft auch für die Zukunft Ihrer gütigen Förderung.

Und wie wir unsern Herrn Ehrenpräsidenten heut in voller körperlicher und geistiger Frische und Rüstigkeit vor uns sehen, so erhoffen wir, dass Ew. Excellenz dieselbe durch des Allmächtigen Gnade noch viele, viele Jahre erhalten bleiben möge.

Excellenz von Levetzow dankte mit bewegten Worten und sagte der Brandenburgia seine thätige Mitwirkung auch fernerhin zu.

17. Dass Herr Freiherr Otto von Manteuffel, auf Schloss Krossen bei Drahnisdorf N.-L., der neue Landesdirektor und Nachfolger des Herrn von Levetzow, bisher Landrat des Kreises Luckau, unserer Gesellschaft als neues Mitglied beigetreten, wissen wir um so höher zu schätzen, als es bekannt ist, wie der neue Landesdirektor von jeher der Heimatkunde, der Geschichte und den Altertümern der Provinz Brandenburg ein besonderes Interesse gewidmet hat. Die Gesellschaft begrüsst den neuen Herrn Landesdirektor verbindlichst.

18. Die Geographische Gesellschaft zu Greifswald, welche unter der vortrefflichen Leitung des Herrn Professor Dr. Credner steht, der es, wie kein zweiter, versteht, das weiteste Interesse für die Landeskunde zu erwecken und diese unsere Wissenschaft im besten Sinne zu vervolkstümlichen, hat am 13. Februar eine besondere

Abteilung für Heimatkunde

begründet.

Diese bezweckt:

1. den Mitgliedern Gelegenheit zu bieten, den Heimatsbezirk, in erster Linie also Vorpommern und Rügen, durch eigene Anschauung, namentlich durch Ausflüge und Wanderungen, durch Besichtigung von naturwissenschaftlich oder geschichtlich-ethnographisch bemerkenswerten Punkten und Orten, durch Besuch wichtiger Handels- und Gewerbeanlagen u. dergl. näher kennen zu lernen,
2. zu Studien und Arbeiten auf dem Gebiete heimatlicher Landes- und Volkskunde Anregung zu geben,
3. geeignete Arbeiten auf diesem Gebiete in der Zeitschrift der Gesellschaft, den „Jahresberichten der Geographischen Gesellschaft zu Greifswald“, zu veröffentlichen und dadurch den Mitgliedern zugänglich zu machen,
4. durch Anlage einer besonderen „heimatskundlichen Abteilung“ der Vereins-Bibliothek den Mitgliedern die Einsichtnahme und das Studium bereits vorhandener heimatskundlicher Werke, Abhandlungen und Karten zu erleichtern.

Die Abteilung bildet einen Zweig der Geographischen Gesellschaft und untersteht dem Gesellschaftsvorstande. Dieser ist ermächtigt, für die Ausflüge und Wanderungen einzelne Mitglieder an der Leitung zu beteiligen; diese haben für die Dauer des Ausfluges die Stellung von Vorstandsmitgliedern.

Besondere Beiträge werden für die Abteilung nicht erhoben; alle Auslagen für sie leistet die Gesellschaftskasse.

Der betreffende Aufruf fügt Folgendes, was auch unsererseits wohl beachtet zu werden verdient, hinzu:

Nur als Beispiele sind im Folgenden einige Punkte zusammengestellt, deren Beobachtung wir den Freunden unserer Bestrebungen besonders empfehlen und über welche uns Mitteilungen erwünscht sein würden.

I. Kartenwesen des Heimatsgebietes

Mitteilungen über Unrichtigkeiten der vorhandenen Karten, über falsche Namen von Ortschaften, über wünschenswerte Nachträge, Ergänzungen, Verbesserungen und Neueintragungen, — über den Besitz bemerkenswerther alter Landkarten, Flurkarten, Stadt- und Ortspläne aus dem Bereiche des Heimatbezirkes. Etwaige Zuwendungen derartiger, namentlich älterer Karten und Abbildungen an die heimatskundliche Abteilung der Vereinsbibliothek würden mit grossem Danke begrüsst werden.

II. Oberflächengestaltung und geologischer Bau.

Mitteilungen über auffällige Oberflächenformen, — Massenanhäufungen von erratischen Blöcken und Gesteinschutt („Geschieberücken“, „Geröllstreifen“), — besonderen Steinreichtum von Feldern, — durch Gestalt oder Grösse auffallende Blöcke, — Entstehen von Erdfällen (Einbrüchen), — Ergebnisse bezüglich des Bodenbaues bei der Anlage von Brunnen und Bohrlöchern, von Eisenbahn- und Strassen-einschnitten (Angabe der Schichten nach Beschaffenheit und Mächtigkeit, womöglich unter Einsendung charakteristischer, nach ihrer Tiefenlage genau bezeichneter Bodenproben); — Zerstörungen und Veränderungen der Küsten durch Sturmfluten, sowie durch Stürme und Eisschub, oder durch Abbrüche oder Rutschungen, — Veränderungen der Stranddünen durch Stürme und Fluten, — Neulandbildungen durch Anschweimmungen von Seesand und Moorwachstum.

III. Hydrographie.

Mitteilungen über eingetretene Veränderungen in der Wasserführung von Quellen, Bächen, Flüssen, — Erlöschen oder Neu-Entstehen von Quellen, — Beschaffenheit der Quellwasser, — Veränderungen des Wasserstandes in Seen und Teichen, sei es plötzlicher, sei es allmählicher Art, — Laufverlegungen von Bächen und Flüssen.

An den Küsten: Eintritt von Sturmfluten und „Seebären“ (plötzlich eintretende Flutwellen), schleunigste Benachrichtigung dringend erwünscht, — Eispackungen und deren Wirkungen auf den Strand, — Verfärbungen des Meerwassers durch massenhaft auftretende Organismen.

IV. Klimatisches und Meteorologisches.

Mitteilungen über den Eintritt auffälliger atmosphärischer Erscheinungen (Fata Morgana, Nordlicht, Dämmerungs-Erscheinungen), — bemerkenswerte Gewittererscheinungen, — Blitzwirkungen u. s. w., —

aussergewöhnliche Stürme und deren Wirkungen, Wolkenbrüche, — auffällige Schneebildungen u. s. w.

V. Pflanzen- und Tierwelt.

Mitteilungen über Aussterben bisher vertretener oder Einwanderung und Neu-Auftreten bisher nicht beobachteter Formen, — Funde ausgestorbener Tier- und Pflanzenformen in Torfmooren, Thonlagern oder Kalktuffbildungen.

VI. Vorgeschichtliche Bevölkerung.

Mitteilungen über Funde von menschlichen Resten (Knochen, Werkzeugen, Waffen und Geräten aus Stein, Bronze, Kupfer, Eisen, Gold, Silber in Torfmooren, auf Feldern, bei Graben-, Strassen-, Eisenbahn-Anlagen, in Hünengräbern), — Vorkommen von Dölmen, Steintischen, Einzelsteinen, Steinkreisen, Ding- und Gerichtsstätten u. s. w., über Reste von Pfahlbauten in Seen, Teichen oder Torfmooren, — über Münzfunde, alte Grab- und Opferstätten, Burgwälle, „Schanzen“ u. dergl.

VII. Jetzige Bevölkerung. (Volkskunde im engeren Sinne).

Mitteilungen über:

1. besondere Sitten und Bräuche im Familienleben (bei Werbung, Hochzeit, Schwangerschaft, Geburt, Taufe, Todesfällen), an den Festen (in den zwölf Nächten zu Weihnachten, Neujahr und Heiligen Drei-Königen, zu Fastnacht, Ostern, Walpurgis, am Maifest, zu Pfingsten, am Johannis-, Martinstage u. s. w.), in der Haus- und Landwirtschaft (beim Umzug, beim Pflügen, Säen und Ernten, beim Ein- und Austreiben des Viehes, bei der Bienenzucht u. s. w.), im Rechtsleben (beim Abschlusse von Kauf, Miete, Dienstvertrag, bei Versteigerungen u. s. w.).

2. Zauber und Volksheilkunde (Traumdeutung, Besprechung der Krankheiten von Menschen und Vieh, Looswerfen und Weissagung zur Neujaarszeit, am Thomastage u. s. w., über heilkräftige Bäume, Pflanzen, Amulette u. dergl.).

3. Märchen, Sagen (von Gespenstern, Riesen, Zwergen, Hexen und vom Teufel; geschichtliche Sagen, die sich an bestimmte Orte oder Persönlichkeiten knüpfen), Lieder (Wiegenlieder, Lügenreime, Abzählverse, Sommerlieder u. s. w.), Spiele (Kinderspiele, Weihnachtsspiele), Rätsel, Sprichwörter, Bauernregeln u. a. m.

4. Namen und Verse auf Namen für Menschen, Tiere und Ortschaften, Flurbenennungen; auch Scherznamen, Ortsneckereien u. s. w.

5. über den Hausbau.

6. über Volkstrachten.

7. auffällige mundartliche Erscheinungen (besondere Dialektwörter, Lauterscheinungen u. s. w.). —

Unsere Brandenburgia begrüsst die neue pommersche Kollegin auf das Herzlichste und wünscht ihren Bestrebungen den besten Erfolg.

19. Als neuestes wissenschaftliches Unternehmen des Märkischen Museums gelangt zur Vorlage das Erste Heft eines im Verlage unseres Mitgliedes des Herrn Dr. E. Mertens erscheinenden Prachtwerks betitelt:

Hervorragende Kunst- und Altertums-Gegenstände des Märkischer Provinzialmuseums in Berlin. Herausgegeben von der Direktion des Museums. Heft I. Die Hacksilberfunde. Mit VIII Tafeln und Abbildungen im Text. Berlin 1896.

Die Hacksilberfunde des Märkischen Museums, welche dem 10. und 11. Jahrhundert angehören, auch in unserer Gesellschaft bereits in der Sitzung vom 27. März 1895 (Monatsblatt IV.) kurz besprochen worden sind, werden hier in diesem vornehm ausgestatteten Illustrationswerk zunächst erörtert. In den Text haben sich drei unserer Mitglieder geteilt, indem Herr E. Friedel das Geschichtliche, Herr R. Buchholz das Beschreibende, Herr E. Bahrfeld das Numismatische bearbeitet haben. Für die Heimatkunde des 10. und 11. Jahrhunderts, insbesondere soweit der wendische Volksstamm in Frage kommt, ist dieses erste Heft von hervorragender Bedeutung.

Die einzelnen Hefte des Gesamtwerks erscheinen in zwanglosen, in sich abgeschlossenen Lieferungen und sind einzeln käuflich. Wir teilen mit dem Herausgeber die Hoffnung, dass hiermit ein löbliches Werk begonnen ist, welches der Verwaltung unserer Reichshauptstadt zur Ehre, Lehrenden wie Lernenden, Künstlern und Kunsthandwerkern zum Nutzen, allen Freunden vaterländischer Forschungen aber zur Belehrung und zur Freude gereichen werde.

In einem zweiten Heft sollen die gusseisernen, kunstgewerblichen Ofenplatten des 16. bis 18. Jahrhunderts behandelt werden, welche seiner Zeit gerade für unsere Provinz einen eigentümlichen artistischen Industriezweig ausgemacht haben.

20. Der II. Vorsitzende bespricht ferner 3 neu erschienene, wissenschaftliche Beilagen zum Jahresbericht (Ostern 1896) hiesiger städtischer Schulanstalten.

A. zum Jahresbericht der II. Realschule:

Hermann Pieper: Der märkische Chronist Zacharias Garcaeus. I. Teil. Leben des Garcaeus.

Garcaeus gehört zu dem Kranze hervorragender einheimischer Geschichtsschreiber, welche aus der Stadt Brandenburg a. H. hervorgegangen. Zacharias Garcaeus, eigentlich Gartz geheissen, ist, wie Pieper mit Hilfe der astronomischen Berechnung des Prof. Koppe vom hiesigen Andreas-Gymnasium festgestellt hat, am 11. Januar anno 1544 als Sohn des Bürgermeisters Joachim Gartz zu Pritzwalk daselbst geboren. Er studierte in Wittenberg. 1575 übernahm er das Rektorat der Altstädtischen

Schule zu Brandenburg. Um 1576 etwa heiratete er Anna Schuller, Tochter des dortigen Bürgermeisters Andreas Schuller¹⁾, und wurde dann Stadtschreiber (Syndikus), in welchem Amt er nach ungefähr zehn Jahren verstarb. In den letzten Jahren war Garcaeus auch Kurfürstlicher Richter am Schöppenstuhl zu Brandenburg. Von geschichtlichen Nachrichten giebt Pieper in diesem Programm nur eine im Altstädtischen Rechnungsbuch 1582 vermerkte „Historia welcher gestalt der Glockthurm an der Pfarckirchen S. Catharinae, in der Newen stadt Brandenburgk, den 30. Martii, morgens fruhe umb 3 hora, dieses 82. j. in einen hauffenn gefallen.“ Der Bericht schliesst in schlichter Einfalt: „Gott gebe das dieser einfall des thurms beiden stedten Brandenburgk, auch der gantzen Marke, keine grosse verenderunge vndt vndergangk bedeutte.“

Auf diesen sorglichen ersten Teil des Garcaeus lässt der Herr Verf. hoffentlich den 2., die Werke des Historikers behandelnden Teil, recht bald nachfolgen.

B. Zum Jahresbericht des Königstädtischen Gymnasiums.

Johannes Bolte: Martin Friedrich Seidel, ein brandenburgischer Geschichtsforscher des 17. Jahrhunderts. Mit einem Brustbild Seidels, der am 18. Februar 1621 zu Berlin geboren, Anfang Mai 1693 verstarb und in der Familiengruft zu St. Nikolai hierselbst beigesetzt ward. Berühmt ist Seidel hauptsächlich durch sein Hauptwerk, die Bildersammlung berühmter Märker. Seidel ist für unsere Brandenburgia eine so bedeutsame Persönlichkeit, dass über ihn besonders berichtet werden soll und zwar wird dies Herr Dr. Otto Pniower in einem Aufsatz über die wichtige Schrift unseres Bolte thun. Letzterer hat seiner Abhandlung als Motto die Worte der Schrift vorangestellt: „Colligite fragmenta, ne quid supersit“ und diese Mahnung selbst mit einem erstaunlichen Fleiss und einer entsprechenden Belesenheit auf das Glückliche befolgt.

C. Zum Jahresbericht der Dorotheenschule.

Katharina Pufahl, Oberlehrerin: Berliner Patrioten während der Franzosenzeit 1806 bis 1808.

Erfreulich ist es, dass unsere Lehrerinnen sich jetzt auch bei der Abfassung der wissenschaftlichen Beilagen zu den Schulprogrammen beteiligen, und besonders dankenswert, wenn sie so treffliche geschichtliche Beiträge liefern, wie dies seitens der Verfasserin hier der Fall. Es ist der trübste Abschnitt der trüben Zeit zwischen 1806 und 1812 der hier behandelt wird, Kopflosigkeit der Behörden, Feigheit der Militärs, dumpfe Gleichgiltigkeit der „regierten“ Bürger folgte auf die ver-

¹⁾ Der Bruder dieses Schuller ist Georg Schuller, bekannt unter dem Namen Sabinus als märkischer Geschichtsforscher und Latein-Dichter, geb 1508, † 1560, Schwiegersohn Melanchthons.

lorenen Schlachten. Nachdem der korsische Sieger eingezogen, huldigten ihm viele; nicht blos Speichellecker und Intriganten tauchten an vielen Stellen in Berlin auf, die, obwohl preussische Unterthanen, dennoch völlig im französischen Sinne wirkten, sondern direkt schädliche Subjekte, welche den der Zwingherrschaft offen oder geheim entgegenarbeitenden Vaterlandsfreunden durch Spionieren und durch Angeberei, sowie als agents provocateurs höchst gefährlich wurden und manchen zur Flucht zwangen. Erhebend ist nun für unser preussisches Herz, dass es trotz der allgemeinen Erniedrigung und trotz der den Patrioten drohenden Gefahren edle Männer und Frauen gab, welche den gesunkenen Mut zu beleben, das verloren gegangene Vaterlandsgefühl und den aus diesem entspringenden Widerstand gegen den fremden Unterdrücker neu zu beleben wagten, ausserdem aber das Mögliche thaten, um der schrecklichen Not und Verarmung zu begegnen, die während der französischen Okkupation immer mehr und mehr um sich griffen. Es seien die Namen Fichte, Schleiermacher, Hanstein, Zelter, Oberfinanzrat Sack, Hofprediger Sack, Gubitz, Gräfin Sophie Schwerin geb. Dönhoff genannt. Bezeichnend für die Stimmung in den hiesigen bürgerlichen Kreisen ist ein bislang ungedrucktes Tagebuch, welches Karoline Sack, zweite Tochter des Hofpredigers Friedrich Samuel Gottfried Sack, in den Jahren 1806 und 1807 geführt hat und das Frl. Pufahl benutzen konnte.

Es sei vorbehalten, auf Einzelheiten dieser gehaltreichen Abhandlung später zurückzukommen.

21. Herr E. Friedel legt unter Bezugnahme auf die soeben besprochene Pufahlsche Schrift ein messingenes Siegel der französischen Polizei in Berlin vor, dessen Grösse und Beschaffenheit aus der hier folgenden Abbildung hervorgehen.



Das Siegel ist durch Herrn Realschullehrer Gischel zu Rosenheim in Bayern, der sich vielfach bereits um die Sammlungen des Märkischen Museums wohl verdient gemacht hat, für die letzteren erworben worden.

Die Inschrift lautet: Surveillance de la Police de Berlin.

Der Adler ist naturalistisch gehalten. Er hält das Blitzbündel des Jupiter in den Fängen und schaut heraldisch gesprochen, nach links. Die kaiserliche französische Krone schwebt über ihm in der Luft, wie dies nach einer Bemerkung des anwesenden Ausschussmitgliedes, Herrn Major von Maltitz, damals üblich war.

Es handelt sich offenbar um ein Dienstsiegel der geheimen französischen Polizei in der preussischen Hauptstadt aus der von Fräulein

Pufahl geschilderten Zeit. Der seltenen, zeitgeschichtlich bedeutsame Stempel scheint bis dahin ganz unbekannt gewesen zu sein.

22. Der neu aufgefundene Berlinische Annalist von 1434. Unter dieser Bezeichnung berichtet Herr E. Friedel über eine in den Nachrichten von der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen, Historisch-philologische Klasse, 1895, Heft 3 S. 256—271 enthaltene Mitteilung von Wilhelm Meyer (aus Speyer) Professor in Göttingen, welche sich betitelt: „Der Berliner Annalist von 1434“ wie folgt.

„Als ich“, sagt Meyer, „mit der Beschreibung der Göttinger Handschriften beschäftigt war, kam mir ein gedrucktes Buch der Göttinger Bibliothek in die Hände, in dem hinten einige Seiten beschrieben waren. Es waren historische Notizen; ich ging der Notiz über die Marienkirche in Berlin nach und sah bald, dass sie noch unbekannt war. Hätten nun diese 100 Zeilen Text eine Stadt gewöhnlicher Grösse oder mit alter Vorgeschichte betroffen, so hätte ich sie beiseite gelegt. Doch sie betrafen Berlin, und wenn auch die Muse der Geschichte nicht vor dem Erfolge sich beugt, so muss sie doch gerade die Personen und Gemeinwesen am meisten beachten, die der Erfolg hoch gehoben hat. Durch die Fügung des Schicksals, die Gunst seiner Fürsten und die Thatkraft seiner Bürger ist Berlin eine wichtige Arbeitsstätte der Menschheit geworden. Seine Entwicklung betrachten sehr viele mit Aufmerksamkeit. Allein was ist, kann nur der verstehen, der weiss, was war; deswegen mühen sich viele, die alte Geschichte Berlins zu erforschen. Sind nun die Anfänge Berlins bescheiden gewesen, so sind die geschichtlichen Nachrichten darüber ungewöhnlich dürftig. Aus der Zeit vor der Reformation haben wir von Berlinern verfasste geschichtliche Berichte gar nicht, von märkischen Geschichtschreibern fast nur Wusterwitz; aber seine lebendigen, bald reichhaltigen, bald lückenhaften, leider unsicher überlieferten Schilderungen märkischer Ereignisse aus der Zeit von 1390—1425 kümmern sich sehr wenig um Berlin. Deshalb entschloss ich mich, diesen Anfang der Berliner Geschichtsschreibung näher zu untersuchen. Dabei ward ich bestens unterstützt durch meinen Neffen, Dr. Karl Hoppe, einen geborenen Berliner und jetzigen Gymnasiallehrer daselbst. Was er und was ich gefunden, das habe ich hier vereinigt zum Nutzen derer, welche die Geschichte Berlins und der Mark lieben.“

Besonderes Wohlwollen für Berlinspricht aus dieser Einleitung, namentlich dem gesperrt gedruckten Satze, nicht, indessen wollen wir hierüber mit Herrn W. Meyer nicht rechten, vielmehr uns der schätzenswerten Bereicherung, welche namentlich die Kulturgeschichte unserer Heimat erfährt, dankbar erfreuen. Es sind 108 kurze lateinische Zeilen, die der Annalist, der ein Berliner war, in dem bezeichneten Jahr niederschrieb.

Eingebunden sind sie hinten in ein Exemplar des *Ortulus anime*, gedruckt von Wilh. Schaffner de „Ropperswiler in civitate Argentin“. 1498. Auf dem Vorderdeckel steht als Ex Libris-Vermerk: „sum Johannis Waltheri Spandouiensis anno 85 (1585) und (B. J. ?) Heniccus. Also ist das 1498 gedruckte Buch wahrscheinlich, wie W. M. meint, sofort nach Berlin gekommen und lange in der Gegend geblieben.

Auf S. 262—271 lässt W. M. erläuternde kritische Bemerkungen folgen, die von besonderem Wert sind.

Nachstehend gebe ich nun den Text, soweit er Berlin und die Mark betrifft, sowie ihn W. M. bietet und lasse eine Uebersetzung folgen, wobei die Uebertragung der Daten in die moderne Zeitrechnung ebenfalls aus W. M. entlehnt ist.

Anno domini M^oCCC^oLXIX primo moneta Berlinensis fuerat incepta et solemnizata.

Anno domini M^oCCC^oLXXX in die Laurentii Berlin miserabiliter periit igne.

Anno domini M^oCCCC^oII civitas Strusszeberg per duces stagnales est devicta in vigilia Sancti Mathei, sed per [post] duos annos per nostrates est reformata.

Anno domini M^oCCCC^oIX in nocte beate Cecilie virginis cecidit turris beate Virginis et anno sequenti reincepta est per magistrum Michaellem de Gorlicz ad reedificandum.

Eodem anno [M^oCCCC^oX] ut supra Didericus de Quitzow sumpsit pecora ante Berlin et captabat quam plures cives.

Anno domini M^oCCCC^oXII illustris princeps dominus Fridericus de Norenberg in vigilia Johannis Baptiste venit primo in Brandenburgk et eodem anno in vigilia Simonis et Jude dominus Hollach, dominus Philippus et multi nobiles de curia marchionis fuerunt interfecti per duces Stettinenses in aggere Kremen.

Anno domini M^oCCCC^oXIV castra Frysak, Golcz, Plawe et Buten sunt devicta potenter per dominum Fridericum marchionem.

Anno vicesimo civitas Angermunde est devicta et sequenti die annuntiationis Marie et eodem tempore triumphavit in civitate Angermunde et captabat CCC captivos et sumpsit eis quingentos equos exceptis qui furtive effugerunt et sumpsit duo banniria que adhuc pendunt in ecclesia Beate Virginis.

Anno domini M^oCCCC^oXXV feria quinta ante carnis privium in die Severi civitas Premslawe fuit per duces Stettinenses secreta tradita.

Anno domini M^oCCCC^oXXVI in die Thimotei in profesto sancti Bartolomei Premslawe per illustrem principem dominum Johannem marchionem est reexpugnata cum placitis iustis et mirabilibus.

Anno domini M^oCCCC^oXXXII^o in festivitibus pasche heretici Hussite obsidebant civitatem Bernowe sed quinta feria eiusdem pasche turpiter et cum damno magno recesserunt.

Eodem anno [M^oCCCC^oXXXIV^o] chorus ecclesie sancti Petri fuit consecratus et cimeterium reconsiliatum dominico die ante festum exaltacionis sancte crucis. Et eodem tempore fuit [? inundacio] aquarum que plura damna intulit.

Anno domini [M^oCCCC^oXXXV] in vigilia beatorum Petri et Pauli apostolorum conclusa fuit unio civitatum Berlin et Coelen pro quo deo laus in secula seculorum. Amen.

(Im lateinischen Text habe ich einige Verbesserungen offener Fehler vorgenommen.)

Uebersetzung.

Im Jahre des Herrn 1369 wurde zuerst berlinische Münze geschlagen und verbreitet. [Vgl. Bahrfeldt im Archiv der Brdb. I. 1894 S. 19.]

Im Jahre des Herrn 1380 am Laurentius-Tage (10. August) ward Berlin jämmerlich durch Feuer zu Grunde gerichtet.

Im Jahre des Herrn 1402 ward die Stadt Straussberg durch die Küsten-Herzöge*) erobert am 20. September, aber zwei Jahre später ist es von den Unserigen wiedergewonnen.

Im Jahre des Herrn 1409 in der Nacht der Heiligen Cäcilie stürzte der Turm der Marienkirche (zu Berlin) ein und 1418 ist der Wiederaufbau unternommen durch Meister Michael aus Görlitz.

In demselben Jahr wie oben (1410) raubte Dietrich von Quitzow Vieh vor Berlin und nahm ziemlich viele Bürger gefangen**).

Im Jahre des Herrn 1412 am 23. Juni kam der berühmte Fürst Herr Friedrich von Nürnberg zuerst nach Brandenburg***) und in demselben Jahr am 27. Oktober wurde Herr Hollach, Herr Philipp und viele Adlige vom Hofe des Markgrafen durch die Stettiner Herzöge am Cremmer Damm getötet.†)

Im Jahre des Herrn 1414 wurden die Burgen Friesack, Golzow, Plaue und Beuthen gewaltsam bezwungen durch den Herrn Markgrafen Friedrich.

*) Ein sonderbarer Ausdruck. Stagnum bedeutet Wasser, See, Teich, Sumpf, Ufer, Küste, entsprechend ist das Eigenschaftswort stagnalis. Aehnlich kann étang im Französischen diese Bedeutungen haben, während es in der Regel Teich, Weiher bedeutet. So nennt Georges Sand den grossen Tegeler See étang, vgl. Monatsblatt Jahrg. III. S. 96.

** Wins und Genossen in dem Treffen an der Tegeler Mühle. Das Vieh war vor dem Spandauer Thor fortgetrieben worden.

***) Vgl. Jentsch und v. Levetzow im Monatsblatt IV. S. 211.

†) Johann von Hohenlohe und Philipp von Uttenhofen. Ihre Gräber hat unsere Gesellschaft am 13. Mai 1896 besucht, vgl. den besonderen Bericht hierüber.

Im 20. Jahre (1420) am 26. [?] März ist die Stadt Angermünde erobert worden und hat er (Friedrich) am folgenden Tage in der Stadt Angermünde obgesiegt und 400 Gefangene gemacht und ihnen fünfhundert Pferde abgenommen, ausser denen die unversehens davonliefen, und hat zwei Banner erbeutet, welche noch jetzt in der Marienkirche zu Berlin hängen.

Im Jahre des Herrn 1425 am 15. Februar wurde die Stadt Prenzlau den Stettiner Herzögen [für per duces ist ducibus zu lesen] heimlich überliefert.

Im Jahre des Herrn 1426 am 23. August ward die Stadt Prenzlau von dem berühmten Fürsten Herrn Markgrafen Johann wiedererobert unter gerechten und merkwürdigen Abmachungen.**)

Im Jahre des Herrn 1432 im Osterfeste belagerten die ketzerischen Hussiten die Stadt Bernau, doch am Donnerstag nach Ostern (24. April) zogen sie schimpflich und mit grossem Schaden wieder ab.**)

In demselben Jahre (1434 am 20. September) wurde der Chor der Sankt Petrikirche [in Kölln] geweiht und der Kirchhof entsühnt. Und zur selben Zeit war eine Ueberschwemmung, welche vielen Schaden brachte.

Im Jahre des Herrn 1432 am 8. Juni ward die Vereinigung der Städte Berlin und Kölln beschlossen, wofür Gott Lob von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen.

23. Volkskunst. Von Robert Mielke. Mit 85 Abbildungen. Magdeburg 1896. Verlag von Walther Niemann. 123 S. gr. 8. Der Verfasser, unser Mitglied, welcher, wie wir aus seinem lehrreichen Aufsatz im Archiv der Brandenburgia (I. 1894 S. 104 flg.) „Das Bauernhaus in der Mark“ erfahren, gern der volkstümlichen Arbeit und Kunst überall nachgespürt und zu diesem Zweck weite Reisen bis nach Asien und Afrika hinein, unternommen hat, legt in dem ansprechend ausgestatteten Büchlein seine Anschauungen über das Wesen der Volkskunst dar, welche sich, wie die Verhältnisse nun einmal bei uns kulturgeschichtlich entwickelt worden sind, hauptsächlich nur noch in den kleinbürgerlichen, besonders aber in den ländlichen Wirtschaften erhalten hat. Die Kunst der Bauern gruppiert sich (S. 49) um das ganze Schaffensgebiet dieses arbeitsamen Standes. Haus, Herd, Wohnung, Hausrat, Werkzeuge, Trachten, Schmuck, Bilder, bilden dasselbe im

*) Ende des 17. Jahrh. waren sie noch dort vorhanden.

**) Die beiden Bürgermeister Zabel Grieben und Klaus Beltz wurden hingerichtet, nachdem ihnen zuvor als Meineidigen die rechten Hände abgehauen. Die letzteren, im mumifizierten Zustande, befinden sich im Märkischen Museum erhalten. Vgl. „Die Quitzows und ihre Zeit“ von Fr. von Klöden. Herausgeg. von E. Friedel 1890 3. Bd. S. 483 und 503.

** Vgl. Monatsblatt der Brandenburgia I. S. 88.

engeren, genossenschaftliche Leistungen, wie Kirche und Kirchhof, Gemeindehäuser und Denkmäler, Wegebauten u. a., im weiteren Sinne. Der Verf. macht unter unserer vollen Billigung Front gegen das fast systematisch zu nehnende Einpfropfen fremder Kulturelemente auf die Volkskunst, welches gewissermassen in Schulaufsichtswege erfolgt, während gerade im Gegenteil das schwache aber edle Reis der heimatischen Kunstübung von oben her und auch seitens der Tagespresse gehegt und gepflegt werden sollte.

Vom Standpunkt der Heimatkunde können wir Herrn Mielke nur durchaus beipflichten und nur wünschen, dass seine Mahnungen nicht gleich denen des Predigers in der Wüste ungehört und unbefolgt verhallen mögen.

24. Herr Robert Mielke sprach hierauf über die Blockbau-Kirche von Burschen bei Schermeisel, Kreis Ost-Sternberg, welche als einziges derartiges Bauwerk der Provinz Brandenburg, kürzlich von ihm aufgefunden ist. Der Vortrag wird ausführlich im Archiv der Gesellschaft erscheinen.

An denselben knüpfte sich eine lebhafte Besprechung, an der die Herren Geh. Baurat Bluth, Prof. Dr. Conwentz, Dir. des Westpreussischen Provinzial-Museum, W. von Schulenburg, Dr. Bahrfeld und E. Friedel teil nahmen.

Herr Mielke hatte in seinem bezüglichen ersten orientierenden Artikel in der Voss. Zeitung vom 13. d. M. (Eine Blockhauskirche in der Mark Brandenburg) die Befürchtung ausgesprochen, dass die sehr auffällige Holzkirche demnächst abgebrochen werden würde. Herr Bluth bemerkte jedoch, dass er als Provinzial-Konservator bereits Schritte gethan habe, um das Bauwerk zu erhalten.

Da Herr Mielke in dem beregten Artikel schreibt, dass das seltene Bauwerk vielleicht im Anschluss an den Neubau des Märkischen Provinzial-Museumsbaus hierher transportiert und wieder aufgerichtet werden könne, so erinnert Herr Friedel daran, wie der kunstsinnige König Friedrich Wilhelm IV. einst die freilich kunstvoller, ausgestattete norwegische Holzkirche von Wang habe auf seine Kosten nach dem Hirschberger Thal in Schlesien transportieren und wieder aufbauen lassen, vorzuziehen sei jedoch, das Bauwerk als ehrwürdiges Dokument der auch bei uns einst vielfältig geübten volkstümlichen Holzbaukunst an Ort und Stelle zu belassen. Nach der ungemein lehrreichen und grossartigen böhmisch-slavisches ethnographischen Ausstellung zu Prag (národopisná výstava československá v Praze) 1895 habe man die im Blockverband erbaute Holzkirche von Kostel mit zierlichem Turm, überdeckter Zugangshalle und seitlichen Schutzdächern hingeschafft und so-

gar für den katholischen Gottesdienst eingerichtet.*) Am besten habe sich der wagerechte Blockhausbau in den u. A. auch von Herrn von Schulenburg beschriebenen, bekannten Holzhäusern unserer Spreewaldwenden erhalten. Jedenfalls sei auch bei unsern ersten deutschen Kirchen in der Provinz Brandenburg der Blockholzbau geübt worden, wie die auf den Münzen des 10. und 11. Jahrhunderts erkennbaren sogen. Holzkirchen vielfach erkennen lassen.

Dr. Bahrfeld als Münzkundiger bestätigt dies. Dr. Conwentz bemerkt, dass ihm dergl. horizontal aufgebaute Blockholzkirchen aus seiner Provinz Westpreussen nicht bekannt seien. Dass Kirchtürme aussen, der Billigkeit halber, mit senkrecht gestellten Brettern verkleidet würden, kommt öfters vor.

25. Herr Willibald von Schulenburg spricht über die Schulzenhammer.

Die zwei Hammer, die ich hier vorlege, scheinen zwar nur gewöhnliche Holzhammer zu sein, dürfen indess als Schulzenhammer eine höhere Bedeutung beanspruchen. Beide sind aus dem Kreise Teltow. Der eine ist bereits 40 oder 50 Jahre ausser Dienst, den anderen von Dergischow bei Zossen, habe ich aus frischer Amtsthätigkeit gegen Ersatz durch einen andern, herausgerissen. Von den Landleuten werden die Schulzenhammer Gemeindehammer genannt oder schlechtweg Hammer, bei den Wenden der Niederlausitz, wo sie vorkommen, Klapac (sprich Klapaz). Sie dienten und dienen den Schulzen dazu, im Dorfe etwas bekannt zu geben. Zu diesem Zwecke wird der Hammer zum nächsten Nachbar rechts geschickt, der schickt ihn wieder zum Nachbar und so geht er durch das Dorf herum, bis er wieder beim Schulzen ankommt. In einzelnen Dörfern, so wenigstens in Wittstock, hatte man früher zwei Hammer. Der eine wurde rechts, der andre links herumgeschickt. Wo sie sich trafen, behielten sie die beiden Hofbesitzer und brachten sie am Abend dem Schulzen bei der Gemeindeversammlung, zurück.

Früher ist jedenfalls die Bekanntmachung mit dem Hammer immer nur mündlich herumgegeben worden. Man schrieb in alten Zeiten nicht so viel wie heute. Wer da geschickt wurde, klopfte beim Nachbar an die Thüre mit dem Hammer und sagte, wenn der (Haus-) „Wirt“ selber kommen sollte zur Gemeindeversammlung: „Wirth soll sälber koamn“. Wenn aber Geldtag war, wo zu zahlen war, so hiess es: „Kontribuzjon und Klassensteuer“. „Die Kontribuzjon war noch von 1813, von den Franzosen her, von den grossen Kriegssteuern, und währte bis kurz vor 1870. Die Franzosen haben damals Preussen auf das fürchterlichste

*) Vergl. die Abbildungen in: Hlavní Katalog a průvodce. Vydal výkonný výbor. Redigoval Josef Kafka, V Praze 1895 Seite 57 (Kostel, v posadí v levo chalupa lašsko-těšínská, v pravo rybárna).

gebrandschatzt.“ So berichtete mir ein Kossät von Wittstock. Also so lange hatten noch diese armen Dörfer an den Nachwehen jener schweren Lasten aus der „Franzosenzeit“ zu leiden. „In't Jemeene“, d. h. im „Schultenhus“, Schulzenhaus, war eine grosse „(Holt-) Tofele“. Auf der Tafel waren lauter kleine Vierecke, genannt „Fäcker“ (Fächer) mit weisser Ölfarbe gemalt, so viele als Bauern und Kossäten da waren. Deren Namen standen in den Fächern und da „up det Fack lede“ (legte) jeder sein Geld hin oder liess es hinlegen. Denn zum Geldzahlen brauchte der „Wirt“ nicht selber kommen. „Die Büdner hatten keine Abgaben.“

In unsrer Zeit, soweit mir bekannt geworden, in der Mark wurden und werden die Bekanntmachungen mit dem Hammer auf einem „Zettel“, also auf einem Stück Papier, herumgeschickt. Der Zettel wird entweder am Hammer festgenagelt oder festgeklebt, oder auch in einen Schlitz, einen Einschnitt des Hammers, festgesteckt, wie bei dem Hammer von Dergischow. Im Dorfe Schmogrow, am Spreewald, das wendischsprechende Bevölkerung hat, sah ich (etwa 1877 oder 1878) einen ziemlich gedrechselten Schulzenhammer, dessen eigentlicher Schlägel aus zwei Hälften bestand. Die äussere Hälfte konnte am Hammerstiel, der dort ein schraubenförmiges Gewinde hatte, auf- und niedergeschraubt werden. Zwischen diesen beiden Hälften wurde der Zettel gelegt und der Hammer zugeschraubt.

In manchen Dörfern des Kreises Teltow sind jetzt zwei Hammer, so in Kummersdorf und Alexanderdorf bei Sperenberg. Einen hat der Schulze, den andern der „Steuererheber“, der zu diesem Amte von der Gemeinde gewählt wird. Jeder lässt seinen Hammer herumgehen, wenn es nötig ist. In dem Dorfe Dergischow fand ich sogar vier Hammer vor. Zweie hat der Schulze und zweie der Steuererheber. Je einer ist für die Bauern und Kossäten und je einer für die „kleinen Leute“, die Büdner und Tagelöhner. Manche Gemeindeleistungen gehen nur die Bauern und Kossäten an, z. B. gewisse Gespanndienste, andere wiederum nur die kleinen Leute. Dann wird der betreffende Hammer herumgeschickt. Kossät ist bekanntlich ein Mittelding zwischen Bauer und Büdner, und heisst eigentlich Kotsasse, Insasse, Inhaber, Bewohner einer Kote oder Kate (Hütte, Haus), so heissen z. B. an der Ruhr in Westfalen Bergleute und Fabrikarbeiter „Kötter“, weil sie ein eignes Haus besitzen.

Der Schulzenhammer ist also ein Amt- und Würdezeichen des Schulzen. Wo er erschien, brachte er die Anordnungen des Schulzen. Schulze ist ein uralter deutscher Name, die ihn tragen, können stolz darauf sein, und eine uralte deutsche Würde. Schulze ist zusammengesetzt aus Schultheiss, und der Schultheiss war ein Würdenträger bei

den Germanen. Schultheiss war derjenige, „dem es (nach Meyer) oblag, Verpflichtungen (sculd) zu befehlen (haizan)“, der schuldige Leistungen und Abgaben anzuordnen und anzubefehlen, zu „heissen“ hatte. Das Wort heissen im gleichen Sinne, ist noch jetzt bei unsrem Landvolke lebendig, namentlich aber das, Städtern mit hochdeutscher Sprachbildung unbekannt, Zeitwort ausheissen. Der Schultheiss wird mehrfach erwähnt in den alten Gesetzen der Langobarden, den einstigen Nachbarn der Mark. So namentlich in den Gesetzen des Königs Rothar, die niedergeschrieben wurden im siebenten Jahrhundert. Auch in der Geschichte der Langobarden von Paul Warnefried wird seiner gedacht. Den Langobarden Warnefried nennen die Gelehrten meist Paulus Diakonus, wohl weil vielen von ihnen das Lateinische vertrauter ist, während uns gerade sein deutscher Name heimatlich anmutet. Er erlebte noch den Untergang seines Volkes, das durch Karl den Grossen in brudermörderischem Kampfe vernichtet wurde. Es ist uns sogar der Name jenes alten Schulzen erhalten, der also der älteste geschichtlich beglaubigte Schulze zu betrachten ist, denn es ist klar, dass schon Jahrhunderte vor ihm Schultheisser ihres Amtes walteten. Er hiess Argait und wird geschildert als ein in jeder Beziehung tüchtiger Mann. Durch Schuld des Statthalters Ferdulf fiel er, hoch zu Ross einen Berg anstürmend, gegen slavische Heermassen, die den Berg besetzt hatten, im blutigen Kampfe, wie auch von allen seinen Waffengefährten nur ein einziger zurückkehrte, die traurige Botschaft zu bringen. Diesem einen Langobarden gelang es, bereits gefesselt, zu entkommen, indem er sich vom Berg herunterkullerte. Hier wird der sculdhaiz ausdrücklich als rector loci bezeichnet, also als Ortsvorsteher. Leider ist bei uns durch die Gesetzgebung nach 1870 der ehrwürdige Schulze in den „Gemeindevorsteher“ verflüchtigt worden. Dies muss als ein unberechtigter Eingriff in den Bestand des Volkstums bezeichnet werden, das überall da sein Recht hat, wo es nicht in Widerspruch tritt mit dem Geiste der Neuzeit. Man sollte deshalb, trotz alles Für und Wider, den „Schulzen“ im amtlichen Verkehr mit den Landleuten überall da wieder einführen, wo er früher volkstümlich bestanden hat.

Es wirft sich die Frage auf: ob dem Schulzenhammer nicht noch eine höhere Bedeutung zukommt, er gewissermassen verklärt ist durch den Abglanz himmlischer Herkunft. Bei den Nordgermanen, den Dänen, Norwegern und Schweden hiess der Gewittergott Thor. Ihm war der Hammer geweiht. In Tempeln auf schwedischen Inseln wurden ihm zu Ehren grosse durch ihr Alter geweihte Hammer aufbewahrt. Bei den südlicheren Germanen, den Deutschen, hiess der Gewittergott Donnar. Ihm zu Ehren heisst noch heute, nach mehr als tausend Jahren, der vierte Tag unsrer Woche Donnerstag. Noch heute wird am Donnerstag in Berlin ein besonderes Gericht gegessen, Erbsen und Sauerkohl, noch

heute ruft man den Gott Donnar an in Berlin und in der ganzen Mark Brandenburg, wenn eine Sache „schief geht“ und jemand „wettert“: „Donner und Dorja“. In einigen niederdeutschen Gegenden besteht oder bestand die Redensart: „De Hamer sla!“ und „Dat Die de Hamer“ (Grimm), d. h. dass Dich der Teufel hole. „Meister Hämmerlein“ heisst der Teufel (Simrock). Der Dichter Frauenlob, den Frauen, als er verstorben, in die Kirche sollen getragen haben, weil er so viel Gutes und Schönes von ihnen gesagt, hat die Äusserung: „der smit ûz Oberlande warf sinen hamer in mine schôz“ (Grimm). Es ist hier die Rede von Gottvater. Der Schmidt aus Oberland ist der himmlische Schmidt und der himmlische Schmidt ist der Gewitterschmidt, der die Blitze schmiedet in der feurigen Gewitteresse, und wo ein Volk einen Gewittergott hatte, da war er der himmlische Schmidt, bei uns der Gott Donnar. Frauenlob lebte im 13. Jahrhundert. Damals also waren solche Vorstellungen noch lebendig. Wir sehen: für bestimmte Teile Deutschlands steht urkundlich fest, dass der Gewittergott ebenfalls wie der ihm gleiche Thor, den Hammer hatte. Für grosse Teile Deutschlands ist nichts darüber bekannt, aber die Gründe liegen nahe.

Dagegen hiessen noch bis in unsre Zeit, namentlich in Ostdeutschland die vorgeschichtlichen Steinbeile, namentlich die durchbohrten, ähnlich wie gewisse Versteinerungen, im Volke „Gewittersteine“, weil man annahm, dass die Stein-„Keile“ mit dem Gewitter von oben auf die Erde nieder kommen und noch heute werden sie auf dem Dachboden aufbewahrt, damit sie das Haus vor Blitz und Gewitter schützen. Man flucht ja heute noch ebenso „Donnerkiel noch mal“ wie „Donnerwetter noch mal“ und Donnerkiel heisst eben Donnerkeil, in Hinsicht auf den vom Gewittergott geschleuderten Blitzkeil. Es sind vielfach Steinbeile in vorgeschichtlichen, heidnischen Gräbern gefunden worden, auch in Totenurnen, die zum Teil Zeiten angehören, wo man Waffen von Bronze und Eisen hatte. Manche waren völlig ungebraucht, so frisch und neu, als wären sie eben einer Werkstatt entnommen. Da wird es zweifelhaft, ob solche je benutzt wurden, und es ergibt sich mehr die Annahme, dass sie nur aus Gründen des Glaubens den Toten mitgegeben wurden. Dann ist aber nicht ausgeschlossen, dass sie in Beziehung standen mit dem Hammer des Donnar, sei es nun, dass sie Beigaben waren aus allgemeineren Gründen, oder aber weil die Toten in den betreffenden Gräbern besondere Beziehungen hatten zum Gotte Donnar. Man darf da nicht Anstoss nehmen an den üblichen Ausdruck „Steinbeil“. Denn eine grosse Menge kurzer, stumpfer Steinbeile kann man ebenso gut Hammer wie Beil nennen. Versehen wir solche mit kurzem Stiel, so gleichen sie ganz unsren Hammern. In vielen Gegenden Deutschlands, ich habe sie bemerkt in Westfalen, Bayern und Nord- wie Südtirol, gebrauchen die Steinschläger auf den Landstrassen eiserne

Hammer an langen wippenden Holzstielen, die in der Gestalt durchaus manchen der vorbeschriebenen Steinbeile gleichen. Ausserdem wechselt die Bedeutung von Beil. In Oberbaiern heisst Hacke auch, was wir Beil nennen, und Beil ist ein spitzes Werkzeug um Holz einzupacken. Wenn nun so allgemein im Volksglauben unsrer Zeit noch die Steinbeile, und auch die hammerähnlichen, als Gewittersteine gelten, dürfte daraufhin allein die Annahme gestattet sein, dass auch in diesen Gebieten Deutschlands einst der Gewittergott einen Steinhammer oder Hammerstein hatte, eine Bezeichnung, die als Stamm sich erhalten hat. Ausserdem bedeutet nach Grimm hamar, das er mit dem slavischen kamen (-Stein) vergleicht, ursprünglich harter Stein.

Wenn aber auch dies Alles nicht zuträfe, so folgt doch aus den bestimmten, vorher erwähnten, Zeugnissen, dass in Deutschland der Gewittergott ebenso wie Thor den Hammer hatte als Wahrzeichen, wenigstens in bestimmten Bezirken, und dass mit voller Wahrscheinlichkeit der eigentümliche Schulzenhammer als ein irdisches Abbild jenes himmlischen Machtzeichens zu betrachten ist, als Würdezeichen der Männer, die durch göttliche Bestimmung sich berufen glaubten als Obrigkeit die Ordnung hier unten zu wahren.

Man sollte deshalb überall da, wo der Schulzenhammer bestand, ihn amtlich wieder einführen als altes Wahrzeichen obrigkeitlicher Macht. In unsrer Zeit ist der Volksglauben beim Landvolke im Schwinden und mit ihm die dichterische Auffassung des Daseins und der Dinge. Eine öde geistige Nüchternheit ist überall in die jüngeren Kreise eingezogen. Da sollte man nicht das Wenige noch vergehen lassen, was als äusseres Merkmal erinnert an glaubensvolle Tage und an die bilderreiche Geisteswelt des Altertums.

26. Im Anschluss an den Vortrag des Herrn v. Schulenburg über die Schulzen-Hammer bemerkt Herr E. Friedel als Kuriosum, dass auch der „Schulze“ von Berlin d. h. der Oberbürgermeister in den Sitzungen des Magistrats gewissermassen als Amtszeichen, zum Ruhegebieten (was aber kaum nötig!) einen hölzernen Hammer führe. Der verstorbene Stadtrat Löwe habe zur Amtszeit des Oberbürgermeisters, spätern Finanzministers Arthur Hobrecht, einen mit Bären verzierten, zierlich aus Buchsbaum geschnitzten Amtshammer gestiftet. Nachdem derselbe auf unaufgeklärter Weise verschwunden (? gestohlen), sei er durch den einfacheren, den der Oberbürgermeister Zelle, unser Erster Vorsitzender, zur Zeit führe, ersetzt worden.

26. Herr Schulrat Professor Dr. Carl Euler hält zum Schluss einen Vortrag über Erinnerungen aus dem Hessischen Feldzug, und ein

Wintermarsch durch die Mark Brandenburg 1850/51. Der Vortrag wurde mit grossen Beifall aufgenommen. Wir bringen denselben hier unten.

Erinnerungen an den hessischen Feldzug und einen Wintermarsch durch die Mark Brandenburg.

von Karl Euler.

Lang, lang ist's her! Im Jahre 1850 fand der Feldzug statt, unrühmlichen Angedenkens. Unblutig ist er verlaufen, nur ein Ereignis ragt als Markstein aus ihm hervor: die grosse unblutige „Schlacht bei Brounzell“. Doch halt! unblutig war sie doch nicht; ein Schimmel wurde verwundet und ein Offizierpaletot erhielt einen Schuss! Ersteres ist geschichtlich beglaubigt, letzteres lebt im Munde der Sage.

In welchem Zusammenhang steht nun der hessische Feldzug und die Schlacht in dem fernliegenden hessischen Dorf mit dem Wintermarsch durch die Mark Brandenburg? Das will ich im folgenden kurz erzählen.

Ich muss aber etwas zurückgreifen. Im Frühjahr 1850 kam ich mit einem jüngeren Bruder vom Rhein (Bonn) nach Berlin, um neben der Fortsetzung der Studien unserer einjährig-freiwilligen Dienstpflicht zu genügen. Wir fanden Unterkunft in dem damals in Berlin stehenden vierzehnten Infanterie-Regiment.

Unser dreissig waren es, die zusammen einexerziert wurden. Als rechter stattlicher Flügelmann stand an der Spitze der jetzige Geheime Stadt-Baurat Dr. Hobrecht; ich selbst war erst der sechste im Gliede. Von andern Kameraden sei nur der jetzige Senats-Präsident am Kammergericht, Rathmann genannt.

Es war eine gemütliche Dienstzeit; das Verhältnis zu den Offizieren war ein freundliches, der Dienst war nicht übermässig angestrengt. Mein Bruder und ich erfreuten uns als Pfarrers-Söhne eines gewissen Wohlwollens des Regiments-Kommandeurs Oberst von Bahr; war derselbe doch selbst ursprünglich Theologe gewesen, hatte in den Befreiungskriegen mitgekämpft und war dann in der militärischen Laufbahn geblieben. Nach drei Monaten wurden wir bereits Vice-Unteroffiziere. Meine Kompagnie lag im Schlosse Monbijou, in den Räumen, in denen später das Hohenzollern-Museum Aufnahme gefunden hat, im Quartier. Das Exerzieren geschah unter den herrlichen, Schatten spendenden Bäumen des damals noch viel umfänglicheren Parkes.

Vom 15. September ab manövierten wir in der Gegend von Belzig, hatten bei Treuenbriezen Parade vor König Friedrich Wilhelm IV. und kehrten am 29. nach Berlin zurück. Wir wurden zu Unteroffizieren ernannt und sonnten uns im Glanz der goldnen Tressen auf dem vom Manöver bereits etwas mitgenommenen Waffenrock. Extrauniform besaßen nur wenige von uns, sie wurde auch nicht mal gern gesehen. Als im Verlauf des Feldzuges die Röcke allmählich die blaue Farbe zu verlieren anfangen, liessen wir sie einfach wenden. Mein Bruder und ich mieteten uns eine nette Stube in der Ziegelstrasse und dachten an unsere Studien, aus denen im Sommer nicht viel geworden war. — Da kam der Befehl: Ausrücken! Nicht ganz unvorbereitet; denn Krieg schwebte in der Luft! —

Im Kurfürstentum Hessen waren zwischen der Regierung und dem Volke heftige innere Kämpfe ausgebrochen. Erstere, an deren Spitze der Minister Hassenpflug stand, wollte die Verfassung willkürlich und zum Schaden des Landes ändern. Das wollte man sich nicht gefallen lassen. Der Kurfürst wurde bewogen, den Kriegszustand über das Land zu verhängen, und als das nichts half, wandte man sich an die wieder hergestellte Frankfurter Bundesversammlung. Diese beschloss, ein Bundesexekutionsheer in Hessen einrücken zu lassen, um das verfassungstreue Hessenvolk zur Raison zu bringen und beauftragte Oesterreich und Bayern mit dieser Exekution. Preussen konnte dies nicht dulden, es wollte die Hessen in ihrem Rechte schützen, so kam die Verwicklung. Das 14. Regiment, das in Berlin nicht mehr nötig erschien, gehörte zu den ersten, die dem voraussichtlichen Kriegsschauplatz näher rücken sollten, und so wurde der Ausmarsch befohlen. Über das, was wir auf diesem Feldzug und später erlebten, führte ich genaues Tagebuch, zum Teil mit Bleistift in vergilbter Schrift geschrieben, nur schwer mehr zu entziffern. Ein glücklicher Zufall liess es mich wiederfinden, und da der Feldzug in einen Wintermarsch durch ein gutes Stück der Mark Brandenburg ausklang, so halte ich einige Mitteilungen aus dem Tagebuch für unsere „Brandenburgia“ auch jetzt noch geeignet.

Es war am 11. Oktober, einem heitern sonnigen Tage, als wir auf dem Anhalter Bahnhof zur Fahrt eingeschifft wurden. Wohin es ging, wussten wir nicht, kümmerte uns auch nicht; wir waren mit der Fahrt rasch ausgesöhnt und träumten von kriegerischen Thaten. Als die Gegend anfing bergig zu werden, als sich gar Felsen zu zeigen begannen, da staunten unsere biederen Pommern und Polen, aus denen das Regiment zum grössten Teil bestand; hatten sie doch niemals Felsen gesehen. Spät Abends kamen wir in Erfurt an. Von da maschierten wir auf „furchtbar“ schmutziger Chaussee weiter, bis sich die Berg-

kuppen der drei Gleichen mit ihren Burgen und Burgtrümmern zeigten. In den in der Nähe befindlichen Dörfern bezogen wir Quartier. Vier Unteroffiziere, darunter mein Bruder und ich, 22 Musketiere und ein Spielmann kamen nach dem Gut Ringleben bei Mühlberg. Es gehörte dem aus den Befreiungskriegen bekannten General-Feldmarschall Freiherrn von Müffling, der in Erfurt wohnte. Er hatte angeordnet, dass uns zu Ehren eine Kuh geschlachtet werde, dass wir die ersten 8 Tage seine Gäste sein sollten, die zweiten 8 Tage die Hälfte des Verpflegungsgeldes, weiterhin aber die ganze Summe — 50 Pf. täglich! — zahlen sollten, damit das viele ersparte Geld uns nicht übermütig mache! Gar wohl fühlten wir uns bei den Fleischtöpfen Ringlebens; vortrefflich schmeckte uns die biedere Kuh, die ihr Leben für uns hatte lassen müssen. Leider konnten wir sie nicht ganz aufessen.

Dort auf dem Gute sah ich in einem Zimmer des Herrenhauses auch die berühmte Bettstelle, die nächtliche Ruhestätte des Grafen von Gleichen und seiner beiden Frauen, der ursprünglichen und der später angetrauten Sultanstochter aus dem Morgenlande, die den Grafen aus schwerer Gefangenschaft befreit und nach seiner Heimat begleitet hatte, wo mit päpstlicher Lizenz die Trauung stattfand. Die vermeintliche Bettstelle hat sich lange erhalten, sie war aber sehr zerschnitzt denn ein Span, von ihr geschnitten, sollte gut sein gegen Zahnschmerz. Musäus freilich berichtet poetischer, dass „ein Span davon statt des Blankscheits in dem Schnürleib getragen, die Kraft haben solle, alle Regungen von Eifersucht in den weiblichen Herzen zu zerstören.“ Um die Bettstelle vor gänzlicher Zertrümmerung zu bewahren, hatte der General sie von der alten Stelle in der Burg fortgenommen. Von ihrer Breite kann man sich einen Begriff machen, wenn es wahr ist, was mir erzählt wurde, dass die vier Pfosten derselben eine Zeitlang als Pfosten für einen Webstuhl gedient hätten. In mir erregte die Bettstelle keinerlei poetisches Empfinden; in meinem Tagebuch berichte ich kurz und prosaisch: „In einem Zimmer des Generals die Bettstelle des Grafen von Gleichen gesehen, nicht viel daran.“ Aber der alte Feldmarschall hat sie besungen, denn von ihm soll das Gedicht herrühren, das ich vorfand und hier mitteilen will, um es der Vergessenheit zu entreissen. Es lautet:

Einst ruhten hier, Graf Gleichen in der Mitte,
 Zwei schöne Frau'n in schwesterlicher Einigkeit;
 Die Türkin folgte morgenländischer Sitte,
 Die edle Deutsche dem Gefühl der Dankbarkeit.
 So hat uns die Sage der Vorzeit berichtet,
 Wir fragen erstaunt: Ist's wahr, ist's erdichtet?

Für fremdes Glück das eigne hinzugeben,
 Erhebt als Christenpflicht zu wohlverdientem Ruhm;
 Jedoch in wilder Doppelehe leben,
 Gestattet nur das materielle Heidentum.
 Es lässt sich die Sage nicht fassen noch glauben.
 Wir lassen die Würde der Frau'n uns nicht rauben.

Die Hoffnung, dass der alte Herr uns einen Besuch in Ringleben abstatten werde, erfüllte sich nicht. Übrigens starb er noch in demselben Winter, am 16. Januar 1851.

Am 15. Oktober wurde Königs Geburtstag gefeiert. In Ermangelung von Tänzerinnen mussten die Soldaten unter sich tanzen. Bald hörte das Schlaraffenleben auf. Am 21. Oktober wurde ausgerückt. Wir fuhren mit der Bahn nach Gerstungen, marschierten von da nach Vacha, und blieben hier bis zum 2. November. Da wurden wir früh um 2 Uhr alarmiert. Die Bayern und Österreicher sollten die hessische Grenze überschritten haben — wir also beeilten uns nun auch, nach Hessen zu kommen. Nach zweistündigem Marsch begrüßten wir mit gewaltigem Hurrah den hessischen Löwen. Über Hünfeld, wo wir nach langem Warten endlich Quartier erhielten, ging es in langer Kolonne nach Fulda. Einen prächtigen Anblick gewährte die turmreiche Stadt mit den sie umgebenden, von Klöstern und Kapellen gekrönten, Bergkuppen. Von jener Zeit ab hatte ich eine Vorliebe für Fulda und freute mich stets, wenn ich die Stadt sah.

Am kommandierenden General vorbei defilierend machten wir vor der Stadt Halt und konnten wieder erst nach langem Warten, an das wir allmählich gewöhnt wurden, einmarschieren. Die Bürgerschaft empfing uns als Freunde und Retter mit Wohlwollen, und die schönen aus allen Fenstern schauenden Fuldaerinnen nickten uns freundlich zu. Wie bezogen die Kaserne, die erst am Morgen von ihren Insassen verlassen worden war, machten es in den uns angewiesenen Stuben so bequem als möglich, reinigten uns vom grössten Schmutz, — denn

Ach der Dr . . . im Hessenland,
 Von uns allen anerkannt,
 War er doch so schrecklich tief,
 Dass er in die Stiefeln lief.

sangen wir später — wir suchten die uns als die besten empfohlenen Bierwirtschaften besonders den Felsenkeller auf, um den grossen Hunger und noch grösseren Durst zu stillen.

Das war ein wunderliches Leben in den nächsten Tagen. Am 4. November wurde um 2 Uhr nachmittags plötzlich Generalmarsch geschlagen; die Feinde sollten einen Vorstoss gegen Fulda planen. Wir marschierten vor die Stadt, nahmen in der Nähe von Gärten vor einer Lehmgrube oder richtiger in derselben, da sie uns gegen etwaige Späher deckte, Aufstellung. Wir warteten der Dinge die da kommen sollten, sie kamen aber nicht, und zurück gings zur Kaserne.

Am 5. November wurde bereits um 10 Uhr Mittag gegessen, dann wieder hinaus und herein. Und so war es auch am 6. Wir wussten vor langer Weile schliesslich nicht, was anfangen. Wir spielten Whist in freiem Felde, wir sangen, führten Gänsemärsche aus; ein regelrechter Kontertanz, an dem sich, wie mein Tagebuch ausdrücklich mitteilt, unter andern auch Hobrecht und Rathmann beteiligten, wurde nach dem Kommando eines kundigen Berliners im Lehmloch ausgeführt. Die Offiziere, die sich nicht weniger langweilten, sahen uns mit Behagen zu. Abends gingen die andern Kompanien nach der Kaserne, unsere 3. Kompanie blieb draussen; Patrouillen, die scharf geladen hatten, wurden ausgesandt, wir waren auf einen feindlichen Zusammenstoss gefasst. Um 12 Uhr Nachts wurden wir abgelöst. In der Kaserne erquickte uns eine warme Brotsuppe, für die der Hauptmann gesorgt hatte.

Immer aufgeregter wurde die Stimmung. Mancherlei Gerüchte schwirrten durch die Luft. Das Wunderlichste, ja Lächerlichste wurde geglaubt. Man wollte eine feindliche Artillerie-Kolonnie gesehen haben. Sie entpuppte sich als ein Leichenzug. Ein Patrouillenfürer sollte, durch die Dunkelheit getäuscht, auf eine Gruppe Bäume einen Bajonettaangriff befohlen haben; ein anderer auf eine Hammelherde, und was der Scherze mehr waren.

Während wir uns, so gut wir konnten, die Zeit vertrieben, waren bereits Gerüchte von schweren Kämpfen in die Ferne gedrungen. Als wir aus Berlin ausrückten, schrieb uns die Mutter, nachdem sie zur Sorge für unsere Gesundheit ermahnt: „Seid nur vorsichtig, dass Ihr Euch nicht ohne Not in Gefahr begeben; könnt Ihr nicht anders, dann seid nicht feig, Gott wird Euch schützen!“ Jetzt aber fragte sie angstvoll an, weshalb wir nicht schrieben? Ob wir krank oder verwundet seien? Wir konnten sie beruhigen. — Am 7. November assen wir bereits um 6 Uhr morgens unser Mittagbrot und zogen dann wieder nach unserer geliebten Lehmgrube. Wir spielten Whist. Da Bewegung unter den Offizieren, der General von der Gröben kam mit seiner Begleitung herangeritten. Er rief die Offiziere zusammen; er machte ihnen eine Mitteilung, die sie sichtlich hoch erregte; die Offiziere eilten zu uns und verkündeten die Mobilmachung des preussischen Heeres. Jetzt sollte es also ernstlich auf den Feind losgeh'n!

Allgemeiner Jubel! Vergessen waren alle Mühen und Strapazen. Wir sangen später in Erinnerung an jenen Morgen:

Mag das Lehmloch Lehmloch sein,
Wurden wir auch drin zum Schwein,
Es ward ja telegraphiert,
Dass man uns mobilisiert.

Das Nächste waren Briefe an die Eltern und Geschwister. Auch schrieben wir für des Schreibens unkundige Soldaten an deren Schätze nach Berlin.

In jenen Tagen wurde in Duisburg die Rheinisch-Westfälische Provinzial-Synode abgehalten, deren Mitglied unser Vater als Superintendent war. Es wurden Stimmen laut, dass angesichts der bevorstehenden Ereignisse die Synode vor der Zeit schliessen möge. Da trat unser Vater auf und sagte: Wenn einer in der Versammlung bei der Zeitlage beteiligt sei, dann sei er es. Seine zwei jüngsten Söhne ständen als Einjährig-Freiwillige in Fulda, ein dritter habe soeben Abschied von ihm genommen, da er als Landwehrmann einberufen sei; von dem vierten und ältesten erwarte er stündlich die Nachricht auch von seiner Einberufung zur Waffe. Und trotzdem beantrage er, dass in der Synode fortberaten werde. In solcher Zeit müsse jeder erst recht seine Pflicht thun, und ihre Pflicht sei, die Synode zu Ende zu führen. Da stimmten alle Anwesenden ihm freudig bei.

Es drängten sich jetzt die Begebnisse. Wir waren am 8. November ruhig in der Kaserne, die auch noch unsere Füseliere aufgenommen hatte, da wurden wir um 10 Uhr alarmiert. Es hiess, das die Bayern eine Umgehung beabsichtigten; wir marschierten nach einem andern Platz und blieben dort bis nachmittags 5 Uhr und kehrten dann wieder zurück. Die Stadt und Umgegend hatte ein immer kriegerischeres Ausseh'n erhalten. Von allen Seiten rückten Soldaten heran: Infanterie, Kavallerie, Artillerie. Aber auch flüchtende Landleute sah man, die mit Frau und Kindern und Sack und Pack vor den vorrückenden Bayern flüchtend gen Fulda fahren. Unsere Kaserne war überfüllt. Jede Stube war drei-, ja vierfach besetzt und unten im Kasernenhof standen noch Soldaten, die darauf warteten, dass ihnen Platz gemacht werde. Wir aber bezogen abends ein Bivouak. Dorthin wurde Stroh gebracht, das uns aber vor dem nasskalten Wetter wenig schützte. Doch wir waren guten Mutes, sollte es doch den folgenden Tag wirklich gegen den Feind gehen, dessen Wachtfeuer wir nicht allzuweit am Waldesrande zu sehen glaubten. Unsere Füseliere hatten sich in einem benachbarten Gehöft festgesetzt, in die umgebende Mauer Schiessscharten gebrochen, die im Wege stehenden Bäume umgehauen, Distanzen zum Schiessen auf einen herannahenden Feind abgemessen.

Endlich wird's hell, wir freuen uns des Morgens, erheben uns durchfrozen vom harten Lager. Der General erscheint mit seinem Adjutanten. „An die Gewehre!“ erschallt das Kommando. Im Nu sind wir geordnet. „Bataillon — marsch!“ Wir lenken in die Strasse ein, die zum Feind führt. Da auf einmal: „Tete links schwenkt — marsch!“ Wir schwenken, wir kehren dem Feind den Rücken, Fulda kommt wieder in Sicht! Aus der Stadt quillt gleichzeitig Militär über Militär, gefolgt von unendlichem Train, alle in derselben Richtung, vom Feinde abgewendet! Was soll das bedeuten? Wir senden fragende Blicke auf unsere Offiziere. Sie schweigen finstern Angesichts. Ist es denn möglich, wir weichen vor dem Feind? ohne uns mit ihm geschlagen zu haben, sind wir auf der Flucht!? Ja

„Rückwärts, rückwärts Don von Gröben,
Rückwärts, rückwärts stolzer Graf!“

Es war ein Rückzug „aus strategischen Rücksichten“! Der Minister-Präsident Graf Brandenburg hatte die Schmach nicht mehr erlebt, er war am 6. November gestorben. Sein Nachfolger aber, Minister-Präsident von Manteuffel sagte: „Der Starke weicht mutig zurück“ und schloss in Olmütz am 20. November den berüchtigten Vertrag, der Hessen den Bayern und Österreichern auslieferte.

Ich komme auf jenen Morgen des 9. November zurück. Wie lebhaft steht er mir noch in Erinnerung! Wir alle, auch die gemeinen Soldaten, empfanden den Rückzug als eine persönliche Schmach, die wir erlitten. Ich hörte, wie ein Soldat zum andern sagte: „Nach Berlin dürfen wir nicht mehr zurück, wir müssen uns vor unsern Mädchen schämen.“ Das fröhliche Plaudern auf dem Marsch hatte aufgehört, der Gesang war verstummt, auch die Spassmacher in der Kompanie, die sonst so viel beigetragen hatten, die ermüdeten Soldaten in guter Stimmung zu erhalten, zogen finstern Schweigens dahin, wie die andern. Ich suchte Trost in meinem Horaz, den ich auf dem ganzen Feldzug im Brotbeutel mit mir führte.

Die Hessen aber, die sich der Rachsucht eines unversöhnlichen Feindes und der Willkür fremder Soldaten preisgegeben sahen, riefen uns Verwünschungen nach, nannten uns Verräter, und wir — schwiegen.

Auf dem Marsch nach Fulda hatte ich mich kurz vor der Stadt über ein herrliches Wäldchen von jungen Lerchenbäumen gefreut. Wir zogen jetzt wieder vorüber — was war aus dem Wäldchen geworden? Die schlanken Bäume waren in grosser Zahl umgehauen und zur Erbauung von Erdhütten verwandt worden, die Kavalleristen als schmutziger Aufenthaltsort dienten.

Wie aber war's mit der „Schlacht bei Bronnzell“? Ja, die schlugen wir Vierzehner nicht, sondern die Neunzehner. Wir wussten davon

nur durch Hörensagen. Ein Vorpostengefecht zwischen den Preussen und den Bayern und Österreichern fand am 8. November wirklich statt. Mein Tagebuch berichtet, es seien zwei Bayern erschossen, von preussischer Seite nur der Schimmel eines Husaren, der den Feind äffend vor der Front hin und her galoppiert sei und auf den wohl 30 Kugeln abgeschossen worden, sei verwundet, und auch dem Adjutanten des neunzehnten Regiments durch den Paletot geschossen worden. Man erklärte das Gefecht später als ein „Missverständnis“! Historisch geworden ist nur der Schimmel.

Und wir sangen später:

Wir zusammen in der Nacht
Haben ein Komplott gemacht,
Sind darüber eins geworden,
Keinen Bayern umzumorden.

Österreich'sche Kaiserschützen
Konnten Schimmel maustot blitzen,
Und gefährlich auf die Ehr'
Ist so ein Cheveau-léger.

Unbedingtes Retirieren
Kann nur noch zum Ziele führen.
Schaun's es wär doch gar zu schad',
Fiel ein preuss'scher Soldat.

Den weiteren Aufenthalt in Hessen, das ewige Hin- und Hermarschieren will ich nur kurz berühren. Es waren im ganzen traurige Tage und Wochen, die wir erlebten. Unfreundliche, ungefällige Quartiergeber, die essichtlich vermieden, sich mit uns in ein Gespräch einzulassen. Geschah es aber, dann bestand es zumeist aus Vorwürfen und Klagen über die Preussen, die, wie sie ja nicht mit Unrecht meinten, durch Einnischung in die hessische Verwicklung und nachheriges Instichlassen der Bevölkerung das Übel noch viel ärger gemacht hätten. Aber nie hörte ich Ausdrücke der Unzufriedenheit mit dem Landesherrn selbst, sondern nur mit seinen Räten. Die Vorwürfe galten auch nicht uns persönlich; denn wir hielten treffliche Manneszucht, und oft genug teilten unsere braven Soldaten ihren Wirten von den gelieferten reichlichen Rationen mit. Denn viel Armut herrschte in den Dörfern, in denen wir im Quartier lagen. Mein Tagebuch ist voll von Klagen über schlechte, elende Quartiere, grossen Schmutz, rauchende Öfen und jämmerliche Nachtlager. Wohl wurden uns Unteroffizieren hie und da Betten angeboten, aber meist wiesen wir sie zurück und überliessen sie den Soldaten, die sie aber auch nicht immer annahmen. Das Stroh war noch immer reinlicher und zum Zudecken hatten wir unsere guten Mäntel. In einem

Quartier, so wurde erzählt, waren die Soldaten so gedrängt, dass sie nur „löffelchens“ liegen konnten, d. h. alle auf der linken oder rechten Seite wie die Löffel in einander geschachtelt. Auf gegebenen Befehl legten sich dann alle gleichzeitig auf die andere Seite. Ich hatte in meiner Korporalschaft einen Berliner, der eine Masse von Schnurren wusste und sie gut erzählte. Der musste uns abends, nachdem das Lager eingenommen war, erzählen, wobei wir denn ruhig einschließen. Einige besondere Erlebnisse habe ich aufgezeichnet: wie eine Wirtin uns zum Waschen einen Topf mit Wasser bot; daraus mussten wir einen Schluck in den Mund nehmen, den wir dann in die Hände ausspieen und uns so wuschen — oft genug ist dies in der Folge geschehen —; wie eine andere, ein altes hässliches Weib mit triefenden Augen, auf die Bitte um ein Handtuch zum Abtrocknen das schmutzige Tuch von ihrem Halse abnahm und es darbot — selbstverständlich zog man sein Taschentuch vor —; wie, da nur eine verrostete und von Fliegen besudelte Gabel vorhanden war, wir das Fleisch mit unsern eigenen Messern mit unterstützendem Löffel zerschneiden mussten.

Als ich in einem Quartier mich an den Tisch setzte, um einen Brief zu schreiben, versammelte sich die ganze Familie um mich und sah zu; die Tochter, ein halberwachsenes Mädchen, lehnte sich vertraulich auf meine Schulter und blickte auf das Papier herab. Diese Naivetät machte mir anfangs Spass und ich liess sie mir von dem hübschen Mädchen gern gefallen. Als aber der Bauer den fertigen Brief in die Hand nahm und nach aufgesetzter Brille ihn laut vorzulesen begann, hörte der Spass auf; ich nahm ihm den Brief fort, worüber er sehr verwundert war. Er hatte sich garnichts Böses dabei gedacht.

Die Langeweile ruhte mit bleierner Schwere auf uns; die Scherze unserer Soldaten waren bald erschöpft, das ewige Whistspielen (Skatspielen war damals noch wenig, in unseren Kreisen gar nicht bekannt) wurde uns zuletzt auch zum Überdruß, zu lesen gab's nichts, nicht einmal beim Schullehrer, meinen Horaz kannte ich fast auswendig; Briefschreiben war noch das Einzige, das übrig blieb; denn auch das Exerzieren musste bei dem eingetretenen Frost- und Schneewetter aufs Notwendigste beschränkt werden. Wir kamen in ein Dorf in der Nähe von Hersfeld, und dies benutzten wir zu einem Ausflug dorthin. Wir sehnten uns nach dem Anblick einer tapezierten, wohnlichen Stube, nach einem guten Beefsteak und einem Glas guten Bieres — oder auch mehrerer! Wir wollten uns überhaupt mal wieder als zivilisierte Menschen fühlen. Dies alles bot die freundliche Stadt, deren berühmte Vergangenheit später einen Teil meiner Studien bildete, und in ihr der Gasthof „zum Deutschen Haus“. Als wir gar hörten, dass auch Theater gespielt werde, war unsere Freude gross, und wir konnten den Abend nicht

besser beschliessen als mit dem Besuch der Vorstellung. Die vorderste und beste Reihe war besonders von Unteroffizieren, zumeist Einjährig-Freiwilligen, besetzt; hinter uns sassen andere Soldaten, den Olymp hatte städtisches Publikum besetzt. Offiziere waren nicht zugegen. Da die Truppe kein eigenes Orchester besass, füllten wir die Zwischenpausen mit Gesang aus. Als aber das Parterre sich in das Spiel selbst einmischte, wollten sich die Spielenden das nicht gefallen lassen und verbat es sich. Daraus entspann sich ein Streit, in den sich auch die anwesenden Hersfelder einmischten. Es war aber nur ein belustigender Wortkampf zwischen den Schauspielern, besonders der Prima Donna und dem Parterre, der schliesslich mit Fallenlassen des Vorhangs endete. Wir warteten das Weitere nicht ab, kehrten in den Gasthof, wo wir noch tüchtig zu Abend assen und dann in unser liebes Dorf — es hiess Sorge — zurück. Hier wurde weiter vegetiert. Da, am 4. Dezember, wurde mitten in der Nacht Generalmarsch geschlagen. Im Nu waren wir fertig zum Ausmarsch. Leider war bei der Eile ein uns von Hause geschickter Krug mit echtem Wachholderbranntwein, der über meinem Tornister hing, geplatzt; der edle Stoff hatte sich über die Tragriemen ergossen und sie braun gefärbt, was mir eine Rüge seitens des Hauptmanns wegen „Malpropreté“ vor versammeltem Kriegsvolk zuzog. Auf dem Marsche kam es zur Verständigung und wir beklagten beide den schweren Verlust; denn auch er sollte des edlen Stoffes mit geniessen.

Wie wir hörten, hatte der kommandierende bayerische General von Turn und Taxis an unsern General die Zumutung gestellt, die Schanzen, die zum Schutz der bei Hersfeld über die Fulda führenden Brücke aufgeworfen worden waren, zu räumen, damit der Weg nach Kassel für ihn frei werde. Das wurde rund abgeschlagen, und so rückten wir in früher Morgenstunde aus. Wagen mit Stroh zur Aufnahme der etwa Verwundeten folgten uns.

Auf einer gefrorenen Wiese bei dem Dorfe Motsfeld nahmen wir Aufstellung. Wir fanden bereits andere Truppen vor: Jäger, Kavallerie, Artillerie, das 32. Infanterie-Regiment. Den ganzen Tag standen wir da, froren jämmerlich, langweilten uns entsetzlich, sodass wir schliesslich Whist zu spielen angingen. Die Finger konnten aber die Karten nicht halten. Die Bayern kamen nicht, und wir marschierten schliesslich in unsere Quartiere zurück.

Auch diese „grosse unblutige Schlacht bei Motsfeld“, von der weder der Kladderadatsch noch die Geschichte berichtet, fand ihren Sänger. Der Anfang lautet:

Nach Motsfeldien, nach Motsfeldien,
Vater gieb mir Reisegeldien,
Wo der Bayer nicht mehr weilt.

Das Weitere lässt sich leider nicht mitteilen. Endlich, endlich verliessen wir Hessen! Wir marschierten über Berka nach Gerstungen und fuhren am 15. Dezember mit der Bahn nicht, wie wir geglaubt hatten, nach Berlin zurück, sondern bis Wittenberg. Von da begannen unsere weiteren Kreuz- und Querszüge auf preussischem Gebiet. Von Berlin war nicht mehr die Rede.

Bevor ich aber die Beschreibung der neuen Irrfahrten beginne will ich noch eines Liedes über die Landwehr gedenken, das aber nicht in unserm Kreise, also im 14. Regiment entstanden ist, sondern, wenn ich nicht irre, im 19. Regiment.

Es beginnt:

Unser König hat gerufen:
Brave Landwehr zieh' hinaus.
Jeder kriegt ein Paar Sohlen,
Weib und Kind ward Gott befohlen,
Ohrenklappen teilt man aus.

Und die Landwehr zog von dannen,
Keiner wusste, wo der Krieg
Auch mit wem sie sich soll schlagen,
Darf die Landwehr niemals fragen,
Denn das wär' ja Politik. ♦

Und so zogen unsre Krieger
Mutig fort zum blut'gen Strauss.
Siegreich waren alle Schlachten,
Doch anstatt der Lorbeern brachten
Sie nur Reis und Salz nach Haus.

Unsre Linie unterdessen
Zog ins Hessenland vorwärts,
Als Parole thät sie hören:
Spiele nie mit Schiessgewehren,
Denn das fühlt wie du den Schmerz.

u. s. w.

In Wittenberg oder richtiger in der Vorstadt hatten wir Quartier bei einem „gebildeten Fischer“ und erfreuten uns zum ersten Mal wieder eines reinlichen Bettes. So steht wörtlich in meinem Tagebuch.

In einem sehr starken Marsch ging's am 16. Dezember bis Jesse; am 17. bei schauerlichem Wetter nach Herzberg; am 18. in zehnstündigem Marsche im stärksten Regen auf aufgeweichtem Wege nach Sonnenwalde und mussten hier, durchnässt wie wir waren — nur die Strümpfe konnte ich wechseln — in kalter Stube, nur mit dem Mantel

zugedeckt, die Nacht verbringen. Endlich am 19. Dezember kamen wir nach Luckau; an und für sich eine „nette Stadt“ aber meinem Bruder und mir nebst Burschen ein sehr mässiges Quartier bei einem geizigen Kaufmann bietend; seine Frau, eine Scharfrichterstochter, war „filzig, dumm, vierschrötig“, doch hatten sie ein niedliches Kind.

Am 21. Inspizierung durch den General von Korff. Der neue Hauptmann war nicht zufrieden mit seiner Kompanie. Sie hatte ihm zu schlecht „geputzt“. Der 22. war ein Sonntag. Die Offiziere veranstalteten einen Ball, zu dem auch die Einjährig-Freiwilligen als zahlende Teilnehmer eingeladen wurden. Unsere schäbige Uniform hinderte nicht, besassen wir doch feine Handschuhe und feine Tanzstiefel. Die Regimentsmusik spielte. „Viele nette Damen“ lernten wir kennen; die anfängliche Steifheit wich bald heiterem Verkehr.

Wir rechneten auf längern Aufenthalt in Luckau und wir sangen:

Luckau giebt Quartier im Winter;
Folgsam sind wir wie die Kinder;
Denn das Allerschönste schon
Ist Subordination.

Und schlossen:

Dies ist das Lied vom Hessenland;
Hessen, Deutschland stammverwandt,
Hessen, politikumschlungen,
Niemand wurde umgebrungen.

Das Christfest war gekommen. Wir feierten es in der Kneipe mit Bowle und Whistspielen. Am Abend des 25. Dezember wurde in kleineren Kreisen getanzt, am 26. war aber wieder Konzert und Ball. So liess es sich ganz angenehm in Luckau leben. Mit dem 28. Dezember kam aber plötzlich die Order zum Weitemarsch. Früh 6 Uhr wurde aufgebrochen. Ich musste als „Spitze“ voraus, „um den Weg zu suchen“. Es war aber nur ein kurzer Marsch von zwei Stunden bis zum Dorfe Terpt. Hier erhielten wir, mein Bruder und ich, ein „sehr schönes Quartier, reinlich, gutes Essen, gutes Lager auf der Erde“. Am 29. (Sonntag) war der Marsch über Vetschau nach Werben um so grösser. „Bis Vetschau gute Chaussee, dann grässlicher Weg durch den Spreewald, eine grosse Morastgegend.“ In Werben standen die Bewohner alle vor der Thür, sie begrüsst uns aufs freundlichste. Ganz besonders aber zogen die Mädchen in ihrem kleidsamen Sonntagsanzug, mit dem das volle, runde Gesicht schön einramenden Kopfputz unsere bewundernden Blicke auf sich. Die Polen in unserer Kompanie riefen ihnen einen polnischen Gruss zu, den sie verstanden und auf wendisch erwiderten.

Thatsächlich konnten sich Polen und Wenden verständigen, infolge dessen sich die Beziehungen zwischen ihnen und den schönen Wendinnen ganz besonders freundlich gestalteten, zu nicht geringem Ärger und Neid der anderen Kameraden.

Unser Quartier war in einem Blockhaus, erbaut aus übereinanderliegenden Baumstämmen, wie es solche ja auch jetzt noch im Spreewald giebt. Die Stube war so niedrig, dass wir nur gebückt drin stehen und gehen konnten. Die stattliche Hausfrau hatte sich deshalb eine gebückte Haltung angewöhnt. Wir wurden mit grosser Herzlichkeit aufgenommen. Zunächst wurde uns von Weihnachten übrig gebliebener Kuchen in Massen vorgesetzt; dann gab's Kaffee mit Syrup und Schmalzbrot, endlich „Hirse und Sauerkraut zusammengekocht“. So steht's wörtlich in meinem Tagebuch. Unser Nachtlager war in der Scheune; der Wind strich über unsere Köpfe hin, wir aber lagen mollig im warmen Bett und schliefen prächtig. Unser Freund, Unteroffizier von der Lippe, lag im Gänsestall. Zum Frühstück gab's Kaffee mit Kuchen, dann Kartoffeln mit „Stippe“, zu Mittag erst Butter und Brot, dann „Meerrettigbrei“. Den Nachmittag verlebten wir bei einem Kameraden oder richtiger mit ihm in der Spinnstube seines Quartiers, in der siebzehn erwachsene Mädchen sassen und spannen. Auch den Abend brachten wir hier zu. Auch viele andere Soldaten stellten sich ein, es entwickelte sich lärmende, ja ausgelassene Fröhlichkeit.

Am 31. Dezember wurden wir umquartiert; das Haus war neu. Der erste Eindruck war unangenehm, das verlor sich aber bald; guter Kuchen und Kaffee, abends Hirsensuppe. Eine Sylvesterbowle wurde mit Kameraden getrunken; dann in unserm Bett auf dem Speicher gut geschlafen, ohne Jammer früh aufgewacht.

Am 3. Januar marschierten wir weiter nach dem Dorfe Guhro. Unser Quartier war bei einem Bauer Bossann. Die Frau war erkrankt, lag im Bett und störte unsere Nachtruhe durch anhaltendes Husten und Stöhnen. Sie zeigte eine gewisse Bildung, da sie in ihrer Jugend in der Stadt gelebt hatte, sprach auch gut deutsch, während ihre Kinder, besonders die zwei Töchter, meist wendisch und nicht gern deutsch sprachen. Es war ein freundliches Quartier. Den Abend verlebten wir auch hier in einer Spinnstube mit Kameraden zusammen. Vom Lehrer entlieh ich Bücher zum Lesen.

Am 6. Januar machte ich mit einem Kameraden einen Ausflug nach Kottbus. Wir tranken schlechtes Bier, mässige Chokolade, begrüßten die Spree. Die Stadt machte auf uns einen etwas langweiligen Eindruck, auch kein hübsches Mädchen sahen wir; wir waren eben im Spreewald bereits verwöhnt worden. Damals führte nur eine Pferdeisenbahn von Kottbus nach dem Schwieloch-See. Als ich dreissig Jahre später

in Kottbus war, war der Eindruck ein viel günstigerer, und Kottbus ein Hauptknotenpunkt für die Eisenbahnen geworden.

Am 9. Januar wurde wieder ausgerückt und nach Werben marschiert. Mancherlei Unordnungen in der Kompanie mussten bestraft werden, die Zucht war locker geworden. Es war mit die Folge des ziellosen Umhermarschierens und Umherliegens. Es war hohe Zeit, dass wir den Spreewald verliessen; es ging den Leuten da zu gut.

Bevor ich aber vom Spreewald Abschied nehme, will ich aus meinem Tagebuch noch Einiges über das Leben und Treiben daselbst, so weit ich es vor 45 Jahren kennen lernte, mitteilen. Zunächst das Essen, das ja bei uns eine grosse Rolle spielte, betreffend, so konnten wir mit ihm wohl zufrieden sein. Wir hätten ja von unseren Rationen leben können und müssen; aber es wurde uns fast überall Gastfreundschaft geboten. Morgens gab es Kaffee mit Kartoffeln und Butter oder Schmalz; zu Mittag erst Schnaps und Butterbrot, dann kam das eigentliche Essen, besonders viel Rotkraut und Hirse,; abends Kaffee oder Suppe und Kartoffeln. Das breitgeformte Brot schmeckte vortrefflich.

Die Kleidung der Mädchen und Frauen war wohl im ganzen dieselbe, die man noch jetzt sieht. Sie trugen bunte, meist selbst gewebte wollene, kurze Röcke, schöne, bunte, künstlich um den Kopf geschlungene Tücher, oft von Seide, aus denen nur das hübsche Gesicht herausah. Sonntags trugen sie eine Art Haube mit daran befestigter Halskrause. Auf der Strasse gingen sie mit grossen Holzpantinen, in der Regel ohne Strümpfe, selbst im Winter. Sie waren sehr reinlich. Wenn sie das Vieh besorgt hatten, wuschen sie sich Hände, Arme und Füsse, und begaben sich mit schneeweissen Hemdärmeln in die Spinnstube.

Über die Kleidung der Männer und Burschen habe ich nichts aufgeschrieben. Sie hatten also keine besondere Spreewaldstracht oder ich hielt es nicht der Mühe wert, etwas zu notieren.

Alles spann: Männer, Frauen, Burschen und Mädchen und dabei wieder die alten Männer und alten Frauen, die jungen Männer und Frauen, die Burschen und Mädchen alle für sich. Morgens nahmen sie ein Butterbrot mit und blieben, so weit sie nicht zu Hause zu thun hatten, bis abends zusammen; dann wurde Abendbrot gegessen und zur Spinnstube zurückgekehrt.

Das im Winter Gesponnene wurde im Frühjahr von den Frauen gewoben.

Die Wenden, Männer und Frauen, erschienen mir als schöner Menschenschlag, besonders die Frauen. Die Mädchen zeichneten sich durch eine dralle Gestalt und durch dicke, runde Arme aus. In der Spinnstube der Mädchen herrschte ein sehr ungezwungener, munterer Ton. Sie liebten Gesang und Scherz, ihre wendischen Lieder hatten etwas Einförmiges, Wehmütiges, doch Melodiöses. Sie liebten es, einem

ein lubka (Liebchen) zuzusingen. Von unsern Soldaten lernten sie Soldatenlieder, die sie gern und herzlich sangen, ohne den Inhalt zu verstehen, und so machte es einen komischen Eindruck, wenn sie mit grossem Ernst, ja Andacht, deutsche Lieder mehr als zweifelhaften Inhaltes sangen. Wenn ein Fremder in die Spinnstube kam, wurde ihm wohl eine Schürze umgebunden und er musste dann ein Quart Schnaps ponieren. So erging es besonders uns Unteroffizieren. Man rächte sich dann durch Wegnehmen eines Spinnrockens, der durch einen Kuss wieder eingelöst werden musste. Die Mädchen hatten aber eine wunderliche Abneigung gegen die Bärte. Dass ein besonders beliebter Aufenthalt für die Soldaten diese Spinnstuben waren, liegt auf der Hand; sie verdrängten die Burschen, die sonst des Abends kamen; doch kam es meines Wissens zu keinen Schlägereien zwischen den Wendenburschen und den Soldaten. Die Mädchen tranken sehr gern einen Kirschlikör und assen gern Mandeln und Rosinen, und wenn dies gespendet wurde, wurden sie sehr vergnügt, ja ausgelassen und waren stets zu dankbarem Kuss bereit.

Wir versuchten etwas von der wendischen Sprache uns anzueignen, doch war die Zeit zu kurz, als dass es haften blieb.

Am 11. brachen wir auf. Der sehr beschwerliche Marsch auf dem festgefrorenen Boden ging über Vetschau nach Lübbenau; hier gutes Quartier bei einem Bäcker —; dann verteilten wir uns in sieben Dörfern. Ich kam als Korporalschaftsunteroffizier mit 15 Mann nach Görzdorf, einem Dorf inmitten eines grossen Moors mit schönen Eichen gelegen. Dort hatte ichs beim Schulzen Piesker ganz gut. Mein Bruder aber hatte es noch besser beim Pastor Winzer in Kasel. Es war dies eine höchst lebenswürdige Familie, bestehend aus dem Prediger, seiner Gattin und zwei erwachsenen Töchtern. Mein Bruder vergnügte sich vortrefflich, während ich auf dem entlegenen Dorfe mit meinen Leuten exerzieren, ihre Sachen, besonders Kleider und Schuhe, revidieren musste. Dazu kam noch der Ärger, dass bei gemeinschaftlichem Exerzieren der ganzen Kompanie meine Korporalschaft „nicht sehr gelobt“ wurde. Ich lernte dann auch die Familie Winzer kennen, und mein Tagebuch enthält ihr begeistertes Lob.

Nun aber kam ein Brief eines Freundes aus Berlin mit der Mitteilung, dass wir am schwarzen Brett ständen als solche, die noch kein Kolleg belegt hätten; wir müssten sofort kommen, wenn wir nicht aus dem Verzeichniss der Studierenden gestrichen werden wollten. So reisten wir dann am 19. Januar ab, fuhren in „grässlichem Wagen, à la Komödiantenkasten“ die Nacht durch, kamen um 9 Uhr in Berlin an, belegten jeder ein Kolleg, in das wir auch einige Male gingen, versahen uns mit frischer Wäsche, besuchten den Zirkus von Dejean (später Renz, an Stelle des jetzigen Bahnhofs Friedrichstrasse), den von Renz in der Charlotten-

strasse (jetzt Berliner Theater), den Barbier von Sevilla im Opernhaus, die Weihnachtsausstellung bei Kroll, das Theater des Athleten Rappo (jetzt ist die Markthalle zwischen Friedrichs- und Lindenstrasse daselbst), und kamen am 26. wieder in Kasel an. Ich durfte auf Verwendung des Pastors Winzer beim Hauptmann das Quartier ebenfalls bei ihm nehmen.

Die Tage, die wir in Kasel verlebten, waren die schönsten des ganzen Feldzuges und entschädigten uns für alle ausgestandenen Mühen und Strapazen. Auch nach unserer Rückkehr nach Berlin blieben wir noch längere Zeit im Briefwechsel mit der Familie, die uns mit solcher Herzlichkeit entgegengekommen war. Leider dauerte die Freude des Beisammenseins nicht lange.

Am 2. Februar rückten wir wieder aus, ich als Fourier voraus. Auf diesem Marsche begegnete es unserm Freunde Von der Lippe, einem feingebildeten Mann aus guter Familie, dass er auf dem Gut, auf dem er einquartiert war, mit dem Gesinde essen musste, was uns alle empörte. Über Baruth gings am 3. nach Wunsdorf; von da am 4. nach Ziethen.

Am 5. Februar war Potsdam unser Ziel. Eine halbe Meile vor der Stadt hatten wir ein „Rendezvous“, machten uns möglichst „propper“ und rückten nach zweistündigem Aufenthalt bis zur Stadt. Da mussten wir wieder eine halbe Stunde warten. Es sollte Parade vor dem König stattfinden; in Folge des Besuchs eines österreichischen Erzherzogs unterblieb sie und wir mussten von 1 Uhr bis 5 Uhr auf der Strasse stehen, bis wir endlich in unsere Quartiere kamen.

Nach einem Ruhetag marschierten wir am 7. Februar weiter nach Nauen. Es war ein starker Marsch und wir sehnten uns nach einem guten Quartier. Da unser Billet auf einen Ratsherrn lautete, so hatten wir frohe Hoffnung, wurden aber anfangs bitter enttäuscht, als uns ein dunkler Raum mit Streulager gezeigt wurde. Wir gingen verstümmt fort, unsere Freunde aufzusuchen. Als wir zurückkamen, wurden wir sehr freundlich empfangen, wir fanden in einer feinen Stube den Tisch gedeckt, speisten lukullisch und statt des Streulagers in der dunklen Kabuse wurden uns vortreffliche Betten zur Nachtruhe in einer andern feinen Stube angewiesen. Dies Wunder hatte unser Bursche, ein pfliffiger Pommer, bewirkt, der der Wirtin in unsrer Abwesenheit erzählte, wer wir wären und woher wir stammten. Da erkannten Wirt und Wirtin, dass wir zu den Gebildeten gehörten, was man unserm Äussern in der schäbigen Uniform allerdings nicht ansehen konnte, und behandelten uns demgemäss.

Am 8. nach Friesack, wieder $3\frac{1}{4}$ Meilen (schlechtes Essen). Am 9. weiter nach Dreetz. Der Ort hatte noch nie Einquartierung er-

halten und wir wurden aufs Herzlichste aufgenommen. Als wir in unser Quartier kamen, waren ausser dem Quartiergeber auch Nachbarn zugegen. Unter ihnen befand sich eine junge Frau mit einem etwa zwei Jahre alten Kinde auf dem Arme. Sie war eine Wittwe, dem Kinde war aber vorgeredet worden, ihr Vater sei verreist und käme wieder. Nun sagte man dem Kinde, unter den anwesenden Soldaten sei ihr Vater. Das Kind sah uns aufmerksam an und streckte dann die Ärmchen nach mir aus, mich als Papa begrüßend und wollte in den beiden Tagen, die wir in Dreetz blieben, mich gar nicht mehr verlassen, so dass mir der Abschied von dem kleinen holden Geschöpf wirklich leid that.

Am 11. Februar marschierten wir weiter. Über Neustadt a. d. Dosse ging der Marsch. In den Dörfern Stüdnitz, Schönermark und Lohme wurden wir einquartiert. Die Quartiere waren gut. Es begann nun ernste militärische Arbeit: Exerzieren, Schiessen. Felddienst üben. Ich war einige Tage krank, hatte mich erkältet und hustete stark, konnte also keinen Dienst verrichten und langweilte mich sehr. Mein Bruder war unterdessen mit dem Prediger des Ortes (Seelemann) bekannt und von ihm eingeladen worden. Ich dagegen las unterdessen in Zschokkes Novellen, die mir aber die Langeweile auch nicht vertreiben konnten. Die Zeit wurde, so weit es das Exerzieren gestattete, mit gegenseitigen Besuchen, mit Spielen (neben dem Whist war auch das Solo zu Ehren gelangt) und Kneipenausgefüllt. Niemals spielten wir ein Hasardspiel, überhaupt nicht um grossen Gewinn, sondern nur zum Zeitvertreib. Ich konnte wenig daran teilnehmen, da ich noch längere Zeit leidend war. Aber ich hatte mittlerweile ebenfalls die Predigerfamilie kennen gelernt und durfte die angenehmsten Stunden in dem gastlichen Hause verleben.

Von damals nicht geahnten Folgen war am 23. Februar, einem Sonntag, mein Besuch bei unserm Freunde Von der Lippe im Dorfe Lohme, der dort bei der Predigerwittwe Schinkel ein sehr gutes Quartier erhalten hatte. Die hochgebildete Frau kam ihm mit wahrhaft mütterlicher Herzlichkeit entgegen. Unser Freund, der in der Welt allein stand und viel Schweres in seinem Leben erduldet hatte, fühlte sich wahrhaft beglückt im Verkehr mit der von ihm hochverehrten Frau und ihrer lebenswürdigen Nichte und kam ihnen mit ritterlicher Courtoisie entgegen. Mein Bruder wurde auch bei einem Besuch bei Von der Lippe gern angenommen. Dass wir Pfarrersöhne waren, empfahl uns auch von vornherein bei der Frau Prediger.

Es war uns freigestellt worden, ob wir jetzt nach Berlin zurückkehren oder bis Ende März im Regiment bleiben wollten. Wir zogen letzteres vor, da wir uns der Offiziersprüfung unterziehen wollten,

welches von Berlin aus kaum möglich gewesen wäre. Auch die andern Freiwilligen des Regiments blieben in der Mehrzahl.

Es begann nun das Bataillonsexerzieren. Sehr erwünscht war für uns die Umquartierung nach Lohme. Dort konnten wir mit Von der Lippe in Gemeinschaft uns zur Prüfung vorbereiten. Wir arbeiteten fleissig und erholten uns dann entweder durch ein solides Solo oder durch Unterhaltung mit der Frau Prediger und ihrer Nichte. So verging die Zeit rasch und angenehm. Von dem laufenden Dienst, so weit er nicht zur Vorbereitung für die Prüfung diente, waren wir befreit. Unser Quartier war bei einem Bauer Wolff mit andern Soldaten zusammen. Die Verpflegung war gut, nur das Sauerkraut erfüllte, wenn es gekocht wurde, das ganze Haus mit durchdringendem Geruch. Die eigentliche Herrin war Frau Wolff, eine trotz ihrer Wohlbeleibtheit noch sehr rührige Frau, gegen die der Mann offenbar nicht aufkommen konnte. Eines Tages sassen wir bei Tische. Man kam auf die Rheinländer zu sprechen. Da sagte ein Sohn der Frau Wolff, ein grosser, derber Bursche: „Die Rheinländer sind alle Schweinh“ „Oho“, sagte ich, „ich bin ein Rheinländer.“ Kaum hatte ich das gesagt, da sprang Frau Wolff auf, fasste ihren Sohn an Kragen, riss ihn vom Stuhl, schleppte ihn zur Thür, öffnete sie, warf ihn hinaus, schlug die Thür wieder zu und kehrte zu ihrem Platz zurück, als wenn nichts vorgefallen wäre.

Der Verkehr mit Stüdnitz und der dortigen Pfarrersfamilie hatte auch nicht aufgehört, wir kamen öfter hin und fanden stets eine freundliche Aufnahme.

Am 8. März war die mündliche Prüfung in Stüdnitz. Der Schulsaal war dazu ausersehen. Im Schulhaus wohnte unser Doktor. Während die eine Hälfte geprüft wurde, hielt sich die andere beim Doktor auf. Wir waren die Wartenden (auch Hobrecht gehörte dazu), fingen an zu kneipen, zu singen, so dass wir seitens der Prüfungskommission in freundlicher Weise zu Ruhe verwiesen werden mussten. In heiterer Stimmung kamen auch wir endlich zu Prüfung — das Antworten ging flott, und Prüfende und Geprüfte waren zufrieden. Bei Predigers erholten wir uns von den Mühen der Prüfung. Am 9. und 10. wurde die schriftliche Arbeit unter Aufsicht des Leutnants von Mantuffel angefertigt. Nach langen Jahren traf ich mit ihm in Brandenburg zusammen. Er war inzwischen General-Leutnant geworden, erinnerte sich aber noch lebhaft jener Zeit. Er war damals erstaunt über meine Schreibfertigkeit. Hatte ich doch in sechs und einer halben Stunde sieben Bogen vollgeschrieben!

In den nächsten Tagen war Exerzieren, am 16. Militärgottesdienst in Stüdnitz. Es war von da an für uns eine wahre Bummelzeit. Als Offizier war Leutnant Stocken in die Kompanie eingetreten, zu dem

ich später in der Kgl. Zentral-Turnanstalt jahrelang in naher Beziehung stand; 1851 traf ich ihn als Hilfslehrer, während ich Eleve war; 1860 waren wir beide Lehrer an der Anstalt, er des Militär-, ich des Zivil-Kursus; und von 1864 bis 1869 war er als Unterrichts-Dirigent mein schneidiger Vorgesetzter. Er lebt jetzt als General-Leutnant a. D. in Hannover. Frau Prediger Schinkel war am 16. nach Berlin abgereist, wohin sie übersiedeln wollte. Sie lud uns ein, sie dort zu besuchen. Das versäumten wir nicht, und es entspann sich nun auch in Berlin ein freundschaftlicher Verkehr, der bis zu ihrem Tode dauerte und sich auf ihren Hauswirt, Dr. med. (später Geheimer Medizinalrat) Schultz und seine Familie erstreckte. Ich habe in beiden Familien schöne, unvergessliche Stunden verlebt. Als ich 1860 von Schulpforta, wo ich mit Dr. Schultz' Schwager, Professor Dr. Steinhart, eine nicht weniger innige Freundschaft geschlossen hatte, nach Berlin zurückberufen wurde, durfte ich auch meine junge Frau in diesen lebenswürdigen Familienkreis einführen, und auch sie fühlte sich hier bald heimisch und wohl. So blieben wir im Verkehr noch lange Jahre bis zum Tode des achtzigjährigen verehrten Greises.

Am 27. wurden wir aus dem Dienst entlassen; am 31. März kehrten wir nach Berlin zurück. Herr Wolff liess es sich nicht nehmen, uns selbst nach der nächsten Bahnstation zu fahren. Der Feldzug war zu Ende; wir brachten keine Trophäen, aber das Qualifikationsattest zum Offizier in der Landwehr und eine Fülle von Erinnerungen mit, die jetzt während des Schreibens auch die 45 Jahre, die zwischen damals und jetzt liegen, vergessen liessen. Ich möchte sie nicht in meinem Leben missen.

28. Nach dem Schluss der Sitzung fand eine gesellige Zusammenkunft im Ratskeller statt.

Fragekasten.

L. M. Über die „**Berlinen**“ genannten **Kutschen** folgendes. Philipp von Chieze oder Chiesa aus einer piemontesischen Familie ging 1660 von schwedischen in brandenburgische Dienste über und erwarb als Ingenieur Ruf und Stellung, er baute u. A. am Müllroser Kanal und am Berliner Schloss mit. Als er vom Grossen Kurfürsten in Geschäften nach Frankreich geschickt wurde, liess er sich nach eigener Erfindung zu dieser Reise einen beonderen zweisitzigen, in Riemen hängenden Wagen verfertigen; da nune dies Erfindung in Frankreich Beifall fand, so wurde sie bald allgemein,

und man gab solcher Art Kutschen die Benennung „Berlines“, weil der Erfinder aus Berlin kam. Ch. starb 1673 in Berlin. (Nach Nicolai, Beschr. der K. Residenzstädte Berlin und Potsdam. 3. Aufl. 1786, 3. Bd. 3. Anhang S. 43).

E. F.

Schiffsmasten mit Hufeisen. Herr Willibald v. Schulenburg schreibt: „Im Berliner Lokal-Anzeiger vom 26. Febr. 1896 finde ich folgende Nachricht: Einen seltenen Fang hatte der Nordsee-Fischdampfer „Grete“ dieser Tage im Netz, nämlich den Stamm einer Erle, an dem über ein Dutzend Hufeisen befestigt waren. Der Stamm wurde auf hoher See, etwa 150 Seemeilen von Helgoland entfernt, vom Meerboden heraufgeholt. Es wird angenommen, dass er vom Hochwasser entwurzelt und von der Küste abgetrieben, mit einem Schiff an den Fundort gelangt war.“

Unterfertiger bemerkt hierzu, dass Hufeisen ebenfalls an wirklichen Schiffsmasten, namentlich an den Masten solcher Schiffsgefäße, die dem Schiffer auch zum Wohnen dienen, bei uns vorkommen. Sie werden gerade aus demselben Aberglauben heraus an den Masten sowohl zur Abwehr des Bösen wie zum Segenbringen befestigt, wie auf dem festen Lande an den Hausschwellen.*) Es sind diese Schiffshufeisen solche verlorenen Hufbeschläge, welche der Schiffer gelegentlich am Lande findet. In selbstredend sehr seltenen Fällen werden auch versunkene Hufeisen durch Zufall mit dem Netz oder mit Rudern, Schiffshaken und dgl. heraufbefördert. Diese gelten deshalb als besonders schutzkräftig. Vgl. z. B. Naumburger Kreisblatt vom Febr. 1896, ferner den Artikel „Kulturhistorisches vom Hufeisen“ in „Aus der Heimath“ Nordhausen den 1. März 1896 und des Unterzeichneten Angaben im Monatsblatt I. S. 104.

Ernst Friedel.

F. M. Vorgeschichtliche Bronze-Scheeren. Bei den vorgeschichtlichen Scheeren sind die Schneiden lose, dagegen hängt der Griff in eins zusammen, also genau wie noch heut unsere Schafscheeren und wie die Schneiderscheeren der Japaner. Fr. El. Lemke (in einem Artikel „Unsere ältesten Scheeren.“ Sonntagsblatt des Nordhauser Courier vom 1. März 1896) teilt mit: „In einem reich ausgestatteten Frauengrabe bei Obrigheim a. d. Eis fand s. Z. Dr. C. Mehlis eine Bronzescheere. Es ist dies ein sehr seltenes Vorkommen, denn gewöhnlich handelt es sich um eiserne Scheeren.“ — Aus der Provinz Brandenburg ist eine dergleichen vorgeschichtliche Bronzescheere vom Typus der sogen. Schafscheeren unbekannt.

E. Fr.

*) Auch an den Thürschwelen der vom Schiffer und seiner Familie bewohnten Kajüten sind mitunter gefundene Hufeisen befestigt. Namentlich sind solche gern gesehen, an denen sich noch einzelne Hufnägel befunden haben.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Demminerstrasse 64. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.

Protokoll der 3. (2.) ausserordentlichen Versammlung des V. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 13. Mai 1896, nachm. 3 $\frac{1}{2}$ Uhr.

Zur Eröffnung der Berliner Gewerbe-Ausstellung im Treptower Park
am 1. Mai 1896. *)

Was der Meister ermann,
Steht hier zur Zier,
Was der Geselle kann,
Das zeigt er Dir;
Dass Lehrling Jedermann,
Lernst auch Du hier.

Das freudige Ereignis, welches sich heut im östlichen Vorort Berlins abspielt und das für alle Zeiten ein wichtiger Markstein in der Geschichte unserer Reichshauptstadt bleiben wird, sei hierdurch auch seitens unserer Gesellschaft und zwar um so mehr begrüsst, als Kunstfleiss, Gewerbe und Handel mit in den Rahmen der von der Landes- und Heimatkunde zu erforschenden Gebiete programmgemäss hineingehört.

Das phänomenale Anwachsen unserer Stadt Berlin und der soeben erwähnten bürgerlichen Thätigkeiten spiegeln sich auch in der nachfolgenden Geschichte der Berliner Gewerbeausstellungen wieder, welche teilweise einem Bericht des Stadtbibliothekars Dr. Arend Buchholz in den „Offiziellen Ausstellungs-Nachrichten“ vom 8. Februar d. J. entlehnt ist.

Die ersten beiden Berliner Gewerbe-Ausstellungen sind vom preussischen Staate angeregt worden. Eine Königliche Kabinetsordre an den Handelsminister Grafen von Bülow vom 7. Juni 1821 bestimmte, dass vom 1. September 1822 an in Berlin eine Ausstellung inländischer Fabrikate stattfinden und sechs Wochen hindurch dauern sollte; das Recht, zur Ausstellung zugelassen zu werden, hatte jedes Fabrikat, auch

*) Das beifolgende Exemplar der berühmten preisgekrönten Vignette von L. Sütterlin, eine aus der Erde wachsende Faust mit dem Arbeitshammer, im Hintergrunde die Thürme Berlins, verdankt die Brandenburgia der Güte des aus den Herren Kommerzienrat Fritz Kühnemann, Baumeister Bernhard Felisch und Geheimen Kommerzienrat L. M. Goldberger bestehenden Arbeits-Ausschusses der Berliner Gewerbe-Ausstellung.

das grösste, wenn dessen Gebrauch allgemein verbreitet und es im Verhältnis zum Preise gut gearbeitet war. Die Absicht des Königlichen Erlasses wurde aber leider vielfach missverstanden. In Berlin hatte man bis dahin nur Kunstausstellungen gesehen, und viele Gewerbetreibende mussten sich, wie Beuth berichtet, erst durch den Augenschein überzeugen, dass jedes im Verhältnis zum Preise gut gearbeitete Fabrikat des Ausstellens auch wert sei. Andere, wie die Buchbinder, glaubten, dass ihre Arbeiten Kunstwerke wären und in die gleichzeitig stattfindende Kunstausstellung gehörten. Aus lächerlicher Besorgnis stellte der Eine nicht aus, um seine Fabrikpreise nicht öffentlich bekannt zu geben, der Andere, um schöne Muster und Formen nicht zu verraten. So kam es denn, dass, als der König rief, nur wenige, allzu wenige kamen. Namentlich fiel unangenehm auf, dass solche Gewerbetreibende, die vom Staate wegen ihrer Fabrikate ausgezeichnet und unterstützt worden waren, und von denen man am ehesten eine Beteiligung hätte erwarten können, von der Ausstellung wegblieben. Die erste Berliner Gewerbe-Ausstellung von 1822 ist nur von 176 Ausstellern beschickt worden, meist aus den Provinzen Brandenburg und Schlesien und vom Niederrhein. 13 Säle und Zimmer des Gewerbehauses, Klosterstrasse 36, reichten hin, 998 Gegenstände zu fassen.

War der Erfolg der ersten Berliner Gewerbe-Ausstellung auch nur gering, so veranstaltete die Staatsregierung schon im Jahre 1827 eine zweite „öffentliche Nationalausstellung vaterländischer Fabrikate“ im Akademiegebäude. Die Zahl der Teilnehmer stieg auf 208, die der Ausstellungsobjekte auf 1659; dennoch vermochte sie ebensowenig wie die Ausstellung von 1822 eine annähernd richtige Vorstellung von den Leistungen des preussischen Gewerbefleisses zu geben. Noch immer hatten geteilte Interessen und eine Menge schiefer Ansichten und Bedenken ein richtiges Verständnis für den Zweck der Ausstellungen nicht aufkommen lassen.

Dies waren zwei im wesentlichen als preussische zu bezeichnende Ausstellungen. Der demnächst erblühende deutsche Zollverein liess es wünschenswert erscheinen, dass eine grosse Ausstellung für dies wichtige und das eigentliche wirtschaftliche Rückgrat des deutschen Bundes bildende, handelspolitisch geeinigte Gebiet veranstaltet werde. Das ist die Bedeutung der „Ausstellung deutscher Gewerbeserzeugnisse zu Berlin 1844.“ Auf der zur Erinnerung geschlagenen, diese Umschrift führenden Denkmünze sitzt die Germania über einem Stein, der die Inschrift „Seid einig“ trägt, während die Rückseite in Erinnerung an die durch Ernst Borsig begründete Lokomotivfabrikation eine Lokomotive nebst Tender zeigt. Am Rande läuft die Umschrift: Vorwärts mit deutschem Fleisse und deutscher Kraft.

Die Ausstellung fand im Zeughause statt und war für die damalige Zeit inhaltlich wie nach der äusseren Ausstattung als glänzend gelungen zu bezeichnen.

Hauptsächlich, aber doch nicht allein, waren die Zollvereinsstaaten beteiligt. In erster Linie dominierte Berlin; die Provinzen Sachsen, Schlesien und Rheinland waren vorzüglich vertreten. Im übrigen hatten sich sehr lebhaft beteiligt Nürnberg, Fürth und die benachbarten fränkischen Fabrikorte sowie Württemberg. Von 3040 Ausstellern entfielen auf Preussen 1932, auf die süddeutschen Zollvereinsstaaten 392 (Bayern 269, Württemberg 109, Baden 14), auf die Zollvereinsstaaten von Mittelddeutschland 467 (Königreich Sachsen und thüringische Staaten 256), auf die norddeutschen Staaten 174, auf Österreich 75. Die Oberfläche der Ausstellungsräume betrug 6534 qm, die Flächenausdehnung 1922 qm. Das Gesamtgewicht der ausgestellten Gegenstände berechnete man auf 7800 Centner, den Gesamtwert auf eine Million Thaler. Der Katalog, der auf 19 Bogen anschwell, wurde in vier Auflagen von zusammen 24 500 Exemplaren gedruckt. Die erste Auflage war 6000 Exemplare stark und in wenigen Tagen vergriffen. Der Eintrittspreis betrug 5 Sgr. Die Gesamtzahl der einmaligen Besuche der Gewerbe-Ausstellung stellte sich auf 260 000.

Zum ersten Male wurde damals in Verbindung mit einer Berliner Gewerbe-Ausstellung eine Verlosung von Gegenständen von einem aus Mitgliedern der polytechnischen Gesellschaft gebildeten Verein veranstaltet. Abgesetzt wurden 80 000 Loose zu einem Thaler; aus dem Erlöse wurden 61 200 Thaler an 632 Aussteller für 18 532 zu Gewinnen bestimmte Gewerbs-Erzeugnisse und 14000 Thaler für 61400 Erinnerungsmedaillen verausgabt.

Die Gesamt-Einnahme der Gewerbe-Ausstellung in den zehn Wochen vom 15. August bis zum 24. Oktober ergab 40 486 Thlr., die Ausgabe betrug 50 541 Thlr., der Fehlbetrag von 10 055 Thlrn. wurde aus Staatsmitteln gedeckt.

Die Revolutionsstürme von 1848 hatten das Gewerbewesen mit harten Schlägen getroffen. Ihm neue Anregung, neuen Aufschwung zu geben, war u. A. die Polytechnische Gesellschaft in Berlin mit besten Kräften bemüht, als sie im Jahre 1849 eine lokale Berliner Gewerbe-Ausstellung vorbereitete, die den kleineren Gewerbetreibenden Gelegenheit gab, ihre Erzeugnisse zur Anerkennung zu bringen. Sie fand vom 15. August bis zum 15. Oktober im Kroll'schen Etablissement statt, und an ihr nahmen als Vertreter von 307 verschiedenen Industriezweigen 855 Firmen teil. Die Ausstellung war von gutem Erfolge gekrönt, namentlich wurde der Hauptzweck, den Gewerbetreibenden, die durch die politischen Verhältnisse und die dadurch veranlasste Geschäftsstille

schwer geschädigt worden waren, wiederum zu erhöhter Thätigkeit anzuregen, erreicht.

Nunmehr tritt eine Pause von dreissig Jahren ein, während welcher Berlin die grösste Wandlung, die es in der Geschichte erlebt hat, vollzieht, von der Periode des politischen Niederganges um 1850 durch den Aufschwung von 1864, die Zwischenzeit des Norddeutschen Bundes 1866—1870 und dann als deutsche Reichshauptstadt. Die lebhaft bekrittelte Äusserung des Professor Reuleaux über die deutsche Industrie mit der Wendung „billig und schlecht“ hat doch viel dazu beigetragen, unsern Gewerbefleiss aufzurütteln und in bessere Bahnen zu lenken. Eine reife Frucht hiervon war die wohlgelungene Berliner Gewerbe-Ausstellung, welche am 1. Mai 1879 im fiskalischen Ausstellungspark nahe dem Lehrter Bahnhof eröffnet wurde auf einem Raum von 60000 qm, wovon 24000 qm überdacht waren.

An der Ausstellung nahmen teil 1799 Aussteller; für die Konfektion, die am stärksten vertreten war, 450, für die Maschinen-Industrie 246, die Metall-Industrie 149, die graphischen Künste 135, das Bau- und Ingenieurwesen 126, die Industrie der Nahrungs- und Genussmittel 109, die Holzindustrie 103, die Industrie der wissenschaftlichen Instrumente 96, die Kurz- und Galanteriewaren 83, die chemische Industrie 62 Aussteller. Geöffnet war die Ausstellung vom 1. Mai bis zum 30. September. Das materielle Ergebnis war glänzend. Aus dem Reingewinn von 500 000 Mark wurde eine Stiftung gebildet, deren Zweck ist, die gedeihliche Fortentwicklung und den Aufschwung der Berliner Industrie zu fördern und zur Wahrung und Hebung ihres Rufes beizutragen.

Bei der Kurzlebigkeit unserer Zeit sind die vorbereitenden Ereignisse, welche der jetzigen grössten Berliner Gewerbe-Ausstellung vorangingen, derartig bereits in Vergessenheit geraten, dass wir sie von unserm heimatkundlichen Standpunkt aus, wenn auch nur in aller Kürze, berühren.

Bereits zu Ende des Jahres 1880 bildete sich wieder ein Ausschuss für eine grosse Ausstellung in Berlin; diesmal sollte es eine Internationale Weltausstellung werden. Allein nicht einmal in Preussen, geschweige denn im Auslande liess sich in den massgebenden Industriekreisen eine Ermutigung hierfür finden und im April 1881 antwortete der Herr Staatssekretär von Bötticher, dass die Reichs-Regierung die Initiative den privaten und Interessentenkreisen lediglich selbst überlasse und für eine in Berlin zu veranstaltende Weltausstellung eine Entscheidung nicht getroffen habe.

Das geschah mit Rücksicht auf die Centenar-Weltausstellung, die für 1889 in Paris geplant war. Nachdem letztere einen glänzenden Erfolg gehabt, wurde der Gedanke einer Weltausstellung in Berlin von

neuem aufgenommen. Auch jetzt wurde dem Unternehmen keine Gunst ausserhalb Berlins zugewendet und als Gegengrund die Internationale Weltausstellung zu Chicago 1893 ins Feld geführt, später ebenso die von neuem im Seine-Babel projektierte Universalausstellung i. J. 1900 bzw. 1901.

Ebenso erging es dem Ausschuss, welcher nunmehr eine Allgemeine Deutsche Kunst- und Industrie-Ausstellung in Berlin unternehmen wollte, ja bei dieser Gelegenheit kam die Abneigung, die leider in unserm grossen Vaterlande gegen die deutsche Reichshauptstadt in manchen Kreisen herrscht, erst recht zur Geltung.

Von nun ab d. h. vom 4. April 1894 wurde der Ausstellungsplan auf Berlin als solches beschränkt, und nachdem er hier eine sichere Unterlage durch die Beihülfe der Städtischen Behörden gewonnen, ist nicht zu verkennen, dass auch die preussischen wie deutschen Reichsbehörden dem also in engere lokale Grenzen eingedämmten Unternehmen mehr und mehr ihre moralische, später auch durch Beschickung der Ausstellung und in mancher anderen Beziehung ihre thatsächliche Unterstützung in dankenswerter Weise haben zu teil werden lassen. Die rechte und volle Weihe aber hat die Berliner Gewerbe-Ausstellung durch die huldvolle Eröffnung derselben seitens unseres Kaisers und Königs am heutigen Tage erhalten. Möge ein glücklicher Stern über dem grossen Werke leuchten!

Berlin, den 1. Mai 1896.

2. Kostenanschlag der Berliner Gewerbe-Ausstellung 1893:

Hauptgebäude	M. 1,559,000,—
Chemiegebäude	„ 290,000,—
Fischereigebäude	„ 320,000,—
Gebäude für die Schule (Wohlfahrtseinrichtungen)	„ 132,000,—
Gartenbau	„ 15,000,—
Gebäude für Gasindustrie	„ 26,000,—
Verwaltungsgebäude	„ 78,000,—
Einzäunungen	„ 35,000,—
Ausschmückung des Parkes	„ 221,000,—
Wegeüberbrückungen	„ 100,000,—
Teichanlage und Wasserturm	„ 289,000,—
Be- und Entwässerung, Gas- und Wasserleitungen	„ 250,000,—
Architekten, Baubureau	„ 200,000,—
Terrainpachtungen	„ 75,000,—
Latus	M. 3,590,000,—

	Transport	M 3,590,000,—
Subventionierungen (Beiträge zur Pflasterung an die Gemeinden Treptow, Rixdorf; zur Herstellung des Eisenbahn-Bahnhofes an die Eisenbahnverwaltung; an die verschiedenen Gruppen und Innendekorationen)	„	510,000,—
Propaganda, Plakate, Plakatbilder, Inserate während der Dauer der Ausstellung etc.	„	350,000,—
Uniformen, Möbel	„	100,000,—
Feuerwehr	„	80,000,—
Musik	„	100,000,—
Elektrische Beleuchtung und Kraft:		
a) Gesamtkosten der elektrischen Beleuchtung der Haupt-Industriehalle	M. 215,000	
b) Restliches, Maschinen und Kessel-fundamente und Einmauerung, Kohlen, Wasser, Bedienung etc.	„ 535,000	„ 750,000,—
Wege, gärtnerische Anlagen, Springbrunnen	„	160,000,—
Diverse kleine Gebäude	„	87,000,—
Kesselhaus und Schornsteine	„	60,000,—
Versicherungen	„	80,000,—
Personal etc.	„	300,000,—
Wiederherstellung des Parkes	„	100,000,—
Allgemeines und Unvorhergesehenes	„	110,000,—
	In Summa	M. 6,379,000,—

Hoffen wir, dass die Einnahmen diesen Voranschlag nicht bloss decken, sondern um ein recht Erkleckliches überschreiten werden!

3. Die Jubiläumsfeier der Akademie der Künste, welche sich am 2. Mai d. J. in Gegenwart Sr. Majestät des Kaisers und Königs vollzog, darf seitens der Brandenburgia nicht übergangen werden, da auch die kulturgeschichtliche Betrachtung der Kunst der Heimatkunde obliegt. Wir verweisen auf den folgenden Wortlaut der Rede unsers Herrschers.

„Es gewährt mir eine herzliche Freude, die Huldigung meiner Akademie der Künste am heutigen Tage ihrer 200jährigen Jubelfeier persönlich entgegennehmen zu können. Ihnen, dem Präsidenten der Akademie, danke ich für den trefflichen Bericht über die Entwicklung der Akademie in den bisher durchlaufenen Stadien. Mein Herz durchweht heute ein Gefühl tiefer Dankbarkeit gegen den Stifter der Akademie, meinen erhabenen Ahn König Friedrich I., und seine erlauchten Nachfolger an der Krone. Haben sie doch in verständnisvoller Würdigung des veredelnden Einflusses der Kunst auf die Volksseele mit weitschauendem Blick und schirmender Hand, auch in Zeiten der Not und der Trübsal, die Bahnen gewiesen und geebnet für eine gedeihliche

Gestaltung und Pflege der vaterländischen Kunst. Dass diese zu der jetzigen Höhe gelangt ist, haben wir nicht zum wenigsten der treuen Arbeit der Akademie in allen ihren Zweigen, insbesondere auch den Männern zu verdanken, die als Lehrer und Schüler an der hiesigen Akademie der Künste gewirkt haben. Für alles, was die Akademie in den 200 Jahren ihres Bestehens an bleibender, wahrhaft künstlerischer Frucht gezeitigt hat, sei ihr mein königlicher Dank gesagt. Ich vertraue, dass auch die in der Akademie gegenwärtig vereinigten Künstler ihre ganze Kraft daran setzen werden, die hohe Kunst in wahrhaft künstlerischem Geiste zu pflegen und ihr bei der ihrer Leitung anvertrauten akademischen Jugend eine würdige Stätte zu bereiten. An Ihnen ist es, das heilige Feuer zu hüten und die Flamme echt künstlerischer Begeisterung zu nähren, ohne welche alle Arbeit auf dem Gebiete der Kunst verkümmert und wertlos wird. Halten Sie als wahre und berufene Diener der Kunst fest an den überlieferten Idealen, so können Sie allezeit meines kaiserlichen Schutzes und meines besonderen Wohlwollens gewärtig sein. Ich hoffè, dass es mir vergönnt sein wird, den beiden akademischen Hochschulen neue und würdige Räumlichkeiten zuweisen zu können. Möge die Akademie auch in den kommenden Jahrhunderten sich gedeihlich weiter entwickeln, möge die Kunst sich zu immer reinerem und hellerem Glanze entfalten und unserem teuren deutschen Vaterlande eine Quelle reichsten Segens werden! Das walte Gott!“

Diesen Wünschen schliesst sich unsere Gesellschaft von Herzen an.

4. Das Wahrzeichen von Berlin.

Als eigentliches Wahrzeichen von Berlin wird von der Bevölkerung unserer Stadt das Denkmal des Grossen Kurfürsten auf der Langen Brücke angesehen, welcher am Enthüllungstage den 9. d. M. der Minister der öffentlichen Arbeiten Herr Thielen im Allerhöchsten Auftrage den Namen Kurfürstenbrücke beigelegt hat. Das Schlütersche Meisterwerk istz war nicht das grösste, aber das schönste Erzstandbild Berlins und eins der schönsten unserer Erde überhaupt. So nehmen wir freudigen Anteil an seiner Wiederaufrichtung. Es war ein glücklicher Gedanke, mit dem Neubau der Kurfürstenbrücke den immer dringlicher werdenden Ersatz des schadhaften Marmorsockels und die Erneuerung des Denkmals zu verbinden. Die letztere ist genau entsprechend dem Urbilde ausgefallen, nur hat man die bisherigen Marmorstufen des Denkmals der besseren Haltbarkeit wegen aus rötlichem Granit hergestellt. Die verzierten Teile des alten Marmorsockels sind dem Märkischen Museum überwiesen worden. Auf der Rückseite des Denkmals befand sich die Höhlung für den Schlussstein, in welche eine Kupferbüchse eingelassen wurde mit der Urkunde über die Erneuerung des Monuments. Nach Verschluss der Höhlung durch einen Marmor-

pflock wurde auf der Rückseite eine Tafel aus Bronze befestigt mit der Inschrift: „Errichtet unter König Friedrich I. im Jahre 1703. Der Sockel erneuert unter Kaiser Wilhelm II. im Jahre 1896.“

An das Denkmal hat sich ein förmlicher Kreis von Sagen angeknüpft. Erst kürzlich hat unser II. Vorsitzender E. Friedel eine solche in der Zeitschrift „Der Bär“ Jahrgang XXII 1896 S. 75 mitgeteilt, „Die Spree-Norne“ in Form einer Ballade des Baron von Kurowsky-Eichen etwa a. d. J. 1820, welche der berühmte Carl Loewe unter seine unsterblichen Balladen-Kompositionen aufgenommen hat. Beiläufig ist auch im Volksmunde behauptet worden, die Rückseite habe eine Bronzetafel gehabt, ja ein Mann erstattete sogar vor einigen Jahren der Polizei eine Anzeige, dass er gesehen, wie ein Dieb mit der Tafel davongegangen sei. Die sorgfältigsten Untersuchungen haben aber ergeben, dass die Rückseite niemals eine Metalltafel gehabt hat. Erst jetzt ist eine solche und zwar aus triftigem, auf der Hand liegendem Grunde am neuen Sockel befestigt worden.

5. Bericht über die Versammlung in der hiesigen Klosterkirche am 13. Mai 1896 nachmittags 3½ Uhr.

Der 2. Vorsitzende Herr Geheimrat Friedel eröffnete die Versammlung in dem Kirchengebäude, erläuterte mit kurzen Worten den Zweck derselben und erteilte, nachdem er dem Probst von Berlin Herrn Dr. Brückner für die Verstattung der Besichtigung gedankt, dem I. Schriftwart Herrn Ferdinand Meyer das Wort zu einem Vortrag.

Zur Geschichte der Klosterkirche bis zur Reformationszeit.

Sechs Jahrhunderte sind an dieser geweihten Stätte, dem drittältesten Gotteshause unserer Stadt vorübergezogen, das zwar jünger als St. Nicolai und Marien, aber älter als beide in den wesentlichen Partien ihres Baues vor unsern Blicken sich erhebt.

Nachdem das deutsche Schwert und deutsche Kultur den Wenden die Mark Brandenburg entrissen, erstand in der zu Beginn des 13. Jahrhunderts gegründeten Stadt Berlin, dicht neben dem Markte, in den ersten Jahrzehnten jenes Jahrhunderts die dem heiligen Nicolaus, dem Schutzpatron der Kaufleute und Schifffahrer geweihte Pfarrkirche. Umgeben von einem Kirchhofe und umringt von den schlichten Wohnstätten der eingewanderten Kaufleute, Ackerbürger und Handwerker, war das Gotteshaus, nach mittelalterlichem Brauche, dem Geräusch des täglichen Verkehrs genügend entrückt.

Man war damals noch auf die Bearbeitung von Bruch- und Werksteinen angewiesen. Dazu bot der märkische Boden den zwar schwer zu bearbeitenden, aber unzerstörbaren Granit, der, in verschiedenen Epochen der Erdgeschichte

durch Meeresfluten in riesigen Geschieben herangewälzt, als einziges Gestein auf den märkischen Waldflächen zerstreut lag und bereits in urgermanischer Zeit zur Errichtung von Grabstätten gedient hatte.

Der massive granitene Unterbau an der Westseite der Nicolaikirche, ursprünglich wohl nur für einen Turm bestimmt, ist mithin der älteste Architekturrest, den Berlin bewahrt. Wenngleich gotische Formen aufzeigend, kann die noch ziemlich rohe Behandlung derselben doch keinen Anspruch auf eine baukünstlerische Bedeutung erheben.

Das ausserordentlich schnelle Wachstum Berlins machte die Erbauung einer zweiten Pfarrkirche, St. Marien, zwischen 1260 und 1270 erforderlich. Auch ihr Baumaterial war der Granit.

So stand Berlin noch jeder baukünstlerischen Entwicklung fern, wie solche in der Altmark und im Havellande mit Einführung des Backsteinmaterials durch niederländische Kolonisten bereits ein Jahrhundert früher stattgefunden hatte.

Ein Wendepunkt trat erst mit der rapiden Ausbreitung der Bettelmönchorden ein. Von Italien aus berührten Franziskaner und Dominikaner auch die beiden Schwesterstädte Berlin-Köln und machten sich hier ansässig. Mit den Backsteinbauten ihrer Klöster und Kirchen begann in beiden Städten eine höhere künstlerische Entwicklung. Die grosse Anzahl von Gotteshäusern, die in der ersten Zeit der begeisterten Ordensverbreitung notwendig wurde, ermöglichte den Brüdern bei ihren weitreichenden Verbindungen die besten Entwürfe und Werkmeister zu erhalten.

In Köln errichteten die Dominikaner oder „schwarzen Brüder“ um das Jahr 1280 auf dem heutigen Schlossplatz ihre stattliche Predigerkirche, — ein Backsteinbau mit drei gleichhohen, gewölbten Schiffen.

In Berlin hatte die Niederlassung der Franziskaner schon vor 1259 stattgefunden, denn Angelus berichtet in seiner Schilderung vom Wunderblute zu Zehdenick, wohin auch die Markgrafen Johann I. und Otto III. gewallfahrtet, dass beide auf den Rat „Bruder Hermann von Langele's, welcher Lektor im grauen Kloster zu Berlin und der Markgrafen Beichtvater gewesen, ein Jungfrauen-Kloster Cistercienser Ordens gestiftet haben zum Gedächtnis jener Geschichte. Urkundlich wird dieser Gründer der Franziskaner-Niederlassung erst 1257 genannt, als die beiden Markgrafen am 8. April dem vorerwähnten Kloster zwei Hufen Landes in dem Dorfe Schwanebeck vereigneten. Hier wird er unter den Zeugen ebenfalls als Lektor der Franziskaner in Berlin aufgeführt.

Als ersten Konvent derselben bezeichnet die Überlieferung die spätere Wohnstätte der berühmten und ältesten Patrizierfamilie Blankenfelde, Spandauerstrasse 49. Nach dem Brande im Jahre 1380 eingeschert, wurde das Haus wieder aufgebaut; doch ist es nicht unwahr-

scheinlich, dass die starkgewölbten klosterartigen Räume des unteren Geschosses, wie solche bis zu dem unlängst erfolgten Abbruch dieses ältesten der Berliner Privatgebäude noch vorhanden gewesen, dem Brande Widerstand geleistet hatten. Überdies waren die Konsole, von denen die Gurtbögen der Gewölbe aufstiegen, mit Skulpturen geschmückt, die auch Bildnisse geistlicher Würdenträger darstellten.

Erst nach der 1270 erfolgten Stiftung des Franziskaner- oder Barfüsserklosters zu Frankfurt a. O. begannen die Berliner Franziskaner mit der Erbauung des ihrigen.

„Im Jahre 1271 haben die erlauchten Fürsten und Herren, Herr Otto und Herr Albert, Markgrafen zu Brandenburg, aus besonderer Neigung gegen den Orden, den Platz, auf dem dieses Kloster erbaut ist, den Brüdern gnädiglich zu ewigem Besitze geschenkt.“

So lautet im Chore der Klosterkirche die alte lateinische Mönchschrift, deren auch Angelus in seinen „Annales Marchiae“ gedenkt.

Dieser Baugrund bildete einen Teil des weiten Platzes, der zum alten markgräflichen Hof in der Klosterstrasse gehörte und bis zur Oderberger (heutigen Königs-) Strasse sich erstreckte; er lag noch innerhalb der städtischen Umfriedigung, aber ausserhalb des bebauten Gebietes, dessen Grenze die Judenstrasse bildete.

Zunächst mussten die Klostergebäude zu beiden Seiten des die spätere Kirche umgebenden Kirchhofs errichtet werden; und zwar der Flügel an der Stelle der heutigen Direktorwohnung des Gymnasiums, und gegenüber das Refektorium der Mönche, das den jetzigen Singesaal des Gymnasiums bildet. An der Strasse lag der Klostergarten, hinter diesem die sogenannte grosse Kapelle, die mit einem Kreuzgang zusammenhing, der bis zu den Mönchszellen an der neuen Stadtmauer im Zuge der Neuen Friedrichstrasse, und später bis zur Kirche führte.

Bei der Armut der Franziskanermönche, die an Kleidung und Bedürfnislosigkeit den Geringsten des Volkes sich gleichstellten, scheint der Bau ihrer Kirche nur langsam von statten gegangen zu sein, bis der Dominus (Ritter) Jacobus de Nybede, ein treuer Gefährte der beiden Markgrafen Johann und Otto und ein Freund und Förderer des Ordens, den Mönchen seine Ziegelei schenkte.

Die darüber ausgefertigte Urkunde lautet nach einem Transsumt im Kopiar des geh. Staatsarchivs:

„Allen gegenwärtigen und zukünftigen Leuten zum ewigen Gedächtnis! Sofern dies sterbliche vergängliche Leben die menschliche Natur so wandelbar gestellt hat, dass die Dinge der Menschen, die sich zeitlich in die Länge ziehen, oft vergessen werden, ist es nothwendig, auf dass etwas bei zukünftigen Leuten in ewigem Gedächtniss bleibe, dass man es mit Fleiss beweise und belege mit wahrhaftigen Briefen. Um dessentwillen bekenne ich, Herr Jacob, von Nybede genannt,

öffentlich in diesem gegenwärtigen Briefe, dass ich durch Eingabe göttlicher Liebe, zur Seligkeit meiner Seele und der meiner ehelichen Frau, dazu meiner Erbnehmer, gegeben habe den minderen Brüdern des Hauses oder Klosters zu Berlin die Ziegelscheune, die zwischen Tempelhof und Berlin liegt, mit allem Rechte, das mir zukommt oder zukommen möchte, dass sie gleich vollkommen jetzt und zu ewigen Zeiten die Scheune und was dazu gehört, gebrauchen und ordnen mögen nach ihrem ganzen Willen. Dies ist geschehen und gegeben zu Berlin, im Jahre des Herrn, 1290, am Feste der Geburt unserer lieben Frauen, in Gegenwart einiger Bürger, als Curd Schönhausen, Jacob von Lietzen und Curd Belitz, und auch Meister Siegfrieds.“

Dieser wertvollen Schenkung gedachten die Mönche denn auch am Schlusse jener Inschrift, in der sie den „dictus miles“, neben den beiden Fürsten, als Mitbegründer ihres Klosters bezeichneten.

Mit der Vollendung des Langhauses, dessen edel gegliederte Portalgewände mit den schönen Profilierungen den Bau so charakteristisch gestalten, hatte die Kirche zunächst ihren Abschluss gefunden. Kein himmelaufstrebender Turm war als Zeichen eines himmelaufsteigenden Sinnes dem Gotteshause gegeben; die Demut der Askese, welche die Franziskaner vor allen andern Ordensbrüdern übten, die Bestimmung, herabzusteigen in die untersten Schichten des Volkes, verbot ihnen die Erbauung der Türme. So erhob sich denn auf der Spitze des Giebels ein schlichtes Gestell mit der Glocke, welche die Stunden des Gebets verkündete.

Erst im Jahre 1345 wurde dem Gotteshause der über die Flucht der Seitenwände heraustretende, aus sieben Seiten des Zehneckes gebildete polygone Chor hinzugefügt, der die Kirche den edelsten Bauwerken der Mark ebenbürtig macht.

Der verheerende Brand im Jahre 1380 hatte das alte Berlin mit seinen engen Strassen, den mit Schindeln oder Rohr gedeckten Fachwerksbauten der Häuser, in Asche gelegt; die beiden Pfarrkirchen waren in Dächern, Obermauern und Gewölben arg beschädigt worden, — nur die Klosterkirche blieb unversehrt.

Verfallen sind inzwischen die Grabkammern unter dem steinernen Estrich, abgetreten die Inschriften der Grabsteine vor den Stufen des hohen Chores, und nur auf einem derselben war noch vor zwei Jahrzehnten die Jahreszahl 1322 zu erkennen. Vielleicht war der Stein erst später eingelegt worden und gehörte einem der ersten der hier Bestatteten an, die im Gewande des Franziskanerordens beigesetzt wurden, um der Verdienste desselben teilhaftig zu werden.

Wie Angelus berichtet, wurde im Jahre 1366 der Herzog Ernst von Sachsen im grauen Kloster zu Berlin begraben. Dann 1317 die Tochter des Markgrafen Otto, die eine Jungfrau oder Nonne — nach

früheren Chronisten eine „begebene“ Jungfrau — gewesen. Dies Beiwort ist wohl als „Beghine“ zu deuten. Ein Konvent der Beghinen, die nach Art der Nonnen, aber ohne klösterliches Gelübde, sich frommen Übungen, besonders der Krankenpflege widmeten, überdauerte die Kirchen-Reformation, bis das Gebäude (Brüderstrasse 2) im Jahre 1589 durch einen Brand eingeäschert wurde.

Der älteste von den noch erhalten gebliebenen Grabsteinen gehört dem im Jahre 1308 verstorbenen Bürgermeister Konrad v. Belitz an, welcher schon im Jahre 1288 als Aldermann die Gewerks-Privilegien der Schneider mit bestätigte. Wir sehen in festen Linienumrissen das uns allein überlieferte Bild eines jener weisen und kräftigen Rathmannen und Patrizier, denen Berlin, neben den Blankenfelde, den Rathenow, Lietzen und Ryke seine Grösse verdankt. Auch für die Trachtengeschichte ist jener Stein von höchster Wichtigkeit; das fast bis zum Fussknöchel reichende Gewand wird durch einen schmalen Ledergürtel zusammengehalten, das Haar fällt vorn in die Stirn, der Bart ist kurz geschoren.

Im Jahre 1365 fand im Chor der Klosterkirche die Beisetzung des Markgrafen Ludwig (des Römer) statt, wie Angelus nach des Chronisten Buchholz Angabe und „nach Ausweis einer alten Tafel berichtet, die noch vor wenig Jahren in der Klosterkirche vorhanden gewesen“. Auch Garcaeus sah diese Tafel und hat uns die lateinische Inschrift derselben überliefert. Sie lautet in der Übersetzung: „Im Jahre Christi, 1365, starb der erlauchte Fürst und Herr, Ludwig der Römer, Markgraf zu Brandenburg, der Sohn des unbesiegten Fürsten und Herrn, des Kaisers Ludwig. Hier unten bei dem Altare ist er mit ziemenden Ehren bestattet worden.“

„Bei ihrem Ehemann und Gatten, hier bei diesem Altare, ist auch, wie sich's gebühret, seine berühmte und erlauchte Frau Kunigund, feierlich begraben.“ So lautete, nach Garcaeus, die Inschrift ihres Grabsteins.

Als in den vierziger Jahren die Renovierung der Kirche erfolgte, fanden sich vor dem Altare nur noch die Reste der gemauerten Gräfte vor.

Wir gedenken ferner des mit einem Wappen versehenen Leichensteins des Ritters Kraft von Lentersheim, und der schönen Votivtafel des Grafen von Hohenlohe. Beide, und Johann von Utenhofen, hatten als fränkische Ritter ihre Treue gegen den neuen Herrn der Mark, den Burggrafen Friedrich, in der blutigen Schlacht auf dem Cremmer Damme (1412), mit dem Leben bezahlt oder Wunden bis auf den Tod davongetragen. Friedrich errichtete ihnen in der Klosterkirche, welche für das angrenzende „hohe Haus“ die Stelle einer Hofkirche vertrat, Grabmäler, von denen dasjenige Utenhofens verschwunden ist.

Halten wir weitere Umschau, so meldet ein dem Wilcke Blankenfelde errichtetes dunkelbraunes Denkmal von den Verdiensten dieser reichsten und mächtigsten Patrizierfamilie in Berlin, deren Mitglieder von 1284 bis zum Schluss des 16. Jahrhunderts dem Rate der Stadt angehörten. Sie stifteten den vergoldeten Marien-Altar im nördlichen Seitenschiff.

Hervorzuheben von den hier Bestatteten sind noch: Graf Johann von Hohenstein, der St. Johanniter Ordensmeister (1428), der berühmte Landvogt Georg von Stein, Herr auf Zossen (1497), von dessem hier gleichfalls ruhenden Sohne, Friedrich von Stein (1537), Kurfürst Joachim II. die Herrschaft Zossen erbte; der Grosskomthur des deutschen Ordens in Preussen, Clas vom Pach, welcher 1521 mit einer Gesandtschaft des Ordens am Hofe des Kurfürsten Joachim I. verweilte und hier eines plötzlichen Todes verstarb. Sein mit einem Wappen in Erzguss geschmückter Leichenstein ist noch vorhanden.

Keine andere Kirche Berlins hat noch so viel des künstlerischen Schmuckes aufzuzeigen, wie unsere Klosterkirche. Die Mönchsstühle an beiden Seiten der Chorwand sind einfach, aber ihre treffliche Holzschnitzereien in flachem Relief erzählen in einer Art Bilderschrift die einzelnen Momente der Passion. Wir sehen die verräterisch schmeichelnden Züge des Judas; eine Hand mit dem Schwert und daneben ein Ohr erinnert an die Gefangennahme des Herrn; ein Hahn an Petri Verleugnung; wir erblicken die Werkzeuge der Passion und eine Zange, letztere die Kreuzabnahme andeutend etc.

Nachdem das Licht des Evangeliums dem Lande aufgegangen war, verliessen die Mönche nach und nach das Kloster; die von der ihnen lieb gewordenen Stätte nicht weichen mochten, blieben zurück und bis an ihr Lebensende der Ordensregel treu. Als dann aber der letzte von ihnen, Bruder Peter, am 4. Januar 1571 — zwei Tage nach dem Hinscheiden des Kurfürsten Joachims II. — verstorben war, wurde er, wie der Zeitgenosse Angelus berichtet, folgenden Tages „gar ehrlich zur Erden“ bestattet.

Die Hallen des Klosters standen verödet da, bis Leonhard Thurneisser seinen Einzug in den nördlichen, von den Franziskanern erst 1471 bis 1474 erbauten Teil des Klosters hielt.

Es muss hier dieses merkwürdigen und für seine Zeit bedeutenden Mannes noch gedacht werden.

Er liess die in ein Domstift umgewandelte Kirche ausbessern und tünchen, schmückte sie mit farbigen Fenstern aus und stellte die Heiligenbilder wieder her.

„Thurneysser hat mich neu gemacht,
Da ich war alt und ganz veracht't.“ —

schrieb er einem heil. Franziskus in die aufgeschlagene Bibel. Auch

der mit seinem Wappen geschmückte metallene Taufstein und die schöne Kruzifixgruppe sind Weihgeschenke Thurneyssers. Für seine verstorbene zweite Gattin stiftete er eine, die Himmelfahrt darstellende Votivtafel mit der Aufschrift:

„Anno 1575, den zwölften Septembris, starb die erbare tugend-same Fraw Anna Thurneysserin, geborene Huetlins von Constanz, Leonhard Thurneyssers zum Thurn eheliche Hausfrau, welche hie begraben lieget, der Gott eine fröhliche Auferstehung verleihe.

Was gebor'n, dasselbe alles stirbt,
 Wol dem, der ein gut End' erwirbt!
 Denn wer wohl stirbt ist wol begraben,
 Wenn wir nur Gnad' zum Himmel haben.
 Wir sterben in dem Elend,
 O nimm uns Gott in deine Händ',
 Denn wir fremd' Pilger sind all allsamt;
 Bei Gott ist recht, wahr' Vaterland.“

6. Herr E. Friedel berichtet

über Cremmen und die Treffen am Cremmer Damm

im Anschluss an die heutige Besichtigung der Klosterkirche Nachfolgendes.

Um die Lage und die Verhältnisse des Hohenloheschen Totenkreuzes und des Schlachtfeldes am Cremmer Damm zu untersuchen begab ich mich am verwichenen Sonntag den 9. Mai d. J. mit mehreren Mitgliedern unserer Brandenburgia nach dem stillen Landstädchen Cremmen im Osthavelländischen Kreise. Obwohl dasselbe über Tegel durch eine Zweigeisenbahn zugänglich ist, wird es noch immer von Berliner und anderen Touristen weniger aufgesucht, als es seiner angenehmen Lage und seiner geschichtlichen Beziehungen wegen verdient. Freilich eine Eisenbahn-Fahrt von über zwei Stunden und der Preis von 2 M. 30 Pf. für eine Rückfahrkarte III. Klasse sind nicht verlockend und eine Einbeziehung Cremmens in den Vorortverkehr wird mindestens noch bis zur Fertigstellung der Strecke Cremmen – Neu Ruppin bzw. Wittstock auf sich warten lassen.

Eine freundliche Lindenallee führt vom Bahnhof in die Stadt und erweitert sich allmählich genau wie eine märkische Dorfstrasse, hierdurch einen eigentlichen Platz nach städtischer Art ersetzend. Dies ist bei der Bauart einer Stadt auffallend und lässt darauf schliessen, dass Cremmen aus einer Dorfanlage entstanden ist. Von Mauer und Graben sind die letzten Reste vor einigen Jahren verschwunden. Erwähnt wird die wehrhafte Grenzveste Cremmen gegen Pommern zuerst 1217. Den Zug der Stadtmauer um das einen Rundling bildende Örtchen lässt der Lageplan noch jetzt gut erkennen.

Wo die erstgenannte Strasse sich am breitesten erweitert, schneidet die Ruppiner Strasse ungefähr von Süden nach Norden ein und führt in letzterer Richtung auf den berühmten Cremmer Damm. Hierbei übersieht man die einstmals feste Lage des Städtchens, welches auf weite Strecken den einzigen Übergang vermittelte durch das Luch (Schleuener Luch, Cremmer Luch, Sommerfelder Luch, Flatower Luch, Linumer Luch, Wustrauer Luch, Ternower Luch und überhaupt das gewaltige, das jetzt schmale Flüsschen Rhin auf beiden Seiten einfassende riesige Rhin-Luch). Aus diesem Luch ragen hie und da diluviale Schollen des Untergrundes hervor, die nicht selten mit altalluvialen Dünensand-Überwehungen gekrönt sind. Auf einer solchen festen Insel im unabsehbaren Moor ist Cremmen erbaut. Von der Burg, die in der sumpfigen Niederung unmittelbar vor der Stadt gegen Abend zu lag, ist nichts mehr vorhanden, dagegen befanden sich am Berliner Thor und in der Kietzer Strasse bis vor kurzem noch geringe Reste einer mittelalterlichen Befestigung.

Als Rest des ungeheuren Wasserbeckens, welches sich hier noch bei Menschenzeiten, freilich in vorgeschichtlicher Epoche befunden hat, ist der über anderthalb Meilen lange Cremmer See, der sich bereits arg in der Verschilfung und Vertorfung befindet und den der für grosse Kähne schiffbare Ruppiner Kanal durchschneidet, anzusehen. Leider kommt man an den See wegen seiner sumpfigen Ufer schlecht heran.

Eine Schilderung der Gegend scheint mir um so notwendiger, weil weder in Berghaus' Landbuch der Mark Brandenburg noch in unsers Ehrenmitgliedes Theodor Fontane's berühmten „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“, zwei Werken, die man als heimatkundlicher Ausflügler gern zunächst zu Rate zieht, etwas über die dortige Landschaft gesagt wird. Kurz vor der Kanalbrücke beschreibt der Damm fast einen rechten Winkel, indem er zur leichteren Herstellung an den Fuss der Sandhügel der Cremmener Stadtforst angelehnt wurde, die hier mit einem spitzen Zipfel westlich in die Luchlandschaft vorspringt. Hier liegt das Schützenhaus, ferner die Stadtförsterei für das über 3000 Morgen grosse städtische Waldrevier und dicht südlich, vor der Brücke eine Kgl. Oberförsterei. Östlich erstreckt sich dann ein prächtiges urwaldartiges Gelände bis Oranienburg. Diese Waldgebiete können von den Stationen Vehlefanzen und Schwante aus am bequemsten besucht werden.

Südlich von Vehlefanzen, das wie das benachbarte Schwante und Bärenklau ein Remontedepot mit prächtigen Pferdebeständen ähnlich dem den Berlinern bekannten Brieselang besitzt, woneben noch die berühmte Pferdezüchterei in Pausin zu erwähnen, ich sage südlich von Vehlefanzen 3 km ab, liegt ein grosses, aus einer Anzahl verschieden benannter Heiden zusammengesetztes Waldgebiet, das die Bezeichnung „Der Krämer“ trägt. Dieser Wald bildet die nördliche Fortsetzung des Brieselangs und der Nauener Stadtheide. Schwante wird mit Recht

die Pforte zu dem wunderbar prächtigen Waldgebiet der grossen Neu-Holländer Forst genannt, die sich 15 km in der Länge und 12 km in der Breite zwischen Cremmen und Oranienburg hinzieht und deren Perle der Sarnow ist. Der „Führer“ unsers verdienten Touristenklubs für die Mark Brandenburg sagt darüber Folgendes: „Die Neu-Holländer Forst übertrifft an Naturschönheit noch den Brieselang, mit dem sie den Reichtum an Laubbäumen und üppig wucherndem Unterholz gemein hat. Unberührt wie ein Urwald liegt die herrliche Forst da; selten durchzieht ein Wanderer ihre Pfade und vergebens würde der verwöhnte Tourist in dem weiten Gebiet nach einem Wirtshause suchen.“

Von Schwante führt die Strasse rechts von der Bahn in die Forst. Nach 20 Minuten treffen wir an der Cremmener Chaussee in romantischer Umgebung das von dem Rittergutsbesitzer Sommer, einem der begüterten Grundeigentümer unsers Vororts Schöneberg, vor einigen Jahren in der Waldeinsamkeit neu geschaffene, Sommerswalde genannte, recht sehenswerte herrschaftliche Anwesen. Das stattliche Schloss ist auf Jagd 16 der Forst im Stile des Reichstagsgebäudes aufgeführt. Entsprechend prächtig sind die Nebengebäude eingerichtet, das Treibhaus im byzantinischen, der Pferdestall im gotischen Stil erbaut; ausserdem erhebt sich im Jagd 20 ein Mausoleum.

Uns aber ruft die Heimatkunde nach dem Cremmer Damm zurück. Jenseit der Brücke liegt der Damm hoch aufgeschüttet. Mühe hat es gemacht, ihn zu einer Chaussee auszubauen in dem grundlosen Moor, das er im Mittelalter als ein schmaler Knüppeldamm durchschnitt. Obwohl das Moor hier entwässert und dadurch relativ trockner geworden ist, quillt es hart am Fuss des Dammes mitunter empor und vergeblich sucht ein hineingestossener langer Stab nach Grund. Wehe dem, der hier vom Damm abgedrängt wurde, Ross und Reiter mussten versinken, auch wenn sie nicht, wie bei den Kämpfen von 1334 und 1412 schwer gerüstet und gepanzert waren. Noch zur Zeit Samuel Buchholtz's war die Passage höchst primitiv, denn im Jahre 1765 sagt er: „Es ist hieby der berühmte Cremmer Damm, der aber mehr eine lange Fuhrte, durch eine Elslache, als ein Damm genannt werden kann.“

Im Jahre 1334 wurden hier die Brandenburger unter Ludwig dem Älteren von den Pommern geschlagen und 1412 erlitt unser Burggraf Friedrich von Hohenzollern im Kampfe gegen die Herzöge Otto und Kasimir von Pommern ebenfalls eine Niederlage, deren in der Berliner Klosterkirche bestattete Opfer uns in letzterer am heutigen Tage beschäftigt haben. Auf der linken Seite des Cremmer Dammes, siebenhundert Meter von der Brücke, erhebt sich ein schlankes hohes lateinisches Kreuz, gotisch stilisiert aus hellem Sandstein, welches unten auf der Seite nach der Landstrasse zu das Hohenlohesche Wappen und darunter folgende Inschrift trägt:

Im Jahre des Herrn 1412 den 24. Oktober am St. Columbanitage fiel hier der edle Herr Johannes Graf zu Hohenlohe; Friedrich I., Markgraf von Brandenburg und des H. R. Reichs-Erzkämmerer und Kurfürst setzte zu seinem Andenken ein hölzernes Kreuz, welches 1666 zuerst, dann 1796 erneuert, anno 1845 aus Stein neu errichtet wurde durch Friedrich Wilhelm IV. König von Preussen.

Ich darf wohl an die bezügliche Notiz des neuentdeckten Berliner Annalisten von 1434 erinnern, die ich S. 51 mitgeteilt und die im trocknen Chronikenstil sich über das denkwürdige Treffen mit den Worten abfindet:

Eodem anno (1412) in vigilia Simonis et Iudae Dominus Hollach, Dominus Philippus et multi Nobiles de Curia Marchionis fuerunt interfecti per Duces Stettinenses in aggere Kremmen.

Das Denkmal ist von Unbefugten mit eingeritzten oder aufgekritzelten Namen leider teilweise bedeckt, im übrigen aber in guten baulichen Würden.

Auf dem Dünenzuge nördlich vom Hohenlohekreuz nach Westen zu im Sumpf sind häufig menschliche Reste gefunden worden, welche man mit den Kämpfen auf dem Cremmer Damm in Verbindung bringt. Wir müssen wohl annehmen, dass die Vornehmen unter den Erschlagenen zunächst zu Cremmen selbst in der Pfarrkirche von St. Nikolai aufgebahrt wurden. Die Mitglieder unserer Gesellschaft E. Schenk und H. Maurer nahmen ausser von dem Hohenlohe-Denkkreuz auch photographische Ansichten dieser alten Kirche auf, der man sich allerdings, da der quadratische Kirchplatz nur eng und mit Lindenbäumen bepflanzt ist, nur schwierig mit dem photographischen Apparat angemessen nähern kann. In der Kirche selbst ist vorzüglich der mit vielen Waffen und Trophäen geschmückte Rahmen des Epitaphs eines Herrn von Bredow sehenswert.

An dem Äussern der Kirche sind die Stürme der Zeiten und Brände nicht spurlos vorübergegangen und es erschweren die vielen verschiedenartigen Flickbauten die Orientierung über das Ganze.

Ursprünglich dürfte die Kirche ein aus, an den Gebäude-Ecken behauenen, sonst nur oberflächlich geschlichteten Feldsteinblöcken errichtetes längliches Viereck gewesen sein. Nach Verwüstung der Kirche durch Brand ist der hauptsächlichste Teil des Gotteshauses aus grossen roten Backsteinen in gotischer Stilisirung aufgeführt und zwar ist auf der Südseite ein niedriger Anbau angefügt worden. Diese Südseite zeigt namentlich rechts und links vom Eingangsportal einen seltenen Reichtum von Kirchenmarken in dem Backsteingefüge, welche bereits eine Spanne hoch über dem Erdboden beginnen. Diese Steinzeichen sind halbkugelige Rundmarken von der Grösse eines Pfennigs ab bis zu

einer solchen, dass ein Fünfmarkstück kaum die Höhlung zu verdecken vermag. Viele Höhlungen sind so energisch ausgerieben worden, dass sich eine förmliche Patina gebildet hat. Daneben befinden sich in allen Stellungen Längsmarken, beiderseits konisch endigend, von der Grösse, dass ein sogen. Cigarrenschröter bequem hineinpasst. Daneben senkrechte, halbcylindrische, oben und unten abgeschnittene Hohlkehlungen. Diese Näpfchen, Längsrillen und Hohlkehlen sind an manchen Stellen wie ausgesät und haben die Ziegel-Formsteine der Mauer förmlich deformirt. Über ihre in katholischer Zeit erfolgte Herstellung und ihren Zweck weiss wie gewöhnlich kein Ortsangesessener etwas auszusagen. Wir haben auch eine Gruppe dieser Zeichen der Verehrung und des Aberglaubens photographirt. Daraus, dass die Näpfchen jetzt, wie vorgegedeutet, bereits wenige Zoll über der Erde beginnen, folgt klärlich, dass die Plinte des Mauerwerks früher erheblich tiefer freilag, denn in so unbequemer Stellung konnte Niemand, auch nicht ein Kind, die künstlichen Mauermarken anbringen.

Die Zeit, als die Brandenburger am Cremmer Damm geschlagen wurden, mag gerade diejenige gewesen, wo die Kirchenmarken so recht im Schwange waren.

An derselben Südseite der Kirche, aber mehr östlich, fanden wir einen sandsteinernen Mühlstein von etwa zwei Fuss Durchmesser in die Aussenseite eingemauert. Dasselbe Vorkommnis haben wir an der Kirche zu Miersdorf bei Königs-Wusterhausen, Kreis Teltow, beobachtet. Auch hier dürfte vielleicht ein abergläubischer Zweck zu Grunde liegen. Die Nachbarn der Cremmer Kirche halten den Stein für eine Sonnenuhr, wovon wir uns aber nicht überzeugen konnten.

Vor 1845 führte das damalige Kreuz nach S. 107 des Werkchens „Die Umgegend Berlins“ die Inschrift: „Anno 1412 am St. Columbans Tage verschied in diesem Damm Herr Graf Johann von Hollach oder Hohenlohe, Markgräflich Brandenburgischer General, welchem zu Ehren dies Monument gesetzt ist“.

Der Name Hollach oder Holloch bezieht sich auf die Burg gleichen Namens bei Uffenheim in Franken und hiernach nannte sich seit dem 12. Jahrhundert das alte Herrengeschlecht der Hohenlohe. Der jetzige deutsche Reichskanzler und Ministerpräsident Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst, Durchlaucht, hängt, nachdem die Linie Hohenlohe-Hohenlohe 1412 erloschen und nur die Linie Hohenlohe-Speckfeld übrig geblieben mit der abseiten letzterer 1551 gestifteten katholischen Hauptlinie Hohenlohe-Waldenburg genealogisch zusammen, die ihrerseits sich in die zwei Linien Hohenlohe Waldenburg - Bartenstein und Hohenlohe Waldenburg - Schillingsfürst spaltete. Der Stamm Johann von Hollach ist, wie schon erwähnt, in dem verhängnisvollen Jahr 1412 abgestorben.

Über die früheren Erinnerungskreuze des Letzgenannten sind nur dürftige Nachweise vorhanden.

Samuel Bucholtz (Oberpfarrer zu Lychen) sagt in seinem „Versuch einer Geschichte der Churmark Brandenburg“ Teil II. Berlin 1765 S. 573. „Dem von Hohenlohe zum Andenken wird noch ein hölzernes Creuz auf dem Cremmerdamm von der Stadt unterhalten, dessen Inschrift ihn einen Churfürstlichen General nennt, der allda gestorben. Die Unwissenheit damaliger Umstände bei den heutigen Bürgern zu Cremmen, hat wohl so unbestimmte Inschrift zu Wege gebracht, doch ist sie noch klüger als die mündliche Erzählung, dass er von seinem eigenen Diener, als er über den Damm geritten, meuchelmörderisch erstochen worden, dabey sie von keiner Schlacht wissen.“

Offenbar hat man in Cremmen, wo das Andenken an das Treffen mit der Verwitterung der Inschrift an dem Holzkreuze auch erloschen sein mochte, das letztere für eins der vielen Mordkreuze gehalten, die man zum Gedächtnis ermordeter Personen in unseren Marken an vielen Stellen aufgerichtet hat.

Unser Ehrenmitglied Wilhelm Schwartz, welcher in der ersten Auflage seiner „Sagen und alte Geschichten der Mark Brandenburg“ (1871) eine in den folgenden zwei Auflagen (1886 und 1895) fortgelassene Geschichte unter der Überschrift „Das Kreuz am Cremmer Damm“ erzählt, sagt darin irrtümlich S. 127 „In diesem Jahrhundert ist das hölzerne Kreuz durch ein stattliches eisernes ersetzt worden“, es handelt sich, wie gesagt, um ein Steinkreuz; Schwartz fährt dann fort:

„Die Sage hat frühzeitig, wie schon ältere Berichte zeigen, sich hier angesetzt und nicht blos den geschichtlichen Hintergrund verwischt, sondern die Sache auch in die sogenannte Räuberzeit hinübergespielt, mit welcher das Volk im allgemeinen die Zeit des Faustrechts bezeichnet. Dort also, wo das Kreuz steht, heisst es in der Sage, ist ein Herr von seinem Bedienten erstochen worden. Es war auf des Herrn Kopf ein hoher Preis gesetzt, aber sie haben ihn nie fangen können, denn er wusste immer einen Ausweg, und seinen Pferden — er hatte nur Cavallerie — hat er immer die Hufe verkehrt aufschlagen lassen, so dass seine Verfolger dadurch getäuscht wurden und ihn immer gerade in entgegengesetzter Richtung suchten. An der Stelle hat ihn also sein Bedienter, wie er einmal vom Pferde stieg, von hinten mit dem Degen durchstoßen. Den Preis hat er aber doch nicht erhalten, denn sie hatten ihn lebendig haben wollen. Und so haben sie den Bedienten auch todt gemacht. Es soll, wie die alte Chronik sagt, 1666 (!) oder 1696 (!) geschehen sein, setzte einmal ein Erzähler hinzu; in der stand überhaupt noch mehr davon, die ist aber 1840 beim Brand von Cremmen verbrannt.“

Auf der Nordseite wird der Cremmer Damm durch das Dorf Sommerfelde beherrscht. Dies muss man zum Verständnis der blutigen Vorgänge im Jahre 1412 festhalten, deren Darstellung Friedrich von Klöden in seinen „Quitows und ihre Zeit“ (3. Ausg. herausg. von Ernst Friedel, Berlin 1889 Bd. 2 S. 497) folgendermassen einleitet: „Man nahm die Richtung auf Kremmen, denn man hatte nun erfahren, dass die märkischen Verbündeten [darunter Dietrich von Quitow und Richard von Rochow] ihre Mannschaften bei Liebenwalde zusammenzogen. Am zweiten Tage, den 23. Oktober, erreichten die Brandenburger die Stadt, ohne auf einen Feind zu treffen. Hier aber erfuhren sie, dass er schlagfertig bei Liebenwalde stehe, nahe genug, um ein baldiges Zusammentreffen erwarten zu können.“

„Die Stadt Kremmen liegt am nördlichen Rande des Landes Glien und hat im Norden ein breites Luch, das sich besonders nach Westen hin sehr ausdehnt und hier in jenen Zeiten ganz unwegsam war. Ein gemachter Damm von einer halben Meile Länge führte als einziger Weg hindurch und nahe an dem ansehnlichen Kremmer See vorbei, nach dem wieder auf der Höhe gelegenen Dorfe Sommerfeld, hinter welchem das Gebiet der Grafschaft Ruppın begann. Die Stadt war mit einer hohen Mauer versehen und hatte drei mit Türmen besetzte Thore und zwei Kirchen, zu St. Jakobi und St. Nikolai. An der westlichen Seite der Stadt lag ein festes Schloss, auf welchem Lippold von Bredow mit seiner Familie wohnte. Man hielt es für das Geratenste, sich für jetzt in der Stadt festzusetzen und die Annäherung der Pommern abzuwarten. Am andern Tage, den 24. Oktober, erfuhr man, dass die Pommern anrückten und ihren Weg über den Grüneberger Damm, westlich Nassenheide vorbei, durch den Liebenberger Wald nähmen. Man entschloss sich ihnen entgegen zu gehen und zog über den Kremmer Damm nach Sommerfeld, wo man hinter diesem Dorfe unfern des Wanzdorfer und Liebenberger Waldes sich aufstellte. Friedrich glaubte so selbst im ungünstigen Falle mittels des leicht zu behauptenden Kremmer Dammes und der dahinter belegenen befestigten Stadt sich den Rückzug zu sichern und dem Feinde am leichtesten das Verfolgen wehren zu können, weshalb der Damm auch besetzt wurde. Gleich nach Mittag rückten die Pommern und Havelländer aus dem Walde hervor und stellten sich dem brandenburgischen Heere gegenüber. Mit Bestürzung bemerkte letzteres, dass das pommersche Heer mit den Quitows ihm an Zahl weit überlegen war.“

Und nun trat die Katastrophe ein, die mit dem Rückzuge der fränkischen Streitmacht nach Kremmen endete. Zu bemerken ist noch, dass der Körper des fränkischen Ritters Kraft von Leitersheim nicht gefunden wurde, derselbe ist sicherlich im Cremmer Luch versunken. Dass Hohenlohe sich für Friedrich in echt deutscher Treue dem Feinde

preisgegeben, dass er bei der Deckung des Rückzuges die Flucht verschmäht hat und ein Opfer seiner Vasallenpflicht für den Lehnsherrn geworden ist, hat dieser in tiefer Trauer selbst anerkannt.

Erwähnt sei noch, dass Lippold von Bredow, Schwiegervater Johann von Quitzows, Landeshauptmann der Mittelmark Stadt und Schloss Cremmen, wo er mit seiner Familie wohnte, als Lehen besass. In dem Friedensschluss mit Pommern vom 16. Dezember 1415 heisst es, was vor diesem Vertrage verhandelt ist, soll als beseitigt betrachtet werden, ausgenommen die Geschichte auf dem Damm von Cremmen, und was beide Teile vor kurzem wegen ihrer beider Herrschaft für Zwietracht gehabt haben, darüber solle Kaiser Siegismund entscheiden und beide Parteien mit Freundschaft vorladen.

Das erste grössere Treffen an und auf dem Cremmer Damm fand, wie wir erwähnten, bereits 1334 statt, wo auf pommerischer Seite Herzog Barnim der Grosse, Fürst Johann von Werle, Graf Heinrich von Schwerin, Bischof Friedrich von Camin, Graf Hermann von Naugart und Graf Johann von Gützkow sich hervorthaten. Auf Markgraf Ludwigs Seite (siehe Buchholtz a. a. O. II. S. 382) scheint es auf Graf Günther von Ruppin am meisten angekommen zu sein, da man, um nach Cremmen zu gelangen, diese Grafschaft passieren musste. Auch dies erste Mal war das Kriegsglück dem brandenburgischen Landesherrn abwendig. Nach einem alten Liede, das J. Fr. Sprengel 1765 in dem 21. Stück der Greifswaldischen kritischen Nachrichten veröffentlicht hat, gewannen die Pommern zwar die Schlacht, als sich aber die Brandenburger auf Cremmen selbst warfen und die Pommern nachfolgten, wurden sie mit blutigen Köpfen zurückgeschlagen und schlossen bald darauf mit Brandenburg Frieden. Die Sache verlief also ähnlich wie die bereits erzählte unter Markgraf Friedrich I.

In naiver Weise besingt dies das sowohl für Pommern wie für die Mark kulturhistorisch interessante Volkslied*)

1. Als Barnim, de fast lütke Mann,
Averst im Kriege nich quade,
Am langen Damm kam heran,
Ging he flietig to Rade.
2. He sprak: Dat ist en garstig Loch,
Da mütten wie nich dorchbrieden,
Et mögt uns kosten unsen Rock,
Wi willen man hier bliven.

*) S. Buchholtz a. a. O. Bd. 2. S. 383.

3. Wi willen schrieven ut de Stür,
De uns de nich will geven,
Den willen wir brüden mit det Für,
Un nah det Veh em streven.
4. Det Rat gefehl em allen wol
Se fingen an to graven,
Se mackten in de Erden holl,
Brachten det unnerst baven.
5. Markgraf Ludwig, de tappre Held,
Heelt up den Kremmschen Huwen,
Un dachte, dat sick da int Feld
De Pamern schöllén traven.
6. Da averst kener kam hervär,
Liet he rupen sinen Peter,
Und sprack: Krieg dine Trumpet her,
Ried hen, as en Trumpeter.
7. Det segge Hertog Barnim an,
Ick hedde grot Verlangen,
Em as den Gast un sienen Mann
Im Felde to empfangen.
8. Wo averst em det nich behagt,
So will ick em tosprecken
Un ock im Luch sien unverzagt.
De Lanz mit em to brecken.
9. De Hertog sprack: He were da,
Un lichtlich ock to finnen,
De Spöt det stünde op de Wah,
Woll siehn, we werd gewinnen.
10. Drup ging et up den Damm hinab,
De was vull luter Köppe,
Et gaf da manchen harten Knap,
De Schall ging in de Zöppe.
11. De Märker kunnen nich bestahn,
De Luch was ehr Verderven,
Da musste mancher liggen gahn
Un ahne Wunne sterven.
12. Drum weken se up düsse Siet
Un menen da to fechtén;
De Pamer folgt im vullen Tritt,
Schlog Heeren mit den Knechten.

13. To Cremen ging em det nich an,
He musste buten blieven.
Det Fotvolk stund da Mann vör Mann,
Hulp em torügge drieven.
14. Se schoten up de Strat hinut,
De man van Pamern krewelt,
Un föhlen em so up de Hut,
Det em det Harte wewelt.
15. Det, sprack Schwerin, deit hier ken got,
Lat uns den Damm erfaten,
Oder wir weren unse Blot
Hier alle möten laten.
16. Se treckten wedder hin tom Damm
Un sammelten äre Bütte.
Damit der Krieg en Enne nam,
Davör uns Gott behüde.

Dies denkwürdige Lied ist mit einer so bemerkenswerten humoristischen Unparteilichkeit abgefasst, dass man es ihm nicht anmerkt, ob der Dichter ein Pommer oder Brandenburger war. Ich vermute: ein Märker. Der Dialekt scheint mir heimatliche Anklänge zu haben, so das märkische „det“ für das pommersche „dat“.

7. Unser Mitglied Geheimrat Dr. Schwartz, zur Zeit in Wiesbaden, hat zu der heutigen Besichtigung folgende schriftliche Mitteilung eingesendet:

Erinnerungen aus meiner Schulzeit auf dem Grauen Kloster aus den Jahren 1831 bis 38 in betr. der angrenzenden Klosterkirche.

a) Vom Altar aus links (vom Standpunkt, den der Geistliche einnimmt, aus) hing an einem Pfeiler in beträchtlicher Höhe ein männliches Portrait (Brustbild in Lebensgrösse), von dem der damalige Küster Streit, wenn er in der Kirche herumführte, Folgendes erzählte. König Friedr. Wilhelm IV. habe s. Z. als Kronprinz, wie er die Kirche mit seiner Gemahlin, Elisabeth von Bayern, einmal besuchte, „unter Hinweis auf das Bild“ zu derselben geäussert „Das ist Dein Ahn“. Dies Factum hat sich mir eingepägt. Ob es eine Verwechslung von Seiten des Küsters mit dem Leichensteine Ludwig des Römers war, der dort sich befand (s. Bellermann's Programm des Grauen Klosters v. J. 1823 S. 55) lasse ich dahingestellt. Als in den sechziger Jahren die Klosterkirche renoviert wurde, brachte ich die Sache in der Neuen Preussischen Zeitung zur Sprache, worauf der damalige K. Konservator der

Denkmäler Geh. Reg.-Rat v. Quast ebendasselbst erklärte, ihm sei ein solches Bild nicht vorgelegt worden, auch hätte, wenn ein derartiges vorhanden gewesen, es sicherlich nicht aus der Zeit L. d. Römers hergerührt, was ja vom Standpunkt der allgemeinen Kunstgeschichte aus seine Richtigkeit hat, wie mir auch anderweitig bestätigt wurde. Ein Bild war aber dort vorhanden gewesen.

b) Gleichzeitig forschte ich nach dem Verbleib einer eisernen, etwa ein Fuss im □ grossen Tafel mit dem Wappen Thurneyssers, wie es hiess, welche sich in der Mauer befunden hatte, die an der Klosterstrasse den Hof der Kirche abschloss. Aber auch diese Recherche war vergeblich.

8. Herr Lehrer und Küster Otto, welcher die gütige Führung im Innern des ehrwürdigen Gotteshauses übernommen hatte, bemerkte zu der Schwartz'schen Mitteilung, dass i. J. 1842 Zwecks Renovation verschiedene Oelgemälde aus der Klosterkirche entfernt worden und mehrere davon nicht wieder zurückgekehrt seien. Vielleicht habe sich Herrn Schwartz's Bild darunter befunden, jedenfalls werde es kein Oelgemälde aus der Zeit Ludwigs des Römers gewesen sein können, da damals dergleichen Bilder nicht üblich waren. Bezüglich der Thurneysserschen Eisenplatte mit dem Wappen des vielbewanderten Gelehrten und Hofmanns äusserten sich die Herren Friedel und Buchholz übereinstimmend dahin, dass es sich vermutlich um eine der eisernen Ofenplatten Thurneyssers handle. Derselbe habe das grosse Verdienst, in Brandenburg den Kunstguss in Eisen, aus hierorts gewonnenem Raseneisenstein eingeführt, in jedem Falle aber nach der Richtung des Kunstgewerbes hinaus gebildet zu haben. Es möge eine dgl. Ofenplatte mit Thurneyssers oder des Kurfürsten Wappen gewesen sein, die an der Mauer eingemauert war. Das Thurneyssersche Wappen befindet sich noch mehrfach innerhalb der Kirche, z. B. gemeisselt am Taufstein vor dem Altar und auf einem Stein, links vom Eingangsportal, wahrscheinlich Untersatz zu dem rechts befindlichen Kruzifix in der Nähe des Hohenlohebildes an der Mauer nach der Klosterstrasse zu.

Herr Lehrer und Küster Otto wies bei seiner Führung auf alle Sehenswürdigkeiten erklärend hin. Mit Rücksicht auf den uns zugemessenen Raum, die Fülle der Gegenstände und deren mehrfach vorhandene ausführliche Beschreibungen, können wir uns kurz fassen. Von den Grabinschriften oder richtiger Erinnerungstafeln Ludwig des Römers: A. C. MCCCLXV obiit illustrissimus princeps et dominus Ludovicus Romanus Marchio Brandenburgensis, filius invictissimi principis et domini Ludovici Imperatoris, hic inferius sub altari condigna reverentia et honore, ut par fuit,

tumulatus und seiner Gemahlin: A. C. MCCCLVII obiit inclyta domina, dn. Cunegundis, uxor magnifici principis domini Ludovici, Romani dicti, filia quoque serenissimi regis Cracoviae, sub altari hic inferius apud dominum et maritum suum honorifice tradita sepulturae ist nichts mehr vorhanden. Der Grabstein des Bürgermeisters Konrad von Belitz † 1308 fand besondere Beachtung, insbesondere aber die Erinnerungen an die Opfer des Cremmer Dammes von 1412. Vor allem die Gedenktafel Hohenlohes mit der Umschrift: Nach chris. geburt virzehnhundat iar und in dem zwelften iar an sant columbani tage verschied der hochgeborn graff herre Johans von hohenloch, dem got genade. Die Gedenktafel des Philipp von Utenhoven, der in Folge seiner am selbigen Tage empfangenen Wunden, am 28. Oktober in Berlin verschied, ist verschwunden. Dagegen ist von dem Gedächtnisstein des dritten Opfers vom Cremmer Damm, des Ritters Kraft von Leitersheim vor dem Altar wenigstens noch das Wappen (ein halb geschachteter Schild) erkennbar. Dieser Stein bedeutet nur ein Kenotaphium, denn wie von Herrn Friedel bereits erwähnt, ruht der Leichnam im unergründlichen Cremmer Moor.

Auch die Denkmäler der Renaissance Zeit, das Bild, welches Thurneysser seiner verstorbenen Gemahlin gewidmet, ferner die mancherlei Andenken an die späteren Geistlichen und Schulmänner des anstossenden Gymnasiums zum Grauen Kloster fanden gebührende Beachtung. Als dann dankte der 2. Vorsitzende dem Herrn Lehrer Otto verbindlichst für seine Mühewaltung, während die Versammlung sich nur zögernd, in andächtiger und nachdenklicher Stimmung von den geweihten, erinnerungsvollen kirchlichen Räumen trennte.

4. (3.) ausserordentl. Versammlung des V. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 20. Mai 1896, nachmittags 5 Uhr.

Besichtigung der Brauerei unseres Mitgliedes, des Herrn Julius Bötzw.

Es hatten sich etwa 70 Mitglieder mit ihren Gästen eingefunden. Herr Bötzw sowie der Betriebsdirektor Herr Gerner übernahmen die Führung, während Herr Zobel, Ingenieur der Gesellschaft für Lindes Eismaschinen, und Herr Ingenieur Engel von der Firma

Siemens und Halske ihnen bei der Erklärung der maschinellen Nebenanlagen behülflich waren.

Es ist in diesem kurzen Bericht unmöglich, alle technischen Details der grossartigen Anlage wiederzugeben und die zahlreichen Vorgänge und Manipulationen zu schildern, welche bei dem Prozess der Bierbereitung eine Rolle spielen. Es muss genügen, in grossen Zügen die Beobachtungen dieses interessanten Nachmittags festzuhalten.

Der Ausgangspunkt für die Brauerei ist das Malz. Dasselbe wird heutiges Tages in den Mälzereien im grossen hergestellt und den Brauereien geliefert. Das Malzen ist ein abgebrochener Keimprozess; bei diesem wird die Stärke der Gerstenkörner in Traubenzucker umgewandelt. Malz schmeckt daher süss, allerdings weniger süss als der gewöhnliche Zucker, da es schwerer löslich ist.

Es handelt sich nun darum, diesen Zucker nebst den anderen löslichen Stoffen aus dem geschroteten Malz herauszuziehen. Dies geschieht durch warmes Wasser in den grossen Zubern, welche mit kegelförmigen Kappen bedeckt waren. Man nennt diesen Vorgang das Maischen und das Endprodukt die Bierwürze. Beim Maischen ist es wichtig, die richtige Temperatur und die richtige Wassermenge inne zu halten. Die Bierwürze wird nun mit Hopfen versetzt und in der Braupfanne gekocht. Die Braupfannen befanden sich ein wenig tiefer in demselben Raum mit den Maischbottichen.

Aus der Bierwürze wird endlich mit Hilfe der Hefe das Bier hergestellt. Dabei gerät die Masse in Gährung; es entsteht aus dem Zucker Alkohol und Kohlensäure. Die Gährung muss langsam vor sich gehen, deshalb wird in dem Gährkeller die Temperatur sehr niedrig gehalten. Der Gährungsprozess verrät sich durch den weissen Schaum, welcher in den Bottichen auf der Oberfläche sich ansammelt.

Wenn das Bier klar geworden ist, wird es gefasst; in den Fässern des Lagerkellers geht die Gährung weiter, und es wird oft noch monatelang hier aufbewahrt.

Der Gährkeller und der Lagerkeller gaben den besten Einblick in die Grossartigkeit des Betriebes. Dort reihten sich in langen Reihen die Bottiche aneinander und hier lagen die Riesenfässer in parallelen Reihen zu zweien übereinander.

Neben diesen Anlagen für die Brauerei sind auch die übrigen maschinellen Einrichtungen von Wichtigkeit. Sie lehren, wie geschickt die modernen Errungenschaften der verschiedensten Gebiete dem uralten Brauereigewerbe angepasst worden sind. Es gehören hierher die beiden Dynamomaschinen, welche das elektrische Licht liefern, sodann die Lindesche Kältemaschine, in welcher die Kühlflüssigkeit hergestellt wird, die in den langen Röhren an den Decken des Gähr- und Lagerkellers hinfließt und dort die niedrige Temperatur von 4--6° C. hervorruft.

Diese Anlage macht das Eis entbehrlich, und ihre Einrichtung hat 920 000 M gekostet. Endlich hatten wir noch Gelegenheit einen Blick in den Flaschenkeller zu werfen, wo das Spülen und Füllen der Flaschen besorgt wird. Auch die Pferdeställe durften wir in Augenschein nehmen, und das Pechen der Fässer, der grossen sowohl als auch der kleinen, wurde uns vorgeführt.

Bevor wir die Brauerei verliessen, konnten wir noch an Ort und Stelle einen Trunk frisch vom Fass, wie es aus dem Keller kam, thun.

Nach dem Rundgang vereinigten sich die Teilnehmer im grossen Saale des Lokales zu einem gemeinsamen Imbis. Hier gab nun Herr Betriebsdirektor Gerner eine kurze und klare Skizze von dem Brauprozess, Herr Ingenieur Engel sprach über die Erzeugung und Nutzarmachung der Elektrizität und Herr Ingenieur Zobel schilderte die künstliche Erzeugung von Kälte. Endlich toastete Herr Geheimrat Friedel auf Herrn Bötzwow und dieser trank auf das Wohl der Gesellschaft Brandenburgia.

Kleine Mitteilungen.

Kiesslings neue Übersichtskarte von 300 Quadratmeilen um Berlin (1:300000) wird allen Heimatskundlern und Touristen willkommen sein. Sie enthält eine Kilometer-Einteilung der Chausseen und Pflasterwege, die für Fussgänger und Radler hochwillkommen ist. Ein gesondertes Ortsverzeichnis erhöht die Brauchbarkeit des Werkes, welcher eine besondere Unterstützung noch dadurch geworden ist, dass unser Mitglied Dr. B. Graupe, Mitverfasser der bekannten Wanderbücher durch die Provinz Brandenburg, die Karte bearbeitet hat. Die letztere reicht im N. bis Angermünde, im O. bis Küstrin, im S. bis Lübben, im W. bis Rathenow.

Bei der eingetretenen eigentlichen Wanderzeit machen wir auf Dr. E. Albrecht und Dr. B. Graupe: Wanderbuch für die Mark Brandenburg aufmerksam. Die 3 Teile umfassen: I. Nähere Umgebung Berlins (3. Aufl. 1895), II. Weitere Umgebung, Westen (2. Aufl. 1895) und III. Weitere Umgebung, Osten (2. Aufl. 1895). Nach Bädeker-Art knapp und genau und mit reichlichem Kartenmaterial ausgestattet, ist das Werkchen für unsere Heimatsfreunde vorzüglich zu empfehlen.

Die Firma Edmund Gaillard, rühmlich bekannte Kunstwerkstätte für moderne, auf Photographie beruhende Reproduktion hat unserer Bibliothek ein von der Firma in Phototypogravüren hergestelltes Album von Berlin, zunächst 4 Kollektionen, jede zu 16 Kabinets, mit der Bitte um Besprechung verehrt. Jede Kollektion in eleganter Mappe kostet nur 50 Pf.; das ist ein enorm billiger Preis und wird dafür Ansprechendes geleistet. Kunstwerke kann man dafür selbstredend nicht verlangen, aber auch diese schlichten,

ohne Prätension auftretenden Blätter haben ihre Kundschaft und wir hoffen, dass diese unter den die Berliner Gewerbe-Ausstellung besuchenden Fremden eine recht ausgedehnte sein werde.

Friedrich Karl Heise: Über den Ortsnamen Berlin - Köln und einige andere. Berlin 1896. Verlag von Stubes Buchdruckerei 16 S. gr. 8. Die grüblerischen Erklärungen unserer Städtenamen Berlin und Kölln sollen noch immer nicht zur Ruhe kommen, obwohl die Aufzählung der Sonder-schriften und Schriftchen hierüber wohl einen Druckbogen füllen könnte. In letzter Zeit rangen Slaven und Kelten um die Gevatterschaft, jetzt kommt der Germane an die Reihe. Berlin's erste Silbe sei aus „bern“ „bernen“ (brennen) entstanden und aus dem keltischen Wort „bellin“ gleich „Fuhrt“: bernenlin, bernlin, Berlin. — Köln hange mit Kohle (Feuerplatz) zusammen. Daraus seien erst die Wörter „Kolonien“, „Kolonen“, „Kolonisten“ ent-standen. — Stargard bedeutet nicht etwa das slavische Starigrod-Altenburg, sondern germanisch „star“ oder „starr“ und „gard“ oder „Garten“ (Um-wehrung), also Stargard gleich „feste Burg“. Wenn sich deutsche Ortsnamen solchergestalt durch die Slavenzeit hindurch gerettet hätten, wie z. B. that-sächlich der Ortsname Brandenburg, so wäre das ja für die Anhänger der Theorie, dass sich von der altgermanischen Bevölkerung ein Teil auch nach der Völkerwanderung und durch die Slavenzeit hindurch bei uns erhalten hat, eine willkommene Stütze. Es ist nur zu besorgen, dass die geschulten Sprachforscher kaum eine der Heiseschen Deutungen unangefochten werden passieren lassen. F.

Blitzröhren. Ein alter Arbeitsmann Namens Pottgiesser, den unser Ehrenmitglied Wilhelm Schwartz am 3. April 1845 auf einem Spaziergang nach Stralau vor dem Thore traf, sagte unserm Gewährsmann laut mündlicher Mit-teilung des letztern an mich, als dieser ihn fragte, was er an der Erde im Sande suche, — es war nach einem Gewitter — er suche Blitzröhren gegen das Fieber. Der Blitz fährt kreuzweise herunter und wie ein Pfeil in die Erde. Das rührt noch so alles aus alten Zeiten her, sagte Pottgiesser, wo die Leute auf jede Wolke am Himmel achteten und sich Wunder was dabei dachten; wo man auch auf die Stunde bei den Gebärenden achtete und der-gleichen mehr. Etwas, meinte er freilich, sei an manchem daran. — Das war derselbe Arbeitsmann, dem A. Kuhn und W. Schwartz in den Norddeutschen Sagen, Märchen und Gebräuchen, Leipzig 1848, No. 80 (S 78) „Die Rippe zu Berlin und die Bärengrube“, Nr. 81 „Die Löwen an der Parochialkirche“ und No. 82 „Die Bildsäule des Grossen Kurfürsten“ verdankten

Ähnlich wie Blitzröhrenstaub wird der Staub von den Beinbruchsteinen (Osteocolla) benutzt, vgl. meinen Aufsatz: „Berliner Beinbruch-Stein Beitrag zur Kenntnis des Bodens der Reichshauptstadt“ S. 126—128 in Mitt. des Vereins f. d. Gesch. Berlins, 8. Jahrg. 1891. *) Von dem „Weissen Berge“, der höchsten Düne westlich der Müllerstrasse nahe der Jungfernheide

*) Abgedruckt mit kleinen Veränderungen in der Naturwissenschaftlichen Wochen-schrift. Berlin Jahrg. 7. 1892.

und dem Lieutenantsberg bemerkte ich a. a. O. S. 128: „In einer vom Wirbelwind aufgeblasenen Düne daselbst sind sie [Osteocolla] mit Urnenscherben vorwendischer Zeit, geschlagenen Feuersteinen und Blitzröhren vergesellschaftet. Dort haben sich Blitzschläge so vertheilt, dass eine Unmasse von kleinen korallenartigen Bildungen aus geschmolzenem Quarzsand entstanden ist. Da diese kleinen Blitzröhren mit gewissen, ebenfalls korallen- oder bäumchenähnlich aussehenden Osteocolla flüchtige, äusserliche Ähnlichkeit haben, mache ich darauf aufmerksam, wie die letzteren durchaus homogen sind, dagegen die Blitzröhren eine glasig ausgeschmolzene innere Höhlung haben, ein Erzeugnis des Schmelzungsprozesses und ein Phänomen, welches bei den Osteocolla niemals vorkommt“.

Dergleichen Blitzröhrenstücke können noch jetzt an der beregten Stelle aufgelesen werden.

Berlin, den 4. März 1896

Ernst Friedel.

Bücherschau.

Die ehemalige Berlinische Gesellschaft für deutsche Sprache und ihre Büchersammlung. Von Dr. John Koch, Oberlehrer. Wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht des Dorotheenstädtischen Realgymnasiums zu Berlin. Ostern 1894.

Das Programm giebt eine kurze Geschichte der „Berlinischen Gesellschaft für deutsche Sprache“, die i. J. 1815 entstand und bis an das Ende der siebziger Jahre hinein währte, zuletzt freilich nur ein Scheindasein führend

Als ihr eigentlicher Gründer ist der Hofrat Wolke anzusehen, der bekannte puristische Sprachforscher, der aber nicht nur alle Fremdworte im Deutschen mit Stumpf und Stiel ausrotten wollte, sondern sich bis zur Donquixoterie Änderungen und Neubildungen der Sprache gestattete. So war ihm die Bildungssilbe -ung verhasst und er erklärte allen mit ihr zusammengesetzten Wörtern den Krieg. Für Sendung sagte er daher Sende, für Bemerkung Bemerk, für Darstellung Darstel. Universität verdeutschte er mit dem Worte: „Wissenschafte“. Die Sonne wollte er durchaus zu einem Masculinum stempeln und dafür „der Sonn“ sagen, den Mond „die Mone“ nennen. Das nannte er die Sprache veredeln. Neben ihm gehörten dem Vorstand u. a. der Turnvater F. L. Jahn, der Germanist Zeune und der Grammatiker Heinsius an

Zweck der Gesellschaft war, die deutsche Sprache aus ihren eigenen Quellen und in ihrem ganzen Umfang zu veredeln. Man hielt Vorträge oder besprach von auswärtigen oder hiesigen Mitgliedern eingesandte Arbeiten. In ihnen handelte es sich meist um Feststellung des Sprachgebrauchs oder die Reinigung der Sprache von fremdländischen Ausdrücken.

Aber schon am Ende des ersten Jahres regte sich Unzufriedenheit mit der Leitung der Gesellschaft. Man hatte das Gefühl, dass man nicht genügend wissenschaftlich sei und suchte einen höheren Flug zu nehmen. Man reformierte hauptsächlich auf Veranlassung F. L. Jahns und stellte neben

einer Reihe mehr oder weniger unklarer Aufgaben nun als Ziel des Vereins hin: Vorarbeiten für ein Wörterbuch, für eine Sprachlehre und eine Geschichte der deutschen Sprache zu liefern.

Aber auch diese Bestrebungen hatten keinen rechten Erfolg. Die Gesellschaft verstand nicht sich geltend zu machen. Auf ein Preisausschreiben, das sie am Lutherjubiläum 1817 für die beste zeitgemässe Bearbeitung von Justus Georg Schottelius ausführlicher Arbeit von der teutschen Haubtsprache (Braunschweig 1663) erliess, lief nicht eine einzige Bewerbung ein. Eine i. J. 1818 wiederum vorgenommene Erneuerung der Gesellschaft, die sich allerdings nur auf das Haupt, nämlich den Vorstand, nicht aber auch auf die Glieder erstreckte, hatte nur das Resultat, dass endlich ein Band des lange geplanten „Jahrbuchs der Berlinischen Gesellschaft für deutsche Sprache“ (Berlin, Maurer 1820) erschien, der freilich vorläufig der einzige blieb. Beiträge von tieferer wissenschaftlicher Bedeutung enthielt er nicht.

Erst i. J. 1825 mit der Übernahme des Vorsitzes durch Friedr. Heinr. v. d. Hagen, der wenige Jahre vorher endgiltig nach Berlin übersiedelt war und seine Thätigkeit als ordentlicher Professor an der Universität begonnen hatte, erhielt die Gesellschaft ein mehr wissenschaftliches Gepräge. Auch v. d. Hagen war kein Mann von tief eindringender, methodisch geschulter Wissenschaftlichkeit, auch er blieb Zeit seines Lebens trotz einer fünfzigjährigen Beschäftigung mit der Litteratur und Altertumskunde in gewissem Sinne ein Dilettant. Aber er war sehr kenntnisreich, von einer beneidenswerten Arbeitskraft und besass eine schier grenzenlose Fähigkeit zu produzieren. Zugleich umfasste er eine Fülle der verschiedensten Interessen. Für die extensive Entwicklung der Wissenschaft vom deutschen Leben hat er sehr viel gethan. Darin steht er ihren Begründern, mit deren Wirken das seinige zeitlich ungefähr zusammenfällt, nicht nach. Nunmehr legte man in den Vorträgen und schriftlichen Aufsätzen das Hauptgewicht auf die historische Sammlung und Untersuchung. Erhob man sich auch nicht auf die Höhe der germanischen Forschung, die in dieser Entstehungs- und zugleich Blütezeit der deutschen Philologie die Arbeiten Beneckes, Lachmanns und der Brüder Grimm bezeichnen, so gab man doch das dilettantische Etymologisieren auf und jene kindliche Sucht zu Neubildungen, in der ein so tiefes Verkennen des lebendigen Organismus der Sprache lag. Jetzt gelangte man auch zu dem längst ersehnten Ziel, zur fortgesetzten Herausgabe eines Jahrbuchs. Damit erreicht, wie John Koch ausführt, die Gesellschaft den Höhepunkt ihrer Entwicklung. Herausgeber der Zeitschrift, die den Nebentitel „Germania“ führte, war v. d. Hagen. Es erschienen im ganzen zehn Bände von ihr. Sie enthalten hauptsächlich Mitteilungen über neu entdeckte oder noch wenig bekannte altdutsche Handschriften, Nachrichten über ältere Dichter und Schriftsteller, Erklärungen von Texten alter poetischer Werke, Bearbeitungen allgemeiner litterarischer Themata, sprachwissenschaftliche und im engeren Sinne grammatische Untersuchungen, Abhandlungen aus dem Gebiet der Mythen- und Sagenforschung. Auch die Altertumskunde und die neuere Litteraturgeschichte wurden nicht vernachlässigt.

Schon diese Übersicht zeigt, wie viel klarer man sich über die Wege geworden war, die eine Gesellschaft für deutsche Sprache zu beschreiten und über die Ziele, die sie zu erreichen habe. Mit der Erhöhung des wissenschaftlichen Niveaus wuchs auch ihr Ansehn und ihre Wirkung. Sie sprachen sich in einer beträchtlichen Vermehrung der Mitgliederzahl aus. Diese geistliche Thätigkeit währte etwa bis in die Mitte der fünfziger Jahre. Dann verfiel die Gesellschaft mehr und mehr. Ein i. J. 1856 gemachter Versuch, ihr durch neue Statuten einen Aufschwung zu geben, hatte keinen Erfolg, ebenso wie die Bemühungen, nun nach dem Eingehn der Zeitschrift wenigstens über die Verhandlungen öffentlich in fortlaufenden Mitteilungen zu berichten, zu keinem Resultat führten. Dennoch entschloss man sich nicht zu einer eigentlichen Auflösung. Noch bis zum Jahre 1871 wurde die Büchersammlung fortgeführt. Auch Vorträge wurden bis dahin gehalten. Von da ab begnügte man sich die alte freundschaftliche Geselligkeit weiter zu pflegen, bis ein Mitglied nach dem anderen ausschied oder starb. Zu den letzten Getreuen gehörten Prof. Dr. Märkel, Oberlehrer am Friedrichs-Realgymnasium, Prof. Dr. Fréderichs und Prediger Dahms. O. Pniower.

Fragekasten.

Merrettig, Name und Herkunft. — (Fr. E. L. Woher der Name und woher die Pflanze?) Unterzeichneter war früher mit Professor Ascherson, der von ihm in seiner Brandenburgischen Flora S. 55 ausgesprochenen Meinung: „Merrettig. Dieser Name wird bei uns stets mit kurzer und betonter erster Silbe gesprochen, was wenigstens nicht unrichtiger ist als die gewöhnliche Schreibart Meerrettig, da er nicht vom Meere herkommt, sondern von Mähre (Pferd); im Englischen heisst diese Pflanze horse-radish.“

Es ist aber noch Folgendes zu erwägen. Sehr nachahmte Schriftsteller schreiben Meer-Rettig, so Heinrich von Kleist, Amphitryon 2, 3:

„Ich hatte Meerrettig gegessen, Charis,
Und hatte Recht, den Athem abzuwenden.“ *)

Und Schiller (in den Räufern) sagt: „Zwischen dem Rindfleisch und Meerrettig.“ **)

Valentini a. a. O. S. 177 versucht eine Erklärung des Wortes „Meer“ in „Meerrettig“, die meines Bedünkens ganz unklar ausfällt: „Der Meerrettich“ wird im Lateinischen *Raphanus rusticus* und französisch *raifort sauvage* genannt, weil die Bauern (*Rustici*) und andern gemeine Leute dessen Wurzel sehr aufsuchen und bei fettem Fleisch geniessen. In Österreich heisset er Krien — Wann solche [die Blumenblätter] abgefallen,

*) „Die Bierschläuche essen den Merrettich deswegen nicht gern. weiln das Bier darauf nicht gut schmacket. Das Frauenzimmer aber hasset den Geruch davon, dieweiln er wie Knoblauch aus dem Mund riecht, welches man an den Juden täglich spüren kan, so den Merrettich starck essen.“ Valentini, *Viridarium reformatum*. 1719 S. 177.

**) „rindfleisch und meerrettig sind ein zwischenessen bei tische, der ausdruck will demnach sagen, zwischenhin ohne sorgfalt und mühe.“ Grimm, Wörterbuch.

so folget ein etwas rundes und aufgeblöhertes Saamen-Gefäss mit etlichen Körnlein, wechselt gern in starckem und etwas feuchtem Land, daher nach des H Marpergers Meynung, so er in dem Küch- und Keller-Dictionaire p. 954 vorstelllet, der Name Meer-Rettich kommen soll, und nicht von dem Meer: indem er nicht an den Meerstranden wächst, sondern in den Gärten durch die Wurtzel erzogen wird, welche offters mehr umb sich wurtzelt, als einem lieb ist. — Niedlichen Personen kann man einen Spiritum davon machen. Am meisten aber wird der Meerrettich in denen Küchen gebraucht absonderlich in Ober-Teutschland zu Wien in Oesterreich, da fast kein Bürger seyn wird, welcher nicht einen steinern Mörser im Hauss hätte, worinnen sie den Krien oder Kreen reiben (dahero sie von einigen Schälcken Krienreiber genent werden) und zu Ballen machen, welche immer auf dem Marekt feil sind.“ —

Grimm's Wörterbuch sagt: „Meerrettich, m. cochlearia armoracia, pflanze und wurzel derselben, die als speise und gewürz gebraucht wird. Der ahd. name meri-ratich, mer-ratich, mer-retich (Graff 2, 492) thut dar, dasz das gewächs als ein fremdes, über meer gekommenes aufgefost worden ist (auch der weitere name Kren*₁ ist undeutsch und zeigt auf fremden ursprung, th. 5, 2167), und dasz demnach ein zusammenhang des wortes mit mähre equa, ahd. meriha, später merhe, mere (sp. 1467) nicht besteht, trotz der englischen bezeichnung horse-radish, die demnach auf anderm boden wurzelt.“ — Dieser Autorität wird man sich fügen müssen.

Auf das woher der Cochlearia armoracia L. antwortet Ascherson: „In West- (?) und Südeuropa einheimisch; bei uns nur der als Gewürz beliebten Wurzel wegen gebaut und an Zäunen, Gräben, hie und da zahlreich verwildert und eingebürgert.**) — Die Pflanze bildet bei uns, wahrscheinlich wegen der starken Entwicklung der Wurzeln, auf denen sich Adventivknospen bilden, niemals reife Früchte aus, welche sich dagegen bei der, vielleicht die Stammform bildenden ungarischen C. macrocarpa W. K. entwickeln.“ —

Die Erwähnung des Merrettig im Altdutschen liesse etwa die Möglichkeit, dass die ersten Wurzeln über See (Adria oder Mittelmeer) ins deutsche Sprachgebiet eingeführt wurden. Vielleicht darf man, da neuen Einführungen gern und häufig abenteuerliche Beinamen (epitheta ornantia) beigelegt wurden, auf die vorgeblich marine Beziehung des Meer-Rettig überhaupt kein Gewicht legen.

E. Friedel.

*) Nur im oberdeutschen Sprachgebiet üblich, namentlich in Bayern und Oesterreich.

***) „der meerrhetich ist mit geschmack und geruch sterker dann der zam [Same], dermassen, dass er die augen übertreibt. — meerrhetich klein zerschnitten, zerstoßen, mit salz und essig abberoibt, gibt ein guot salsament zuo fisch und fleisch. Bock, Kräuterbuch, 280a und 280b.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Demminerstrasse 64. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.

Bericht über die 5. (4. ausserordl.) Versammlung des V. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 10. Juni 1896, nachmittags
auf der Pfaueninsel bei Potsdam.

Die zahlreichen Teilnehmer der Wanderfahrt fuhren mittels Dampfboots nach dem Wirtshaus gegenüber der Pfaueninsel, in welchem der Kaffee eingenommen wurde. Der joviale Wirt ist dadurch in weiteren Kreisen wohlbekannt, dass er Jahre hindurch das russische Dreigespann des Kaisers gefahren hat, bis der aufreibende Dienst ihn nötigte, diese Stelle zu quittieren.

Am Strande der Pfaueninsel bei der Friedens-Eiche erwartete Herr Oberhofgärtner Reuter, zur Zeit so recht der Genius Loci des herrlichen Eilandes, die Gesellschaft und führte dieselbe mit unermüdlichem Eifer und grösster Liebenswürdigkeit zunächst in seinem traulichen Hause herum, welches reich ist an Erinnerungen, auf höchste und hohe Persönlichkeiten bezüglich, und in welchem sich Kaiser Wilhelm I. im Mai 1848 auf der Flucht nach England einige Tage verborgen hielt. In der Nähe lag die Wohnstätte des Alchemisten Kunkel von Löwenstern, von dem noch Sagen im Schiffermunde der Nachbarschaft umgehen, Sagen von Schätzen, Flammen und Goldbrennen, die wahrscheinlich auf frühern, uraltem Legendenstoff in der Hauptsache beruhen, wenn auch nicht zu leugnen ist, dass die geheimnisvolle Thätigkeit des mysteriösen Gelehrten mit seiner nahe dem Havelbord belegenen Adepten-Esse zu neuer Sagenbildung Anlass geboten hat. Bunte Glasreste, Glasfritten und Schlacken von der Stelle, wo das Laboratorium des Wundermannes stand, überreichte Herr Reuter für die Sammlungen des Märkischen Museums, in welchem sich bereits ähnliche Überbleibsel von hier befinden.

Unser Mitglied Fräulein Wilhelmine Weyergang fand nicht weit davon einen linsenförmigen, altertümlichen rotgebrannten thönernen Netzbeschwerer aus einer mutmasslich noch älteren Zeit stammend, welcher der genannten öffentlichen, gemeinnützigen Sammlung ebenfalls einverleibt wurde.

Es folgte alsdann mit Genehmigung des Königlichen Ober-Hof-Marschallamts eine eingehende Besichtigung des Königlichen Landhauses, jetzt etwas pompös Schloss genannt. Vor demselben nach der nordöstlichen Seite zu steht die bekannte kleine Marmorstatuette der französischen Tragödin Demoiselle Rachel von Afinger, welche am 15. August 1852 nach anfänglicher Weigerung hier auf schnell improvisierter Naturbühne derartig hinreissend vor König Friedrich Wilhelm IV. und seinen fürstlichen Gästen spielte, dass einer der letzteren, der Czar Nikolaus I., der Schauspielerin anerkennend und galant die Hand küsste, eine Thatsache, welche zur Zeit, wo der französische Botschafter, Herzog von Montebello gelegentlich der Krönung des Czaren in Moskau der Czarin den Handkuss verweigert hat, zu einem Vergleich einladet. Die vorerwähnte anmutige Vollstatuette ist, wie uns von Ohrenzeugen mitgeteilt wurde, mitunter vom Kaiser Friedrich als Kronprinz vornehmen Besuchern gegenüber im Scherz als Königin Luise ausgegeben und dafür auch angesehen worden.

An die Besichtigung des Landhauses, dessen Bau bereits unter Friedrich Wilhelm II. i. J. 1793 begann und das besonders an Erinnerungen seines Nachfolgers reich ist, schloss sich eine dendrologische Wanderung durch die nächst belegenen Teile des Parkes, dessen herrliche Bäume im Einzelnen betrachtet und von den Herren Reuter und Dr. Bolle sachverständig erläutert wurden. Besonders interessierte die noch immer kernige Rieseneiche, deren Alter auf 1200 Jahre geschätzt wird und das Priesterfeld mit einer nicht minder merkwürdigen Eiche, an deren Stamm tiefe ringförmige Eindrücke beziehentlich wulstartige Erhöhungen, welche auf eine absichtlich in den Stamm eingreifende Behandlung des Baumes schliessen lassen, Beachtung fanden. Man schätzt diesen Baumveteranen auf 800 Jahr. Herr Reuter ist der Meinung, da der Name Priesterfeld von Uralters her aus dem Volksmund überliefert ist und keine kirchlichen Beziehungen urkundlich hier nachzuweisen sind, dass die Benennung aus der heidnischen Wendenzeit überliefert sei und der merkwürdig verstümmelte Baum mit dem heidnischen Opferkultus in Verbindung zu bringen wäre.

Zwei andere interessante Bäume auf dem grossen Rasenparterre nahe dem Schloss hatten bereits die Aufmerksamkeit der Besucher zuvor gefesselt: ein Zirbelkieferbaum, Solitär, von ausserordentlich symmetrischem Wuchs und eine ungeheure Rottanne (Fichte), deren Krone leider der Blitz abgeschlagen. Die Zweige dieses wunderbaren Baumes haben sich derartig gelagert, dass sie mit dem Boden verbunden erscheinen und ist ein Zweig aus demselben bereits kerzengrade als ein ansehnlicher Baum in die Höhe geschossen, welcher gleichwohl noch immer mit dem Mutterstamme organisch als ein Teil verbunden erscheint. Unter dem Schirm der erwähnten Fichte zeigte Herr Reuter

einen Berberitzenstrauch mit einer jener Hexenbesen-Bildungen, welche neuerlich in der Brandenburgia wiederholt besprochen worden sind.

Als die Wanderung ihrem Ende zuneigte, ergriff Herr Dr. Carl Bolle zu folgenden Mitteilungen das Wort. Man wolle entschuldigen, wenn dieselben, als nicht vorher niedergeschrieben, nur dem allgemeinen Inhalt nach, hier wiederholt werden können.

Die Pfaueninsel, als ein Glanzpunkt von Berlins Umgebung, dürfte wohl nur wenigen unter ihren heutigen Besuchern nicht schon von früherer Anschauung her vertraut sein. Beschränkung im Besprechen derselben ist daher geboten. Wie anmutend sie allen auch erscheinen mag, so muss man doch eigentlich einer älteren hauptstädtischen Generation angehören, um den von dieser Stätte ausgehenden Reiz in vollster Lebendigkeit zu empfinden.

Nicht immer ist das schöne Haveleiland so leicht zugänglich gewesen, wie die jetzigen Verkehrsmittel dies ermöglichen. Es gab eine Zeit, anspruchsloser als die Gegenwart, wo eine solche Fahrt als ein festliches Ereignis, dem man erwartungsvoll entgegensah, empfunden wurde. Stundenlang rollte da der Wagen auf der damals frequenteren, jetzt fast verödeten Potsdamer Chaussee hin, die ihre endlose Zeile, pappelumsäumt und von Wildrosen umwuchert, vor der Ungeduld der Fahrenden ausdehnte. Hatte man dann vielleicht die Journalière, das einzige öffentliche Vehikel zwischen den beiden Residenzen gekreuzt und war man hinter Stimmings, nun auf schattigem Waldwege, von der Heerstrasse abgebogen, erschloss sich dann der Forst zu freiem Ausblick auf die Havelgewässer, so war es, ehe noch die Fähre uns hinübertrug, wie ein Märchenhauch, der alles träumerisch umwehte. Da prangten in fremdartigem Grün sonst nirgends gesehene Catalpabäume, da hob sich am Hügelsum das Blockhaus des alten Iwan, und es kam auch wohl ein zahmer Damhirsch furchtlos dahergeschritten, um den Kindern oder Kutschern Brot aus der Hand zu nehmen. Auf dem Wasser aber schwamm ein richtiges Seeschiff, bescheidener Vorläufer unserer noch ungeborenen deutschen Flotte, ein Geschenk des Prinz-Regenten von England an seinen königlichen Bundesgenossen im napoleonischen Kriege.

Das waren die stillen Zeiten Friedrich Wilhelms des Dritten, zu deren anspruchsloser Glückseligkeit in bewegterer Epoche die Erinnerung so gern zurückkehrt. Für die Pfaueninsel sind sie die der Örtlichkeit günstigeren gewesen.

Dies grösste Eiland des inselreichen Havelbeckens, reicher als jetzt mit Pfauen bevölkert, unter welchen die weissen am meisten hervorstachen, erschien insbesondere der Kinderwelt wie ein Feenland. Gesellte sich nicht zu dem, Dank seinem königlichen Gottesfrieden erhaltenen heimischen Baumschmuck eine Blumenfülle sonder Gleichen?

Hätte sein Echo nicht wieder vom Schrei und Gebrüll mannigfachen Getieres, das hier als ein fürstlicher Luxus gehegt, das Vorbild zu den späteren zoologischen Gärten abgeben sollte? Wer es betrat, der fühlte sich emporgehoben in eine idealere Sphäre, aus der die geheimnisvolle Majestät des Königtums nicht furchtbar, nur mild und gütig, ihm entgegen zu lächeln schien.

Wie weit hinter uns liegt dies Alles! Viel des Schönen und Reizvollen am Orte ist verschwunden; von den grossartigen Volières für Land- und Wasservögel, von der Büffelbucht, von dem Lamagehege keine Spur mehr vorhanden. Das unübertroffene Rosarium auf eine zwar immer noch pflanzenreiche und wohlgepflegte Gartenanlage beschränkt; vor allem aber das herrliche Palmenhaus mit seinen kunstvollen indischen Marmorn aus Brand und Asche nicht wiedererstand. Doch, beruhigen wir uns. Soviel des Bewundernswerten ist geblieben, dass der Totaleindruck kaum etwas eingebüsst haben dürfte. Der landschaftliche Zauber hat keine Verminderung erfahren und der Verlauf der Jahre lässt diese Welt von Grün und Blüten nur immer herrlicher entwickelt sich darstellen.

Auch an geschichtlichen Erinnerungen fehlt es nicht. Von jeher war hier landesherrlicher Besitz, den nur auf kürzere Zeit, als die Schmelzöfen des Alchimisten Kunkel glühten, die Freigebigkeit des grossen Kurfürsten in privaten umgewandelt, später Friedrich Wilhelm I. dem Potsdamer Waisenhaus als Eigentum zugesprochen hatte. Bereits im Beginn des 17. Jahrhunderts kommt der Name Pfauenwerder urkundlich vor und lässt auf die Benutzung der Stätte zur Zucht des Prachtgeflügels Schlüsse ziehen. Später hat sich neben diesem, ein zweiter, Kaninchenwerder, wie es scheint nicht lange, geltend gemacht.

Mit dem Fortschreiten der Gesittung musste die absonderliche Schönheit des Orts eine höhere Bestimmung unabweisbar herausfordern. Lange genug hatten die Naturkräfte allein an diesen halbvergessenen Ufern gewaltet. Man weiss nicht, ob der grosse Friedrich die über 300 Morgen grosse Insel je betreten und sich an ihrere Eichenpracht erfreut habe; beachtet oder ja geliebt hat er sie nie. Erst unter seinem Nachfolger kam es über sie wie eine Entdeckung; ihre Stunde hatte endlich geschlagen. Neben einem Versailles, für welches Potsdam mit Recht gelten durfte, fehlte dem preussischen Königshaus bis dahin ein Trianon. Ein anmutenderer Fleck als die Pfaueninsel konnte für ein solches nicht erdacht werden. Friedrich Wilhelm II. fand ihn. Unter ihm fiel zum ersten Mal der Blick königlicher Gnade beifällig und das Waldesdunkel erhellend und verschönernd, zugleich auch zündend, auf dies „umflossene“ Ländchen.

Zusammen hängt dies mit dem Aufgang einer durchaus neuen Geschmacksrichtung, die am Ende des 18. Jahrhunderts der Schnörkeleien

des Rococo überdrüssig, den Ruf *retour à la nature* laut werden liess. Wie Götz von Berlichingen gegen Corneille und Racine, stand nun J. J. Rousseau siegreich gegen Lenôtre. Ein unwiderstehlicher Impuls der öffentlichen Meinung nahm dem Gärtner die Scheere aus der Hand, die bisher Taxus und Buchsbaum verstümmelt hatte. In der Litteratur wie in der Gartenkunst vollzog sich eine totale Umwälzung, die, nicht minder ummodelnd, ja auch die Damentoiletten ihren Eingriff empfinden liess.

Unter solchen Einflüssen, ihnen ganz hingegeben, bestieg Friedrich Wilhelm II. den Thron, ein weniger gefeierter Monarch, als andere gleicher Dynastie, aber als Menschen- und Naturfreund hochzuhalten. Unter ihm entwand auch in Preussen, nach englischem Muster, der Gartenstyl sich der bisherigen formellen, ganz architektonischen Beschränktheit. Auf Gondelfahrten durch Potsdams reizende Wasserläufe wurde die Pfaueninsel gleichsam neugefunden. Zuerst als Jagdgrund der Enten und Reiher halber geschätzt, fügte sie sich bald dem neugeschaffenen Sybaris an der Havel als ein notwendiges Glied an. Sie ward mehr und mehr das Ziel von Lustpartieen, auf denen der König, unter Zelten, auf Perserteppichen ruhend oder tafelnd, sich von frohen Damen gern die Regierungssorgen von der Stirn streicheln liess.

Darf man sich wundern, dass Friedrich Wilhelm, mit temporärem Aufenthalt nicht zufrieden, hier bald auch zu bauen begann? Das eben von uns besuchte Schloss mit der seine Türmchen verbindenden luftigen Brücke, verdankt seine Originalität einem Plane der Lichtenau. Welch ein Baumfreund der König gewesen, beweist allein schon die Thatsache, dass er den Bauplan seines Marmorpalais am Heiligen-See lieber umgestalten liess, ehe er eine der Akazien, von ihm als Prinz gepflanzt, geopfert hätte.

Dies war der Anfang vom Glanz der Pfaueninsel; zu ihrer eigentlichen Bedeutung aber sollte dieselbe erst später gelangen. Ernstere Zeiten waren auf die kurzen Regierungsjahre von Friedrichs leichtlebigen Neffen gefolgt. Friedrich Wilhelm III., ein Fürst von mehr beschaulicher Veranlagung, doch in der Liebe zur Natur seinem Vorgänger geistesverwandt, neigte zu patriarchalischem Stilleben. Lange hatte er als Landaufenthalt Paretz bevorzugt. Nach dem Tode der Königin Luise erschien ihm dies, zu sehr wehmütiger Erinnerungen voll, als verleidet. Mehr und mehr gewöhnte er sich an die sommerliche Villeggiatur auf der Pfaueninsel, bis diese zuletzt, nach Schluss der grossen Kriege, sein bevorzugtes Tusculum werden sollte.

Hier nun sehen wir den durch harte Schicksalschläge geprüften Monarchen lange, uns noch nicht allzufern liegende Jahre hindurch im Kreise seiner Familie als liebevollen Hausvater walten, erfreut, fürstliche Grösse von dem erquickenden Hauche einfacher und

schöner Menschlichkeit durchgeistigt zu fühlen. Alle Verschönerungen, alle grossen Züge der Pfaueninsel beruhen auf den Pflanzungen und Bauten Friedrich Wilhelms des Dritten. Es würde zu weit führen, sie im Detail namhaft zu machen. Rosengärten, Palmenhaus, Menagerien, Wasserleitungen etc. sind als sein Werk anzusehen. Vielfach hat Humboldt, oft auch hat Lenné ihm hierbei beratend zur Seite gestanden. Züge rührender Güte seitens des Königs, deren Schauplatz die Insel gewesen, leben noch in der Erinnerung Vieler.

Nach 1840, dem Jahre des Hinscheidens des Königs, der ihr hold war, hat die Pfaueninsel aufgehört im Vordergrund des Interesses zu stehen, ohne indess der Vernachlässigung zu verfallen. Der nachfolgende Regent verlegte seinen Sommersitz zuerst nach Charlottenhof, dann nach dem historisch ihm mehr anmutenden Sanssouci. Den verschwenderisch über sie ausgegossenen Naturreiz konnte entzogene Fürstengunst diesem lieblichen Gestade nicht nehmen. Immer noch blieb es im wahren Sinne des Worts ein *lieu de délices*. Danken wir der grossmütigen Liberalität ihres jetzigen kaiserlichen Herrn dafür, dass er, nach dem Vorbild seiner erhabenen Ahnen, diesen durch Natur und Geschichte gleich geweihten Raum dem Volke zum Mitgenuss unentwegt offen hält.

Schauen wir uns um. Diese Wodanseichen, diese saftgrünen Rasenflächen, um die das Panschilf flüstert, über welche der Tulpenbaum, riesengross, sich wölbt und um die der Kirschlorbeer dunkelt, als weilten wir im Sommerlande jenseits der Alpen, dieser tiefblaue Himmel über, dies Wellenblinken des Stromes um uns her, was anderes ist dies alles als Mark Brandenburg, die vielgeschmähte; allerdings ein Juwel im Sandlande und vielleicht das lieblichste Plätzchen, das dasselbe seinen Söhnen und Töchtern darzubieten im Stande ist.

Auch die langjährigen verständnisvollen Pfleger eines solchen Paradieses wollen wir nicht vergessen. Sie hiessen früher in mehr als einer Geschlechtsfolge Fintelmann; heut heissen sie Reuter. Dem Herrn Oberhofgärtner gleichen Namens, den wir uns freuen gütig und mittheilsam unter uns zu sehen, gebührt ein volles Maas jenes gern gezollten Dankes, der zur Stunde unsere Herzen erfüllt.

Es war nur wenig, was ich Ihnen sagen konnte. Meine Entschuldigung ist, dass, wie die Rachel hier einst unvorbereitet mimte, so auch ich nicht minder unvorbereitet, dafür jedoch aus der Fülle des Herzens und ganz erinnerungsvoll, zu Wissenden und Gleichempfindenden reden durfte.

6. (5. ausserordl.) Versammlung des V. Vereinsjahres.

Sonntag, den 14. Juni 1896.

Gross-Raeschen bei Alt-Döbern.

Der Ausflug, welcher in Gemeinschaft mit der „Gesellschaft für volkstümliche Naturkunde“ unter der Leitung des Herrn Dr. Potonié geplant war, fand wegen zu schwacher Beteiligung nicht statt.

7. (6. ausserordl.) Versammlung des V. Vereinsjahres.

Sonnabend, den 27. Juni 1896, nachmittags

in Britz bei Berlin-Rixdorf.

Wir geben einen Bericht über diesen Ausflug nach dem „Rixdorfer Tageblatt“, dessen Redakteur, Herr Granz zu unseren Mitgliedern zählt.

Die Brandenburgia, Gesellschaft für Heimatkunde der Provinz Brandenburg, versammelte sich gestern Nachmittag 4 $\frac{1}{2}$ Uhr, etwa 100 Teilnehmer stark, worunter ein reicher Damenflor, im Bethge'schen Lokale in Britz und begab sich von dort zunächst in die Kirche, wo Pfarrer Rungius einen interessanten Vortrag über die Geschichte des vor einigen Jahren restaurierten Gotteshauses hielt. Alsdann begab man sich in den Wrede'schen Gutsark, der mit seinen herrlichen Blumenbeeten, alten Bäumen, Treibhäusern etc. allgemeines Entzücken hervorrief. Das Britzer Rittergut soll nach Ansicht der Brandenburgia das schönste Gut in der Umgegend Berlins sein. Nachdem sich nun die Teilnehmerschaar an den schönen Naturdarbietungen gelabt, hielt sie auf Einladung des Kiesgrubenbesitzers Körner in dessen Wäldchen an der Ring-Chaussee Einkehr, um dem dort bereit gehaltenen Kaffee nebst Kuchen zuzusprechen. Herr Rechtsanwalt Bürkner hielt dann einen sehr beifällig aufgenommenen Vortrag über die Geschichte von Britz, den wir weiter unten bringen. Es folgte nun eine Besichtigung des Kreiskrankenhauses, in dem zur Zeit 77 Kranke Verpflegung finden; dasselbe fand allgemeine Anerkennung, die Einrichtungen das grösste Lob. Nach dem Bethge'schen Lokale zurückgekehrt, wurde die Brandenburgia noch durch eine Darbietung des hiesigen Theater- und Unter-

haltungsvereins überrascht, welcher das bekannte Bürknersche Lustspiel „Einverleibt“ aufführte, das von den Gästen mit allgemeinem Beifall aufgenommen wurde. Ein zwangloses, gemütliches Beisammensein beschloss den Britzer Ausflug der „Brandenburgia“, welcher auch diesmal wieder die Teilnehmer voll befriedigte.

Zur Geschichte von Britz.

Vortrag, gehalten vom Rechtsanwalt Bürkner, am 27. Juni d. J. in der „Brandenburgia“.

Die Gemeinde Britz, in deren Mitte wir uns heut befinden, gehört mit zu dem Gebiete von Vororten Berlins, welche sich in gewerblicher Beziehung mit Berlin eins wissen.

Bei der Volkszählung von 1895 zählte Britz 6 899 Einwohner, im Jahre 1890 5 494 und fünf Jahre früher, 1885 4 183 Seelen, so dass sich der Ort in zehn Jahren um etwa die Hälfte seiner Einwohner vermehrt hat. Im Jahre 1880 waren nur 3 361 Einwohner vorhanden und entsprechend sinkt die Bevölkerungszahl, wenn man weiter zurückgeht. In den fünfziger Jahren waren es nur tausend, im Anfange des Jahrhunderts nur ein Viertel davon.

Eine eigene Industrie hat im Ort einen Sitz nicht, sodass diese immerhin starke Zunahme der Bevölkerung lediglich darauf zurückzuführen ist, dass das Industriezentrum Berlin fort und fort neue Menschenwogen über sein zu eng gewordenes Weichbild hinaustreibt.

Der Ansiedlung sind die Besitzer des Rittergutes Britz im Laufe dieses Jahrhunderts, wie das Grundbuch ergiebt, in ausgiebiger Weise entgegengekommen. Ihnen ist es zu danken, dass zahlreiche Ansiedler aus Britz und Rixdorf ihre Kolonisten und Kossäthenstellen ansehnlich vermehren konnten. So manche Sandscholle, die dem Rittergute nichts brachte, ist so durch den Fleiss der Gärtner und kleinen Landwirte in gute Kultur gebracht worden. Die Überlassung erfolgte früher durch Vererbpachtung; der Käufer leistete eine kleine Anzahlung als Erbstandsgeld und einen fortlaufenden Canon, sodass auch die späteren Erwerber des Gutes aus diesem Canon eine hübsche jährliche Revue erzielten. Die sogenannte Gründerzeit brachte auch nach Britz eine starke Bau-thätigkeit und sechs neue Strassen, die sich auch bald besiedelten.

Nicht uninteressant dürfte es sein zu erfahren, wie der Geldwert des Rittergutes Britz trotz dieser starken Abverkäufe im Laufe der letzten Jahrhunderte gestiegen ist.

Vorauszuschicken ist, dass Britz oder, wie es nach dem Landbuche von 1357 hiess, Britzik Jahrhunderte lang im Besitze einer Familie v. Britzik, später ebenso wie das Dorf Britzke genannt, gewesen ist.

1357 war die Gemarkung in vier Rittergüter geteilt, von denen Otto Britzik das grösste besass. Der Dorfkrug, wohl an derselben Stelle belegen wie das Bethge'sche Lokal, musste ihm 1 Talent jährlich an Steuern entrichten. Otto Britzik und seine Nachkommen erwarben die anderen Ritterhufen dazu, sodass sie das Gut in der Folge fünf Jahrhunderte lang allein besassen bis 1699. Von da bis 1719 wechselte das Gut öfter seinen Besitzer. In diesem Jahre wurde es Allodialgut und vom Staatsminister v. Ilgen für 36 000 Thaler erworben vom Grafen v. Schwerin. Es muss schon damals ein stattlicher Besitz gewesen sein, denn mitverkauft wurden ausdrücklich die Orangerien, Tapeten und Schildereien nebst dem offenbar wertvollen Mobiliar. Von 1719 bis 1795 blieb das Gut in der Verwandtschaft des Ministers v. Ilgen. Im Jahre 1753 ist der Kaufpreis 42 000 Thaler. Erwerberin war die Gemahlin des Ministers Grafen v. Hertzberg. Dessen Sohn verkaufte 1795 Britz, allerdings nach erheblichen Meliorationen, für 150 000 Thaler an den Baron v. Eckartstein, welcher es für 172 000 Thaler an Jouanne im Jahre 1824 verkaufte. Von diesem erwarb es Riedel 1862 für 260 000 Thlr. Im Jahre 1865 ging es für 325 000 in den Besitz Wredes über, dessen Wittve das Schloss jetzt bewohnt.

Zur Hertzberg'schen Zeit ist in Britz eine bedeutende Maulbeerplantage angelegt worden, auch Seide wurde gewonnen, gesponnen und gewebt, sodass der Minister ein Zimmer mit selbstgefertigter Seidentapete beziehen konnte. Britz war damals geradezu eine Musterwirtschaft. Die 70 Kühe friesischer Race brachten jährlich 40 Thaler; gefüttert wurde damals schon mit Schlempe; denn Hertzberg betrieb auf dem Gute auch Brauerei und Brennerei. Auch für die Kunst hatte der Besitzer eine offene Hand; die Plafonds trugen allegorische Gemälde, die Wände Landschaften, gemalt vom Akademiedirektor Rode.

Aus der Zeit der zierlichen Dreispitze und Zöpfe ist indes nichts mehr erhalten. Die Seidentapete wird unter Jouanne einem billigeren Stoffe Platz gemacht haben. Nur zwei kleine allegorische Bilder im Schlosse dürften aus dieser Zeit stammen und wohl Werke Rodes sein.

Das Schloss war früher ein einfacherer Bau, der Turm und das jetzige Dach stammen von Wrede, ebenso die innere Ausstattung und zahlreiche seltene Pflanzen und Bäume im Park.

Nur die weitberühmte Akazie, gestützt und von Eisen umklaffert, erzählt davon, dass auch in früherer Zeit hier ein feinsinniger Geist die Reize zu würdigen wusste, welche das Landleben erhält durch kunstvolle Pflege von Bäumen, Busch und Blumen im Garten.

Aber nicht nur sein Schloss liess Wrede in kunstsinniger Weise in neuer stattlicher Form von neuem erstehen. Auch der Kirche am lauschigen See wandte er sein Kunstverständnis und seine reichen Mittel zu. Der Turm der Kirche, obwohl im Lehm stehend, zeigte starke

Neigung, sich von dem Gotteshause zu trennen, sodass hier etwas geschehen musste. Die Kirche selbst war auch zu eng geworden für die sich stets mehrende Gemeinde. Da ging Wrede 1888 im Verein mit dem jetzigen Chef der Reichsdruckerei, Busse, dem Schwiegervater seines Sohnes, des Herrn Rittmeisters Karl Wrede-Schönfeld, ans Werk und gab der Kirche ihre jetzige Gestalt.

Der Turm steht jetzt 8 Meter in der Erde, seine Spitze entspricht dem früheren Turmhelm, die neuen gotischen Fenster dagegen haben den früheren Charakter des Baues gänzlich verändert. Im Innern ist noch Holzwerk von der alten Decke zu sehen; Kanzel und Altar sind 175 Jahre alt, sie stammen aus der Ilgen'schen Besitzzeit, eine alte schöne Glocke dürfte sogar 400 bis 500 Jahre die Gemeinde zum Gottesdienste rufen.

In alter Zeit sollen die Fenster so schmal gewesen sein, dass angenommen wurde, die Kirche hätte in den ältesten Zeiten zur Verteidigung des christlichen Glaubens gegen die heidnischen Wenden gedient.

Zu erwähnen ist noch die Hertzberg'sche Gruft, in welcher die hier verstorbenen Mitglieder der Familie beigesetzt sind.

Bei der Öffnung des alten Turmknopfes gelegentlich des Umbaues der Kirche hat sich nur in demselben eine Baurechnung vorgefunden.

Die bäuerliche Bevölkerung von Britz ist soweit sie nicht mit Gewalt vertrieben wurde — sesshafter auf der Scholle gewesen, wie die Gutsherrschaft.

Verwüstet wurde Britz im dreissigjährigen Kriege derart, dass von den 140 damaligen Bewohnern kaum die Hälfte übrig geblieben war. Sämtliche Bauernhöfe wurden wüst, und von den Kossäthen haben nur sechs den Krieg überdauert. Unter diesen aber finden sich die Namen Grothe, Behrendt, Rohrbeck, welche auch heut noch in Britz zahlreich vorkommen.

Wie arg hier im dreissigjährigen Kriege gehaust worden ist, ergibt sich daraus, dass es 150 Jahre gedauert hatte, bis es Britz im Jahre 1801 zu 267 Einwohnern gebracht hatte.

Nach dem Aufschwunge, den Britz in neuester Zeit genommen hatte, wurde es für die Verwaltung schwer, den Guts- und Gemeindebezirk auseinander zu halten.

Der Gutsbezirk wurde daher auf Anregung des Landrats mit dem Gemeindebezirk zu einem Gemeinwesen vereinigt. Die Vereinigung erfolgte freiwillig durch Verträge, die freilich bei der Auslegung auch öfters zu Kontroversen führten, bis die Landgemeindeordnung einen klaren Rechtsboden schuf und diese Streitigkeiten beseitigte. Seit Einführung der Kreisordnung bilden Britz und Rixdorf zusammen einen Amtsbezirk, seit 1879 den Bezirk des Amtsgerichts Rixdorf. Britz hat

sich ein hübsches Rathaus zugelegt, in dessen 2. Stock die Gemeinde-Vertretung ihren Sitzungssaal hat. Sie muss sich plagen und sorgen; denn die Steuerzahler sind nicht die reichen Herren aus Steglitz und Lichterfelde, sondern grossen Teils Arbeiter, die in Berlin und Umgegend ihr Brot suchen. Das Staatssteuersoll ist somit nur gering, es betrug 1890 nur 5 607 Mk., 1895 betrug es 16 935 Mk., immerhin nicht viel bei der starken Schul- und Armenlast des Ortes.

In neuester Zeit ist Britz Sitz des Kreiskrankenhauses geworden. Dasselbe ist in diesem Frühjahre eröffnet und einstweilen für 150 Betten eingerichtet.

Die Pferdebahn führt ins Herz von Berlin S., die elektrische Süd-ringbahn wird den Ort mit Tempelhof und Schöneberg, Buckow und Treptow, sowie mit dem Stadtteil am Halleschen Thore, eine projektierte Kleinbahn mit der Stadt Mittenwalde verbinden; ein grosser Teil der Einwohner würde eine weitere Verbindung jedoch noch lieber sehen, die Vereinigung mit der Reichshauptstadt, mit der die Herzen und Interessen der Bewohner schon jetzt aufs engste verbunden sind.

Der Tod des Abtes Siebold.

(1190.)

Tragische Idylle aus märkischer Vorzeit

von

Carl Bolle.

Scholius, primus Abbas in Leugn, a slavica gente occisus.
Alte Inschrift der Klosterkirche zu Lehnin.

I.

Die Glocken hallen durchs weite Land,
Nun endlich dem Kreuze gewonnen;
Musik für aller Gläubigen Ohr,
Besonders für Mönche und Nonnen.

Ein Zauber liegt gar gewaltiglich
Verborgen in ihren Tönen,
Dran muss der Wend' sich als neuer
Christ,
Mag woll'n, mag nicht woll'n er, ge-
wöhnen;

Soll er nicht ganz seiner Väter Land,
Wie's geschah von den Zwergesleuten,
Aufgeben, weil dem Völklein miss-
klang
Allzusehr solch feierlich Läuten;

Dies Fichtenland, schön durch See
und Wald,

Das arm oftmals wurde gescholten
Und das doch, als der Eroberung
Preis,

Dem Reich hat für köstlich gegolten.

Dreihundert Jahr' lang währte der
Krieg,

Jetzt siegreich geführet zu Ende.
Den Nacken beugt, dass er die Taufe
empfang,

Wenn auch murrend, der letzte Wende.

Vom Turm der neuen Abtei Lehnin
Da klingt es nach gottsel'gem Brauche.
Gar fromme Schallwellen rollen hin
Weit durch die gesammte Zauche.

Abt Siebold höret sie heute nicht
Im Kloster, vielmehr aus der Ferne.
Sein Wunsch war, dass abgöttisch Volk
Die Botschaft vom Heiland erlerne.

So wandert rüstig er hin und her
Im Gau zwischen Havel und Nuthe,
Dass, was von Wenden noch übrig
wär',
Teil habe an Christi Blute;

Damit vom Gräuel des Heidentums
Der letzte Rest nun möcht' ersterben
Im teuren Land, in das Rom sich teilt
Mit des stolzen Askaniers Erben.

Er predigt' in ihm eigenen Dorf
Zu Prützke, wo Haiden sich dehnten.
Sein Text hiess kurz gefasst: Folgsam
sein
Und treulich bezahlen den Zehnten.

Es brannte die Mittagssonne heiss
Auf Kutten herab und Tonsuren.
Ein Laienbruder nur gab Geleit.
Sie gingen, anstatt dass sie führen.

Der Markgraf hatte mit Geld und Gut
Noch nicht überhäufet den Orden;
Bescheidener Anfang war noch nicht
Zu fürstlichem Glanze geworden;

Ob fest gegründet der Bau auch stand
Der Glaubensburg, Gott drin zu preisen,
Für den mit dem Kreuz gekämpft der
Mönch

Und der Ritter im Kleid von Eisen;

Mit hoher Zinne und starkem Wall,
Ein Tempel des Herrn in der Wildnis,
Wo Kerzen schimmern durch Weih-
rauchdampf,

Und man kniet vor der Heil'gen Bildnis,

Seitdem in Schauern der Urwaldnacht
Der Sohn hatte Albrecht des Bären
Gelobet die Gottesgebärcerin
Durch Klosterbau dankbar zu ehren

Da, wo sie wunderbar Hülff ihm lieb
Ein Elen zu fäll'n, ungeheuer,
Das grimm ihn anfiel mit Schaufelhorn,
So kostbaren Lebens Bedräuer.

Drum, als nach dem Namen man
Otto frug,
Den der frommen Klaus' er verleihe,
Hat er Lehnin die Stätte genannt
Nach dem Wild mit mächt'gem Ge-
weihe —*)

Als nun erreicht sie ein Fischerdorf,
Heut noch wird es Nahmitz genennet,
Da perlt' dem Hochwürdigen der
Schweiss,
Obwohl sie nicht grade gerennet.

Ein Runddorf war es, wie Slaven
bau'n,
Von Dorn rings umhegt und von
Hecken.

Herabgebeugt will der Dächer Grau
In Moosgrün sich traulich verstecken.

So heimlich birgt, zwischen Busch und
See,

Die Wohnstätte sich jener Armen,
Als hätte nie fremde Begehrlichkeit
Umstrickt sie mit stahlharten Armen,

Und als ob nie man Feuer und Schwert
Getragen hätt' über die Elbe,
Damit an das Evangelium

Der Glaub' überall sei derselbe,

Durch Menschensatzung verdunkelt
längst,

Von Lai' und Pfaff arg geschädigt,
Den göttlich einst am Genezareth,
Vor Fischern der Herr hat gepredigt.

Du trägst, mein Bruder, von kühlem
Wein

Ein Fläschchen ja noch im Korbe.

Mag immerhin Leibeigner sein
Zur Stund' jeder Wilze und Sorbe,

Mag, was im Lande noch slavisch
heisst,

Uns anstarr'n aus feindsel'gen Augen,
Und mag von Nahmitz hier die Brut
Noch wen'ger als andere taugen,

Gastfrei blieb dennoch ihr heidnisch
Gemüt,

Wie grimmig auch sonst sie uns
hassten,

Deshalb unter nächster Hütte Dach
Tret' ein ich, vom Wege zu rasten;

Im Schatten zu thun einen guten
Trunk,

Als süß ich im Klostergarten.

Arbeiter im Weinberge des Herrn,
Darf wohl meines Leibes ich warten.

Es wohnet — dort liegt der Weg zur
Thür —

Darinnen ein Weib gar schöne.

Der Pater Wilfried zeuget von ihr
Sie gleiche Marien Magdalene.

*) Jelen, der Hirsch, von gleichem Stamm mit dem deutschen Elen. Wie diese Vokabel, an „Lehnin“ anklingend, im Idiom der Wilzen wörtlich gelautet habe, wird man nie erfahren, da, zugleich mit dem bedauernswerten Volke, auch dessen Sprache früh erloschen ist.

Er hat mit ihr inbrünstiglich
Gebetet, dass Satanas wiche.
Zerknirscht fand er im Beichtstuhl sie —
Auch lobet er sehr ihre Küche.

Das Tischlein, harrend auf den Gast,
Schön gedeckt mit reinlichem Linnen,
Drauf Speise und der Krug voller
Meth,
Das steht wohl am Heerde dort
drinnen.

Gar lieb blickt sie, ist sie auch schon
Von mehreren Kindlein die Mutter.
Vielleicht für mich, der segnend sie
grüsst,
Giebt bei ihr es Zander mit Butter;

Dazu auch Krebse, mein Leibgericht,
Fein rot, mit gar schmackhaften
Scheeren,
Die, dankerfüllt gegen Petri Huld,
Wir, wonniglich schlürfend, verzehren.

Dann, was allein schon den Teller
füllt,
Die köstliche Leber der Quappen.
Wie wässert der Mund sehnsüchtiglich
Mir nach so app'titlichem Happen.

Rühmt nicht St. Ott, jener Glaubensheld,
Der der Pommern Triglav gebrochen,
Den Fisch dieses Lands, und wie
meisterlich
Wendinnen versteh'n ihn zu kochen.

II.

Vom Strand hebt ab sich das Fischerhaus.
Es plätschern da Enten im Bade.
Gelehnt steht schief an dem Weiden-
stamm
Die Gabel der Ikeleiwade.

Zum Trocknen spannt auf sich der
Reusenkorb.

Lang flattert die Schnur der Aalpuppen
Am Pfosten, tief gebräunt, welcher stützt
Den manch Gerät bergenden Schuppen.

Von Pfahl zu Pfahl hänget Netzgewirr,
Das blähet im Lufthauch sich runder.
Am Giebel schattet, von Blüten schwer,
Des Hausgeistes Sitz, der Hollunder.

Auch Epheu klimmt empor zu der
First,
Bewehrt mit geschnitzten Windlatten,
Drauf, da zu niedrig der Hütte Dach,
Noch Störche genistet nicht hatten.

Kein Waffenlärm, kein unwirsches
Wort
Entweihet rauh hier die Idylle.
Von jeher liebten ja Wenden Genuss
Von nur allzu friedsamem Stille.

Zwei Kinder, mit Rodoog und der
Plötz'
Ihren Liebling fütternd, die Eule,
Die zahm im Winkel am Scheunthor
hockt

Auf gebrochenen Erlenstumpfs Säule,

Sie leihen, wild und voll Übermut,
Dem Ort jenes holdsel'ge Lächeln,
Das mehr zum Gemüt spricht und es
rührt

Als sanftester Zephyre Fächeln.

Der Hohltaube Flug auf dem Eschen-
baum

Breit wölbend sich, vielhundertjährig;
Vom Feldstein lugend, der Eisvogel
blau,

Zu des Wassers Dunstkreis gehörig.

Hoch oben der Rauch, bläulich und
zart,

Leis verduftend in Birnbaumkronen;
Von häuslichem Glück ein volles Maass.
Ein lieblicher Fleck, drauf zu wohnen,

Wenn nur, blutheischend, im Glaubens-
kampf

Sich nicht stritten die Religionen,
Der Christ nicht vergäss' des Erlösers
Wort:

Im Menschen den Bruder zu schonen;

Und nicht begehrte Hof und Haus,
Ob erbaut von ungläub'gen Händen,
Weil gnädig der Himmelsherr gab ein
Land

Dem Sachsen, ein andres dem Wenden.

Wer, wenn dieser Stätte Frieden er
sah

Bei der Sommerluft holdsel'gem
Grüssen,

Hätt' wohl geahnt, dass ein solcher Tag
Mit vergossenem Blut würde schliessen?

Es kennet die Thür, nach Wenden-
brauch,

Nicht Eisen von Schloss noch von
Riegeln.

So arm und so ehrlich! Niemand denkt
Dran des Nachbars Habsucht zu
zügeln.

Prälat, eh' du überschreiten willst
Die Schwelle zu friedlicher Kammer,
Sprich, hat keine Ahnung dich gewarnt,
Hast nicht du geträumt von Jammer?

Hast Nachts nicht gehört du Klüuzlein-
schrei,

Todesnot kündend und Verderben,
Nicht treuen Hundes Wehegeheul,
Das vorhersagt plötzlich Sterben?

Auf diesem Hof hier, wo du stehst,
Liess gestern gespenstig sich hören
Die Bozawoss, stets erscheinend da,
Wo Unglück ein Haus will verstören

Galt nur dem Wirte das Klagelied?
Dir, Cistercienser, nicht minder.

In langes Haar sitzt eingehüllt
Der winselnde Spuk, klein wie Kinder,

Der aus den Sphären der Geisterwelt
Lässt hören sein schwermütig Carmen,
Zu Sterblicher Elend sich niederbeugt
Mit überirdischem Erbarmen.

Im Fliederstrauch, im Haselbusch,
Ruft schaurig es: Wehe, wehe!
Sie fürchteten unter dem Schilfdach
lang'

Schon heranzieh'nden Unheils Nähe.

Dem Fischersmann und seinem Weib,
Dem Kirchenfürsten, dem hohen,
Will stürmend an mit grausiger
Wucht,

Entsetzlich ein Schicksalsschlag drohen.

III.

Es spielten barfuss, im Linnenkleid
Hier unschuldsvoll Mägdlein und Jungen,
Ganz unbewusst all des Herzeleids,
Das Fremd' ihnen aufgezwungen.

Die Kinder flohen aufs Gradewohl.
Der Lai'nbruder in dem Gehölze
Blieb still draussen sitzen auf der Bank;
Ein Hündlein rings um ihn her kläffte.

Der Mönch schritt wohlgemut in das Haus
Weg über die demüt'ge Schwelle.
Was weiter gescheh'n drin, dem versagt
Historia des Fackellichts Helle;

Doch war es sicher ein erster Akt
Wie grau'nvoll Tragödien ihn haben,
Wo allzu häufig der Faden schürzt
Sich um Pfeile des Götterknaben.

V.

Wohl ist von Missverständnissen voll
Das Gewebe der Weltgeschichte.
Von einem, das recht verständig klingt,
Verzeiht, wenn ich schüchtern berichte.

Es hat davon ein besserer Mann
In Prosa erzählt unbefangen. *)
Die Reim' entschuld'ge, wer will und
kann,
Die mir im Gehör darob klangen. —

Dies Wort, gerufen am Ufersaum,
Ein Todesurteil ist's geworden
Als flüstr' es den Kleinen Smertniza
ein, **)
Die Lust fühlt an grässlichem Morden.

Solche Klag' aus rosigem Kindermund
Schrill drang sie dem Vater zu Ohren.
Ihm kocht das Blut. Jetzt zwar
Pfaffensklav',
Ward doch er als Freier geboren.

Mag leichter sein Knechtschaft von
altersher,
Doch eh' man sich ihrer gewöhnet,
Entringt der Brust sich, erinn'rungs-
schwer,
Manch ein Seufzer, gramvoll gestöhnet.

Vorüber ziehn in des Fischers Hirn
Schon halbvergess'ne Gestalten;
Es winken ihm aus dem Schattenreich
Vertraulich zu seine lieben Alten,

Für die man nicht Totenmesse sang
Weil sie ungetauft schieden von hinnen.
Er selbst liess, öffnend die Fensterlad',
In Luft ihre Seele entrinnen

Hat nicht als Kind ihm Mutter erzählt
Von polabischer Freiheit Zeiten?
Die Frau sah Jazko, den jungen Held,
Noch als wendischen König reiten.

Und wohnt im Herz nicht heiss ihm
der Fluch,
An Petrusa's Namen gebunden, ***)
Der, wo ein Wilz' haust in Busch und
Luch,
Wiederholt ward zu allen Stunden?

Bei Grossmutter's Tod lag vom
Swantewit
Noch ein Bild unterm Sterbekissen.
Nicht wollt', in den ew'gen Schlaf
gewiegt,
Sie das Kreuz, das man vorhielt, küssen.

Weit hinter ihm dies — Jetzt ist er
Knecht;
Um ihn her spricht's in fremder Zunge,
Doch ein Häuschen blieb und die
Gattin drin
Ihm, die zärtliche, schöne, junge

Selbst diese, sein einzig herzliebes Weib,
Soll nicht mehr allein er besitzen!
Wie bitter kränkt das! Scharlachrot
Scheint's vor seinen Augen zu blitzen.

Zu mir, Gefährten, denn meine Schmach
Die Schande ist es von euch Allen.
Wir waschen sie ab mit Priesterblut.
Heut noch soll ein schuldig Haupt fallen.

Ihr Blut, so heisst's, sei edlerer Art;
Das unsere Blut nur von Hunden
Lasst wieder mal seh'n, wie's Deutschen
spritzt
Frisch aus klaffenden Todeswunden.

*) Wilibald Alexis in den „Hosen des Herrn von Bredow“.

**) Die Todesgöttin

***) Petrusa, Pribislav's Königin, aus freudem Normannenblut, übergab nach dem lange verheimlichten Tode ihres Gemahls, mit Übergabung ihres Neffen Jazko, des rechten Erben, die Hauptstadt Brandenburg an Albrecht den Bären. Dies hat den endgültigen Sturz der Wendenherrschaft entschieden.

Sei'n Freie, und wär's nur für einen Tag
Wir, wie es die Väter sonst waren;
Nachher mag Flins, der grimme Gott,
Zum Czernebog hin mit mir fahren.

VI.

Der Abt vernimmt um sich her Getös,
Viel Drohungen zorniger Wenden;
Wie gerne gönnt' er die Martyrkron'
Den Blutzegen andrer Legenden.

Kam langsam her. Hinweg geht es
schnell.

Der Wald hat ihn schützend umfassen.
In eiliger Flucht scheucht er das Wild
Und vor sich her ringelnde Schlangen.

Dass Feind', die sonst ihm küssten
die Hand,

Kaum fasset er diesen Gedanken,
Hinstolpernd bang über Stock und Stein,
Scharfgeritzt von des Brombeerstrauchs
Ranken.

Auf seinen Fersen tobt wilde Jagd.
So jagt nur wer selbst ward gejaget,
Aufs Neu' annehmend Wolfsnatur
Statt Lammsinns, der feigherzig zaget.

Im Fichtenforst stand ein Eichenstamm—
Daran ist er emporgeklommen;
Den Flüchtling hat hohen Wipfels Laub
In schattenden Schirm aufgenommen.

Fast schien's, als ob er gerettet sei.
Ein Schlüsselbund ward sein Verderben.
Beim Klettern entfiel's auf grünes Gras,
Das rot sein Blut bald sollte färben.

Hätt' er vertrauet der Ehrlichkeit
Der Confratres Kasse und Keller,
Daheim gelassen das Schlüsselbund,
Gelaufen wär' dann er weit schneller.

Leicht hätten seine Verfolger wohl
Verscheuchet vom Kloster her Retter,
Und, gleich den späteren Äbten, wär'
Sanftselig gestorben im Bett er.

Erst führten Plumpawas*) sie allein
Und Rudel, das Wasser zu teilen;
Jetzt haben sie zum Dorf geschickt
Nach Messern und blanken Beilen.

Die Eiche haut um mit scharfer Axt.
Den Vogel drauf wollen wir fangen.
Gescheckt sitzt oben er elsterngleich,
Mit Zähnegeklapper und Bangen.

Bei jedem Schlage, der laut erdröhnt,
Der Borke und Holz lässt zersplittern,
Hört, wie Abt Siebold um Mitleid fleht.
Er webklagete unter Zittern:

Von alledem was nur heisst Weib
Soll'n Geschorene fern sich halten.
Jus primae noctis — o nimmermehr
Soll in praxi fürder das walten.

Zu lösen jedwede Hörigkeit
Bekannt' er sich gleich als erbötig.
Der Robot und zu vieles Gebet
Erschienen ihm auch nicht mehr nötig.

Die Kirche ist so grossmütig ja!
Umsonst wird man trauen und taufen;
Von niemand anders als Nahmitzern
Den Fisch zur Fastenzeit kaufen.

Auch soll den Zehnten nicht mehr
wie sonst
Eintreiben der Vogt mit Strenge
Gekrach des Baumes, das schnitt ihm ab
Die Red' im Tumulte der Menge.

*) Lange Stangen, deren sich noch heut die Fischer im Spreewalde bedienen.

Abt Siebold wird man, nebst Pribislav,
 Seh'n ragen als leuchtende Hermen,
 Gesellt dem zweiten Askaniergraf,
 Wo Hain grenzt an grossstädtisch
 Lärmen.

Ob schlummernd dieser ein Wunder
 erlebt,

Ob wachend, wer kann es wissen?
 Fehlt doch die Hand, die den Schleier
 hebt

Von so dämmernden Finsternissen.

Genug, dass wir schau'n als Kunstgebild
 Den Beginn langer Herrscherreihe.
 Zur Seite ihr Helfer, treu gewillt
 Dass Brandenburg blüh' und gedeihe.

Im Panzerkleid oder Hermelin
 Woll'n sie sich dem Volke zeigen,
 Das beifällig anstaunt der Dynastien
 Nun bald tausendjährigen Reigen;

Die volle Herrlichkeit auch von
 Lehnin,

Den Elchhirsch sogar unvergessen,
 Mit dem's — ob im Traum? — Herrn
 Otto schien

Dass angstvoll er sollte sich messen.

Das schenkt eines Kaisers erhab'ner
 Sinn

Die Vaterstadt würdig zu schmücken.
 So grüss' Abt Siebold denn du, Berlin,
 Mögst bald ihn vollendet erblicken.

Kleine Mitteilungen.

Alter Weihnachtsbrauch in Tiefwerder und Pichelsdorf bei Spandau. Nach Jahrhunderte altem Brauch findet auch jetzt noch in den Fischerdörfern Tiefwerder und Pichelsdorf seit neun Tagen vor Weihnachten das Antuten dieses Festes statt. Die Knaben der Dörfer ziehen allabendlich von Haus zu Haus und blasen auf Kuhhörnern. Am ersten Feiertag werden sie dann von den Bewohnern mit Weihnachtsgaben beschenkt und nachmittags wird in hergebrachter Weise das Fest der drei Könige gefeiert.

Spandau, den 23. Dez. 1895.

Weihnachtsbrauch am Hof des Deutschen Kaisers. Anlässlich des Weihnachtsfestes geschieht alljährlich einem Gebrauch Genüge, der von Alters her in der Königlichen Familie besteht. Der Pfefferkuchen, der ja auf keinem Weihnachtstische fehlt, spielt hierbei eine hervorragende Rolle. Es ist nämlich alljährlich der Leibkompagnie des 1. Garderegiments zu Fuss vergönnt, das würzig duftende Gebäck dem Kaiser und allen im 1. Garderegiment geführten Prinzen als schlichten, herzlichen Weihnachtsgruss zu überbringen. So war es zu Lebzeiten des alten Kaisers, und an diesem Gebrauche hält auch Kaiser Wilhelm II. fest. Die Überreichung geschieht am Vormittag des 24. Dezember. Auch diesmal hatte der Kommandeur der Leibkompagnie im 1. Garderegiment zu Fuss die Ehre, dem Kaiser als dem Kompagniechef, sowie denjenigen Prinzen, die bereits bei diesem Regiment eingetreten sind, die Kuchen zu überreichen. Diese Kuchen gelten gewissermassen als Weihnachtsgruss der ganzen Armee. Ein alter Potsdamer Konditor,

Herr R. Hermann, hat seit langer Zeit das Vorrecht, dieses Gebäck, auf welchem aus Marzipan Widmung und Gardestern sich befinden, zu liefern.

Auch aus Thorn werden allweihnachtlich Spenden von Pfefferkuchen, darunter die berühmten „Katharinen“ oder „Katachinnen“ dem Kaiserlichen Hofhalt als Geschenke übermittelt. Früher ging die Sage von Thorn, dass die Mutter, nachdem sie eines Töchterchens genesen war, eine gehörige Portion Pfefferkuchenteig einrührte, welcher erst dann aus dem Keller hervorgeholt und verbacken wurde, wenn es zur Hochzeit der betreffenden Tochter ging. Dieser uralte Teig sollte gerade ein ganz vorzügliches Gebäck liefern. Wieviel Wahres an dieser Erzählung ist, vermag ich nicht zu sagen.

Mehr bekannt ist, dass die Halloren, die Salzwirker-Brüderschaft im Thale zu Halle, alljährlich eine Abordnung in dem malerischen alten Bergmanns-Kostüm nach Berlin oder Potsdam entsenden, welche dem Kaiserpaar Sool-Eier, Wurst und Schinken überbringt, jedesmal vorgelassen, freundlich empfangen und, reich beschenkt, wieder entlassen wird. Dies geschieht allerdings erst eine Woche nach dem Christfest, am Neujahrstage,

E. Fr.

„Die Mark, Zentralorgan für die Interessen der Alt-, Kur-, Mittel-, Neumark und Lausitz“ benennt sich ein Blatt, dessen Probenummer am 16. Dez. 1895 ausgegeben worden ist. Da in dieser Wochenschrift vielfach die Heimatkunde der Provinz Brandenburg berührt wird, nehmen wir von dem neuen litterarischen Unternehmen gern Kenntnis, ihm bessern Erfolg wünschend als seinen Vorgängern, dem frühern Brandenburgischen Provinzialblatt u. s. f. Es ist sehr schwer, die Interessen der Provinz in einem Organ zu vereinigen, die grossen Berliner Tagesblätter lassen nichts neben sich aufkommen, andererseits bedenken sie unsere Provinz, darin muss man dem Chefredakteur und Herausgeber Herrn W. Zincke beipflichten, stiefmütterlich. Die No. 2 bringt u. a. gesammelte Ausgrabungs- und Fundberichte aus den letzten Wochen,

E. Fr.

Verein für das Norwegische Volksmuseum. Am 19. Dez. 1894 hat sich in Christiania ein „Norsk Folkemuseum“ und eine Vereinigung gebildet, die uns ihre „Love for Foreningene for Norsk Folkemuseum“ sowie kürzlich eine Anzeige ihrer wissenschaftlichen und gemeinnützigen Thätigkeit zugeschickt hat. Das Museum sammelt und stellt alles aus, was sich auf das Kulturleben des norwegischen Volkes bezieht. Wir begrüßen den Verein, der verwandte Bahnen, wie unsere Brandenburgia zieht, auf das freundlichste und wünschen unsern nordischgermanischen Brüdern zum reichen Erblühen ihres Volksmuseums den besten Erfolg.

Kukuluren. Da die auf Seite 40 (V. 1896) der Brandenburgia von anderer Seite gegebene Nachricht in ihrer kurzen Fassung den Sachverhalt nicht ganz erkennen lässt, so gebe ich folgende Erklärung dazu. Es hat mir, wie ich auch s. Z. Herrn Geheimrat Schwartz im einzelnen mitgeteilt habe,

eine hochbetagte Frau berichtet, dass früher in Sputendorf die Kienäpfel Kukuluren genannt wurden (anderwärts Kukuluren!). Sputendorf liegt im Kreise Teltow, etwa 1½ Meilen südöstlich von Potsdam. Sie war dort in ihrer Jugend zu Dienste, es ist also schon lange her und deshalb leicht möglich, dass in der Zwischenzeit, wie so häufig, jenes Wort dort erloschen ist, wie auch die Thatsache annehmen lässt, dass der Herr Berichterstatter in Sputendorf, der Herrn Geheimrat Schwartz die betreffende Mitteilung gemacht hat, das Wort dort nicht mehr feststellen konnte. Sicher ist anzunehmen, dass Kukuluren früher in Sputendorf bekannt war. Ich habe wenigstens in sehr vielen Einzelfällen Gelegenheit gehabt, das Gedächtnis und die Angaben jener alten Frau auf ihre Zuverlässigkeit zu prüfen. Meine Mitteilung (S. 368. No. 11 1896) lautete: „auch sollen sie in Sputendorf so genannt worden sein“.

W. v. Schulenburg.

Zelter's Geburtsort und Geburtshaus. In dem Berichte der Vossischen Zeitung vom 6. Juni 1896 über die Wanderfahrt des Vereins für die Geschichte Berlins am 31. Mai nach Schloss Petzow taucht wieder die schon in der Brandenburgia No. 3 vom Juni 1895 auf Seite 104 als irrtümlich bezeichnete Behauptung auf, dass der Ton-Dichter Carl Friedrich Zelter zu Petzow am Schwielowsee bei Potsdam geboren sei.

Die im Besitze unserer Familie befindliche Autobiographie des Genannten, des späteren Direktors der Berliner Singakademie, bezeugt aber ausdrücklich, dass derselbe in dem (1892 zum Abbruch gelangten) Hause Münzstrasse No. 1 geboren ist, auch stellt das Tauf-Register der hiesigen Sophien Kirche fest, dass „Carl Friedrich Zelter, Herrn Georg Zelters, Bürgers und Maurermeisters und dessen Ehefrau Anna Dorothee Hintzen ehelich erzeugten Sohn geboren den 11. Xbr., am 14. Dezember 1758 getauft sei.“ Siehe auch Carl Friedrich Zelter von Dr. Wilhelm Rintel Pag. 3.

Die von der Königlichen Porzellan Manufaktur hergestellte, an dem angeblichen Geburtshause Zelters in Petzow angebrachte Gedächtnistafel dürfte sich also dort zu Unrecht befinden.

Berlin, 6. Juni 1886.

Petsch, Geh. Rech.-Rat.

Das Wort „Grotte“ in der beregten Mitteilung Monatsblatt vom Juni 1895 S. 104 beruht anscheinend auf einen Druckfehler. Es muss heißen: In Petzow auf der „Grelle“. Grelle heisst die tiefe Bucht des Glindower Sees, über der Petzow liegt. Vgl. Fontane, Ost-Havelland, Berlin 1873 Seite 189.

In der Sitzung vom 30. Nov. 95 wurde die Photographie eines Baumes vorgelegt, auf dem zweierlei Früchte wuchsen. Es ist vielleicht nicht ohne Interesse, dass schon Gregor von Tours, der Geschichtsschreiber der fränkischen Königszeit, einen solchen Fall aus dem Jahre 553 erzählt. Er sagt im Buch IV Kap. 10:

„Zu den Zeiten dieses Königs (Theodobald) sahen wir (d. h. der zehnjährige Gregor) Trauben an einem Hollunderbaum, ohne dass dieser mit Reben verbunden gewesen wäre; die Blüten dieses Baumes, welche schwarze Beeren, wie bekannt, anzusetzen pflegen, gaben Weinbeeren“. R. M.

Bücherschau.

Martin Friedrich Seidel, ein brandenburgischer Geschichtsforscher des 17. Jahrhunderts. Von Johannes Bolte. (Wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht des Königstädtischen Gymnasiums zu Berlin. Ostern 1896, 32 S. 4°.)

Johannes Bolte, der bekannte ebenso vielseitige wie gelehrte Litterarhistoriker, der seine gediegenen Kenntnisse schon seit langem auch der Geschichte unserer engen Heimat zu gute kommen lässt, giebt in dieser Programmabhandlung eine Biographie des Herausgebers der *Icones virorum etc.*, jener Sammlung von Portraits um Brandenburg verdienter Männer, die i. J. 1671 zum ersten Mal erschien und 1751 von G. G. Küster neu herausgegeben wurde. B. verfolgt die interessanten Lebensschicksale Seidels, der, 1621 in Berlin geboren, im 18. Jahre die Landesuniversität Frankfurt bezog, sich aber nach der Gewohnheit der vornehmen Männer des 17. Jahrhunderts mit dem Studium an dieser Hochschule nicht begnügte, sondern die Kölner und Leidener besuchte, ja selbst in Orleans einige Zeit zubrachte. Dank seinen vortrefflichen Beziehungen — sein Vater war Kammergerichtsrat, sein Grossvater einst Mündel des Kanzlers Distelmeyer — ward er sogleich, nachdem er sein Studium beendet hatte, i. J. 1648 Konsistorialrat in Berlin. In dieser Stellung wurde er Ende der sechziger Jahre in dieselben religiösen Streitigkeiten verwickelt, denen Paulus Gerhardt zum Opfer fiel. Er wurde seines Amtes enthoben, verlor sein Hab und Gut und sah sich genötigt in schwedische Dienste zu treten. Doch wurde er nach einigen Jahren wieder in seine Ämter eingesetzt. Er starb 1693.

Natürlich beschränkt sich B. nicht auf die Darstellung des Biographischen. Auch mit der Individualität des Mannes, einer bescheidenen, liebenswürdigen Gelehrtennatur macht er uns bekannt, um ihn zuletzt in seiner Eigenschaft als Sammler und Historiker zu charakterisieren. Er unterrichtet uns über die Entstehung der *Icones*, bespricht die Herkunft der Bildnisse und prüft ihre Glaubwürdigkeit. Um das Seidelsche Werk einer derartigen Kritik zu unterwerfen, war eine umfassende Kenntnis auch der entlegeneren Litteratur des 16. und 17. Jahrhunderts erforderlich, die uns bei B. freilich nicht überrascht. Und doch bezeichnet diese Partie nicht den Höhepunkt der kleinen Schrift. Wie es wohl zu geschehen pflegt, dass im Unscheinbarsten das Tüchtigste verborgen ist, so liegt der Hauptwert dieser Abhandlung in einem — Verzeichnis. „Verzeichnis von Seidels Werken“ nennt B. den dritten Teil, in dem er die Gedichte — Seidel war auch ein Poetlein — die gedruckten Prosawerke und die von ihm hinterlassenen Handschriften aufzählt. Dieser letzte 126 Nummern umfassende Abschnitt ist besonders verdienstlich. Seidel war im Zusammentragen von Material für die Geschichte Berlins und Brandenburgs von einem nicht zu ermüdenden Fleiss. Eine Unmasse von Bänden schrieb er selbst ab oder liess sie kopieren. So verschaffte er sich die nur handschriftlich vorhandenen Geschichtswerke des Garcaeus, Creusing, Haftiz, Schnee, die namenlosen Chroniken von Guben und Sorau. Aber auch

alte und neue Urkunden, kurfürstliche Erlasse, Landtagsabschiede, Gerichts- und Polizeiverordnungen, merkwürdige Privatbriefe, theologische Streitschriften, satirische Gedichte, Stammbücher, Wappen u. s. w. brachte er im Original oder Kopien zusammen. Wie wertvoll es ist, dass nun eine geordnete, allen zugängliche Übersicht über dies überaus reiche, für die Geschichte Brandenburgs so wichtige Material vorliegt, in der sorgfältig verzeichnet ist, in wessen Besitz sich ein Manuskript oder Abschriften von ihm befinden, bedarf keiner Ausführung. Der Schade, den wir durch den beklagenswerten Umstand erlitten, dass lange nach Seidels Tode i J. 1718 seine Sammlung in Berlin versteigert und in alle Winde verstreut wurde, ist so nach Menschenmöglichkeit ausgeglichen. Gross war gewiss die Schwierigkeit dieser wissenschaftlichen Registratur. Und welche Selbstlosigkeit liegt gerade in dieser Arbeit! Dr. Bolte, vielleicht der einzige, sicher der beste Kenner dieser Sammlung, der aus ihr schon verschiedene Beiträge zur Geschichte unserer engeren Heimat veröffentlicht hat, verzichtet auf diesen Vorzug, ja scheut nicht grosse Mühe, um anderen, nicht Wissenden den Weg zu diesen Schätzen zu bahnen und so in edler Selbstverleugnung der Allgemeinheit zu nützen!

Otto Pniower.

Berichtigungen.

Seite	58	Zeile	16	v. o.	lies	als statt also.
„	58	„	18	„	„	Schultheissen statt Schultheisser.
„	59	„	6	v. u.	„	an dem statt an den.
„	60	„	4	v. o.	„	anzupacken statt einzupacken.
„	60	„	9	„	„	Name statt Stamm.

Für die Redaktjon: Dr. Eduard Zache, Demminerstrasse 64. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bornburgerstrasse 14.

Märkische Kräuterei aus dem Kreise Teltow

von W. v. Schulenburg.

Als ich im vorigen Jahre (1895) längere Zeit wiederum im Kreise Teltow mich aufhielt, hörte ich ab und zu noch volkstümliche Kräuternamen, unterliess aber absichtlich sie aufzuzeichnen, um nicht Zeit und Arbeit bei einer späteren Durcharbeitung zu verlieren. Doch trat die Versuchung immer wieder an mich heran, um so mehr, da ich unbekannt bin auf diesem Gebiete, weil ich nicht pflanzenkundig bin. Es war wohl im Spätsommer oder im Beginn des Herbstes, als ich anfing einiges niederzuschreiben und nun den Dingen weiter nachforschte. Allein die meisten Kräuter hatten abgeblüht und von Frühlingsblumen war keine Rede mehr. Mit der Kräuterkunde hier im Volke steht es ausserdem sehr schwach in unsren Tagen. Von den jungen Leuten wusste fast niemand etwas, von denen im mittleren Alter wenige, von den Alten alle einiges und nur eine hochbetagte „kluge Frau“, Grossmutter Becker wusste mehr in der Kräuterei als alle anderen zusammengenommen Durchgängig war: je „gebildeter“, desto weniger Kenntnisse hierin.

Ich gebe die Mitteilungen meist so, wie sie mir von den Leuten selbst gemacht wurden, durchaus mit allen Zufälligkeiten, und diejenigen, die mit uns eins sind im volkstümlichen Geiste, werden das billigen. Da die Landleute sich meist dem Hochdeutschen anbequemen, so ist auch diese Sprechweise beibehalten und nur in den grösseren Absätzen von Bälsenkrut, Klitzen, Kespern und Johanniskrut findet man mehr das reine Plattdeutsch vorherrschend, das Platt der Dörfer zwischen den Städten Zossen, Sperenberg und Trebbin. Leider geht das Plattdeutsch mehr und mehr zurück.

Was die Schreibweise anbetrifft, so habe ich bald so bald so geschrieben. Wer wollte denn überhaupt mit unsrer hochdeutschen Rechtschrift eine Mundart wiedergeben, und doch können wir, wie die Dinge liegen, nur mit ihr schreiben. Es ist daher alles kraus und bunt „dörchenenger“, Hochdeutsch, Halbhochdeutsch und Platt. Mir kam es darauf an, annähernd ein Bild von der hiesigen Volkssprache zu

geben, in ihrem ganzen flüssigen Wesen, auch für die, die sie gar nicht kennen. Namentlich sollten auch die Verschluckungen zur Anschauung kommen.

Im Wörterverzeichnis finden sich die meisten Wörter der Volkssprache, die in der Kräuterei vorkommen, und noch einige andere. Der Zweckmässigkeit wegen habe ich im Wörterverzeichnis alles einfach nach dem Laut geschrieben und die auffälligen Längen durch einen Strich angedeutet. So ist es möglich, Kürzen und Längen richtig zu lesen, z. B. Bessen, wo Besen steht, Bobbel, wo Bobel, Buck, wo Buk (Bock), aber Buk, wo Būk (Bauch), Schtubben, wo Schtuben. Auch fällt die Überladung mit Buchstaben weg. In dieser Hinsicht muss man die neue wendische Rechtschrift wegen ihrer einfachen Klarheit bewundern. Ich bemerke, dass im Wörterverzeichnis e steht für e und ä ; ä herrscht hier in der Aussprache sehr vor. Die schwachen ö , o und u habe ich nicht immer, aber oft geschrieben, um auch dieses Sprachverhältnis klar zu machen. Besonders bei alten Leuten hört man sie, mehr oder weniger, noch durch. Å ist a , das als volleres o gesprochen wird, ø ein ganz volles tiefes o , wie z. B. in Önd , (Abend), Hø (Hufe), Dø (Tage), Jrø (Graben). Das Lesen würde sehr erleichtert werden, in solchem Falle, durch ein ä statt sch , z. B. Wurstspeile statt Wurscht-scheile, in andren Gegenden Deutschlands gesprochen Wurstspeile.

Unser verehrter Freund, Herr Professor Paul Ascherson, hat schon vor Jahren die Güte gehabt, einige hundert von mir, aus volktümlichen Gründen, gesammelte Kräuter der Mark zu bestimmen, wie auch jetzt wiederum einzelne. Jene finden sich verzeichnet mit ihren wendischen Volksnamen und, soweit Gebräuche sich anschliessen, mit diesen in meinen Wendischen Sagen und Wendischem Volkstum. Ich danke Herrn Professor Ascherson noch nachträglich aufs beste für seine damalige Mühwaltung, wie für die jetzige. Ebenso hat Herr Dr. Karl Bolle mir gütigst eine Anzahl Pflanzen bestimmt, wofür ich Herrn Dr. Bolle gleichfalls meinen besten Dank hier sage. Da eine Anzahl der betreffenden Kräuter in schlechtem Zustande sich befanden, blieb die Bestimmung fraglich, was ein Fragezeichen andeutet. Bei den bestimmten Kräutern sind die Namen hinter den lateinischen angegeben. Bei den allgemein bekannten Kräutern habe ich die lateinischen Namen hinzugesetzt, und wo eine genaue Feststellung nicht möglich war, ebenfalls ein Fragezeichen. Meine Angaben sind durch einen — von den erwähnten Bestimmungen getrennt. Zusätze und Auslassungen von mir selbst im folgenden sind leicht erkenntlich. Ein K. im Wörterverzeichnis bedeutet, dass man in der Kräuterei nachlesen soll. W. S. bedeutet: Wendische Sagen von W. v. Schulenburg (Leipzig, 1880); W. V. Wendisches Volkstum (Berlin 1882), von demselben Verfasser; Z. f. E. Zeitschrift für Ethnologie (Berlin).

Ich lasse nun das Landvolk selbst und aus seinem Munde die Vorzeit reden.

Die olle Lüde hebben früer immer jesä'd: „Et is keen Krud unnütz gewäst.“ Et wasst keen Krud umsüss, et hädd Allet sien Duen und Loaten. Allalei Krüderei, velle sonne Krüdere hebben sei früer jebrukt, jetz jlöwet kenda mehr dran.

Der Wind mockt die Krankheeden.

Früa de olle Küsta Block in Wittstock sä'de imma: „De Mäkenß süllen det mehr von de Krüdere wä'ten, die bruken nich med iun Kriech tu je'ne, die Junges mehr die Jeschichte.“

Abresche, Aberesche (*Sorbus Aucuparius*). In der Gegend vom Wendelstein (Oberbaiern) hörte ich: „Früher wurde von den Vogelbeeren (doch wohl Ebresche?) und von den Mehlbärnen des Mehlbaums Schnaps gebrannt.“

Älen, auch Alen; ganz vereinzelt Judenkirsche (*Prunus Padus*). Is fienet Holt tu fiene Jeschichtu (Sachen, Hausrat) to ärbedene.

Alfranke, Elfranke (*Solanum Dulcamara*). Wār sonne kläuije Hänge un Bene häd, die wurr'n dämed jewascht, äre het tu Bedde jink, denn wār et den engern Dach janss schmiede. Et wurden janze Tackene jrü'n afjeplüekt, rin inn Pott geworfen und heimlich jenommen (eingenommen), weil sie et vör Jift hollen.

Äpe (*Ulmus effusa* Bolle). Äpe ist der wille witte Rü'sta. Es giebt zwei Arten Rü'stre: rode un witte. Die Äpe hat Bast. Daraus haben die Schiffer bei Fürstenwalde früher Stricke gedreht; auch wurden Peitschen aus den Zweigen gemacht. Das Holz ist inuen gelblich, taugt nicht, ist nicht zu bearbeiten. Jetzt giebt es keine Äpen mehr hier. Die Äpe ist dem Namen nach nur noch den alten Leuten bekannt. Einzelne ältere Leute erklärten sie als eine Art Lingen, andere als Pappel und unterschieden: silwere Äpen und schwarte Äpen; auch sage man von einer grossen Pappel: de olle Apen. Eine sehr alte starke Äpe, vielleicht die letzte derart in dieser Gegend, stand bis zu diesem Winter (1895—1896) auf der Feldmark zwischen Lüdersdorf und Christinendorf, wo ich sie selbst aufgesucht habe. Nach Blättern von ihr hat sie Herr Dr. Bolle bestimmt. Der Stamm hatte unten eine Hölung, so dass ein kleiner Mann bequem durch den Baum von der einen Seite nach der andern durchgehen konnte. Sie soll inzwischen verschwunden sein. Äpen, Äpenberg heisst der bereits halb abgetragene, allgemeiner so genannte Backenberg am Ostausgange vom Kietz, einem Vorort vom Dorfe Gadsdorf. Der Backenberg besteht aus Lehm. Er wurde von jungen Leuten auch: Erten, Äten genannt. Auf ihm stehen eine Anzahl Backöfen, platt Backen. Der Schullehrer, 25 Jahre dort thätig, sagte

mir: „Wenn ich nur wüsste, was Äpen, (= Äpenberg) hiesse.“ So unbekannt ist dieser Baumname geworden.

Armantille, Armantill, Armentill, Amantill (ganz vereinzelt). (Erigeron canadense Bolle). In Lüsdörp sü'kn Frauns janze Arme vull davon un die Kingere mü'tn tu Huse die Blu'ssn applückn.

Nach Krö'r Schulze ist es eine Pflanze mit kleinen gelben Blüten, kleiner wie bei der Schpeelblume; die Wurzel so dick wie ein Finger, von manchen in den Schnaps gethan, dass er besser schmeckt.

Arnika, Anika. Im Garten angepflanzt (*Pulicaria dysenterica* Ascherson). Wenn wer (einer, jemand) eine Wunde hat, dann Arnika und Fetschenkrut gekocht tun Badd und den Arm int Badd jelä'd, ok Bämwohle dabei. Beim Kochen ist das Wäta immer so jlatt dabei imm Kätl.

Ärrdappl, auch Kürbiss (*Cucurbita Pepo*). Wenn die Jureken vorbei (zu Ende) sind, werden die Erdäpfel stuckwis' abgeschält, geschnitten und gekocht und denn mit Zucker und Essich injemockt. Früa wussten de Lüde nich ville von Zucka und hebben so wat nich jemockt. An det Spinnrad wär an de Side ne Butte von Holt; die war utjedresselt. In die Butte wurde eine zweite Schpule 'reinjesteckt. Da steckten die Mäkens, beim Spinnen, die Kürbisskörne 'rein. Die wurden jedräut auf dem Ofen. Die Kürbisskerne kamen aber erst ran (an die Reihe), wenn die Hässelnö'te upjeknackt waren, nach Weihnachten. S. Kürbiss.

Balderjan (*Valeriana officinalis*). Von de Blu'ssn wärrd Thee jemockt.

Bälsnkrut, Belsenkrut (wohl *Hyoscyamus niger*).

Et wasste früer bei de Sälsehe (Saalesche) Mölle. Wei hä'n et jebrukt, wenn wei imma hä'n so jrotes Tähurietn jehadd. Det kreit doch sonne schwarte Tutn un in de Tutn sinn so fiene Kō'rna wie Mänkō'rna. Denn hä'n wei Wachs dünne jemockt in kleen'n Nopp, 'n Streefn Bomwulle jenoamn un imma in det Wachs, wo de Kō'rna rinjestreit sinn, hen un ha jeküzlt, imma med de Hand so rumjedrät, bes sonne Lichte drut würdn, so dick wien Bleistift, un denn upjehäwet (= verwahrt). Wenn eena denn Tähurietn hadde, hi't et z. B. „Friede, häste nich keen Bälsnlicht?“ Bei de jrote Lüde hielt sich ji'da een'n Trächl (Blechtrichter) jä'n den quaddn Tahn jä'ne un drünga stand det brännende Bälsnlicht un dá kann utn Tahn de olle Mäde rut, un in'n Trächel fiel se lank raff. Bei de Kingere wurdet ant Ohr ranjemockt. Et wärn rode Mädn med'n schwartu Kopp un ok witte medu rodu Kopp.

Bären, Birren (*Pirus communis*). In urolle Tied jaff et blo's Koddn. Man unterscheidet: Honnichbärn, Ostbärn, Reddichsbärn, Tafelbärn, Wintabärn.

In einem Bauernhause in Grossschulzendorf oder der Umgegend lag der Drache wie ein buntes Kalb auf dem Dachboden. Die Bauernfrau sagte mittags zu ihm:

„Küllexe man, Hänseken, küllexe,
Backebirnen und Klösse.“

Dann spie der Drache das aus und sie setzte es dem Knecht und der Magd als Mittagessen vor. W. V. 51. In der jüngeren Edda speit Odin Meth (Honigwein) aus.

Früher hebben up den Fellen olle Pärböme un Kri'keleböme jestanden. Dá hebben se jeseit: „Dá is nischt Juds drünger von elwen bis zwölwen (d. h. nicht geheuer um Mitternacht unter den Bäumen). Über Birnbäume und Apfelbäume auf Feldern vergleiche Wend. Volkstum 50, 71, 79, 92 und Wend. Sagen 101.

Am Inn (in Oberbayern) heisst die Berberitze (*Berberis vulgaris*): Beitzelbirne. Davon wird Sulz gekocht, ausgesotten, gilt als gesund, gebraucht, wenn jemand krank ist, für Hitze.

Bärke (*Betula alba*). Von de Bärken werrdn die Pingesmaien jeschnä'dn. Die wurdn frúa upjehāwet. Det Loof, die Blā'dere is det beste Middl beit Veih vörrn Dörchfall. (Mit Maien werden ausgeschmückt zu Pfingsten Haus- und Hofthüren, auch die Stallthüren und oben die Brunnen.) Vergleiche Kohl.

Bärkhorscht heisst eine sandige Erhebung mitten in Wiesen, zum Dorfe Rejõn gehörig, weil Bärken darauf wachsen.

Beemwolle, Bäwolle, Beemwille, Beemwülle (*Symphytum officinale*); ganz vereinzelt auch Schwattwurtele (Schwarzwurzeln) genannt. Ist gut, wenn die Zehen faulen. Die Schåle der schwattn Wurtl tüşchn fulije Tei'n jemockt, heelt ju'd.

Beerschkene (*Vaccinium Myrtillus*; mir aus der Mark bekannt als Beesinge, auch Kuhpeken?).

Folgendes Liedchen, das ich der Güte einer Dame verdanke, wird im Schwarzwald (Gegend von Baden-Baden) „beim Heidelbeerensuchen gesungen“. Ich gebe es unverändert so wieder, wie eine Eingeborene es niedergeschrieben hat.

„'s Heidelbeermännl ist zu mer kommä,
Had mār alli Bärle knommä,
Häfelä leer, Schüsselä leer,
Hab koi Bärle mehr.
Wenn i nu (wienigs?) zu Hause wär,
Hintä kommt der Zottelbeer.“

? Man macht sich schwarz an dem Bart, an den Augen, an den (Backen?)? —

Tauer (Kreis Kottbus): „Marja na peñku ist im Walde Kindern gefährlich.“ Am Johannistage sagt man: „Golje sejzi na peñku ta bêla

(hier gesprochen bêla!) Marja“, oder: „ta zelena Marja“; auf Deutsch: im Walde sitzt auf einem Baumstamm (d. h. auf einem Stock!) die weisse Maria, die grüne Maria. Zelena heisst sie, weil alles grün ist. Am Johannistage werden die blauen Beeren reif.“

W. V. 140. An Maria vor der Ärnte „soll man nicht in die Haidebeeren (cerne jagody) gehen, denn da kommt die Maria auf weissem Pferde angeritten und nimmt die Kinder mit, die in den Haidebeeren sind.“ (Schleife, Kreis Rothenburg, Schlesien.)

W. V. 141. Am selben Tage (2. Juli) „sieht man die heilige Maria auf dem Klotze sitzen und sich die Haare kämmen.“ U. s. w.

In Oberbaiern, Bezirk von Rosenheim, bei Brannenburg, fand ich: „Auf der Biber war die schwarze Frau. Sie hatte einen schwarzen Schleier und ging im Walde. Wenn die Kinder Beeren suchten, sahen sie sie. — Das Bibermandl (= Männli, Männlein, Männchen) auf der Biber war ein kleiner Mann. Es hatte eine Zipfelmütze, wie sie früher getragen wurde und weisse Hemdärmel. Die Kinder sahen es, wenn sie Thaubereen suchten. — Drei Fräulein waren auf der Biber. Sie kamen in die Wachinger Mühle und haben die Kühe gemolken. Der Müller (Grossvater vom jetzigen (1888) Besitzer), traf sie dabei. Sie sagten: „Mehr als 7 Sterber werden nicht mehr auf der Wachinger Mühle sein“ und sind nicht wieder gekommen. — Auf dem Biberberg ist die St. Magdalenenkapelle. Der schwarze Hund kam die Treppe von der Kirche herunter (noch jetzt ein geheiligter Weg am Berg). — Eierschalen wurden da zu Gold.“ In der Nähe ist die Margarethenkapelle, und die Schutzherrin der Kirche von Brannenburg ist die heilige Anna. Vergleiche auch Z. f. E. Verhandlungen unter Hexentanz.

Gegend von Rosenheim (Oberbaiern): „Die schwarzblaue Rauschebeere wächst im Filz. Wenn man viel davon isst, kriegt man einen Rausch; früher wurde Branntwein daraus gebrannt. Sie sieht beinah aus wie die Thau- oder Moos- oder Schwarzbeere.“

Beifu't (*Artemisia campestris*, *Artemisia vulgaris*). Het wârd so jrû'n afjeplüekt un jedrânt un de Handelslüde köpn et up up de Dörpere un nämen't med nôa de Städe. Wenn se so Schwienebråde un Jänsebråde máken, wârd et anjemockt. Vör det Päckskén betált da Handelsmann in Frö'jâhr en'n Seksa (5 Pfennige).

Berupnkrut, Rupnkrut (*Erigeron acre*). To Alles to jebuken! Wenn de Frauens med de kleen Kingere det i'rschte mál rutje'n, lei'n se't üngern Kopp, üngern Küssn in de Pujje odde in de Drákiepe oer inn'n Wâ'n rin — wat se nu hebbn, jetz hebbn se já alle Wo'ne —, dat de Lüde de Kingere nich so beschreien kö'nn'n. Det is vö't Dörchsi'n. Se drá'n det Krut ok in de Ställe vört Veih.

W. V. 162: „Wenn man Berupenskraut bei sich hat, so kann einem

keiner etwas anthun, und wenn es im Stalle ist, auch keiner dem Vieh.“
Grossschulzendorf. S. Z. f. E. Verh. 1896.

Bete, siehe Runklrö.

Bi'se, Bi'sn (Binse, Juncus). Et jift mårderlei Bi'sn. Det Biesen-
heu von de Wåsn fråtn de Päre järn.

Bibernille, ganz vereinzelt (Lythrum Salicaria). En Steenschläja,
der fill drinken dát, mockte det jrü'ne Krut inn Branntwien un liet et
eenen Dach ste'n. Det sülde de Hitze ut'n Kopp treckn. — Se kochn
det Krut, wenn se Koppschmerz hebbn ö'r der Kopp weih dut, un
drinkn et as Thee.

Bolle (Allium Cepa). Am 24. Juni (Johannisdach) werrdn de
Bolln umjekroapn (über der Erde umgeknickt) von eena nacktn Manns-
person. Die Mannsperson mutt janss nocksch sinn, wenigstens die
Hosen raff unnt Hemde hoch. Beit Umkroapn werrn de Bolln über de
Ärde umjeknickt, det die Kraft und det Wassthum nach üngen tunehmen,
nich bohne, det se in de Ärde mehr ansettn. Det jeschieht, wenn se
fårich jewitt't sinn.

Wenn die Herze fårich is (d. h. gewietet) beit Herzewieten den
letzten Dach, dann soll ein Mann sich schnell ausziehen und muss janz
nackt up die Kniee lang rutschen eenmål rund rum um det jansse
Stück. Ebenso soll et bei de Bollen sinn. Beit Flass thut et 'ne Fraue.

(Nach den mir gemachten Mitteilungen scheint es fast, als würde
das Herumkriechen im nackten Zustande, wenigstens bei den Bollen, in
der Stille hier und da noch heute gemacht. Es ist eine Art Fürbitte
um Fruchtbarkeit, ein Brauch, der aus dem grauen Altertum über-
kommen ist, wenn man auch den Sinn desselben in seiner ehemaligen
Bedeutung nicht mehr kennt. Ähnliche Bräuche, nur nicht so harmlos,
sondern viel roher, herrschten bei den alten Griechen und Römern und
den Völkern Kleinasiens. (Vergleiche auch gewisse Tempel in Japan
und bei andren Völkern.) Es ist eine Huldigung an die Fruchtbarkeit
der Erde (die Mutter Erde, die Erdmutter; als terrae mater bei Tacitus
erwähnt) und an die Gottheit (Gottheiten), die sie beherrscht.)

Mit Bollpellen werden Ostereier gekocht und gelb gefärbt.

Botterblu'me, Ketttblume (Leontodon Taraxacum), heet Ketten-
blume, weil die Kingere sonne Kéttn von de Stå'le måken. Botterblu'men,
die so im Fröhjahr int Jras wassen, werrdn jesammelt un die Blu'ssn
tu Thee jekocht un jedrunken (gut für den), wer die jäle Sucht hedd,
wo die Nö'le anne Hånge so jä'l werr'n.

In Zelle hinter Trebbin is sonne Jågerei jebesst. Då wo'nd 'ne
Fraue, die kann die jä'ele Sucht bespräkn. Die junge Fraue B. hadde
die jä'le Sucht un wår sswee Dø dá in Zelle. Sei müsste vörr Sonn-

upjank henjebracht unⁿ no^a Sonn'nüngerjang wä'r afjeho'tt werd'n. Die Frau mockte det allemäl vör de Sonne.

Bramn, Bro'mn, Brämn, Brämbärn, Brammbeerschkene; Feldbrämn (*Rubus fruticosus*). Die Strükere, die uppet Feld anne Ärde wassen, sinn Brämn. Die Bärn heetn Bro'mbeerschkene, wil sei kleen sinn. Früa jaff et ville. Früa hebbn sei sich Pötte voll jeho'tt un Mu'sch von jekocht, det schmeckte janz schön. Jetz jiff et nich mehr so ville.

Gegend von Rosenheim (Oberbaiern): „Mulbeere heisst die rote, Brabeere die schwarze (Brombeere). Aus den Mulbeeren wurde (wird?) Sulz gesotten.“

Brennnä'tele, echte Brennnä'tele (*Urtica dioica*). Äe de Brennnä'teln med de jroten Blä'dere blö'n, die Spitzen afnehmen, alle die Kröppe, un denn med Würnde tusammenkochen, is ju'd vörr den Brand, wenn man innerlich sonne Hitze häd un wenn eenen so schlecht to Mu'de is. — In Westfalen, in der Soester Oberbörde: „Zu Gründonnerstag, wenn man kein Grünmuss isst, stechen einem die Mücken die Augen aus. Gründonnerstag ass man Spinat oder Sproten (die Ausschläge von Grünkohl). Hatte man kein Grünes aus dem Garten, suchten die Leute junge Brennesseln und junge Gensseln. Sie wurden ebenso wie Spinat zurecht gemacht. Junge Brennesseln schmecken herzhafter wie Spinat.“ Mitteilung des Herrn von Werthern. —

Brennnä'tele (*Urtica urens*).

Brunkohl (*Brassica*), siehe Koppkohl.

Brunkrut, Brünekrut (*Brunella vulgaris*), wurde jeplückt un die (den) Jänse jekocht, det se nich sülln so kö'sch wern. Wenn se up de Stoppeln koamen, denn frät'n se so ville Rogge mank de Stoppeln rin, det künn'n sei nich vadrä'n. Denn wurde 'n jrotn Pott voll Brunkrut jekocht un injejott'n in Kumm, un wenn se denn vont Feld kämen, wärn sei so dörschtich un sö'pu. Die Jänse werdn, wenn se denn sterwn, janz bru'n un blau. Von de jrote Hitze unten (und den) frischen Ro-ren, dá krä'n se det.

Bucksbart (eine Gräsart, *Aira Corynephora*. Weingaertneria *Canescens*. Ascherson).

Buschebom, vereinzelt (*Buxus sempervirens*), wärd bei det Blu'mbeet anne Stieje lank jeplant.

Buckskrut, vereinzelt; Steckappl (*Datura Stramonium*). Wer sonne bösärtige Wunde hed, (dagegen) plück'n sich die Lüde de Blä'dere. Die Ribbn der Blä'dere (mit den Blättern selbst) werdn kleen jekloppt, sonst drückt et, un umjelä'd un Lappn rumjewickelt, det soll vörn Schwulst sinn un vör Alles, z. B. ok ju'd uppet Been (= Fuss auch).

Brune Wiede (*Salix*, spec.?), werd jebrukt to Kiepnflechtu tum Knullenbuddln. Es giebt ausserdem jä'le Wiede und jrü'ne Wiede.

Bullmelk; vereinzelt von Kindern Buttsmelk genannt (*Euphorbia Cyparissias*, *Euphorbia Lathyris*. — *Euphorbia Helioscopia* Bolle), werd vör schlecht (schädlich, giftig) jeachtet. Wer so die Schruteln int Jesicht hed, mitn Saft (einreiben oder waschen?), det soll helpen. Een Mäken in Thyrow hadde sonn jälet Jesicht un hadde sonne Sommaspru'dln int Jesicht, un wollte tuet Hammelschmiets un hed sich metn Saft int Jesicht jemockt vörn Schpi'jl und det is schlimm jewordn. Sei hedd 'n weiet Jesichte jekrä'n un künnde nich tuet Hammelschmiets hen. Det wär so vörr den Ost (im Juli).

Buttnstruk, **Buttn** (*Crataegus Oxyacantha*); ganz vereinzelt Mehlbutte und Krüzdorn genannt(?). Die Bärn kann man ätn, sinn ornlich mehlich. Wer die sammelt un kocht sie im Winter, sinn jut vörn Dörchfall, wer sich so erkältet hed.

Danne (*Picea excelsa* Lk. *Pinus Abies* L.). Dannäppl heissen die Tannzapfen, siehe Fichte.

Dau'nkrut (*Silene inflata*? — *Cucubalus Behen* Bolle?).

Dausendjüllnkrut, **Dausendjüldenkrut** (*Erythraea Centaurium*).

Dill (*Anethum graveolens*), vergleiche Krüzkümmel. „Wenn die Brautleute vor dem Altare stehen, so soll die Braut in ihren Schuh einen „Knippel“ (Stückchen Holz) und Dill (die Körner) thun und sagen:

„Ick steh uf Knippel und Dill,
Min Mann muss dun wie ick will.“

(Grossschulzendorf). W. V. 124.

Dissel (*Cirsium arvense* Bolle), stäken wei manket Fu'da, to de Schwiene kochen, to det Veih inbrö'n. Die Disteln werden dazu von den Kindern der kleinen Leute mit der Sichel von Wiesen und Angern ausgeschnitten. Früher gab es viel mehr Disteln und Dornen.

Dolk; — **Dollik**? — (*Lolium Temulentum*). Dolk wasst manken Roggen. Wennt manket Brot köamt, werdn die Lüde von besoffen, det steigt innen Kopp. Mal hat der Müller Dolk im Mehl vermahlen, da sind die Leute, die von dem Brot gegessen haben, wie toll, wie betrunken gewesen.

Angabe des Kossäten Vater Heinrich: „Wenn vom Puschelwindhalm, der auf Wiesen steht, der Samen uppn Acka fällt, un umgeplöt wird und denn upjeht, wird daraus der Dolk. Ebenso entsteht die Draspe auch vom Windhalm, wenn der Samen auf den Acker kommt. Draspe un Dolk is beedes eene Wäsfnfrucht.“

Dowe Brennnättele (*Lamium album*), werd to't Krut jerechent un vört Veih so medjeschnä'dn.

Draspe (*Bromus secalinus*), auch genannt Raspenroren, Roggen-
draspe.

Echte Kruseminte, siehe Kruseminte.

Ehrenpriess (*Veronica spicata*), vörn Maren jut. Die Blätter
kochen und drinkn, wer sonn Quälen hed.

Eike, Eeke (*Quercus*). Eichelkaffe is jut vör Bleeksucht, jäle
Sucht un schwarte Sucht. (Von einer Frau wurde gesagt): erst hat sie
die Schlafsucht gehabt und dann die Gelbsucht. Eichelkaffe wurde
früher getrunken. Die Grossmutter vom Kossäten Heinrich in Wittstock
trank Eichelkaffe zur Gesundheit. Eekenäppe — Eekelnäppe? — sind
die Näpfchen, wo die Eekel drin sitt, Eckäppele die Galläpfel.

Eise (*Alnus glutinosa*). Wenn Päre und Ossen dörch Geschirr-
druck sonne Druckbüle (Jeschwülster, Knuddel) jekrä'n häddn, det se
sich wedda vatrekkn sö'lln un nich losköamen (aufgehen), so wurrn ut
eenen Jrö mank Elsen medn Topp uten Modda de afjefallnen Elsen-
blädere rutjehölt — de jrö'nen Blädere trekken tu sehr — un upp
Dier drupjedä'n un denn 'ne Binge, z. B. 'n Stück von oln Sack af-
jeschnä'dn, rupjelä'd un ab un tu med Wäta upjeweekt. Det kü'lt
dänn de Schwulst week. So mockten se et in Schputendörp, wo ick
tu Dirste wär. Eene olle Fraue mockte et so imma upp
Been (Fuss) un im Winta müste der Knecht durchet Eis 'ne Lu'me haun un de
Elsenjrundblädere rutbringn.

(Hier will ich eine denkwürdige, in ihren Beziehungen uralte Sage
mitteilen nach W. V. 44, die mir auf einer meiner, zu solchem Zwecke
dorthin unternommenen, Wanderfahrten in Heiligensee bei Tegel erzählt
wurde.)

„Es waren eine Braut und ein Bräutigam und viele Klapperstörche
in der Gegend, wo sie wohnten, da sagte einmal die Braut zu ihrem
Bräutigam: „Schiess doch einen Storch.“ Allein der Bräutigam wollte
keinen Storch schiessen, zuletzt schoss er aber doch und einem Storch
das Bein lahm. Danach war der Mann zu Schiffe gegangen und kam
an einen Strand, wo sehr viele Elsen standen. Da kam eine Frau, doch
wohl die Frau vom Storch, und sagte: er sollte mitkommen und der
Mann ging mit. Und sie gingen unter das Wasser und kamen in ein
Haus, das war sehr schön und es gab auch Schönes zu essen. Da kam
auch der Mann, dem es gehörte. Der hinkte und fragte: „Kannst du
dich entsinnen, wie du dazumal nach dem Storch geschossen hast?
Das bin ich gewesen.“ Dann gab er ihm ein Geschmeide, das war sehr
schön und glänzend, das sollte er mitnehmen und seiner Braut schenken.
Und der Mann nahm es mit. Wie er aber nach Hause kam, da hiessen
ihn andere aus, er sollte es seinem Hunde anlegen. Das that er, und
sowie er das Geschmeide ihm anlegte, zersprang der Hund in tausend
Stücke und war nichts mehr von ihm zu hören noch zu sehen.“

Dies Geschmeide erinnert an das Brisingamen, das kostbare Halsgeschmeide der holden Freia, der Göttin der Liebe und Ehe, einst hochberühmt in der Götterwelt der Germanen. Wenn sie es in erstrahlender Schönheit anlegte, dann konnte ihrem „Zauber“ nichts widerstehen. Ich will hier auf die sonstigen Beziehungen jener Sage nicht weiter eingehen, aber sicherlich sind die Elsen nicht ohne Grund erwähnt.

Erdbeere, Ärdbäre (Gartenerdbeere, *Fragaria*) Siehe Nö'tbom.

Elfwiede, Elbwiede, vereinzelt (*Salix spec.?*), zum Körweflecht gebraucht und verkauft.

Entenjrütte (*Lemus minor*).

Epha, Efa, J-lof (*Hedera Helix*).

Erfte (*Pisum sativum*). Die Kinder sollten nicht in die Erbsen gehen, weil sie naschen. Darum sagte man: „Geht nicht in die Erbsen“, die Kinder aber sagten:

„Da kommt Hannemann, husch! husch!
 Ick sitt in Diene Schoten.
 Wenn der jriese Hannemann käme
 Med siene jriese Bräme!
 Huch! wie wollt ick flitzen,
 Det ick in mien Hüseken käme.“

„Bräme war eine Pudelmütze aus Fell.“ Thyrow. —

In Niemegek (Kreis Zauch — Belzig) sagte man: „Kingere, jebt jo nich rin in die Erften, dâ sitt de Schpurk.“ —

• Hannemann, Hannemann, buschoscho!
 Ick sitt in Diene Schoten.
 Un wenn man Hannemann käme
 Mit de jelbe (auch: jriese) Tähne,
 Huchocho! wie wolln wir flitzen
 Mit de jelbe Mützen.“ Gadsdorf. —

W. V. 148:

„Herr Amtmann, Herr Amtmann,
 Wir sind in Deine Schoten,
 Wenn der Amtmann käme,
 Mit de lange Zähne,
 Mit de rote Pudelmütze,
 Ei da werden wir schöne flitzen.“ Trebatsch.

W. S. 300: „in Grossschulzendorf sagte man: „Kinder geht nicht in die Schoten“, und die Kinder sangen:

„Hannemann! Hannemann!
 Husch, husch, husch,
 Ich sitz' in Deinen Schoten.
 Wenn der Hannemann käme,
 Mit de rote Bräme
 Mit de rote Mütze
 Juch (auch: hei), wie wollt' ich flitzen.“

Hannemann hatte einen Knüppel, „mit dem würde er die Kinder schlagen.“ Bräme wurde damals (1879) von der Erzählerin, einer alten Frau, als „Augenbraue“ erklärt. Grossschulzendorf.

An de Dreetehn (zwischen Weihnachten und heilige drei Könige) soll man keine Hülsenfrüchte, z. B. Erbsen, kochen, sonst kriegt man lauter Geschwüre. Grossschulzendorf. W. V. 134. Ebenso in der Altmark (Osterburg): „In den 12 Tagen keine Hülsenfrüchte essen, sonst bekommt man Geschwüre.“

Fädablu'me, Fädagras, Fädakrut, Federkrut (*Eriophorum latifolium*). Die wittn Blu'ssn kochn sei det (dem, für das) Veih, wenn et den kollen Brand häd. De Stängele, Blädere und Blu'men jekocht un ingegeben is vörs Veih ju'd, bei Kue un Pärde vör Wörmarietn un Bukkniepn.

Fädablu'me hiess vereinzelt auch (*Cardamine pratensis*).

Blue Färwablu'me, Färwakrut, Färberblume (*Jasione montana*), wasst up de hoe We'sn, werd jebrukt tum Du'kfärwn. Wer det Allet wetn dud, kann alleene damed färwn, aber et gehört noch andres aus der Apotheke dazu.

Fetschenkrut (*Echium vulgare*). Einen Namen und zwar diesen für E. v. fand ich nur bei einer einzigen „klugen Frau“ noch bekannt. Is ju'd vörn Kropp der Päre, det sinn Jeschwülste med Eita un Schnuppn; ok ju'd vör die Schwiene, int Drankfass medkochn.

(Eine Bedeutung des Wortes Fetschen war nicht bekannt.)

Aus Ostpreussen (Kreis Darkehmen) führe ich an: „Wenn das Kind beim Eintritt ins Haus die Füße nicht reinmacht, sagt man: „Der Fetscheräper (= Fusskratzer) kommt, der schrappt Euch nu ab.“ So nennt (oder wenigstens nannte!) man alte Bettelleute, die lumpig sind.“

Fette Hünne (*Sedum maximum*). Wenn eene Färze sich nich ossen (rindern) dut, det im Somma jrö'n jekloppt mank zwee Steene un innen Drank jejewen, die janze Plante.

Fosschwanz (Fuchsschwanz).

Fijélekinne, Fijölekenne (der Ton liegt auf dem e und ö, *Viola odorata*).

Fichte (*Pinus silvestris*).

Tun Wi'nachtsbom nahmen sei ne Fichte. Jrotinu'da Beckan ör Vada häd vertä'lt: bei de Soldatn hä'n sei 'n Wi'nachtsbom von buntet Papier jemockt (um 1815). In Thüre haddn alle (um 1825–1830) 'n Wi'nachtsbom jemockt. Rechte kruse Fichtn im Mai, wenn se schi'tn du'n, hä'n sei sich utjekiekt, un denn inn'n Winta jehoalt. Dá kämen jrote Nö'te dran, Päpakuchn, Joldschuneire, un so bunte Järne, Joldföme, jäl oer brun anjefärwt, wurn um de Tackene runjetreckt un

buntet Papier, wer't halleweje künne upbringu un Viergroschnstück hadde. Da Wi'nachtsbom wurde upne kleene Hutsche jestellt. Neujährsdach müste ha noch sinn, den Dach noät Neujähr wurre har jeplündatt.

(Da über das Alter des Weihnachtsbaum in weiteren Kreisen wenig bekannt ist, teile ich nach Fritz Ortwein (Deutsche Weihnachten, Gotha, 1892, 65) „die bis jetzt älteste Nachricht vom Jahre 1604“ mit, die also lautet: „Auff Weihenachten richtet man Dannenbäum zu Strassburg in den Stuben auff daran hencket man rossen auss vielfarbigem papier geschnitten, Äpfel, Oblaten, Zischgold, Zucker u. s. w. „Und in seinem Buche „Katechismus = Milch“ vom Jahre 1657 spricht der gelehrte Theologe Professor Dannhauer gegen den Weihnachts- oder Tannenbaum: „Unter anderen Lappalien, damit man die alte Weihnachtszeit oft mehr als mit Gottes Wort begeheth, ist auch der Weihnachtsbaum oder Tannenbaum, den man zu Hause aufrichtet, denselben mit Puppen und Zucker behängt und ihn hernach schütteln und abblümen lässt. Wo die Gewohnheit herkommen, weiss ich nicht; ist ein Kinderspiel, doch besser als andere Phantasie, ja Abgötterei, so man mit dem Christkinde pflegt zu treiben und also des Satans Kapelle neben die Kirche baut, den Kindern eine solche Opinion einbringet, dass sie ihre innigliche Kindergebetlein für dem verummten und vermeinten Christkindlein fast abgöttischer Weise ablegen. Viel besser wäre es, man weihete sie auf den geistlichen Cedernbaum Christum Jesum“ (55, 66).

„Eine Salzburger Waldordnung vom Jahre 1755 verbietet die Bechl- oder Weihnachtsboschen“ (S. 67). Ortwein bemerkt zutreffend: „In dem Namen „Bechlboschen“ ist jedenfalls eine Erinnerung an Berchta zu suchen, der der 6. Januar; der Berchtentag, geweiht ist. Dies deutet auf einen heidnischen Ursprung des Brauches. Als heidnische Sitte wird der Christbaum geradezu bezeichnet von dem kursächsischen Rat Tetzl: „Die alten Heiden satzten vor ihre Häuser zweene Dannen-Bäume creutzweise über einander und frassen und sofften 19 Tage lang“.“

Der Bercht entspricht bei uns als Weihnachtsgöttin die Frau Harke.)

Sprö'takene sind etwas mehr als daumstarke lange Jälpe.

Eine Micke ist ein gabelförmiger Zweig (Müjje = Mücke, die in der Luft fliegt). Mücken heissen in Berlin die eisernen Halter vor den Heerwachen, in deren (jetzige) Vertiefung die Gewehre von den Heerleuten hineingelehnt werden. Früher waren sie vielleicht gabelförmig.

Ries sind finger- bis armstarke Zweige von Laubholz und Nadelholz.

Kuckucksholt heisst hier, soviel ich feststellen konnte, das Holz, nämlich Spitzen und Zacken, was vom Stangenholz (im forstlichen Sinne!) abgehauen und in Meterlänge gesetzt wird, angeblich deshalb, weil es das schlechteste ist und weil der Kuckuck auch nicht viel wert ist. Er schreit erst, wenn er sich satt kann fressen in Elsenloof, und schreit bloss ein halb Jahr. Wenn die Mandeln gesetzt werden, hört er up.

Wenn er lange schreit, jafft et en schlechtet düret Jahr. Er legt ok seine Eier in andre Nester, in jedes Nest eens.

Strümmel ist ein Baumstumpf, ein Stamm, bis zur Höhe von 6—8 Fuss, ohne Äste und Blätter.

Oll Strubbel heisst ein knusterich gewachsener, ollen Struk.

Ki'nhorscht heisst eine sandige Erhebung mitten in Wiesen, zum Dorfe Rejōn (Rehhagen) gehörig, weil junge Kiefern darauf wachsen. Die Horscht (der Horst) ist eine grössere, sandige, trocknere, eilandartige Erhebung in nassem, sumpfigem Gelände, von den Sprachgelehrten in den Wörterbüchern noch nicht verzeichnet, sachlich steht es dem verzeichneten Horst (englisch hurst) nahe, ihm verwandt ist jedenfalls das wendische wotrow (= ostro in anderen slavischen Sprachen), niederwendisch = Horst, oberwendisch (Phuhl) = Insel, ähnlich wendisch kupa, die Kaupe, davon die Kaupergemeinde, kuparska gmejna zu Burg im Spreewald.

Spröltackene wurden früher zum Sprö'ltu'n gebraucht. Früher gab es sehr viele Spröltune (jetzt wenig) an den Strassen als Jehä, weil das Vieh viel auf die Strassen kam, als es noch auf die Weide ging, weil es Gemeindefutungen gab in der Zeit der alten Gemeindefelderwirtschaft vor der Separation. Ein Stachetentu'n besteht aus kurzen Stangen, die nach oben gestellt sind. Ein Plankentu'n ist ein Boltu'n, ein Bretterzaun, aus Brettern, die oben gehalten werden durch einen Balken, „eine Art Rähmstück“, genannt die Hulle, mit einem Pfalz, in dem die Bretter sitzen, die im Zaun von unten nach oben stehen. Diese Rinne, in das Holt utjehaun, heisst eene Römmele. Wegen Riestun s. Werft.

Sprüchwort: „Wue da Tun lech is, kruppt 'n ji'da rōa“, d. h. wo der Zaun niedrig ist, kriecht ein jeder rüber, und bedeutet: die Kleinen werden immer mehr gedrückt wie die Grossen, Ungerechtigkeit herrscht auf der Welt.

Kien diente zum Leuchten statt Lampe und Licht. Die Frauenslüde haben dabei gesponnen, geflickt und genäht. Kossät Vater Heinrich brannte noch Kien vor 20 Jahren, Grossmutter Becker häd noch vör ssehn Jähren Kien jebrennt, upn Mauasteen oa iesann Dreefu't upjelä'd. Da Kien müsste jedräut sinn un fett, det et helle brennde, wenn Stücka sechs oer sieben oa acht Mäkes schpinnn dāt.

Beim Kienlicht wurde ein Dreifu't hingesezt und da drauf ein Dacksteen gelegt und darauf ein Stück Kien. Wollte man Feuer anmachen, so nahm man Tunger von alter Leinwand und pinkte mit Stä'l und mit Pinksteen, bes Funken flogen hen up dänn (den) Tunger. Wenn es lossglimnte, wurde Schwe'l jāne jehollen un jepustet, bes et anbrennde. Det dauerte männichmäl 'ne halwe Stunde, ä we wat Für ankräen. Schwe'l bestand aus einem Fōam, von Flass jespunnen,

injetunkt in den jeschmoltnen Schwe'l. Vergleiche über Spanlicht in Süddeutschland und Feueranmachen in Pommern meine Angaben im Korrespondenzblatt der deutschen anthrop. Gesellschaft XXIV, 1893, S. 18; in den Mitteilungen der anthr. Ges. in Wien, 1896, 63, 64 und Abbildung 56; Z. f. E. 130; W. S. 239, 248; W. V. 71.

Kienäppl hiessen (noch?) bei Sputendorf Kuckeluren, heissen Kuckuluren bei Luckenwalde (Kuckulüren auch), bei Jüterbogk und Woltersdorf, Liebetz, Märtensmühle, nach einer Angabe: bloss die jedräuten, die geplatzen, wo der Same rut is. Man sagt: „Die Kingere sinn in de Heede nâ Kuckuluren.“

Kuzeln, auch Kuscheln, in Dörfern der Umgegend von Berlin auch Ku-seln (kurzes u, weiches s) heissen junge, ringsum krause, mehr frei, vereinzelter für sich gewachsene Kiefern, vielleicht aus dem Wendischen, wo chojca (sprich choiza) Kiefer heisst und dies oj im deutschen Munde zu u wird in Kunersdorf aus wendisch Chojany, Kunitz aus wendisch Khójnica; aus chojca konnte also kuze, kuzel (in der Lausitz Scherbel für Scherben, Rudel für Ruder) u. s. w. werden, aber auch kužel = Wocken, kužeraty = kraus. S. Ku'nschen im Wörterverzeichnis.

Mull, Müll heisst der Abfall von den Kiefernadeln, wird als Streu für das Vieh zusammengeharkt. S. Reenefäre.

Tanger sind kurze kleine Tackene mit No'lln; Ku'nschen kl. k. T. m. N. „höchstens im zweiten Schuss“, etwa bis Armlänge; jä'lku'nschige Tackene sind Zacken mit gelben vertrockneten Nadeln.

Redensart. Wenn einer beim Graben im Garten u. a. einen Ku'nsch (Kunsch) Pe'dn (Päden) herauszieht aus der Erde, dann sagt er: „Det is alles in een Knister un in een Kenster gewassen.“

Horntackene sind dicke, bereits vertrocknete Aststümpfe an den Kiefern.

Jälpe heisst ein schlanker, glatter, nicht ästiger Zweig: ein jälp jewassener Bom ist ein schlanker glatter Baum, der nicht knusterig ist.

Finkenposch (*Cornicularia aculeata*, bestimmt von Herrn Professor Magnus), siehe Posch. Finkenposch heisst es, weil der Finke sein Nest von baut. Bei Schputendörp, im witten Finkenposch, hebbn sei (früher) jrote Paltn tusammjeharcht; et häd sich imma so upjepellt. Sei hebbn et jeharcht, um et öwa de jrotn Messbättn rübatudeckn. Det kundn die Järtner umsüss harkn, wil sich die Rupn so drin verstäkn un kriechn darut int Fröjähär un an de Böme. Jetz nehmen die Järtner nich den Finkenposch mehr wejen die Rupen, jetz holen se Ekenlop ut de Heede.

Flass; vereinzelt Spinneflass (*Linum usitatissimum*).

Weete, Jerschte un Flass sä'ten sei upt Leje. Flass soll man auf Wolborgen säen, „sonst fressen ihn die Padden ab. W. V. 116. Beit

Liensäen wurden kleine zerriebene Eierschalen, auch von Ostereiern mitgesät. So glatt als die Eierschalen von den Eiern sich abpellen, so glatt sollen auch die Schän vom Flachs beim Schwingen abgehen. Vom Saamen wird Leinöl gemacht und das Öl zu Pellkartoffeln und zu Brot statt's Bottre gegessen, wie in der Lausitz (Zeitschrift für Ethnologie, 1886, 135, Anm. 1). Eine Flassbote heisst ein Bündchen Flachs, Röd-kuten heissen Wäterlöcher, Wassergruben, wo man det Flass, bedeckt mit Holz oder Modder, inröten, utröden thut, d. h. einpacken ins Wasser für 6—8, auch 12—14 Tage, was „davon abhängt, ob das Wasser kalt oder warm, der Flachs grün oder trocken ist.“ Die Knotten mit dem Liensamen heissen Bölln (eene Bülle) und werden afjerä'pt mit 'ne Rä'pe.

W. V. 116: „Wenn ein Mädchen den Flachs fertig gewietet hat, so soll sie nackend dreimal um den Acker herumrennen und dabei sagen:

„Flasken, Flasken, Druse,
Wachs *βίς αν δισ φουσε,*
βίς αν μινε Τίττεν (Brüste),
Dann bliw sitten.“

Es wurde mir damals (etwa 1879—1881) wiederholentlich ausdrücklich versichert, dass dies in Grossschulzendorf, damals, noch bis vor 25 Jahren gemacht worden sei „von nackenden Mädchen, wenn keine Männer zugegen waren“.

Wenn det Flass färeh jewieten wär un det Unkrut so rut, sülle een Mäken (so war die alte Vorschrift), dā dreemal nocksch rumrennen, denn kricht det Flass nich die Mäde (d. h. eine gewisse Art „Made“ befällt nicht den Flachs), die spinnt immer so die Kröppe tusammen, denn werd det Flass kränkelich un kricht an de Siede so velle Ssanken (Plantschen) un denn Knobben. Wei sä'den immer: „Wer is nu die Jüngste? Du musst Dei uttrecken.“ Et wurde man bloss immer jesä'd, jemockt häd et keener (Überlieferung in Thürow und andren Dörfern).

In Wittstock wurde immer gesagt, dass früher, wenn die Mädchen Flachs wieteten und sie dann mit Flachswieten fertig waren, ein Mädchen nackend dreimal um das Feld herumrennen (lopen) und beim Herumrennen sagen musste:

„Flaskn, Flaskn, druse,
Wass bes *αν μινε φουσε,*
Wass bes *αν μινε Τίττεν,*
Dā bliew sittn (oder: Dā kannst Du bliewn sittn).“

— So sagte auch Grossvater, wenn der Flachs gesät wurde (in andren Dörfern). — Oder es wurde gesagt:

„Flaskn, Flaskn bruse
Bes *αν ουπερ Μουττερες* (matris) *Πουσε,*
Bes *αν μινε Τίττεν*“ u. s. w.

aber gemacht worden ist es nicht mehr.

Die alte Frau Schulze, etwa 77 Jahr alt, hat mir wiederholentlich bezeugt als Augenzeugin, dass thatsächlich, in ihrer Gegenwart, wie sie selbst noch jung war, im Dorfe . . . ein Kindermädchen, das noch nach Schule ging, dreizehn Jahre vielleicht alt, sich nackt ausziehen musste und dreimal um den blühenden Flachs herum lief, denn „dann wächst er besser“. Dorf . . .

Ich füge noch aus Ostpreussen hinzu, von mir aus Volksmunde aufgezeichnet: „Man muss immer dem Flachs den *vaχκενδεν* 'Ιντερν zeigen. Dann sieht er das und wächst gut. Meine Mutter sagte zu mir, wie ich Braut war: „Wenn Du hingehst, musst Du das thun, dann wächst er gut.“ Beihnunen (Kreis Darkehmen).

(Das erwähnte Wort „bruse“ ist = brause, thu brausen (im Sinne von aufbrausen); brusen = brauschen. Det Flass Brust, wenn et so recht bullijet (bulljet). Das Korn thut auch bullijen, wenn es sonne Wellen schlägt, wie der Dichter ähnlich sagt: „Und in schwanken Silberwellen wogt die Saat der Ärnte zu.“ Das Hauptwort Bulje (kurzes u) ist plattdeutsch hier Woge, Welle, niederdeutsch Bülge, häufig von Fritz Reuter bildlich gebraucht. Brüsche, Brusche = Brausche, bedeutet eine Beule, z. B. am Kopf, im Gesicht, wenn man sich gestossen hat, gefallen ist oder geschlagen wurde. Der Flachs Brust, wenn er üppig gediehen ist und vom Winde in schwanken Wellen bewegt wird. „Bruse“ ist also das Wort eines Gebetes um üppiges Gedeihen des Flachses aus alter Zeit her. Er soll so hoch wachsen wie die weibliche Brust (vergleiche auch W. S. 241, 242).

Es ist jedenfalls eine uralte feierliche Sitte, die sich in diesem Laufen um den Flachs herum erhalten hat. Dadurch, dass eine Jungfrau um den Flachs lief in völliger Reinheit, wie sie die Natur geschaffen, ohne menschliche Zuthat — der menschliche Leib ist auch nach christlicher Auffassung ein Ebenbild Gottes — sollte sicherlich, bei weiterer Ausbildung göttlicher Vorstellungen im Altertum, der Flachs oder das Flachsfeld einer Gottheit geweiht werden, vielleicht einstmals der grossen Erdmutter. Noch der Römer Tacitus verzeichnet eine solche für Niederdeutschland als Nerthus oder Hertha (dann Erta, Erde) und erklärt sie ausdrücklich als *terrae mater*, als Erdmutter. Die Erinnerung an eine Kornmutter, eine Kornmuhme, Kornmiene war noch zu unsrer Zeit überall lebendig in der Mark, bis unmittelbar an Berlin heran (Wilmersdorf). Es mag dann im besondern der Flachs geweiht worden sein der Göttin Harke (Herke, Ere) oder Frigg, der Gemahlin des Himmelsgottes Wodan, der auch im Sturme daher braust, oder auch, wenn sie hier gewesen sein sollte, einer besonderen Frühlingsgöttin, dann gleichzeitig Göttin der Liebe.

Ich erwähne noch aus meinen Aufzeichnungen aus Baiern: „Am Sunnwendtag (Johannistag) wird in den Flachs ein Stecken, angekohlt

im Sunnwendfeuer, reingesteckt bis Brusthöhe. Der Flachs soll so hoch wachsen, wie der Stock. Gegend bei Passau.

Über Flachs und Spinnen und Leinen in der Mark vergleiche man meine Angaben in W. S. 90, 231, 232, 241, 242, 246, 247, 249, 250 - 252, 255, 256, und in W. V. 21, 67, 71, 75, 109, 115—117, 126 f., 128, 132 f. 138, 147.

Wegen der Weihe durch nackte Mädchen erwäge man auch das Umknicken der Bollen durch nackte Männer und den doppelten Sinn dieser Handlung, unter Bolle.

W. V. 107: „Wenn eine Schwangere den Flachs zum Trocknen in den Backofen setzt, so soll sie nicht in den Backofen kriechen, sonst bekommt das Kind rote Haare.“ Grossschulzendorf.

Der alte Fritz hat gesagt: „Selbstgesponnen und selbstgemacht ist die beste Bauerntracht.“

Wer (d. h. Magd und Frau) Weihnachtsheiligabend nicht abgesponnen hat, so kommt die Frau Harke. Thyrow und in anderen Dörfern. Vergleiche darüber meine eingehenden Mitteilungen in der *Brandenburgia* 1896, Monatsblatt, und auch über Frau Harke und die Bercht (Berta) in Österreich Z. f. E. Verh. 1896. Am Weihnachtsheiligabend darf kein Flachs auf dem Wocken sein, dagegen können in den Zwölften oder Dreetehn (Weihnachten bis heilige drei Könige) Dienstmägde spinnen für sich, aber nicht für die Wirtin (d. h. die Bäurin, die Herrschaft). Zu Weihnachten erscheint die Gottheit, es ist die Zeit der Wintersonnenwende. Die Sonne nimmt wieder zu an Kraft, das neue Jahr kommt herauf, gute Hoffnung erfüllt die Gemüter im nächtlichen Dunkel, neues Licht und neues Leben (an das Licht der Welt kommen = geboren werden!) zeigt die Zukunft. Weihnachten ist die heilige Zeit der Göttin Harke oder wie auch immer der Name vormals gelautet haben mag.

Wei säden früa imma: „Martine (11. Nov.) pusst det Licht an un Mareien (25. März) pusst et ut“ (weil man beim Spinnen Licht haben muss, früher vom Kienspan; siehe Fichte!). Mareie ist im März, dann hört das Spinnen auf. Mit Martine fängt es an, 6 Wochen vor Weihnachten.

Ich teile hier noch einen Brauch mit, so wie ich ihn mir früher verzeichnet habe, vom Dorfe Königsberg im Kreise Ostprieignitz. „Wenn Flachs gebrakt wird und die Mädchen aus dem Dorfe sind dabei zusammen, dann kommen am Abend, wenn sie essen, die Knechte, und einer, der das beste Maulwerk hat, macht den Jochem Brun. Der sagt z. B. „Jochem will och 'n Bischen hemen (Bischen haben). Ein Mädchen antwortet: „Na, Jochem, kannst Du och beten?“

Jochem: „Vorige Jahr war ein trocknes Jahr.“

Da das Flachs auf 'm Felde nicht geraten war . . .“

(Er spricht noch sieben weitere Reime, die hier nicht mitteilbar sind.)

Da lachen die Mädchen, dass sie sich den Bauch halten möchten und nötigen den Jochem Brun, dass er 'reinkommen soll. Dann kommt Jochem Brun 'rein und kriegt was zu essen.

Jochem Brun (so erklärte der Erzähler) ist in alten Zeiten immer 'rumgegangen und hat gebettelt bei die Braker.“

Wer von den Haarbrechern das letzte Bündel Har (= Flachs) bricht, wird Bräutigam und bekommt auf einem Teller einen Rosmarienzweig, Aschenkraut und einen Apfel, ferner Cigarren und ein Taschentuch. Oberbaiern, am unteren Inn, in der Gegend von Rosenheim. Wegen Rosmarien vergleiche W. S. 303, 304; W. V. 122.

Am Sonnabend sollte man nicht spinnen, sonst erscheint eine Hand in der Thüre, sagte meine Mutter immer. Das ist aber Aber (Aber = Aberglaube). Osterburg in der Altmark.

(Die blau blühenden Flachsfelder gleichen, von weitem gesehen, namentlich bei sonnigem Himmel, Wasserflächen. Ich selbst glaubte (i. J. 1894) hier im Kreise Teltow, zwischen den Baumstämmen eines „Busch“ hindurch, in der Ferne ein Wasser zu erblicken, das den Himmel spiegelte, wie sein liches Blau zeigte. Bei näherem Hinzugehen stellte sich aber heraus, dass es kein Wasser, sondern blühender Flachs war. Diese Täuschung erinnerte mich an jene Erzählung in der Geschichte der Langobarden (I, 20).

Zwischen Tato, dem König der Langobarden und Rodulf, dem König der Heruler, entstand Feindseligkeit, da die Prinzessin Rumetrud, Tatos Schwester, Rodulfs Bruder hatte umbringen lassen. Die Langobarden, wie Paul Warnefried berichtet, wohnten zu jener Zeit auf dem damals so genannten „Feld“, vermutlich (nach Meyer) das Marchfeld östlich von Wien, also einer ausgedehnten Ebene. Es kam zu einer Schlacht zwischen den beiden deutschen Völkern, den Langobarden und den Herulern. Die Heruler, damals sehr kriegsgewohnt, gingen mit nacktem Oberleib in den Kampf, wohl um ihren Mut und ihre Verachtung gegen Wunden zu zeigen. Ihr König Rodulf war so siegesgewiss, dass er ruhig beim Spiele blieb. Er liess nur einen seiner Leute nebenan auf einen Baum klettern um ihm den Sieg seines Heeres, zu berichten, drohte ihm aber den Kopf abzuschlagen, wenn er Flucht meldete. Die Folgen blieben nicht aus. Die Langobarden drangen siegreich vor, König Rodulf wurde nach tapfrer Gegenwehr niedergewunden, die Heruler wurden gänzlich geschlagen und auseinander gesprengt. In der Hast und Not der Flucht sahen sie grüne Flachsfelder, die dort waren, für Wasser an, das sie durchschwimmen wollten, und wurden niedergemacht, als sie die Arme zum Schwimmen ausstreckten. Im Lager wurde reiche Beute gemacht und der König Tato nahm Rodulfs Banner, das die Heruler, mit diesem Worte, „Band“ nannten. Soweit Warnefried.

(Grüne Flachsfelder sind es keinesfalls gewesen, sondern blaue, blühende, und dass die Heruler, trotz des Schreckens der Flucht, in nächster Nähe den blühenden Flachs für Wasser sollen gehalten haben, ist gänzlich ausgeschlossen. Aber es ist sehr wohl möglich, dass einige in einiger Entfernung blühenden Flachs für Wasser hielten. So kann immerhin diesem Bericht eine Thatsache zu Grunde liegen, wenn auch sonst noch so viele Sagen umgehen, dass blühender Flachs für Wasser gehalten wurde.)

Fli'da, schwartn Fli'da, Fliedabom (*Sambucus nigra*). In Sommas-tied werden die frischen Blätter aufgelegt, wer ein schlimmes Bein häd, jejen Soltfluss; im Winter die hartgewordnen Blätter weichgemacht.

Auf dem Johannistag werden die Blätter geschnitten und dann auf Wunden gelegt. Wenn so wat anschwellen dut und Hitze ist, sagte man: „Welln man Fli'dablä'dere anlejen, die külen.“ Die Blüten werden to Thee jedrunkn tom Schwätzn, wer sich so erkält häd.

Hollundre wurde er vor 60 Jahren von einer Bäurin in Sputendorf genannt. Der Fliedabom hat Bobbeln.

Flittagras in Thyrow, Zittagras in Gadsdorf (wohl *Briza media*), is gut für das Vieh, wenn es den kollen Brand hat; wird gekocht.

Fu'lbom (*Rhamnus Frangula*), is jiftich. Der Faulbaum hat zwei Arten Beeren. Die eine kriegt er gleich noan Ost, die ängere im Spätherbst. Die Olln haben früher gesagt: wenn der tiede Faulbaum (d. h. ein Baum mit frühen Beeren) recht voll ist, dann gerät der erste, der frühgesäte Roggen gut; wenn am späten die Beeren dicht hacken, dann wird der späte Roggen besser (bezieht sich auf die vier Wochen Saatzeit im Herbst).

Vannen Fulbom det Borke afnehmen, denn de üngere jrüne Bast afjeschabt und med junge Ku'sähne jekocht und damed jeschmeert, det is ju't vör Krabble.

Früher war viel Bienenzucht. Es gab mehr Bienen. Sie hatten mehr Nahrung. Es wuchsen mehr Weiden, Werft und Faulbaum. Das ist ihre Hauptnahrung. Früher, wo jetzt Wiesen sind, war alles mit Werft bewachsen. Een Schneda hatte 50 Körwe. So einer hiess Bienenkönig. Früher, sagt man, hatten die Leute bessre Tähne, weil kein Zucka war. (Vergleiche über den Niedergang der Bienenenzucht in Volkskreisen der Niederlausitz die volkstümlichen Angaben in meinem wend. Volkstum 22 und 160, für Oberbayern mein: Bauernhaus im Berchtesgadener Ländchen, in den Mitteilungen der anthr. Gesellschaft in Wien. 1896. 78.)

Fünffingerkrut (*Potentilla reptans* Ascherson). Wenn jemand (innerlich) Weidon in siena Läwenstied häd, die Blätter abkochen und

trinken (den Abguss). „Jesu-Jicht ist die schlimmste Jicht un brukt achtzä'n Wochen tur Heelunge.“

Die Wurtele werden vört Veih gebraucht.

In dem Krut kann der Mensch sien janzet Lävendschicksal si'n. So vüle Odan as da Minsch häd, so vüle (Blatt-) Stängele sinn an de Rankn. Z. f. E. Verh. 1896.

Haberjras (?).

Hädderick, Hädderick (Rhaphanus Raphanistrum, Sinapis arvensis).

Der jemeene Hädderick (Rhaphanus Raphanistrum), Veih un Schwiene frät'n am jerne.

Der spitze Hädderick (Erysimum spec. Bolle). Veih frätt am nich jerne; ha wärd so stöckrich.

Hädderiksamen (Sinapis arvensis) frät'n de jriesn Hänneperringe. Hänneperring is'n Vorel.

Höaneklöten, Hänklötn; auch Håbnklötn (Evonymus europaeus).

Fröa druren de Måkn Koppdücha (so wie jetzt nur noch die alten Frauen hier auf den Dörfern) un haddn de Koppdücha so fest umnebundn un den Kopp, so wårm, det wår so verhitzt, so hebbn wei et jenämt und hebbn vüle Luse jehebbt. Denn hebbn sei de Früchte jenommn, die riepn, un de Kårne rutjepellt un jedrät uppen Füahård oa in Backen un tu Pulwer jekloppt (wie jetzt das Insektenpulver) un in die Haare in die Schörwe rinjestreut. Denn hebbn de Luse anjefangen tu kribbeln. Denn wurde een Duk drübajebungn un dann starwen sei.

Vout Holt machen die Schusta die Nägel.

(Hundeklödenbaum nannten Kinder den Spillbaum.)

Hånkamm, Hånenkamm, ist ein Pulss (Merisma flavum und Merisma botrytis?).

Hånkamm (Rhinanthus major), siehe Schurre.

Harthölten (Cornus sanguinea, Ascherson), wird zu Worschspiële genommen. Beim Stopfen der Wurst werden beide Enden jeschpiält.

Håsnkohl, Håsenkohl (Oxalis acetosella), vereinzelt. As Kinger hebbn wi Hånge voll jeplückt und jejät'n.

Hånsalåt (? Lactuca muralis). De Kingere ätn die Blätter roh wie Salat.

Håsnmån, Hasenmohn; auch willen Mån (der kleine Feldmohn; ? Papaver Rhoeas).

Håsselnö'te; Hasselnä'te, Håselnö'te (Corylus Avellana). Hasselnö'te sinn de janz kleenen, Bårtnö'te de middljroten, un denn Wallnö'te.

Früa jaff et ville Hasselnö'te, jetz is alles utjerott, weil alles (d. h. das mit Busch bestandene lege bessere Gelände) to (Acker-) Land jemockt werred. De Hasselnö'te sittn in Schuhschelln. Wenn drei tosammenhacken, iss et (d. h. heet et) een Dreibuck, wenn zwee Zweekuck, wenn viere Vierbuck, wenn fünfe Fünfbuck. Mehr wie fünfe koamt nich vör. Wenn zwee Kirschn, zwee Plumen, zwee Knulln an een Stängl tosammnhackn, heet det Pörkn (Pöreken).

Von Thüre jingn wei as sieben-, acht-, neunzehnjährige Mäkens, nödn (noan) Wendisch-Wilmersdörpschen Park (gräflich Schwerinsche Besizung), — det is eene halwe Stunde — Hasselnö'te plückn um die Middagsti'd, äe de Herrschopt rute kämen innn Jörn (auch Jaardn). Denn hä'n wei jeplückt un sei med tu Huse jenoamn. Denn hä'n wei tusammen bei eene henjejen innen Jörn von'n Hus, wo keen enga nich so koamn dä't. Dä wurde een Platz (Stelle) jräde jemockt un tä'te ji'da si'ne so up, wie (wo ville) jede hädde, z. B. „zwee Buck, drei Buck, vier Buck, fünf Buck.“ Det wär det Höchste. Det worn all die Heiradsburschn. Nu jink det Lachn loss, un: „Det Jahr koamn drei up de Heirad bei mei“, „vier bei mei“ u. s. w. Denn wurnn se in'n Büdl oer Korw injesammelt un inne Kammere upjehängn, det de Kingere nich so beikamn, süss jink det Knackn (von Seiten der Kinder) loss. To Wi'nachtn jingn unse sechs siebene, sonne Spinnichte, tosammn (d. h. hielten zusammen) un nöa Wi'nachtn, wennt Flassspinn lossjink, denn haddn wei de Hasselnä'te med in de Tasche. Vör Wi'nachtn wurde Werch jesponnn. Et kämn de Knechte in de Spinnichte. Denn nä'mn se de Wockn (ab vom Wockenstock) un det heet jeküzelt, un denn mussta de Mäkens Küsse jäwn. Die Hasselnä'te hä'n die Mäkens so bei det Spinn'n jeknackt un denn wurnn die Taschn bei de Mäkens nächjerewindiert von de Knechte. Hernächns, d. h. später in der Jahreszeit) wurnn de Ärdäpplkerne jeknackt bes Fröhjahr.

Heedekrut (*Calluna vulgaris*), wurde bei Sputendorf früher geschnitten für das Vieh, grosse Säcke voll. Ssicken, Kö fressen es gern.

Heedenä'tele (*Urtica urens*). Wenn de Lü'de so Hitte hebbn un krä'n sonne Bladdann am Leibe, sonne ro'dn Plecke, denn isset det Nä'tlfieba. Man dräut de ganze Stä'le med de Blä'dan un de Blü'tn, kocht se tu Thee un drinkt det. Wer upn Önd wat drinkn du't un lopt (eilt) denn to Bedde, 'n engan Morjen is et betta.

Heedensch (*Polygonum Fagopyrum*).

Heelbolle, Kurierbolle (= Meerzwiebel). Jekocht jud vörn Husten. Wenn man wat Weiet häd, det Blad en Bisen jekloppt un denn upjelecht unnen Lappen rum.

Héhnderschkene, Heenderkens, Hehnerschken, Hehndastruck (*Ribes nigrum*), wächst überall wild, die Kinder essen die Beeren.

Herze, Hörze, Hirze, Herse (*Panicum miliaceum*). Früha wurde ville Hörze jesä'd, witte un rode. Die witte stampfte sich ville lichter wie de rode, aber sei gaff nich so ville rut wie die rode un war ok nich so schen, jult ok nich so ville wie die rode. S. Bolle.

Herze, Män un Jrütte kam upt Hore in Joasdörp.

In der Niederlausitz wird der Drache mit Hirse gefüttert (W. S. 103), ebenso früher auch hier, z. B. Grossschulzendorf (W. V. 49, 51). So goss ihm eine Magd die dicke Hirse, so heiss wie sie war, in den Hals, so dass er tagelang nichts fressen konnte und die Bauernfrau ihn immer mit süsser Milch kühlen musste. Dagegen hörte ich neuerdings in hiesiger Gegend: de Dräke werd med Sü'tet jefu'dat, med Zucka.

Herzeberch, Hörzeberch heisst bei Gadsdorp ein Berg mit vorgeschichtlichen Gräbern. Über den Namen vergleiche meine „Altertümer aus dem Kreise Teltow“ im Archiv der Brandenburgia. 1896.

Wie Hirse Kost für den Drachen war, so eine beliebte Speise der Menschen, die auch dem Irrwisch gereicht wird (W. S. 111). Von Alters her bekommen die Wieterinnen zu Burg im Spreewald Hirse zu Mittag (W. V. 116). Die Wieterinnen kommen zum Wieten oft in grosser Menge zusammen (W. S. XIII). Wenn man Hirse gegessen hat, und bekommt eine gelbe Weide zu sehen, wird man wieder hungrig (W. S. 268). Sonst siehe über Hirse W. V. 109, 110, 129, 195).

Höksöat (? *Erysimum spec.* Bolle), „hat fine Schoden und gelbe Blüten wie Hedderich, aber nicht so grobe Blätter“, fu'dan sei in Winta de Vö'le, wär so in de Stauē welche häd.

Hollpiepn, Ho'piepenkattnstert. Soviel mir bekannt geworden, werden die Fruchtstängel des Schachtelhalm (von *Equisetum arvense*, und ? *Equisetum hyemale, sylvaticum?*), wegen ihrer Gestalt Hohlpipefen genannt, als eine besondere Art Kattnstärt aufgefasst und also solche unterschieden von den Blätterbuscheln. Roa Kattenstert (so heisst die angeblich zweite Art) ist das Kräutige, Kattnstärt heetn sei alle.

Rauher K. ist z. B. *Equisetum palustre* Bolle.

Kattenstärt verunreenicht dat Land, wurtelt so wiet rin. Ho'piepen fressen die Pferde as Heu und Drummet.

Hoppe (*Humulus lupulus*). Sei da'tn den Hoppe abschniedn un in die Bierfässa den Dach vörhar rinsteckn, z. B. bei die Ärtetied, un in die Fleischfässa, wenn die Fässa sinn so multrich weest, wenn se ruken. Der Hoppe sollte den Jeruch rutnehm. — Würmbde ist noch besser (?).

Hör (*Avena sativa*). Ein Kinderspiel. Die Kinder gehen im Reihen, an die Hand gefasst und sagen:

„Wollt Ihr wissen, wie der Bauer seinen Hafa aussät?

Seht, so sät der Bauer seinen Hafer aus.

Wollt ... abmäht, seht so mäht ... ab.

Wollt ... ausdrischt, seht so drischt ... aus.

Wollt Ihr wissen, wie der Bauer seinem lieben Gott Dank bringt?

Seht, so bringt der Baua seinem lieben Gott Dank.“

Bei den Worten „sät, mäht, drischt ...“ bewegen sie Arme und Hände, so wie die Leute beim Säen, Mähen und Dreschen. Beim „lieben Gott“ falten sie die Hände und blicken gen Himmel.

Huddakohl, siehe Koppkohl und Wirzisch.

Hufblä'dere; vereinzelt Kronsblä'dre (Tussilago), frisst das Vieh nicht, eine Blüte sieht man nicht.

Hundeklöten (ganz vereinzelt), ist ein Kraut, wasst upt Feld.

Hundekamelle (Anthemis Cotula), det sinn de olle diekköppige. Jut vört Veih. Wer keene echte Kamelle häd, dá werd im Winter Hundekamelle det Veih injegeben. Die soll dörchje'n (wirksam durch den Leib hindurch), is jejen Verstopfung.

Hundemelle (Chenopodium, — spec.), häd jrote Blädere un stinkt; Messmelle stinkt nich so.

Hunderibbe (Plantago lanceolata). Die Blädere hebben so lange Ribben. Wer sich so jeschnäden hed, kloppt de Blädere un lecht se up un schü'rt so med'n Saft un riewt'n inn. Det heelt hastich un is an engern Morjen jeheelt. Beit Knollenbuddeln un Flass- un Herzewi'dn springn de Finger so up. Bei Thyrow is (nämlich) so mörjelichet Land. „De Finger kläuen up“, secht man.

Hungablu'me, Täschnkrut (Capsella bursa pastoris), vereinzelt. Nach anderen blüht die Hungerblume blau, zieht das Land aus, und ist was andres als Taschnkrut.

Husloof (Sempervivum tectorum). (Man sieht es nur selten noch auf Strohdächern zwischen Zossen und Trebbin, so z. B. in Saalow, Christinendorf, weil die Straudäckere verschwinden.

Et soll jesund sinn jejen Krankheed und Kranke nehmen davon inn.

Früher die Olln haben den Jlowe gehabt: wer so den Starrkrampf hat inn'n Kopf, dem müssen sie Huslof kochen und drücken, das ist gut vörn Starrkramp.

Jäle Nilje, Nillije (Iris Pseudacorus).

Jänseblümken, Jänseblume (Bellis perennis). Wer so die Krämpfe hat — Krämpfe issen Jeburtsfehla un schwer aftuhelpt —, (dagegen) die Blumen frisch oder trocken kochen und trinken.

Ein Kinderspiel. Irgendwo im Freien wird in der Mitte mit de Beene (den Füßen) en Kreetz afgeschrammt. Das ist das Hus. Ein Ende ab (davon) hinter einem Struk ist der Wolf. Auf der andern

Seite vom Kreis ein Ende ab wird im Erdboden ein Strich gemacht, dahinter ist der Hirte. Wenn die Kingere im Kreise sind, in äöre Hus, dann darf ihnen der Wolf nichts thun. Die Kinder gehen dann aus dem Hause und plücken utherhalf den Kreetz Jänseblümchen. Dann sagt der Wolf: „Hele Jänse, kumm tu Hus.“ Die Kinder sagen: „Ick derf nich. — Vör wän? Vörn Wulf. Wo sitten der Wulf? Hingern Strüksken. — Wat dut er hinger Strüksken? — Er plückt sich Jänseblümkens. — Wat dut er mit det Jänseblümken? Er flicht sich 'n Kränzken. Wat dut er mit det Kränzken? Det sett er sich up det Köppken. Wat dut er mit det Köppken? Er lopt in de Kirche, singt un springt.“ Dann wird vom Hirten jerupt: „Heri! Heri!“ Dann kommen sie alle angelaufen, die Kinger, zum Hirten und der Wolf von seinem Strauch hingerher und sieht, ob er een'n kreit.

Mit dem Wort hele oder hile lockt man die Gänse. Man sagt z. B.: „Det is mien Hileken, det sinn miene Hilekens.“

Jarwe, richtijen Kümml (*Carum Carvi*). Ut Jarwe werd Jarwethee gekocht. Wenn sie Biersuppe (von Braunbier) kochen, machen sie Jarwe dran. Der richtige Kümmel oder Jarwe wasst uppe Wäsn, un in de Järens an de Siede.

Jere, Jare, ganz vereinzelt (*Heracleum Sphondilium*); wird abgeschnitten fürs Vieh. S. Palstanak.

Jerschte (*Hordeum vulgare*). Der Rietwurm, *Grylotalpa vulgaris*, heisst hier Jastwurm. Gast heisst niederdeutsch die Gerste, hier Jerschte.

Ein Heerlied, das sich durch Heerleute hier auf dem Lande verbreitet hat, lautet: „Es hat sich ein Fähnrich in ein Mädchen verliebet, eine hübsche, eine feine, eine Bierbrausmamsel. Dieses Mädchen ist die meine, kann die Deine nicht sein, denn sie hat es mir versprochen, mein Eigen zu sein. Der Kaiser von Deutschland hat es selber gesagt, dass wir alle junge Burschen müssen werden Soldat. Die hübschen von allen, die sucht er sich aus, und die krummen und die lahmen schickt er wieder nach Haus. Hab Schildwach gestanden“ u. s. w. Der Schluss nicht mitteilbar.

J-loof, siehe Epheu.

Johanneskrut (*Sceleranthus perennis*).

An de Worteln sittn de rodn rundn Dingere, de Bobbeln. Uppen Johannsdäch sinn se riepe, denn falln sei af. Früa hä'n sei de Schäpe un Jänse rutjedrä'wn, denn jink et uppe Bräke, de Kingere. Äbba denn det Renn'n un Sü'kn von de Kingere nō de rodn Dingere. Die wurn medjenoamn un ant Mütznband oa ant Hemde jemockt. Wenn sei sich hastich utwaschn, stārwn sei so hastich.

In Thüre haddn Möldasch (Möldersch) zwee Jungn un eene Dochta Äbba Möldasch öre Dochtere, die jink noch nō (uoa) de Schu'le un

wolde det nich hä'n up Johanni un sä'de: „Ick will nich stürwn.“ Äbba de engere Schulkingere sä'dn: „Lüderitzn, Du musst stürwn, Du stürwst äa as wei.“ Die engere (annan, annern) Mäkn hä'n ihr bei de Loddn jekrä'n un med Jewald de rodn Dinga ranjemockt. Denn kamm det Scharlaksfiewa un sinn ville dranjestorwn, jrote Lüde un Kingere un Möldasch Mäkn hadd sei ok jekrä'n und is jestorwn. Die Krankheed kamm iersch in'n Winta, de Töffeln wärn all ut un de Kingere sä'dn det tu Johanni (Thürow).

W. V. 163: „Wenn man am Johannistage unten an der Wurzel vom Johanniskraut nachsieht, so findet man drei Bobbeln (Bommeln). Die soll man in ein weisses Tuch thun, z. B. vorn am Halse in das Hemde stecken und sie auf dem Hemde oder sonstwie ausdrücken; dann entstehen Flecke. Wenn die sich nicht auswaschen, dann bleibt derselbige Mensch am Leben, waschen sie sich aber aus, dann stirbt er dasselbe Jahr. Grossschulzendorf.

Jotteshilfe, sieht beinah so aus wie die dowe Brennessel, nicht so rauh, sondern wecker und wasst bei Scharpenbrügge, wo man an det Ampt rankommt, is jedränt worden fürn Winter und immer mitgeschnitten worden int Strau.

Jras (kurzes a!). Wenn der jä'le Wippstert (*Motacilla flava* L.) kommt, kommt er mit einer Hucke Gras, dann soll (früher galt dies!) der Veihärde driewen. Der blö'n Wippstert (*Motacilla alba* L.) ist der Schwä'nda. Wenn er kommt, musste der Schwänder an tu driewene fangn.

Wendische Sagen 265: Die gelbe Bachstelze muss ein Bund Gras bringen, die weisse so viel als man unter den Arm nehmen kann.

Über das Viehhüten vergl. meine Dreifelderwirtschaft in der Brandenburgia. 1896. Monatsblatt.

Jrundnä'tele (? *Hottonia palustris*). Wenn man lange drin steht mit blossen Füßen, z. B. im Graben, fängt es zuletzt an tu schringene un tu jo'kene. Wenn man sich mit Solt einriebt, wo man sich z. B. mit pem Messer geschnitten hat, dann schringt et.

Jrü'nkohl, Jrönkohl, Christkohl (*Brassica*), von vielen immer, das ganze Jahr hindurch, Christkohl genannt, von andren nur in der Weihnachtszeit.

Tu Wihnachtn wurde Jrönkohl un Brunenkohl (Schmorkohl) gekocht. Vorher wurde er geschnitten und all das Schlechte, wie die Ribbn un det alles, was nicht gegessen wurde, wurde den irschten Feirdach früh morgens inn'n Kumm jeschmä'tn vört Veih. Det wär det irschte Fu'da. Det wär de (der) Mo'd äre Arbeed. Dunnmals hebbn se in Thüre leje Jörens nich gehebbt, se hebbn int Feld jeplant. Dä hebbn sich denn de Knechte vör de Pärde heemlich wat jestä'ln un 'ne Schürte voll jeholt. Se sä'dn: „De Pärde mü'tn ok ären hieljen Christ hä'n.“

Jrütte, heedensche Jrütte, Dummkopp (*Polygonum Fagopyrum*). Jrütte wurde gestampt uppe Mölle oer ok med de Handstampe — so eene is noch in Melle — un tu Suppe jekocht. An die Herzesuppe kam Mel'k dran, aber nich an die Jrütte, die is alleene witt jenuch.

In Miechendörp wärn zwee Möldere, ? un Wewert, jenannt Jrüttnmölla (Jrüttenmölder), die hobbn lauta Buchweetnjrütte jestampt. Alleweile werd heedensche Jrütte wenich jesät.

Iserhart, Iserhärte (*Hypericum perforatum*), ein paar Hänge voll pflücken, und wenn die Kuh will kalben, alle Dare ein paar Stängel geben in den Drank, macht, dass sie immer gute Bottre giebt. Iserhärte heisst es, weil et sich nich jud afplückt, det krät man nich af.

Iersejje, eine Grasart, scharf und lang, wurde früher viel gebraucht zum Decken der Dächer, z. B. in Wittstock. Man sieht es jetzt noch auf Gebäuden, hält sehr viel länger wie Stroh, vierjähriges ist am besten. Davon heissen noch die Däkwäsen (bei Wittstock), weil Iersejje da wächst.

Jurke, (*Cucumis*). „Wenn' man einen alten Schuh, Pantoffel oder eine alte Sohle findet und wirft sie in die Gurken, so blühen keine Gurken blind, sondern werden alle voll (fruchttragend). W. V. 116.

Kalmus (*Acorus Calamus*), köpn die Schlächter und nehmen es mit ná Berlin vör de Flä'en in de Fläschladen; werd ok tu Pingsten verkauft, stechen sie in die Gebäude in Berlin statt Maien. (Es wurden aber, früher wenigstens, auch in anderen Teilen des Kreises Teltow, die Kirche, Räume im Hause, z. B. Flure, Küche, und Ställe mit Kalmusblättern geschmückt).

Kamelln (*Matricaria Chamomilla*), werden up Johannisdach jeplückt.

Käsenäpkenkrut, Käsenäppe, Käsenapke, Käsenäpfchenblume, Käseblume (*Malva rotundifolia*), siehe Schwulstkraut. De olle Lüde sechten Schwulstkraut, jettz werd et Käsenäppe jenännt. Es wird für alles als Thee getrunken. Es werden die Blätter und der Stiel mit den Näpke benutzt. Es ist auch sehr gut für das Vieh, vör de Koe, dann haben sie ju'de fette Milk. Die Frucht haben die Kinder grün gegessen.

Kattnstärt (das grüne Kraut von *Equisetum spec.*)

Kattnpote, Katzenpote (*Gnaphalium dioicum*).

Katznpote (*Helichrysum arenarium*), is jut vört schniedende Wäter, ist sehr stark und sehr bitter, wird gekocht zu Thee und getrunken.

Kensta, Kenster (*Viscum album*). Kenster heisst hier 1) die Mistel; 2) ein krankhafter Auswuchs von wirrem Gezweig an den Kiefern, der anderwärts Hexenbusch oder Donnerbusch heisst; 3) das Gewirr des Wurzelgeflechtes von der Päde, Quecke, wenigstens habe ich letzteres wiederholentlich so nennen hören. Jedenfalls liegt allen drei Er-

scheinungen der Begriff des Wirren, Struppigen zu Grunde. S. Fichte K. Nebenbei sei bemerkt, dass ich mir vor Jahren, vielleicht bei Attendorn in Westfalen (?) aufzeichnete „Feste oder Feschte, Donnerkraut, davon 3 Büschel aufstecken“, doch ist mir die Pflanze nicht mehr erinnerlich.

Die engern Mäkten in Thüre sökten sich immer Kenstern un ick hädde olle (d. h. hier: keine jungen) Jänse tu hü'den un eenen ollen bietrijen Jänter un konnde nich hin, Kenster söken. Dä sechte eene olle Fraue tu mei: „Det is janz ju'd, von die olle Hexerei musste nüscht äten.“ Die Kinger hebbn die Beeren äten.

Kensta von Eiken häd ville Heelkraft. Thiessen wär Härde jewest un hadde nachens eenen Bauernhof. Von Grossvada Schultn siene Verwandtschaft hadde een Mäksken zwee Däre Blüden jehabt ut Nase (un Mund?). Thiessen hielt ihr denn eenen Kenster von Eiken ünger die Nase un jlik hörte det Bluten up. Man soll den Kensta ünger de Nase holln, ünger die Achsel oer in die Hand jewn. Erzähler Grossvater Schulze, 85 Jahre alt.

Kespa, Kespaböme, Kespern; sure Kespa, sü'te Kespa; mehre Kespann (Cerasus).

Neun Dö vör Wihnachtn hä'n de Härrn anjefangn tu tätne up öre Hörna. De Ossnhärde, Ku'härde (Kälwahärre, Schäpa, Schwända, Jänsehärre?) tutetn alle un det jing bunt. Ôndes umme halw sechsn, wenn alle Arbedd färlich wär, jingn sei middewä up de Sträte lank rup un lank raff. Dä wurde nu upjepasst. Det ierschte Mäl rönnden de Mäks ut de Spinnichte rut nä'n Jö'rn (Jö'dann) an de Kesperböme; sü'te jaff et noch nich so dünne. Et wurdn een oer zwei Enken afjebrokn. Denn wurn sei innen Pott jestellt un alle Dö frisch Wäta upjettotn, det se müssn i'rschtn Wi'nachtsdach blö'n. Der Pott (Topp) wurde henjestellt in de Staue, wo de Kingere nich rankämen. In die olle Hüsere wär de ganze Stane wärm, die wärn nich so hoch wie nu jetz. Wär hallewäh jrot wär, müsste sich bücken, süss stit ha bohne an de Decke an. Wenn de Kespantackene upjeblo't wärn un de Mäkes jingn i'rschtn Feirdach nä de Kerke, wurn sei üngann Du'k injestäkn. Wer denn die i'rschte in de Kerke kamm, sülle sich nich umnekieken. Wer sich umkek, kek sich nä sien Brüdijam umme.

Ville hä'n sich de Kespann up'n Backn jedräut (jedrait) — die sinn sehr jesund — un de Stängel afjestänglt un verwärt un jekocht tu Thee, un dann die Brö' dāvon jedrunkn, wenn eena sonn Blutsturz krä'n dād. Et helpt! Bein Dockta jingn se früa nich. De Stängele künn'n pā Jahre old sinn. In de Kespann blāwn de Kärne drin. De Kespān wurdn an de Lünsnsuppe, ān de sure Knollnsuppe un ann'n Kohl dranjemockt.

In der Neujahrsnacht gehen die Mädchen an einen Öffbom, einen Kirschbaum und sprechen:

„Bäumchen, Bäumchen, ick rüddl und schüddl dich,
Der liebe Jott lät doch een Hundeken bellen,
Wo ick wer meine Zukunft hinstellen“,

dabei schütteln sie den Baum und hören am Stamm, was für einen Mann sie kriegen. Wenn sei jeschüddat hä'n, denn hörren sei, as 'n Hund blafft, as een Veih knurrt, as 'n Schwien knurrt un seien: „Ach, Du kreist 'n Schwända“ (scherzhaft gesagt). Früa wär doch det medde Schwändas un de Schwänedriewas. Von de wulln de Mäkes nich vill wätn. Sei jingn jemeihin an de Kespenn, Plumen jaff et dünne nich sehr ville.

Wenn die Kinder nicht in die Öffböme gehen sollten, sagte man: „Jeht já nich rin, dá sitt de Kobbold drin.“

Der Schweinetreiber trieb mit den Schweinen herum, um sie zu verkaufen. Was das oben erwähnte Hirtentuten anbetrifft, so vergleiche man W. V. 133 (auch W. S. 302), wo der Spruch erwähnt ist, den früher der Schweinehirte in Grossschulzendorf hersagte. Während er jene Worte sagte, rannte man in den Garten und band Strohbander um jeden Baum, das hiess „die Bäume beschenken.“ Z. f. E. Verh. 1896.

Eulenspiegel hat vom Kesperbaum Holzstricke jedrät. Siehe Äpe.

Kettenblu'me (Leontodon Taraxacum), siehe Botterblu'me. Is sonn Krut, wat so dörcht Blut jeht, wenn't eender so innen Kopp häd.

Kettenblu'me tusammen med Riewe, Pissblu'me un Erigeron canadense Bolle jeben 'n ju'tn Thee vör det Übel(?).

Klappe (Calla palustris), ju't vör de Schwiene tu Fu'da. Et fu'datt sich sehr schen, da werden die Schweine von fett. Früher wurden ganze Kiepen vull für die Schweine gefuttert, wer keene Knulln nich hadde, weil früher mehr Wasser war. Mettet Utrodn von de Büsche is alles vertilcht. Früher hebben se von sonne Schwienekrankheeten ja nischt jewusst, wie alleweile (d. h. von den Krankheiten). Se jingn drutn up de Weede, hielten sich im Klappbusch, kriegten nicht viel Futter, wurden drei, vier Jahre old. Von zwei Jahren wurden sie noch nicht jeschlachten. Lahm wurden sie und krank nich. Alleweile haben sie immer die Stupe, sinn kräklich und hebben schwache Beene.

(Der Klappbusch, an der Weidemark bei Gadsdorf gelegen, heisst nach der Klappe, doch wächst sie nur noch wenig dort, weil dieser Sumpf nicht mehr so viel Wasser hat. Dagegen fand ich sie noch in breiten ausgedehnten Beeten, in offenen Wasser-„Löchern“ eines Sumpfes, Fennes, in der Kummersdorfer Forst, eine Stunde von dort.

Klauert (Trifolium arvense). Gut fürn Durchfall. Die Blüten (-Bommeln) uppen Johannesdach jeplücht, in Talch tu unpare, 5, 7, tusammen jebraten, denn, wenn der Talch brät', 'n Stück Helling tu Schiwen jeschnä'du un im Talch jebratn un med se jejät. Die Semmel hat 4 Küldere, Küldre, oder 4 Hellinge.

Klei. Man unterscheidet jalen Klei (*Melilotus officinalis* und *Anthyllis Vulneraria*) (*Lotus corniculatus* Bolle), roden Klei (*Trifolium pratense*) (*Trifolium alpestre* Bolle) und witten Klei (*Trifolium repens*) Roden Klei jebrukt vört Veih tom Fu'da.

Es war bei Wittstock oder sonstwo eine alte Redensart, wenn sie sich sputen sollten gegen Abend auf dem Felde:

„Jule, Du Äs, rü're Dei, die Sonne neicht sich.“

Jä, Mutta, Friederich hed ok noch nüschr jedä'n.

„Wer ein vierblättriges Kleeblatt bei sich hat, sieht alles.

Grossschulzendorf.“ W. V. 162.

Im Spreewald, und auch wohl noch sonst in der Niederlausitz ist eine scherzhafte Redensart:

„Jumfer Lieschen, weisst Du was,
Komm mit mir ins grüne Gras,
Komm mit mir in' gelben Klee,
Thut Dir nicht *δεν ἔρσυχον φη.*“ S. Wiede.

Ebenso ist eine Redensart im Rheinland:

„Im weissen Klee, im grünen Klee,
Da wird gestiftet so manche Eh.“

Kletterwurzel (so früher in Thyrow), siehe Klitzn.

Klitzn, Klitznblädere (*Lappa major*). Die Klitznblädre sinn ju'd vör de Schwiene, utplückn un int Drankfatt rinnschmietn, wo det Wäta vör de Schwiene drin is, un se drin loätn, det se utzi'n.

De Klaun vont Rindveih, von de Beene (Füsse) jekocht, denn det Klaunfett afjescheppt un med de Worteln von Klitzn tusammen jekocht un denn innen Topp injejoätn un in de Haare injeriewn, dā sette sich keene Lus an.

Mien Vata häd dänn Kriech medjemockt jän de Franzosn (gemeint die Kriege 1805—1815). Der häd imma de Ssöppe, sonne breedn, as handbreed, jemockt, wenn Parade wär un so wat. Denn müssn sei so recht schnurjrade hingenraff sittn. Har häd se all die (= den) Obastn jemockt, die mähr worn wie ha. Ar hadde selwa zwölf Mann in dä Kapralschaft. Har sä'de imma, ar had nüschr jeputzt, det hä'n sei alle jemockt vörr amn un denn jäwn sei amn zwee Jröschn oa vier Jröschn, dānoā wie et nu wär. Denn wenn de Ssöppe nich ju'd wärn, wurru sei affjehunzt un anjeschnauzt un krä'n ok Strafe dānoā. Det wär ok ne Last vörr de Jemeen'n, die as nu man arm sinn un künn'n nüschr jäwn. In die Ssöppe hieln sich de Lüse nich. Un in Russland da jaff et so ville Lüse. Har schrāw emāl: „Dā jiewt et nüschr as Lüse“ (Thürow).

Klockjras (*Campanula rotundifolia?*).

Klockrose. Sei wassn up de Wäsn, hebbn rode Bunml.

Knackwortln, Knackwurtln (? *Lycopus europaeus* Bolle). Unkrut int Land. „Dick, wie'n Finga stark, balle wie Pädn, blüht fast wie Schurre.“

Knäppenärrschblu'me, Knappenärsblume; vereinzelt Knappenärschnabl (*Erodium Cicutarium*, ganz vereinzelt *Geranium pratense* oder *palustre*; bei andren *Cardamine pratensis*; vereinzelt auch *Lychnis flos-cuculi*). As Kinger spielten wir damit und sagten: „Nu willn wi mäjen je'n.“ Denn werd so jemockt wie beit Mäjen. Det drächt sonne Ro-r'nsensen. (Der Reiher- oder Storchschnabel wird verglichen mit dem Hackzeug der Sense.) Vom Schnabel, dem ausgewachsenen Griffel des *Erodium Cicutarium* ziehen die Kinder, an Wegen und Feldern, eine Faser ab und halten sie am einen Ende fest. Dann dreht sie sich in Windungen, — ich zählte bis neun solcher —, und dann sagen die Kinder „Et is 'ne Mölle.“ Das ist ein Spiel zum Zeitvertreib. Die gedrehte Faser heisst Mühle, weil sie sich dreht. Man muss bewundern, wie die Kinder mit ihren groben Fingern die feinen Fasern so geschickt abziehen.

Knäppenär heisst der Storch, weil er mit dem Schnabel knäppert, d. h. klappert.

Kniering, blö't witt und jä'l, ist fast dasselbe wie Näjelink, aber ssweedaleische Art, is mehr wie echt, werd jetreckt (angebaut)(?).

Knobbekrut (*Centaurea jacea*), ist so hart. Wenn das Vieh keinen grossen Hunger hat, frätet (= frät't't) nicht. Andere sagen, es frisst es ganz gern.

Knödeln, s. Knolln.

Knolln, Knulln (*Solanum Tuberosum*), so allgemeiner genannt; in Wittstock früher Knolln und Knödeln, jetzt Töffeln(?); in Grossschulzen-dorf Knödeln, und „nach Zossen zu“; hier und da Ätoffeln, Atoffln (= Erdtoffeln) genannt; auch Töffeln, z. B. in Frähsdorf, Stücken). — Nach Herrn von Werthern in der Neumark bei Schwedt a. O. und in der Uckermark: Nudeln; in Schlesien (Kreis Sagan): Apern; in Westfalen: Tinfeln; bei Drebkau (Niederlausitz): Knödeln; bei Forst: Knullen.

Wenn et Pellkartoffeln jiebt und denn det Talch von de Hammeln upjebratn werd, det heet Tunke. Mehl und een bisken Fett, det is Stippe. Jetzt isst es niemand mehr. Jetzt tauchn se man bloss noch int reene Fett.

Wer Knullen buddelt, heisst Knullenbuddeläster, Mehrzahl: Knullenbuddelästersch, wie man sagt: Härkster, wer harkt, und Mähster, wer mäht.

W. V. 146: „Wenn die letzte Garbe gebunden, oder überhaupt von jedem das letzte gewonnen, z. B. die letzte Staude Kartoffeln aus der Erde genommen wird, so sagt (d. h. früher so!) man: „Du kriegst den

Alten, utsch, utsch! — sieh, nun hat sie den Alten! — ich werde mich hüten, dass ich nicht den Alten kriege.“ Das wird gedeutet auf einen alten Mann, den ein Mädchen bekommt. Grossschulzendorf.

Wend. Volkstum, 146: „Bei der letzten Kartoffelstaude, die jemand beim Kartoffelbuddeln (in der Kartoffelernte) herausnimmt, sagt man:

„Du hast den Ollen,
Der is gut zu behollen.“

Heiligensee im Kreise Niederbarnim (Vergl. auch Ann. 3, S. 146, 147 und S. 168, Ann. 2). Dieser Alte wurde scherzhaft auf einen alten Ehemann bezogen. Die alte Überlieferung hatte man, aber den alten Sinn derselben kannten die Landleute nicht mehr. In Wahrheit ist dieser Alte zu beziehen auf eine alte Gottheit, einen alten Ärntegott noch aus heidnischer Zeit. Vermutlich war dieser Ärntegott der allen Deutschen gemeinsame Gott Wodan. Man findet zwar häufig genug in Büchern unserer Zeit Donnar als Ärntegott bei uns aufgeführt. Er mag auch für den Ackerbau, die Landwirtschaft seine volle Bedeutung gehabt haben. Aber Wodan als Ärntegott wurde noch in der Neuzeit in Norddeutschland gefeiert. Darüber giebt es Urkunden. So berichtet der Prediger Nicolaus Gryse (Rostock 1593): „Ja, im heidendom hebben tor tid der arne de meiers dem afgade Woden umme god korn angeropen, denn wenn de roggenarne geendet, heft men up den lesten platz eins idern veldes einen kleinen ord unde humpel korns unafgemeiet stan laten, datsülve baven an den aren drevoldigen to samende geschörtet unde besprenget. Alle meiers sin darume her getreden, ere höde vam koppe genamen unde ere seisen na der sülven wode (?) unde geschrenke dem kornbusche upgerichtet, und hebben den Wodendüvel dremal semplik lud averall also angeropen unde gebeden:

Wode, hale dinem rosse nu voder,
nu distel unde dorn,
tom andern jar beter korn!

welker afgödischer gebruk im pawestom geblewen. daher denn ok noch an dissen orden dar heiden gewanet, bi etliken ackerlüden solker avergelövischer gebruk in anropinge des Woden tor tid der arne gespöret werd, und ok oft desülve helsche jeger, sonderliken im winter des nachtes up dem velde, mit sinen jagethunden sik hören let“ (nach Grimm).

David Franck (Meklenb. 1, 56, 57), „der von alten Leuten das nemliche gehört hat“, fügt (nach Grimm) noch hinzu: „wenn der roggen ab sei, werde den erntemeiern Wodelbier gereicht; auf Wodenstag jäte man keinen lein, damit Wodens pferd den samen nicht zertrete, in den zwölften spinne man nicht und lasse keinen flachs auf dem rocken; auf die Frage warum? heisse es: der Wode jage hindurch. Ausdrücklich wird berichtet, dieser wilde Jäger Wod reite auf weissem rosse.“

Ich unterlasse, weitere Nachrichten herbeizuziehen.

Für Grossschulzendorf konnte ich früher folgenden Bericht feststellen: „Es ist oft gesehen worden und wird noch jetzt gesehen, dass ein Mann auf weissem Schimmel, beide ohne Kopf, um ein Feld herumreitet. Das ist immer in der Mittagstunde. Dann entsteht ein Gesause und Gebrause und man sagt: „Da kommt der Alte mit dem Schimmel.“ (W. V. 45.)

Koddn (*Pirus communis*). Kodden sind kleine runde wilde Bären, schön tun Dräuen als Backobst.

Wenn die Dienstmäken heelich Önd den Wocken nicht abgesponnen hatten, da hat denn die Wirtinne (d. h. die Bäurin u. d.) den Wocken etwas lossgewickelt und jedräute Plumen oder Kodden drinjemoekt (hineingethan) und dann den Wocken widder ungewickelt. Wenn sie das fanden, dann sagten sie: „Die Frau Harke häd dä wat drin *εζουκελτ*“.

Kohl (*Brassica oleracea*). Wenn wi hebbn Kohl jeplant, wenn denn eena 'ne Rupe häd jesie'n, denn hed er sonn Tackn jenommm von de Pingesmaien un is denn hinjejä'n in den Kohl un hed med den kleen'n Tackn die Rupe afjekehrt un den Tackn in die Erde dä injebuddelt. Denn sinn die Rupn nich mär jekoamen.

Sei hebbn eene brune (Rotkohl) un eene witte Kohlplante (Weisskohl) jenommm und beede tosammn vapflanzt. Die witte wär die Brut, die brune der Bräutjamm. Wenn se alle beede jrot wern (werden) un drären Köppe, denn heiraten se. Wenn se keene Köppe kreien, denn werd et nischt. (Vergleiche auch den wendischen Brauch bei Schleife, wo man sich unter einer Kohl- und einer Rübenpflanze zwei Liebende denkt, beide spaltet, in einander steckt und zusammen so einpflanzt, u. s. w. (W. V. 117.)

Wittenkohl und Brunenkohl, auch Wirzekohl, heisst Koppkohl. Vom Koppkohl wird Schmorkohl und Hudderkohl gemacht. Bei Schmorkohl wird der Kopf tien jeschärwet, bei Hudderkohl wird der Kopf drei- oder viermal upjekläut. Su'rnkohl (auch von Koppkohl gemacht) wird eingestampft int Fatt.

Plunderkohl wurde auch von den Knechten und Mägden in einem Dorfe der Wirsigkohl genannt. „Wirsig verstehen sie nicht“, bemerkte in einer grössern Wirtschaft die Hauswirtin.

Süddeutsch wird der Kohl Kraut genannt, wendisch kal (gesprochen kal und kau).

Koppkrut (*Malva crispa* Bolle), wird jeplückt un upn Bohne jehangen. Wenn enda Koppschmerzn hed, werd et jekloppt un up de Stirn jelecht. Ok koehn de Lüde die Blüten tu Thee, wenn se so jrote Hitze un Kopprietn hebbn. Die Blütn werdn ok jesammelt vörn Winta, un die Früchte jekloppt.

Käre, Kōrō, Kōhlrō; mehre: Kōrō'n (Brassica Napus), „Wrukke wird mehr in der Stadt gesagt“ (am Rhein: Erdkohlrabi).

Abzählreim der Kinder:

„1, 2, 3, 4, 5, 6, 7.
Unse Mutter, die kocht Rübēn,
Unse Mutter, die kocht Schpeck,
Ich und Du bleibst weg.“

Korn, s. Ro-ren.

Kri'kelebom, Kri'klbom (Prunus), Kri'kelen sinn jansse kleene runde Früchte wie sonne Plumen; weisse und blaue, noch kleiner wie die Hundepflaumen.

Kri'tnsch (Spartium scoparium), haben wir geholt bei Jrot- un Kleen-Beerend un bei Ru'lsdōrp tum Bässenbingn.

Kronenblä'dre, Kronsblätter, siehe Hufblädere.

Kruse Mintē, echte Krusemintē (Mentha crispa). Ju'd tom Märenstärkn. Frōa ätn sei ville Rindfleisch. Wār (= wenn eender) hadde tu ville jejättn un'n Mären vadorwn, denn det kleen jeschürt, inn'n Sa'rdeech mank jedā'n, jebackn un denn wārm umjebungn un 'n Du'k ummen Li'v.

Abzählreim der Kinder:

„Eene, meene Minze,
Wer backt Plinze?
Wer backt Kuchen?
Der muss suchen.“

Krüzdōrn, Krüzdoan, ganz vereinzelt als Name für Weissdorn.

Krüzkrut (Senecio vulgaris).

Krüzkümmel, is wie sonne blaue Blume, kreit sonn' stachlijen Kopp un sinn so Kerna drin, as wenn man 'ne Schode von de Rādeblume upmockt.

Ju'd vōr de Hexen; thun se (die Leute) in de Ställe, det de Heksen solln keen' Andeel hebbn. Uppen Johannistag soll es an die Thüren gesteckt werren. Krüzkümmel und Siebensiebzickkrut (?) sind gut für die Heksen.

Kuckucksblu'me (Orchis spec.) Kuckucksblu'mn sinn in allen Farwen; witte sinn selten. Wenn der Kuckuck an tu schreien fangt, denn blühen sie.

Sei stäckn se ut upn Johannisdach. Dā is unten an de Wurtele 'n witte un schwarte Hand dran. Die witte Hand, die is jrōter, det is de Jotteshand, die schwarte det is die Deibelshand. De Wurtl wurde frūa wotn jebrukt, äbba ick weet et nich mār.

Bei einer kleinern Art ist eine runde schwarze und weisse Wurzel wie eine Erbse. Sei hebben sei manchmal manket Fu'da mank gemät (d. h. dabei aus der Erde herausgerissen).

Orchis militaris hörte ich vereinzelt Kuckucksbaum nennen.

Ku'blume, Ku'jold (*Caltha palustris*). Det beste Veihfu'da tu Drank in Fröhjahr.

Kürbiss, Ärdappel (*Cucurbita Pepo*). Früher haben sich die Mäkens die Kürbisskerne jedräut in der Ofenröhre, in die Tasche gesteckt und dann in de Spinnichte afjepalt und gegessen. Die Kinder dräuen sie sich auch. Die Kürbisskerne wurden manket Lein mank geschmissen und mitgestampt; dat jiebt schenen Jeschmack (dem Leinöl). Das Kürbissfleisch wurde mit Herze zusammengekocht und gegessen. S. Ärrdappl.

Kuzl, Kuzeln, siehe Fichte.

Lederken, meist Läderkens gesagt (*Spiraea Ulmaria*), wasst in de Struke un werd afschnädn vört Veih.

Linge (*Tilia parvifolia*). In einem Spiel singen die Kinder, im Reihen gehend:

„Es kam ein reicher Vogel
Aus seinem Nest gezogen.
Ein Kränzchen an der Linde
Das schenk ich meinem Kinde.“

Ein Kind, das ausserhalb des Reihen steht, singt:

„Wir sind so arm und haben nichts
Und alles, was mein eigen ist,
Ein schwarzbraunes Mädelein,
Das soll auch Anna Grüneberg sein.“

Die Genannte tritt dann aus dem Reihen heraus, und so weiter, bis alle „durch sind“, d. h. „alle dran“ waren, alle an der Reihe.

Löwenmüdre (*Linaria vulgaris*). Kingere hebben det jeplückt tu Blumen.

Lünse (*Ervum Lens*).

Lupine; ganz vereinzelt Jelängerjeliaba (*Lupinus luteus*). Jelängerjeliaber wurde früher die Lupine genannt (vereinzelt). Die Lupine hebben wei früa statt's Blume jerechent. Früher haben die Leute von der Lupine, vom Bast, Stricke gemacht, sowie sie es vom Flachs machen. „Brösch und dräue“, sagt man vom Lupinenstroh.

Lusebuttn, Lüsebuttn (*Rosa canina*), wille Rosenstöcke. Et sinn sonne Kerna drin, sehn ut wie Luse. Rote Butten werden die Früchte genannt. Die Früchte heissen auch Mehlbutten(?).

(Die Hagebutte heisst in der Gegend vom Wendelstein (Oberbayern)
Οροχαιτζελ.

Machholda (*Juniperus communis*). (Machholder sieht man öfter von den Bauern als Hecken angepflanzt, ebenso um die Kirchhöfe, auch hier und da in schönen alten Stämmen, cypressenartig, im kleinen Vorgarten vor den Häusern).

Malinekene, Mallineken (*Rubus idaeus*), wachsen wild im langen Struk bei Gadsdorf. Der lange Struk ist ein sumpfiges Gelände, bewachsen mit Erlen, Birken und verschiedenem Gebüsch.

Mannsuntreue, vereinzelt; — Männertreue (?) vereinzelt (*Veronica chamaedrys* Bolle) (so genannt, weil die Blume gepflückt alsbald verwelkt), sät ut wie Hundeklöten (ein mir unbekannt gebliebenes Kraut).

Messmelle (eine Art des *Chenopodium*; —? *Chenopodium album* Bolle).

Mederick, Möderick, Mödrick, Müdrick, Merderick, Merredick (*Armoracia rusticana*).

Mo'n (*Papaver somniferum*). Früher wurde viel Mohn gesät. Von Mohn wurde Suppe gekocht, wenn har jeräwe wär; ok jejät'n up de Stulle jeschmärt un up Pellknödeln, ok Sylvesta Mo'npielen jemockt, ok in Fastnacht. Tu de Mo'npielen brukten se Mo'n, Semmeln, Mel'k un Zucka. Ok Honichwäta mockten se an statts Zucka.

Moch (Moos). Die Worte Moch und Posch, als Bezeichnung für Moosarten, werden von vielen Leuten und in vielen Dörfern ohne Unterschied für einander gebraucht, manche dagegen machen bestimmte Unterschiede zwischen M. und P. So fand ich, dass man Sumpfuos und Moos im Walde, auch Finkenmoch, Moos auf den Dächern und Flechten an den Bäumen Moch nannte. Andere sagten aber auch ebenso für letztere Posch und für ersteres Moch. Im allgemeinen scheint Moch den jüngern Leuten nicht mehr so geläufig und das Wort Moos den alten Leuten wenig geläufig zu sein.

Von einer geschlachteten Gans hörte ich sagen: „Die Janss is unjeheuer (sehr) mochich (d. h. wollich, hatte viele fiene Dunen)“. Wenn die Gans gerupft ist, sitzen noch feine Fläumchen daran und an der betreffenden Gans waren sehr viele.

Moch ist das wendisch-slavisches Wort für Moos. Mochheide ist der Name eines Waldteils in der herrschaftlich Baruther Forst, westlich von Baruth. Mochow und Mochwitz sind bekannte Dorf- und Eigennamen, so hiess z. B. hier in der Gegend ein Förster in der Kummersdorfer Forst Mochwitz. Das besagt aber nicht immer, dass Leute mit diesem Namen von Wenden oder Slaven abstammen, denn viele deutsche Leute in Deutschland haben früher ihre Namen von der Örtlichkeit her bekommen.

Mohrrō, Mōrō; vereinzelt Mōre; mehre Mōrō'n (*Daucus Carota*). Es giebt witte un rō'de un jā'le.

Moos, siehe Moch. Moos säde man nicht fröher. Moos hebben nur die Vornehmen (d. h. hier: die Gebildeteren, Büchergelehrten) jesä'd, wei Moos.

Mothejumsjras (Phleum pratense).

Mottkrut (Ledum palustre). — Zweifelhaft, ob hierher gehörig: gut gegen die Motten ins Zeug. Wenn det Krut so wassen dut, wärd et (das Wetter) natt.?

Mulbärrbom (Morus alba); s. Brämen.

Mummel, s. Plumpe.

Müre, fiene Müre (es ähnelt dem Gauchheil in den Blättern, hat aber kleine weisse Blüten), wasst up lejen Boden. Sei fu'dann sei de Schwiene. Nach andren: verstopft sie leicht das Vieh. Müre jift et ssweialeischt.

Murkl (Helvella esculenta).

Nachteschäle, Nachtschäle, Schwartebobbelkrut, vereinzelt (Solanum nigrum), is 'n Jiftkrut.

Näjelink, blüht gelb, eine Art Kraut, wasst alleene wild in de Lupinen, is fett un ju'd vört Veih tum Fu'der, dā melkn de Kōe jud nāch.

Nä'tkamm, is hart, wasst bloss in de niedere Jejend, wennt so natt is unnt Jetreide utsu'rt oer utwätert un hia blo'ss in de natte Jōre. Et sä't ball ut wie Moch, steht ok so dick.

Nelle, Nä'ele, Näleke (Dianthus).

Nä'tele, Nä'telkrut. Nettel; witte Brennätel vereinzelt (Lamium album). Bloss die weissen Blütenblätter werden zu Thee gebraucht.

Het wärd jeschnädn vört Veih, so um Johanni, — det heet: um Johanni fangn sei an —, äba det janze Jähr, wo hallweje sonn Struk is, werd et jenommen. In Thüre sulle man een ji'da plücken vör sien Hus, wo ji'da si'n Revier so hädde. Denn wurdet jedränt un im Winta mank jeschnädet, det sei (das Veih) die Stupe (Husten un Jesch) nich krä'n. Jetz jlōwn sei äbba nich mär dran un seien: „Det is Quackelei.“ Früa hebbn sei drup jehollen in Thüre. Jetz säjen se alle Orenblick: „Die Seuche is dā.“

Nilje (Lilium).

Nö'tbom (Juglans regia). Wenn Veih sich so verstoppt häd, dune is, denn die Erdbärblädre un Nötblädre vonnen jroten Nötbom jekocht, in Lienöl annemockt un'n pär Esslōpel vull denn inne Flasche gefüllt un det Veih injejäben. Det helpt.

Nuttbom sagten Kinder.

Ohrbummel, Ohrbummlbom (Fuchsia), weil es runterhangt wie Ohrbommeln.

Orant, ganz vereinzelt (Aster salignus Bolle). Witten un blauen Orant is jut vör die Pöfelei (= Hexerei).

De olle Lüde haddn den Jlowen so sehr: wo nu ville Frembde innen Stall köamen und det Veih so bekiekn, so sechten se: „Sei köamen det (das Veih) dörchsi'n.“ Denn (wenn sie das gethan) frät't det Veih neun Dø nich (danach), dā nimmt et neun Däre nich tu. Denn hebben sei (die Leute vom Hause) eenen Lappn jenommen, een pár Stängel injewicklt, un z. B. hingern Kumm (Futtertrog) henjesteckt, dettet (wo es) keenda nich seet. Wār (von den Viehhändlern) nu't hebben will det Veih, denn zwacken se't so un seien: „Det is 'ne jode Ku*, det issen ju'dn Ossn“, un beneidn det so. Denn werd det Veih so schlecht, erschreckt sich, frät't nich. Solche Lüde lässt man nich widda innen Stall.

W. V. 162: „Die Unterirdischen hatten mal einer Frau ein Kind verwechselt, aber das Kind war sehr böse und die Mutter wollte gern ihr rechtes Kind wieder haben. Da kamen die Unterirdischen (Zwerge) und sagten: sie sollte ihr Kind holen, sie könnte es kriegen. Dann ging sie mit ihnen mit, holte sich ihr Kind und die Unterirdischen sagten:

„Heb auf Dein weiss Gewand (= Hemde)
Und stoss nicht an weissen Orant“ (= Dorant).

Sie aber stiess immer tüchtig an den Orant an und kam mit ihrem Kinde glücklich davon. That sie es nicht, so hätte sie ihr Kind nicht fortgekriegt.“ Grossschulzendorf.

W. S. 86: Eine Frau (im Spreewald) hatte ein kleines Kind und hackte in der Mittagsstunde Knödel (= Kartoffeln), sie hatte sich aber mit Kraut versorgt. Da kam die Pschesponiza zu ihr, die Mittags-schleiche, und sprach:

„Wenn Du nicht hättest bei Dir den Dorant und den Dost,
So hättest die Kartoffel nicht gekost.“

Dann verschwand sie. U. s. w. Die wendische Mittagsfrau scheint den kleinen Kindern gefährlich gewesen zu sein. Als bely dorant galt hier zu Burg im Spreewald die von mir gesammelte und von Herrn Professor Ascherson gütigst bestimmte *Achillea Ptarmica*.

Oss entunge, Rodnstier (*Rumex Hydrolapathum*). Rodenstier het har, weil har die rode Ruhr stüren dut bei Menschen. Grossmutter Becker.

Ossentunge is jud vörn Dörchfall vör Veih, ok vör Menschn, et helpt upn Pleck. Et is sār stark, därf nich tu ville sinn. De Lüde nehmen den Samen, de brune Körna, un de Blüdn un kochen se.

Wenn de Färkel witte Schäte hebben, die noch nich so fräten (können), kricht die Sau et jekocht, det wirkt up die Melk.

Ostrluzei, Ostaluzeie, Ostalazeie, Osterlazei (*Aristolochia Clematidis*), wasst inmafort un is nich utturoddn. (Sie kommt vor z. B. (am Kirchweg) bei Christinendorf und auf dem Luseberge bei Wittstock).

Pä*de, Perde (*Triticum repens?*), auch Quäcke genannt.

Pä'dewinge (*Convolvulus sepium*, *Convolvulus arvensis*), rankt furchtbar (sehr) und wuchert sehr in der Erde, wie der olle Kattenstert im Acker. Veih frät't' et järne.

Pären, Pärbom (auch gehört!), siehe Bären.

Palstanack, Pälsternack, ganz vereinzelt. Es wurde *Heracleum Sphondilium* als solcher bezeichnet; siehe Jere.

Tu de Jänse jebrukt. Det soll man afschniedn im Somma un upbewähren, damed man im Fröjäär wat häd. Wenn de Jänse un Hühndre up de Eire bliewn solln, denn leit man et up un mank de Eiere, denn lopn de Jänse nich davon, süss werdn de Eiere kald.

Päpakrut (*Satureja hortensis*?), to Worscht, un to jrüne Bo'nen-suppe.

Ein Kinderreim lautet:

„Anna, Panna, Päpamölle,
Diene Hündre fräten ville,
Alle D; sieben Brot.
Schläch so med de Küle dot.“

Päpaling, Päperling (*Cantharellus cibarius*).

Päpaminzkrut (*Mentha piperita*). Ju'd, wenn enda 'n Dörchfall häd.

Päreminte (*Menta aquatica*). Dät döt nich, is övaall mankt Heu. Wenn Päreminte ville mankt Heu is, hustet det Rindveih so sehre.

Perde, siehe Pä'de.

Persick (*Persica vulgaris*).

Pieseries, kleene Werftwiede (? *Salix repens*, Bolle).

Sei mäken Körwe von (davon). Der Bast wurde afjeströft un det Holt davon früa verköfft. Et kamen Lüde, um et tu köpn. Die hebbn imma jeschri'n: „Pieseries! Pieseries!“ Denn hebbn die Kingere jerennd med de Bünge, die sei jesammelt hadden. Det Bünge jald eenen Seksa (Sechser = 6 Pfennige alter Währung, 5 der jetzigen), andere sagen: et jald eenen Jroschn (12 Pfennige), un det Bünge Werft jalt eenen Sechsa. (Es mag verschieden gewesen sein).

Pissblume (*Scabiosa arvensis*). Wenn eena nich Wáta loatn kann; is vör Mensch un Veih jaad.

Plume (*Prunus domestica*). Vergleiche wegen der Frau Harke dazu: Koddn.

Als mal in Christinendörp Jungen Pflaumen pflückten, sahen sie den Dráke wie eine Katze in einer Luke (von Stall oder Scheune?) sitzen.

W. V., 50: bei einem reichen Bauern stieg ein Kuhjunge im Garten auf einen Pflaumenbaum. „Da sielte sich unten ein Plon wie ein grosser schwarzer Klumpen um den Baum“ u. s. w.

Über Pflaume, und das Schicksalerhorchen am Pflaumenbaum s. W. S. 223, 232, 247, 248, 268 und W. V. 50, 129.

Plumpe, Plumpblädere, Plumbe (*Nymphaea alba*, auch *Nuphar luteum*). Auch W. V. 53. Witte Plumpe und jäle Plumpe. In einer andern Gegend des Teltower Kreises ist mir von früher der Name Mummelizke bekannt.

Havel-Schiffer aus Brandenburg erzählten mir: Die Fischmöven legen ihre Eier auf die Seeplumpen, auf die Blätter. Ganze Kähne voll Eier kann man sammeln auf dem Jeserichsee!

Pumpe oder Plumpe heisst bei uns ein über der Erde stehender (Röhren-) Brunnen mit Schwengel. Dies Wort ist nur in der Volkssprache noch üblich, denn es gilt nicht mehr als „fein“. Den Pumpenschwengel bewegt man, wenn man pumbt, d. h. Wasser aus dem Brunnen herauszieht. Pumpen heisst, übertragen, auch leihen, namentlich Geld leihen von jemand. Pumpe ist, soweit mir erinnerlich, das einzige Wort bei uns, bei dem das l beliebig wegfallen kann. In der Gegend von Lehnin (W. V. 148, 169), und jedenfalls auch sonst noch in der Mark, heisst der Wassergeist Pumpernickel. In Arensdorf (Kreis Teltow) sagte man früher: „Kinder, seid artig, sonst kommt der Pumperdick“. Nickel ist Wassergeist, dasselbe wie Neckar. Neckar heisst auch der bekannte Nebenfluss des Rhein. Nikarr und Nikuz sind Namen des germanischen Gottes Odin (= Wodan). In der Niederlausitz, besonders auch im Spreewald, fand ich als Namen für den Wassergeist Nyx (W. S. 115—129; 115, Anm. 1), in der preussischen Oberlausitz Nykus und Hodernykus. Odr hiess der Gemahl der Freyja. Wir nehmen nicht Anstand Odr mit Odin zusammenzustellen. Ähnlich heisst auch bei uns der Fluss Oder. Im Volke, bei den dortigen Wenden, wurde zwar, wenn ich mich recht entsinne, das Häder in Hädernikus oder Hodernix hier oder da im Sinne von Hadern (Lumpen) erklärt, wie man auch sagt „Haderlump“ als Schimpfwort. Indessen heisst der Wassermann ebendasselbst auch Wodernix. Wenn auch der Gedanke an Wasser, wendisch woda, plattdeutsch Wäter — zu Burg im Spreewald heisst die Plumpe wódka (W. V. 203) — nicht abzuweisen ist, so wird man doch auch vielleicht an einen Oder-Nikus, in unserem Sinne Odin-Nikus, denken dürfen. Wäre dies zutreffend, dann wäre hier unter den Wenden der preussischen Oberlausitz in jener abgelegenen Gegend, die, ausser mir, nur noch Schmalzer, ein ausgezeichneter wendischer Forscher, in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts durchforscht hat, die alte germanische Überlieferung bis auf unsere Zeit überkommen, ein Beweis dann, neben andern, dass hier unter den siegreichen Wenden Altdutsche ansässig gewesen sind und verblieben. Ich bemerke hierzu, dass auch unter den Wenden im Königreich Sachsen, und ausserdem im nördlichen Böhmen der wilde Jäger, der Nachtjäger, als Dyter-Bernat auftritt. Dyter-Bernarda ist aller Wahrscheinlichkeit nach Dietrich von Bern, geschichtlich Theodorich der Grosse, König der Ostgoten. Es läge also darin eine germanische

Überlieferung aus der Zeit der Völkerwanderung vor. Dazu kommt, wie Orderich Vitalis berichtet, dass bei den Luitizen, also unter wendisch-slavischer Herrschaft, Wodan, Thor und Freia verehrt wurden. Ein schwarzes wohlschmeckendes, feineres Gebäck, eine Art Brot, aus Westfalen bekannt, heisst Pumpernickel. Ist der Name alt und volkstümlich, was zu erweisen wäre, dann könnte, trotz aller bisherigen Namendeutungen, dieses Brot ein altes Opfergebäck sein, und zwar jenachdem, für einen Wassergeist, Flussgott, Totengott, unterweltliche Gottheit. Denn es heisst (W. S. 115—129) im Spreewald, dass man früher dem Nix schwarze Hühner (auch schwarze Enten, schwarze Tauben) und ganze Brote in die Mühlgruben warf, d. h. opferte, weil sonst jemand starb. Doch ist hier nicht der Ort, auf alles dies näher einzugehen.

In andren Teilen des Kreises Teltow heissen die Seerosen Mummeln, auch Mummelizken. Bekannt ist, dass diese schöne Blume in Deutschland auch Nixblume heisst. Die gemütvolle Anrede oder der Name, wie man will, Mummel, hängt zusammen mit Muhme, Gevatterin, und zeigt, wie man dabei, in einem trauten Verhältnis, an eine Persönlichkeit dachte. Schon Grimm war geneigt, Mume und Minne, Meerminne nämlich, zusammenzustellen. Ich fand Kornmume und Kornmiene beim Landvolk. Vielleicht herrscht hier dasselbe Verhältnis vor.

Posch, s. Moch.

Puschelwindhalm (eine Grasart), siehe Dolk.

Quäcke, siehe Päde.

Råde, Rådeblume (Agrostemma Githago). Eine Redensart ist: „Råde rod, bei vier Wochen neuet Brod.“ Wenn sie anfängt zu blühen, rot blüht, ist binnen vier Wochen Ärnte, giebt es neues Brot.

Ranje (Pelargonium).

Rä'tsel; auch Rät'ssel, Röt'sel (Polygonum persicaria, Ascherson), is 'n Unkrut.“ Beid Wirtu säd man: „Det olle ville Unkrut.“ Up de Blädere seet man hier un da rode Plecken, die sinn vom Blute Christi.

Raspenro-ren, Draspe (Bromus secalinus?).

Reijras, Rehjras.

In Schputendörp wär 'ne könichliche Schüne, die hädd noā Siedn jehört un fünf Bu're in Schputendörp hebben inma det Rehjras jemä'd an de Wäje un jedräut vörn Winta tum Reiefu'dan. Alle Dō zwee Bu're müssten wat henbringen.

Rechte Schäpgarwe, ganz vereinzelt (Potentilla anserina), wird für die jungen Ziegen gepflückt.

Reenefäre, Reenefarre, Reenefarn (Farnkraut, bei Einzelnen: Aspidium Filix masculinum). Het wasst an Wäsen und Sümpen, im

Busch un in de Heede. In de Heede wasst et jröter, innen Busch kleen. Früer wurn jrote Kiepen vull jeholt un die Schwiene (unter) jestreut, det de Ferkle sollen keene Luse un Pocken kräen. Die Luse tären von de Ferkle tu sähre; denn nehmen sei nich tu. „Hole so oll jroff Reene-färe“, sä'd man. Wer (wenn einer) det instreun du't, det soll det Veih un de Schwiene reene hollen vör de Lüse. Mullstreu is nich so jud. Die Schwiene fräten de Kienäppel un Streu, un de Kienäppel bliewen manchmal im Halse stechen. (Das oben erwähnte Wort Busch heisst hier, wie so vielfach, nicht einzelnes Gebüsch, sondern ein Sumpf, Luch, Fenn, Bruch mit Laubholz bestanden, und Heede ein Kiefernwald, da es hier keine Laubwälder auf hohem Lande giebt.)

Es war ein reicher Mann, aber blind und wollte sich ein Landgut kaufen, 'raus (er fuhr oder ging aufs Land) und wollte sich einen Acker besehen. Da führten sie ihn auf die schlechteste Stelle, wo Renefähre wuchs. Da stieg er runter vom Wagen und fasste ans Kraut und sagte: „Was ist das?“ Da sagten sie: „Reenefore“. „Nee“, sagte er, wo Renefäre wächst, da will ich mir kein Landgut kaufen. Wo Dornen und Distel wächst, da will ich mir eins kaufen.“ Die wachsen auf keinem schlechten Boden. S. Knollen.

Riewe (*Galium verum*, *Galium Molugo*), fürs Veih abschneiden, wenn et (eigentlich sie) grün ist, und mitfuttern. Het jäfft ssweierleischet, Riewe un Watariewe. Siehe Watariewe.

Rietschkene, Riezkene (*Agaricus deliciosus*).

Rodbü'ke (*Fagus sylvatica*).

Rote dowe Nä'tele. Am Johannsdach schniedt man med 'n Knief af (in Thürow), dräut et un dud et in Winta manket Strau, mankn Heksl, det is ju'd vört Veih.

Rode Mü're (*Anagallis arvensis*).

Rodenstier, siehe Ossentunge.

Rohr (*Phragmites communis*). In det Rohr sinn die Tähne to sä'ne, dá häd doch unse Herr Jesus Christus injebä'tn. W. S., 263: „... Da sprach Christus: „Es ist vollbracht“, und biss in das Blatt. Darum ist im Rohrblatt deutlich zu sehen, als hätte es einer mit den Zähnen durchbissen.“ (Thatsächlich finden sich solche Eindrücke auf dem Rohrblatt).

Ro-ren (kurzes o), Rogge (*Secale cereale*); auch: Korn.

Man sagte: „Kinger, jeh nich ins Korn, dá sitt de Rorenmiene drin, — die Roggenmume drin.“ As Kingere hebbn wei imma ville jesükket dánach (nämlich nach der Rorenmume) un Mieren un Engerlinge anjejräpn un jefracht de Öllann (Öllern): „Is det die Rorenmiene?“ Thyrow.

In Wittstock war die Kornmiene im Korn. In andren Dörfern: die Roggenmume; die Roggenmume mit de ieserne Titten. „Die Roggenmume, — Roggenmiene, — Roggenmiere kommt“, sagten die Kinder, wenn sie in den Schoten waren.

W. V. 134: in Wilmersdorf bei Berlin: die Roggenmiene; S. 148: in Trebatsch (Kreis Beeskow-Storkow): die Sichelfrau, in der Hand eine Sichel. U. s. w.

Für die Mark führe ich aus meinen ungedruckten Sammlungen noch an:

Wilmersdorf bei Berlin (Kreis Teltow): „Im Korn ist die Kornmutter.“

Frankenförde und Nettgendorf (Kreis Jüterbog-Luckenwalde) die Kornmutter.

Mochow (Kreis Lübben): „Im Korn sitzt die Murau.“

Grossleuthen (Kreis Lübben): „Geh nicht ins Feld allein hin, sonst kommt die alte Anna.“ In Gr. wurde früher wendisch gesprochen. „Kinder geht nicht ins Korn, da kommt der Sichelmann.“

Tauer (Kreis Kottbus), noch wendisch: „Die Anna Subata geht den Kindern nach, wenn sie Kornblumen (módracki) suchen.“ Zubata heisst hier: mit den grossen Zähnen, eigentlich: mit Zähnen, von wendischem zub (sprich sub) der Zahn.

Grossleuthen: „Wenn die Kinder ins Korn gehen wollen, die Blumen auszureissen, dann kommt die Sichel-Anna, ist eine alte Frau.“ S. Rorenblume.

Turnow (Kreis Kottbus): die Zubata Anna.

Tauer: „Im Korn soll eine Frau sitzen, jana zubata Anna. Die sitzt auch im Walde auf einem Baumstamm, d. h. Baumstock, na pjeńku; hat die Haare aufgelöst, ma te losy griwate (losy grivate heisst: ungekämmte, wild herunterhängende, wirre Haare, von griwa die Mähne). Sie wurde auch genannt „carna Anna na pjeńku“. Auch sagte man, das ganze Jahr hindurch, zu den Kindern: „Geht nicht in den Wald, tam sejzi ta carna zubata Anna na pjeńku“, und es hiess ausdrücklich: „Die soll grosse Zähne haben.“ S. Beerschkene.

Dahlem (Kreis Teltow): „In den Schoten sitzt die Kornmiene.“

Wegen der Roggenmuhme und Sau mit den eisernen Zitzen in Grossschulzendorf siehe Rorenblume.

Zum Vergleich führe ich an aus Ostpreussen (Beihunnen): Man sagt den Kindern: „Da sitzt die Kornmutter mit de ieserne Titte“ (Brust). Wenn die Kinder fragen: „Wie sieht denn die Kornmutter aus? „Na, se hat ja ieserne Titten (Brüste).“

Aus diesen Angaben, die sehr vermehrt werden könnten, ist ersichtlich, dass in der Roggen- oder Kornmuhme die alte grosse Erdmutter durchblickt, von dem Römer Tacitus erwähnt als terrae mater

(= Erdmutter) bei Germanen in Norddeutschland, und im besondern eine Ärntegottheit, eine Göttin der Fruchtbarkeit, des ländlichen Segens, der auf dem Getreide ruht. Wer fühlt ihn nicht heute noch, wenn er im Juni durch die wogenden Kornfelder geht, namentlich an einem stillen, feierlichen, sonnenglänzenden Sonntag-Vormittag, der doch auf dem Lande nur der wahre Tag des „Herrn“ ist. Für die deutsche Vorzeit kommt hierbei wohl hauptsächlich in betracht die Herrin des Himmels und der Erde, die Gemahlin des Wodan, nämlich die Göttin Harke, denn von dieser ist unsere „Fraue Harke“ ein Nachhall, mag der Name Harke bei uns im Altertum ebenso oder anders gelautet haben. An sie erinnern noch Namen im westlichen Deutschland und in Geldern. Schon bei Gobelinus Persona wird berichtet (aus der Zeit vor 1418), dass die Alten erzählten (also grade wie bei uns jetzt noch auf dem Lande!), dass in den Zwölften (festum nativitatis Christi ad festum epiphaniae domini) die Frau („domina“!) Hera durch die Luft fliegt. „Vrowe Hera, vro Here de vlughet“, so sagte man damals im Volk, „et credebant illam sibi conferre rerum temporalium abundantiam“ (Grimm). In einem angelsächsischen Spruch, einen verhexten Acker wieder fruchtbar zu machen, heisst es (nach Grimm): „Erce! Erce! Erce! eordan môdor“ (= Erdmutter).

In wendisch redenden Dörfern, wenigstens in einigen — mögen andere in anderen nachforschen! —, heisst die Kornfrau „schwarze Anna“. Das erinnert an die Bilder der schwarzen Muttergottes, die in besonderer Verehrung stehen in manchen Gegenden Deutschlands und auch wunderthätig sind. Auch das Christuskindlein habe ich mit schwarzem Angesichte gesehen. Die Anna soll die Haare aufgelöst haben, wie die Frau Holle wirres Haar hat. Frau Holle ist die Göttin Holda (Hulda), denn plattdeutsch Holle ist hochdeutsch Holde. Umgekehrt thut Maria (am 2. Juli) sich die Haare kämmen (s. Beerschkene). Auf das Gebäck Höllenzopf habe ich hingewiesen in der Z. f. E. Verh. 1888, 156 und 1893, 279–280). Sein Name deutet vermutlich auf die Frau Holle hin. Die (Korn-) Anna hat grosse Zähne, wie die Frau Holle lange Zähne hat (W. S. 131. Anm. 2), und die Kornanna entspricht der Roggenmuhme. Die Roggenmuhme (s. Rorenblume) und Kornmutter hat eiserne Brüste u. d. m. Ich begnüge mich mit diesen Andeutungen für die in diese Dinge Eingeweihten.

Es ist sicherlich sehr schwer, in vielen Fällen, heutzutage festzustellen, welcher Gottheit des Altertums einzelne Züge angehören und zu welcher Zeit, d. h. zu welchem Zeitpunkte der Entwicklung der germanischen Gotteswelt, sie diese oder jene Ausgestaltung gewonnen hatte. Aber der grosse Gott Godan und seine Gemahlin, die stehen fest. Sie wurden durch das ganze alte Deutschland, in seinen weiten Grenzen hin, und von allen Völkern der Germanen verehrt. Deshalb

darf man unter der Frau Harke, wie sie in der Mark bei unsrem Landvolke noch lebt, die Göttin Harke suchen, die Gemahlin des oben genannten grossen Gottes, des Herrn des Himmels und der Erden, und um so mehr, als der Alte auf dem Schimmel bei Grossschulzendorf mit voller Gewissheit der märkische Ärntegott ist und mit aller Wahrscheinlichkeit der Gott Wode und nicht Donar, da Wode als Ärntegott im benachbarten Mecklenburg noch in den letzten Jahrhunderten um seinen Segen angerufen wurde von den Mähern.

Über meine Angabe vom Alten auf dem Schimmel, die von niemand bisher beachtet zu sein scheint, siehe Knolln, über den Wodan ebenda, und über gemeinsame Beziehungen der Harke in der Mark und der Bercht in Österreich Z. f. E. Verh. 1896. 187--190. Über die Korn- und Erbsenfrauen, die in den Feldern sind, vergleiche W. S. 89, 90, 142--189; W. V. 45, 46, 65, 66.

In Christinendorf, Saalow und andren Dörfern werden noch, einzelt, in der Neujahrsnacht Strohkränze (d. h. Strohbander) um die Bäume gebunden aus dem Stroh, auf dem die Wurst zu Weihnachten gelegen hat. Das heisst: „Man giebt ihnen Neujahr; man beschenkt sie.“ Vergleiche darüber meine Darlegung in der Z. f. E. Verh. 1896, 189, und die volkstümlichen Angaben in W. S. 248, W. V. 129.

In den Dreetehn wurden die Bäume beschenkt. „Sie sollen auch beschenkt werden, dann beschenken sie uns wieder.“ Thyrow u. a. O.

(Ziemlich allgemein noch in den Städten bei uns (auf dem Lande hier, wie es scheint, unbekannt) herrscht der Glaube: „Wenn dreizehn zu Tische sind, muss einer sterben“, d. h. im Laufe des Jahres. Man achtet mit grosser Sorge darauf, dass nicht 13 Gäste eingeladen werden. Bleibt aber ein Gast fort, so ist man ängstlich bemüht, selbst den ersten Besten, und sei es ein Kind, an seine Stelle an den Tisch zu setzen. Das geschieht zwar oft scherzender Weise, ist aber sehr ernst gemeint. Das Unglück wird also der Zahl 13 zugeschrieben. Diese Unglückszahl hat man verschieden zu deuten gesucht, so auf die 12 Jünger Christi und den Judas Ischarioth als Verräter, oder auf die 12 oder 13 Asen, Götter, im Götterhimmel der Nordgermanen. Es mag verschiedenes der Dreizehn zu Grunde liegen; aber vielleicht hat man bei uns, nach meiner Ansicht, hauptsächlich an die Dreetehn, die Dreizehn (Tage) der heiligen Weihnachtszeit zu denken. Sie war eine hohe, festliche, weihevollte Zeit im deutschen Heidentum, und das gesamte deutsche Volkstum war einst heidnisch, wie es jetzt christlich ist, wenn wir auch dieses deutsche Heidentum nicht vergleichen dürfen mit dem Heidentum andrer Völker. Denn viel höher stand der deutsche Glaube. Er beruhte auf der Verehrung der Erd- und Welterschöpfung und der lebendigen Kräfte in ihr, die die göttliche Weltordnung nach dem Ratschluss der Nornen den Menschen zu teil werden liess. Da in christlicher Zeit alles für teuflisch,

höllisch, schlecht und unheilvoll erklärt wurde, was einst heidnisch in Deutschland war, so mag bei der hervorragenden Bedeutung der Dreeteihn, das heisst der Weihnachtszeit, die Zahl dreizehn ihre unglückliche Bedeutung erhalten haben.)

Mit junge Ro-rensoat wurden die Ostereier grün gefärbt.

Wer starken Husten hat, kocht sich some (junge Roggensaar), denn bliewt har wech.

Über das Fünffingerkreuz, det Brotkrüz, das man mit den fünf Fingern der rechten Hand eindrückt in das Brot beim Backen und über dessen vermutliche Beziehungen zur Göttin Harke s. Z. f. E. Verh. 1896, 188. Ein solches Brotkreuz ist von mir dem Märkischen Museum übergeben worden.

Worte des Büdner Hansche auf dem Kietz: „Die Leute sind arm, der Roggen bringt nichts, das Stroh wird verkauft, das Land muss drunter leiden und wird immer ärmer (Land = Ackerland, Boden). De Lüde sinn arm, da Ro-ren bringt nüsich, det Strau wärrd verköfft, det Land mütt drünga liden, det jafft det enga Jähr denn ümma wennija um wärrd ümma ärma.“

Ro-renblu'me, Roggeblume (*Centaurea Cyanus*), gekocht gut fürn Husten.

W. S. 300: Man sagte (in Grossschulzendorf), wenn die Kinder Kornblumen suchten: „Geht nicht in den Roggen, da ist die Roggenmuhme, die Sau mit den eisernen Titten (Zitzen) drin. Wenn die Euch kriegt, müsst Ihr an den eisernen Titten lutschen.“

Rü'sta (*Ulmus*), is derwet Bauholt.

Runklrö, Runkl; mehre: Runklrö'n; Betn (*Beta vulgaris*). Einzelte Aussage: früher wurde mehr Beten gesagt. Wittstock —.

Sahnkrut.

W. V. 162: „Sahnkraut, das auf Wiesen wächst und Sahne giebt, soll man auf Johanni sammeln und den Kühen in den Trank geben.“ Grossschulzendorf. Nach einer Mitteilung des Herrn Professor Ascherson ist Sahnkraut in der Mark: *Ulmaria pentapetala* Gil. (W. V. 202.)

Sardelle (*Ornithopus sativus*), fu'dann sei det (dem) Veih, denn milcht et ju'd nach.

Saubohne (*Vicia faba*).

Früer wurrn vill Saubohn'n jeplant um det Flass so rum un jekocht tum Ätn.

Wenn die Saubohnen (wie vielfach geschieht), ein bischen dicht um das Flass und um das Getreide gepflanzt (d. h. die Samenkörner gelegt) werden, dann trekken die Schmälen, Schmi'ln, nich so rupp uppet Jeträde oan Flass (befallen sie nicht so) und bliewn drutn. Die Saubohn mü'tn woll sonn Dunst hebbn, det de Schmälen nich rankommen dan.

Schnälen sind ganz gran, ganz fettig, klebrig, wie Mohnkörner so gross. Auf den Kohlrüben und auf Kohl sinn se imma janss doll. Auf die Saubohnen gehen sie nicht rauf. So sagen sie immer.

(Die Saubohne ist eine uralte Frucht auf dem Lande in der Mark, denn ich fand eine grössere Anzahl Saubohnen in zwei Thongefässen eines heidnischen germanischen Grabes auf dem voll besetzten vorgeschichtlichen Friedhof des Dorfes Müschen in Spreewald. Die verkohlten, aber in ihrer Gestalt wohl erhaltenen Körner, von Herrn Professor Wittmack am landwirtschaftlichen Museum zu Berlin als *Vicia faba* bestimmt, sind dem Toten vermutlich als Wegzehrung für die Reise ins Jenseit mitgegeben worden. Sie wurden demnach schon um 500 vor Christus bei uns angebaut. Vergleiche auch W. S. 18.)

Saudissele (*Sonchus oleraceus*), fräten det Veih, Jänse, Schwiene; is Schwienefu'da. Bei uns sagt man nicht, wie in Süddeutschland, Sau; wendisch swinja = Schwein.

Schápjarwe (*Achillea Millefolium*). Die Schápjarwe wuchatt dolla mitte Wurtel wie de Päde. Die Schope sinn wie doll no'de Schápjarbe un klann sich de Wurteln rut ut de Erde, up de Bráke oa wo jeplöt is. De Päre fräten de Schápjarwe nich.

Schärling, Scherling (*Conium maculatum*). Schärling wurde früher med Knief wechjhaun, denn früa hebbn die Lü'de den Schärling nich so sähre wassen lo'tn.

Zerling sagte eine Frau in Saalow.

Schellkrut (*Chelidonium majus*).

Wer nu uppert Been so upschweln dut, wo nu harte Hud wärd, dá erweekt det Krut de Hud, aba nich an offne Wundn! weil et tom Blutverjiftn is. Et ward (= wird) jekloppt un upjeleid, denn dräut et von de Hitze. Denn mutt et widda runda un mutt widda frisches drup (kommen).

Schinganä'le, Schingernelke (*Dianthus Carthusianorum*).

Schärpkrut (*Asperugo procumbens?*).

Schlangenblu'me (meiner Erinnerung nach *Anemone nemorosa?*).

Schmackedutschenschilp (*Typha latifolia*), wasst ville in de Torfkuten.

In der Gegend von Zehlendorf hörte ich früher: Schmackeduzjen als Name für die Kolben.

In Korswant bei Swienemünde nannten die Kolben die eingebornen Kinder „Πουλλεπησει“, diesen Namen hatten sie nach ihrer Angabe von Berlinern gehört.

Schmieljas.

Schpe'lblu'me, Schpälblu'me; vereinzelt genannt Jiftkrut (*Ranunculus acer*), is schädlich, frät okt. Veih nich jern.

Jrotvada hädd inma jesäd: „Wenn man die so dicht vör de Oren häld, wärrd man blind, denn kann man nich mär sie'n.“

Mien Vada, in Thüre, hadde vier Brüdere; et wärn ihra fünf. Äbba da eende wolle nich milletarisch wern un hädd sich, wenn har sich stelln müste, acht bes vierzehn Dö vörrharr de Blu'mn un de (Saamen-) Kureln jekloppt uppn Steen un denn fest uppjebungn uppt Been, denn treckt et Blasn, un har hädd nich bruken Soldat to wern, is äbba jefult bes uppn Knockn un is inma lahm jewest un hädd annen Stock jeje'n bes an sien Enge, det wär der Schabanack, to Schträfe hädd har 't tiedläwens jehadd.

Schurre (*Rhinanthus major*), früher genannt: Klöterpott, Klingenhans, is schädlich, frisst das Gras und Getreide auf; wasst ville manken Ro-ren un up de Wäsn noch vill mär, drächt so ville Soät, kricht keena nich rut, davon werd det Brot bitta. (*Alectorolophus major* Bolle.)

Schwallstert (? *Polygonum Convolvulus* Bolle), iss'n Krut vört Veih, plückn se 'n janzen Somma un jewn et frisch. Et issn hässlich Krut mank de Lünsn, et fällt nich doreht Sieb dörch un is nich ruttukrä'n.

Schwarte bobbelkrut, siehe Nachteschäle.

Schwartwurtel (*Verbascum nigrum?* – *Verbascum Lychnitis* Bolle).

Schwemmjras.

Det schwimmt so up det Wäta, frätn de Päre jern int Fröjäh, wenn se rutkoamn up de Wiede, denn badn se rin innt Schwemmjras.

Wenn Ostann schpäd fiel, wurdn die Ostaeire damit jrün jefärwt. Beit Färwn med Schwemmjrün un junge Ro-rensöat kann innen Topp ierscht junge Soät, denn Eire, denn wedda junge Soät, denn Eire, denn jrüne Soät un denn Wäta drup, un denn wurdet jekocht. Äba ná junge Soät un Schwemmjrün schneckn de Eire streng.

Schwienneohren (*Alisma plantago*).

Schwulstkraut, siehe Wäblädere.

Sennep (*Sinapis nigra*).

Sickel, Grundsickl (*Lemna minor?*).

Siede (*Cuscuta europaea* var. *Trifolii*), wasst übert Flass wech, det Flass fällt um.

Soltbi'sn (*Juncus*). Se sejen: dá suppt det Veih so noä, wenn et det Veih frät; die sinn so soltich. Det Veih frät se jern.

Ssijorje, wille Ssijorje (*Cichorium Intybus*).

Steckappl (*Datura Stramonium*).

Steenpäpa, Steenpepa; Fläenpäpa (*Sedum, acre?*), jud vör Wrazkn. Jekocht un denn, wenn man tu Bedd jehd, die Hänge (da-) med jewascht un früh morjensafjewascht, äe man ant Milchn jehd. Denn dräun die Wrattn af, denn sinn se jäl (d. h. abgetrocknet). Wenn der Steenpäper

afjeblüd häd, denn jift et sonne Lämmre (d. h. die vertrockneten Blütenstengel), det häd sonne Stachln, un die Lämmre kocht man.

Steenpäpa wurde früher gekocht zu die Fläen, danach starwen se sehr, aber es giebt Flecke auf weiss Zeug, wo die Fliegen sich dann hinsetzen.

Nach einer Mitteilung, mir von befreundeter Seite gemacht, „wurde früher allgemeiner, jetzt nur noch vereinzelt, am Niederrhein in Rees und Umgegend an jedem Haus, oberhalb der Hausthüre hängend, ein Kranz aus Johanniskraut, öfter noch eine Krone angebracht, d. h. ein Gestell, das zierlich mit Johanniskraut bekleidet war. In der Mitte hing ein Vögelchen aus Wachs oder dergleichen. Wer kein Johanniskraut hatte, nahm bunte Papierflitter zur Krone. Die Familien der Würden-träger fanden sie morgens über ihrer Thür. Benachbarte Leute, die zum Hause in irgend welchem Dienstverhältnis standen, hatten das besorgt. Die Kinder kamen dann Vormittags mit einem Auftragebrettchen, auf dem einige Blumen lagen und zwei gefüllte Schnapsgläschen standen, die sie anboten, die aber nie angenommen wurden; es war nur die Form, unter der sie sich ein Trinkgeld erbaten“. Das mir übersandte „Johanniskraut“ war eine Art Sedum, wohl *Sedum acre*.

Steenpuls (*Boletus edulis*). Manchet Jahr wassen so velle Steinpülse, un denn widda Jähre keende nich.

Stiefmütterchen (*Viola tricolor*. — *Viola arvensis* Bolle —), jeht so durchet Blu'd. Kingere, die so Utschlach un Kopp krä'n, dá sinn de Lü'de imma so angst, det et der Ausprunk un Kopp werru kann. Damed det Jeblü'de sich afreinicht, kochn sei die janze Stä'le tu Thee un de Kingere drinkn et. Denn jeht die Unreendlichkeit wech durchn Stu'ljank.

Stuckársch, Stukorsch (*Bidens tripartitus*), det hackt so sehr in det Du'k; kochn se vört Veih bei Krankheedn.

Schilpjras (vielleicht *Butomus umbellatus*?).

Sü'rlink, Sürling (*Rumex Acetosella*), wasst up de Bräke, frät det Veih.

Töffel, siehe Knolln.

Türksche Weete (*Zea Mais*).

Vosschwanz (*Alopecurus pratensis*?).

Vo'lwicke (*Vicia Cracca*? *Vicia Sepium*?).

„Rade, Draspe, Vogelwicke

Darf mir niemand auf die Mühle schicken“

stand früher geschrieben auf der Mühle bei Wittstock, am Mehlkasten.

Wäblädre, Wä'blä'dere, Wejeblädere; Wä'blä'dann, Wä'bladern (*Plantago major* und *Plantago media*); siehe Hunderibbe.

Im Sommer jeplückt, denn im Winter in lauwarm Wata upjeweekt un upne Wunde oer Jeschwulst jelecht.

De recht jungn Blä'dre sinn ju'd jejn Schwären. Wo eene Wunde eitatt, werdn se eenfack upjelecht, det treckt alle Materje (Eiter) rut un reenicht die Wunde.

Wäjruze, Wäjejruze, Wechjruze (*Polygonum aviculare* Bolle).

Wätariewe (*Galium palustre* Bolle). — Wohl auch *Galium Aparine*?) wasst in de Grön, is scharp un hackt an de Beene an.

Wärmde, Wörmde, Würmde; Wärbde (*Artemisia Absinthium*). Die Vornehmen d. h. die Gebildeteren) sejen Wärmuth.

Die Lüde kochen die Wärbde mit Wata af, denn Spiritus mank (gegossen) un denn in eenen Top tusammn, det et dörchbeizt. Wenn de Lüde so jelopn sin (d. h. weit gegangen), wolln se nich gleich ätn, sondann seien: „Wi wolln erst 'n Droppn drinkn“. Vergleiche Brennä'tele.

Wien (*Vitis vinifera*). Uppen Gliener Wienberch stehn up eena Siede vill Offbäume, et is dá ville Lehm (wendisch glina = Lehm).

Wi'nkriech (*Ononis spinosa*). Von Wi'nkriech stäkn se de Wurtln ut, kläuen se up, jrün oa jedräut. Denn mü'ten se därwe utjekocht wärn, wie schwartn Kaffe oer Bier, un wenn Veih oer Lüde det Rietn hebbn, jedrunkn oer ok de Jlieda medgewascht, denn med Watte bewickln, z. B. det Knie, de Knossln, det et inma wärm is, un nich so innen Zuch!

Wittenkohl, siehe Koppkohl.

Willen Beifu't, siehe Beifu't. Dá bingen wei uns Bässene von.

Wille Morō (*Daucus Carota*), werd vör nüscht jerechent un so med afjemä'd.

Wille Rose (*Rosa canina*). Die roten Butten heissen Lusebuttn. S. Lusebuttn.

Willen Schärlink, wärd 'n Krut jenäumt, wil et balle so utset wie Schärlink.

Willen Thiemerjån (*Thymus Serpyllum*). Thiemerjahn un Kalmus wern dörchenenga jekocht un de kleenen Kingere drin jebadet, wenn se de englische Krankheet hebben. Det is ju'd dävör.

„Meierån un Thiemerjån, det sinn die baste Blu'm,

Un die Mäkes, as so ö'te du'n, det sinn die döllste Oúev“, ö'te hier: „as wenn sei keen' Mannsnamen kennen däten“.

Willen Toback (*Verbascum thapsiforme*). Wer Jeschwulstwunden häd, die Blädere druplejen.

Ganz ungewöhnlich viele und üppig gewachsene Königskerzen sah ich (1894) auf einer sandigen Lichtung des Höllenberges bei Gadsdorf,

an der Ostseite desselben. Es waren dort Baue von wilden Kaninchen. Eine, die ich gemessen, war 2,50 m hoch. Sie machten in ihrer Üppigkeit den Eindruck wie eine Blumenwildnis in heißen Ländern. Im Jahre 1895 waren sie an derselben Stelle nur klein, und verkümmert, ebenso wie es zahllose Steinpilze und Pfefferlinge dort in der Gegend 1894 gab, 1895 fast keine. 1894 waren im Mai oder Juni viele Gewitter, 1895 eine lange Dürre.

We'snpilz, vereinzelt Schampelone (*Psalliota campestris* L. und *Psalliota arvensis* Schaeff.).

Werft, Werftstruck (*Salix aurita*?). Werft oer Wiede is 'n Struk. Het jift zwee Ärt'n. De jrote heet Werft, un de kleene heet Pieseries.

Palmen (die Blütenkätzchen) von de Wiede heet'n Werftknobbn.

Riestu'n heisst ein Zaun, der aus Weiden und Werft, korbartig geflochten ist. Er war früher sehr üblich, als noch das gesamte Vieh von der Gemeinde gehütet wurde; jetzt sieht man solche Reisszäune seltner. Sie sind in Deutschland uralte. Siehe Fichte.

Wicke (*Vicia sativa*? *Vicia Cracca*?).

Wern (wer einen) Vorel inna Bude (Käfig, Bauer) innen Winda hadde, wurn die Körna ut de Schotn as Sunndachsfa'da jejewn, det der Vorel doch ok wat bessres hädde.

Wiede (*Salix*). Wenn die Kinder im Frühjahr Pfeifen klopfen, sagen sie:

„Holle, holle Flöte,
Von Timmajahn (Timmerjahn), von Bastajahn (Basterjahn),
Loat se leien bes Mareien (auch Marten; auch Martin),
Bes der Ro-ren riepe is.“

Ein anderer „Spruch beim Flötenafklopfen“ ist seines Inhalts wegen hier nicht mitteilbar.

„Lolololöte,
Mock·mei ine Flöte
Vom Basterjan un Timmejan,
Lot se leien bes Mareien,
Bes der Raue riepe is.“

(Niederschrift eines Eingebornen.)

Ein Kinderspiel heisst Katze und Maus. Die Kinder gehen im Reihen, an die Hände gefasst. Zweie sind draussen und laufen als Katze und Maus durch den Reihen. Dabei singen die Kinder:

„Bohe, roh Weidi,
Spinne klare Seidi,
So klar als ein Jahr.
Es vergingen sieben Jahr,
Sieben Jahr um und um.
Jungfrau Rieke (beliebiger Name) dreht sich um.“

Jungfrau Rieke hat sich umgedreht.
 Der Bräutigam hat den Kranz geschickt
 Mit lauter grüne Blätter,
 O wie wird der Bräutigam lachen,
 Wenn die Braut wird Hochzeit machen.“

In Ostpreussen (Beilmunen, Kreis Darkehmen) sagten die Kinder beim Spiel:

„Ringe, Ringe, Rosenkranz,
 Mäke danz,
 Schpinne jäle Siede
 Oppe hoge Wiede,
 Eierschalen, noch emal
 Junfer Liske, sett Di däl.“ S. Klei.

W. V. 40. Im Volksmärchen kann die Stieftochter nicht nach Kirche, weil sie kein Kleid hat. Da ging sie an eine Weide und sprach:

„Guten Tag, Weide,
 Ich bring Dir ein altes Geschmeide,
 Gib mir Dein neues.“

und kriegte jedesmal ein neues Kleid. Das erste Mal zog sie die Sterne an, das zweite Mal den Mond und das dritte Mal die Sonne. Und jedesmal (nach der Kirche) . . . legte (sie) das Kleid wieder an der Weide nieder.

Willet Verjettmeinich (*Myosotis palustris*; auch *Myosotis arvensis*) wasst hoch up de Wäsen.

Wenn im Dorfkrug die Musikanten (d. h. die Spielleute) aufspielen beim Tanze, so singen sie dazu:

„Ick wärre Dei nich verjättn,
 Ick hebbe Dei all verjätt, jätt, jätt“

(bezieht sich auf die Liebe zu Mädchen, vergleiche dazu das Kraut Mannsuntreue.)

Windhalm (eine Grasart).

Wintajrū'n, Immajrūn (*Vinca minor*), mäken se Kränse von.

Wirzichkohl, siehe Kohl.

Wirsingkohl heisst am Rhein: Savoyen; wurde in Ostpreussen genannt: Welscher Kohl (Königsberg).

Wittn Kohl, siehe Kohl.

Witte Müre (*Stellaria media*?? — *Cerastium aquaticum* Bolle?)

Witte Råde (*Lychnis alba* L.). Wer det schmiedende Wäta häd, denn dree sonne Kno'tn jekocht tu Thee un denn jedrunkn. Et wern die jrö'nen Knotn jesammelt un de wittn Blü'dn.

Witterō', Wittero', Stoppelrübe (Wasserrübe).

Wrukke, siehe Korō'.

Wulfsrankn (*Sedum acre*).

Nachtrag zu:

Hungablume, Täschkrut. „Bei Lindchen (Kreis Kalau) tranken die Frauen einen Thee von Hirtentäschelkraut, um die Milch zu verlieren, wenn sie die Kinder abgewöhnen wollten.“

Salat. „In Kottbus und Triebel sagen sie, weil sie das a wie ä sprechen, scherzhaft: „Kärle kährt mit de Kärre uf de Märchte nach Saläte“. (Mitteilungen des Herrn v. Werthern).

Zum Schluss gebe ich noch die Namen von Blumen und Bäumen, die in dem Vorgärtchen eines kleinen Kossätenhauses standen: Wintergrün, Rittersporn, Dickkopf, Aster, voller Mohn, Schlüsselblume, Feuerflamme (Kaiserkrone), Gien (Georgienen), Stiefmütterchen, Klappernärschnabel, Glockrosen, Kresse, Butterblume, Pijone, Fleischsalvei, buntes Gras, Knumpnerche, Danne, Kristanjenboom, Schandarmenmütze.

Verzeichnis plattdeutscher Wörter.

Abresche (Ebresche).	anfat (anfasst).
Ädern (Adern).	anjefärwt (angefärbt).
af (ab).	anjejrepen (angegriffen).
afjebrôken (abgebrochen).	anjemokt (angemacht).
afjehoält (abgeholt).	annan (an den); ant (an das).
afjehunzt (heruntergemacht, heftig ausgescholten); hunzen ist Zeitwort von Hund.	Ä'pe, Ape (eine Art Rüster), s. K.
afjeme'd (abgemähet).	ar (er).
afjepoält (abgepellt).	arbe'den, erbeden (arbeiten).
afjeschept (abgeschöpft).	Ärden (Arten).
afjeschramt, beim Gänsepiel mit dem Fuss, d. h. dem Hacken, der Ferse, im weichen Erdboden eine Furche als Kreislinie vertieft, s. Jänseblümken K.	Äs (Aas).
afjestengelt (abgestängelt), die Stängel abgerissen.	as (als; so; der, die); die, as nu sind (die, welche nun sind).
afjeströ'ft (abgestreift).	Atoffeln (Kartoffeln).
aftuhelpen (abzuhelfen).	Auen (Augen).
Äkelei (Akelei).	Baken (Backofen).
Alderleischet (Allerlei).	bâden (baden).
A'len, Ä'len (Schlehe), s. K.	Balderja'n (Baldrian).
ale'ne (allein).	bale, bal (bald).
Alfranken (= kletternder Nachtschatten).	Bamelberken (Hängebirken).
am (ihm); anam (an ihm); vör am (vor ihm).	be'de (beide).
Ambt, vereinzelt (Amt).	Beifu't (Beifuss).
	beki'ken (besehen, ansehen).
	Belsenkrut (Bilsenkraut).
	Be'mwil, Bemvil (Beinwell).
	Be'n (Bein; meist Fuss).

be neiden: durch Loben Schaden zufügen
 ein Fachausdruck in der Sprache der
 klugen Frauen und in der Hexerei, ver-
 gleiche Orant K.
 Be'ron, Biren (Birnen).
 Berch, Barch (Berg).
 Berke (Birke).
 bern'pen (berufen); Fachwort in der
 Hexerei und Zauberei.
 Be'rschkene (Beeren, Heidelbeeren).
 bes (bis).
 beschpreken (ein Krankheitsübel be-
 sprechen); Fachwort der klugen Frauen.
 beschreien; mit Worten, durch Bezau-
 berung, Übel zufügen.
 Besen (Besen).
 Besenbingen (Besenbinden).
 betält (bezahlt).
 Binge (Binde).
 Bingster (Binder, bei der Ärnte).
 Bise (Binse).
 bit (beisst).
 bitrijen (beissigen).
 Bladern, auf dem Leibe, wer det Netel.
 lieber hed.
 blaft (bellt).
 Ble'ksucht (Bleichsucht).
 Ble'kste'de (= Bleichstätte), Stelle, wo
 gebleicht wird.
 Ble'dere (Blätter).
 ble'wen, bli'wen (blieben).
 bli'w (bleibe); bli'wet (bleibt).
 bli'wen (bleiben).
 blo (blau); blaue Farwe (blaue Farbe).
 blö'en (blühen).
 Blu'd, Blu'd (Blut).
 Blü'de (Blüte).
 Blu'ssen (Blüten).
 Blü'mken (Blümchen).
 boaken, böken, = braken (Flachs brechen);
 Bökster (Brecher).
 Bobel (kleine Bommel).
 Bobeln (die Beeren, beim Flieder).
 Böleken, der kleine Amboss, auf dem
 die Sense getengelt wird.
 Bölen (beim Flachs der Leinsame, „wenn
 er afjeräpt ist“).
 Bole (Zwiebel).
 Bolnepen (Bollenschalen).
 Bo'mwule (Baumwolle).
 Bo'ne (Boden).

bo'ne (oben); bo'ne uppen Böne (oben
 auf dem Boden).
 Borke; die äussere hart gewordene und
 durch Dickerwerden der Baumstämme
 und Äste geborstene Rinde.
 Botre, Botere (Butter).
 Bráde (Braten).
 Bráke, (Brache).
 Brámen (Brombeeren, Brombeersträucher).
 Brandwi'n (Brautwein).
 bre'd (breit).
 breken (brechen).
 Bre'me (Augenbraue; Bräme an der
 Pudelmütze). Früher trug man Pudelmützen.
 Sie bestanden aus einem Tuch-
 deckel und einer Bräme von Fell (vom
 Fuchs u. a.) darum. Eine Brämemütze
 musste jeder haben, das gehörte zum
 Anstand.
 Brennete (Brennnessel).
 Brö' (Brühe).
 Bro'de (Brote).
 brö'sch (spröde, hart).
 Brü'dere, Brü'dre (Brüder).
 Brü'dijam (Bräutigam).
 bru'ken (brauchen).
 bru'n (braun).
 bru'se (brause), s. Flass K., hier: Bülgen
 schlagen.
 Bu'de (Haus, Hütte, Vogelkäfig).
 Bü'del (Beutel).
 Buk (Bock).
 Bu'kknipen (Bauchkneifen).
 Buksbart (Bocksbart).
 Bü'len, Bü'leken (= ganz kleine Kinder).
 Bü'lenkinder, rechte Bü'lekenkinger
 (Geschwisterkinder).
 bulijen (wogen, Wellen schlagen).
 Bulmelk (Bullenmilch).
 Bumel (Bommel).
 Bünge; hier (Bündchen).
 Bunt; s. Kesper K., hier: dörchenenger
 (durcheinander); ich fand bunt auch
 von Schriftzeichen gesagt sowohl bei
 Deutschen wie Wenden (pisany).
 Bu're (Bauer). Der Stand der Bure oder
 Bauern ist durch sein Alter ehrwürdig.
 Früher, vor etwa 2000 Jahren, hiess
 sogar ein deutscher Volksstamm: Bure.
 Er war ansässig im nordöstlichen Deutsch-
 land, und der römische Geschicht-

- schreiber Tacitus berichtete schon damals, dass die Bure (Bauern) nach Sprache und Sitte zu den Schwaben gehörten. Die Schwaben aber bewohnten zu jener Zeit Norddeutschland und auch die Mark. Die eigenen Worte des Tacitus lauten: „Retro Marsigni. Cotini, Osi, Buri terga Marcomanorum Quadorumque claudunt. E quibus Marsigni et Buri sermone cultuque Suebos referunt“ (Germania, 43).
- Busch**, s. Renefäre K., s. He'de.
Buschebo'm (Buchsbaum).
Bute; am Spinnrad eine offene Büchse oder Napf von Holz, ausgedrechselt, in die beim Spinnen, jenachdem, eine leere oder volle Spule gesteckt wurde.
Butenstruk (Weissdorn).
dâ (da).
da (der), ganz kurz gesprochen.
Dauen (Dabendorf).
Dach (Tag).
Dâkwâsen (Dachwiesen), s. Iersejje K.
dâmed (damit).
da'noa (danach, jenachdem).
Dane (Tanne).
Danepel (Tannzapfen).
Dâre (Tage).
dât (that).
dâten (thaten).
Dausendjûlnkrut (Tausendgûldenkrut).
Dauenkrut (Taubenkrut).
de, ganz kurz gesprochen (die).
dei (dir, dich).
Deibelshand (Teufelshand).
Deiwelsknot (Teufelsknoten), ein Knoten beim Zubinden der Sâcke.
den, zeitlich gebraucht (dann).
Depel (der grosse Flitterbold; die Wasserjungfer).
derf (darf).
Dersche (Dorf Dergischow).
det (das).
di'ne (deine).
Dir (Tier).
Dissel (Distel).
Dô (Tage); **Dô** (Tag).
Dô't, do'cht (taugt).
Dochtere (Tochter), **Dôchtere** (Tôchter).
doler, wuchert (toller, schlimmer); wie doll nach, wie verrückt nach = so heftig begehrlieh.
- Dâlder** (Thaler).
Dolk (Tolch?).
dô'n (thaten).
dôrch (durch); **dôrchen** (durch den); **dôrcht** (durch det).
dôrchebe'zt (durchbeizt).
dôrchenenger (durcheinander).
Dôrchfall (Durchfall).
dôrchje'n (durchgehen); auch Fachwort der klugen Frauen von der Wirkung eines Krautes durch den Leib hindurch; s. Hundekamelle K.
dôrchsî'n (durchsehen); Fachwort in der Sprache der klugen Frauen und in der Hexerei, durch ein gewisses scharfes Ansehen, ein Übel, eine Krankheit herzaubern, hervorrufen.
Dôrp (Dorf); **Dôrpere** (Dôrfer).
dôrschtich (durstig).
dô't (taugt).
do'we (taub).
Drâke (Drachen), **de Drâke trekt** (der Drache zieht durch die Luft).
dran (daran).
Drankfat (Trankfass).
drâren (tragen).
Draspe (Trespe).
dreuen, dreien (dôrren, dôrren).
Drebuk (Drehbock des Schusters).
Dreibuk (Dreibock); siehe Hasselnôte K.
dreiderleischet (dreierlei).
Drete'n (die Dreizehn), d. h. die 13 Tage, = die Zwôlfte, ein bestimmter Ausdruck für die altheilige Zeit nach der Wintersonnenwende zwischen Weihnachtsheilgabend und Grossneujahr, Heiligedreikônige (6. Jan.).
drecht (trägt).
dre'wen (trieben).
Drift (Weg, wo das Vieh getrieben wird).
Drillwind (Wirbelwind), in Norddeutschland auch Kûsselwind.
drinken (trinken).
dri'wen (treiben).
drôden (trugen), **drôn**.
Drâki'pe (Tragekiepe).
drôn, drôen (tragen).
Dropen (Tropfen).
Drukbu'le (Druckbeule).
drunga, drûnger (drunten).
drup (darauf).

dru'ren (tragen).
 dru'se (?).
 dru'ten (draussen).
 Du'k (Tuch).
 Du'kferwen (Tuchfärben).
 dul, dol (toll); duler (toller).
 dükste, dölste (tollste); schlimmste.
 Dumkop (Dummkopf).
 dun (thun), ein im Plattdeutschen häufig gebrauchtes Hilfszeitwort, um irgend eine Handlung zu schildern, namentlich die Andauer oder den Fortgang derselben. Ähnlich ist noch im Englischen do gebräuchlich als Hilfszeitwort in gewisser Beschränkung bei Frage und Antwort; tu du'ne (zu thun); det dut jud wassen (das wächst gut).
 düne, dunemals (damals).
 du'ne (voll); auch sonst in der Mark: betrunken.
 Dunst (Ausdünstung, Geruch).
 dü'r (teuer).
 Düsche (Tisch).
 du't (thut).
 eba (aber).
 e'e (ehe); bevor.
 E'fa (Ephen).
 Eike, Eke (Eiche).
 Eire (Eier).
 E'kel (Eichel).
 E'keneppe (= Eichelnapfe).
 Elfwide (Elbweide?).
 Else (Erle, Eller).
 elwen, von (von elf).
 emäl (einmal).
 e'n (ein); e'ner (einer); e'nen (einen); e'ne (eine).
 e'nder (einer).
 e'nfak (einfach).
 Enge (Ende).
 Enkeling (Enkel).
 Enken (hier kleine Zweige, Enden; die jungen Keimtriebe der Kartoffel).
 engere (andere).
 Engerlinge (die Larven des Maikäfers, in der Erde, im Anger).
 engert (andres), engersch.
 Entenjrüte (Entengrütze).
 E'rde (Erde).
 E'rdapel (Erdapfel), Kürbiss.
 ere (ehe).

eren (ihren').
 E'renpris (Ehrenpreis).
 Erfte (Erbse).
 Ernteti'd (Ärntezeit).
 e'rschte (erste).
 et, het (es).
 e'ten (essen).
 E'ten, Erten (?).
 E'tofeln, A'tofeln, Ertofeln (Kartoffeln)
 falt (fällt).
 Fatt (Fass).
 Fe'derkrut (Federkraut).
 Felen (Feldern); wendisch (und sonst slavisch) polo das Feld, davon der Volksname Polen, volkstümlich deutsch Polak = der Pole. S. Flass.
 fe'rich (fertig), farich.
 Ferkle (Ferkel).
 Ferze (Färse), heisst ein Kuhkalb, bis es gekalbt hat; aber Bullkalw!
 Ferwerblu'me (Färberblume).
 Fetschenkru't, s. K.
 Fichte (Kiefer); in Oberbaiern: Förche, Fije'lekinne (Veilchen). Der Ton liegt auf je —.
 fi'n (fein).
 Flass, det (der Flachs).
 Flassbo'te (Flachsbündchen). Bote wird nur vom Flachs gesagt. Ein Bund von Roggen u. d. heisst Jarwe (Garbe).
 Flasken (Flachschen).
 Fle'en (Fliegen).
 Fle'empuls (Fliegenpilz).
 Fle'schläden (Fleischladen, Fleischer = Metzger = Schlächterladen).
 Flí'der, schwarzen Flider (Hollunder').
 flizen (flitzen, schnell fortlaufen), wie in: Flitzbogen.
 Flittergras (Zittergras).
 Foam (Faden).
 Föme (Fäden).
 fret (frisst); fre'ten (fressen).
 Fraue (Frau).
 Frauns (Frauen).
 Fraussen (= schlechte Frau), z. B. rum-dri'wrijet F. (Herumtreiberin).
 Freundschaft (= Verwandtschaft).
 Fri'ren, det (Fieber, das sich als Frost zeigt).
 Frö'jár (Frühjahr).
 Frömde (Fremde).

frü'er, frü'a (früher).
 Fu'der (Futter).
 fu'dern (futtern); fu'dert (futtert).
 fufzendre (der Funfzehntste).
 Fu'lbom (Faulbaum).
 fu'le Sei, die; vereinzelt feulen See (die faule See), jetzt Sumpf und Wiesen, „ein übergewachsenes Fenn“. Wenn kein fester Grund ist, ist es ful.
 fu'lije (faule).
 fünwe (fünf).
 Fürherd (Feuerheerd).
 fürmorjens (frühmorgens).
 Φοβση (lateinisch volva).
 ha', ha'r, a'r (er).
 Ha'ber (Hafer),
 hade (hatte).
 Haderik (Häderich).
 haken (sitzen, festsitzen); hakt an (sitzt woran fest).
 Håktü'ch (Hakzeug); anderwärts auch Buktüch, das hölzerne Gestell an der Sense bei der Ärnte, damit das Getreide zusammenbleibt, auf einem Schwad fled (fliegt).
 halwe (halbe).
 halwe'je (halben Weges), einigermaassen.
 Halewarter, det, d. h. halbe Warter, Imbiss zwischen Frühstück und Mittagbrot, und Mittagbrot und Abendbrot, also das zweite Frühstück und Vesper.
 Hamelschmiten (Hammelschmeissen) ist ein märkisches Volksspiel: Die Jugend des Dorfes giebt das Geld; dafür wird ein Hammel gekauft. Die Måkens, aber bloss die Jumfern (Jungfern), putzen am ut. Er kriegt eine weisse Decke über den Rücken, und oft noch ein buntes Tuch darüber; auf den Kopf um die Hörner einen Kranz von künstlichen Blumen. Bone upn Puckl up de bunte Decke werd 'ne Schtrudsche (Stråusschen von künstlichen Blumen) upjestoaken (aufgestochen). Dann findet Kugelschmiten statt, um den Hammel zu gewinnen. Die Jungen werfen dabei nach 9 Kegeln. Auf mich hat der feierlich so ausgeschmückte Hammel immer den Eindruck wie ein festlich, zu Ehren einer Gottheit, geschmücktes Opfertier gemacht.

handbre'd (handbreit).
 Handstampe (Handstampfe).
 Håne (Hahn).
 Hånkam (Hahnkamm), ein Pilz, weil er so ausgezackt ist wie der Kamm auf dem Kopfe des Hahns.
 Hånklö'ten, (Spillbaum).
 ha'r (her); ha'r, ha', a'r (er).
 Hardhölten (= Hartholz) s. K.
 Håre (Haare).
 Hasselnö'te (Haselnüsse).
 Håsenko'l (Hasenkohl).
 hastich (hastig), schnell.
 he' (habe); ick he' = ich habe.
 heben (haben).
 he'en, he'n = heben.
 he'd (heiss).
 hed (hat).
 hed (heisst), s. hi't.
 hede (hatte); heden (hatten).
 He'de (Heide); Wald und zwar Kiefernwald, da hier die trockenen, höher gelegenen Wålder nur Kiefernwålder sind, die Laubwålder auf legem Boden heissen Busch. Busch für Laubholzbestand ist weit verbreitet in der Mark.
 He'dekrut (Haidekraut).
 He'denetel (Haidenessel).
 He'densch (Haidekorn, Buchweizen).
 he'donsche (= haidensche, Haide-).
 Hederik (Häderich).
 Heirad (Heirat); Redensart: Heirat ist kein Pferdekauf.
 Hekse (Hexe).
 He'lbole (= Heilbolle).
 he'le. Hi'leken, auch Hi'leke sagt man zu den Gånsen, wenn sie klein sind. S. Jånseblümken K.
 he'le Christ (heilige Christ).
 he'lich (heilig).
 Heling oder Kålder ist der vierte Teil einer Semmel. Eine solche Semmel aus Weissbrot besteht aus 4 Rundteilen, die an einander gebacken sind. Jedes von den 4 Stücken heisst H. oder K.
 He'lkraft (Heilkraft).
 helpen (helfen); helpt (hilft).
 He'lung (Heilung).
 he'lt (heilt).
 he'mlich (heimlich).
 hen (hin).

henbringen (hinbringen).
 Henoperling (Hänfling, Vogel).
 Henge (Hände).
 Henseken (Hänschen).
 He'rde (Hirte), Here.
 He'rden, Hern, Harn, die, (die Hirten).
 Herest (Herbst).
 he'ri! he'ri! werden die Gänse gelockt,
 gerufen.
 Hern- (Hirten-), z. B. Hernwese, Hernhus
 (Hirtenwiese, Hirtenhaus) waren die
 Wiese und das Haus, die dem Gemeinde-
 Hirten von der Dorfgemeinde zur Nutz-
 niessung übergeben wurden zur Zeit,
 als noch das Gemeinde-Hütewesen —
 ebenso wie die Gemeindefelderwirt-
 schaft — bestand, das für die kleinen
 und mittleren Besitzer in mancher Hin-
 sicht vorteilhaft war, hier aufgehoben
 seit der Separation (etwa 1848).
 herna'chens, na'chens (nachher).
 Herze, die (die Hirse), s. Herze K.
 heste (hast du).
 he't (heisst).
 Hexe, eine Frau, die durch Zauberkünste
 Anderen Schaden zufügen kann. Alt-
 hochdeutsch nach Grimm: hazuza, angel-
 sächsisch häytese, mittelniederländisch
 hagetisse. Artisse heisst hier die Ei-
 dechse.
 hi' (hier).
 hi'len (hielten).
 Hi'leken, auch Hi'leke, Kosenamen der
 Gänse, sagt man zu ihnen, wenn sie
 klein sind, wie in Städten der Mark
 auch Vi'zeken (Viehchen), sachteken,
 sachtechen (recht sachte), se'reken (von
 sehr gebildet). Lü'sechen (Lieschen) ist
 hier das Schmeichelwort für ein Ku'kalw,
 Hänseken (Hänschen) für ein Bulkalw.
 hi'ljen (heiligen).
 Hingendöre (Hinterthüre).
 hinger (hinter); hingern, hengern (hinter
 den, dem); hingert Hus (= hinter das
 Haus).
 hit (heisst).
 hi't (hiess).
 Hite (Hitze), Fieber, das sich als Hitze
 zeigt.
 hoalen (holen).
 hoe (hohe).

Hof, Garten mit Bäumen hinterm Hause.
 Hók (Habicht).
 Hóksóat (Habichtsaat).
 hold (hält).
 hôle (hole, thu holen).
 holen (halten).
 hole Röre (hohle Röhre).
 Holpi'pen (= Hohl Pfeifen), weil die Frucht-
 stängel des Schachtelhalm hohl sind. S. K.
 Holt (Holz).
 Hån (Hahn).
 Honich (Honig).
 Hör (Hafer).
 ho're Bóme (hohe Bäume).
 hörren (= hinhorchen), s. Kespern K.
 hörken (horchen).
 Horntakene (= Hornzacken = Horn-
 zweige), s. Fichte K.
 Horscht, die (der Horst), s. Fichte K.
 eine Huke voll; etwas, in irgend einer
 Art, in ein Bund gebunden und auf dem
 Rücken getragen, ist eine Hücke. Man
 sagt, wenn einer betrunken ist: „Der hed
 sich ju'd e'nen upjehukt (aufgehuckt, von
 aufhucken).
 Hu'd (Haut); Hü'de (Häute).
 hū'den (hüten).
 Hu'de (Heerde). Man sagt: ene Hu'de
 Vei, Schápe, Jense.
 Hündeken (Hündchen).
 Hundemele (Hundsmelde).
 Hunderibe (Hunderippe).
 Hündre (Hühner).
 Hüne (Henne).
 Hu'p (Haufen); Hü'pe (mehrere Haufen).
 Hu's (Haus); tu Hu'se (zu Hause).
 Hü'seken (Häuschen).
 Hu'slo'f (Hauslaub), s. K.
 Hutsche (Fussbank).
 jaf (gab).
 jaf ru't (= gab heraus, war ausgiebig,
 ergiebig).
 jalp (schlank).
 Jåre (Jahre).
 Jare (Garbe).
 Jårne (Garne); det Jårne (das Garn).
 Jarwe (Garbe).
 Jastwurm, = Jerschwurm (Gerstwurm).
 jau (ja).
 jeble'kt (gebleicht); vereinzelt: jebleen.
 Jebtū'de (Blut).

- jebod (gebadet).
 jebra'kt (gebraucht).
 jedán (gethan), jedá'n.
 jedreut, jedreit (jedörnt).
 je'en (gegen).
 jeft (gibt); jeft et hi' wat tu' drinkeno?
 jefu'lt (gefault).
 jefungen (gefunden).
 jefu'rt (gefahren).
 jehad, jehed (gehabt).
 Jehé' (Gehäge), Einhägung, Zaun.
 jehebt (gehabt).
 jehe'lt (geheilt).
 je'hen, je'en, je'n (gehen).
 jei (ihr); jei du'en (ihr thut).
 jehoalt, jeho'lt (geholt).
 je'jen, je'en, je'n, je'ene (gegen).
 jeje'n (gegangen).
 jejeten (gegessen).
 jeje'wen (gegeben).
 jejá'n (gegangen).
 jekre'n (gekriegt).
 jeklopt (geklopft).
 jekú'zelt (= hin- und hergedreht), ganz
 vereinzelt.
 je'l (gelb).
 Jeld (Geld).
 jele'ed, jele'd, jele'cht (gelegt).
 je'lku'nschich; Ku'nsche sind Zacken
 (Zweige) von der Fichte (Kiefer); solche
 von den Laubbäumen heissen Ri'ss
 (Reis), je'lku'nschich ist ein Zweig, wenn
 er trocken ist, gelbe Nadeln hat.
 Jelpé, s. Fichte K.
 Jeme'ne (Gemeinde, Dorfgemeinde), Je-
 möne.
 Jeme'ne (Gemeine). Damit werden be-
 zeichnet Heerleute, Heermänner unter
 der Fahne (Gemeiner = Heermann) im
 Gegensatz zu den Vorgesetzten, aber
 nicht Wehrleute und Landwehrleute.
 jeme'nben (gemeinhin); gewöhnlich.
 jemokt (gemacht).
 jenoamen (genommen).
 Jense (Gänse).
 Jenter (Gänserich), Jenta.
 jenü'emt (genannt).
 jenuch (genug).
 jeplant (gepflanzt).
 jere'wen (gerieben).
 jerechent (gerechnet).
- jerne (gern).
 Jerschte (Gerste).
 Jerschwurm (= Gerstewurm, Rietwurm,
 Gryllotalpa vulgaris) s. Jastwurm.
 jerrupt (gerufen).
 Jesch (Gischt), witten Schu'm.
 jescherwet (geschabt).
 Jeschichten (= Sachen, in gewisser
 Verbindung).
 jeschme'rt (geschmiert).
 jeschmolten (geschmolzen).
 jeschneden (geschnitten).
 jeschpi'lt (gespeilt).
 jeschpunen (gesponnen).
 jeschte'len (gestohlen).
 jeschtampt (gestampft).
 jeschtorwen (gestorben).
 jese'd, jeseit, jesecht (gesagt).
 jese't (gesät).
 Jesicht (Gesicht).
 jesi'n (gesehen).
 jestoaken (gesteckt, gestochen).
 jesükt (gesucht).
 Jetre'de (Getreide).
 jetz (jetzt).
 je'wen (geben).
 jewé'st (gewesen).
 Jicht (Gicht).
 ji'der (jeder).
 Jift (Gift).
 jift (gibt).
 ik (ich).
 J'lof = (Jlaub, Epheu).
 Jlo'wen, Jlö'wen (Glauben); jlo'wen,
 jlö'wen (glauben).
 in- (= ein in Zusammensetzungen).
 in, in'n, innen (in einen, in den); int (in
 das); in Sack (in den Sack), int Jär
 (in dem Jahr).
 inbrö'en, inbrö'n (einbrühen).
 inbu'schen (einwiegen), s. Puje.
 injebé'ten (eingebissen), hineingebissen.
 injebudelt (eingebuddelt), eingescharrt,
 eingegraben.
 injejoaten (eingegossen); injejōten.
 injeri'wen (ingerieben).
 Joasdōrp (Gadsdorf).
 jo'd (gut).
 tu Johane (zu Johanni); up'n Johannes-
 dach.
 Joldfoam (Goldfäden).

Joldschu'm (Goldschaum).
 Jörn, Jören, Jordan (Garten). Meist sagt man Hof für Garten, nur wenn man einen Garten anlegen will, sagt man: Jören anlegen.
 jra'de (grade).
 Jras (Gras).
 Jrensse (Gränze).
 jri'sen (= greisen, grau).
 Jrö (Graben); Lu'derbuschjrö (Luderbuschgraben).
 Jröschén (Groschen), der Jrösche (der Groschen).
 jro't (gross); jrö'ter, grösser.
 i'rschte (erste).
 Jrumet (Grummet), das Heu, getrocknete Gras, vom zweiten Schnitt, von der Nömäte (Nachmaht); der erste Schnitt heisst Vörmäte.
 jrü'n, jrö'n (grün).
 Jrundne'tele (Grundnessel).
 Jrüte (Grütze).
 Jrütenmölder (Grützemüller).
 Jru'ze (= Rasen), auch bei den Wenden in der Niederlausitz gebräuchlich, wenn sie deutsch sprechen. Lausitz-serbisch (wendisch) blomje = Rasen.
 issen (ist ein); isset (ist es).
 I'serherte (= Eisenhärte), s. K.
 I'serseje (= Eisensegge), s. K.
 ju'd, ju't (gut), vereinzelt jo'd; ju'den Man (guter Mann).
 Ju'le (Julje), = Julia, ein heidnischer römischer Name.
 julen (galten).
 jult (galt).
 Jurke (Gurke).
 Kachel (Ofen).
 Kaliten (= Schmetterlinge jeder Art, gross und klein).
 kam (kam); ke'men (kamen).
 Kamele (Kamille).
 Kamere (Kammer).
 Kant, det (der Kanten), das Endstück vorn und hinten am Brot.
 Kapra'schaft (Korporalschaft).
 Katenschtert (= Katzenschwanz).
 kauschnütich (kiesätzig), sagt man, wenn einer nicht essen will.
 kender, ke'ner, keindrer (keiner); häufig: ke'ner nich (keiner nicht), doppelte

Verneinung; solche ist auch im Wendischen.

Kerke (Kirche).
 Kerner (Körner), meist Körner.
 Ke'senappe (Käsenäpfchen).
 Kesper (Kirsche).
 Kesperbo'm, Kesperbo'm (Kirschbaum).
 Ke'tel (Kessel).
 Kingere, Kingers (Kinder).
 Kirche, bei Lucknwole (Luckenwalde): Kerke.
 Kürschte (Kirste), die harte Rinde vom Brot.
 Klaue (Klaue); die zweigespaltenen Füsse bei Schaf, Ziege, Rindvieh heissen Klauen, Pferde und Esel haben Schue.
 Klaue auch (Hand) in grober Umgangssprache.
 klauen u't, z. B. de Schäpe (klauen aus) d. h. scharren aus, wühlen aus mit den Klauen der Füsse. Klauen oft gebraucht auch für die Hände, ebenso in den Städten, daher die bildliche Redensart klauen für schreiben.
 kleuen (spalten, kriegen Spalte und grosse Risse, kleiben auf).
 kleuen up (spalten auf, durchschneiden).
 kleuich (= geklobt, aufgeklebt, aufgespalten, auch aufgerissen).
 kle'n (klein); klender (kleiner).
 Klimperküle, ein gekrümmtes Holz mit eisernen Ringen, das die Pferdehirten hatten, um damit zu rasseln und zu werfen. Ähnliche haben noch jetzt Hirten grösserer Herden (Rinder und Pferde) in Oberbayern, z. B. in Dachau (bei München).
 Klockjras (Glockengras).
 klu' (klug).
 Klu't Lehm (= Klumpen Lehm).
 knapen (knallen mit der Peitsche).
 knapern (klappern, vom Storch); allgemeiner: knepern.
 Knapene'r, Knepene'r, Knapenar (= Storch), so genannt, weil er mit dem Schnabel knepert.
 Knif, det (= kleine Sichel).
 Knoben (Knospen), Knobe (Knospe).
 Knö'de (Knoten).
 Knö'deln (= Kartoffeln), s. Knolln K.
 Knolen, Knulen (Kartoffeln).

- Knossel (Knöcksel, Knöchel), s. Knüssel.
 Kno'ten, s. Flass K.
 Knulenbudeln (Kartoffeln ausbuddeln, aus der Erde nehmen).
 knurrt, s. Kespern, vereinzelt gebraucht für das Muhen der Kühe und Grunzen der Schweine.
 Knü'ssel, Knüssel (Knöchel am Fuss). Die vier (Knöchel) oben auf der Hand heissen Knö'le.
 knusterich (knusterig), vom Stamm gesagt, knorrig, verästelt, nichtglatt, s. Fichte.
 kōamen (kommen).
 Koden, herbe Feldbirnen.
 Ko'dern heisst Wederiden (Wettreiten), der jungen Burschen auf Pferden, fand in Glienigk meist den 2. Pfingstfeiertag statt.
 Kö'e, Kö' (Kübe); auch Ku'e.
 Kōle (Kawel).
 kolen (kalten); kole Hänge (kalte Hände); kold (kalt).
 konde, = kōne (konnte).
 Kop (Kopf); Köpe (Köpfe), Köpken (Köpfchen).
 kö'pen (kaufen).
 Kopri'ten (Kopfreissen).
 Kōrō' (Kohlrübe); Kolrō'.
 Körwe (Körbe).
 kö'sch (schlapp, matt); kö'sch, keusch. Das ö in kösch ist sehr spitz.
 krabeln (krabbeln, sich kratzen).
 Krable (= Krätze), ein umschreibender Ausdruck „nicht so groß“, wenn man Krätze nicht aussprechen will, z. B. beim Tanz: „Tanze nicht mit der, die hat die Krable.“
 Krankhe'd (Krankheit).
 kre'en, kre'n (kriegen), kreien.
 kreist (kriegt).
 kreit (kriegt).
 Krempe (Krämpfe).
 Krenge plū'n, d. h. die Kränge pflügen. Wo man am Ende eines Ackerstückes, z. B. an einem Wege, querpflügt, wo rumjetrekt wird, da ist die Kränge. Wenn sie mit dem Spaten gegraben wird, sagt man Krenge rum jrō'n
 Krense (Kränze).
 Kre'z (Kreis).
 kribeln (kribbeln), sich durcheinander bewegen, von kleinen Tieren gesagt.
 Kri'ch (Krieg).
 kricht (kriegt, bekommt).
 Kri'keln (Kriecheln).
 Kristko'l (Grünkohl; Christkohl genannt, weil er zu Weihnachten, der hoffnungsreichen, zu neuem Leben erwachten Zeit, der Zeit des grünen Tannebaums, gegessen wird. „Grün ist die Hoffnung“, und „grün des Lebens goldner Baum“.
 Krop (Kropf), Pferdekrankheit, dabei Anschwellung.
 Krōpe (Kröpfe), Blütenstengel mit Blüten und Blütenknospen, z. B. bei der Brennessel und anderen Kräutern, „die Spitzen“ bei Kräutern und Bäumen.
 Krō'r (Krüger, der Inhaber des Kruges (Gastwirtschaft, Schänke), Gastwirt im Dorf, Schänker.
 Kru'd (Kraut), auch im weiteren Sinne noch für andere Pflanzen gebraucht.
 Krū'derei, allerhand Kräuter zusammen.
 Kru'e (Kranich).
 Kru'me, das weiche Innere vom Brot, siehe Kürschte.
 Kru'seminte (Krauseminze).
 Krū'z (Kreuz).
 Kukulū'ren, vereinzelt Kukulū'ren, Kukulū'ren (Kienäpfel), s. Fichte K.
 Kü'lder, s. Heling.
 ku'len (kühlen).
 külexe (speie, brich aus), küleke.
 kum (komm).
 Kum (Trog); Stampekum; Schweinekum; Dränkekum.
 künde (konnte), kunde.
 küne (konnte); künen (konnten).
 künkeln, ist wie die Leute sagen, ein feinerer Ausdruck für σχιτιν, sonst könnte man an Kunkel (= Rocken, = Kützel) denken.
 Ku'nsche, s. Fichte; sachlich dasselbe wie Tanger, vielleicht aus dem Wendischen. Chojna = Kiefernreisig, Tanger (chojca = Kiefer). W. V. 163: „Co jo zymje zelone? — Ruta a ta chojninka . . . Was ist im Winter grün? Die Raute und das Kiefernreis.“ In der Niederlausitz wendisch Chojany, deutsch Kunersdorf, in der Oberlausitz Khójnica, deutsch Kunitz (Dorf). Niederwendisch

końc das Ende, auch gesprochen ku'nz;
Kusch ein wendischer Eigenname.
Ku'rel (Kugel).
Kusche. W. V. 49: „Kusche heisst dort
(Gross-Schulzendorf, soviel ich feststellte,
Eingbrocktes, Brocken in Flüssigem,
aber nur solche von Backwerk.“ W.S. 99:
„Es war eine Frau, die hatte ein kleines
Kind. Und wenn sie melken ging, setzte
sie ihm in der Stube Milch auf die
Dielen und Brot hineingebrochen. Da
erzählte das Kind immer, dass eine
Katze käme und die Milch aufleckte,
aber die Stücke nicht fressen wollte.
Eines Tages hatte die Mutter wieder
Milch hingestellt und passte auf, was
das für eine Katze wäre. Da kam ein
Schlangenkönig zu dem Kinde und leckte
die Milch aus. Und das Kind schlug
ihm immer mit dem Löffel auf den
Kopf und sagte: „Ajta, papaj kuski a
nješlapaj same mlocko, Miess, iss Stück-
chen und schlabbre nicht bloss Milch-
chen“ u. s. w. W. V. 49 dieselbe Sage
in Gross-Schulzendorf, das Kind sagte:
„Wist de Kusche fräten (willst Du wohl
die Brocken fressen).“ Wendisch kus =
Bissen, Stück, Brocken; kusk = Stück-
chen, Brocken, Bissen.
Küssen (Kissen).
Kuzel, Kuschel, Kusel, s. Fichte K.
Kü'zel (= Wockenstock), steckt im Arm.
Um den Küzel ist die Woke (der Wocken)
gewickelt, aus Flachs oder Werch.
Lausitz-serbisch (wendisch) kužela =
Rocken, Wocken,
kü'zeln, in der Spinnstube den Wocken
abnehmen und durch einen Kuss wieder
einlösen, s. Flass K., Hässelnöte K.
kü'zeln, ganz vereinzelt: hin und her
drehen, s. Balsnkrut K. und Drillwind.
lang raf (herunter), eigentlich der Länge
nach herunter.
lāten (lassen).
Le'dere (Leiter).
Le'je, det (das Niedrige, niedrige Land);
leje (niedrig).
leien (legen); le'd (legt).
leid, lecht (liegt).
Lemre (Lämmer), s. Steenpäpa K., wenn
er abgeblüht hat, kriegt er sonne Würste.

Früher, jetzt hier scheinbar nicht mehr
bekannt. Wenn de janss klen Ki'nepl
so ru'tki'ken, nennen manche sie Lemre.
Le'pel (Löffel).
Lewen (Leben).
lichter (leichter).
Lichtere (Lichte).
li'den (leiden).
Li'n (Lein).
Linge, die (Linde).
li't (liess).
Li'w (Leib). Der Bräklöpa ruft: „Mi Liw,
mi Liw!“ Denn jift et jerne Rejene.
loāten (lassen); lod (lass).
Loden (Lodon, bei den Lodden kriegen,
heisst jemand am Kleidanpacken und fest-
halten, ebenso bei de Hudern kriegen, bei
de Kassél, beim Kassél kriegen).
Lo'f (Laub).
Löpel (Löffel).
lo'pen (laufen).
lo'pt (läuft).
Lüchte (= Laterne).
Lü'de (Leute).
Lukenwole (Luckenwalde, Stadt).
Lume, ein Loch im Eise eines Gewässers,
das im Winter aufgehauen wird mit der
Axt, hauptsächlich, damit die Fische
nicht ersticken, aber auch beim Fischen
und um Wasser zu holen.
Lunse (Linse, die Frucht) und Name für
den Vorstecher am Rade.
Lü'sdörp (Lüdersdorf).
Lu'se, Lüse (Läuse).
Lu'sebuten (Lausebutten), die roten
Beeren des Hagebuttenstrauchs.
Machholder (Wachholder).
Maien, Zweige und Reisig von Birken im
frischen Maiengrün.
māken (machen).
māl (mal).
Mali'neke (Himbeere); wendisch-slavisch
malina.
Mān (Mohn).
manken (= mang den, zwischen den),
manket (= mang det), mang von Menge.
Māre (= Alp), bewirkt das Alpdrücken.
Ma're, Ma'ren (Magen).
Mate'rje (= Eiter, von materia).
med (mit); meded, metet (= mit det;
mit das).

Mederik (Meerrettig).
mei (mir, mich).
Me'ken (ein Mädchen).
Me'kes (mehrere Mädchen); auch gehört:
 Me'kens, Me'kten.
Me'ksken (ein kleines Mädchen).
Me'lbuten (Früchte vom Hagedorn),
 s. Lu'sebuten.
Mele (Melde), s. Hundemelle und Mess-
 melle K.
me'n, me'en (mähen), seltner me'jen.
Meln (Möllen).
Melk (Milch); auch Melek.
Mendre (Männer).
me'rderlei (mehrerlei).
Mess (Mist).
Messmele (Mistmelde).
Mets (Messer).
mettet, med det (mit das).
Michendörp (Michendorf).
Midachtid (Mittagszeit).
Mide (Mitte).
Midel (Mittel).
Mike, s. Fichte K.
Miren (= Ameisen) heissen die jansse
 kle'ne Ame'sen, die roten und die schwar-
 zen. Ähnlich heisst die Ameise lausitz-
 serbisch (wendisch) mroja.
Mi'se (Raine zwischen zwei Äckern, auch
 Rain).
Möan (Mohn).
Möd, Moad (Magd).
mokte (machte); mokten (machten).
Möldere (Müller).
Möle (Mühle); Mölen (Mühlen).
Mölder (Müller).
Möldersch (Müllers).
Morjen (Morgen).
Mörö' (Mohrrübe).
Möle (Mühle), beim Mühlespielen, bei
 den Kindern eine lossgelöste und sich
 drehende Faservon Erodium Cicutarium.
 S. Knäppenärrschblume K.
mörjelichet (merglic), wo Mörjel ist,
 klebrig.
Mo'teumsgras (Thimoteum).
tu Mu'de (zu Mute).
Mul, Mül, s. Fichte K.
Mu'lbe'rbo'm (Maulbeerbaum).
multrich (= dumpfig), von Fass und Heu
 gesagt.

Murkel (Morchel).
Mu'sch (Muss), Mu'sch, Mu'sch.
muss (musst).
mut (muss).
mü'ten (müssen); mü'sten (mussten).
nâ, noa (nach).
na'chens (nachher).
nâden, noaden, nõn (nach den), nâde
 (nach die).
Nap (Napf).
nat (nass).
neicht (neigt).
Nele (Nelke).
Nepken (Näpfchen).
ne'men (nehmen).
Ne'se (Nase).
Netel (Nessel).
neuschirich (neugierig).
Newele (Nebel).
nich (nicht).
Nilje (Lilie).
nô (nach).
noksch (nackt).
Nö'le (Nägel).
Nö't, Nö'te (Nuss); auch Ne'te; Nö'tbo'm
 (Nussbaum).
nu' (nun).
o'an (oder den).
O'basten (Obersten), s. Klitzen K., ge-
 meint sind alle im Range über ihn
 stehenden Vorgesetzten.
o'er, o'a (oder).
Ofbo'm (Obstbaum); da jansse Hof vul
 Ofbö'me heisst; der ganze Garten voll
 Obstbäume. Der Hof (= Garten) dürfte
 hier wohl wesentlich immer Obstgarten,
 Obstanger gewesen sein.
o'k (auch).
ol (alt).
old (alt).
Olen (Alten).
Ölern (Eltern).
Önd (Abend); alle Önde (alle Abende).
ö'r (ihr).
O'ren (Augen).
O'renblick (Augenblick).
Osen (Ochsen).
osen (rindern), von Kühen gesagt, s. B.
 sie will sich ossen, wird ossich (rindrig).
Osentunge (Ochsenszunge).
O'st (Ärnte); anderwärts Aust in der Mark.

ö'te (wohl von *etcépötete*, vom französischen *être peut être*).

öweral (überall).

Palsternak (Pastinak), Pälsternak.

Palten (Haufen) im bestimmten Sinne, z. B. Haufen Rasen, s. Moch K.

Pär (Paar).

Pe'dewinge (Pädewinde).

Peksken (Päckchen).

Pelknö'deln (Pellkartoffeln), Kartoffeln, in der Schale gekocht.

Pe'per (Pfeffer).

Pe're = Bere (Birnen).

Pe're, Perde (Pferde).

Pe'rhup (Wiedehopf), Perdehupe.

Persik (Pflirsich).

Pi'seri's (= Piesereis) s. K.

Pingel, der Püngel (das Bündel, Pündel).

Pingesmaien (Pflingstmeien).

Pingesten (Pflingsten).

pinken, mit Stahl Funken anschlagen.

Pinkste'n, Feuerstein, aus dem Funken geschlagen werden.

Planschen, s. Ssanken.

Plante (Pflanze).

Pleke (Flecke); upn Plek (auf der Stelle, gleich).

Plo'g (Pflug).

plüken (pflücken).

Plu'men (Pflaumen).

Pö'felei (= Hexerei), ist ein umschreibender Ausdruck, nicht so grob wie Hexerei, wird deshalb mehr gebraucht, z. B. wenn ein Stück Vieh im Stall fällt, sagt man: „Det is Pö'felei.“ Vielleicht erklärt dieses Wort manches betreffs Pöpel, auch Hollepöpel, bei Grimm. M. XVII.

pö'feln (hexen).

Pö'reken (Pärchen).

Pot (Topf).

Pu'je (= Wiege). Früher hatte man eine Feldpuje, soll in hiesiger Gegend anderswo noch vorkommen. Man gebrauchte dazu einen Dreibuk (Dreibock), d. h. drei Stangen, oben zusammengebunden. An die Stangen wurde ein Laken eingehängt und darin lag das Kind. Die alten Leute sagten früher Bu'ze; Bu'ze soll anderswo noch gesagt werden. Von einer alten Frau aus Raben (Zauch-

Belzig) hörte ich Bu'se. In Städten hörte ich Frauen die Kinder einwiegen „buze, buze“ (kurzes u). Bužkaš heisst wendisch: einwiegen auch „bujki“ Wiege. In der preussischen Oberlausitz sah ich Feldtragewiegen noch in Gebrauch. Siehe W. V. 48. Anm. 5 und meine Abbildungen in der Z. f. E. 1886. 133.

Новсн = Фовсн.

Pulss (Pilz); Pülss (Pilze).

Pulwor (Pulver).

Puss (Kuss), anderswo in Deutschland Bussel, Busserl; wendisch póšk.

Pu'te'le (= Blutigel).

quade (böse, schlimm), scheint wenig bekannt.

quadern (= viel quatschen).

Qua'ke (= Geschwulst am Euter der Kuh); det Vei hed de Qua'ke an U'der.

Quakelei (dumme Rederei, Unsinn).

Quelen (= innre Schmerzen), z. B. wenn man sich örbö'rt (überhoben) hat, dann kommt oft das Quälen; auch vereinzelt gesprochen wie Que'ren.

raf (runter, herunter).

rafjerunzt = afjehunzt (heruntergemacht, schlecht gemacht mit Worten).

ran (heran).

Ra'nje (Pelargonie).

rank (mager).

rankomt (herankommt).

rauen Kattenschtert (rauer Schachtelhalm, s. K.), auch ro'en, ro'a (rauer).

Redich (Rettich).

Reijras (hier = Rehgras, z. B. Reibuk, der Rehbock).

Rejõn (Dorf Rehagen).

re'n (rein); 'n schön re'n Hemde.

Re'nefarn (Rainfarren); hier, wie auch anderwärts Farrenkraut, nicht *Tanacetum vulgare*.

re'nicht (reinigt).

Riben (Rippen).

rin (rein, herein).

ri'p (reif).

Ri'ten (Reissen).

Ri'we (= Reibe).

ri'wt (reibt).

Ri'tschkene (Reizker); Rizkene.

ro'de (rote).

Ro'densti'r (Ruhrsteuer), Rodensti'r, von

- stören (steuern), weil das Kraut der Krankheit ein Ende macht, sie beseitigt.
 S. Rodenstier K.
 Rō'dku'ten, s. Flass K.
 Roge (Roggen).
 Roken (Rocken).
 Rōmele, ein Pfalz, Ausschnitt in der Hülle, s. Fichte.
 Rō'n (Rüben).
 rōnen, rōnden, renten (rannten).
 Rōne, Rene (Rinne), ist eine Wāterrene.
 Ro-ren (Roggen), kurzes o!
 Ro'rkōlann (Rohrkabel, Namen von Wiesen), weil auf den Kabeln Rohr wächst.
 rō'ten, Flass rō'den, s. Flass K. Man sagt auch: „Det hed richtich jerōt“, wenn z. B. det Heu hed lange in Wāter jesteren.
 rūdl (rüttle).
 Ru'e (Ruhr), rode Ru'.
 ru'ken (riechen).
 rumjetrekt (herumgezogen).
 runder (herunter).
 Ru'pe (Raupe).
 ru'pen (rufen).
 rupjele'd, rupjeleid (heraufgelegt).
 ru't, ru'd (heraus).
 rutjedre'wen (herausgetrieben, ausge-
 trieben).
 ru'tgepelt (ausgepelt), aus den Schalen
 herausgemacht.
 Sāle (Dorf Salow).
 Salād (Salat).
 Sāne (Sahne).
 Sardelle (Seradelle').
 Saudissel (Saudistel), sonst hier Schwein,
 in Süddeutschland Sau; wendisch-slavisches
 swinjo, swinja das Schwein.
 se, sei (sie).
 sechte (sagte).
 se'de, sechte (sagte); se'den, sechten
 (sagten); se'd (saget); se'd (sagt).
 se'ten (säten).
 seien (sagen), auch sejen.
 seit, set (sie es), z. B. wenn sie es thut.
 selwer (selber).
 Senep (Senf).
 seten (setzen', ansetzen, Früchte an-
 setzen).
 sete (setzte),
 si'bene (sieben).
 Si'de (Seite).
 Si'de (Seide).
 Si'den (Dorf Siethen).
 silwere (silberne).
 si'n (sehen).
 sin (sind).
 si'ne (seine).
 si't u't (sieht aus).
 sit (sitzt): site (sitze).
 siten (sitzt denn).
 Soat (Saat).
 sōkten (suchten).
 sōln (sollten).
 Soltbi'sen (= Salzbinsen); Soltmann
 (Eigennamen); ein Soltpu'l war bei
 Grossschulzendorf und bei Wittstock.
 Soltfluss (Salzfluss), offener Knochen-
 frass, eine Krankheit, die bei den älteren
 Landleuten an den Beinen häufig vor-
 kommt.
 sone (so eine, solche).
 Sonungerjank (Sonnenuntergang); s. Sune.
 Sonupjank (Sonnenaufgang).
 sō'pen (soffen).
 Ssanken (Seitenzweige beim Flachs),
 s. Flass K., bei anderen Kräutern
 Plantschen genannt.
 sse'ne (zehn).
 Ssije'ndre, Ssije'nders, Ssijainder (Zi-
 geuner).
 Ssijo'rjen (Zichorie).
 Ssiken (Ziegen).
 Ssōpe (Zöpfe).
 Ssō're (Stute).
 Ssuch (Zug), vom Wind.
 Ssuchewitz (Zauchwitz), ein Dorf im
 Kreise Zauche-Belzig; wendisch suchy
 = trocken.
 sswaken (zwacken), drücken; den Preis
 sswaken.
 sswē' (zwei).
 Sswe'buk (Zweibock), s. Hässelnöte K.
 sswēierleischet, sswēderleischet (= von
 zweierlei Art), kann in der hochdeutschen
 Schriftsprache nicht mehr gebildet wer-
 den, ebenso wie vieles andere; ein
 innrer Beweis vom Niedergang des
 deutschen Volkstums.
 su'er (sauer).
 Su'erdech (Sauerteich).
 sü'ken (suchen); sükten (suchten).

süle, sule (sollte); süln, auch söln (sollten).
 Sümpe (Sümpfe).
 Sune (Sonne); Sunüngerjank (Sonnen-
 untergang).
 Sundô (Sonntag).
 su'pen (saufen).
 Sü'rlink (Sauerling), s. K.
 süss (sonst).
 sü'te (süss); sü'tet (süsses).
 Scha'banak (Schabernak).
 Schåle (Schale).
 Schåpe (Schafe); Sche'per (Schäfer).
 Scharpenbrüje (Scharfenbrück, Dorf).
 Schåpjarwe (Schafgarbe).
 Sche'dfåre (= Scheidfahre, Grenzfahre).
 Sche'dgrô (Grenzgraben).
 Schelwere (Scherben), auch Schelere.
 Sche'n, Sche'en, Sche'wen (Scheben), vom
 Flachs, die holzigen Teile der Rinde
 des Stengels.
 Scherlink (Schierling).
 Sche'te (Σχίσις), Schite.
 Schilpjas (Schilfgras).
 schi'ten (schiessen).
 Schi'wen (Scheiben).
 Schme'len, sind grüne Blattläuse.
 schmi'de (geschmeidig, weich, wie Ge-
 schmeide von schmieden), hauptsächlich
 von der Haut gesagt, von Huf, Nagel,
 wenn etwas nicht so brö'sch (spröde)
 ist, nicht aufgeplatzt. Wenn Heu, Je-
 tre'de fu'chte (feucht), klam (klamm)
 ist, dann ist es noch schmiede, bricht
 es nicht inzwei.
 schmi'ten (schmeissen).
 schmo'ren (braten), davon Schmorkohl.
 schmuck (hübsch).
 schne'den (schneiden); schni'dende Wåter
 (schneidende Wasser).
 schni'd (schneidet).
 Schni'der (Schneider).
 Scho'le (Schale).
 schoap (scharf).
 Scho'de (schote).
 Schörwe, Schårwe (Schorfe); Rinde,
 Kruste, die sich bildet, wenn Wunden
 und Ausschläge heilen und vertrocknen.
 schpak (= ausgetrocknet), von Holz ge-
 sagt. Wenn es ins Wasser kommt, wird
 es hedich.
 schpe'd (spät).

Schpinichte heissen eine Anzahl, z. B.
 5, 6, 7, 8 oder mehr Mädchen, die den
 Winter über zusammenspinnen, der
 Klump, und die auch im übrigen, ausser-
 halb der Schpinschtaue, zusammenhalten.
 Schpe'l, Schpi'jel (Spiegel).
 Schpring, Schprint (Quelle).
 Schprö'tackene (Spriegelzweige), s.
 Fichte K.
 Schprö'eltu'n (Spriegelzaun).
 Schprüteln, (Sommersprossen).
 Schpu'le (Spule).
 Schpurk (? wohl eine Art Gespenst),
 s. Erften. K.
 schre'w (schrieb).
 schringen (schrinken), s. Jrundnätele K.
 schtampfe (stampfte).
 Schtarkramp (Starrkrampf).
 schtarwen (starben).
 Schtæue (Stube).
 schtechen (stecken).
 Schtekapel (Stechapfel).
 Schte'de (Städte).
 schte'ken (stechen, stecken).
 Schte'le (Stiele).
 Schte'n (Stein).
 Schtert (Schwanz); Plugschtert (Pflug-
 stert).
 schterwen (sterben).
 schti'd (stiess), mei med det Be'n (Fuss).
 Shti'je (Steige).
 Shtipe, von stippen, einstippen, eine
 Art Tunke. Die hochdeutsche Schrift-
 sprache hat dafür kein deutsches Wort
 mehr, sondern das französische sauce.
 schtöckrich (stöckrig), hart, holzig.
 Shtölrî's (Stapelreisig), von Else, Faul-
 baum u. a., für die Erbsen.
 Schtråde (Strasse), Schtråte.
 Schråfe (Strafe).
 Schtrau (Stroh).
 Schtraudåkere (Strohdächer).
 Shtre'fen (Streifen).
 Schtru'k (Strauch).
 Schtrü'ksken (Sträuchchen).
 Shtuben, ist das über der Erde ab-
 gehauene Stammstück mit den Wurzeln.
 Shtu'de (Stäude).
 Stukapox, weil et sich int Tüch (Zeug)
 instukt, fo'ts (= sofort, gleich) fest-
 hakt, s. K.

schtükwi's (stückweise).
 Schtule (städtisch-fein: Butterbrot), ein
 Abschnitt vom Brot, und zwar in der gan-
 zen Breite desselben; „bei Luckenwolle:
 Pämme“.
 Schtu'pe (Staupe).
 schüdern (schüttern).
 schüdl (schüttle).
 Schulte (Schulze); von Schulten si'ne Ver-
 wandschaft, dafür hochdeutsch schwer-
 fällig: von der Verwandtschaft des Schulze.
 Schü'ne (Dorf Schönow).
 Schü'ne (Scheune).
 Schurre s. K.
 schürt (scheuert).
 Schürte (Schürze).
 Schu'schelen (Schrauben der Hasel-
 nüsse); u'tjeschu'schelt, wenn die Nuss,
 der Kern, die Kartoffel, das Korn aus
 der Schale heraus ist.
 Schuss, hier der Trieb, s. Fichte K.
 Schu'ster (Schuhmacher).
 Schwale (Schwalbe).
 Schwalenschert (Schwalbenschwanz).
 schwart (schwarz).
 Schwartebobelkru't (Schwarzesbommel-
 kraut).
 Schwartwurtele (Schwartzwurzel).
 Schwe'l (Schwefel).
 Schwemjras (Schwemmgras), schwemt
 oben uppert Wäter int Fröjår.
 Schwe'nder ist der Schwienehårde
 (Schweinehirte).
 schwe'ten (schwitzen).
 Schwin (Schwein).
 Schwi'nedri'wer (Schweinetreiber).
 Schwingen, d. h. Flachs, mit Schwingeln
 auf dem Schwingeblock.
 Schwulst (Geschwulst).
 Tabák (Taback), Tobak, Tebak, immer
 hinten betont; ebenso fand ich es in
 Oberbayern beim Volk.
 Talch (Talg).
 Táfele (Tafel).
 Táfelbe'ren (Tafelbirnen).
 Takene (Zacken).
 Te' (Heilthee, Gesundheitsthee, Arznei).
 Teie (Zehe).
 telde up (zählte auf).
 Te'ne (Zähne).
 Te'neri'ten (Zahnreissen).

te'ren (zehren).
 ternoa = dānoa 'darnach, nachher).
 Ti'd (Zeit).
 ti'den, de (die zeitigen), frühen.
 tidle'wens (zeitlebens).
 Timerja'n (Thymian).
 Titen (weibliche Brüste, auch die Zitzen
 bei Tieren). Die Zitzen an der weib-
 lichen Brust: Wraten.
 Torfku'ten, alte Torfstiche voll Wasser.
 Trechel (Trichter).
 treken (ziehen, durch die Luft ziehen,
 ausziehen aus dem Kopfe).
 tu, auch to (zu); tum, tom (zu dem, einem);
 tun (zu einen); tut, tot (zu das); tur (zur,
 zu einer); tuden (= zu den, zu dem).
 tu Di'nste (zu Dienste) im Dienste als
 Magd, als Knecht.
 Tunger (Zunder).
 Tunke, von tunken (tauchen), eintauchen,
 eine Art Stippe, s. Knödeln K.
 Türe (Thyrow).
 tusamen (zusammen).
 täschen (zwischen).
 tütne (tuten), hier auf einem Kuhhorn
 dumpf blasen.
 zwei (zwei).
 umeki'ken (umsehen).
 umen (um einen, um den).
 umjekroāpen (umgeknickt), s. Bolln K.
 umjele't (umgelegt).
 umjeplō't (umgepflügt).
 umsüss (umsonst).
 un (und); unne (und eine).
 ūnger, unger (unter); ūngern (untern,
 unter den).
 Ungerjank (Untergang).
 Unkru't (Unkraut).
 up (auf); upe (auf die); upen (auf einem,
 auf einen, auf dem); upet (auf es, auf
 das, auf dem).
 upbringen (aufbringen, bezahlen), s.
 Fichte K.
 upjehe'wet (aufgehoben, bewahrt).
 upjejoāten (aufgegossen).
 upjeklaut (aufgespalten, auseinander-
 gespalten).
 upjele'd, upjeleit. upjelecht (aufgelegt).
 upjewe'kt (aufgewekt).
 upverwāren (aufbewahren).
 u't (aus); uten (aus den).

u'tjedresselt (ausgedrechselt).
 u'tr'oden (ausroden).
 U'tschlach (Ausschlag).
 u'tse't (aussieht); utsi'en (aussehen).
 u'tsu'ert (aussauert).
 u'ttreken (ausziehen).
 u'twä'tert (auswässert), auch u'twätert.
 va-, fa- (ver-) in Zusammensetzungen.
 van (von), fan nüşch is nüşch (von nichts wird nichts).
 vannen (von dem).
 vatreken, vertreken (verziehen), hier auseinandergehen, weggehen, verschwinden.
 Vei (Vieh).
 verdorwen (verdorben).
 verje't (vergessen).
 verje'ten (vergessen).
 verkild (erkältet).
 verköft (verkauft).
 Verstopung (Verstopfung).
 vertilcht (vertilgt).
 verunre'nicht (verunreinigt).
 verwärt (verwahrt).
 vile (viel).
 Virjroschenstück, auch früher genannt vür jute Jroschen, bezeichnete früher ein Fünfgroschenstück = 60 Pfennig alter Währung = 50 Pfennig neuer deutscher Reichswährung.
 Voe'lwike (Vogelwicke).
 Völe (Vögel), Völe.
 Völ'ken heisst auch das Marienwürmchen, auch „Helechistwürmken, kum tu hus, Di'ne Kingerkene schreien wo (so) se're“; s. W. V. 159.
 Vo'rel (Vogel).
 vör (vor; für; in Beziehung auf Krankheiten u. d. gegen, z. B. jud vör Krankhe'd = gut gegen Krankheit; vört (vor es, vor das, vor dem); vörn (vor den).
 vörha'r (vorher).
 Vorne'men (Vornehmen), d. h. vornehme Leute, hier: die etwas gebildeteren, die mehr hochdeutsch sprechen.
 Vosschwanz (Fuchsschwanz).
 vul (voll).
 vürderlei (viererlei).
 vürze'n (vierzehn).
 wär (war); wären (waren).
 wa'rd (wird), vereinzelt.

Wären (Wagen).
 wasen (wachsen); wast (wächst); waste (wuchs).
 Wäsen (= Wrasen, Wasserdampf).
 wat (was).
 Wäter (Wasser).
 we'a, we'er, weder, wider (wieder).
 We'ble'dere (Wegeblätter).
 We'de (Weide, Hutung).
 Weido'n, We'don, We'ton (Wehthun), Schmerzen, innres Leiden.
 wei, wi' (wir).
 wei (weh); schmerzhaft, krankhaft; Weiet (Wehes).
 We', We'e, We'je (Wege).
 We'jru'ze (= Wegrasen), s. Jruze und Wäjruze K.
 we'k (weich).
 weln man (wollen nur, d. h. wir wollen nur dies oder das thun).
 wer (hier oft = wenn einer, wenn jemand).
 we'r, were (werde, z. B. ich werde).
 Werch (Werg).
 werd (wird).
 wern (werden).
 Wermde (Wermuth).
 We'se, We'ese (Wiese), vereinzelt wie Werse.
 We'te' (Weizen).
 we'ten (wieten).
 we'ten (wissen).
 We'wert (Webert; Name).
 wi', wei (wir).
 wi'd (weit).
 Wi'de (Weide); in Oberbaiern am Inn: Weiden = Fellern.
 wi'den, wi'den (wieten).
 Wi'je (Wiege). s. Puje.
 wi'l (weil).
 wile (wilde).
 wiln, wei (wir wollen).
 Wi'n (Wein).
 Wi'nachten (Weihnachten).
 Wipstert (= Wippschwanz), Name der Bachstelze, von Stert (Schwanz) und wippen, d. h. hin und her bewegen, weil sie mit dem Schwanz so wippt. Auch die Redensart: Wippchen machen, d. h. von der regelrechten Lebensweise abweichen, Streiche machen u. d.

Wirzichkohl (Wirzichkohl).

Wirtine (Wirtin), wie Schultepe (Frau des Schulze), Mölderne (Frau des Müller, und Müllerin), Bekerne (Frau eines Mannes, Namens Becker, und Bäckerin); Hendre'sche (die Heinrichsche, die Frau eines Mannes, Namens Heinrich); die Ausbersche, Ausbergsche (Frau des Augsberg). Die hochdeutsche Schriftsprache kann viele solcher Formen nicht mehr bilden. Setzen wir statt e das alte a, so haben wir Wirtina, Schultena u. a. m., die alten volltönenden Formen, wie sie noch im Slavischen sind.

wit (weiss); witen (weisser).

wo' vile (wie viele), wu' vile.

wole (wollte); wohn (wohn (wollten), wuhn.

Wõn, Wõen (der Wagen); Wõne (die Wagen).

wo'nde (wohnte).

Wõrmerriten (Würmerreissen), d. h. das Reissen, der Schmerz von Würmern in den Eingeweiden.

Worscht (Wurst).

Worschtpeile (Wurstspeile).

Wrate (Warze), Wrazke.

wu'e (wo).

Wulf (Wolf).

wuhn (wollten).

Wõrnde, Wõrnde, Wõrnde, Wõrnde (Wõrnde).

wurn (wurden).

Wurtele; Wortele (Wurzel).

wurtelt (wurzelt).

Kleine Mitteilungen.

Geschichtliche Notizen über Riedebeck (Kreis Luckau) von R. Scharnweber, Lehrer. Die Zeit der Entstehung des Ortes steht nicht fest. Es wird angenommen, dass die Gründung von Dobrilugk aus erfolgt ist. Dort sollen nach einigen Angaben im Jahre 1131 Cisterzienser aus Vockerode oder Volkoderode im Gothaischen ein Kloster errichtet haben und seine älteste Urkunde soll aus dem Jahre 1139 stammen. In Wahrheit aber ist das Kloster Dobrilugk im Jahre 1165 von Dietrich III., Markgrafen der Lausitz, und Söhnen Konrads d. Gr. angelegt worden. Von 1184—1228 bauten die Mönche in Dobrilugk eine Kirche. Nach den Mitteilungen des päpstlichen Sekretärs Rampolla ist die Kirche zu R. in den Jahren 1194—1202 entstanden. Für den Bau durch die Cisterzienser sprechen nicht nur Zeichen am Gebäude selbst, sondern auch die Richtung, die ihre Ausbreitung nahm. 1209 gründeten sie Schlabendorf b. Luckau, 1217 Friedrichsdorf und Kamnitz, 1271 Zaako, 1299 Karche und Scholln bei Luckau, ein Jahr früher errichteten sie in Luckau selbst einen Mönchshof in der Webergass (Gr. Hintergasse). Man sieht: die Cisterzienser lassen sich von Dobrilugk über R. nach Norden hin nieder. Ob sich um die Kirche herum ein Kloster befunden hat, lässt sich nicht mit historischer Gewissheit feststellen. Doch liegt es sehr nahe anzunehmen, dass der herrschaftliche Gutshof, welcher früher nördlich von der Kirche an der Strasse lag und von dem das letzte ansehnliche Gebäude im Anfange dieses Jahrhunderts durch Brand eingeäschert wurde (so dass nur der Schafstall, jetzt Tagelöhnerhaus, noch übrig ist), früher Klosterhof war. Thatsächlich ist ein solcher mit den dazu gehörigen Ländereien und Fisch-

teichen im Süden des Dorfes nach Einführung der Reformation durch Säkularisierung in den Besitz des Herrn von Stutterheim übergegangen, dann in den Besitz des Herrn von Langen gekommen und jetzt dem Herrn von Thermo zugehörig. Letzterer verlegte das Gutsgebäude nach dem Südeude des Dorfes. Vor der Reformation war R. auch Wallfahrtsort mit einem wunderthätigen Marienbilde.

Die Kirche selbst ist eine Tochterkirche von Gehren. Die Kirchenbücher über R. datieren seit 1786. Urkunden u. s. w. sind nicht mehr vorhanden; sie gingen beim grossen Brande in Gehren, am 7. Sept. 1810, mit verloren. In der Matrikel von Gehren vom Jahre 1677 und in den Visitationsakten von 1656 sind nur unbedeutende Notizen über R. enthalten.

In Ergänzung der vorjährigen Vorlagen von
 Berlinischen Altertümern



aus dem Spreegrunde, über die auf S. 212 ff. berichtet ist, füge ich noch die Abbildung eines nachträglich ebenfalls in dem Winkel zwischen Mühlendamm und Fischerstrasse ausgebaggertenschmiedeeisernen **Leuchters** (fig.) hinzu. Dieser interessante, 23,5 cm hohe, wohl dem Ende 15. Jahrhunderts angehörige Leuchter hat ein Untergestell auf 3 Füßen, ähnlich fig. 2 auf S. 213. Der aus dem Dreifuss hervortretende aufrechte Tragestab ist aus 4 Stäben zusammengesetzt, die in $\frac{3}{4}$ Drehung um einander gewunden sind. Von dem mit Kerbverzierung versehenen Abschlussstück gehen 2 Arme aus, die den Lichtteller und darauf die Tülle tragen.

Buchholz

Schwarze Störche sind noch in den letzten Jahren von Landleuten auf den Wiesen bei der Kummersdorfer Forst (bei Sperenberg im Kreise Teltow) gesehen worden. Herr Förster Balke teilte mir mit, dass einzelne schwarze Störche noch vor ein paar Jahren in der Kummersdorfer Forst waren, und dass sie früher, vor etwa zwanzig Jahren, in einem sehr alten Bestand im Schutzbezirk Raubbusch horsteten. Die Nester waren auf Kiefern. Noch neuerlich berichtete mir der Kossäthe Wilhelm Heinrich-Vater, ein aufmerksamer Beobachter, der durch den betreffenden Teil des Waldes mit seinem Wagen auf der Fahrt nach Luckenwalde sehr oft im Laufe des Jahres hindurchkommt, dass, wie er gesehen hat, noch im Jahre 1894 „een schwarzen Knappenär“ auf einer hohen „Fichte“ auf dem Neste gewesen und vom Neste „heruntergekommen“ ist, und dass er noch im vergangenen Sommer 1895 zwei schwarze Störche im Busch dicht beim „breeden Steenbusch“, in der Nähe von der Schäperwäse (Schäferwiese)

gesehen habe; meinte auch, dass sie vorm Förster scheuer wären. Dieses Nest habe ich selbst gesehen. Denn als ich im Frühjahr 1895 mit Heinrich eine Fahrt hier durch den Wald unternahm, um „Behrens Graff“ aufzusuchen, kamen wir bei einer alten hohen Kiefer vorbei mit einem sehr grossen Nest hoch oben im Wipfel und er sagte mir, dass dies das Nest wäre, worin er noch im vorigen Jahr den Storch sah.

W. v. Schulenburg.

Bücherschau.

Die deutschen Mundarten, Auserlesenes aus den Werken der besten Dichter alter und neuer Zeit, herausgegeben von C. Regenhardt. — Niederdeutsch. (Berlin, Verlag von C. Regenhardt, W. Kurfürstenstr. 37.) Unter diesem Titel ist soeben — mit Zueignung an Klaus Groth und ausgestattet mit einer von Menzel ausgeführten Original-Kreidezeichnung desselben, sowie mit dem Bilde Fritz Reuters — eine vortreffliche Sammlung einschlägiger Literaturerzeugnisse erschienen. Der verdienstvolle Herausgeber machte es sich nicht zur Aufgabe, nur eine Anzahl schöner Dichterwerke zusammenzustellen, sondern „es sollte ein möglichst genaues Spiegelbild für das Wesen und den Charakter des Volkes gegeben werden, — dargestellt in seinen Dialekten, die leider in den letzten zwei Jahrhunderten durch unsere einheitliche Schriftsprache mehr und mehr verdrängt wurden, ja, in einigen Bezirken schon heute kaum mehr zu finden sind. Betrachten namhafte Gelehrte es seit vielen Jahren als die höchste Aufgabe ihres Lebens, den Sinn und Ursprung einer einzigen ägyptischen Inschrift zu entziffern, um wieviel mehr sollen wir nicht darnach streben, den Ursprung unserer Muttersprache kennen zu lernen! Welche Bereicherung aus solchen Bestrebungen unseren deutschen Wörterschatz erwächst, das haben am besten die unvergänglichen Werke gezeigt, die wir den Gebrüdern Grimm zu verdanken haben.“ — Auf etwa 400 Seiten des äusserlich sehr hübsch und vornehm ausgestatteten Buches finden wir vertreten: die westfälischen, hannöverischen, holsteinischen, schleswigschen, mecklenburgischen, pommerschen, (Prov.) sächsischen, brandenburgischen, west- und ostpreussischen Mundarten, sowie die oldenburgische, bremer, hamburger und braunschweigische Mundart. Für unsere „Brandenburgia“ kommt natürlich die Mark Brandenburg obenan, und bei dem hier zu Gebote stehenden Raume kann auch nur auf diesen Teil des Buches besonders hingewiesen werden. Den Anfang macht „De olle Fritz“ von W. Bornemann (Altmark): „De Olle Fritz — pots Schlag in't Huus! Dät was en König as en Duus! Groot von Gestalt was He just nich, dät Groote — satt Aem innerlich.“ Fr. Beckmann (Berlin) ist mit dem „Eckensteher Nante“, A. Glasbrenner (Berlin) mit „Rentier Buffey“, H. Graebke (Priegnitz) u. a. mit „En Begräwniss“, J. Dörr (Uckermark) mit „Up den Liem kruppt he nich“, R. Hill (Uckermark) mit „De Gräffniss“ und K. Löffler (Neumark) mit „Kanonen-Nante“ vertreten. — Glasbrenner lässt Frau Schmedewald sagen: „Ach Herrjeeses, en Jelehrter! Na, da sollste fett bei werden! —

Bei mir hat mal vor zwee Jahren en Jelehrter Chamberjarnie jewohnt, der hatte jar nie wat. Der fuhr mitten bei de furchbarste Kälte im Winter alle drei Dage en Offzierviertel, un denn legte er fünf Stücken ein, als wenn er den Winter blos necken wollte und sass in seinen alten, zerlöcherten Pelz und schrieb und studirte Juras.“

E. Lemke.

Fragekasten.

Küsteln und Kuckuluren. Unser Mitglied Geh. Reg.-Rat Dr. W. Schwartz hat ermittelt, dass unsere Kienäpfel (Zapfen von *Pinus silvestris*) in der Gegend von Seyda am Fleming die Namen Küsteln und Kuckuluren führen und fragt an, wo etwa sonst noch dieser Name bekannt sei. Es wird gebeten, die Antwort Herrn W. Schwartz nach Berlin NW., Paulstrasse 4, zugehen zu lassen.

Die Unglückszahl Dreizehn. H. E. R. Es ist an den Magistrat von Berlin vor einiger Zeit, allerdings nur in einem vereinzeltten Falle, der Antrag gerichtet worden, in einer Berliner Strasse die Haus- oder Polizei-Nummer 13 ausfallen zu lassen, weil dieselbe Unglück bedeute. Der Magistrat hat abgelehnt, in diesem Falle bei dem K. Polizei-Präsidium, welches die Haus-Nummern verteilt und ordnet, befürwortend vorstellig zu werden. Da ferner die betr. Nummer 13 geblieben ist, so erscheint der Schluss gerechtfertigt, dass das Gesuch auch polizeilicherseits abgelehnt worden ist. Gewiss mit vollem Recht, denn amtlich sollte der Aberglaube nicht befördert werden. Die Behörde in Frankfurt am Main denkt anders, denn dort ist das Ausfallen der Hausnummer 13 gestattet worden. Auch in England und Frankreich sowie Italien und in der freien Schweiz hat man diesbezüglich Konzessionen an das Vorurteil verstatten zu sollen geglaubt. Man hilft sich damit, dass man auf die Nummer 12 eine Nummer 12^{bis}, dann 14 u. s. w. folgen lässt. Soeben hat der Humorist Salvatore Farina eine im modernsten italienischen Mailand spielende Erzählung „Die Nummer Dreizehn“ erscheinen lassen, welche den in dieser fortgeschrittensten Stadt Italiens, der sogenannten moralischen Hauptstadt Italiens, grassierenden Aberglauben, betreffend die gedachte ominöse Zahl in launiger Weise persifliert.

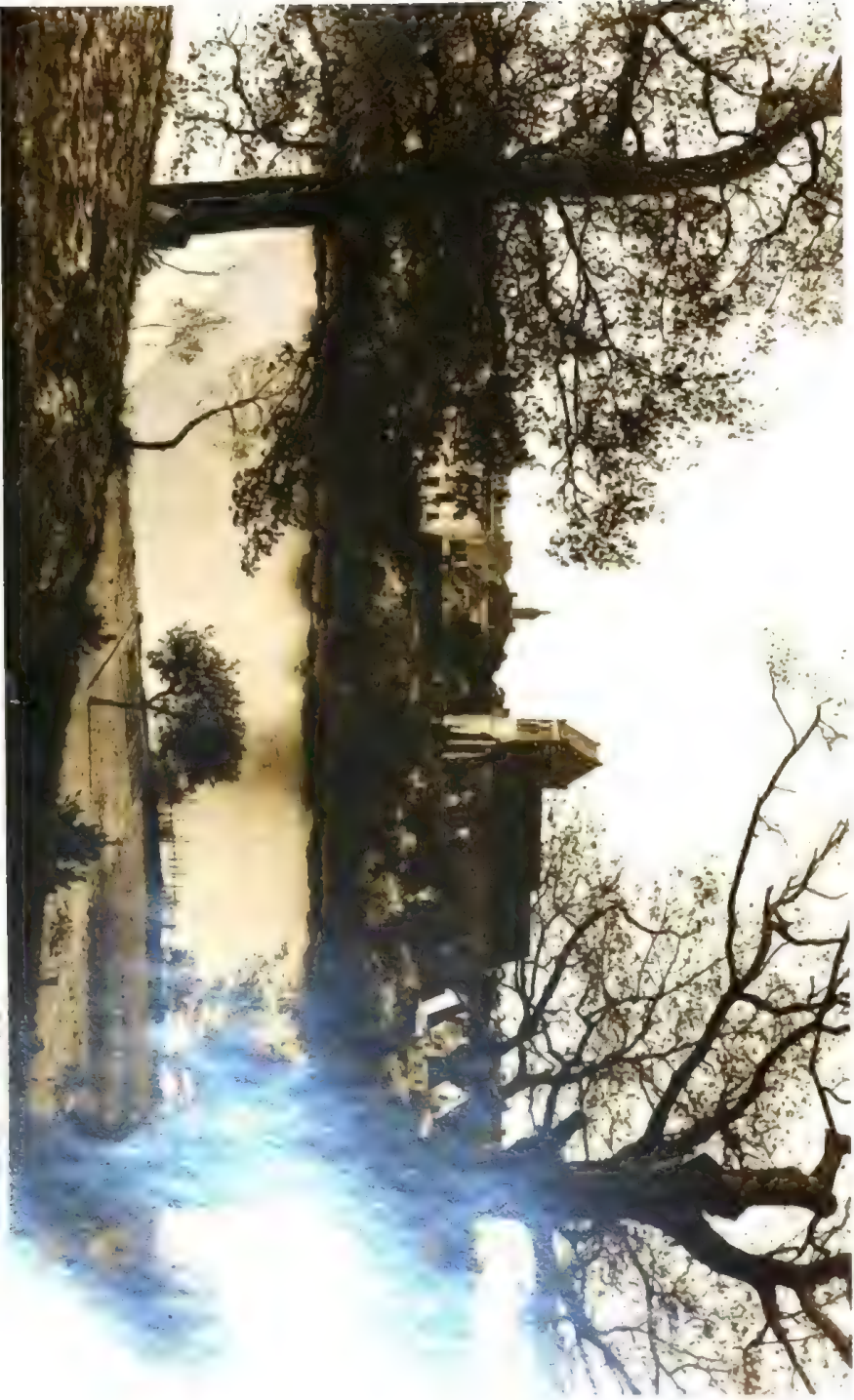
E. Friedel.

Die Mistel (*Viscum album*). Der Unterzeichnete bittet, ihm die im Volksmunde der gesamten Provinz Brandenburg umlaufenden Namen dieser Schmarotzerpflanzen mitzuteilen. Der Ausdruck „Kenster“ in der Mark wird zwar von der Mistel gebraucht, er ist aber in sofern nicht auf die Mistel speziell zu beziehen, als auch andere wirre Pflanzenbildungen, „Donnerbüsche“ u. dgl. ebenfalls „Kenster“ genannt werden.

E. Friedel.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Demminerstrasse 64. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.



Photogr. Franz Gorka, Emden 1896

IYICHEN.

Photogr. Franz Gorka, Emden 1896

Der photographische Rotationsdruck *)

oder die sogenannte „Kilometer-Photographie“ ist sicherlich eine der eigenartigsten und einflussreichsten Neuerungen auf dem fruchtbaren Gebiete der Photographie. Sie stellt nach einer vorher völlig unvermuteten Seite hin die Vollendung der Photographie als Vervielfältigungs- oder Druck-Technik dar. Die eigentlichen Photographieen, d. h. durch Belichtung von einem Negative gewonnenen „positiven“ Bilder, werden bekanntlich einzeln in einem ziemlich zeitraubenden und umständlichen Verfahren hergestellt, welches beinahe in seinem ganzen Verlaufe einer sorgfältigen und verständnisvollen Überwachung bedarf, um befriedigende Ergebnisse zu liefern. Zur Herstellung grösserer Auflagen ist daher die eigentliche Photographie, wie bekannt, nicht zu brauchen, zumal wenn es sich gar um eine gewisse Schnelligkeit handelt. Da sind dann die gewöhnlichen Druckverfahren eingesprungen, indem sie sich mit der Photographie in geeigneter Weise zur Herstellung der erforderlichen Druckplatte verbanden.

Dennoch lassen alle diese Verfahren noch manches zu wünschen übrig. Zunächst gefährden sie alle die unzweifelhafte Treue der Wiedergabe des Originales (Negatives) dadurch, dass die Abdrücke nicht von diesem selber, sondern von einer besonders hergestellten Druckplatte abgezogen werden, deren Erzeugung mindestens eine photographische Zwischen-Manipulation (Abdruck der Original-Platte) und die spezifische Bearbeitung der Oberfläche zur Druckfähigkeit erfordert. Ausserdem

*) In der Sitzung vom 18. März d. J. (vgl. S. 26 Jahrg. IV) hatte der Chemiker der Neuen Photographischen Gesellschaft uns über diesen Gegenstand einen interessanten, durch überraschende Demonstrationen unterstützten Vortrag gehalten. Herr Arthur Schwarz, Direktor der genannten Gesellschaft, stellt uns nun gütigst den obigen Artikel, den Herr Professor Bruno Meyer verfasst und in der nur im engsten Fachkreise verbreiteten Deutschen Photographen-Zeitung (XX. Jahrgang. Weimar den 22. Mai 1896) veröffentlicht hat, wie wir hiermit verbindlichst dankend mitteilen, in gemeinverständlicher Fassung als besonders für unseren Leserkreis geeignet, zur Verfügung. Die Nutzanwendung der Rotationsphotographie auf Publikationen im Gebiet der Landes- und Heimatkunde liegt derart auf der Hand, dass wir unsere Mitglieder darauf kaum noch besonders aufmerksam zu machen brauchen.

heben sie alle den eigentümlichen Charakter der Photographie auf, indem sie an die Stelle des mikroskopischen Kornes, das für das Auge selbst bei Benutzung der gewöhnlichen einfachen Vergrößerungsgläser als solches unerkennbar bleibt und den Eindruck einer äusserst zarten, in ihren Abstufungen ununterbrochenen Abtönung hervorbringt, ein verhältnismässig grobes, je den verschiedenen Druckarten eigentümliches Korn setzen; wovon nur die Photolithographie und die Zinkographie als Reproduktionen reiner Strich-Zeichnungen eine Ausnahme machen; aber insofern kommen sie ja auch nur als Mittel der Nachbildung von Zeichnungen, durchaus nicht als Vervielfältigungsmittel für photographische Natur-Aufnahmen, inbetracht. Weiterhin erfordern alle diese „Druck“-Verfahren wegen der Erzeugung der Druckplatte ziemlich lange Zeit, da selbst bei ungewöhnlicher Anstrengung immerhin Stunden vergehen, bis eine solche brauchbar zur Verfügung steht, und der eigentliche Druck beginnen kann. Auch geht dieser selbst nur beim Buchdruck mit erheblicher Schnelligkeit von statten. Dazu kommt dann endlich, dass sie — und zwar der Kupferdruck wegen der Umständlichkeit des Abdruckes selber unbedingt, die anderen Druckverfahren wenigstens, wenn es sich nur um Auflagen von wenigen Hunderten von Exemplaren handelt, — ziemlich hoch im Preise zu stehen kommen.

Es fehlte also bisher an einem schleunigen Druckverfahren, welches den Photographie-Charakter vollkommen treu erhält, womöglich durch unmittelbare Benutzung der Originalplatte, und sich in mässigen Grenzen der Kosten hält. Die bisher nicht erwähnte Woodburygraphie kann hierbei nicht in Frage kommen, da sie an allen vorerwähnten Mängeln der sonstigen photographischen Druckverfahren reichlich teilnimmt, mit einziger Ausnahme dessen, dass sie die ganze Feinheit der photographischen Tonabstufungen vollendet wiedergibt.

An dieser Stelle nun setzt der „photographische Rotationsdruck“, den als eine in Amerika ausgebildete Erfindung der an derselben mitbeteiligte Direktor Arthur Schwarz durch die „Neue photographische Gesellschaft mit beschränkter Haftung“ in Schöneberg bei Berlin bei uns eingeführt hat, ein. Derselbe stellt sich nach Material und Arbeit als das völlig unveränderte photographische Positiv-Verfahren dar; nur dass dasselbe zu einem mechanischen umgewandelt ist.

Von den verschiedenen photographischen Positiv-Verfahren, die für den gewöhnlichen Gebrauch neben einander zur Auswahl stehen, konnte, da es auf Schnelligkeit ankommt, nur ein Entwicklungs-Verfahren mit einem hochempfindlichen Papier in Frage kommen; wodurch die Wahl des Bromsilber-Prozesses unmittelbar gegeben war. Das, wie bisher schon allgemein üblich, in langen Rollen maschinenmässig — natürlich in der Anstalt selber — hergestellte Bromsilbergelatine-Papier

mit Baryt-Unterlage geht von der Rolle durch den automatischen Kopier-Apparat. In diesem wird es in der ganzen Breite — bisher 64 cm — und in der den gegebenen Arbeiten entsprechenden Länge mittels elektrischen Bogenlichtes beleuchtet. Selten sind so grosse Negative gegeben, dass ein einzelnes zur Ausfüllung des „Kopierrahmens“ — um den eigentlich nicht ganz zutreffenden Ausdruck aus der gewöhnlichen photographischen Kopiertechnik zu entlehnen — ausreichte. Dann werden ihrer mehrere, die natürlich sehr genau zu einander gestimmt werden müssen, damit sie haarscharf dieselbe Exposition brauchen, zu gleicher Zeit neben einander eingelegt und exponiert. Natürlich muss die Expositionszeit und die Lichtstärke bei jeder Exposition peinlich genau dieselbe sein; worin vielleicht die praktische Hauptschwierigkeit des ganzen Verfahrens liegt. Man hat sie zu überwinden verstanden, indem man zunächst auf die höchstmögliche Steigerung der Empfindlichkeit des Papiers mit Vorbedacht verzichtet hat, damit zur Exposition ein sicher messbarer Zeitraum (von etwa 2 bis 3 Sekunden) erfordert wird. Ausserdem ist durch die äussersten Opfer und technischen Raffinements für die denkbar vollkommenste Beständigkeit und Gleichmässigkeit der Lichtquelle gesorgt. Die Belichtung ist von dem sonstigen Kraft- und Lichtverbrauch in der Anstalt ganz unabhängig gemacht, und durch Einschaltung einer mächtigen Akkumulatoren-Batterie jeder Schwankung in der Kraft des Stromes begegnet; so dass jetzt Belichtungen von einer geradezu staunenswerten Gleichmässigkeit durch eine ganze Rolle hindurch erzielt werden. Eine weitere Schwierigkeit liegt begreiflicherweise in der Erzielung der gleichmässigen Schärfe; zumal wenn mehrere Negative von meist doch verschiedener Dicke des Glases mit einander exponiert werden müssen. Es ist indessen gelungen, auch dieser Schwierigkeit in vollkommener Weise Herr zu werden; so dass seit einiger Zeit die früher noch manchmal etwas störenden Unschärfen als abgethan gelten können.

Die mit den unsichtbaren Lichteindrücken versehene und wieder aufgewickelte Rolle wird nun durch den Entwicklungs-Apparat geführt, aus dem sie mit den vollständig fertigen Bildern und getrocknet hervorgeht, um wieder aufgerollt und der etwaigen weiteren Bearbeitung übergeben zu werden. Die Rolle passiert hierbei zuerst einen tiefen Entwicklungstrog, in dem sie mehrfach auf und nieder eine für jede Aufnahme besonders abzapassende Zeit lang geführt wird, bis alle Einzelheiten der Aufnahme „herausgekommen“ sind. Nach der erforderlichen Abspülung taucht dann der Streifen ungesäumt in die Fixirlösung ein, in der er in ähnlicher Weise genügende Zeit auf und nieder geführt wird, bis zuverlässig alles unbelichtete Bromsilber gelöst ist; und danach erfolgt eine sehr gründliche Waschung unter Benutzung fliessenden Wassers; worauf dann der so weit fertige Streifen durch Gebläse mit

gereinigter, getrockneter und erhitzter Luft und endlich durch direkte Wärme (über 50° C.!) vollständig getrocknet und endlich wieder aufgerollt wird. — Vielfältigt werden diese Rollen so, wie sie da sind, an die Auftraggeber abgeliefert. Meist aber fällt der Anstalt auch die Zerkleinerung der Rollen, das Beschneiden und Sortieren der einzelnen Bilder und die Verpackung derselben zu. Hierzu sind Schneidemaschinen aller Art vorhanden, mit deren Bedienung eine grosse Anzahl von Arbeitskräften betraut ist.

Die N. P. G. fabriziert — auch zum Verkauf im Einzelnen für andere Konsumenten — zweierlei Papier: „Bromaryt“, welches der gewöhnlichen Photographie auf Albumin bis zu einem gewissen Grade ähnliche Bilder giebt, und „N. P. G.“, welches durch seine stumpfere Oberfläche und seinen sattschwarzen Ton an Platin erinnert. Neuerdings ist die Breite der Rollen von 64 cm bis 150 cm gesteigert, wodurch die in der Gewerbe-Ausstellung vorgeführten lebensgrossen Vergrösserungen von Soldaten und selbst Reitern sowie das aus zwölf aneinandergereihten Blättern bestehende Rundbild von Berlin, die ersteren 250 cm hoch, ermöglicht worden sind. Es ist dabei zu erwähnen, dass bisher diese Papiere in Deutschland nur bis zur Breite von 90 cm, in England bis zur Breite von 102 cm angefertigt worden sind, die neuen Papiere der N. P. G. also der Vergrösserungstechnik ganz neue Aufgaben zugänglich machen. — Die gegenwärtigen Einrichtungen gestatten, an einem Tage ungefähr einen Kilometer des jetzt gebräuchlichen 64 cm breiten Papiere in fertige Bilder zu verwandeln: was etwa einer Anzahl von 40 000 Kabinetbildern entspricht. Dieselben können die gleichen oder auch verschiedene Gegenstände darstellen. Sind sehr grosse Auflagen zu bewältigen, wie z. B. von den Bieberschen Aufnahmen des Kaisers und der Kaiserin, so werden von einem guten Diapositive durch Kontakt eine entsprechende Anzahl von Duplikat-Negativen hergestellt. Anderenfalls müssen, wie schon angedeutet, verschiedene Negative in den verfügbaren Raum verteilt und so mit einander ausgeglichen werden, dass sie zusammen abgedruckt werden können.

Ihre Hauptverwendung findet die Rotations-Photographie, wo es auf Schnelligkeit und auf einen der gewöhnlichen Photographie möglichst gleichen Eindruck ankommt. In der feinsten künstlerischen Durchbildung jedes einzelnen Stückes kann sie mit der letzteren natürlich nicht in die Schranken treten; doch nimmt sie es mit den Pressendruckten — etwa von dem photographischen Kupferdruck abgesehen — auch in dieser Richtung wohl auf: wie u. a. die in mehreren Fachzeitschriften veröffentlichten Kunstbeilagen beweisen. In der Schnelligkeit aber würde sie nur der Buchdruck übertreffen, wenn er nicht einer besonders hergerichteten Druckplatte bedürfte. Bei der Einweihung des Nord-Ostsee-Kanals waren 24 Stunden nach dem Eingange der dort gemachten

Moment-Aufnahmen bereits Tausende von Abdrücken in Kiel und Hamburg auf dem Marke — eine Leistung, derengleichen bisher gänzlich ausser dem Bereiche der Möglichkeit gelegen hätte. Dazu kommt die völlige Photographie-Ähnlichkeit, die so weit geht, dass selbst kein Kenner im Stande ist, die Rotationsdrucke von gewöhnlichen Photographieen auf Bromsilber-Papier zu unterscheiden. Dies ist aber unter Umständen viel wert. So legt z. B. eine englische Cigaretten-Fabrik in jede ihrer Cigaretten-Schachteln eine dem Formate derselben entsprechende kleine Photographie der N. P. G.; und diese hübsche Zugabe, die missachtet und weggeworfen werden würde, wenn es sich um einen Lichtdruck handelte, wird erfahrungsgemäss in dieser Form so hoch geschätzt, dass die Abnehmer sich kleine Sammelhefte anlegen, in denen sie die empfangenen Photographieen — hübsche Frauen-Porträts — sorgfältig aufbewahren. Aber auch im grössten Plakat-Maassstabe erweist sich die „richtige“ Photographie von überlegener Wirkung gegenüber den verschiedenen „Drucken“.

Es beruht dies übrigens keineswegs, wie man glauben könnte, auf laienhaftem Vorurteil. Vielmehr steht thatsächlich die Rotations-Photographie der eigenartigen vollendeten Zartheit der gewöhnlichen Photographie am nächsten; namentlich hat sie unverkürzten Teil an ihrer wunderbaren, weit über die Grenzen der Sichtbarkeit hinausgehenden Detaillierung. Gleich der guten Photographie von einem scharfen Original-Negative gestattet sie ohne Verlust an Feinheit und Klarheit des Eindruckes beträchtliche Vergrösserungen, zumal sie — wie alle Photographieen auf Baryt-Papieren — durch keinerlei Papierkorn zerrissen wird. Die photographischen Druckverfahren aber vertragen gar keine Vergrösserungen, da hierbei nicht unsichtbar kleine Formen klarer, sondern nur die für das blosse Auge scheinbar homogenen Töne in das jedem Verfahren eigene Korn aufgelöst werden.

So bietet die Rotations-Photographie, ohne irgend einem der bestehenden Verfahren etwas von seinem Werte zu nehmen und das Terrain streitig zu machen, sowohl dem Kunsthandel wie der Reklame Hilfsmittel, wie sie unser schnelllebiges Zeitalter braucht, und wie sie bisher annähernd gleich mächtig nirgends zur Verfügung standen. —

Im Anschluss an diese interessanten Mitteilungen macht der Vorstand unsere verehrten Mitglieder auch seinerseits ganz besonders auf die in der That unvergleichliche Ausstellung von Rotationsdruck-Photographieen aufmerksam, welche die N. P. G. in der Gewerbeausstellung im Treptower Park nahe dem Kaiserschiff in einem eigenen Pavillon dem Publikum zur Betrachtung darbietet, umsomehr als der Pavillon der N. P. G. leider so versteckt liegt, dass er leicht übersehen werden kann.

Endlich hat die Direktion die Güte gehabt, uns für den vorliegenden Aufsatz ein Kunstblatt unentgeltlich zur Verfügung zu stellen, welches

geeignet ist, den Charakter der Rotationsphotographien, insbesondere ihre Ähnlichkeit mit den eigentlichen Photographien auf das deutlichste zu veranschaulichen.

Diese Kunstbeilage stellt eine Abbildung des im Templiner Kreise malerisch belegenen Städtchens Lychen dar, welche auf Grundlage einer Aufnahme des als Amateur-Photograph rühmlichst bekannten Herrn Franz Goerke nach dem eigentümlichen Verfahren der Neuen Photographischen Gesellschaft vervielfältigt worden ist.

Die Dreifelderwirtschaft

der Bauern von Wittstock und der landwirtschaftliche Bericht
des Tacitus

von W. v. Schulenburg.

Das Dorf Wittstock liegt im Kreise Teltow, drei Meilen südlich von Berlin. Die Einwohner von Wittstock, sowie der umliegenden Dörfer, bestanden wie noch jetzt aus Bauern, Kossäten¹ und Büdnern. Vor der „Separation“, vom Jahre 1848, gehörte den Bauern allein der ganze Acker. Die Kossäten hatten in Wittstock keinen Acker, nur Wiesen, und die Büdner hatten weder Acker noch Wiesen, bloss ein bisschen Gartenland. Dagegen hatten alle dreie, Bauern, Kossäten und Büdner, Weidgerechtigkeit an de Hüdinge². Mancher Bauer hatte 4 Hufen Acker, mancher 3, mancher 2. 1 Hufe war = 30 alte Morgen. Der alte Morgen = 180 □ Ruthen = 25 ar 53 □ mtr. Zu dem Besitze eines Bauern gehörte ausser den Hufen meist immer noch Beiland, d. h. einzelne Stücke für sich gelegen.

Der Boden, aus dem der gesamte Acker bestand, wurde eingeteilt in hohen und lejen³, d. h. hier in schlechten und guten. Der hohe Boden bestand aus Erdboden, wo kein Weizen und keine Gerste wuchs, bloss Roggen, Hafer und Kartoffeln. Der leje Boden war der schwarze gute Boden.

Der hohe Boden, d. h. das gesamte zusammenhängende hohe Ackerland wurde in drei grosse Felder geteilt und regelmässig beackert; das war die Dreifelderwirtschaft. Der gesamte zusammenhängende

¹ Alle gesperrt gedruckten Worte sind dort volkstümliche Ausdrücke. Nach Kluge (Etymologisches Wörterbuch, Strassburg 1894): „Kot, Kote Hütte; Kotsasse, Kossasse, Kossat, wer auf einem kleinen Gehöft ansässig ist.“

² An den Hütungen, Weiden. ³ niedrigen. Hier ist der niedrige Boden gleichzeitig der gute.

lege Boden wurde in vier Felder geteilt und in bestimmter Ordnung beackert; das war die Vierfelderwirtschaft.

Was den hohen Boden anbelangt, so liegt bei Wittstock, und bei anderen Dörfern wird es vielfach ebenso sein, der gute Acker dem Dorfe zunächst, dann kommt schlechteres Land, und dann, wo der Acker zu Ende ist, Fichtenheide⁴.

Betrachten wir zuerst die Dreifelderwirtschaft.

Auf jedem Felde lagen in langen Streifen nebeneinander die Engene⁵, die Hön⁶ der Bauern. So folgten sich z. B. die förschte⁷ Hön, die breede⁸ Hön, die Siedhön⁹.

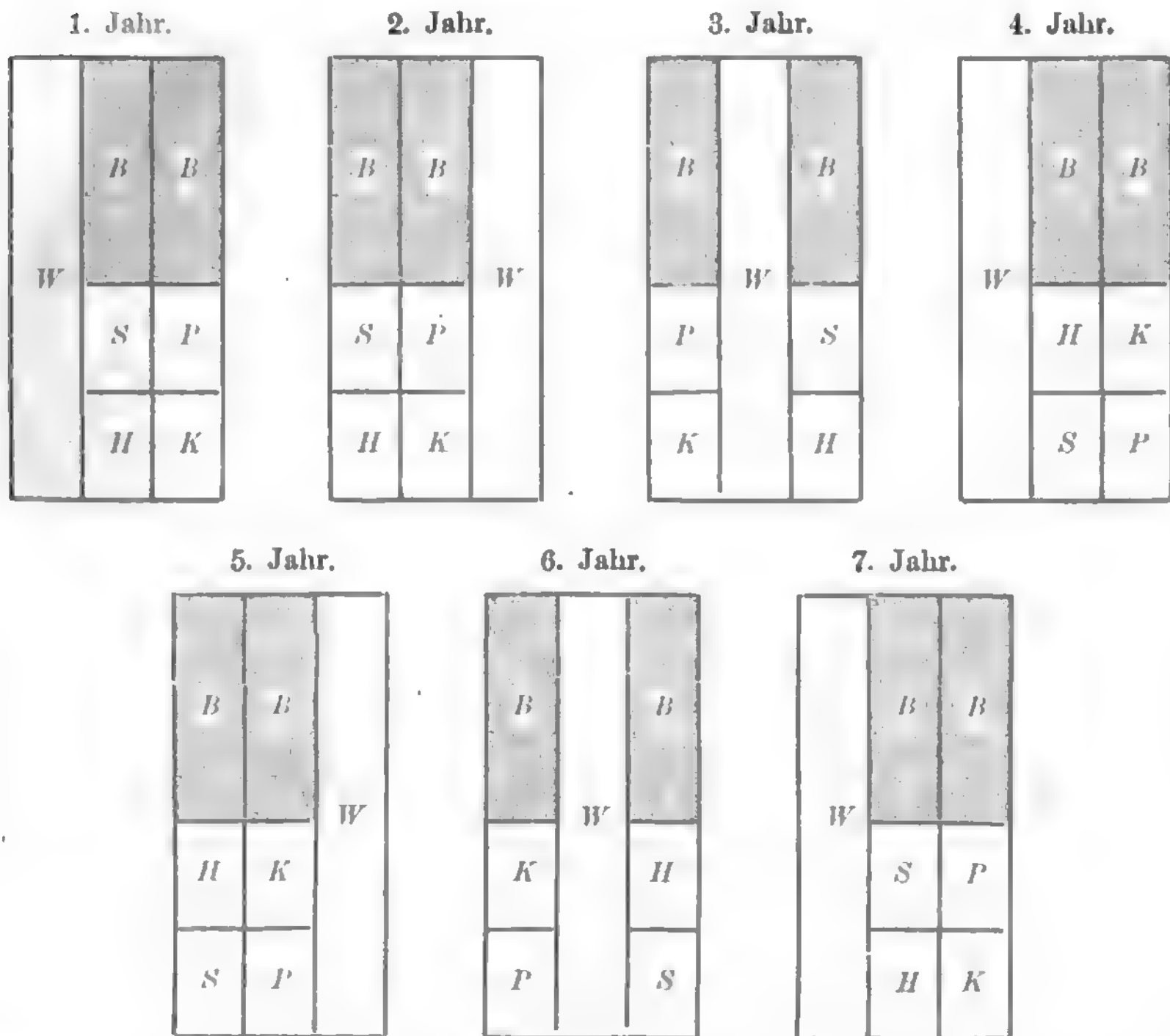
Von den drei Feldern hiess das eine Winterfeld, die beiden andern hiessen Sommerfelder. Von den beiden Sommerfeldern hiess das eine das ferschte¹⁰ Sommerfeld und das andere das zweete Sommerfeld. Drei Jahre bildeten bei der Dreifelderwirtschaft jedesmal einen Abschluss. Nach drei Jahren, also im vierten Jahre, begann von neuem dieselbe Reihenfolge in der Bewirtschaftung. Jedes Sommerfeld war für die Bestellung in drei Teile geteilt, aber diese Teile waren nicht gleich gross. Das hing von den örtlichen Umständen ab. Die Brache nahm fast die Hälfte der Sommerfelder ein. Doch sind gewisse nebensächliche Verschiedenheiten, die bei der Bestellung eintraten, für unsere volkstümliche Betrachtung der Dreifelderwirtschaft ohne Bedeutung.

Im ersten Jahre stand auf dem Winterfelde und zwar in seiner ganzen Ausdehnung Winterroggen. Das Winterfeld wurde also schon im vorhergehenden Jahre bestellt. Vorn auf das erste Sommerfeld kam Hafer, dann Sommerroggen, und hinten das letzte Ende¹¹ wurde nicht bestellt, sondern blieb als Bräke¹² liegen und zwar zwei Jahre. Auf das zweite Sommerfeld kamen vorne Knollen¹³, dann Pferdefutter. Das dritte Stück, und zwar ein ganzes Teil, die Hälfte ziemlich, als der leichteste Boden, blieb brach liegen und diente als Schaf- und Schweineweide. Diese Brache wurde jestriekt¹⁴, rumjeplöt¹⁵ in der Zeit von Johanni bis Ost¹⁶ (10. Juli). Das hiess Bräke plön oder strieken. Dann mitten in Ost oder nach Ost, wie grade die Witterung passte, also etwa vier bis fünf Wochen später, wurde sie gewenkt¹⁷, d. h. mit dem Pflug umgeworfen, damit der Boden locker würde. Das war die Wenkfahre, wie man sagte. Dann wurde die Bräke ein drittes Mal gepflügt, nämlich im Herbst zur Saat, etwa vier Wochen vor Michaelis, anfangs September, und, wie überhaupt das ganze zweite Sommerfeld, mit Winterroggen bestellt. So wurde nun das zweite Sommerfeld zum Winterfeld.

⁴ Kieferngehölz. ⁵ Enden, Landstücke, Ackerstücke. ⁶ Hufen. ⁷ erste Hufe
⁸ breite Hufe. ⁹ Seitenhufe. ¹⁰ erste. ¹¹ Stück, Teil. ¹² Brache. ¹³ Kartoffeln. ¹⁴ ge-
 strichen. ¹⁵ umgepflügt. ¹⁶ Aust, Ärnste. ¹⁷ gewendet; Wenkfahre = Wendfahre;
 Fahre = Fohre, Furche.

Im zweiten Jahr kam auf das erste Sommerfeld vorn Hafer, dann Sommerroggen und das dritte Ende blieb als Brache zwei Jahre liegen. Beim zweiten Sommerfeld kamen vorne Knollen, dann Pferdefutter, das dritte Ende blieb als Brache und wurde zum Ost umgepflügt u. s. w. Das dritte Feld, das Winterfeld, war mit Winterroggen bestellt. Das zweite Sommerfeld wurde dann im Herbste mit Winterroggen besät, nachdem es abgeärntet war.

Die Dreifelderwirtschaft.



W = Winterroggen. *B* = Brache *S* = Sommerroggen. *H* = Hafer. *P* = Pferdefutter. *K* = Kartoffeln.

Im dritten Jahr kamen auf das erste Sommerfeld vorn Kartoffeln, dann Pferdefutter, das dritte Stück blieb Brache und wurde vorn Ost umgepflügt u. s. w. Auf dem zweiten Felde, dem Winterfeld, war Winterroggen gesät. Auf das dritte Feld, also das zweite Sommerfeld, kam vorn Hafer, dann Sommerroggen, das dritte Ende blieb als Brache zwei Jahre liegen. Das ganze erste Sommerfeld wurde im Herbste mit Winterroggen bestellt.

Im vierten Jahr war die Bestellung und Fruchtfolge wieder wie im ersten Jahr, nur dass die Sommerfrüchte noch weiter unter sich wechselten. Der Winterroggen wechselte alle drei Jahr, die Sommerfrüchte alle sechs Jahr. Erst im siebenten Jahr war die Einteilung genau die gleiche wieder wie im ersten Jahr. Indessen waren die Sommerfrüchte für das Wesen der Dreifelderwirtschaft nebensächlicher, entscheidend waren der Winterroggen und die zwei Brachen.

Das Winterfeld musste immer ganz gleichmässig, nach strenger Ordnung, bestellt sein und ebenso mussten die beiden Brachen immer in der bestimmten Ordnung daliegen. Davon durfte kein Bauer eigenmächtig abweichen. Bei den Sommerfrüchten kamen je nach den Verhältnissen Abweichungen vor. Wesentlich war die gleichmässige Bestellung mit Roggen und die gemeinsame Benutzung der Brachen zum Hüten, denn auf die Brache wurden die Schafe getrieben. Roggen, Korn, ist immer eine Hauptfrucht gewesen bei den Deutschen in geschichtlicher Zeit. Vom Roggenbrot und der Roggensuppe hatten sie ihre Kraft und Gesundheit.

Die ganze Dreifelderwirtschaft „war der Weide wegen da“, damit das Vieh und die Schafe eine grosse zusammenhängende Fläche als Weide hatten, „denn der Hirte musste Platz haben für sein Vieh“. So waren früher in Wittstock „bei etwa 300 Menschen etwa 800—1000 Schafe und 200—300 Stück Vieh (Ochsen und Kühe); Pferde etwa 60—70.“ Früher hatte jeder Bauer 5—6 Ochsen zum Pflügen. Den Pflug zogen entweder zwei grosse oder drei kleine Ochsen. Jetzt sind Zugochsen, zum Pflügen und Wagenziehen, ganz abgekommen, auch werden keine Ochsen mehr zum Verkauf fettgemacht, „weil es nichts einbringt“. Ebenso ziehen die Bauern keine Schafe mehr gross; sie kommen jetzt im Herbst mit der Eisenbahn aus Russland und Polen. Ebenso werden keine Gänse mehr grossgezogen, sie kommen ebenfalls aus Russland und Polen. Die Schafe brachten damals Geld ein. Wenn Ende Mai die Schafschur gewesen war, dann gab es Wollgeld. Vom Schaf im Durchschnitt wurde für 1 Thaler verkauft. Zehn Schafe gaben reichlich 1 Stein. 1 Stein war = 22 alte Pfund (20 neue Pfund).

Jetzt nach der Separation kann jeder machen, wie er es will mit der Ackerbestellung. Eine bestimmte Fruchtfolge ist niemand mehr vorgeschrieben. Aber es wäre auch nicht mehr möglich, das ganze Jahr hindurch so grosse Schafherden jetzt zu hüten und das „Vieh“, weil keine so grossen Flächen Brachland mehr da sind und die Gemeindefütterungen aufgehört haben, eben infolge der Separation. Es wird jetzt meist alles Land bestellt. Der Acker kriegt auch mehr Dung, weil die Stallfütterung ist. „So wird mehr Streu gewonnen, und mehr untergestreut.“ Deshalb giebt es mehr Dung und durch Dung wird mehr gewonnen. So wurde ein mir bekanntes sandiges Grundstück, an einem

Kieferngehölz gelegen, früher nur alle zwölf Jahre besät und lag elf Jahre brach. Jetzt wird ein Jahr über das andere, also alle zwei Jahr, darauf gesät. Der Acker ist durch den Dung eben viel besser geworden. Es sind auch viel mehr Menschen jetzt. Ingleichen war früher die ganze Lebensweise viel einfacher. Eine belegte Stulle zum Hallewarter, wie jetzt, gab es nicht. Im Sommer, z. B. beim Flachswieten gab es eine (trockne) Stulle und witten Käse, in einem Topf mit ein bisschen Wasser angerührt, weiter nichts. „Jetzt nehmen sie immer schon einen Kober voll mit.“ Beim Pflügen gab es kein Hallewarter. Was früher brach lag, wird jetzt alles mit Lupinen bestellt, die dann als Dung untergepflügt werden. Allerdings ist auch in den letzten Jahrzehnten hier und da, wie z. B. beim Dorfe Gadsdorf, viel leichter Boden, der früher brach gelegen hat, wieder zu Kiefernwald gemacht worden. Es hat also da der vormalige Ackerbestand abgenommen. So sind allein von dem Lehnenschulgute in Gadsdorf nach Angaben des Besitzers mehr als 150 Morgen Acker wieder zu Wald und 50 Morgen Acker zu Wiese gemacht worden, weil unter den heutigen Verhältnissen die Bestellung sich nicht mehr lohnt. Es darf auch nicht übersehen werden, dass der Vorteil der Stallfütterung, der reichliche Dung, vielfach verloren geht, weil die Landleute, wenigstens die kleinen und mittleren, das Stroh verkaufen, um Geld zu bekommen, da der Roggen selbst, die Körnerfrucht, nichts mehr einbringt. Dadurch geht dann dem Lande die Strohstreu als Dung wieder verloren. Ebenso ist der Viehstand geringer als früher in der Zeit der gemeinsamen Hütung.

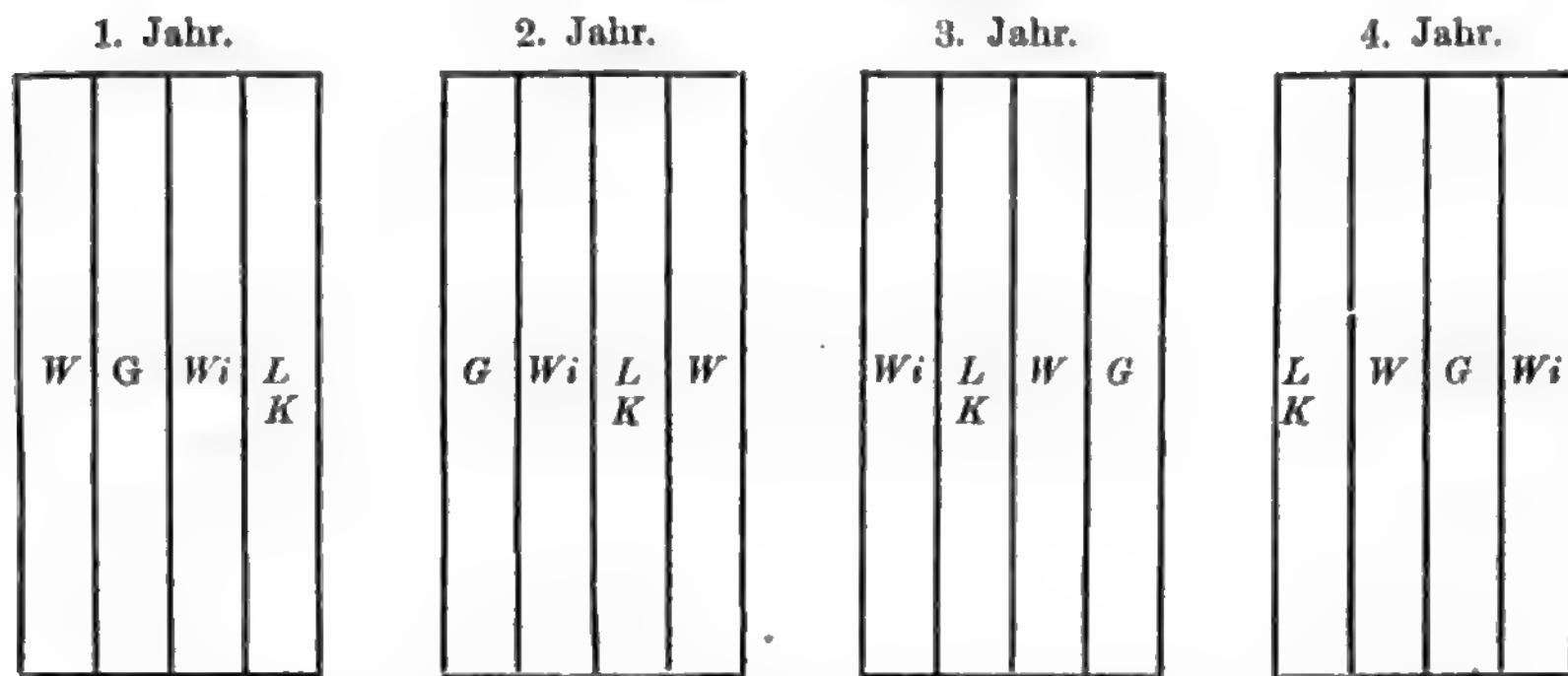
Was bei der Dreifelderwirtschaft die Fruchtfolge im einzelnen anbetrifft, so kam hinter Winterroggen immer Hafer und Sommerroggen. Wo Hafer und Sommerroggen gewesen, da kamen Kartoffeln und Pferdefutter. Je Sommerroggen und Hafer, und je Kartoffeln und Pferdefutter wechselten wieder jedes Jahr miteinander, so dass sie nach sechs Jahren, also im siebenten Jahre, wieder auf demselben Fleck standen. Die beigegefügte Zeichnungen werden das klarmachen. Das erwähnte Pferdefutter bestand aus Sommerroggen und Erbsen, und Wicken wat mang, auch Linsen.

Nach der Brache hiess im Volke der sechste Monat im Jahre Brachmonat, während er in „gebildeten“ Kreisen „christlich-deutsch“ Juni nach der Frau Juno genannt wird, einer heidnischen Göttin bei den alten Römern, oder nach dem Junius Brutus, einem heidnischen Staatsbeamten ebenda. Winterfeld ist ein ziemlich verbreiteter adliger, wie bürgerlicher, Eigenname geworden. In Berlin heisst nach dem berühmten Feldmarschall Friedrich des Grossen der Winterfeldplatz. Ebenso ist Sommerfeld adliger, wie bürgerlicher, Eigenname und in der Niederlausitz heisst eine Stadt so. Wir können mit ziemlicher Gewissheit sagen, dass diese Namen uralte sind und noch aus heidnischer

Zeit stammen, da die Germanen schon die Gemeinde-Felderwirtschaft hatten. Ihre Träger können, wo die Namen alt in der Familie sind, dann im Geiste auf mindestens sechsig Ahnen zurücksehen.

Vor Ost, wie erwähnt, wurde die eine Brache jestriekt. „Den 10. Juli, sieben Brüder, ist überall Ost“, d. h. dann beginnt der Ost. Den 13. Juli ist Margarethe, da ging das Harken los. Darum war eine Redensart: „Sieben Brüder, die mähen, und Margarethe, die harkt.“ Ebenso wie man sagte in bezug auf das Stricken: „Jut stocken is so jut wie schlecht jemesst“, d. h. das Kraut und die Stoppeln stocken in der Erde, wenn der Boden durch das Pflügen umgekehrt ist.

Die Vierfelderwirtschaft.



W = Weizen. G = Gerste. Wi = Wicken. L = Leinsamen. K = Etwas Kartoffeln.

Das Beiland bei Wittstock bestand aus folgenden einzelnen Landstücken: die H^on (Hohen, Hoh'n, Ho'n)¹⁸, zwölf Ru^odn, Ruden¹⁹, twär Engene²⁰; Möllnstückene²¹; Lüseberge, Luseberge²²; Wischengene²³; Jeren²⁴.

¹⁸ Hufenstückene, Hufe = H^o, Hufen = H^on, gesprochen wie Ho'n, aber das o ganz voll. Trotz der scheinbaren Ähnlichkeit bedeutet der Name nicht die Hohen (von hoch). ¹⁹ zwölf Ruthen. Jeder Bauer hatte hier soviel Landstücke als er Hufen hatte. ²⁰ Landstücke vor quer gelegen. ²¹ Landstücke an der Mühle oder im Besitze des Müllers oder beides. ²² „Hochdeutsch wurden sie mehr Lauseberg genannt“ von den dortigen Bewohnern. Der Name kommt her von dem wendischen lug, Sumpf, Luch. Aus dem Namen Luseberg war sofort zu ersehen, dass diese Erhebung an einen Sumpf oder an einer Wiese muss gelegen haben, was mir auch der Augenschein bezeugte (ähnlich wie anderwärts in der Mark Erhebungen Kiebitzberge heissen, weil in der Nähe Kiebitze im Sumpf waren). Übrigens besteht der Lauseberg bei Wittstock nur aus einer ganz sanften Erhebung. Ein Lausefenn ist, oder war wenigstens, an der Jungfernheide bei Berlin. Wo indessen slavischer Einfluss nicht geltend war, deutet der Zusatz Lause —, zu dem Namen einer Örtlichkeit irgendwelche für den Menschen schlechte Beschaffenheit an. ²³ Wiesenenden, obwohl Wiese platt jetzt Wäse hier heisst. ²⁴ sind Äcker, die auf beiden Seiten vom Wege liegen. Es wäre

Der zusammenhängende leje Boden wurde in vier Felder geteilt und regelmässig beackert. Das war die Vierfelderwirtschaft. Die Früchte, die hier gebaut wurden, waren Weizen, Gerste, Wicken, Leinsamen und etwas Knollen. Die beigefügten Abbildungen zeigen die Verteilung. Abweichungen kamen hier, je nach den örtlichen Umständen, vor. Für unsre volkstümliche Betrachtung hat die Vierfelderwirtschaft weniger Bedeutung.

Die Gemeindefelderwirtschaft der Bauern gehört bei uns hier bereits der Geschichte an. Viele von denen, die erst der Zeit nach 1848 angehören und ausserdem nicht Landwirte von Beruf sind, haben die Vorstellung, dass bei der „Dreifelderwirtschaft“ der Acker ein Jahr bebaut wurde und dann zwei Jahre brach lag. So einfach, wie wir sahen, verhält sich die Sache nicht. Trotzdem nun wohl in den landwirtschaftlichen Büchern jener Zeit diese Verhältnisse mit aller Sachkenntnis sehr eingehend dargelegt sein werden, so liegt die rein landwirtschaftliche Auffassung unsrem Zwecke doch fern. Deshalb schien es mir nicht unangebracht, eine kurze Übersicht von der Dreifelderwirtschaft eines märkischen Dorfes mit hohem und niedrigem Boden zu geben.

Bei der Beurteilung gewisser volkstümlicher Zustände in Deutschland ergibt sich leicht die Notwendigkeit auf die Gemeinde-Felderwirtschaft hinzuweisen, zumal wir wissen, dass sie auch in sehr alter Zeit schon bei den Deutschen üblich war. Der römische Geschichtschreiber und Volksforscher Tacitus, im ersten Jahrhundert nach Christus, sagt in seiner Beschreibung von Deutschland, wo er von der Landwirtschaft der Germanen spricht (Germania. XXVI): „Agri pro numero cultorum ab universis in vice occupantur, quos mox inter se secundum dignationem partiuntur: facilitatem partiendi camporum spatia praebent. Arva per annos mutant et superest ager. Nec enim cum ubertate et amplitudine soli labores contendunt, ut pomaria conserant et prata separent et hortos rigent: sola terrae seges imperatur.“ Diese Worte in Hinsicht auf unser Dorf Wittstock übersetzt, würden lauten: „Der gesamte Acker wird abwechselnd von den Bauern in Besitz genommen und zwar im Verhältnis zu ihrer Anzahl. Dazu teilen sie ihn unter sich ein, je nach der Stellung, die sie so in der Gemeinde haben. Das Einteilen macht sich leicht, weil die Feldmarken weit ausgedehnt sind. Die Felder wechselt man jährlich (wegen der Fruchtfolge!) und lässt Brachland liegen. Aber sie nutzen den Boden, der ihnen in solcher Menge zur Verfügung steht, keineswegs sorgfältig aus. Da werden keine geregelten Obstpflanzungen

möglich, dass Jeren (mit langem e) vom slavischen gora, Berg, kommt (gore, Gören, Jeren = die Berge). In der Niederlausitz ist wendisch Gorki das deutsche Görigk und Gehren ein Dorf bei Luckau.

angelegt, da werden keine Wiesen „abgegränzt“, keine Gärten künstlich bewässert, nur der Erde wird das Korn abverlangt.“

Was nun die letzten Sätze anbetrifft, so hatte Tacitus bei seinem Vergleich die Zustände Italiens vor Augen, das damals in der höchsten Blüte äusserer Entwicklung sich befand, innerlich allerdings bereits durch und durch faul war.

Noch heute sind in Italien die Fruchtgärten von grosser Bedeutung und erfordern deshalb eine besondere Pflege. Zur höheren Ausnützung der Gärten und weil die Luft heisser ist und trockner, musste man in Italien die Gärten und Felder vielfach künstlich bewässern. Man sieht die künstliche Bewässerung noch heute im Süden. Aber das brauchte der Germane nicht. Sein bei den Südländern so übel verschrienes Land hatte das alles nicht nötig. Ohne sein Zuthun spendete die heimatliche Erde ihm reichlich das Notwendige und mehr brauchte er nicht. Denn das Land war nicht so überbevölkert wie damals Italien, und hatte nicht solchen Verbrauch, keinen solchen Handel und Wandel. Wald und Gras bot es in unendlicher Fülle. So verschwenderisch mit Gras, wie der Germane bei seinen vielen und üppigen Wiesen und Weiden, konnte der Römer nicht umgehen. Wie traurig steht es damit heute in Italien! Wiesen sieht der flüchtige Wanderer überhaupt kaum. Wie kümmerlich schneidet oft genug der Italiener an Rainen und Wegen mit der Sichel sein bisschen Grünfutter zusammen! Wie ganz anders bei uns, wenn in vollen Schwaden auf der fetten Wiese vor der Sense das Gras dahinsinkt! Ich glaube, jeder Deutsche, der mit vollen Zügen von Jugend auf draussen auf dem Lande, in der Freiheit, die heimatliche Luft eingesogen, wird sich trotz aller Herrlichkeiten auf die Dauer in Italien nicht wohl fühlen. Überall fehlen ihm da unsre grünen Wiesen, die das Auge so wohlthuend berühren und Herz und Gemüt erfrischen, überall fast die Pracht unsrer schattigen Wälder. Welcher Anblick im deutschen Gebirgswald ein einziger bemooster Steinblock mit seinem leuchtenden Farbenschimmer, und wo fände man ihn im Süden, wo alles ausgedörret von der Sonne. Ich weiss, wie enttäuscht schon manche zurückkehrten, die da unten dieses frische Leben suchten und nicht fanden.

Also was hatten die alten Deutschen nötig, viele Künsteleien zu treiben, wo ihnen Frau Holla und Harke mit vollen Armen ihre Gaben ausstreuten. Gartenwirtschaft wie in Italien allerdings war nicht. Wein und Olive, Feigen und Mandeln und Pfirsich, Apfelsinen und Zitronen sind wertvolle Früchte, aber davon wusste Deutschland nichts. Noch heute, auch grade bei uns in der Mark, findet man unzählige Landleute, die vom höheren Obstbau nichts verstehen, selbst viele, die überhaupt nichts davon wissen wollen. Und viel ärger sah es noch aus vor 50—60 Jahren! Wiesen abgrenzen bei den Germanen! Wozu? Das waren ja, wenigstens vorherrschend, alles Gemeinde-Hutungen. Denn

wo Gemeindefelder und Gemeindebrachwirtschaft war, da waren auch gemeinsame Hütewiesen, Anger und Weiden. Wir selbst haben alles noch so gehabt bis zur „Separation“. Erst nach 1848 wurden bei uns auch die Gemeinde-Weiden „separirt“, das heisst auseinandergelegt, jedem Bauern sein besonderes Land abgegrenzt. Dasselbe Wort seiner Sprache, *separent*, das der Römer vor 1800 Jahren niederschrieb, brachten unsre heimatlichen „Bürokraten“ in der Mark, allerdings unberechtigt, wieder zu unverdienten Ehren. Sicherlich hat mancher frische „Bua“ der deutschen Berge, wenn man ihn damals nach Italien führte, dort zwischen den überall künstlich abgegrenzten Gärten und beengendem Gemäuer, seine Heimat schmerzlich vermisst und voller Sehnsucht nach den grünen Wiesen und Wäldern, wo er noch heute als kühner Sohn der Freiheit über die Berge steigt, ebenso gesprochen: „Des mog i net“, wie heute so mancher das Gleiche sagt von Berlin und anderen Grossstädten mit ihrem Wagengerassel und Fabrikgehämmer und dem Rauch der qualmenden Schloten. Nun gar künstliche Bewässerung! Das alte Deutschland war feucht und überreich an Gewässern. Künstliche Bewässerung werden erst unsere Nachkommen nötig haben, wenn man fortfährt wie bisher das Laubholz und die Teiche und Seen zu vertilgen.

Schon aus dem Ausdruck *ubertas* in dem Satze: *nec enim cum ubertate et amplitudine soli labores contendunt*, dürfte hervorgehen, dass Tacitus dabei nicht grade an den leichten Sandboden der Mark und anderer Gegenden gedacht hat, wenn er den alten deutschen Bauern der vorgeschichtlichen Zeit Mangel an Leistungsfähigkeit in ihrem landwirtschaftlichen Betriebe vorwarf, eben in Hinblick auf die damals in hoher Entwicklung befindliche Gartenwirtschaft Italiens. Dazu kommt, dass die Germanen noch emsig die Jagd und Fischerei und Bienenzucht betrieben. Andererseits ist nicht zu vergessen, dass in kleinen und mittleren Wirtschaften bei uns noch bis in dieses Jahrhundert der Boden sehr viel weniger ausgenutzt wurde als heute.

Nur das Getreide, das Korn, wird der Erde abverlangt, auferlegt, sagt Tacitus. Zu dieser Stelle bemerkt ein hervorragender Gelehrter und Erklärer der *Germania*: „Eine tiefere Niedrigkeit des Feldbaues giebt es nicht.“ Darüber werden unsre Landleute mit dem Kopf schütteln und sie müssen es verstehen, denn sie sind Sachverständige. Sie möchten Gott danken, wenn sie nur recht viel Getreide bauen könnten, dann liessen sie gern manches Nebensächliche beiseite. Aber weil sie nicht mehr genug Roggen bauen kann auf Grund der heutigen Verhältnisse, darum geht unsre Landwirtschaft zurück und greift zu allerhand Notbehelf.

Wie aus allem ersichtlich ist, hat Tacitus sehr sorgfältige Nachforschungen angestellt über das alte Deutschland und seine Bewohner. Ausserdem steht sein Bericht über den damaligen Ackerbau im all-

gemeinen Teil der Germania. In diesem Teile bespricht er Dinge, die für das gesamte Deutschland gelten. Es ist deshalb mit Sicherheit anzunehmen, dass die Gemeinde-Felderwirtschaft über ganz Deutschland sich erstreckte, und dies um so mehr, als das Volkstum der Germanen, frei von Fremdentum, gleichmässig und vollkommen in seiner kräftigen Eigenart sich entwickelt hatte. Immerhin hat Tacitus, wie es auch im Wesen der Sache liegt, wohl sehr viel eingehender die Verhältnisse des damaligen Süd- und Westdeutschland kennen gelernt als die des östlichen Norddeutschland. Dort im heutigen Süd- und Westdeutschland liegen die Verhältnisse etwas anders wie im norddeutschen Tieflande, aber die Unterschiede werden damals geringer gewesen sein als heute. Zum Teil ist die Landschaft auch bergig. Doch kann Tacitus nicht Bauernwirtschaften höher im Gebirge gemeint haben. Denn da liegen die Verhältnisse ganz anders. So besteht z. B. in Oberbayern, allerdings bei 2000 Fuss Höhe, wo ich es kennen lernte, der Ackergrund, von dem eine Anzahl Tagewerk Gschnoad, d. h. oamodige (einmadige) Wiesen ausgeschieden sind, aus Bergwiesen. Von diesen wird alle Jahr ein Teil umgepflügt, besät und geegt. Dann ist das Landstück ein Jahr Acker und bleibt danach zwei Jahre als Wiese liegen, auf der das Vieh weidet, so lange es nicht auf der Alm ist. Ebenso wenig wird die gemeinsame Felderwirtschaft bei einzelnen weit auseinander gelegenen Weilern gewesen sein. Es spricht aber das Vorhandensein der streng geregelten Gemeinde-Feldwirtschaft in jener vorgeschichtlichen Zeit für das allgemeine Vorhandensein von wohlgeordneten Dorfgemeinden, ohne dass wir dabei, wie heute fast immer, an zusammenhängende Gehöfte zu denken brauchen. Denn die alten Deutschen liebten es, ihre Gehöfte für sich zu haben. Indessen mögen auch Unterschiede gewesen sein zwischen dem Osten und Westen. Hier und da sind in Norddeutschland für jene Vorzeit, und sogar für die Jahrhunderte vor Christus, doch etwas zusammenhängend gebaute Dörfer nachweisbar, mögen sie auch noch so kleinen Umfanges gewesen sein. So erwähne ich, auf Grund meiner eignen Nachforschungen, die germanischen Dörfer Müschen und Burg im Spreewald. Beide Namen gelten zwar als slavisch. Müschen ist es sicher, von Burg, wendisch Borkowy, i. J. 1315 bei den Deutschen Borck, muss es zweifelhaft sein. Allein wendische Namen führen heute unzählige im Altertum germanische Ortschaften, eben aus der spätern, slavischen Zeit, aus der Zeit des früheren Mittelalters her. Wie die einstöckigen Häuser in den Dörfern unsrer Zeit, so waren die Häuser der Germanen wenigstens teilweise Giebelhäuser mit hohem Dachboden (Speicher, Söller), auf dem das Getreide u. d. untergebracht werden konnte. Wir wissen deshalb genau, wie sie aussahen, weil mehre germanische Hausurnen aus vorchristlicher Zeit erhalten sind, die aus heidnischen Gräbern stammen. Dass man solche Häuser hatte so

vorzeitig, und eine solche geregelte Landwirtschaft der Dorfgemeinden bestand im ersten Jahrhundert nach Christus, beweist, wie alt die „Kultur“ der Germanen in Deutschland war. Von allgemeinem Nomadentum und beständigem Herumziehen im Lande ist keine Rede.

Wie bereits erwähnt, finden sich auch in der Gemeinde-Felderwirtschaft der neusten Zeit gewisse Unterschiede je nach Boden und Örtlichkeit. Wenn nun auch die urdeutsche, germanische Gemeinde-Felderwirtschaft von der neueren Gemeinde-Felderwirtschaft, im besonderen auch der Dreifelderwirtschaft, abgewichen ist und abgewichen sein mag, in der Hauptsache gleicht sie doch der unsern in der Mark.

Ein wesentlicher Unterschied aber war, wie aus der Angabe des Tacitus hervorgeht, vorausgesetzt: die Auffassung dieser Stelle ist richtig, dass die Ackerstücke (die Hufen) der Gemeindefelderwirtschaft nicht festes erbliches Eigentum der Hofbesitzer waren. Es war Gemeindeland und jedes Jahr wurden die Ackerstücke der Reihe nach verteilt, jedenfalls wohl aus Gerechtigkeit, dass nicht einer oder bestimmte Leute immer nur den besten Boden hatten. Aber es herrschte keineswegs Gütergemeinschaft, auch nicht Standesgleichheit. Einzelne Leute von höherem Ansehen oder Herkommen, die „Vornehmen“, wie unsre Landleute sagen, bekamen mehr Hufen vom Gemeindeland zur Bestellung als die andern. Denn das bedeuten die Worte „quos mox inter se secundum dignationem partiuntur“. Wir sprechen ja auch heute noch von ländlichen „Würdenträgern“, sogenannten „Honoratioren“, dazu gehören Schulze, Beisitzer, Gerichtsmann, Kirchväter u. d., auch reichere Bauern, Kossäten, Müller, Gutsbesitzer u. a. Damals in der Vorzeit gehörten noch ganz andre höhere Leute, selbst die Fürstlichkeiten, den Landgemeinden an. Denn Städte wie jetzt oder im Mittelalter gab es nicht. Alles lebte draussen im Freien, auf dem Lande, darum waren die Menschen auch urkräftig und gesund.

Worin die höhere Stellung oder der höhere Rang bestand, wird von Tacitus nicht ausdrücklich angegeben. Sicherlich hat sie nicht ausschliesslich auf grösserem Besitz oder Vermögen beruht. Die „Reichen“ besaßen, nach jener Angabe des Tacitus, nicht bestimmte Hufen in den Gemeindefeldern als Eigentum, aber sie hatten doch die Nutzniessung davon. Jedes Jahr wurden die „Engene“ (agri), die Ackerstücke verteilt. Wer seinen Verhältnissen gemäss mehr Land bekam, konnte wohlhabender werden. Gerade wie es auch in Wittstock, und sonstwo, Bauern gab, die vier Hufen Ackerland hatten in der Dreifelderwirtschaft, andre dagegen nur zwei. Mit dem grösseren Besitz war wie meist immer eine höhere einflussreichere Stellung in der Gemeinde verbunden. So hatten noch bis in unsere Zeit die Bauern in der Gemeinde eine höhere Stellung als die Kossäten, nicht zu reden von ihrem Verhältnis zu Büdnern und Tagelöhnern. Oder auch umgekehrt, die höhere, oft wohl durch eignes

persönliches Verdienst erst erworbene Stellung ergab grössern Besitz. So sind in der Mark noch unter Friedrich dem Grossen, wenigstens vereinzelt, grössere Lehnschulzengüter an verdiente Krieger zum Lohn für ihre Tapferkeit verliehen worden. Der „Schulte“ war dann, in der Neuzeit, öfter der reichste Mann im Dorf und nahm gleichzeitig die erste Würdenstellung (*dignationem*) ein. Er war das Haupt der Gemeinde, wie ein Häuptling früherer Zeit.

Ausser ihrem Anteil an den Gemeindefeldern und ihrem beweglichen Vermögen hatten die germanischen Dorfbewohner aber auch unbewegliches. Dazu gehörte der Hof mit Grund und Boden, Feld oder Wiese um das Haus herum, der Obstanger und dergl. mehr. Aber sie werden ebenso noch „Beiland“ gehabt haben, wie die Wittstocker, einzelne Landstücke, die nicht in den grossen Rahmen der gemeinsamen Felderwirtschaft hineinpassten. Das Vermögen war ebenfalls, wenngleich weniger als heute, Schwankungen unterworfen. Denn unter den Germanen gab es grosse „Spieler“ vom Wodan. Es wird grade vom Tacitus ausdrücklich berichtet, dass solche in ihrer Leidenschaft für das Spiel, „jeu“, alles dransetzten, so zu sagen alles auf einen Wurf, und manche ihr ganzes Vermögen verspielten, „verzöten“, wie heute der Kunstaussdruck lautet. Sie gaben beim Spiel ihr „Ehrenwort“, dass sie die Verluste nachher „baar und richtig“ bezahlen würden. „Ehrenwort“, die wörtliche Versicherung auf Treu und Glauben, übersetzt der Römer sehr zutreffend mit *fides*. „Parole d'honneur“ sagen Neuere und stellen im papiernen Zeitalter einen „Ehrenschein“ aus. Denn es kommt auch in unserer Zeit hin und wieder vor, dass vornehme junge Leute, infolge schlechter Erziehung, dem schändlichen Spiel verfallen und oft dann ihr Hab und Gut, sich selbst und ihre Familien zu Grunde richten. Wenn sie auch nicht, wie die Germanen, sich als Leibeigene verkaufen, so gehen sie doch in die notgedrungene Knechtschaft nach Amerika. Die Sache ist gleich, nur die Form eine andere.

Zum Schluss bemerke ich, dass eine sehr klar geschriebene Übersetzung der *Germania* des Tacitus, der Beschreibung vom alten Deutschland und seiner Bewohner, von Max Oberbreier, im Verlage von Reclam, für 20 Pfennig käuflich zu haben ist.

Die Kirche von Riedebeck

von R. Scharnweber.

(Hierzu: Seitenansicht und Grundriss.)

1. Der Turm. Er ist aus Feld- und Eisensteinen, die zu Quadern gearbeitet sind, erbaut. Seine Breite beträgt 12,95 m. Das Satteldach ist ohne Dachreiter. Die Schalllöcher im oberen Turmgeschoss sind maasswerkartig geteilt. Zwischen ihnen sind spitzbogige Nischen. An der Westseite befindet sich die Uhr. Am oberen Absatz unterm Dach sehen wir rechts und links je ein Medaillon. (Im rechten das Cisterzienser-Kreuz.) An den äusseren Seiten der Westfenster je ein Gesicht, in schwärzlichem Stein ausgeführt. Turm und Kirche wurden 1892 renoviert. 1893 ward durch Blitzschlag die Turmwand der Westseite und die Thür zerstört.

Eine breite mit Geländer versehene Treppe führt zum Glockenstuhl. In diesen ist die Zahl 1631 eingebrannt. Hier befinden sich zwei Glocken: Die grosse sogenannte Schweineglocke (angeblich 1649 von Schweinen am Burgwall ausgewühlt, wohin man sie vor den Schweden geflüchtet hatte), auch Schlangenglocke genannt, weil ihr Klang die Schlangen vertreiben soll. Sie wurde 1453 gegossen und trägt folgende Inschrift: O rex glorie veni cum pace in nomine domine (domne) osan (o sante) in (en) exsseleis. M. C. C. C. L. III. J. a. (jar). Die Buchstaben sind deutsch und stehen zum teil auf dem Kopfe. Die kleine Glocke ist ein Geschenk des Patrons Herrn Baron v. Thermo und wurde 1849 in Hoyerswerda von Handank & Sohn gegossen. Ihre Inschrift lautet: Macht euch gern zu dem Herrn, der euch durch uns ruft. Die Buchstaben sind lateinisch.

2. Das Langhaus ist modern ausgebaut, der Südeingang vermauert. Es ist 16,96 m lang, 9,95 m breit. In ihm befindet sich ein dem Stil nach ins 17. Jahrhundert gehörender Holzaltar mit Ölbildern, die (von unten nach oben gerechnet) das Abendmahl, die Kreuzigung, Christus (Kniebild) und die Himmelfahrt darstellen. Über dem Taufstein hängt ein aus Holz geschnitzter und polychrom bemalter Engel. Hinter dem Altar rechts ist ein Predigerstuhl (Beichtstuhl), die Kanzel ist mit dem Altargebäude verbunden.

3. Der Chor ist vom Langhause am Triumphbogen durch eine Wand aus Feldsteinen getrennt. Er empfängt sein Licht durch zwei Fenster. Die Wände zeigen doppelte Malerei; einmal Reste älterer, von der einzelne gotischen Buchstaben ähnliche Verzierungen sichtbar sind; dann darüber neuere, figürliche und ornamentale. Diese ist besonders

in blau mit Goldstickerei und ein Chorknabengewand in rot mit gelben Mustern enthält. Auf der linken Seite steht ein sehr auffälliger Predigtstuhl mit Kanzel, zu der 6 Stufen führen. Sie ist aus Holz geschnitzt und hat 4 Felder, die durch Säulen getrennt sind. Auf den Säulen stehen die Buchstaben S. L. J. S., oben die Inschrift: „Diese Kanzel hat Gott Verstorbene Jungfrau Maria Katens vofr ancke Hayn zu Ehren erbauen lasse die seelig Anno 1687; unten steht: Erhalt uns Herr Dein liebes Wort, dass wir Dich preisen hier und dort.“

4. Apsis. Aussen befindet sich dicht am Dache ein Rundbogenfries mit Konsolen aus Raseneisenstein. Im Mittelfenster sind noch Hohlkehle mit darin befindlichen Buckeln erhalten. Auch die ornamentale Malerei ist noch gut zu erkennen. In der Apsis befindet sich auf der rechten Seite ein gemauertes Tabernakel. Die Decke zeigt, leider gleichfalls übertüncht, ein Gemälde, Christus als Weltrichter darstellend. Vor ihm knieen zwei Heilige oder auch Maria und der Jünger Johannes. Von seinem Munde geht nach rechts ein Schwert, nach links ein Palmenzweig (oder ist es ein Lilienzweig?). Der auf der rechten Seite mögliche Höllenrachen ist nicht mehr genau zu erkennen, während einzelne Figuren auf der linken Seite noch kenntlich sind. Durchsetzt ist die ganze Malerei von Sternen oder Blumen. Unter der Decke zwischen den Fenstern der Apsis befinden sich vier Männer, die wahrscheinlich die Evangelisten vorstellen sollen. Diese Bilder sind in Lebensgrösse gemalt, Christus ist über lebensgross dargestellt. Neben ihm stehen zwei Engel, die in Posaunen stossen.

5. Altar. Der Altar ist aus Ziegel und Raseneisenstein gebaut. Auf ihm steht der Flügelschrein.

6. Altarschrein. Ihm fehlt auf der rechten Seite das Stück, das im zugeklappten Zustand die Hinterwand bildet. Links ist auf der Wand eine Heiligenfigur gerade wie auf den Klappen in rot, blau auf Gold ausgeführt, zu erkennen. Über dem Altar befindet sich zwischen geraden und gedrehten Säulen Johannes und Maria, an einem dreieckigen Verbindungsbrett der gedrehten Säulen Christus, über dem Brett wieder eine Christusfigur auf einem Sockel. Der Kopf der unteren Figur ist von ausgezeichneter Arbeit. Rechts und links von den Klappen befinden sich hinter dem Altar Krammen zur Aufnahme von Kirchenfahnenstangen. Vor dem Schrein stehen rechts und links von dem Christus Engel mit Kreuz und Scepter. Im Schrein stehen Anna, Barbara, Martha; in den Flügeln sind 6 Heilige dargestellt und die Anbetung, in der Predella 5 Märtyrer. Sämtliche Figuren sind in Holz geschnitzt und polychrom bemalt.

Wolborgen und der Wolborgbauer.

Platt aus dem Kreise Teltow, zwischen Zossen und Trebbin.

Von W. v. Schulenburg.

Upp Wollborjen¹ den Önd² vörrha wurde Krüzkümmel unn Dill vörr alle Porten³ unn Dorwäh⁴ jestreut und Krüzen jemockt anne Dören, det de Hexen nich säln röa köamen⁵ in de Öndstun'n⁶, wenn de Schackelstann turüjje kämen von'n Blocksberch. Bei Stülpe⁷ is da olle Jolmberch⁸, det soll sonn Berch jewest sinn. Unn et is währ, den Dach vörr Wollborjen sieht man keene Krae unn keene Schackelsta so trecken, utnahmswiese de ö're Nestere med Junge dā⁹ hebben. Den¹⁰ Dach int Feld is Alles stille. De Kran unn Schackelstann sinn den Wollborchsdach uppn Blocksberch — ängere seien: man bloss de Schackelstann — unn kären de Hexen de Stiegen reene. Dadrumme hebben sei den langen Schwanz. Denn sinn de Hexen futt noan Blocksberch unn dänzen de Nacht uppn Blocksberch. Dā mütten sei doch Quatäl¹¹ hebben. Wei müsssten imma de Kachelkrücke¹² unn de Kachelmicke¹³ vastüken, stüss setten sich de Hexen drupp un rieden med futt. Den ängern Dach müssste mann een Beddelmann köamen, der kräch nüsch, oer jemand, der Kese¹⁴ oa sowat köpen wolde. Den Dach hebben imma keene

¹ Auf Wolborgen. W. ist der 1. Mai, im Kirchenkalender Walburga, so genannt nach der heiligen Walburgis (Walburga) der römisch katholischen Kirche. Die deutsche Wortendung für derartige Frauennamen ist a, so Nothburga, KEBURGA. Die jetzt beliebte Endung ia, wie z. B. in Brandenburgia, ist nicht reines Deutsch und wird unangenehm empfunden vom Gehör dessen, der den Unterschied zwischen Latein und Deutsch heraushört. Sagt doch schon (1575) Fischart, einer der bedeutendsten deutschen Geister, in seiner Geschichtsklitterung: „Was soll dann diese Latinische Tirannei mit vs vndt Esels ja?“ Er empfand die Endung ia also auch als störend für das deutsche Gehör. ² Abend. Um dieses o zu sprechen, muss der Mund ganz weit aufgemacht werden. ³ Pforten. Damit wurden und werden hier bezeichnet die kleinen Thüren, die neben dem grossen Thor für Vieh und Wagen im Zaun oder in der Mauer des Hofes, nach der Dorfstrasse zu, sich befinden; auch Portendöre genannt, im Gegensatz zur Hingendöre, Thüre an der Hinterwand des Hauses. „Kuh an de Hingendöre“ hiess in den alten Häusern die Kuh, die im Kuhstall an dieser Ecke stand. ⁴ Thorweg ist die breite Doppelthüre für Wagen. ⁵ kommen, habe ich von ganz alten Leuten fast wie quamen (kwamen) sprechen hören. ⁶ Abendstunden, auch genannt Schummerlinge. ⁷ ein Dorf bei Luckenwalde. ⁸ Golmberg, einer der höchsten Berge der Mark Brandenburg. ⁹ da, d. h. im Dorfe oder da, wo man sie täglich sieht. ¹⁰ den ist hier Fürwort, = diesen. ¹¹ Quartal (Vierteljahr) heisst die Vierteljahrsfeier der Handwerker. ¹² die Ofenkrücke, dient dazu, um die Glut im Backofen hin und her zu stöten (stossen). ¹³ die Ofengabel, um „det Ffir upluckerne“ (aufzulockern); früher diente die „Ofengabel“ auch andrem Zwecke. Micke heisst ein gabelig gewachsener Zweig. ¹⁴ hier der weiche, weisse Käse, anderwärts in der Mark genannt Quark

Handelslüde jekoamen. Upp Wollborjen wurde nüsche verborjet unn ok nüsche verköfft. Wenn an Wollborjen det Veih in de Öndstun'n turüjje kamm unn wer¹⁵ denn uppn Krüzwech dörch de Äde¹⁶ kāk, sah de Hexen manke Kö lopen.

Vörr Wollborjen sitt dä Bü're upp een'n Schämlel, noā Wollborjen upp zwee Schämlele. Det is 'ne olle Rede. Sei seien ok: het sitten zwee Bu're upp eenen Stu'l unn noā Wollborjen sitt ji'da Bu're alleene drupp. Noā Wollborjen is doch de Noth nich mehr so jrot, denn is doch wedder Hoffnunge. Im Winta is Alles vertärt. Denn freut man sich, det der Somma anjeht. Deshalb säd die Schwalbe: „As ick futtjink, dä li't ick Hus unn Hof hier. As ick weddakamm, woā Alles verquiest unn verquast¹⁷.“

Von Marien¹⁸ bess Johanne, det hi't det Kuckucksvürteljoā. Denn is Alles knapp. De Knulln¹⁹ sinn all²⁰, det Brot is all, det Jeld is all, det Veih is alles klapprich²¹. Nu sitt da Bu're upp een'n Schämlel. Kommt äbba Wollborjen, denn wärrd ha wea flügge²². Denn jeht det Veih upp et Jras²³, denn fangen de Kōe besa an tu melkene, denn wāren²⁴ de Jänse flügge unn wurr'n vaköfft²⁵, denn sinn se all²⁶ Wochener sechse old. Denn hädden sei 'n pār Klucken med junge Hühndere, denn jaff et frisch Jeld²⁷. Utjangs Mai wurr'n all de Schāpe jewascht, unn denn²⁸ wurden se geschärt. Denn jaff et wā'r Jeld. Denn säden se: „Nu werrden de Bu're all wedda lustich.“ Nanu rupt da Kuckuck unn da Bu're sitt wea upp zwee Schämlele. Det is det Kuckucksvürteljāhr unn da Wollborchsbu're.

Utgangs Mai kämen zwee Bu're tu Marcht noa Lucknwolle²⁹) med Wulle³⁰. Det Jeschäft jink ju'd unn as sei färich wāren, mockten³¹ sei nād'n Kroch³². Nu sän sei, det de ängere Lüde alle Mossdreck³³ vörr sich hädden. Denn sä'de der eene tun ängern: „Wat äten wei nu? Nā“, säd der ängere tu den Krōa unn wes med de Hand uppen Mossdreck hen: „Bringen Sei uns vörrn Dālda³⁴ sonnt.“

Feiadach wā nich upp Wollborjen, sei hebben alle jeärbeedet, äbba ji'da vörr sich, ok de kleene Lüde. Denn sinn jrote Klumpe³⁵ ö'rall uppt Feld tu si'ne. Opp Wollborjen hadden de Ossen unn Päre Sunddach. Keen

(lausitz-serbisch twarok), der in seiner „kulturgeschichtlichen“ Bedeutung noch viel zu wenig gewürdigt ist. ¹⁵ volkstümlich, = wenn einer, wenn jemand. ¹⁶ Egge. ¹⁷ aufgebraucht; eigentlich: liederlich und zwecklos verbraucht. ¹⁸ Marien, 25. März. ¹⁹ Kartoffeln. ²⁰ zu Ende, nichts mehr da, aufgebraucht. All hat im volkstümlichen Deutsch noch einen vollen Gegensinn, es heisst alles und nichts. ²¹ ohne Kraft, weil nicht mehr genügend genährt. ²² d. h. beweglich, dann wird er wieder lebendig (wie das Leben auf Bewegung beruht), kann wieder die Flügel heben, wird munter, froh. ²³ d. h. auf die Weide. ²⁴ waren. Jetzt ist die Gänsezucht hier eingegangen. Die Gänse kommen in Unmassen mit der Eisenbahn im Herbst aus Russland und Polen, werden von den Landleuten den Händlern ziemlich teuer abgekauft, dann fett gemacht und an die Städte verkauft, so dass der Verdienst der Landleute dabei nur gering ist. ²⁵ sie wurden jung verkauft. ²⁶ bereits, schon. ²⁷ von Neuem Geld. ²⁸ hochdeutsch dann. Volkstümlich ist denn noch zeitlich und ursächlich. ²⁹ Stadt Luckenwalde. ³⁰ Wolle. ³¹ machten = gingen. ³² Krug, = Schänke, Gastwirtschaft, Gasthof. ³³ Mostrich (Senf). ³⁴ Thaler = 3 Mark. ³⁵ Klumpen, Haufen von Menschen überall, die

Knecht hädd nich bruken tu führene³⁶ unn nich tu plö'ne, nüsich. Dä hebben se alle mü'ten jrä'n tu Lien³⁷. Vörrha hebben se etwas jejrö't unn den Dach wurde't färich jemockt. Se säden ok: „Hüt hädd det Veih alles Sunndach, hüt mü'ten de Knechte alle ärbeeden.“ Det Amt wä ok jeschlöaten. Da Amtmann in Büthen³⁸ hädde zwee Jüdere in Thüre³⁹ unn den siene⁴⁰ Ärbeeds-lüde hebben ok nich tu H₀ jeje'n.

Uppen hundertsten Dach int Jähr soll man Flass säen, denn friertet nich af. In Jrot-Schultendörp⁴¹ dä sinn se so von de Langsamen jewest, von die Schpäden. Dä hebben se früa upp Wollborjen Flass jesät, äbba ok hüt säen sei noch in Joasdörp⁴² un ängere Dörpa Flass upp Wollborjen. Alle du'n se't jä ok nich, äbba den i'rschten Mai soll man doch det Flass säen, denn wärrd't am besten, so seien sei doch imma. Beit Liensän tut Hallewachta⁴³ kräch j'nda Knecht 'n pär jekochte Eiere unn de Schälén wurden kleen jeschürt unn kämen manket Lien mank unn wurr'n denn med utjesät. De Mäkens hebben ok Eire jekrä'n. Süss is et ok in Joasdörp unn ängere Dörpere Bruk, det sei tu Ostann fann de Ostaeire de Schälén upphäwen, die jlatt unn leicht vont Ei afjehen. Die werr'n denn upp Wollborjen manket Lien jemockt unn medjesät. Wie de Eiaschälén sich glatt aspellen, so jlatt sälen de Schä'n afjehen vont Flass beit Schwingeln⁴⁴.

Allein aus diesen Volksberichten über Wolborgen, wenn wir ausschliesslich an sie uns halten und von sonst Bekanntem absehen, dürfte hervorgehen, dass in alter Zeit eine Art Feier stattfand am 1. Mai und dass der fromme Sinn des Landvolks auch die Thiere feiern liess. Zur Ehre Gottes sollten auch sie teilhaben an der grossen Freude über das Grünen und Blühen, wie sie Geschöpfe waren der Erde, ebenso wie der Mensch. Es muss auch der 1. Mai seine besondere Bedeutung gehabt haben für den Flachsban, sei es aus allgemeineren Gründen oder, wie wahrscheinlich ist, weil er einer Gottheit geweiht war, der zu Ehren der Tag gefeiert wurde. Diese Sitte muss uralt sein. Denn wenn der Flachs gewietet war, war es in Dörfern des Kreises Teltow Sitte, dass eine nackte Jungfrau dreimal um das Flachsfeld herum laufen musste und dabei ein noch erhaltenes heidnisches Gebet hersagte. Der Gottheit zu Ehren sollte sie in ihrer reinen Erscheinung die Weihe vollziehen, ohne menschliche Zuthat und Tand, nackt wie sie einst „das Licht der Welt“, d. h. die Welt, erblickte (wendisch-slavisch swětlo, das Licht und swět, die Welt). Denn das grosse Weltall war göttlich

arbeiten. ³⁶ fahren. ³⁷ zu Lein, richtiger: zu Leinsaat. ³⁸ Dorf Beuthen. ³⁹ Dorf Thürow. ⁴⁰ den seine, = seine. ⁴¹ Grossschulzendorf. ⁴² Gadsdorf. ⁴³ = zu das Hallewarter. So heisst das Frühstück und auch das „Vesper“, der Imbiss des Nachmittags (in Oberbaiern am Inn, bei Brannenburg, genannt: Untern, z. B. „Gehts zum Untern“, ebenso „zum Drei-Brotessen“, und „zum Marienessen“. In der Ramsau (vergl. mein Bauernhaus im Berchtesgadener Ländchen, Mitteilungen d. Wiener anthr. Ges. XXVI (XVI), 1896, 66, 67) ebenso Untern des Vor- und Nachmittags, schon gotisch (nach Schmeller) undaurnimats, angelsächsisch undernmete). Man sagte; „Nu wird geballewartert; nu will'n wei man hallewartern.“⁴⁴ beim Schwingen, auf dem Schwingelblock.

wie „die Mutter Erde“, die Göttin „Nerthus“ oder „Herta“ (Erda) selbst es war, aus deren dunklen Schosse Alles hervorging, alle „Wunder“ und alle „Gottesgeheimnisse“ und in die wir alle wieder, als in die „grosse Heimath“, „zurückkehren“ von der „irdischen Wanderfahrt.“

Was jetzt im Landvolk die „Kräuterfrauen“ sind, die „klugen Frauen“, mitunter auch die „Hexen“, das waren in unsrem Altertum bei grösserer Wissenschaft und Weisheit und bei grösserer Achtung des Volkes die „weisen Frauen“, die Allraunen oder „Albrunen“, wie sie schon zu Christi Zeiten in Deutschland hiessen. Eine solche „kluge Frau“ war einst mit drohendem Blick entgegengetreten dem Befehlshaber eines römischen Heeres, das, im Jahre 9 nach Christi Geburt, bis an die Elbe vorgedrungen war, nämlich dem Drusus, einem Bruder des Kaisers Tiberius. Ihre Unheil verkündenden Worte beugten das Gemüt des furchtlosen Prinzen tief nieder, der abergläubisch war wie alle Römer des Altertums. Ihr Aberglaube wird ja noch auf den deutschen Schulen mit Wohlgefallen gelehrt, als Bildungsmittel! Noch haben wir das Wort raunen, jemandem etwas geheimnisvoll sagen. Zu Wolborgen, wenn der Lenz sein Füllhorn wieder ausschüttet in Wald und Wiesen, auf Feld und Flur, werden sie sich versammelt haben auf Bergeshöhen, wo man an heiligen Stätten Gottesdienst abhielt, und werden dort ihre Reigen unter feierlichem Gesang getanzt, d. h. anmutvoll und würdig gegangen haben, wie die Kinder auf dem Lande von Alters im Reigen gehen und singen und wie in der Sage die ausgelassenen Hexen tanzen auf den Berghöhen der Blocksberge. Was da ausserdem noch ursprünglich „Mythisches“ hindurchspielt, kommt hier nicht in Betracht. Ursprüngliches, was nebenbei immer wieder von Neuem hervortritt, in die spätere Entwicklung hineinragen, hiesse nur: ein bestimmtes Zeitbild verdunkeln.

Aber es bestand auch Baumdienst bei den Alten. Nicht dass man ein Stück Holz als göttlich verehrt hätte, sondern schöne alte Bäume regten durch die Erhabenheit ihrer gewaltigen Grösse die menschliche Seele zur Verehrung der Gottheit an und an ihnen ersah man schöne Stätten zu Opfer und Gebet, zur Gottesverehrung. Auf jeden gemütvollen Menschen macht auch heute noch ein schöner alter Baum einen „erhebenden Eindruck“, nur „wer mit verhärtetem Gemüthe den Dank erstickt, der ihm gebührt“ lässt ihn kalten Herzens niederschlagen. So finden wir auch noch an den Gränzen der Mark die Sage, dass die Hexen auf gewissen alten Bäumen sich versammelten zur Maifeier. Wenn unsere Berghöhen in der Mark einst wieder werden bewaldet sein, worauf der Gang der Dinge hinweist, dann werden auch von neuem dankbare Pilgerscharen dort ihre Naturfeier abhalten.

Die Göttin Harke im Kreise Teltow in ihren letzten Spuren.

Von W. v. Schulenburg.

Die nachfolgenden Mitteilungen gebe ich, wie ich sie während eines längeren wiederholten Aufenthalts in Teltow aus dem Munde von Leuten aus den betreffenden Ortschaften erfuhr während der Jahre 1894 und 1895.

Christinendorf. Zu Weihnachten sollte man den Wocken abgesponnen haben, sonst kam Frau Harke und beschmutzte den Wocken. Eine Frau steckte Pfefferkuchen in den Wocken und dann sagte man den Kindern: „Das hat Frau Harke für Euch reingesteckt.“ Es ist auch vorgekommen, dass Dienstmägde nicht den Wocken abgesponnen haben, damit sie auch Pfefferkuchen fänden. Bauer Schulze.

Märtensmühle. Zu Weihnachten kam die Frau Herksten. Die Mutter oder Wirtin that, wenn die Töchter oder Magd zu „heelich Ohnd“ (heilig Abend) nicht abgesponnen hatten, Pfefferkuchen, Äpfel oder Nüsse in den Wocken. Wenn sie dann wieder anfangen zu spinnen, nach den Dreetejn, dann fanden sie sie im Wocken. Die Dreetejn waren „vierzehn“ Tage. Grossmutter Weber.

Thyrow. „Heelich Ohnd“ mussten alle abgesponnen haben, denn bis dahin spannen sie für die „Herrschaft“ (die Wirtin, Bäurin). Von heelich Ohnd an, „in de Dreetejn“ (dreizehn Tage) haben nur die „kleenen Dienstmäken“, von Jahren funfzehn, sechszejn an, gesponnen, die noch nichts bis dahin für sich gesponnen hatten. Sie mussten spinnen, um was für sich zu haben, weil sie eben sonst keine Zeit hatten. Wenn aber die Dreetejn vorbei waren, dann ging es wieder für den Wirt loss. Nicht gesponnen haben in den Dreetejn die Wirtin (die Bäurin) und die „eejen Döchter“. Heelich Ohnd wurden von den Dienstmädchen die Wocken „afjetreckt“ (abgezogen). Wenn also die Dienstmäken heelich Ohnd, das, was noch für den Wirt war, nicht abgesponnen hatten, da hat dann die „Wirthinne“ den Wocken loss-gewickelt und „jedräute Plumen“ (getrocknete Pflaumen) oder „Kodden drin-jemockt“ (hineingethan) und dann den Wocken wieder umgewickelt. Da sagten sie: „Die Frau Harke hed da wat drin γικυριλάτ“. Grossmutter Becker.

Kodden heissen die kleinen runden herben alteinheimischen Birnen.

Stücken (östlich von Trebbin gelegen). Frau Harke kommt „in de Dreetejn“. An heilig Abend musste der Wocken abgesponnen sein, sonst machte die Harke Pferdedung hinein. Dieser Wocken war noch von dem Flachs, „das“ für die Herrschaft (Bäurin) gesponnen wurde von der Magd. Die Dienstmägde können in den Dreetejn für sich spinnen und nähen. Grossmutter Imme.

Gadsdorf. Wenn man zwischen Weihnachten und Neujahr auf dem Kuzel was stehen lässt, sagte man und sagt noch: „Lass nichts auf dem Kuzel stehen, sonst kommt Frau Harke und wohnt drin.“ — Wer zwischen Weihnachten und Neujahr Flachs am Wocken hat, „dem thut Frau Harfen einen Jungen in den Wocken“ (d. h. die Spinnerin wird ein Kind kriegen).

In der Zeit soll man keinen Flachs auf dem Wocken haben. Wird man nicht fertig vor Weihnachten, soll man den Flachs abnehmen. — Frau Harfen kommt. Verschiedene alte und jüngere Frauen.

Die Frau Herkstre, die Herkster wurde gesagt. Die [besudelte] den Wocken. — Grossvater Köppen. Der Erzähler erklärte den Namen: „Herkster ist so wie in der Ärnte die Härkster.“ Dazu bemerke ich (W. v. S.): Herkster, platt gesprochen Herksta, heisst, wer Korn zusammenharkt (Harker), wenn es gemäht ist, gleichgültig ob Mann, ob Frau oder Mädchen. Meist sind es Mädchen und Frauen. Ebenso wie Mähster ist, wer mäht (Mäher).

Die Hexe verunreinigte den Wocken oder Läuse kamen. — Vereinzelte Aussage.

Dergischow. An heilig Abend mussten alle abgesponnen haben. Man sagte: „In de Dreetehn lässt nich stehen [den Wocken], sonst kommt de Harke drin.“ Grossvater Schulze.

Rabenstein bei Niemeck, im Kreise Zauch-Belzig. Wer Weihnacht heelich Ohnd nicht „afjesponnen“ hat, sei es Magd oder Frau, alle, dem [beschmutzt] die Mōärche (Möerche) den Wocken, oder: sie legt sich 'rein in den Wocken und macht ihn voll“. „Det“ (ihr Thun und Treiben) soll Hexerei sein. Grossmutter Bussler.

Grossschulzendorf. Zu Weihnachten kam Frau Harfen.

Heiligensee (Kreis Niederbarnim). Zwischen Weihnachten und Neujahr thut Frau Harfen Koth in den Rocken, wenn jemand spinnt. Alte Frauen. Vergleiche mein „Wendisches Volksthum“ (Berlin 1882), 134.

Kummersdorf. Zu W. kommt Frau Harche, mit (?) Schafen und Ziegen. Frauen und junge Mädchen.

Alexanderdorf. Frau Harche.

Wittstock. Frau Harfen, Frau Harfe. Vereinzelte Aussage Mutter (?) Harfen.

Trämsdorf. Zu W. kommt die Hexe.

Ich bemerke, dass diese Namen in manchen Ortschaften nur noch einzelnen alten Leuten bekannt zu sein scheinen, namentlich alten Frauen, weil diese eben mit dem Spinnen zu thun hatten. Die Kreise Zauche-Belzig und Nieder-Barnim stossen an den Kreis Teltow an. Ich füge zum Schluss noch einige andere Angaben aus der Provinz Brandenburg wie Hannover und Pommern hinzu.

Lenzen an der Elbe (Kreis Westprieignitz). „Die Frau Johl treckt“, wie man sagte: „De Drak treckt“. Vergleiche meine ausführlicheren Angaben in den Mitteilungen der Wiener Anthropologischen Gesellschaft. 1893. 62.

Lenzen. Fru Go-el. Vergleiche ebenda.

Pewestorf, jenseit der Elbe (Provinz Hannover). „Zu Weihnachten oder Neujahr, wenn sie die Hede vom Wocken nicht aufgesponnen haben, sagt man: „Nu kömmt die Fru Gauen“. Vergleiche ebenda.

Korswant auf der Insel Usedom (Provinz Pommern). „In den Zwölften soll man nicht spinnen, sonst kommen die alte Wul ein“ (d. h. in den Rocken). Vergleiche ebenda.

Ursachen des Fischsterbens und Fischmangels in der Spree und Havel.

Von Karl Poetters.

I.

Das vorjährige September- und Oktober-Heft der Monatsschrift bringt mehrere Berichte des Berliner Tageblattes aus den Jahren 1885, 1886 u. s. w. über Fische und Fischerei der Provinz Brandenburg sowie über das massenhafte Absterben der Fische in Spree und Havel. Als Ursache hierfür werden in erster Linie Elektrizitätserscheinungen und Blitzschläge mit vorausgegangener unnatürlicher Hitze genannt; dann nimmt man auch an, dass die Verunreinigung des Wassers die Schuld treffe.

Ich habe, früher noch mehr als jetzt, seit etwa 30 Jahren Gelegenheit gehabt, mich mit den Fischereieinrichtungen und dem Fischfang sowohl auf der Ostsee, als auch auf Binnengewässern näher zu beschäftigen, und glaube nach den bisher gesammelten Erfahrungen der Behauptung entgegenzutreten zu können, dass das massenhafte Absterben der Fische in Spree und Havel nach Gewittern auf elektrische Entladungen in diese Gewässer zurückzuführen ist.

Mehr wie einmal sah ich den elektrischen Strahl aus gewitterschwangeren Wolken in das Wasser fahren, oft in solcher Nähe, dass meine Augen von der Schärfe des elektrischen Lichtes geblendet waren, nie aber sah ich darauf ein so massenhaftes Absterben der Fische, wie es hier in Berlin nach jedem Gewitter der Fall ist.

Ich habe nur bemerkt, dass sich bei den Fischen, wie man dies auch bei den Landtieren vielfach findet, eine gewisse Unruhe bemerkbar macht, wenn, wie die Volksrede lautet, ein Gewitter in der Luft liegt; sonst aber schützt das wässrige Element seine Bewohner in vorzüglicher Weise und dies wissen die Fische auch, denn sie suchen bei Gewittern stets die tieferen Stellen auf, wie wir Menschen Schutz in unsern Häusern suchen.

Weilt man bei Gewittern an grösseren Binnenseen, z. B. bei Gransee, Lychen etc., so wird man vergeblich auf ein Fischsterben nach dem Gewitter — und diese sind hier ziemlich heftig — warten, auch wenn man sah, wie ein oder mehrere Blitze in den See führen.

Die Schuld an dem Massentod unter den Fischen in Spree und Havel trägt ganz allein die Verunreinigung der Gewässer durch Zuführung von Schmutzstoffen und den Fischen schädlichen Chemikalien. Eine Ahnung von den ungeheuren Mengen Schmutz, welche die Spree thalwärts führt, bekommt man an der Spreemündung bei Spandau und auf der Havelstrecke zwischen Spandau und Pichelswerder. Hier lagern sich zwischen den Buhnen die vom Strome mitgeführten Stoffe ab, vergeblich sucht man in diesem Sumpf nach festem Grund, hier ist im Hochsommer von Wasser nicht viel zu sehen, dagegen bilden krustenartige Moderstücke eine dichte Decke, zwischen

welcher fortwährend Sumpfbblasen aufsteigend Zeugnis von der kaum glaublichen Menge des abgelagerten Schmutzes ablegen. Dieser Schmutz, vom Strome fortgeführt, ist es ausschliesslich, in dem die Fische ersticken. —

Wie nun kommt dieser Schmutz in die Flüsse?

Für Fabriken an fliessenden Gewässern besteht die Vorschrift, dass ihre Abwässer durch eine Art Filter oder Senkgrube, in welchen sich die Abfallstoffe sammeln sollen, geführt werden. Sonderbarerweise findet man nun aber, dass die nächste Umgebung der das Fabrikwasser in den Fluss führenden Röhren stets verschmutzt ist; fettglänzend erscheint die Oberfläche des Wassers. Schmutz bildet den sumpfigen Boden, dem auch hier schlechte Gase entsteigen. Vergeblich sucht hier der Fischer sein Wild. Die fettglänzende Wasseroberfläche ist doch aber nur ein Beweis dafür, dass das darunter befindliche Wasser auch infiziert ist, da Fett bekanntlich oben schwimmt. Dies Fett stürzt aus dem Leitungsrohr mit dem Abflusswasser in die Tiefe. Steigt nun ein Gewitter mit heftigen Niederschlägen auf, so ist dies die beste Gelegenheit, die Filter oder Senkgruben zu reinigen; der aufgesammelte Schmutz fliesst aus der Filter resp. Senkgrube mit dem Regenwasser in den Fluss oder, was auch vorkommt, die Filter oder Senkgrube wird geöffnet, um die günstige Gelegenheit einer bequemen Reinigung nicht ungenützt vorübergehen zu lassen.

Vielleicht glaubt man, die Fische werden ebenso wie wir Berliner mit zugehaltenen Nasen durch die mit Carbol und sonstigen Desinfektionsstoffen verpesteten Strassen wandern, um frische Luft zu schöpfen, sich auch nur in rein bleibendes Wasser flüchten, denn sonst ist es schwer zu verstehen, dass in Berlin bei starkem Gewitterregen die in die Spree führenden Notauslässe geöffnet werden, um den mit Carbol etc. durchsetzten, vom Regen in den Strassen zusammengespülten Schmutz in die Spree abzuführen, oder wie z. B. in den Landwehrkanal die Abwässer der Latrinen von Kasernen etc. zu führen, ohne Rücksicht auf die hierdurch eintretende Verpestung und Versumpfung des Flussbettes.

Leider ist der Fisch diesen Liebenswürdigkeiten gegenüber zu dumm, um für sich Vortheil daraus zu ziehen; in der Hoffnung, dass irgendwo noch ein Tröpfchen reines Wasser ist, schwimmt er, seinem Wesen entsprechend, immer weiter gegen den Strom, immer weiter in den Schmutz und sein Verderben hinein, bis er ermattet und halb erstickt, mit dem Bauch nach oben treibend, in den Tod geht.

Und wie leicht ist diesem Übelstande abzuhelfen, wie einfach das Mittel hierzu!

Ich will es beweisen.

Die Spree wird bei Berlin in Ober- und Unterlauf durch Schleusen getrennt; ist es nun erforderlich, dass bei Gewitterregen die Notauslässe in der Stadt geöffnet werden, warum öffnet man denn nicht für kurze Zeit auch die das Wasser sperrenden Schleusenthore, um eine grössere Zufuhr frischen Wassers und eine schnellere Strömung herbeizuführen? Geschähe dies, dann bliebe uns das widerwärtige Schauspiel des Massentodes unter den Fischen erspart. Gerade dieser Massentod ist doch Beweis genug dafür, dass das die Freiarchen passirende Quantum Wasser allein dem Übel-

stande nicht Abhülfe schafft, oder wo von mehreren Schützen in einer Freiarche nur eine läuft, da gebe man mehrere Schützen frei, und auch dann tritt Hülfe ein.

Für die Richtigkeit dieser Behauptung werde ich wieder den Beweis erbringen.

Bekanntlich sind die Ufer der Havel unterhalb Potsdam bis zur Havelmündung von zum Theil unter dem Wasserspiegel liegenden Wiesen umsäumt, welche durch Austreten der Havel im Herbst und Frühjahr überflutet werden; ferner ist bekannt, dass der Havelfluss bei Brandenburg und Rathenow durch Schleusen und Freiarchen gesperrt ist. Je nachdem nun im Interesse der Schifffahrt der Wasserstand der Havel ein hoher oder niedriger genannt wird, werden an beiden Orten durch Strombeamte die Schützen in den Freiarchen geöffnet oder geschlossen.

Bei beiden Städten haben wir nun dasselbe Schauspiel des Massenmordes unter den Fischen wie hier in Berlin, wenn, wie dies im Frühjahr geschieht die Schützen der Freiarchen eingelassen werden. Durch diese Absperrung staut das Wasser aufwärts und fließt über die Wiesen ab in Gräben etc., welche mit der Havel in Verbindung stehen.

Das bei diesem Abfluss von den Wiesen mitgeführte verdorbene Gras, Grassamen etc. ruft nun unter den Fischen dieselbe Erscheinung hervor wie hier in Berlin der Schmutz. Auch bei Brandenburg und Rathenow kann man die Fische zu tausenden auf dem Rücken treibend sehen, zum teil tot, zum teil mit dem Tode kämpfend.

Hilfesuchend wenden sich die Fischer in solchen Fällen an den betreffenden Strombeamten, und dankbar zeigen sie sich, wenn dieser Beamte Einsicht genug besitzt, ihren Bitten nachzugeben und die betreffenden Freiarchen auf kurze Zeit wieder öffnet, um frisches Wasser in den gesperrten Gräben zu lassen, damit eine starke Strömung das verpestete Wasser wieder reinigt.

Der Erfolg dieses Mittels macht sich dann stets auch bemerkbar. Denn die noch nicht toten oder nicht ganz betäubten Fische werden in ihren Bewegungen lebendiger, sie erholen sich und suchen in schleunigster Flucht aus dem gefahrdrohenden Element ihre Rettung, nicht aber, dass sie nun mit dem Strome schwimmen sollten, sondern alles, was sich aufzuraffen noch imstande ist schwimmt dorthin, woher das frische Wasser kommt. Dies Schauspiel kann man, wie bereits gesagt, alljährlich beobachten.

Würden die Schützen nach und nach eingelassen, sodass ein ordnungsmässiger Abfluss stattfinden könnte, dann bliebe auch hier, sowohl in Brandenburg wie in Rathenow, den Fischern das widerwärtige Schauspiel eines Massentodes unter den Fischen erspart.

Aber gewaltsamer Massentod ist an der Verarmung des Fischbestandes in Spree und Havel Schuld, wobei die Verunreinigung der Gewässer nicht einmal in erster Reihe steht.

Ich erinnere mich, dass auf diese Fehler seitens interessirter Kreise (auch vom Vorstand der im Jahre 1876 abgehaltenen Fischerei-Ausstellung) aufmerksam gemacht ist, ohne dass bisher Abhülfe geschaffen wurde — dagegen ging das Kopfzerbrechen über die Ursachen der Verarmung des Fischbestandes in Spree und Havel weiter.

II.

Wie ich glaube nachgewiesen zu haben, ist das Mittel zur Beseitigung der bei Gewittern in Berlin eintretenden Verunreinigung der Spree ein sehr einfaches, denn die durch das Öffnen der Schützen hervorgerufene stärkere Strömung des Wassers drückt den aus den Kanälen in die Spree abfließenden Schmutz nach unten, der vom Schmutz im Wasser überraschte Fisch steigt nach oben, kommt bei der Strömung in reines, frisches Wasser und ist gerettet. Natürlich muss bei diesem Verfahren, wenn z. B. die Freiarche bei der Oberbaumschleuse des Landwehr-Kanals, oder diese selber geöffnet wird, auch die Schleuse im Thiergarten oder die Schützen der daneben belegenen Freiarche geöffnet werden, um eine Hemmung des Wassers zu vermeiden.

Doch ein bedeutend grösserer Feind erwächst dem Fisch in der Industrie. Dort, wo Merkur sein Scepter schwingt, muss Neptun weichen, ausser stande, die Bewohner seines Elementes in nachdrücklicher Weise gegen die Gefahren, welche die Industrie und der Verkehr für die Wasserbewohner mit sich bringen, zu schützen.

Wie auf dem Lande, so schwindet auch im Wasser jede Idylle, wo die Industrie sich zeigt.

Wenn wir an Sonn- oder Wochentagen in einem Lokal an der Oberspree sitzen, oder auf dem Karlsberge bei Schildhorn ein Picknick veranstalten, dann wird das Auge durch den überaus reichen Schiffsverkehr auf Spree und Havel erfreut. Grosse und kleine Dampfer fahren bergauf oder thalwärts, lange Reihen grosser Schleppschiffe hinter sich. Vergnügungsdampfer kreuzen Fluss und Seen und Ruderboote schiessen pfeilschnell über die Oberfläche des Wassers dahin in alle Windrichtungen. Ist dies, das Auge und Herz erfreuende Bild ein Zeichen, dass Handel und Wandel im Lande blühen, so bildet dieses Bild doch gleichsam den Deckmantel für das, was unter der Oberfläche des Wassers vor sich geht und wie oben Freude herrscht, so führt unten die Trauer das Regiment.

Wie das ganze Dasein ein Kampf ist, in dem der Schwächere unterliegt, so bereiten hier, auf dem Wasser, Verkehr und Industrie dem Fischer und den Fischen den Untergang.

Tief graben sich die sogenannten Schraubendampfer in das Wasser ein, oft sogar noch den Grund resp. Boden des Flussbettes aufwühlend; in meterlangen Wellen stürzt das Wasser, welches bei Annäherung der Dampfer und infolge der Schiffsschrauben diesem zuffloss zum Ufer zurück, dieses oft in Fetzen zerreisend, um sich hier nach wuchtigem Anprall wieder zu beruhigen.

Es wäre nun grundfalsch, eine solche durch einen Dampfer hervorgerufene Welle mit der vom Winde verursachten vergleichen zu wollen, Denn, während erstere durch die Schraube des Dampfers in der Tiefe des Flussbettes hervorgerufen, in überstürzender Hast dem Ufer zueilt, setzt die letztere das Wasser in eine tänzelnde Bewegung, in welcher der Fisch sich ebenso wohl fühlt, wie wir in einem Bade bei bewegtem Wasser. Und wie der Fisch sich in diesem, vom Winde bewegten Wasser tummelt, so flieht er, um sein Leben kämpfend, das durch Dampfer aufgewühlte Wasser. Er will Schutz im Schilfe oder Gebinse suchen, doch vergeblich ist oft sein

Bemühen, denn öde und kahl starren ihm die Ufer der Spree und Havel bei Berlin entgegen, immer weiter flieht er, bis er in den seenartigen Erweiterungen beider Flüsse hier und dort noch eine schützende Schilfinsel findet. Doch auch hier scheucht ihn die Welle des Dampfes wieder auf, denn wie vom Wirbelsturme erfasst dreht sich in diesem Aufruhr das Schilf oft um sich selber.

Ein Tag und Nacht währendes Treibjagen verdrängt den Fisch aus unsern Gewässern. — Doch weiter, noch grössere Feinde des Fisches, wie die bisher geschilderten giebt es!

Wer kennt nicht die Rathenower Mauersteine — sie bilden ein Industrie-Produkt, welches sich durch seine Güte einen Weltruf erworben hat. Daher sehen wir denn auch unterhalb Potsdam beginnend, die Ufer der Havel von Ziegeleien umsäumt. Schornstein an Schornstein giebt uns Kunde davon, dass des heiligen römischen Reiches Streusandbüchse besser ist als ihr Ruf und die alte, sagenumwobene Havelgegend Schätze birgt, wie sie kein Mensch hier vermutete.

Doch gerade diese Ziegeleien, insbesondere aber die zu ihnen gehörenden Thongrübereien, also Gruben, in welchen das Material zur Steinfabrikation gewonnen wird, sowie die vorhandenen Torfgruben und Torfmoore bilden meiner Meinung nach die grössten Feinde des Fisches, denn in diesen Gruben gehen alljährlich nicht Tausende sondern Milliarden von Fischen — vom kleinen Laich bis zum altbemosten Haupte zu Grunde.

Man sehe sich doch im Frühjahr auf dem Lande um, wo Menschen und Vieh ausser Stande sind, die in diesen Gruben gefangenen Fische als Nahrung zu bewältigen. Grosse Gruben werden gegraben, in welche man die in den Thongruben etc. gefangenen Fische begräbt, damit ihr Verwesungsgeruch die Luft nicht allzusehr verpeste. Man erkundige sich hierüber nur bei den Arbeitern, die in den Thongruben beschäftigt sind und schaudernd wird man sich von dem Massenmord abwenden, der den Untergang eines seit Anbeginn der Welt bestehenden Nahrungszweiges der Menschen bildet.

Auch auf diese Mängel ist in früheren Jahren bereits hingewiesen worden, leider aber vergeblich!

Wie aber wird in diesen Gruben den Fischen der Untergang bereitet? wird man fragen.

Hier die Antwort:

Wie ich schon früher bemerkte, sind die die Flussufer der Havel umsäumenden Wiesen häufig niedriger als jene, in jedem Falle aber so niedrig, dass bei Hochwasser im Herbst und Frühjahr sämtliche Wiesen mit den darauf befindlichen Thon- und Torfgruben oft meterhoch unter Wasser gesetzt werden. Das Frühjahr bildet die Laichzeit des Fisches; um den Laichprozess vornehmen zu können, sucht sich der Fisch seichtes, von der Sonne durchwärmtes, ruhiges Wasser auf und da das Wasser im Flussbett infolge der vorhandenen Strömung sich nicht so leicht durchwärmt, auch nicht ruhig ist, so folgt er, vielleicht der Strophe jenes Studentenliedes *ubi bene ibi patria* gedenkend, insofern dem Wasser, als er singt: „*ubi aqua ibi bene*“ und läuft in sein Verderben. Er geht mit dem ausgetretenen Wasser auf die Wiesen, liegt hier seinem Laichgeschäft ob, unbekümmert darum, dass das Wasser

wieder fällt, dafür giebt es ja noch tiefere Stellen. Leider aber kann er nicht wieder heraus, denn die Tiefe war Täuschung. Sie bildet sein Gefängnis. Es ist eine Thon- oder Torfgrube, aber kein Fluss oder Graben, in welchen er gerathen ist. Bald sind die Ziegelei- und Torfarbeiter da, um mit Hand- und Dampfschnecken das Wasser aus den Gruben zu schnecken und bald zappelt unser Fisch mit hunderttausenden seiner Genossen auf dem trocknen Boden in einer einzigen Grube.

Wie denkt man sich wohl diesem Massentod gegenüber die Abhülfe, die man durch zeitweises Einsetzen einiger tausend Stück sogenannter künstlich in Fischbrutanstalten ausgebrüteter Edelfische zu finden geglaubt hat? Man kann doch nicht behaupten wollen, dass diese künstlich ausgebrüteten Fische klüger seien wie ihre in der Freiheit — wenn ich so sagen darf — gross gewordenen Kameraden und dass diese künstlich ausgebrüteten Fische infolge höherer Intelligenz, nachdem sie in Freiheit gesetzt sind, das Befahren der Gewässer und die hierdurch hervorgerufene Unruhe des Wassers als etwas selbstverständliches hinnehmen, und dass sie die oben geschilderten Thon- und Torfgruben bei ihrem Laichgeschäft in der Freiheit vermeiden werden. Leider sind diese Fische ebenso dumm wie ihre frei geborenen Kameraden, und unter diesem Gesichtspunkt betrachtet, erscheint das an sich nützliche Experiment mit dem Einsetzen der Sämlinge in Spree und Havel wie der Versuch, ein Sieb mit Wasser zu füllen.

Wie diesem Übelstande bezüglich der Thon- und Torfgruben abzuhelfen ist, ist allerdings schwer zu sagen. Eine Erhöhung der Spree- und Havelufer, um das Übertreten des Wassers und der Fische auf die angrenzenden Wiesen und Äcker zu vermeiden, ist nicht durchzuführen. Es bliebe daher nur eine Umwallung der Thon- und Torfgruben übrig, dies aber dürfte die betr. Grubenbesitzer schädigen.

So sehen wir auch hier, wie der Fisch unserer Heimathgewässer unrettbar dem Untergange verfallen ist.

Alles, was sich sonst noch als Feind des Fisches zeigt, Mensch oder Tier, kann Schäden, wie oben geschildert, nicht anrichten, worauf ich noch zum Schluss aufmerksam machen möchte.

Das alte Fischereigesetz kannte, wie das jetzt bestehende, eine Schonzeit, nur war nach dem alten Gesetz die sogenannte Raubfischerei, d. h. das Fischen mit Zugnetzen innerhalb der Schonzeit verboten, während das neue Gesetz diese letztere Fangweise an bestimmt festzusetzenden Tagen gestattet. Das alte Fischereigesetz kannte auch keine besonderen Laichschonreviere, wie das jetzt bestehende. Wie nun, wenn der Fisch in der Laichzeit das Gesetz übertritt und dort laicht, wo es ihm gefällt, so kann doch der Fischer dem Fisch an der freiwillig gewählten Laichstelle mit dem Zugnetz nachstellen, ohne sich hierdurch strafbar zu machen. Schädigt er sich und sein Gewerbe hierdurch auch selbst, so ist ihm der augenblickliche Gewinn, den er durch einen reichlichen Fang erzielt lieber, als später die dürftige Einnahme durch mühevoll nachstellen des Fisches. Denn mühevoll und voller Gefahren ist der Beruf des Fischers, gering und unbedeutend, ihn oft kaum nährend, sein Verdienst. Dabei muss er fast stets Grundstückseigentümer sein, da mit diesem, nicht mit seiner Person die Fischereigerechtigkeit ver-

bunden ist. Der Zweck der sogenannten Laichschonreviere wird aber auch durch den auf Spree und Havel herrschenden Schiffsverkehr illusorisch, denn das durch die Drehungen der Dampferschrauben verursachte Fortsaugen des Wassers von den Ufern und das gewaltsam sich überstürzende Zurück-schnellen desselben zerreisst die von den Fischen gebildeten Fäden mit welchen sie den Rogen befestigen und zerstört so den Brutprozess.

Sollte man durch Einrichtung der Laichschonreviere in unseren Flüssen auch nur das Gute gewollt haben? praktisch ist es nicht.

Wenn Herr Dr. Graebner behauptet, dass unsere märkische Heide mit der Zeit Äcker und Felder verwüsten wird — bis jetzt sind ihr viele Wanderer der Mark dafür dankbar, dass sie den losen Sand verdeckt und so das Wandern erleichtert —, so dürfte diese Prophezeiung vielleicht nicht so schnell in Erfüllung gehen wie die, dass unter den obwaltenden Verhältnissen Fische und Fischerei in den Flussläufen der Nähe Berlins bald der Sage angehören werden, ebenso wie der frühere Fischreichtum beider Flüsse bereits der Sage angehört. Denn wenn hier oder dort noch ein Zug mit reichlichem Erfolge gethan wird, so ist dies mehr einem Zufall zuzuschreiben, der nie als Massstab für den Fischreichtum der Spree oder Havel gelten kann.

Der oft gezogene Vergleich der Fischerei mit der Jagd ist ebenso hinfällig. Jagd ist Sport, Vergnügen etc. der wohlhabenden, besitzenden Klasse; Fischerei ist Gewerbe, Broterwerb der ärmeren Klasse. Bedauerlicherweise wird nun der Sport, die Jagd durch die Strafgesetze bedeutend mehr geschützt wie der Broterwerb, die Fischerei, trotzdem bekannt ist, dass der Fischer oft 100 Mark und noch mehr wertvolle Netze allen Unbilden der Witterung, des Verkehrs, insbesondere aber den Wilddieben in der Fischerei preisgeben muss, ohne im Stande zu sein sich hiergegen zu schützen.

Mögen deshalb alle diejenigen, welchen an der Erhaltung des Fischbestandes in Spree und Havel gelegen ist, dazu beitragen, dass Fisch und Fischerei nach Kräften geschützt werden.

Restauration der Klosterkirche zu Zinna.

Die schöne Klosterkirche zu Zinna, eines der hervorragendsten Denkmäler frühmittelalterlicher Baukunst in der Provinz Brandenburg, bietet in architektonischer und kunsthistorischer Beziehung ein besonderes Interesse, weil sie von allen Kirchen in der Mark die einzige ist, welche aus dem Anfange des XIII. Jahrhunderts stammend in grossartigen Verhältnissen in Granitquadern errichtet, mit einem Querschiffe versehen und mit Apsiden im Chorschlusse ausgestattet ist. Sowohl das Mittelschiff, wie die gegen dasselbe niedrigeren Seitenschiffe und das Querschiff sind mit Kreuzgewölben überdeckt.

Der bauliche Zustand dieses altherwürdigen Gebäudes war schon seit einer Reihe von Jahren ein mangelhafter; aber die Bemühungen der Freunde

mittelalterlicher Denkmäler um die Beschaffung der für eine Wiederinstandsetzung und Restauration dieses von hervorragenden Kennern — v. Quast, Soller, Persius u. a. — hochgeschätzten Kirchengebäudes erforderlichen Mittel waren bis in die neuere Zeit ohne den gewünschten Erfolg. Die zur Unterhaltung der Kirche verpflichtete Gemeinde — die Kirche selbst verfügt über kein Vermögen — ist nicht im Stande, die für die Instandsetzung erforderlichen sehr erheblichen Mittel, zu welcher die Staatsregierung nur den Patronatsbeitrag zu leisten hat, sonst noch aufzuwendenden Kosten zu übernehmen.

Mit dem langsam fortschreitenden Verfall des Gebäudes wurde aber auch der Wunsch, das Denkmal vor einem solchen zu bewahren und es in seinem Bestande für die Nachwelt zu erhalten, ein immer regerer und insbesondere brachten die Herren Oberpräsident Dr. von Achenbach, der Conservator der Denkmäler, Geh. Ober-Regierungsrat Persius und der Geheime Oberbaurat Adler u. a. m. diesem Bestreben ein lebhaftes Interesse entgegen, welchem es zu danken ist, dass zunächst ein Plan und Kostenanschlag für die Restauration ausgearbeitet wurde. Nach diesem Entwurfe soll das Dach der Kirche neu gedeckt, das Mauerwerk in seinem schadhaften Stellen durch Mauerwerk in der Technik des alten ergänzt, auch sollen die Thüröffnungen wieder an die Stellen zurückversetzt werden, an welchen sie ehemals angelegt waren. Zugleich wurde die Wiederherstellung der alten schönen Thüren, die Sicherung der Verglasung in den Fenstern und die Herstellung einer Blitzableiteranlage in Aussicht genommen. Auch das Innere der Kirche soll einem Umbau unterzogen werden, wobei die in späterer Zeit eingebauten unpassenden Emporen und Loggien beseitigt werden, die südliche, jetzt vermauerte Chorkapelle gegen die Kirche geöffnet, das Gestühl erneuert, der Fussboden als Fliesenbelag hergestellt, der Wandputz ordnungsmässig ergänzt und mit angemessener Bemalung versehen wird. Der aus dem vorigen Jahrhundert stammende Altaraufsatz wird eine stilgemässe Renovation erfahren, die jetzt vorhandene für die Kirche nicht passende Orgelempore und das Orgelgehäuse werden erneuert, auch die in den Fenstern des Chores vorhandene alte Glasmalerei ergänzt werden. Einige vorhandene wertvolle Seitenwangen des Gestühles sollen für die im Chorraum anzubringenden Wandbänke Verwendung finden.

Dieser Entwurf wurde der Provinzial-Commission für die Denkmalspflege in der Provinz Brandenburg auf Veranlassung des Herrn Oberpräsidenten von dem Provinzial-Conservator vorgelegt und fand in dieser Commission lebhaftige Zustimmung.

Für die Durchführung des Entwurfes sind nach dem Kostenanschlage 19000 M. erforderlich, zu welchen der Fiskus als Patron 6000 M. herzugeben hat. Das an den Brandenburgischen Provinzialausschuss gerichtete Gesuch um Bewilligung einer namhaften Beihilfe für die Ausführung des Restaurationsbaues hatte den Erfolg, dass dieser sich bereit erklärte, aus dem ihm für derartige Zwecke zur Verfügung stehenden Fonds zu denjenigen Kosten einen Beitrag zu gewähren, welche zur Wiederherstellung der mittelalterlichen Architekturteile, der Ausstattungsgegenstände und der ornamentalen Teile aufzuwenden seien, während er eine Beteiligung an den für die Instandsetzung der constructiven

Teile des Gotteshauses erforderlichen Kosten ablehnte. Die für den erstgenannten Zweck nach dem Kostenanschlage benötigten Mittel betragen 8400 M., von denen der Provinzialausschuss 4200 M. bewilligte, indem er annahm, dass der Klosterkirche zu Zinna in architektonischer und kunsthistorischer Beziehung eine über die Grenzen der Provinz hinausreichende Bedeutung beizumessen sei und dass daher auch die Königliche Staatsregierung Veranlassung haben werde, Mittel für die Restauration der Architekturteile des Gotteshauses zur Verfügung zu stellen.

Erfreulicherweise sind die bisher noch nicht gedeckt gewesenen Kosten für den Restaurationsbau nunmehr als gesichert anzusehn, nachdem die Kirchengemeinde davon 3600 M. übernommen und für den Restbetrag von 5200 M. von Allerhöchster Stelle ein Gnadengeschenk in diesem Betrage in Aussicht gestellt worden ist.

Somit ist nun sichere Aussicht vorhanden, dass die so wünschenswerte Restauration dieses hervorragenden Denkmals frühmittelalterlicher Baukunst in würdiger Weise bewirkt und dass dasselbe in den Formen und der Gestalt erhalten werden wird, in welchen es im Anfange des XIII. Jahrhunderts errichtet wurde.

B.

Kleine Mitteilungen.

Die Fee und die drei Wünsche. Mal warn' 'n pör' junge Lüde, Mann unnn Fraue, unnn säten' bei't Öhnbrot' unnn wünschten sich so dörchinnenga' der eene det, der engere' jen't'. Med' eenmal steh't 'ne Person anne Stauendöre' unnn säd¹⁰, sei¹¹ säl'n sich bedenken, innerhalb vier Wochen säl'n¹² ö'r¹³ drei Wünsche jewährt wer'n. Nu wüsst'n sei äbba¹⁴ doch nich, welchen Dach¹⁵ jrade, unnn nu sitt'n¹⁶ sei wea¹⁷ een'n Dach bei't Öhnbrot unnn denn säd de Fraue tu'n¹⁸ Mann: „Weetste¹⁹, wat ick mei²⁰ nu so wünschte tu de Knull'n²¹? Na wat'n²²?“ säd ha²³. „Eene rechte schöne Lebaworscht²⁴.“ Doch dā²⁵ med eenmäl leit²⁶ se²⁷ dā. Nanu wurde äbba da²⁸ Mann upgebracht²⁹ unnn säd: „So wünsche ick, det Dei³⁰ de Worscht foots³¹ anne Nese³² hackt³³,“ unnn³⁴ med eenmäl hackt se dran. Nu wār jud'n³⁵ Rath düre³⁶. Wat nu! Zwee Wünsche wār'n all wech³⁷ unnn de Fraue mette³⁸ Worscht anne Nese loat'n³⁹ rumlop'n⁴⁰, det jink⁴¹ ok⁴² nich, also müsst'n sei wünsch'n, det de Worscht fanne⁴³ Nese wedda⁴⁴ afjinge⁴⁵. Nu hädd'n sei ntisch⁴⁶ as⁴⁷ eene Lebaworscht von ö're⁴⁸ drei Wünsche.

Kreis Teltow. Dörfer zwischen Zossen und Trebbin.

W. v. Schulenburg.

¹ waren. ² paar. ³ sassen. ⁴ bei das Abendbrot. ⁵ durcheinander. ⁶ andere. ⁷ jenes. ⁸ mit. ⁹ Stubenthüre. ¹⁰ sagt. ¹¹ sie. ¹² sollen. ¹³ ihnen. ¹⁴ aber. ¹⁵ Tag. ¹⁶ sitzen. ¹⁷ = wedder, wieder. ¹⁸ zu den. ¹⁹ weißt Du. ²⁰ mir. ²¹ zu die Kartoffeln. ²² was denn. ²³ er. ²⁴ Leberworscht. ²⁵ da. ²⁶ liegt. ²⁷ sie. ²⁸ der. ²⁹ aufgebracht. ³⁰ Dir. ³¹ sogleich. ³² an die Nase. ³³ festsetzt, festhängt. ³⁴ und. ³⁵ guten, guter. ³⁶ teuer. ³⁷ weg. ³⁸ mit die. ³⁹ lassen. ⁴⁰ herumlaufen. ⁴¹ ging. ⁴² auch. ⁴³ von die. ⁴⁴ wedder, = wieder. ⁴⁵ abginge. ⁴⁶ nischt, = nichts. ⁴⁷ als. ⁴⁸ ihre.

Der Krebs im Rudower See. Bei Lenzen in der Westpriegnitz liegt der grosse Rudower See und etwa eine Viertelmeile landeinwärts vom See das Dorf Verbitz. Die Verbitzer haben immer im Rudower See gefischt und mal einen grossen Krebs dabei gefangen. Nun wussten sie gar nicht, was sie mit dem Tiere anfangen sollten. Sie hörten dann, dass Krebse gekocht werden müssen, und thaten den Krebs in einen grossen Kessel mit Wasser und setzten ihn aufs Feuer. Wie das Wasser nun warm wurde, wurde es dem Krebs unheimlich darin und er ging weiter nach oben und setzte sich auf die Stange oberhalb des Kessels. Denn in den alten Häusern hingen die Kessel an einer Kette über dem Feuerherd, oder an einem eisernen Haken und der an einer Querstange. Die Verbitzer blieben aber beim Kochen und nach Verlauf von ein paar Stunden sagten sie: „Nun wird der Krebs wohl gar sein.“ Dann nahmen sie den Kessel vom Feuer, fanden aber den Krebs nicht darin. Schliesslich zuletzt wurde einer gewahr, dass der Krebs oben auf der Stange sass. Aus Verdruss darüber haben sie den Krebs genommen und ihn nach dem Rudower See getragen und ihn wieder verkauft und seit der Zeit ist der Krebs noch immer im See.

So wurde mir (1890) von Fischern erzählt am Rudower See.

W. v. Schulenburg.

Der heilig Christ. In dem Tagebuch der Gräfin Linar, geborene de Montot (abschriftlich in der Handschriften-Sammlung Nicolai 225 der Königlichen Bibliothek zu Berlin), von 1564—1583, von ihr selbst genannt „memoires pour ma posterité: en silence et patience (Anne de montot)“ finden sich folgende bemerkenswerte Angaben über Geschenke zu Weihnachten und zu Neujahr.

1. „La veille de noel le heilig christ enuoya a mes deux filz deux bonnets de velours avec 24 roses dor a chacun.

A ma fille anne vng avec 4. douzaines

A sabine vne noyrotte vne chaine dor pesant 100 fleurins dor avec la medale du prince

2. „... le heilig christ enuoia a monseigneur le comte de linar vng bracelet dor pesant 25 escus avec vn R. A et vne foy ...“

3. „Monsieur menvoya de berline pour nouel an vng bracelet dor esmaillé de noyr avec des rosettes d esmail bleud et an dedens des R. A.“

4. „le iour du nouel an 1580 monsieur a donné de novel an a ses troys plus grans anfans chacun six dalars, et a sa petite sabine. 2 Rdor, et vn dalar.“

5. „Le . 6. de decembre 1580 monseigr le conte, mes deux filz et moy avontz esté a berline visiter madame l electrice, iay ioué et perdu contre son eccelence vn heilig christ, paie en vne bague dor avec vne perle faite en forme dune tortue.“

6. „Monseigneur et mary ma donne vn tonnelet dargent faisant. 2. goubeletz vn a mes filles pour nostre nouuel an.“

7. „Le 4 de feuurier iay enuoye a madame lelectrice pour payement du heilig christ...“

Aus diesen Angaben erhellt, dass damals zu Weihnachten Geschenke gegeben wurden unter dem Namen „der heilig Christ“, dass ebenso, wie

noch heute im Gebiete der römisch-katholischen Kirche, Geschenke gegeben wurden, auch unter dem Namen „der heilig Christ“ am 6. Dezember, St. Niklas, dem katholischen Bescheertag, und dass man sich, wenigstens in der Familie des Grafen Linar, Geschenke zu Neujahr machte, und dass der Bescheerchrist damals genannt wurde „der heilig Christ“.

Der Graf und die Gräfin lebten damals in Spandau.

W. v. Schulenburg.

In der kleinen Kirche zu Milow, in der Umgegend der Stadt Lenzen in der Westprieignitz, finden sich (1890) am Altar wie auf den Bänken folgende Holzinschriften in niederdeutscher Sprache, was immerhin bei uns zu den Seltenheiten gehören dürfte.

Auf der Brüstung des Altars:

Hans Gäde Gottes
Hausmann den 5.
September 1691.

Auf vier Bänken rechts:

Rop Mi An In Der Not
So Wil Ick Dier Hören
Und Du Schalt Mi
Pri
Ore Gades Wort
Joa. 6.

Auf fünf Bänken links:

Also Hefdt Godt De
Welt Gelevet Up
Dadt He S
Jhesu Du Sohn
Gots Bis
Uns Gnedich Und
Bar
Or Trewen Js De
Wor

W. v. Schulenburg.

Alte Erwähnung des Meerschweinchens (*Cavia cobaya*). Anknüpfend an die auf Seite 141 unter Nr. 5 des Monatsblattes Jahrg. IV befindliche Notiz Nr. 24 gestatte ich mir zur Sache folgendes anzuführen:

In Fischart Gargantua (Ausgabe von 1579) ist über das Meerschweinchen folgendes bemerkt.

„Dan er war (nämlich das Reittier des Gargantua, 19. Kapitel) ain litzel klaines gröser als der Pfeiler zu Sanct Marx bei Langres vnd der gestuzt Judenthurn zu Prag, auch geüstelet vnd geschärtelet auf alle eck (wie die ähern am Korn) vnd des Moerschweins Federn.“ Unser kleines Haustierchen war also damals schon so bekannt in Deutschland, dass es Schriftsteller zur Verdeutlichung einer Beschreibung anführten.

H. Maurer.

„Reise“ und „Reuse“. Herr Oberbergrat Viedenz in Eberswalde macht (vergl. Jahrg. IV. S. 150) in dankenswerter Weise darauf aufmerksam, dass der Volksausdruck „Reise“ für einen Wasserriss in einem Felsen, auch in der Mark vorkomme. Dieser Ausdruck ist mir in älteren Schriften aus unserer Gegend und auch im Volksmunde hier nicht vorgekommen, auch kann er in der eigentlichen Mark nur in den Rüdersdorfer Kalkbergen und in den Sperenberger Gypsbrüchen erwartet werden, da nur dort wirkliche Felsen in der Mark vorhanden sind. Vermutlich ist er in Rüdersdorf durch süddeutsche Bergleute eingeführt worden. Die im Steilgelände unsers Schwemmlands vorkommenden, oft jäh abfallenden Wasserrisse werden im Volksmunde „Kehlen“ genannt, so in der Märkischen Schweiz bei Buckow die Silberkehle, die Junker Hansens-Kehle, im Grunewald bei Berlin die Teufelskehle und die Hundekehle.

Anlangend die sprachliche Ableitung, so ist es nach Grimm's Wörterbuch nicht gerade notwendig, „Reise“ von „Riss“ und „Reissen“ abzuleiten, da „Reise“ sowohl eine sich fortbewegende, rutschende Masse wie Steine, Kalk, Holz bezeichnen kann, als auch daneben den Begriff, den Akt des Gleitens, des Rutschens etc. selbst.

Die Versuchung „Reise“ mit „Reuse“ zu identifizieren, liegt nahe, da nach Grimm „Reuse“ ausser dem bekannten Fischfangsgerät als Nebenform zu „Rause“ einen kleinen Wasserlauf bedeutet; Reuse weist aber wohl mehr auf „Rinne“ und den im Gebirge geläufigen Ausdruck „Runse“ und es ist, wie schon gesagt, nicht nötig, das Wort „Reise“ in der Bedeutung als ausgezogener Felseinschnitt, anders als mit dem Wort „reisen“ überhaupt in Verbindung zu bringen.

E. Fr.

Sagen aus der Uckermark. Der Hirtenstein bei Polzow. In der Uckermark bei dem Dorfe Polssen an der Strasse von Gramzow nach Greifenberg, eine Meile östlich vom Ober-Uckersee liegt an einem Bergabhange ein grosser Stein mit einem breiten Spalt. Über diesen Stein und Spalt erzählt man sich folgende Sage: Ein Hütsjunge, welcher die Schweine des Ortes hütete, bekam als Frühstück immer ein Stück Brot und einen Käse. Gewöhnlich setzte er sich auf besagten Stein, wenn er sein einfaches Mahl verzehrte. Als er eines Tages wieder auf dem Steine sass und in seinem Kober als Frühstück ein Stück Brot und einen Käse fand, nahm er erst den Käse und rollte ihn den Abhang hinab und dann desgleichen das Stück Brot, indem er rief: „Deubel rönn, de leef Herrgott kricht Di!“ Kaum hatte er diese Lästerworte gesprochen, da öffnete sich der Stein und er verschwand in die Tiefe. Man hörte ihn noch schreien, aber keiner konnte ihn retten. Hiervon hat der Stein den Spalt.

Der Pferdekopf bei Spitzerort. Südlich von dem Dorfe Seehausen in der Uckermark liegt im Ober-Uckersee eine Halbinsel, welche, weil sich früher daselbst ein Kloster befand, kurzweg Kloster genannt wird. Auf der östlichen Seite dieser Halbinsel liegt eine kleine Landzunge, welche Spitzerort heisst. Von der äussersten Spitze dieser Landzunge bis zur gegenüberliegenden Seite, wo sich ebenfalls ein kleiner Landvorsprung befindet, ist der Uckersee etwa 150 bis 200 Schritt breit und ziemlich tief. Nach Er-

zählungen meiner Urgrossmutter ist in früheren Jahren der See hier so schmal gewesen, dass die dortigen Bewohner, wenn sie von einem Ufer zum andern wollten, diese schmale Rinne, unter Benutzung eines Pferdekopfes, welchen man mitten in die Rinne gelegt hatte, überschreiten konnten. Durch Verschwinden eines Sees in der Randau soll der Uckersee erst seine jetzige Grösse erhalten haben.

Ritter Kurt und der Bauer. Im Ober-Uckersee in der Uckermark, südlich von den Dörfern Warnitz und Fergitz liegen zwei kleine Inseln, welche grosser und kleiner Burgwall heissen. Auf dem grossen Burgwall wohnte früher ein Ritter, welcher der wilde Kurt genannt wurde. Wenn derselbe von seiner Insel nach dem Festlande wollte, so gebrauchte er keine Fähre oder Kahn, sondern er fuhr mit seinem Rappen über das Wasser. Als er einst auf diesem Wege nach Prenzlau fuhr, sah ihn ein Bauer, welcher mit seinen schlechten Pferden Hafer zur Stadt fahren wollte. Er sprach: „Wat de kann, kann ick ok,“ bog vom Wege ab und folgte dem Ritter über das Wasser. Der Bauer verkaufte in Prenzlau seinen Hafer und kehrte in demselben Gasthof ein, in welchem der Ritter eingekehrt war. Der Ritter hatte sich zu Mittag ein Gericht grosser Fische geben lassen. Er löste das Fleisch sauber von den Gräten ab, warf diese in eine Schüssel mit Wasser, und siehe da, aus den Gräten der grossen Fische wurden lauter lebende kleine Fische. Als der Bauer dies sah, sprach er; „Wat de kann, kann ick ok.“ Er liess sich ein Gericht kleiner Fische geben, kaute dieselben tüchtig durch und warf die Überbleibsel ebenfalls in eine Schüssel mit Wasser. Aus diesen zerkauten Fischresten wurden lauter grosse Fische. Als dies der wilde Kurt sah, liess er sofort anspannen und jagte wie wild die Ucker hinauf seiner Burg zu. Plötzlich erhob sich ein grosses Ungewitter. Die ganze Gegend war in dichten Rauch und Qualm gefüllt, so dass die umliegenden Bewohner glaubten, die Welt ginge unter. Als sich nach einigen Tagen das Wetter wieder klärte, war die Burg verschwunden und mit ihr der wilde Kurt. Auf dem Burgwall fand man vor etwa dreissig Jahren und findet man vielleicht auch heute noch Steine, welche, wenn man sie ins Wasser wirft, schwimmen.

Erzählt von Herrn Koch aus der Uckermark und nach seiner Angabe aus Volksmunde.

Was die „Steine“ anbetrifft, die, ins Wasser geworfen, schwimmen sollen, so handelt es sich vielleicht um vorgeschichtliche Scherben. Ich fand solche, und zwar deutsch-germanische, auf dem Schlossberg zu Burg im Spreewald, die in starkem Feuer ausgebrannt, und meiner Erinnerung nach blasig aufgetrieben aussergewöhnlich leicht waren. Ich habe mehre seiner Zeit der vaterländischen Abteilung des jetzigen Museums für Völkerkunde übergeben, sie sind aber dort fortgeworfen worden, so dass eine nachträgliche Prüfung nicht möglich ist. Über gleiche Scherben ist meines Wissens auch von anderen Burgwällen berichtet worden.

W. v. Schulenburg.

Meine Vermutung betreffs **Kunsche** (Märk. Kräuterei, S. 197) wird bestätigt durch eine Mitteilung an mich von Herrn Kauper Werchosch zu

Burg-Spreewald, dass, nach Herrn Lehrer Broddack, in dem wendischen Eichow „Kunschauky“ oder „Kunschky“ genannt werden junge, noch mit Nadeln versehene Zweige der Kiefer, die man zum Feueranmachen braucht, und deutsch dort „Kunschzacken“, auch (nach Herrn Werchosch) sonst bekannt sei, dass diese Zacken in „Fichtengegenden“ Kunschauky heissen.

W. v. Schulenburg.

Weihnachtsgebäck und Verwandtes. Herr F. Kunze hat in der Nr. 51 des Sonntagsblatts des Nordhäuser Courier „Aus der Heimath“ vom 22. December 1895, einer Zeitschrift von anerkannt kulturgeschichtlichem Wert, einen interessanten Aufsatz über Weihnachtsgebäck veröffentlicht, welcher mich in der Nr. 1 vom 5. Januar 1896 zu Bemerkungen veranlasst hat, die ich in etwas erweiterter und auf unsere engere Heimat bezogener Form nachstehend mittheile.

1. **Stolle.** Der Ausdruck Weihnachts-Stolle, Christ-Stolle ist auch in Berlin althergebracht. Es wird darunter allemal ein fettgebackenes, kuchenartiges, halbflaches, halbhohe, langgestrecktes Ding verstanden, im Gegensatz zu „Stulle“, worunter man einen länglichen Abschnitt vom Tischbrot oder Hausbrot versteht, ein Begriff, der zu „Butter-Stulle“ erweitert in der ganzen Mark Brandenburg eine grosse Rolle spielt, während man in anderen Teilen des nordöstlichen Deutschlands stets „Butterbrot“ für Butterstulle“ hört. Dass Stolle nur eine Nebenform von Stulle oder umgekehrt diese eine solche von jener ist, braucht nicht besonders aufgeführt zu werden.

Der Ausdruck „Stolle“ scheint in den westlichen an Mecklenburg und Hannover angrenzenden Teilen sowie in der Altmark weniger üblich zu sein. Ein bedeutender Handel mit Christstollen nach Berlin wird besonders von Kottbus, Krossen a. O., namentlich aber von Dresden aus betrieben.

2. **Wecken.** Der Ausdruck ist in der Alt- und Mittel-Mark im Mittelalter verbreiteter gewesen, als jetzt. Herr Kunze erwähnt unter dem weihnachtlichen und überhaupt festlichen Backwerk auch die von ihm sogenannten „Heiden-Wecken.“ Er scheint sie als ein Überlebsel aus der heidnischen Vorzeit, als wirkliche vom christlichen Kultus übernommene Opferkuchen zu halten. Es ist dies nach meiner Überzeugung ein Irrtum, der daraus entstanden ist, dass man die plattdeutsche Bezeichnung falsch verhochdeutsch hat. Der plattdeutsche Ausdruck ist Heet-Wecken (nicht etwa Hed-Wecken) und Heet-Wecken ergiebt auf Hochdeutsch „Heiss-Wecken.“ Diese Heiss-Wecken sind allerdings eine Besonderheit, weil man die gewöhnlichen Wecken, wie unsere Semmeln und Milchbrötchen (sächsisch Bemmen; hamburgisch, mecklenburgisch und neuvorpommerisch Rundstückchen), nicht heiss zu verzehren pflegt. Die Heiss-Wecken bilden nun für die heilige Zeit, die sich von Weihnachten bis Fastnacht erstreckt, ein Ausnahme-Gericht, das insbesondere auf der Insel Rügen, in Neuvorpommern und in beiden Mecklenburg beliebt ist. Beispielsweise in Greifswald werden sie zwei Tage vor Fastnacht gebacken. Es sind flachrundliche Gebäcke von der Beschaffenheit der ungerösteten (weichen) Zwiebacke oder Kuchensemmlen und von der Grösse eines Rundstückchens. Diese Wecken werden durch-

schnitten, ausgehöhlt und mit Butter, Zucker, gestossenem Zimmt und Korinthen gefüllt. Darüber wird kochendheisse Milch gegossen und die aufgeweichte Masse mit dem Löffel gegessen. Eben wegen dieser heissen Milch heissen die Brötchen Heiss-Wecken. Auch in Greifswald ist im übrigen der in früheren Jahrhunderten üblich gewesene Name „Wecke“, „Wecken“ verschollen. An manchen Orten stellen erfinderische Bäcker diese Wecken aber auch schon ab Weihnachten her.

3. Striezel (Strietzel, Stritzel, in Berlin aber stets mit langem „i“). In den ebengenannten plattdeutschen Gebieten und in der westlichen Mark nicht herkömmlich. Die Striezel ist seit Alters in Berlin, den östlichen Teilen der Mark und in den zur Niederlausitz gehörig gewesenen Teilen der Provinz Brandenburg üblich, so viel ich weiss, eigentlich wohl immer in Verbindung mit dem Glück und Schlaf bringenden Mohn als „Mohn-Striezel“. Der Gebrauch des Mohnes ist echt wendisch, ebenso verbreitet als im ganzen weitesten Wendland das Backen der Striezel. Es ist daher nicht nötig, wie es in dem beregten Aufsatz geschieht, dies wendische Wort im besonderen aus dem Böhmischem (Tschechischen) abzuleiten.

Für die gewöhnlichen Striezeln nimmt man zum Bestreuen weisse oder blaue (schwarzgraue) Mohnkörner. Früher hat man die Striezel auch mit gefärbten Mohnkörnern bestreut. Seit vielen Jahren wird der bunte Mohn jedoch einfach durch buntgefärbte Zuckerklügelchen ersetzt. Das Charakteristische bei der Striezel als Weihnachts- oder Neujahrs-Gebäck ist gerade diese Bestreuung mit möglichst vielen Glückskörnchen. Dies führt uns von selbst auf ein weiteres Weihnachts-, Sylvester- und Neujahrs-Gericht, die Mohn-Pielen.

4. Mohn-Pielen. Wenn der gelehrte Professor Paulus Cassel „Mohn-Pillen“ schreibt und auf diese Weise das Wort mit dem Erzeugnis der Apothekerkunst, welches niemand gern schluckt, in Verbindung bringt, so kann ich darauf nur sagen, dass niemand in Berlin oder der Provinz Brandenburg anders wie „Pielen“ bzw. „Mohnpielen“ spricht, also mit langem „i“. Piele und Pille mögen immerhin sinnverwandt sein wie „Stulle“ und „Stolle“, denn „Piele“ bedeutet ein Körnchen oder ähnliches, z. B. ein Mohnkörnchen, ein Fischroogenkörnchen, die kleinen noch ganz jungen Erbsen in der Schoote. Das Zeitwort „paalen“ ist mit Piele verwandt und besagt dementsprechend auskörnchen, so in der Mark Brandenburg „Schooten auspaalen“, d. h. die vorerwähnten noch sehr kleinen Erbsen aus der Hülle herausstreifen. Da Körner, wie unter Nr. 3 angedeutet, Glück, Geld und dergl. bedeuten, so wird Mohn, wie Karpfen-Roogen und Kaviar (hergestellt aus dem Roogen des Hausen und anderer Acipenser-Arten) an den gedachten Feiertagen verschenkt und verzehrt.

5. Pfannkuchen. Das in Berlin immer nur also, ausserhalb Berlins dagegen stets „Berliner Pfannkuchen“ oder „Krapfen“ genannte Gebäck, dessen Teig mit Bäurme (Gest) eingertührt und in Schmalz schwimmend gebacken wird, ist „bereits“, unter die Weihnachtsgebäcke zu zählen. Da aber dort die ungezählten anderen Gebäcke (Stollen, Striezel, Baumkuchen, Lebkuchen, Honigkuchen, Pfefferkuchen, Leckerli u. s. w.) in Mitbewerb treten,

um Alt und Jung den Magen zu verderben, so kommt der Berliner Pfannkuchen erst in der Zeit nach Weihnachten, zum Sylvester, zu Neujahr, so recht eigentlich zur Geltung. Seine grössten Triumphe und Orgien feiert er zu Fastnacht. Bemerkenswert muss noch werden, dass man in vielen Teilen Norddeutschlands, z. B. Schleswig Holstein, Lauenburg, Hamburg, Bremen, Lübeck, Mecklenburg, Pommern, unter „Pfannkuchen“ schlechthin, ganz etwas anderes, namentlich die in der Pfanne gebackenen dünnen Fladen versteht, die man in Berlin und vielen anderen Orten Deutschlands „Eierkuchen“ nennt (wer nobel sein will sagt „Omelette“, Omelette aux confitures, Omelette aux fines herbes u. dergl. m.). Der eigentliche traditionelle Eierkuchen wird nicht mit Kompot, sondern mit Sahne, Speck, Eiern, Salat, Wurststückchen etc. garniert und verzehrt. Das Süssen des Eierkuchens und die Zugabe von geschmortem Obst, Fruchtgallert, Marmelade etc. dürfte erst spätere Uebung sein. Im angelsächsischen England und in den Teilen der Vereinigten Staaten, wo angelsächsische Küche herrscht, kennt man die Berliner Pfannkuchen seit unvordenklicher Zeit ebenfalls, jedoch unter dem Namen „dough nuts“ (Teignüsse). Diese Gebäcke sind kugelig, mehr kartoffelförmig, während der Berliner Pfannkuchen, um mich mit Lieutenant Reiff-Reiffenstein mathematisch auszudrücken, ein Rotations-Sphäroid darstellt. Diese amerikanischen Weihnachts-Pfannkuchen sind nach meinem Geschmack entsetzlich schwer, fett und unverdaulich, so dass ich nur durchaus einer der erfahrensten amerikanischen Hausfrauen, der Frau Colonel Miller in New York, die selbst ein Kochbuch verfasst hat, beitreten kann, welche mir von den nordamerikanischen Pfannkuchen sagte: they are more for farmer-daughters („sie sind mehr für Bauern-Töchter“).

Ernst Friedel.

Bücherschau.

Karl Meyer: Führer über das Kyffhäusergebirge sowie durch Stolberg und Umgebung. Nordhausen 1896. Verlag von Fr. Eberhardt. Die Einweihung des von den Kriegervereinen (Vorsitzender unser verehrtes Mitglied Stadtverordneter Carl Diersch) gestifteten, am 18. Juni d. J. unter Teilnahme des Kaisers, hat die Aufmerksamkeit nach der Kyffhäuserruine, einem wahren Heiligtum des Deutschen Volks, gelenkt und heissen wir den mit Karten und Abbildungen sowie mit geschichtlichen Nachrichten bestens ausgestatteten Führer, der in Karl Meyer den berufensten Verfasser gefunden, gern willkommen. Meyer unterscheidet einen dreifachen Sagenniederschlag. Der Berg ist zunächst eine den germanischen Göttern gewidmete Kultusstätte gewesen, unter denen der rotbärtige Donar am deutlichsten hervortritt. In der Zeit des staatlichen und sittlichen Zerfalls wird hierauf zunächst die Heldenfigur des im Morgenlande ertrunkenen, für das Volk verschollenen Kaisers Rotbart (Friedrich I. von Hohenstaufen), gewissermassen auf-

gepfropft. Dann tritt an seine Stelle der grosse Papst- und Pfaffenfeind, Kaiser Friedrich II., an dessen Tod das Volk auch nicht glauben wollte, wie die mehrfachen Betrüger erweisen, die sich unter seiner Maske als falsche Friedrichs aufwarfen und grossen Anhang bis zu ihrer Entlarvung um sich sammelten. Vom Anfang des 14. Jahrhunderts an erscheint die allgemeine Sage von der Wiederkehr Kaiser Friedrichs II. in Verbindung mit dem Kyffhäuser. Nachmals werden beide Kaiser zu Einer Sagengestalt verschmolzen, so bei dem Schaffhausener Arzt Johann Adelphi in seiner Schrift „Wahrhaftige history von Kaiser Friedrich dem ersten seines Namens, mit einem langen rotten Bart, den die Walsen nenten Barbarossa“. (Lands-hut 1519).

In unserm Jahrhundert, namentlich durch den Einfluss unserer roman-tischen Dichter, tritt in der Kyffhäuser Sage Kaiser Rotbart (seit 1870/71 im Gegensatz zu ihm unser Kaiser Wilhelm I. als Kaiser Weissbart) allein-herrschend auf, so dass der Denkmalsausschuss und der Künstler Recht gethan haben, figürlich im Kyffhäuser-Denkmal den dem Volke übrigens auch viel näher als Kaiser Friedrich II. stehenden Kaiser Barbarossa zur Darstellung zu bringen.

E. Friedel. 23. 6. 1896.

Geologische Ausflüge in die Umgegend von Berlin von Dr. Max Fiebelkorn. Mit 2 Karten und 40 Abbildungen. Berlin 1896. Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung.

Der Verfasser betont in der Vorrede, dass er es während seiner Studien-zeit schmerzlich empfunden habe, keinen geologischen Führer durch die Umgebung von Berlin zu besitzen. Diesem Übelstande hat er nun durch sein Buch abgeholfen. Vom Standpunkt der Heimatkunde begrüßen wir dieses Werk mit Freuden und empfehlen es unseren Mitgliedern auf das wärmste. Haben wir doch selbst auf unseren gemeinschaftlichen Ausflügen der Zusammensetzung und Entstehung unseres Bodens die grösste Aufmerk-samkeit gewidmet. Ich erinnere nur an Rixdorf (II 95) und (IV 160) und an die Rauenschen Berge (II 119). Und es steht zu hoffen, dass wir im Laufe der Zeit auch den weiteren im Buche beschriebenen Örtlichkeiten unseren Besuch machen werden, so vor allem Rüdersdorf, Buckow, Sperenberg und Glindow.

Für den oberflächlichen Beobachter bietet unsere Mark und speziell die nähere Umgebung von Berlin wenig auffallende Unterschiede in den Boden-arten. Es tritt uns überall unverfestigtes Material, Sand, Thon und Lehm entgegen; die einzigen Örtlichkeiten mit festem Gestein sind Rüdersdorf und Sperenberg. Und doch besteht zwischen jenen so gleichartigen Sanden, Thonen und Lehmen ein durchgreifender Unterschied. Ein Teil derselben, die älteren, sind auf dem üblichen Wege durch Absatz im Meere entstanden, während ein anderer, die jüngeren, das Produkt der Vergletscherung der norddeutschen Tiefebene sind.

In der ersten Hälfte des Buches werden die älteren Schichtgesteine er-ledigt, Sperenberg und Rüdersdorf, sodann der Untergrund von Berlin, Rauen und Buckow. Alsdann folgt eine umfangreiche Darstellung der Inland-Eistheorie, und hieran schliessen sich die Besprechungen der Exkursionen

nach Glindow, Rixdorf, Eberswalde, Liepe-Oderberg, Chorin, welche in das jüngere Gebirge einführen.

Was nun die Behandlung betrifft, so ist dieselbe sehr sorgfältig, klar und verständlich und erstreckt sich sowohl auf eine genaue Beschreibung der Örtlichkeiten wie auf eine eingehende Besprechung der geologischen Thatsachen. Der Verfasser vermeidet es meist, auf Meinungsverschiedenheiten einzugehen und beschränkt sich darauf, die Ansichten der hervorragendsten Geologen wiederzugeben. Zache.

Alte Nachricht über die Grabhügel unserer germanischen Vorfahren. Der Theologe H. T. Stiller im Anhang zu Pastor Lehmanns Beyträgen zur Untersuchung der Alterthümer bey Weibslieben (Halle, 1789) schreibt S. 100:

„Dass die Priester der alten Deutschen die Unsterblichkeit der Seele und eine Seelenwanderung gelehrt haben, bestättigen uns verschiedene Schriftsteller, dass ihre Beerdigungsgebräuche darauf Rücksicht nehmen, bleibt mir nun noch übrig näher zu erläutern. Die Eingänge der Gräber waren gegen Süden. Hierin finde ich den ersten Belag zu meinem Satze. Alle nördl. Völker setzten ihren Aufenthalt nach dem Tode in den südl. Theil des Himmels, weil sie glaubten, dass die südl. Völker weit besser daran wären als sie, und sich eines steten Frühlings und eines immerwährenden heitern Himmels zu erfreuen hätten.“

„Die Gräber liegen auf Anhöhen, und allemal in Gegenden, wo die schönste Aussicht ist. Es ist wirklich hier unverkennbar, dass das Begraben an solche Orte in Rücksicht auf den Glauben der Fortdauer nach dem Tode geschah. Man machte sich die Vorstellung, dass die Seelen der Verstorbenen nach einiger Zeit — ehe sie in ein besseres Leben oder in einen andern Körper übergingen — um ihre Grabstelle sich aufhielten, und nun wollte man ihnen den besten Platz in der Gegend zu ihrem Aufenthalte anweisen. Wirklich ein Gedanke, der für die Lebenden und Sterbenden schmeichelhaft sein müsste. Nehm ich die Gegend, wo das zuerst beschriebene Grabmal ist, so überzeugt mich dies immermehr hiervon. — Eine Anhöhe erhebt sich da sanft, am Fusse derselben fließt stille und heiter der Fluss. Zur rechten Hand sieht man eine Bergkette und auf den Bergen viele Todtenhügel. Links sind Büsche und Wiesen und soweit das Auge reicht, ist eine entzückende Mannigfaltigkeit. Ich bin es überzeugt, dass mancher, der die Auferstehung des Leibes glaubt, lieber hier, wo er bis ihm Gott eine fröhl. Auferstehung ertheilet, ruhig schlafen, und dann am Tage des Wiederauflebens die neue Welt mit einem Blick einige Meilen weit übersehen könnte, als auf einem Kirchhofe, wo seine Gebeine oft nach Verlauf weniger Jahre wieder ausgegraben werden; lieber unter einem Rasenhügel, den der Allgütige jeden Frühling mit neuem Grün bekleidet, mitten in Gottes freyer Natur, als unter einem Monument, begraben sein möchte.“

Als fernere Beläge führt er an: das Verbrennen der Waffen zugleich mit den Todten und das Zusammenbegraben mehrerer Todten, oder die Familienbegräbnisse.

Grade im Gegensatz hierzu verhielten sich die ersten Christen, die als Juden an die Erdbestattung gewöhnt, vor der Leichenverbrennung zurückschreckten. Daher sagt Minutius Felix in seinem Gespräche: Octavius, von den Christen: *Inde videlicet (weil sie einer Auferstehung harren) et exsecrantur rogos et damnant ignium sepulturas, quasi non omne corpus etsi flammis subtrahatur, annis tamen et aetatibus in terram resolvatur.* c. II. edit. Cellarii. E. Friedel.

Eduard Zache: Die Geologische Wand im Humboldtthain zu Berlin. Ein Anschauungsmittel zur Einführung in die Lehre von dem Bau und den Schätzen der Erdrinde in unserem Vaterlande. Im Auftrage der städtischen Park- und Garten-Deputation erbaut und erläutert. Mit einer Tafel. 1896. Druck und Verlag von P. Stankiewicz' Buchdruckerei. 96 S. 8°. Preis 1 Mark. Die von Herrn Dr. Zache in verdienstlichster Weise zur populären Einführung in das geologische Studium unserer Heimat erbaute Geologische Wand, für welche ein ähnliches Unternehmen in Halle a. S. die Anregung geboten hat, ist in unserer Gesellschaft wiederholt besprochen*) und gelegentlich einer Wanderversammlung an Ort und Stelle am 26. Juni 1895 besichtigt worden. In knapper, aber durchaus gemeinverständlicher Weise erörtert nun der vorliegende Führer den Zweck der Wand, die Wand als Ganzes (Baustoffe der Erdrinde und das Gefüge der Erdrinde) und die Schichten und Felder der Wand (zur Geschichte der Erdrinde). Eine Tafel mit Nummerierung erleichtert das Auffinden der einzelnen Bestandteile der Wand auf das zweckmässigste. Da die Geologie leider bei weitem nicht so viele Liebhaber als die Zoologie und Botanik zählt, so ist dringend zu wünschen, dass ihre Zahl sich vermehren möge. Die Geologische Wand und das vorliegende allen Naturfreunden hiermit bestens empfohlene Büchlein mögen in diesem Sinne wirksam sein. E. Fr.

Hugo Schroeder: Goethe in Berlin und Potsdam. (Westermanns Illustr. d. Monatshefte f. d. gesamte geist. Leben der Gegenwart. 40. Jahrg. Juli 1896. S. 465—479). Geschickte Zusammenstellung des bekannt gewordenen Thatsächlichen. Herzog Karl August versuchte i. J. 1778, als Friedrich der Grosse die Aufsaugung Bayerns durch Österreich mit dem Schwert zu hindern beschloss, in Berlin zu vermitteln, während der König sich bereits zum Heer nach Schönwalde bei Silberberg begeben hatte. Goethe wurde zur Mitfahrt eingeladen und entschloss sich nach kurzem Bedenken zu dieser. Am 13. Mai früh wurde aufgebrochen; nach einer Rast in Wörlitz und Treuenbrietzen langte man am 15. Mai in Potsdam an. Der kurze Aufenthalt von 10 bis 4 Uhr wurde zu einer Betrachtung einiger Bauten, Waisenhaus, Marstall und des Parkes von Sans-souci verwandt. S. 468 fig. heisst es: „Goethe nennt den Kastellan von Sanssouci einen Flegel,

*) Vgl. Monatsblatt I, S. 66—73; III, S. 103—114 und 175—177.

allein möglicherweise kann der Kastellan des Neuen Palais seinem Kollegen diese Ehre der Berücksichtigung durch den Dichterstürzen streitig machen, denn die von Goethe neben jenem Unglücklichen erwähnten Engelsköpfe befinden sich am Neuen Palais, das ja auch im Park von Sanssouci liegt. Hoffentlich gelingt es den Goethephilologen, diese wichtige Frage zum Abschluss zu bringen. — Eine ähnlich bedeutende Streitfrage, ob nämlich Goethe in Berlin im Fürstenhause Kurstrasse 52/53, oder Gasthof Zur goldenen Sonne, dem späteren Hôtel de Russie, Unter den Linden 23, gewohnt habe, ist ja bereits glücklich dahin entschieden, dass er in beiden logiert habe.*)

Goethes erster Ausgang galt der Kgl. Porzellanmanufaktur; auch Wegeli, der zuerst eigentliches Porzellan in Berlin fabrizierte, wurde von Goethe besucht. Am selben Tage sprach Goethe bei dem berühmten Porträtmaler Anton Graff und dem Kupferstecher Daniel Chodowiecki vor, bei letzterem zweimal, am 16. Mai allein, am 20. in Begleitung Karl Augusts. Namentlich Chodowiecki, von dem Verf. sagt, wer seine Radierungen nicht kenne, dem bleibe das Verständnis der geistigen und gesellschaftlichen Zustände des fridericianischen Zeitalters verschlossen, wurde von Goethe hochgeschätzt. Man ersieht dies beiläufig aus einem Schreiben des letzteren vom September 1776 an die Luise Karschin, worin es heisst: „Gehen Sie doch einmal zu Chodowiecki, und räumen Sie bei ihm auf, was so von alten Abdrücken seiner Sachen herumfährt. Schicken Sie mir's und stehlen ihm etwa eine Zeichnung. Es wird mir wohl, wenn ich ihn nennen höre, oder ein Schnizzel Papier finde, worauf er das Zeichen seines lebhaften Daseyns gestempelt hat.“

Am 17. suchte Goethe den Johann André auf, einen ihm von Offenbach her befreundeten dilettantischen Dichter und Komponisten, dann den theologisch berühmten Probat an St. Nicolai Johann Joachim Spalding.

Zwischen der Kirche und der Tafel beim Prinzen Heinrich ging Goethe zu dem Maler Johann Christoph Frisch (geb. zu Berlin 1737, † daselbst 1815), von dem u. a. Deckengemälde mythologischen Inhalts in den Schlössern zu Potsdam und Berlin herrühren. Der berühmte Stratege des siebenjährigen Krieges, Prinz Heinrich, der allerdings, wenn möglich, noch mehr als sein königlicher Bruder der französischen Bildung zugewendet war, scheint sich nicht viel um den literarischen Chorführer aus Weimar gekümmert zu haben, wenigstens schweigt sich dieser über den Prinzen gänzlich aus.

Nach der Tafel Spaziergang im Tiergarten. Am 18. machte Goethe wiederum Besuche u. a. bei dem Dichter-Sonderling Gottlob Wilhelm Burmann, und bei Moses Mendelssohn; warum dieser letztere unsern Goethe nicht empfing, scheint nicht mit Sicherheit aufgeklärt werden zu können.

Die Karschin, mit welcher Goethe seit 1776 gelegentlich gebriefwechselt hatte, suchte ihn auf und Goethe, der für die wunderliche Person ein gewisses faible hatte, erwiderte den Besuch. Am 20. Mai fuhren unsere

*) Alle drei Gebäulichkeiten sind längst der Bauwut zum Opfer gefallen. Fr.

Reisenden von Berlin über Schönhausen nach Tegel, das mit seinem Geister-spuk und dem in diesen verwickelten Friedrich Nicolai bekanntlich seine Stelle im Faust gefunden hat.

Von Tegel ging's über Charlottenburg und Zehlendorf wieder nach Potsdam, wo Goethe wiederum (oder zum ersten Male) das Schloss Sans-souci und das Stadtschloss, sowie die Garnisonkirche, die Gewehr-fabrik und selbst das von Friedrich Wilhelm I. erbaute kleine Jagd-schlösschen, den Stern, in Augenschein nahm. Eine Parade beendete den Besuch, der zu keinem diplomatischen Ergebnis führte. Über Dessau, Wörlitz und Leipzig erfolgte die Rückkehr nach Weimar. —

Dass H. Schroeder überall den politischen, kulturgeschichtlichen und literarischen Hintergrund hervorhebt, auf dem die geschilderten an sich sehr einfachen Erlebnisse Goethes abspielen, verleiht dem Aufsatz das richtige Milieu.

E. Fr.

Dr. P. Engelhardt: Industriekarte der Provinz Brandenburg, 1:400000, in 8 Sekt. 5 M., geb. 5 M. 70 Pf. Herausg. vom Geographischen Institut in Gross-Lichterfelde. Die sehr übersichtlichen Sektionen enthalten nur die Namen derjenigen Ortschaften, in denen ein Industriezweig gepflegt wird (bis einschliesslich der Torfgräbereien, Molkereien und Brennereien). In den gedruckten Anlagen werden die Betriebe nach Kreisen und innerhalb derselben nach dem Ortschaften-Register alphabetisch aufgeführt; auch die Namen der Unternehmer fehlen nicht und sollen von Jahr zu Jahr revidiert werden. Abgesehen von der allgemeinen Nützlichkeit entspricht das Unternehmen auch in vollem Masse der Heimatkunde und füllt eine längst empfun-dene Lücke angemessen aus; es kann dasselbe daher in weitesten Kreisen nur bestens empfohlen werden, zumal es auch sehr preiswert ist.

E. Friedel.

Dr. Paul Dinse: Ein schwedischer Kartograph der Mark Brandenburg aus der Zeit des dreissigjährigen Krieges. Zeitschr. der Ges. für Erdkunde zu Berlin, Bd. XXXI. 1896. S. 98—105. Verf. hat die Lebensschicksale und kartographische Thätigkeit des Olaus Johannis Gothus, richtiger Olof Hansson Svart, geb. 1600, † 1644 (1634 durch Oxenstierna unter dem Namen Örnehufoud [Adlerhaupt] in den Adel-stand erhoben; aus schwedischen Quellen ermittelt und, soweit zur Zeit zugänglich, in dankenswerter Weise dargestellt. Svart, schwedischer General-quartiermeister und Generalstabschef, war ein gewandter Kartenzeichner, und haben für unsere Heimatkunde 3 bezügliche Arbeiten von ihm Wert: 1. Marchionatus Brandenburgici Partes duae, Nova Marchia et Uckerana. — 2. Marchionatus Brandenburgici Partes duae, Ruppin Comitatus et Prignits Regiuncula. — 3. Marchionatus Brandenburgicus. „Über den Wert der Kartenzeichnungen Olofs ist naturgemäss wenig zu sagen (bemerkt Dinse). Es sind Karten wie alle anderen dieser Zeit, die durchweg nicht auf Messungen, sondern auf An-schauung des Geländes und Itinerar-Berechnungen beruhen. Immerhin sind

es aber doch Karten eines im allgemeinen ortskundigen gewandten Zeichners, eines Feldkartographen, und nicht nur Verarbeitungen von anderen gesammelten Materialien in den Zeichenstuben Amsterdams. Im besonderen geben die Karten von Brandenburg ein recht gutes Bild der Topographie des Landes und bezeichnen einen wesentlichen Fortschritt gegen die älteren Karten, welche alle auf die Zeichnung des Elias Camerarius zurückzuführen sind. Mit den Karten Olof Örnehusens beginnt ein zweites Geschlecht topographischer Karten der Mark, welches sich bis in den Anfang des achtzehnten Jahrhunderts fortpflanzt und erst dann der von Johann Baptista Homann veröffentlichten Karte J. P. Gundlings für immer unterliegt.“

E. Friedel.

Clara von Förster: St. Nicolai. Eine Erzählung aus alter Zeit. Mit Original-Illustrationen. Jüterbog, 1895, Verlag von Humboldt & Liese. 112 S. — Die Erzählerin schildert uns die Schicksale der Familie des Thürmers der ehrwürdigen Nicolaikirche zu Jüterbog in den Jahren 1806 bis 1815 und weiss damit anschaulich und geschickt die Geschehnisse der alten Wendenstadt vom Übergang aus der kursächsischen bis in die preussische Zeit zu verflechten. Zeichnungen und Skizzen interessanter Gebäude und Prospekte, an denen Jüterbog noch jetzt reich ist, unterstützen den Lokaltönen, welchen die Verfasserin anschlägt, in angenehmer und wirksamer Weise. Allen Verehrern vaterländischer Erzählungen kann das Büchlein bestens empfohlen werden.

F.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Demminerstrasse 64. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.

In Sachen des Brunold-Denkmal zu Joachimsthal

teilen wir nachfolgend das wohlgetroffene Bildnis unsers märkischen Dichters F. Brunold (August Ferdinand Meyer) nach dem Cliché mit, welches der „Brandenburgia“ von der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart durch freundliche Vermittelung des Herrn Schriftstellers H. Müller-Bohn in Steglitz überlassen worden ist.



Wir verweisen auf unsere bezüglichen Mitteilungen im Monatsblatt Bd. III, S. 5 und den Aufruf a. a. O. Bd. IV, S. 374.

In Folge dieses Aufrufs sind beim Unterzeichneten bis jetzt 357 Mark 75 Pf. eingegangen, eine Summe, die für ein würdiges Denkmal unzureichend erscheint. Es wird deshalb um weitere Spenden im Interesse des edlen vaterländischen Unternehmens gebeten.

Berlin, den 15. Juni 1896.

Vorstand der „Brandenburgia“
i. V. Friedel.

Im Besitz des Märkischen Museums befindet sich unter anderen Handschriften F. Brunolds ein interessanter landeskundlicher Beitrag, den wir aus diesem Grunde, aber auch um das Interesse, welches der Verewigte für die Erforschung seiner engsten Heimat hegte, darzuthun, hiermit veröffentlichen. Ein Abdruck ist im „Bär“ vom 15. Oktober 1878 vorhanden.

Sagen, Meinungen und Gebräuche aus Stadt Joachimsthal und Umgegend.

Von F. Brunold.

1. Links ab vom Wege, der von Joachimsthal nach Dorf Friedrichswalde führt, liegt in der Heide das sogenannte „witte Hüseken“ (weisse Häuschen). Drei ziemlich starke und mässig hohe gemauerte Pfeiler stehen wenige Schritte, einen rechten Winkel bildend, von einander entfernt. Der vierte Pfeiler, wodurch das Ganze einen quadratartigen Raum umschloss, ist nicht mehr vorhanden. Die Pfeiler sind durch hölzerne Querbalken verbunden gewesen. Ob das Ganze überdacht und mit Seitenwänden versehen gewesen ist, weiss niemand mehr zu sagen; wie denn auch niemand anzugeben vermag, wozu das Gemäuer gedient habe und zu welchem Zwecke es erbaut wurde. Der innere Raum zwischen den Pfeilern, das Erdreich, ist in etwas eingesunken — und die Sage, die Meinung ist: es habe von Schloss Grimnitz am Grimnitzsee, welches bekanntlich von Markgraf Johann 1247 als Grenzfestung gegen die Uckermark erbaut wurde — ein unterirdischer Gang bis zu diesem „witten Hüseken“ geführt. Der Ausgang des Ganges wurde zum Teil verschüttet, zum Teil ist er eingesunken. Daher die Vertiefung zwischen den Pfeilern.

2. Aus der versunkenen Stadt im Werbellin steigt von Zeit zu Zeit noch eine Jungfrau auf — um ihre Erlösung aus der wegen ihrer Üppigkeit und Sündhaftigkeit der Einwohner versunkenen Stadt zu erwerben. War da ein Fischer mit Namen M. — der fand die Jungfrau auf einem Stein am Ufer sitzen. Sie rief und klagte, als sie ihn kommen sah: Bist ein Sonntagskind, bist zur rechten Stunde im Mondwechsel geboren. Gehe hin nach dem Ort, den ich dir sage und bezeichne. Grabe stillschweigend dort — und du wirst ein gar wundersames Ding finden. Nimm's mit nach Haus', verbirg es dort. Es wird dein Glück sein. Und ich, ich bin — und werde erlöst. Dem Fischer graute. Er wollte den Ort nicht wissen, wo er graben sollte — oder vielleicht verstand er das Wort auch nicht, das die Jungfrau ihm gesagt. Er lief davon — während er ihren Klageruf noch vernahm: Wehe, wehe dir — und mir. Hundert Jahre muss ich nun wieder der Erlösung harren. Andern Tages, es war Johannistag, ritt der Fischer in den Werbellin

mit zween Pferden zur Schwemme. Die Pferde versanken — der Fischer ertrank. — Die Leute sagten: Es will der See sein Opfer haben.

3. Ein anderes Mal ging ein Mann am Ufer des Werbellin entlang — und kam bis zu jener Stelle, wo ehemals die sogenannte Feldziegelei, zur königlichen Ziegelei gehörig, gestanden — und wo die Berge sich so abschüssig steil zu dem See hinabsenken. Er fand eine Jungfrau dort, die lud ihn ein, mitzukommen. Es solle sein Glück sein. Aber, was er auch sehe und höre — es dürfe kein Wort über seine Lippen kommen. — Und sie stiegen den Berg hinan. Und in der Mitte des Abhanges des Berges schlug die Jungfrau an einen mächtigen Stein. Und der Stein that wie eine Thür sich auf. Sie fanden einen Gang und gingen denselben entlang. Sie traten darauf in ein grosses, grosses Gemach. Dort sassen an einem mächtigen Tisch drei Greise, die schrieben gar fleissig in ihre grossen Bücher. Was sie geschrieben, weiss niemand. Der Mann verwunderte sich gar sehr — und hätte gern gefragt; aber er bezwang sich und folgte schweigend der Jungfrau. Die aber, die führte ihn weiter. Und sie kamen in ein grosses, grosses Gemach, wo mächtige Truhen voll Gold und Silber standen, wo Edelstein an Edelstein funkelte und glitzerte. Dem Manne wurden die Augen gross; aber er unterdrückte das Ach!, das auf seiner Lippe laut werden wollte. Doch in diesem Augenblicke traten schnuppernd zwei schwarze Hunde heran; deren Augen glühten wie Kohlen und ihr Athem schien züngelndes Feuer. Und die Angst erfasste ihn und er musste laut rufen: Gott hilf! Natürlich war sofort Alles, Alles verschwunden. Der Mann fand sich draussen am Berge liegen. Aber er war wie sinnverwirrt geworden; er ging wie ein Träumender umher, der vergebens nach dem Eingang zum Berge suchte, und nach dreien Tagen war er tot.

4. Auch in der sogenannten gebrannten Eiche, so genannt, weil der Stamm dicht über der Wurzel durch Feuer so tief und hoch ausgebrannt war, dass ein Mann bequem dort stehen konnte, und welche auf dem Kreuzwege stand, der links nach Eberswalde und geradeaus nach Lichterfelde führte, soll eine weisse Frau sich aufgehalten haben und dem Wanderer, der nachts durch den Wald schritt, auf den Rücken gesprungen sein, um sich eine Strecke weit tragen zu lassen. Jetzt ist die Eiche längst umgehauen, wie auch die Chaussee eine andere Richtung als jener alte Weg nach Eberswalde einschlägt, und man weiss daher nicht, ob jene weisse Frau dort noch ihr Wesen treibt oder ob sie bereits zur Ruhe eingegangen.

5. Ebenso soll sich an den Wassersümpfen auf den Lehmbergen, dicht bei Joachimsthal, wie auch an einem See auf dem Wege nach Dorf Golzow zuweilen eine weisse Gestalt zeigen, ohne dass man weiss, was die Erscheinung zu besagen habe. Gleiches ist auch mit dem

schwarzen Hunde ohne Kopf der Fall, der am Kirchhof von Dorf Grimnitz oftmals erscheint und den viele gesehen haben wollen, ohne dass einer weiss, was sein Erscheinen bedeuete und welches Ursprungs er sei.

8. (7. ausserordentliche) Versammlung des 5. Vereinsjahres,

Sonntag, den 30. August 1896,

Wanderfahrt nach Templin.

Der frühe Zug und die voraufgegangenen Regentage waren wohl zum grössten Teil Schuld daran, dass sich nur einige zwanzig Teilnehmer auf dem Stettiner Bahnhof versammelt hatten. Die Fahrt bis Templin verlief fahrplanmässig.

Auf dem Bahnhofe wurden wir von den Mitgliedern der städtischen Behörden in liebenswürdigster Weise in Empfang genommen. Herr Bürgermeister Nitzschke, Herr Stadtverordnetenvorsteher Bundfuss, Herr Beigeordneter Colas, Herr Ratsherr Conrad, sowie die Herren Stadtverordneten Ahlenstiel, Ihrke und Fröhlich geleiteten uns in die Stadt, indem sie uns auf dem Wege auf die Merkwürdigkeiten der Landschaft und die Lage der Stadt aufmerksam machten. Die Stadt lehnt sich mit drei Vierteln ihres Umfanges an die Niederung, in welcher heute der von Friedrich dem Grossen angelegte Kanal zwischen Templiner See und Havel hinzieht. Wir sahen über den Kanal weg den Bürgergarten mit dem Schützenhause.

Im Hotel Fürstenberg wurde das Frühstück eingenommen, während desselben besprach Herr Mielke einige in Gräbern mit Steinsetzung ausgegrabene vorgeschichtliche Altertümer, welche auf dem städtischen Forstgelände von Templin ausgegraben worden waren und vorgezeigt wurden. Wir werden die Ausführungen des Herrn Redners weiter unten aus seiner eigenen Feder bringen. Herr Bürgermeister Nitzschke überwies diese neuen wie die früheren Fundstücke von dort dem Märkischen Provinzial-Museum der Stadt Berlin, wofür namens des letztern Herr Geheimrat Friedel, als Dirigent des Museums, unter Hinzufügung von Angaben über die archäologische Stellung der betreffenden Steingräber, auf das wärmste dankte.

Danach begann der Rundgang durch die Stadt. Dieselbe ist sehr regelmässig gebaut, da sie nach einem grossen Brande im Jahre 1735

neu aufgebaut worden ist. Die Strassen sind äussert sauber gehalten und die Häuser im guten Stande. Die elektrische Strassenbeleuchtung war schon fertig gestellt und sollte in den nächsten Tagen in Gang gesetzt werden. Prächtig ist der Marktplatz mit dem Rathaus, dem Lindenweg und dem Kriegerdenkmal. Letzteres ist von einem einheimischen Künstler geschaffen und besteht aus einem Obelisk, an dessen Fusse sich die mosaikartige Inschrift befindet: „Gott die Ehr, Jugendwehr, Weiser Rat, Mannesthat“. In der Königstrasse, welche durch das Berliner Thor nach dem Bahnhof hinausführt, steht die St. Georgenkapelle, ein gotischer Bau aus dem 14. Jahrhundert, welcher bei dem erwähnten Brande verschont blieb. In dem daneben befindlichen Hospital sind einige alte Holzschnitzereien aufbewahrt. An dem Ziegelmauerwerk der Kapelle sind die vielbesprochenen eingeriebenen Näpfchen und Rillen vielfach zu finden, deren Zweck noch immer nicht überzeugend aufgeklärt ist. Die beachtenswerteste Sehenswürdigkeit der Stadt bildet die Mauer mit ihren Thoren und Türmen. Die Königstrasse schliesst mit dem Berliner Thor, dasselbe ist dreistöckig mit spitzbogiger Durchfahrt. Nach der Stadtseite ragen über der Einfahrt aus der Mauer zwei Feldsteine heraus, über deren Zweck die Meinungen ebenfalls auseinander gehen. Nach einer in der Stadt verbreiteten Meinung sollen auf den Steinen, die unregelmässig verwittert sind, Götzenbilder gestanden haben und waren die Steine als Kuriosität in dieser Weise aufbewahrt. Wahrscheinlicher ist die Annahme, dass die Steine zur Ausrüstung des Turmes dienten und mit der Befestigung bzw. mit der Bedienung des letztern zusammenhängen. Die Mauer ist in ihrem ganzen Umfange sehr schön erhalten, sie ist aus Feldsteinen aufgeführt, an ihrem Grunde 1,50 m stark und reicht etwa bis an die Dachtraufe der Häuser. Auffallend ist in derselben ein eingefügter Mahlstein, ein trogartiger Granit, wie ihn die Ureinwohner in der vorwendischen Zeit vielfach zum Zerkleinern des Getreides brauchten. In der Volksmeinung gilt derselbe für den Fusstapfen eines Riesen. Diese Mahltröge werden im plattdeutschen Gebiet „Hünenhacken“ genannt. Die Maria-Magdalenenkirche bildet den Mittelpunkt der Stadt; sie ist, abgesehen von dem Granitgemäuer des Turms, im Jahre 1749 neu erbaut und 1878 restauriert worden. Das Innere derselben ist schlicht und einfach. Neben der Kirche ist vor fünf Jahren dem Kaiser Friedrich ein Standbild aus bronziertem Hartguss errichtet worden, das die Umschrift trägt: „Dem Vaterland starbst Du zu früh, das deutsche Volk vergisst Dich nie.“ Vor dem Prenzlauer Thor, das aus zwei Türmen besteht, die durch einen verdeckten Gang mit einander verbunden sind, liegt der Eichwerder. Er bildet einen basteiartigen Vorsprung vor der Mauer und reicht bis an den Kanal heran. Es haben sich hier vielfach Scherben des 12. bis 14. Jahrhunderts gefunden, so dass der Vorsprung auf eine

alte Burgstätte deutet, an die sich vielleicht später die Stadt anlehnte. Der Sage nach verband ein unterirdischer Gang die Burg mit der Stadt. Dieser Platz gehört der Weberinnung, er dient heutiges Tages als Gartenland, während er in früheren Zeiten, als die Handweberei in Templin blühte, der Bleichplatz war.

Damit war die Tischzeit herangerückt. Wir begaben uns deshalb durch das Mühlenthor nach dem Schützenhaus. In dem Bürgergarten, der in diesem Teil aus prächtigen alten Bäumen besteht, fiel eine Schwarzpappel auf, die in Manneshöhe einen Umfang von 6.50 m hat. Das Mittagessen verlief sehr heiter. Viel zur frohen Stimmung trug bei, dass noch eine grössere Anzahl Herren und Damen der Stadt an demselben teilnahmen. Herr Bürgermeister Nitzschke brachte den Kaisertoast aus und Herr Geheimrat Friedel betonte in seiner Rede zunächst die Aufgabe unserer Gesellschaft, die darin bestände, mit der Provinz Fühlung zu suchen und eine Centralstelle zu werden für alle Bestrebungen bezüglich der Heimatkunde, sodann dankte er für die liebenswürdige Aufnahme und forderte die Mitglieder der Gesellschaft auf, dem Wohle der Stadt und ihrer Bewohner ein Glas zu weihen. Hierauf folgte der Toast des Herrn Stadtverordneten-Vorstehers Bundfuss auf das Wohl der Brandenburgia. Den Schluss der Redner machte Herr Körner mit einem Trinkspruch auf die Damen.

Nach Tisch wurde ein Rundgang durch den Bürgergarten unternommen. In demselben ist dem grossen Kaiser Wilhelm I. eine Büste errichtet worden. Der Park selber ist in eine Nadelholzschonung hinein angelegt. Steige und Gebüsche sind sehr hübsch gruppiert, und es finden sich eine grosse Anzahl verschiedenartiger Sträucher. Vom Rande des Bürgergartens aus hat man einen schönen Blick auf die Stadt; über die Niederung mit dem Kanal sieht man die Mauer mit ihren Türmen und darüber die Dächer der Stadt und die hochragende Magdalenenkirche.

Den Beschluss des Tages endlich machte noch ein Ausflug nach dem Fährkrug. Für die Damen hatte Herr Ihrke und Frau Trieloff Wagen zur Verfügung gestellt, während die Herren den schattigen Waldweg längs der Chaussee nach Prenzlau benutzten. Der Fährkrug ist ein Forsthaus mit Restauration zwischen der Bruchsee genannten nördlichsten Ausbuchtung des Templiner Sees und dem stattlichen Fähr-See. Von der Brücke zwischen beiden bietet sich ein prachtvoller Blick auf den letzten See, welcher durch vortretende Landzungen mit Gebüsch scheinbar in eine Kette von mehreren zerlegt wird. Der Stadt-Förster bereitete uns noch durch ein Waldbornsolo einen entzückenden Genuss. Die Töne zogen auf dem Wasser des Sees entlang und kehrten am Waldsaum zurück.

Auch die Rückfahrt wurde zum Teil auf Wagen bewerkstelligt,

darauf im Hotel das Abendbrot eingenommen und der Weg nach dem Bahnhof angetreten. Da unsere liebenswürdigen Wirte uns das Geleit gaben, so fand der Abschied erst auf dem Bahnhof statt, und es ist sicher, dass dieser schöne Tag bei allen Theilnehmern noch lange in erfreulicher Erinnerung bleiben wird.

9. (8.) ausserordentl. Versammlung des V. Vereinsjahres.

Sonnabend, den 19. September 1896.

Wanderfahrt nach Klein-Machnow.

In der offenen Veranda des Weberschen Wirtshauses hatten sich trotz des regnerischen Wetters, das den ganzen Vormittag geherrscht hatte, eine stattliche Anzahl Teilnehmer eingefunden.

Herr Oberlehrer Dr. Graupe nahm hier das Wort zu einem kleinen Vortrage und führte etwa folgendes aus:

Klein-Machnow, so genannt zum Unterschiede von dem an der Chaussee nach Zossen belegenen Gross-Machnow, hiess im 17. Jahrhundert Sand-Machnow oder Machnow auf dem Sande. Dem Besucher des schmucken Ortes erscheint es rätselhaft, wie derselbe zu einer so böartigen Benennung hat kommen können. Denn was märkische Landschaft an Reiz und Anmut überhaupt zu bieten vermag, findet sich hier auf kleinem Raume so ziemlich alles vereinigt: besonders erfreut die Fülle des Wassers und der herrliche Baumwuchs.

Das Ortspaar Stahnsdorf-Klein-Machnow gehört zu einer Reihe von Ansiedlungen längs einer Senke in der Teltower Hochfläche. Das überall hübsche, zum Teil ansehnlich breite Wiesenthal misst etwa $22\frac{1}{2}$ km, von denen gegen $5\frac{1}{2}$ km von langgestreckten Seebecken eingenommen werden. Wer auf dem Südrande die Dampfbahn von Gross-Lichterfelde über Giesensdorf, Seehof und Teltow hierher benützt, übersieht einen beträchtlichen Teil desselben. Ein unter dem Fichtenberg im Steglitzer Schlosspark beginnender Bach, das Teltelfliess oder die Beke, schlängelt sich durch das Thal zunächst in südlicher, dann in westlicher Richtung, um gegenüber von Schloss Babelsberg in der Glienicker Lake zu enden. In Klein-Machnow treibt das Fliess eine Wassermühle, die unter dem Schutze des festen Schlosses hier seit alten Zeiten vorhanden war und, wie Inschrifttafeln lehren, 1695 und 1856 durch Neubauten ersetzt wurde. Wassermühlen sind um Berlin, das seine letzte, die bekannte Gesundbrunner Wassermühle, 1891 eingehen liess, überaus rar geworden; auf dem Teltow ist die Machnower

die erste, die nächste trifft man erst anderthalb Stunden vor Trebbin in Klein-Beuthen.

Über das südlich von der Beke gelegene, wohlhabende Bauerndorf Stahnsdorf, auf dessen Feldmark auch die bekannten Teltower Rübchen gebaut werden, ist nicht viel zu sagen. Es wird zuerst 1264 erwähnt, muss aber nach Ausweis der um den Mühlberg gefundenen altgermanischen Urnen, die zum Teil auf dem Machnower Schlosse aufbewahrt werden, bereits in Urzeiten besiedelt gewesen sein. Man unterschied ursprünglich ein Deutsch-St. und ein Wendisch-St. Um 1450 hatten die Herren von Hake den deutschen Teil vom Landesherrn, den wendischen vom Brandenburger Bischof zu Lehen. Jetzt besitzen sie nur noch das Patronat über die Kirche.

Die Stahnsdorfer Kirche ist, wie viele mittelalterlichen Dorfkirchen der Mark, aus ziemlich sorgfältig behauenen Feldsteinen hergestellt und zeigt den in der Umgegend von Berlin üblichen Grundriss: dem Langhaus ist ein schmalerer Chor vorgelegt, der seinerseits durch eine halbrunde, mit alten Hohlziegeln gedeckte Apsis erweitert wird. Die flache Decke und die beiden hoch gelegenen, übrigens wohl auch schon erweiterten Fenster der Nordseite des Langhauses entsprechen durchaus den Vorstellungen, die wir uns von der ältesten Bauweise zu machen haben. Leider fehlt der breite Westturm, der durch einen hölzernen Aufbau ersetzt ist, und den man sich zur Vervollständigung des normalen Typus nach dem Muster von Marienfelde oder Heinersdorf, also mit Satteldach zwischen Süd- und Nordgiebel, hinzudenken muss. Während ein rein romanisches Portal an der Nordseite vermauert ist, führt ein spitzbogiges Südportal in das an sich nicht sehr sehenswerte, völlig schmucklose Innere. Bemerkenswert ist ein auf dem Altar aufgestellter spätmittelalterlicher Schrein mit 5 Schnitzfiguren. Ferner die messingne Taufschüssel, Nürnberger Arbeit des 16. oder 17. Jahrhunderts mit der beliebten Darstellung der beiden aus dem Heiligen Lande zurückkehrenden Kundschafter, welche die Traube tragen. Links im Chor ist ein Epitaph des kurfürstlichen Rates Otto v. Hake († 1590) angebracht. Auch bemerkt man 5 von den Totenkränzen, mit denen viele märkische Dorfkirchen — beispielsweise die von Gross-Glienicke — reich ausgestattet sind. Eine Inschrift an dem südlichen Sakristeianbau nennt Ernst Ludwig von Hake als denjenigen, der das verfallene Gotteshaus 1696 wieder herstellen liess. Derselbe kehrt auf den Bauinschriften an der Mühle und dem Friedhofsportale in Kl.-Machnow wieder; er starb 1713 als Vice-Kommandant von Berlin.

Die erwähnte Mühle, sowie das Gasthaus davor, dessen Garten eine Anzahl starker Eichen aufzuweisen hat und einen hübschen Blick auf das Herrenhaus gestattet, gehören zu dem nördlich von der Beke sich ausdehnenden Rittergute Klein-Machnow. Vor dem 30jährigen

Kriege, der es gleich Stahnsdorf gründlich ruinierte, war es ein Dorf und hatte mehr Bauern- als Ritterhufen. 1400 erscheint hier zuerst die Familie v. Hake, welche drei Gemshaken im Wappen führt und der noch heute das Gut gehört. Von den älteren Hakes ist einer der bekanntesten Joachim, der sich 1539 an der Spitze mehrerer Teltower Junker zur Reformation bekannte. Einem Hake wird von der Sage bekanntlich die Beraubung Tetzels in der Nähe des Hohen Golms zugeschrieben. Mit dem Major Adam Friedrich v. Hake starb 1743 die alte Linie aus, worauf die Flatower Linie in den Besitz des Gutes gelangte. Leider fehlt es noch immer an einer urkundlichen Geschichte der Familie, obgleich dafür reiches Material vorhanden sein soll.

Auf dem Gut, dessen baulicher Zustand nicht den günstigsten Eindruck macht, befindet sich ausser dem Vereinen nicht mehr zugänglichen, 1803 vollendeten Herrnhause ein Ueberrest des alten Schlosses. Derselbe enthält wahrscheinlich einen mittelalterlichen Kern und giebt trotz einer durchgreifenden Umgestaltung im 18. Jahrhundert eine Vorstellung von den anspruchlosen Behausungen märkischer Junker früherer Zeiten. Die Gewölbe des zweigeschossigen, wenig umfangreichen Baues ruhen im Erdgeschoss auf einem Mittelpfeiler; davor steht ein 8eckiger Treppenturm, der an den ähnlichen in Königs-Wusterhausen erinnert. Jetzt werden die Räume z. T. als Speicher benützt und sind augenscheinlich dem Verfall preisgegeben. An der Nordseite des Hofes befindet sich das Hauptportal, zu dessen Schmuck militärische Ornamentstücke aus Sandstein verwendet sind: ein einen Gewölbebogen-Schlussstein bildendes Haupt der Minerva mit der Aegis, die Dorfsage sieht darin die Darstellung eines hartherzigen Schlossherrn, den Schlangen töteten, ferner oben rechts und links brennende Granaten, das Ganze mutmasslich aus dem Ende des 17. oder Anfang des 18. Jahrhunderts von einem der Berliner Festungswerke herrührend. An der Nordostecke des Gehöfts ist aussen in eine Stallmauer ein kalksteinernes Sühnekreuz eingelassen, das ehemals frei stand. Ausser einem unkenntlich gewordenen Wappen zeigt es ein zweites, vertieft eingegrabenes Kreuz und bezieht sich nach der Ueberlieferung auf ein Duell, in dem ein nicht näher bekannter Herr von Hake einen Schlabrendorf auf der Dorfstrasse erstach. Mit letzterem bringt man auch den Degen und die Sporen in Verbindung, die in der Kirche rechts vom Altare zu sehen sind.

Dem Gute gegenüber erhebt sich auf einem malerisch vernachlässigten Friedhofe, von alten Bäumen beschattet, die Klein-Machnower Kirche, eine Filiale der Stahnsdorfer. Sie ist ein ansehnlicher spätgotischer Bau, allerdings von sehr einfachem Grundriss: westlich ein massiger, breiter Turm mit eigentümlichen runden Öffnungen, östlich das Langhaus ohne Chor unmittelbar polygon geschlossen, mit einem hübschen Formsteinfries geziert und von trefflichen

Sterngewölben gedeckt. Die Kirche verdient in zweifacher Hinsicht Beachtung. Zunächst als eines der wenigen gottesdienstlichen Gebäude aus dem Jahrhundert der Reformation, also aus einer Zeit, wo man im allgemeinen eher geneigt war, die Zahl der Gotteshäuser zu verringern, als noch neue dazu zu schaffen. Nach einer Inschrift auf der Orgelempore wurde sie 1597 von Kaspar Jacke aus Potsdam vollendet. Diese späte Bauzeit erklärt auch den Umstand, dass wir es nicht mehr mit einer Feldsteinkirche zu thun haben, sondern dass sie vollständig aus Ziegeln errichtet ist. Denn bereits um 1470 wurde die Dahlemer Kirche in Backsteinmaterial umgestaltet und erweitert. Als reiner Ziegelbau tritt uns dann die Wallfahrtskirche in Alt-Krüssow bei Pritzwalk entgegen, die 1520 geweiht ist; jedoch ist diese nicht mehr völlig zu den blossen Dorfkirchen zu rechnen. Der auffällige Unterschied in der Farbe der Ziegel, den das Aeussere der Machnower Kirche zeigt, hat übrigens zu der Sage Veranlassung gegeben, zwei Fräulein v. Hake, die gemeinschaftlichen Erbauerinnen, hätten durch die Wahl hellerer beziehungsweise dunklerer Steine jede ihren Anteil am Bau augenfällig kennzeichnen wollen. Auf die zahlreichen Erinnerungen an die Familie derer v. Hake, welche des Innere birgt, ging der Redner nicht ein. Er erwähnte von sonstigen Altertümern nur den Schnitzaltar, nicht etwa wegen seines besonderen Kunstwertes — älteren märkischen Werken gegenüber ist er durchaus roh — sondern weil er eine Probe des Berliner Kunsthandwerks ist; 1599 schnitzte und malte ihn Hans Zinkeisen aus Berlin.

Hinter der Kirche trennt sich der am Gut vorüberführende Weg in zwei aus stattlichen Linden, Kastanien und Platanen bestehende Alleen. An ihnen liegen die wenigen Beamtenhäuser und baufälligen Tagelöhnerhütten; in ihrem Schatten findet man gar oft Maler mit dem Studium der herrlichen Baumgruppen beschäftigt. Die linke führt in ihrem weiteren Verlaufe nach Wannsee, die rechte geht durch hübschen Wald nach Zehlendorf. Jenseits eines freundlichen Sees, den sie auf zwei Seiten einschliessen, verbindet sie eine reizende Uferpromenade, deren Betreten nur mit Erlaubniss des Försters gestattet ist. Wer von ihr aus den bewaldeten Abhang des Seeberges, eines ehemaligen Weinberges, hinaufsteigt, geniesst vom Rande des hohen Holzes die Aussicht auf ein ausgedehntes Waldgebiet und die Türme von Potsdam, Lichterfelde und Steglitz.

Nachdem die Gesellschaft durch diese Belehrung auf die Sehenswürdigkeiten vorbereitet war, wurde der Rundgang angetreten.

Im Innern der Kirche von Klein-Machnow übernahm Herr Lehrer Koch in dankenswerter Weise die Erklärung. Er berichtete von den vielen Sagen, welche über fast alle Gegenstände der Kirche wie über-

haupt über die Mitglieder der Familie Hake in Umlauf sind. So erzählte er von einem Siegelringe, den eine Komtesse von Hake wenige Tage vor der Schlacht von Fehrbellin verlor, als sie sich von ihrem Bräutigam verabschiedete, welcher dann in der Schlacht fiel. Der verlorene Ring wurde zweihundert Jahre später wiedergefunden und befindet sich noch heute im Besitz einer Angehörigen der Familie.

Die Fahnen, welche einst die Kirche schmückten, sind bis auf zwei verfallen. Es sind zum grössten Teil Beutestücke aus den Türkenkriegen; nur eine von ihnen stammte von Fehrbellin.

Hinter dem Altar befinden sich der Degen und die Sporen des oben erwähnten Herrn von Schlabrendorf. In der einen Längsseite ist ein grosses figurenreiches Epitaphium des Obersten Friedrich von Hake, gest. 1734 und ein zweites kleineres des Kapitäns Ehrenreich v. Hake, gest. 1704 bei Hochstädt, eingefügt. Vor dem Altar ruht ein Grabstein des 1677 in Leipzig als Student verstorbenen Kaspar Joachim v. Hake. Hinter dem Altar sieht man an der Wand zwei grosse Wappentafeln. An den Längswänden, einander gegenüber, hängen zwei Bilder von Melanchthon und Luther, die 1546 in den Besitz der Hakes gekommen sind und wahrscheinlich von Schülern L. von Cranachs nach den bekannten Bildern des Meisters angefertigt worden sind. Die Orgel ist ein Geschenk der Kaiserin Friedrich, sie war das Hochzeitsgeschenk des englischen Gesandten Lord Broomfield für die Kaiserin und stand vorher in Monbijou. Links neben dem Altar ruht auf einer Console eine geflochtene Krone aus künstlichen Blumen, diese soll von einem wahnsinnigen Fräulein v. Hake für ihren verstorbenen Bräutigam angefertigt worden sein. Daneben steht ein urnenartiges Gefäss, das aber von den Herren E. Friedel und Kustos Buchholz für ein Wirtschaftsgefäss aus den letzten Jahrhunderten erklärt wurde. Dasselbe ist aus hartgebranntem Thon, ähnlich der Masse unserer gewöhnlichen Blumentöpfe, auf der Töpferdrehmaschine hergestellt. Vor dem Altar ist noch das messingne Taufbecken, Beckenschlägerarbeit aus dem 16. oder 17. Jahrhundert, zu erwähnen; der zugehörige Stein ist echte Renaissance-Arbeit.

Im dreissigjährigen Kriege haben die Schweden ihre Pferde in der Kirche gefüttert, und 1806 haben die Franzosen sie geplündert, wobei sie auch das Kirchenbuch stahlen, es aber nachher wieder fortwarfen, sodass es noch heute im Gebrauch ist. —

Zum Schluss versammelten sich die Teilnehmer in dem Türk'schen Gasthause zu Klein-Machnow, von wo aus in vorgerückter Abendstunde der Heimweg angetreten wurde.

10. (I. öffentliche) Versammlung des V. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 14. Oktober 1896, abends 7^{1/2} Uhr

im grossen Sitzungssaale des Brandenburgischen Ständehauses
unter Vorsitz des Herrn Oberbürgermeisters Zelle.

1. Der Vorstand begrüsst die Mitglieder zum Beginne des Winterhalbjahrs, entwickelt das Programm für die nächsten Sitzungen und ladet zu recht eifriger Teilnahme ein.

2. Zur Auslage gelangen:

- a) Gaillard's Abbildungen Berlins, 64 Photogravüren mit Angabe der Künstler der auf den Bildern dargestellten Bauwerke, Denkmäler pp., bereits S. 107 erwähnt.
- b) Die 4. Auflage des Straube'schen Denkmalsplans von Berlin, welcher in übersichtlicher Weise über die vielen architektonisch wichtigen Gebäulichkeiten und die Monumente der Reichshauptstadt orientiert.
- c) die bereits S. 255 erwähnte Engelhardt'sche Industriekarte der Provinz Brandenburg sowie
- d) die S. 253 besprochene Erläuterung der Geologischen Wand des Humboldthains von Dr. Eduard Zache.

3. Herr Direktor Seide überreicht Exemplare von der Bluthirse (*Panicum sanguinale* Linné), welche auf dem hiesigen Grundstück der Norddeutschen Lagerhausgesellschaft nahe der Triftstrasse gewachsen sind und die von Professor Ascherson Bd. IV. S. 37 des Monatsblatts ausgesprochene Vermutung, dass die Pflanze noch innerhalb Berlins zu finden sei, bestätigen.

4. Vorgelegt wird ferner als Geschenk das von der Firma W. Spindler, gelegentlich der Gewerbe-Ausstellung 1896 herausgegebene Prachtwerk: „Berlin und Spindlersfeld bei Cöpenick. Färberei, Druckerei, Appretur, Wasch- und chemische Waschanstalt“, Querfolio 70 S. und 14 vortreffliche Abbildungen, davon 12 in Photogravüre und Kupferdruck von H. Riffarth nach Gemälden von R. Dammeier.

5. Herr Friedel legt die bereits gelegentlich der Wanderfahrt nach Templin am 30. August d. J. daselbst teilweise gezeigten Bronzen und Thongefässe, germanischer Herkunft, aus Steingräbern der Templiner Stadtforst, vollständig vor. Die Erläuterungen und Abbildungen hierzu werden im Monatsblatt veröffentlicht werden.

6. Herr Friedel besprach anlehnend an die Legende von der Heiligen Gertrud die sogen. Gertrudslinden und andere Verkehrtbäume. Auch dieser Vortrag wird in den Vereinsschriften erscheinen.

7. Herr Friedel legt ein künstlerisch vollendetes Brustbild des bekannten Pfarrers und Dichters Schmidt von Werneuchen vor, welches die Enkelin desselben, Frau Hedwig von Massow geb. Schmidt in Nieder-Lössnitz bei Dresden dem Märkischen Museum zum Geschenk gemacht hat. Dasselbe ist 25 cm hoch und 20 cm breit, in Pastellfarben hergestellt. Friedrich Wilhelm August Schmidt, den 23. Mai 1764 zu Fahrland bei Potsdam geboren, erst Invalidenhausprediger in Berlin, dann bis zum Lebensende Pfarrer in unserm Nachbarstädtchen Werneuchen, welches demnächst gelegentlich des Baues der Berlin-Wriezener Bahn Eisenbahnstation werden wird, gestorben 26. April 1838, ist durch den bekannten litterarischen Angriff Goethe's mehr als verdient in Missachtung gekommen. Der Vortragende hofft, dass sich ein Mitglied der Gesellschaft finden werde, um auch die grossen Verdienste des wackeren Schmidt, namentlich um unsre engste Heimat in das gebührende Licht zu setzen. Das Mitglied Herr Gotthilf Weissstein, der sich mit Schmidt-Werneuchen eingehender beschäftigt hat, stellt hierauf eine Arbeit über denselben für die Gesellschaft in baldige Aussicht.

Kustos Buchholz bespricht 4 Vorlagen (No. 8—11) aus dem Märk. Museum.

8. Die Grundstein-Dokumente zur Schleuse am Friedrichswerder zu Berlin.

Bei den Grundarbeiten zum Nationaldenkmal musste ein grosser Teil der rechtsseitigen gemauerten Uferschälung unterhalb der Schleuse abgebrochen werden. Dabei fand sich in einer Höhlung der Mauer eine grössere Zinnkapsel, in der drei kupferne, mit eingravierter Inschrift versehene Tafeln lagen. Es waren die bei jedem der 3maligen Neu- bzw. Umbauten der Schleuse dort niedergelegten Grundstein-Dokumente und zwar aus den Jahren 1657, 1694 und 1863. Da die drei Tafeln, nebst einer vierten von diesem Jahre, auf welcher von der Auffindung gelegentlich des Baues des Nationaldenkmals die Rede ist, mit Allerhöchster Zustimmung wieder eingemauert werden sollten, so wurden von den beiden älteren auf dem Niederschlag-Wege den Originalen völlig gleichende Copien hergestellt, die Sie hier sehen. Die älteste, viereckige, hat folgende Inschrift:

Anno 1657 hat der Durchl. Churfürst undt Herr, Herr Friderich Wilhelm, Marggraf zu Brandenb., des Heyl. Röm. Reichs Ertz Cämmerer und Chur-Fürst zu Magdeburgk in Preussen, zu Göllich, Cleue, Berge, Stettin, Pommern, der Cassuben und Wenden, auch in Schlesien zu Crossen

und Jägerndorf, Herzogk, Burggraf zur Nürnbergk, Fürsten zu Halberstadt und Minden, Graf zu der Marck und Rauensberg, Herr zu Rauenstein!

Diese Schleuse aus den Grundt aufs Neu bauen lassen, nachdem vorher anno 1654 eine Schleuse von Kalksteiner an diesen Ort ist erbauet worden, weil aber durch Verwahrlosung desselben Meisters, welcher 3000 Thaler vor diese steinerne Schleuse empfangen, entlich entlaufen, 2¹/₂ Jahr nach diesen hat wieder müssen abgetragen undt an dessen statt diese höltzerne Schleuse gesetzt werden, welche in allen mit Aufnehmen der alten und Setzen der neuen gekostet hat: zwei tausendt acht hundert sechs und achzick Thaler 22 Gl. darunter die verdungene Zimmerarbeit, welche mit dem Wasser Ausgiesser allein gekostet hat elf hundert Thaler.

Die Zahlung zwei Schleusen Davor hat Herr Doct. Johann Torno Churfürstl. Geheimer Raht und Lehn-Secretar durch Herr Wolf öffentl. Churfl. Müntzschreiber thun lassen.

Dieser Zeit war Baumeister Johann George Memhart von Lintz, Bauschreiber Johann Schlundt, gebürtig von Rüdersdorf, Hoffzimmermann, welcher diese Schleuse gebauet hat, Michael Mathias Schmits von Breda aus Brabant.

Abgesehen von der Schleusen-Geschichte finden wir in dieser Inschrift eine für die Biographie des so hervorragend wirksam gewesenen kurfürstlichen Baumeisters Memhart wichtige Notiz über seine Herkunft. Er war also, wie auch schon von unserm Mitglied, Herrn Galland, entgegen anderen Angaben, immer behauptet worden war, kein Holländer, sondern, wie diese Inschrift sagt, „aus Lintz“ und die Zweifel darüber, ob Lintz in der Rheinprovinz oder Lintz in Oberösterreich gemeint sei, sind zu Gunsten der letzteren Stadt gehoben, da hier zur Jugendzeit Memhart's solche Religionsverfolgungen stattfanden, denen Memhart selbst in einem noch erhaltenen Schreiben an den Kurfürsten die Ursache des Verlassens seiner Heimat zuschreibt.

Die zweite herzförmige Tafel hat folgende Inschrift:

Anno 1694 hatt Friedrich der III., Marggraff und Churfürst zu Brandenburg, bey noch wehrenden schweren Kriege wieder Frankreich in welchen der Höchste seine Waffen sonderlich gesegnet nachdem Er in eben dem Jahre die Academie zu Halle aufgerichtet, die erste steinerne Schleuse zu Trota, die Saale Schiffbahr zu machen, gebauen, in dieser Churfürstl. Residentz die grosse Steynerne Brücke und den Hetzgarten zur perfection gebracht. Diese Schleuse, nachdem die Fundamenta der vorigen höltzernen mit grosser Mühe herausz gearbeitet worden durch schwere Kosten ausz Quader Stücken, wie sie zu

sehen ist glücklich vollführet. Und haben die aufsicht über diese Gebäude gehabt Sein Churfl. durchl. Geheimbder Etats Rath Herr Eberhardt von Danckelmann, Johann Arnold Nering, Arch. und Ober Bau-Dir. Hoff-Maurermeister Leonard Braun. Hoff und Fortifikations - Zimmerleute Nicolas und Bernhard Reichmann.

Während der erste kalksteinerne Bau von 1654 wegen „Verwahrlosung“ seitens des Baumeisters kaum ein halbes Jahr, der Holzbau von 1657 nur 37 Jahre vorgehalten hatte, hielt die 1694 unter Nehrings Leitung erneuerte Schleuse volle 160 Jahre; ja sie hätte wohl noch länger ihrem Zweck gedient, wenn nicht eine Umänderung in Folge der 1863 erforderlich gewordenen Verbreiterung der Werderstrasse eintreten musste.

Bei dieser Umänderung im Jahre 1863 fand man die beiden alten Tafeln. Man mauerte sie unter Zufügung einer dritten wieder ein, die, wie sich jetzt ergab, folgende Inschrift hatte:

Diese Schleuse mit der Brücke und den ober- und unterhalb sich anschliessenden Schälungsmauern ist in den Jahren 1861—1863 unter der segensreichen Regierung seiner Majestät des Königs Wilhelm I. von Preussen neu erbaut worden. Der Entwurf und die Kostenanschläge sind namens der Abtheilung für das Bauwesen im Königlichen Ministerium für Handel, Gewerbe, und öffentliche Arbeiten durch den Ober-Bau-Director Hübener und den Geheimen Baurath Wiebe festgestellt und ist der Bau nach den Anweisungen dieses Ministerii unter den Ministern Freiherr von der Heydt, von Holzbringk und Grafen von Itzenplitz durch die Ministerial-Bau-Commission, vertreten durch den Geheimen Regierungs-Rath Schlemann und den Regierungs- und Baurath Nietz unter der Leitung des Bauinspectors Schrobitz ausgeführt worden. Die anschlagsmässigen Kosten haben — ohne die Kosten für die Erwerbung der auf der rechtsseitigen Schälungsmauer unterhalb gestandenen drei Budenhäuser im Betrage von 15,500 Thaler — die Höhe von 172,992 Thaler erreicht.

Berlin, den 29. August 1863.

Die Bauarbeiten zur Schleuse und Brücke haben gefertigt: Die Maurerarbeiten der Raths-Mauermeister Dammeier, die Zimmerarbeiten der Hof-Zimmermeister Pardow, die Steinmetzarbeiten der Steinmetzmeister Zeidler, die Eisenarbeiten der Fabrikbesitzer Wöhlert und der Hof-Schmiedemeister Raabe. Die Beaufsichtigung der Arbeiten haben der Bauführer Strahlenbrecher und der Bauaufseher Berger geführt.

Berlin, den 29. August 1863.

Von der Auffindung der beiden alten Tafeln im Jahre 1863 und deren Wiedereinmauerung nebst einer neuen dritten Tafel ist in der Hauptstädtischen Lokalchronik nirgends etwas erwähnt, noch weniger waren die nach verschiedenen Richtungen hin zuverlässige Nachrichten bietenden Inschriften bekannt. Der Fall lehrt, wie notwendig eine amtliche Stelle ist, die solche Thatsachen zu registrieren und dauernd für die Geschichtsschreibung nutzbar zu machen hat.

In der Inschrift von 1863 ist von dem Ankauf dreier den Bauten hinderlicher „Budenhäuser“ die Rede und diese Budenhäuser sehen Sie auf den beiden hier vorliegenden Photographien von circa 1862, M. M. XI. 2145-46.

9. Ein Ed. Gärtner'sches Bild der Spittelkirche zu Berlin.

Das Märkische Museum hat Gelegenheit gehabt, eine zuverlässige Farbenskizze der ehemaligen Berliner Gertraudten-Kirche oder, wie sie nach dem damit verbunden gewesenen Hospital gewöhnlich genannt wurde „Spittelkirche“ aus der Zeit vor dem letzten, 1833 erfolgten Umbau zu erwerben. Das Bild ist von dem bekannten Berliner Maler Eduard Gärtner gemalt und zwar auf Bestellung eines Berliner Kaufmanns, der in seinem familiengeschichtlichen Interesse den Kramladen verewigt sehen wollte, in welchem seine Mutter einst allerlei Hausgerät verkauft hatte.

Eduard Gärtner, der als Architekturmalers zu einer Berühmtheit gelangt ist, war ein Berliner Kind, 1801 geboren, zuerst in der Königlichen Porzellanfabrik, dann in Paris für die Kunst vorgebildet und von 1821 an durch den Anschluss an Gropius weiter entwickelt. Er starb nach einer auch für die Erhaltung von Alt-Berliner Ansichten sehr fruchtbaren Thätigkeit im Jahre 1877.

Was die „Spittelkirche“ anbetrifft, so ist bekannt, dass sie 1405 als eine den vier Heiligen, Matthäus, Bartholomäus, Elisabeth und Gertrudis, geweihte Kapelle gebaut wurde. Der Kürze halber hat man sich im Laufe der Zeit daran gewöhnt, nur den letzteren Namen mit der Kapelle in Verbindung zu bringen und damit zugleich den Namen der aus Alt-Köln zu ihr führenden Strasse und Brücke. Bezüglich des auf dieser Brücke gegenwärtig errichteten Standbildes der Heiligen Gertrud glaube ich bei dieser Gelegenheit der Erklärung des dem beschauenden Publikum unverständlichen und zu Missdeutungen Anlass gebenden Beiwerks anführen zu müssen, dass die Heilige Gertrud, 626 als Tochter Pipins von Landen geboren und 659 als Aebtissin zu Nivelles gestorben, in dem Rufe stand, dass sie durch ihr Gebet die den Saatefeldern schädlichen Mäuse vertrieben habe und dass sie deshalb immer in der Gesellschaft dieser Nager dargestellt wird. Bilder der im gotischen Stil, jedoch ohne besondere Kunstformen erbauten Kapelle sind auf einzelnen Stadtplänen, z. B. dem perspektivischen Schultz'schen von 1688

und dem Schleuen'schen, insbesondere aber in den Stridbeck'schen Berliner Ansichten von 1690, erhalten, von denen ich eine im 19. Jahrhundert gefertigte Nachbildung hier vorlege. Im Jahre 1739 wurde die Kapelle wegen ihrer Baufälligkeit im Barockstil ausgebaut und zu einer Kirche vergrössert, auch mit einem ansehnlicheren Turm versehen, wie Sie das zunächst hier auf dem Rosenberg'schen Stich von 1783 und dann nach geringen Veränderungen auf dieser Kopie einer Zeichnung von circa 1830, zugleich mit der Umgebung, näher sehen. Dieser letzteren Zeichnung entspricht auch unser neuerworbenes Bild, das indess die Einzelheiten viel genauer wiedergibt. Im Jahre 1833, also nach noch nicht 100 Jahren, wurde auch der Barockbau hinfällig, ein von Schinkel geleiteter Ausbau erhielt die bescheidene Form mit halb-romanisch, halb gotischen Reminiscenzen, wie sie Ihnen diese noch kurz vor dem 1881 erfolgten Abbruch aufgenommene Photographie vor Augen führt und wie Sie sie wohl noch alle im Gedächtnis haben:

10. Berliner Ausrufer-Bilder von circa 1780—1790.

Während des letzten Viertels des 18. Jahrhunderts waren im Verlage von Johann Morino & Co., 12 von Rosenberg gezeichnete und von Beeskow gestochene Bilder in Querquart-Format erschienen, unter dem Titel: „Les cris de Berlin. Zwölf merkwürdige Ausrufer von Berlin mit ihrem Geschrey“. Das Märkische Museum besass davon nur 7 einzelne Blätter; es war bisher nicht möglich gewesen, die fehlenden 5 zu erhalten. Vor einiger Zeit kam endlich die ganze Serie der Bilder nebst Titelblatt und Inhaltsverzeichnis auf der Lepke'schen Auktion zum Verkauf; der Preis wurde so hoch getrieben, dass das Museum nicht mehr mitzubieten vermochte. Da hat denn ein Gönner des Museums, Herr Valentin Weisbach, das Meistgebot erzielt und in hochherziger Weise die erstandene Serie dem Museum geschenkt. Die Bilder stellen die einzelnen Berliner Strassenverkäufer mit den ausgerufenen Waaren dar und darunter sind die Worte gesetzt, mit denen die Anregung zum Kauf in der Regel ausgeschrien wurde:

- Blatt 1: „Kauffen Sie mir doch von meinen Bildern ab“,
 2: „Bürschte wer kauft Bürschte“,
 3: „Paaurischen waer kauft Paaurischen“,
 (Filz-Pariser, Hauschuhe),
 4: „Kauffen sie nicht schöne Spandosche Zimtpretzeln?“
 5: „Stiefelblöck' wer kauft?“,

(Unter diesem Ausdruck sind die hölzernen Formen zu verstehen, auf welche die hohen Stiefel aufgezogen wurden, wenn man sie putzen wollte; daneben führten die Ausrufer auch Stiefelknechte.)

- 6: „Aepel Aepel Aepel Aepel Aep“,

- 7: „Wachholter-Saast“,
- 8: „Limburger Keassz“,
- 9: „Kohfen se keene Kwerl“ (Quirle und anderes Küchen-geräth),
- 10: „Koff koff allerang wolfeil Spielwerg vor Kinde“. (Auf einem grossen Gestell führt der Ausrufer Hampelmänner, Hängevögelchen u. dgl.)
- 11: „Ferkelbucksche Hänekens aus Kummer Land 't Stück en Fennig“,
- 12: „Haekel Musefall koof, Brill, Neinadel koof“.

Abgesehen von dem Berliner Strassenleben vor mehr als 100 Jahren sind auf den Bildern auch als Hintergrund einige Häuser-Ansichten wiedergegeben, allerdings meistens auch anderweitig in Abbildungen erhaltene Bauwerke, doch befinden sich darunter auch seltenere Darstellungen wie: eine Seite des Hack'schen Marktes, die Südseite des Pariser Platzes, ein Haus der Burgstrasse, ein Teil der Wilhelmstrasse und des Wilhelmplatzes.

11. Volkstrachten in der Gegend von Ziebingen und Grimnitz, Kreis West-Sternberg.

Gelegentlich einer Forschungstour durch Rampitz erfuhr ich, dass dort zwei Dienstmädchen des Herrn Amtsrat Augustin, von denen eine aus Ziebingen, die andere aus Grimnitz gebürtig ist, die in diesen Ortschaften gebräuchliche Tracht besitzen. Beide Mädchen wurden darauf veranlasst, ihre sorgfältig in der Truhe verwahrten heimatlichen Kleider anzulegen, wobei sich herausstellte, dass es sich um wirklich malerische Volkstrachten handelte.

Ein kurzer, gross gefalteter, nicht ganz so weit wie bei den Spreewälderinnen ausgebreiteter Rock aus bunt gestreiftem Werpstoff bedeckt den Unterkörper; der Rand des Rocks ist mit einem breiten Streifen besetzt, der in Ziebingen aus himmelblauem Wollenstoff, in Grimnitz aus schwarzem Sammet besteht, so dass die Frauen aus beiden Dörfern daran zu unterscheiden sind. Das Leibchen aus schwarzem Sammet mit bunt gestepptem Band besetzt, ist tief ausgeschnitten; den Ausschnitt füllt das Oberhemd bis an den Hals aus und die reich gestickten weiten Hemdsärmel sind bis über den Ellbogen aufgeschlagen. Den Kopf bedeckt zur Hälfte ein knappes, haubenartiges weisses Mützchen, das von einer Schleife aus weissem, rot gerändertem Bande gekrönt ist. Ein rotwollenes, bunt geblümtes leichtes Tuch dient als Umhang. Moderne kurze Schnürstiefel umschliessen die Füsse bis über die Knöchel und die weissen Strümpfe sind bis nahe an die Kniee sichtbar. Eine grosse, über den Rock hinausreichende, weisse oder blaue Schürze, sowie Perlketten und bunte Schleifen vollenden das recht anmutige Trachtenbild. Der Kirch-Anzug ist zwar von denselben Formen, aber ganz schwarz.

Durch Vermittelung des Herrn Amtsrat Augustin gelang es mir, die bunte Ziebingener Tracht für das Märkische Museum zu erwerben. Der Bezirk, in dem diese Volkstrachten im Sternberger Kreise noch im Gebrauche sind, beschränkt sich auf die Bruchdörfer Rampitz, Kloppitz, Grinnitz, Balkow, Ziebingen, die gegenwärtig den Rampitz-Aurither Deichverband bilden. Vgl. Abbildung, auf der schon die gegenwärtige Modernisierung der Tracht in Bezug auf Kopf- und Fussbekleidung zur Erscheinung kommt.



Das Gebiet des Vorkommens maleischer Volkstrachten innerhalb der Provinz Brandenburg beschränkt sich während der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts auf die Wendei (Spreewald), auf das Dorf Neu-Hardenberg im Oderbruch und auf den hier gedachten Deichverband. Da das völlige Verschwinden, namentlich an den beiden letztgenannten Stellen zu besorgen ist, so hat das Märkische Museum es sich angelegen sein lassen, Original-Trachten für die Nachwelt zu erhalten.

12. Vortrag des Fräulein Josephine Freytag: Aus dem Reich der Pilze.

Der interessante Vortrag, welcher durch Vorlegung einer grossen Zahl frischer Exemplare auf das beste unterstützt wurde, erntete den lebhaftesten Beifall. Derselbe wird später abgedruckt werden.

Nach der Sitzung fand eine zwanglose Vereinigung in dem Restaurant „Zum Schultheiss“ statt.

Kleine Mitteilungen.

Eine wendische Kräuterfrau. Angeregt durch die Arbeit des Herrn von Schulenburg in No. 5 d. Jhrgs. unserer Zeitschrift erlaube ich mir, meine Erlebnisse und Erfahrungen auf diesem Gebiet mitzuteilen.

Ich hatte das Vergnügen, eine wirkliche und echte Kräuterfran in Britz bei Berlin kennen zu lernen. Es war dies die Wittwe Gärtner, welche im Jahre 1884 trotz ihrer 72 Jahre nach Amerika zu ihrer in Niles Centre bei Chicago wohnenden verheirateten Tochter auswanderte. Besagte Mutter Gaertner, eine rüstige Wendin aus Grüneberg oder Guben, genau weiss ich

es nicht, genoss eines grossen Rufes als „Kräuter- und kluge Frau.“ Man sagte, die Alte versteht es, denn sie hat ein „Buch“. Mancherlei uneigennützig erwiesene Gefälligkeiten erwarben mir das Vertrauen der alten Frau in dem Grade, dass ich es wagen konnte, mit dem Gegenstand meiner Neugier herauszutreten und um leihweise Ueberlassung des „Buches“ zu bitten. Langsam und zögernd kam sie meinem Verlangen nach. Nie werde ich den zugleich furchtsamen und misstrauischen Blick vergessen, als sie mir das köstliche Objekt überreichte. Meine kühnsten Erwartungen waren übertroffen. In meinen Händen hielt ich einen absonderlich illustrierten Schmöcker, dem zur Vollständigkeit nur Anfang und Ende fehlte. So bin ich auch leider nicht in der Lage, den Verfasser, Drucker, Druckort und Jahreszahl anzugeben. Nach dem Format, Papier und Druck ist das Werk ungefähr nach 1750 bis ev. 70 gedruckt worden. Als ich von dem Inhalt des vorhandenen Restes Kenntnis genommen hatte, bedauerte ich tief, dass Anfang und Ende verloren gegangen, denn ich fand schon in dem Rest Mittel gegen alle möglichen und unmöglichen Krankheiten; was für herrliche Rezepte müssen erst in den verlorenen Teilen gestanden haben. Kurz heraus, es war ein Kräuterbuch und zwar ein richtiges. Da konnte man schauen, dass das gewöhnlichste, miserabelste und unnützlichste Unkraut gegen mindestens siebenerlei Krankheiten half. Man musste nur zur richtigen Tages- und Jahreszeit pflücken. Zum besseren Verständnis war jeder Pflanze eine Abbildung derselben, das heisst ein sparriges und sperriges Ding, welches eher einem schlecht gebundenen Besen denn einer von unserem Herrgott erschaffenen Pflanze ähnlich sah, beigedruckt. Hoch befriedigt gab ich den Schatz der aufatmenden Eigentümerin zurück, die ihn eilig wieder verbarg. Wahrscheinlich hatte sie geglaubt, ich würde das Zauberbuch einfach behalten. Ein Zauberbuch, richtiger Talisman, war es auch wirklich, denn die gute Alte konnte weder lesen noch schreiben, weder gedruckte noch geschriebene Schrift entziffern, was mir genau bekannt war. Es war also lediglich der Besitz des „Buches“, denn aus den Abbildungen wäre der grösste Botaniker nicht klug geworden, der ihr die Macht verlieh, die guten von den schlechten Kräutern zu unterscheiden und wunderbare Kuren zu thun. Aus diesem Gesichtswinkel musste auch die Klientel der alten Dame die Sache ansehen, denn allen Hülfesuchenden war bekannt, dass Mutter G. zwar ein „Buch“ besass, sonst aber totale Analphabetin war. Wenn sie inzwischen nicht gestorben ist, mag sie wohl noch jetzt jenseits des grossen Wassers, wo der Aberglaube wie in der Heimath weiter blüht, ihre dortigen Landsleute als erfahrene wendische Kräuterfrau weiter kurieren.

H. Maurer.

Brannibor und Sgorzelica. Ein Beitrag zur Geschichte des Namens der Stadt Brandenburg. Von Otto Tschirch.

Es ist schwer, gegen eingeleitete Volksirrtümer zu kämpfen. Man mag noch so oft gegen sie mit dem schweren Geschütz wissenschaftlicher Gründe feuern, sie bleiben doch unausrottbar und verjüngen sich wie die Köpfe der Hydra. Solch ein Irrtum scheint in Bezug auf den Namen der alten Kurstadt Brandenburg sich zäh halten zu wollen; wenigstens begegnet

man in populären Schriften, ja selbst in wissenschaftlichen Darstellungen immer wieder denselben haltlosen Annahmen. Zwei Ansichten sind es, die damit einander abwechseln. Nach der einen hat der Name von Brandenburg ursprünglich Brennabor oder Brannibor gelautet, ist also, wie der Augenschein beweist, slavischer Herkunft. Der Form Brennabor begegnet man oft genug in der Litteratur, und der Weltruf der Fahrradfabrik von Reichstein hat das Seinige dazu beigetragen, um die falsche Form aufs neue im Volke zu verbreiten. Nach der andern ist das Wort Brandenburg zwar wohl deutsch, aber nur die Übersetzung des alten wendischen Namens der Havelstadt, den die Einwohner in der frühesten Zeit allein kannten. Beide Auffassungen sind, wie ich zeigen will, durchaus irrtümlich. Die ältesten Formen des Namens, die uns in Chroniken und Urkunden des früheren Mittelalters begegnen, sind von ganz deutschem Klange. In der Gründungsurkunde des Bistums Brandenburg vom 1. Oktober 949, die sich im Domarchiv zu Brandenburg befindet und u. a. in Berner's preussischer Geschichte nach einer Photographie abgebildet ist, lautet der Name: Brendanburg, und der Chronist der ersten sächsischen Herrscher, der um das Jahr 967 schrieb, Widukind von Corvey, nennt die Stadt, die Heinrich I. „durch Kälte, Schwert und Hunger“ bezwang, Brenna-burg. Diese Formen, die heutige: Brandenburg und ähnliche begegnen uns durch das ganze Mittelalter, und erst die neuere Zeit hat das klare Verhältnis durch etymologische Spielereien verdunkelt. Dass die märkischen Chronisten des 16. Jahrhunderts in Namenableitungen grosses leisteten, ist bekannt, und ihrer Neigung für das klassische Altertum entsprechend, führten sie den Ursprung deutscher Städte gern auf die Römer zurück. So schreibt Georg Sabinus, selbst ein Brandenburger Bürgermeisterssohn, in seiner bekannten Beschreibung Brandenburgs: (Scriptores rer. Brand. T. II. pg. 274 ed. Kleyb. Frankf. 1751) Brandenburg besteht aus zwei Städten, deren eine als ihren Gründer Brennus rühmt, unter dessen Führung die Gallischen Senonen Rom 416 v. Chr. (sic!) plünderten, deren andere von dem Frankenherzog Brandus, des Marcomirus Sohn, um 270 gegründet worden sein soll. Und weil beider Gründer Namen mit einander verwandt sind, wurden beide Städte abwechselnd Brenniburg und Brandeburg genannt“.

Seit Sabinus spielt denn bis in unser Jahrhundert der fabelhafte Urahn Brennus in der patriotischen Mythologie eine grosse Rolle, und so kommen die Märker und Preussen im Munde der Poeten zu dem geschmackvollen Namen der Brennen. — Aber von Brennabor ist auch im ganzen 16. Jahrhundert noch keine Rede. Derjenige, der diese Form zuerst aufgebracht hat, ist ein gelehrter czechischer Jesuit Bohuslaus Balbinus, der 1677 eine nicht unkritische böhmische Geschichte herausgab. (Boh. Balbinus, epitome historica rerum Bohemicarum. Prag 1677. Lib. I. pg. 23.) Er erzählt, wie Heinrich der Finkler über das Eis heranziehend Brandenburg eingenommen habe, vergleicht damit voll Bewunderung den kühnen Zug Carl Gustavs X. v. Schweden über den gefrorenen Belt nach Fünen und fügt hinzu: Brandenburg wurde in jener Zeit von den Slaven Branny Bor (d. h. silvae custodia, Wache des Waldes) genannt. Es unterliegt keinem Zweifel, dass diese Ableitung von dem czechischen Geistlichen selbst her stammt und dass sie von ihm in der Absicht gemacht ist, um Brandenburgs slavischen Ursprung zu

bekräftigen Von ihm aber entlehnte sie Gottschling in seiner Beschreibung Brandenburgs (1729) und führte sie so in die eigentliche märkische Litteratur ein, in der sie seitdem lange geherrscht hat. —

Die zweite Annahme, die den Namen Brandenburg durch Übersetzung aus dem ältern einheimischen Namen Sgorzelice entstehen lässt, ist ebenso haltlos.

Wie schon erwähnt, wissen unsere ältesten Quellen durchaus nichts von einem zweiten wendischen Namen der Stadt, und nur der deutsche wird immer wieder genannt. Der Name Sgorzelice begegnet uns erst in einer polnischen Chronik, die in der vorliegenden Form wohl nicht einmal dem 13., sondern erst dem 14. Jahrhundert angehört. Diese Chronik geht gewöhnlich unter dem Namen Boguphals II., Bischofs von Posen, der um 1253 starb, ist aber jedenfalls zunächst fortgesetzt und umgearbeitet von dem Domherrn Baczko in Gnesen, der am Ende des 13. Jahrhunderts schrieb und bald darauf starb. Diese Chronik hat noch später, also im 14. Jahrhundert von einer gelehrten Hand verschiedene Einschaltungen mit fabelhaften Genealogien im Geschmack jener Zeit erhalten. Dieser Überarbeiter hat die krankhafte Neigung, alle auch unzweifelhaft deutschen Ortsnamen aus der polnischen Sprache zu erklären, um die ehemals weite Ausdehnung des polnischen Reiches nach Westen zu beweisen. Wie er erzählt, dass der Bauer Piast und seine Nachkommen, die Piasten bis über die Elbe nach Westen geherrscht hätten, so leitet er Meydborg d. h. Magdeburg aus der slavischen Urform Miedzyborzye, Bremen aus dem Polnischen, Lüneburg vom slavischen luna=Feuerschein ab. Bardewik, Schleswig, muss im zweiten Teil die slavische Wurzel wies = Dorf enthalten und der erste Teil von Schleswig soll von sledź polnisch = Häring kommen. Auch Mecklenburg (deutsch = Grosse Burg) kann sich der polonisierenden Erklärung nicht entziehen. Inmitten dieser Fabeleien ist von dem Lande Brandenburg die Rede. Der Chronist nennt es „Sgorzelcia, welches jetzt Brandenburg genannt wird“, (*Monumenta Poloniae Histor. ed. Bielowski II, 480.*) und an anderen Stellen nennt er den Markgrafen von Brandenburg auch von Sgorzelicz (*marchio de Brandeborg alias de Sgorzelicz pg. 586 und pg. 593 marchio Brandeburgensis sive de Sgorzelicz*). So wenig nun auf die übrigen törichten Konjekturen des Chronisten etwas zu geben ist, so ist auch an unserer Stelle mehr als wahrscheinlich, dass der polnische Verfasser Brandenburg mit Hilfe des polnischen Wortes gorz, Brand, lediglich übersetzt hat, der zu allen Zeiten bewiesenen Neigung der Polen folgend, die deutschen Orte zu polonisieren. Wäre der Ausdruck Sgorzelice in der wendischen Bevölkerung neben oder gar statt Brandenburg üblich gewesen, so stände zu erwarten, dass diese Namensform namentlich zur Zeit der wiederhergestellten Slavenherrschaft 983—1150 irgend wann in Chroniken oder Urkunden begegnete, was keineswegs der Fall ist.

Es ist somit kein Grund vorhanden, an die slavische Herkunft des Namens Brandenburg zu glauben oder dem Namen eine ältere slavische Form zu substituieren, vielmehr ist die merkwürdige Thatsache festzustellen, dass mitten im Slavenlande, durch Jahrhunderte wendischer Herrschaft hindurch, der urdeutsche Name Brandenburg sich aus der Germanenzeit her erhalten hat. Mit vollem Rechte darf man annehmen, dass hier schon in

germanischer Zeit eine Ansiedelung bestand, worauf ja auch die zahlreichen in der Stadt gehobenen Urnenfunde der Bronzeperiode hinweisen. In der Slavenzeit aber muss, wenn man nicht eine germanische Sprachinsel in dem Orte annehmen will, jedenfalls der Verkehr mit dem nahen deutschen Nachbarlande lebhaft genug gewesen sein, um der Stadt den germanischen Namen zu erhalten. Auf uralte germanische Ueberlieferung weist ja auch der Name Harlungerberg hin, der schon 1173 gleich nach dem Tode Albrechts des Bären zum ersten Male erscheint. Der Berg, der früher den Triglavtempel getragen hatte und jetzt mit einer Marienkapelle gekrönt war, wäre in einer bischöflichen Urkunde wohl nicht mit einem auf germanische Götter- und Heldensage hindeutenden Namen bezeichnet worden, wenn dieser nicht ein altes historisches Recht gehabt hätte. — Also mag man in Zukunft im Namen der Brandenburg (= der auf dem Boden gebrannter Rodung errichteten Burg) ohne Bedenken einen Gruss aus der germanischen Vorzeit unserer Heimat sehen.

Bücherschau.

Geologische Karte von Preussen und den Thüringischen Staaten. Im Massstabe 1 : 25 000. Herausgegeben von der Königlich Preussischen Geologischen Landes-Anstalt und Bergakademie. 73. Lieferung. Blatt: Prötzel, Möglin, Strausberg, Müncheberg. Nebst Erläuterungen.

Die geologische Kartierung ist ausgeführt worden von dem Königlichen Landes-Geologen, Herrn Professor Dr. Wahnschaffe.

Die Blätter umfassen den interessanten Strich längs der Grenze von Barnim und Lebus. Auf ihnen sind die landschaftlich schönsten Stellen in der näheren Umgebung von Berlin zu finden, wie die Märkische Schweiz, Buckow und der Blumenthal bei Prötzel.

Von den drei Formationen, dem Tertiär, dem Diluvium und dem Alluvium, ist das Tertiär am wenigsten verbreitet; es tritt ganz vereinzelt an der Oberfläche hervor, und nur zwei Braunkohlengruben, die Gruben Blitz bei Herzhorn und Willenbücher bei Bollersdorf haben es in grösserer Tiefe aufgeschlossen.

Alsdann ist bei Buckow eine Grube im Septarienthon zu erwähnen, deren geologische Bedeutung schon in einer besonderen Arbeit gewürdigt worden ist.¹⁾ Das Diluvium setzt sich zusammen aus dem Unteren Geschiebelehm, dem Unteren Sand, dem Oberen Geschiebelehm und dem Thalsand. Der Untere Geschiebelehm tritt nur in den tiefen Schluchten als schmales Band zu Tage, wie im Gamengrunde und im Bütnitz-Thal bei Möglin. Der Untere Sand hat auf den Blättern Strausberg, Prötzel und Müncheberg die grösste Ausdehnung, hier bleiben für den Oberen Geschiebelehm nur einige Inseln in der Nachbarschaft der Dörfer übrig. Der Untere Sand ist der Träger der Forsten z. B. der grossen Prötzler Forst und der Strausberger Stadtforst. Auf Blatt Müncheberg liefert auch der Thal-

¹⁾ Mtab. III, S. 236.

sand Forstterrain. Auf dem Blatt Möglin ist hingegen der Obere Geschiebelehm die herrschende Bodenart und der Untere Sand tritt hier in schmalen Streifen und Inseln auf. So ist der Strich zwischen Frankenfelde, Reichnow, Batzlow und Reichenberg eine fast zusammenhängende Decke von Oberen Geschiebelehm. Hier ist das Gelände schwach coupiert, es fehlen grössere Rinnen und Seen fast gänzlich. Anders verhält es sich nach dieser Richtung mit den übrigen Blättern; hier treten die Abschmelzrinnen der Gletscherwässer auf das deutlichste hervor. Am interessantesten ist die Grenzrinne zwischen Lebus und Barnim, sie setzt sich zusammen aus dem 1 $\frac{1}{2}$ km breiten Roten Luch, dem Stobber und zahlreichen Seen, welche die Umgebung von Buckow auszeichnen. Welche Terrain-Unterschiede sich dabei finden, ist auffällig. Der Spiegel des kleinen Tornow-Sees liegt 37,6 m über dem Meeresspiegel und der des grossen 20,4 m. Ein anderes Beispiel ähnlicher Art ist ein Fliess, welches östlich neben Strausberg entspringt und in den Stienitz-See mündet, es besitzt auf dieser Strecke von 4,6 km Länge ein Gefälle von 23,9 m.

Zache.

Brunold-Denkmal.

An Beiträgen zur Errichtung eines „Brunold-Denkmal“ sind bisher eingegangen von: Karl Marschner 100 M.; W. Schwartz 5 M.; Friedel 5 M. Neisch 2.50 M.; Lüdecke 10 M.; Lüdecke 5 M.; Mahn-Leipzig 3 M.; Schwarzmeier-Wrietzen 15 M.; Heese 4 M.; Schleyen-Anclam 20 M.; Ebeling und Gen. 8 M.; Kuhls 20 M.; Thielbörge 3 M.; Nawrocki u. Gen. 9.50 M.; Lehrerverein Lauban 3 M.; Touristen-Club für die Mark Brandenburg 41 M.; Pollähn-Hamburg 4 M.; H. B.-Meran 30 M., 3. Schöneberger Gemeindegemeinschaft 3 M.; Berliner Gemeinde-Schulen: 2. 1 M.; 11. 2 M.; 68. 6,75 M.; 96. 4 M.; 105. 3 M.; 130. 4.50 M.; 155. 3 M.; 166. 4 15 M.; 169. 2 M.; 176. 4,30 M., 187. 2.05 M. Zusammen 327.75 M. Den freundlichen Gebern verbindlichsten Dank. Weitere glütige Beiträge nimmt entgegen

Friedel, Geheimer Regierungs- und Stadtrath,
Berlin NW., Paulstr. 4.

Berichtigung.

Statt des Druckfehlers „in Teltow“ (d. h. in der Stadt Teltow), muss es heissen, Seite 233, „im Teltow“ (d. h. im Kreise Teltow, auf dem Lande).

Ferner Seite 158 statt Ribes nigrum, unter Hehnderschkene, Ribes nigrum Ascherson.

W. v. Sch.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Demminerstrasse 64. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.

Gesamtverein für Deutsche Landeskunde.

Die in unserer Brandenburgia mehrfach*) erörterte Angelegenheit der Begründung eines die sämtlichen heimatkundlichen Vereine bez. der allgemeinen Gesichtspunkte zusammenfassenden Gesamtvereins für Deutsche Landeskunde scheint ihrer Verwirklichung näher zu treten. Es dürfte noch vor Weihnachten ein vorläufiger Ausschuss in's Leben treten, welcher die Sache für den Deutschen Geographentag, der um Ostern 1897 in Jena tagen wird, vorbereitet. Gegen Neujahr 1897 ist ein allgemeiner Aufruf zu erwarten. Ein Jahresbeitrag dürfte bis auf weiteres nur in einer sehr geringen Summe (zwei Mark) erhoben werden. Vorläufig hat sich die hierselbst im Verlage von Hermann Paetel unter Redaktion des Herrn Rudolf Fitzner, Berlin W., Elssholz Str. 22 erscheinende Zeitschrift „Aus allen Weltteilen“ den Arbeiten für das Zustandekommen unseres Gesamtvereins speziell gewidmet. Mit dem im Oktober d. J. begonnenen 28. Jahrgang hat zu diesem Zweck die genannte Zeitschrift sowohl ihren Titel wie ihren Inhalt geändert. Sie bezeichnet sich als „Deutsch-nationale Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde“. Ihr Inhalt ist fortan 3 fach gegliedert: 1. Deutsche Landes- und Volkskunde. 2. Das Deutschtum im Auslande. 3. Unabhängige Deutsche Kolonialschau.

Vom Standpunkt unserer Heimatkunde der Provinz Brandenburg interessiert uns das 1. Thema am meisten. Die uns vorliegenden Hefte bringen bereits entsprechende Aufsätze: „Deutschlands natürliche Gliederung und seine geschichtliche Grenzverengung“ von Alfred Kirchhoff-Halle; „Das älteste Musikinstrument der Provinz Sachsen und seine heutige Verbreitung“ von G. Reischel-Oschersleben (thönerne Trommeln, welche auch in den altgermanischen Gräberfeldern der brandenburgischen Lausitz vorkommen).

Wir wünschen beiden Unternehmungen, dem Gesamtverein und der Zeitschrift, ein befriedigendes Gedeihen.

*) Vgl. Monatsblatt II. S. 30; III. S. 1 flg., insbesondere V. S. 6 bis 11.

II. (2. öffentl.) Versammlung des V. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 25. November 1896, abends 7 $\frac{1}{2}$ Uhr,
im grossen Sitzungssaale des Brandenburgischen Ständehauses,
Matthäikirchstrasse 20/21.

Der Ehrenpräsident, Wirkliche Geheimrat von Levetzow leitete die Sitzung. Zur Auslage gelangten und wurden vom II. Vorsitzenden, Stadtrat E. Friedel, besprochen:

1. Straube's Verkehrs-Handbuch Berlin und Umgebung in Karten, Wort und Bild 1896. Auskunftsbuch und Wegweiser durch die Reichshauptstadt, ihre Kunstschatze, Sehenswürdigkeiten, Vergnügungen und hervorragenden Geschäftshäuser. — Geographisches Institut und Landkarten-Verlag Jul. Straube, Berlin. — 96 S. Fol. in Prachtband. Ein vorzügliches Orientierungswerk, wie alle ähnlichen Unternehmungen der Firma, gut und zuverlässig ausgestattet und daher ebenso sehr Auswärtigen wie Heimischen zu empfehlen.

2. Das Prachtwerk: Berlin und seine Eisenbahnen 1846—1896. Herausgegeben im Auftrage des K. Preuss. Ministers der öffentlichen Arbeiten. 2 Bde. gr. 4^o. Mit 15 Bildern in Kupferätzung, 34 Tafeln und Plänen und zahlreichen in den Text gedruckten Abbildungen. — Am 10. November 1846 vereinigten sich in Berlin zehn preussische Eisenbahnverwaltungen zu dem Verbands der Preussischen Eisenbahnen. Die Aufgabe, die sich dieser Verband stellte, war ein einmütiges Handeln zur Förderung der Interessen der Eisenbahnen und des Publikums. Ein Jahr später ist hieraus der Verein Deutscher Eisenbahnverwaltungen geworden. Am 28. Juli 1896 hat derselbe auf eine ebenso lange wie gedeihliche und rühmliche Entwicklungsgeschichte bei der Feier in unseren Mauern zurückblicken können. Zu den Gaben, die die Preussische Staatseisenbahnverwaltung dem Verein bei seiner fünfzigjährigen Jubelfeier dargebracht hat, gehört die Denkschrift, von der Herr Geheimrat Dr. Paul Schubart, unser verehrtes Mitglied und Mitverfasser des kostbaren Werks, unserer Gesellschaft ein hierdurch mit verbindlichstem Danke angenommenes Exemplar überweist. — Der I. Teil umfasst die Entwicklung des Berliner Stadtbildes hauptsächlich nach der verkehrlichen Seite, Teil II. die geschichtliche Entwicklung der Berliner Eisenbahnen, von der Entstehung der ersten Eisenbahnen

bis zum Erwerb der Berliner Eisenbahnen durch den Staat; — die Berliner Ring- und Stadtbahn; — die bauliche Entwicklung der Berliner Fern- und Vorortbahnen bis zur Gegenwart. Teil III. ist der geschichtlichen Entwicklung des Personenverkehrs gewidmet (Fernverkehr und innerer Personenverkehr). — Teil IV.: Die Entwicklung des Güterverkehrs mit interessanten Spezialangaben über die Hauptverbrauchsgegenstände der Reichshauptstadt. — Teil V. behandelt die Betriebsleistungen der Berliner Eisenbahnen (die Personenfernzüge [Bergland- und Flachland-Gruppe]. — Oertlicher Zugverkehr. — Die Güterzüge unter spezieller Berücksichtigung des Zentralviehhofs, der städtischen Zentralmarkthallen am Alexanderplatz und der Packhofsanlagen). Eine Zeittafel, alle wichtigeren einschlägigen Ereignisse in chronologischer Folge aufführend, ist für den sich schnell zu orientieren genötigten Leser eine angenehme Beigabe.

3. Berlin und seine Bauten, bearbeitet und herausgegeben vom Architekten-Verein zu Berlin und der Vereinigung Berliner Architekten. Berlin 1896. Wilhelm Ernst & Sohn. Drei Bände Fol. Mit vielen Plänen und Abbildungen.

Im Jahr 1877 gab der Architekten-Verein allein die erste zweibändige Auflage dieses Werks mit 609 Holzschnitten nebst 8 Kupfer- und Karten-Beilagen im Verlage von Ernst & Korn hierselbst heraus. Kaiser Wilhelm I. gewidmet, zählte jene Ausgabe X + 487 bzw. 301 S., während das neue mit seinen Zielen gewachsene Standard-Work LXXXVIII + 680 bzw. VIII + 577 + 296 S. zählt. Die Anordnung war dort: erst der Tief-, dann der Hochbau. Die diesmalige umgekehrte Anordnung ist die offenbar zweckmässigere. Band I. enthält: A. Einleitendes (Baugeschichte). B. Die Baubehörden (technischer Unterricht und technisch-wissenschaftliche Anstalten). C. Die Ingenieurbauten, von denen namentlich die Brücken das heimatliche Interesse in Anspruch nehmen. D. Baustoffe und Baukonstruktionen. E. Feuerlöschwesen und Strassenreinigung. G. Die Industrieanlagen. Naturgemäss heimelt den Laien der II. und III. Band des vortrefflichen Werkes am meisten an. Der ungemein angeschwollene Stoff ist hier unter XXIX Nummern untergebracht: I. Die Schlösser und Palais. — II. Die öffentlichen Denkmäler. — III. Reichstags- und Landtags-Gebäude. — IV. Gebäude für die Verwaltungsbehörden des Deutschen Reiches. — V. Post und Telegraphie. — VI. Verwaltungsbehörden des Preussischen Staates. — VII. Gebäude der Gemeindeverwaltung. — VIII. Gebäude der Provinzial- und Kreisverwaltung. — IX. Thore und Brückenhallen. — X. Kirchen. — XI. Die Museen, Bibliothek und Archiv. — XII. Ausstellungspark und Ausstellungsgebäude. — XIII. Sammlungen lebender Tiere und Pflanzen. — XIV. Hochschulen. — XV. Unterrichtsanstalten. — XVI. Justizverwaltung. — XVII. Börse, Banken, Münze. — XVIII. Militärverwaltung

— XIX. Heilanstalten. — XX. Besserungsanstalten. — XXI. Waisen-, Versorgungs- und Unterkunfts-Anstalten. — XXII. Theater und Circus. — XXIII. Saalbauten. — XXIV. Vergnügungsanlagen. — XXV. Panoramen. — XXVI. Badeanstalten. — XXVII. Die Städtischen Markthallen. — XXVIII. Desinfektionsanstalten. Ratswagen. — XXIX. Der Städtische Central-Vieh- und Schlachthof. Band III. beschäftigt sich mit den eigentlichen Privatbauten: I. Bier- und Kaffeehäuser. — II. Hôtelbauten. III. Reitbahnen. — IV. Geschäftshäuser. — V. Wohnhausbauten. — VI. Künstler-Werkstätten. — VII. Gebäude für Vereine.

Der Vergleich des modernsten Berlins mit dem von 1877 muss unsere Verwunderung erregen. Dies Staunen bezieht sich weniger auf die Ausdehnung und die Vermehrung der eigentlichen Architektur-Bauten, denn ein solches Anschwellen entspricht naturgemäss dem Anwachsen Berlins und seiner in die Darstellung miteinbezogenen Vororte. Viel grösser ist vielmehr der Unterschied gegen vor zwanzig Jahren, sobald man die gesteigerten Ansprüche an Wohlichkeit und äusserer Annehmlichkeit ins Auge fasst. Das drückt sich auch in der stilistischen Erscheinung aus. In der Periode bis 1877 gewahren wir überall noch die Anklänge an die voraufgegangene Periode der Klassizität Schinkels und an die mehr heiteren Formen der italienischen Renaissance, deren Vorbilder Stüler aus der Umgebung von Florenz zuerst nach Potsdam verpflanzte und deren Leitmotive sich in zahlreichen Bauten Berlins und seiner Vororte bis in die siebziger Jahre hinein vorfinden. Wie anders jetzt. Deutsche Renaissance, soweit das Auge reicht. Schon von weither zeigen die ragenden Dächer, dass man zu den Prototypen der ansehnlichen älteren deutschen Hausbauten zurückgreift, indem man die Vorbilder tastend und eklektisch bald in Norddeutschland, bald in Süddeutschland und bis Oesterreich hinein sucht, alles dem modernen Bedürfniss nach Licht und Luft, nach Bequemlichkeit und Pracht angepasst. Zu einem einheitlichen Stil hat sich freilich noch immer nicht die Reichshauptstadt mit ihren Umgebungen durchzuringen vermocht und es wird dazu auch im kommenden Jahrhundert, allem Anschein nach, so bald nicht kommen.

4. Herr E. Friedel bringt die hier folgenden

Nachträge zu den Verkehrtbäumen,

welche von ihm in der Oktobersitzung besprochen wurden. Mitglied Herr August Förster hat in dankenswerter Weise eine Menge Angaben gesammelt, welche dem zu erwartenden gedruckten Hauptbericht angeschlossen werden sollen. Ein eigentlicher und zweifellos als solcher zu bezeichnender Verkehrtbaum ist bisher trotzdem noch nicht ermittelt. In der Stadt Oldenburg läuft fast dieselbe, an die Legende der Heiligen Gertrud erinnernde Sage um, wie in Berlin. Am alten Kirchhof daselbst steht eine vielhundertjährige Linde, deren Zweige nach

unten hängen, und deren Stamm oben merkwürdig knorrig ausgebildet ist. Ein junges Mädchen soll auf dem Wege zur Richtstelle von einer Linde einen Zweig abgerissen und mit den Worten verkehrt in die Erde gepflanzt haben, dass sie, sowahr jener weiterwachsen werde, unschuldig wäre. Daraus sei im Lauf der Zeiten jener mächtige Verkehrt-Lindenbaum, der noch heute die Verwunderung des Beschauers erregt, erwachsen.

Am 25. Oktober d. J. habe ich mehrere der sogenannten Verkehrt-Bäume des Neuen Gartens in Potsdam mit Hülfe der Mitglieder Herren H. Maurer, E. Schenk und A. Glöe photographiert. Ich lege Ihnen zunächst eine Photographie der prachtvollen Linde vor, welche sich dicht neben dem Marmorpalais, Angesichts links, befindet. Leider ist die charakteristische Verdünnung des Baumes, der Hals der Flasche, welche gewissermassen die Gestalt des Stammes der sogen. Verkehrt-Bäume darstellt, durch die Lehne der den Stamm umschliessenden Ruhebank einigermaßen verdeckt. Weiterhin an einer Wegekreuzung ein einzelner schöner typischer derartiger Lindenbaum; es folgen dann nahe dem Heiligen-See zwei weitere solche Linden, bei der einen ist die Stammverdünnung nur kurz, bei der anderen dagegen länger, und tritt bei diesem Baum der typische verkehrflaschenförmige Aufbau des Stammes ganz zweifellos in die Erscheinung. Mehr als sechs Exemplare haben wir im Neuen Garten nicht ermittelt, sie sind also seltener, als wir vermuteten. Alle diese Bäume sind offenbar als besondere Raritäten an hervorragenden Stellen und zur Schau gepflanzt, denn anderweitig finden sich solche Bäume durchaus nicht, obwohl der Neue Garten ganze Alleen von Lindenbäumen und Linden auch im Gebüsch enthält. Es zeigen sich bei diesen sogen. Verkehrt-Bäumen zuunterst kleinblättrige Winter- oder Spätlinden (*Tilia ulmifolia* Scop. = *T. parvifolia* Ehrh.), die Blätter beiderseits kahl, unterseits graugrün, denen man alsdann eine rascher und umfänglicher wachsende Sommer- oder Frühlinde (*Tilia platyphylla* Scop. = *T. grandifolia* Ehrh.), Blätter grösser, unten wollhaarig, beiderseits grün, zum Teil auch die ungarische Silberlinde (*Tilia argentea* Desf.), Blätter oben fast kahl, unterseits dicht weissfilzig, aufgepfropft hat. Der Wirth ist zurückgeblieben, dagegen hat sich das Pfropfreis ungemein stattlich entwickelt: daher eben das umgekehrt flaschenförmige Aussehen des Stammes, welches dem Volke auffällt und es veranlasst, die Ueberlieferung von den wirklich verkehrten Bäumen auf diese gartenkünstlerische Spielereien zu übertragen.

Diese sogen. Verkehrtbäume des Neuen Gartens, wie überhaupt die der Königlichen Schlossgärten, sind ausnahmslos Linden. Sie stammen aus den achtziger oder neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, wobei zu bemerken, dass das Marmorpalais, zu dessen Ausstattung der

Neue Garten gehört, 1786 bis 1790 von Gontard und Langhaus gebaut, der Garten aber im englischen Stil von Eiserbeck zwischen 1786 und 1794 angelegt wurde.

Am 1. November d. J. photographierte Herr Maurer in meiner und und des Ihnen allen von dem Brandenburgia-Ausflug nach der Pfaueninsel am 10. Juni d. J. erinnerlichen freundlichen Herrn Oberhofgärtners Reuter's Gegenwart die grosse Silberlinde, welche nahe dem von Friedrich Wilhelm II. angelegten Schlösschen auf dem Eilande steht, jedoch trotz ihres ungemein kräftigen Wuchses, welcher aus der hiermit vorgelegten Photographie deutlich erhellt, dennoch nicht viel über 10) Jahr alt ist. Typischer als bei dieser sogen. Verkehrtlinde kann man die Ausbildung, die umgekehrt flaschenförmige Verbildung des Stammes sich kaum denken. Der zurückgebliebene Mutterstamm ist auch hier die kleinblättrige Winterlinde. Nach Herrn Reuter ist es der einzige derartige Baum auf dem Kaninchenwerder, den der König Friedrich Wilhelm II. Pfaueninsel umtaufte. Derartige Pfropfungsversuche sind nur noch bis etwa in die ersten Jahre unseres Jahrhunderts fortgesetzt worden und seitdem unterlassen, weil man aus Holland schnellwüchsige und grossblättrige Linden beziehen konnte, welche das Pfropfen und die damit immerhin verbundene Missbildung des Unterstammes entbehrlich bzw. vermeidlich machen. Seitdem stehen dort also auch die fälschlich sogenannten Verkehrt-Linden sozusagen auf dem Aussterbe-Etat.

Bemerkenswert ist an diesem merkwürdigen Lindenbaum, dass ein Ast sich auf die Erde senkt, dort Wurzel getrieben und aus diesem einen mit dem Mutterstamm in Verbindung stehenden neuen jungen Lindenbaum, der auch schon ganz ansehnlich ist, hervorgebracht hat. Herr Reuter teilte mir mit, dass man auf diese Weise die Linden aus umgebogenen Zweigen nicht selten gärtnerisch vermehre. Damit nähert man sich schon etwas den eigentlichen Verkehrtbäumen insofern, als hier die Spitzen des Zweiges sich der Erde nähern und aus ihnen sich selbständige Bäume entwickeln. Es ist aber klar, dass, da diese natürliche Ableger mit dem Mutterstamm in organischer Verbindung bleiben, hier von einer Umkehr der biologischen Verhältnisse, dass die Spitze Wurzel und die Wurzel Krone werde, doch gar keine Rede sein kann; auch fasst die eigentliche weiche Spitze nicht Wurzel, sondern nur die mehr zurückliegenden holzigen Teile des Zweiges.

Ein ähnliches Verhältnis haben wir auf der Pfaueninsel nicht weit von dieser Linde auf dem grossen Rasenplatz am 10. Juni d. J. an der grossen Rottanne oder Fichte (*Picea excelsa* [Lmk.] Lk.) gesehen, deren photographische Aufnahme wir am selbigen Tage bewirkten. Sie sehen den wiederholt vom Blitzschlag abgesplitterten pfahlartigen Stamm. Verschiedene grosse Aeste haben sich von ihm niedergebogen, Wurzel gefasst und wahren stattlichen jungen Fichten das Dasein geschenkt,

welche ein förmliches Tannendickicht, ein sogen. Tannicht, bilden, das an den Urwald erinnert.

So mag es in den germanischen Urwäldern, besonders in den Grenz- und Bannwäldern, ausgesehen haben mit ihren natürlichen Gebücken, die dadurch entstanden, dass die Zweige der Linden, Fichten und anderen Bäume zur Erde geneigt selbstständige Bäume bildeten, die vermischt mit Unterholz, Dornen und Gestrüpp den altdeutschen Hain unpassierbar und nach Seneca, Plinius und Tacitus zu einem Schreckniss für die römischen Legionen und Ansiedler machten.

Beiläufig sei erwähnt, dass Sie neben der Fichtengruppe noch ein Berberitzen-Gebüsch (von *Berberis vulgaris* L.) gewahr werden, welches mehrere klumpenförmige Hexenbesen zeigt, wobei ich auf das verweise, was ich Bd. 4 des Monatsblattes S. 289 flg. über dies interessante Thema mitgeteilt habe.

Weitere Thatsachen und Angaben über die Verkehrt-Bäume nehme ich übrigens, wie ich ausdrücklich bemerke, auch fernerhin noch dankend entgegen. —

Bei der sich an die interessanten Mitteilungen anknüpfenden Diskussion bemerkt Herr Dr. Bolle bezüglich dieser eben näher erörterten sogenannten (lediglich auf Aufpfropfungen beruhenden) Verkehrtlinden, wie er bezweifle, dass sich der moderne Volksglaube auf sie beziehe, weil das Pfropfen der Bäume nicht viel über 100 Jahre bekannt sei, das Volk also zur Legendenbildung keine Zeit gehabt habe.

Herr Friedel ist an der Hand vieler Thatsachen vom Gegenteil überzeugt. Herr Rittmeister Krüg hat ihm im Garten von Haus Jessen bei Gassen in der Niederlausitz eine Anzahl absichtlich im Halbkreis gepflanzter Ppropf-Linden der beschriebenen Art gezeigt und dabei erzählt, das Volk und die Ueberlieferung sage, dass diese Bäume verkehrt gepflanzt seien. Das Alter derselben sei auf etwa 80 Jahr zu schätzen. Geheimrat Dr. Wilhelm Schwartz entsinne sich von seiner Jugend ähnlicher Linden, welche in der Nähe des verschütteten Grünen Grabens in dem damals noch viel grössern Garten der Loge zu den 3 Weltkugeln in Berlin gepflanzt gewesen und im Volksmunde allgemein als Verkehrtbäume bezeichnet worden seien. Diese Bäume, welche jetzt verschwunden, mochten etwa aus der Zeit Friedrich Wilhelm I. stammen. Am Wall in Neuruppin steht eine Linde, welche im Volksmunde die Verkehrtlinde heisst. Fräulein Clara von Förster teilt mit, dass im Schlossgarten zu Schwedt nahe der Oder eine doppelte Reihe eigentümlich gestalteter Linden stehe, welche so verschnitten und gebogen sind, dass sie einen schattigen Laubgang bilden. Der Volksmund erzähle von diesen Bäumen, die vielleicht auf 100 Jahre zu schätzen, dass sie verkehrt gepflanzt worden seien.

Auch bemerkt Herr Friedel noch, dass die Kunst des Pfropfens bereits im 17. Jahrhundert allgemein bei uns bekannt gewesen sei und dass beispielsweise der gartenverständige Grosse Kurfürst dieselbe eigenhändig geübt habe.

Hiernächst fügt Herr Wirkl. Geheimrat von Levetzow hinzu, dass die Sage von den Verkehrtbäumen ihm auch aus der Neumark, insbesondere aus dem Kreise Königsberg daselbst, wo er angesessen, bekannt sei. So stünde im Gutsgarten zu Bärfelde bei Neudamm eine merkwürdig verschnittene Linde, deren zur Erde hängende Zweige eine Laube ringsum bildeten. Der Stamm sei verkehrt flaschenförmig. Der Baum wäre wohl keine 100 Jahre alt. Er heisse allgemein die Verkehrt-Linde.

Herr Bureau-Vorsteher Storbeck hierselbst teilt durch Herrn Sonnenburg mit, dass vor einigen Jahren ein Gärtner in seinem (Storbecks) Garten auf eine gewöhnliche Linde eine andere Spezies gepfropft, dem Besitzer aber gleich dabei bemerkt habe, wie sich der aufgefropfte Stamm monströs und ganz anders als der Mutterstamm entwickeln werde. Die Fabrikation, sozusagen, der vom Volk irrtümlich als verkehrt gepflanzt angesehenen Bäume ist also noch im Schwange.

Nachdem Herr Friedel noch darauf verwiesen, dass ein typischer vielleicht 80 Jahr alter sogen. Verkehrt-Lindenbaum, ebenfalls eine Pfropflinde, sich in unserem Vorortstädtchen Werder befinde, in dem Garten, welcher an dem Treffpunkt der Bahnhofsstrasse mit der Glin-dower Strasse liege, schliesst er mit dem Bemerkten, dass die mythenbildende Kraft unseres gegenwärtigen Volks, welche Herr Dr. Bolle bezweifle, glücklicher Weise noch vorhanden sei; dies bewiesen z. B. die vielen völlig legendären Erzählungen, die sich an den französischen Krieg, insbesondere an die Person des Prinzen Friedrich Karl anknüpfen.*)

5. Alte Bäume: Eichen, Zirbelkiefer, Sumpfcypresse.

Ich benutze die Gelegenheit, noch die photographischen Aufnahmen einiger anderer, für die Heimatkunde hoch bedeutsamer, besonders ansehnlicher Bäume ebenfalls am 1. November d. J. auf der Pfaueninsel durch Herrn H. Maurer veranlasst, vorzulegen:

- a) Die isoliert stehende Rieseneiche, deren Umfang 1 m über Terrain, 6 m beträgt und die von Sachverständigen auf das ehrwürdige Alter von 1000 bis 1200 Jahren geschätzt wird.
- b) Die Priestereiche am Priesterfelde. Dieselbe, weniger stark, wird auf immerhin mindestens 800 Jahr geschätzt und mit dem wendischen Kultus in Verbindung gebracht. Deutlich erkennbar ist der sonderbar breite, erhabene, ringförmige Wulst,

*) Vgl. die interessanten Mitteilungen des Frä. Elisabeth Lemke, die Hohensollern in neuester Mythenbildung. Monatsblatt II, S. 207 ff.

welcher in etwa 2 m Höhe den Baum umgiebt und oben eine rinnenförmige Vertiefung hat. Beides, Wulst und Rinne, hat zweifellos Menschenhand durch langjährige Einwirkung auf den Stamm der Eiche erzeugt.

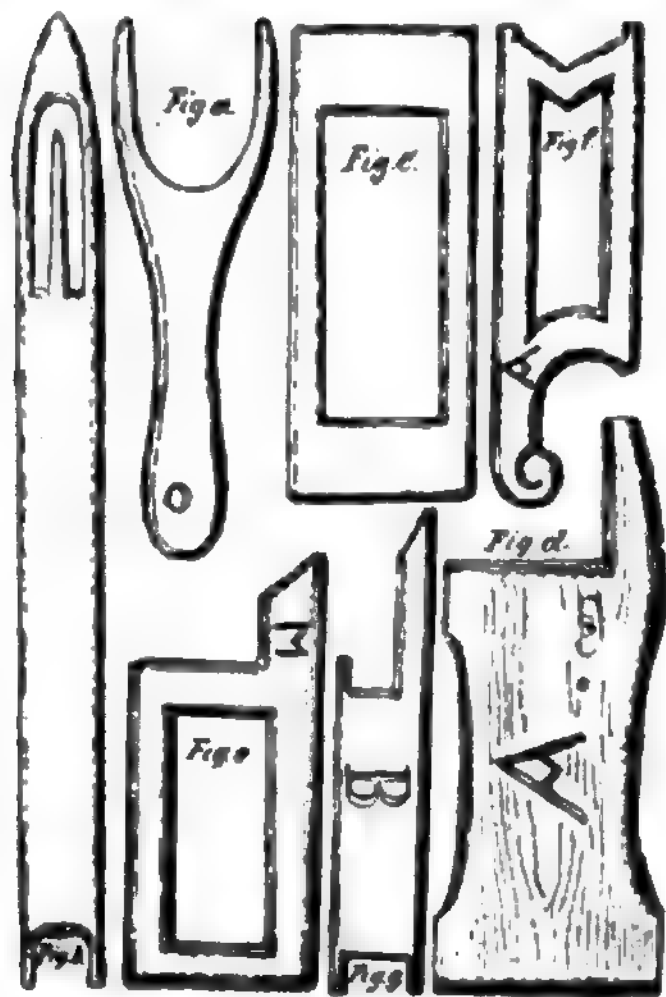
- c) Eine ebenfalls vielhundertjährige Eiche, eine Ruine, der Stamm von den gefrässigen Larven des Eichenbock-Käfers (*Cerambyx heros* L.) seltsam ringförmig und schuppig durchlöchert.
- d. Die prächtige Zirbelkiefer oder Arve (*Pinus cembra* L.) ein Solitärbaum von gebietender Pracht, wie er in den höheren Waldregionen der Alpen nicht schöner sein kann. Er trägt Zapfen mit reifen Samen auf der Pfaueninsel und dürfte etwa hundertjährig sein.
- e) Ich lege ferner Zweige, Nadelblätter und Zapfen der Sumpfcypresse (*Taxodium distichum*) vor, deshalb interessant, weil dieser Baum, der, wie bekannt*), den Hauptbestandteil der fossilen (tertiären) Braunkohlenwälder von Gross-Räschen, Kreis Calau, bildet, bisher in dem Rufe stand, dass er, eigentlich in subtropischen Landschaften zu Hause, in unserem Klima und in unserer Gegend keine Blüten und Früchte mehr hervorbringe und nur kümmerlich, jedenfalls unvollkommen, d. h. ohne zu fruktifizieren, fortkomme. Alle Bemühungen nach hiesigen Zapfen der Sumpfcypresse bei namhaften Dendrologen, wie Freund Bolle u. a. waren diesbezüglich bislang ohne Erfolg, bis der Zufall mir einen prächtigen Sumpfcypressenbaum, der voller Zapfen sass, die anscheinend reife Samen enthalten, vor die Augen führte. Es war bei der Gelegenheit, als ich am 25. Oktober v. J. auf die sogen. Verkehrt-Linden im Neuen Garten zu Potsdam fahndete. Es ragten nahe der einen Verkehrtlindengruppe beim sog. Roten Hause Gegenstände dicht an dem Wasser des Heiligen Sees im Ufersaum heraus, die ich aus der Entfernung für unordentlich hingeworfene gelbe Mauersteine hielt. Herantretend gewahrte ich, dass es die merkwürdigen tafelförmigen Luftwurzeln der genannten Cypresse waren. Die Zapfen erinnern in Form und Grösse an die unserer südeuropäischen gemeinen Cypresse (*Cupressus sempervirens*). Mir erscheint diese Thatsache bei dem ca. 100jährigen Baum nicht ohne Interesse, zumal er vollkommen ungeschützt am Wasserrande die rauhesten Winterstürme und eine Minustemperatur bis zu 25° R. ertragen hat, ohne zu leiden. Man darf also aus den miocänen Sumpfcypressen

*) Vgl. meine Angaben im Monatsblatt III. S. 212 fig. u. 271 fig.

cypressen von Gross-Raeschen allein wohl nicht ohne Weiteres darauf schliessen, dass dort, als sie lebten, ein besonders warmes Klima während der ganzen Periode geherrscht habe. Vielleicht hat zunehmende Trockenheit des Untergrundes den dortigen Sumpfcypressen-Bestand vernichtet. — Herr Prof. Dr. Ascher-son bemerkt hierzu, dass eine Sumpfcypresse im hiesigen botanischen Garten ebenfalls in diesem Jahre zum ersten Male Zapfen, allerdings mit anscheinend nicht ganz ausgereiften Samen getragen habe.

Herr E. Friedel legt ferner vor und bespricht:

6. Primitive Strick-Gerätschaften, die sich im Volksgebrauch erhalten haben. Seitens des Fräulein Gertrud Schwartz, Tochter unseres Ehrenmitgliedes, ist mir für das Märkische Museum eine sog. Schnur-



Gabel verehrt worden (Fig. a), aus Berlin stammend, welche zur Herstellung vierkantiger, im Durchschnitt quadratischer Schnüre gebraucht wird, wie das angefangene Exemplar einer Schnur zeigt. Die Gabel erinnert ungefähr an den Griff eines Handspiegels. An einem 10 cm langen Griff, der am unteren Ende ein Loch hat, durch welches die Schnur bequem passieren kann, sitzt eine zweizinkige Gabel ca. 5 cm lang, deren beide Enden etwa 4 cm von einander entfernt sind. Durch Hin- und Herschlingen des Fadens mit 2 Fingern und Drehen der Gabel wird die Verschnürung für den Kundigen mit grosser Leichtigkeit und Schnelligkeit erzeugt. — Einigermassen verwandt, aber kompli-

zirt sind die in der Provinz Brandenburg und in vielen Teilen Europas üblichen Netzstricknadeln (Fig. b), von denen ich ihnen 7 Exemplare des Märkischen Museums vorlege: B. VI. 2419 aus Berlin von Eisen, VI. 194 von 1808 aus Oderberg i. M., VI 1952 ebendaher vom Jahr 1794, VI 1952 ebendaher von 1835, VI 8631 aus Ostpreussen, VI 8632 ebendaher und III 601 aus der französischen Kolonie Gabon in Afrika. Immer handelt es sich um einen langen Spahn, meist aus Holz, der unten wie die Schnurgabel ausgeschnitten ist, während er sich oben sanft zuspitzt. In der Zuspitzung ist der Netzstricker ausgeschnitten, so zwar, dass eine Zinke genau in der Mitte stehen bleibt, welche beim Filieren eine wichtige Rolle spielt.

Ganz primitiv muten uns die folgenden fünf Netzstrick-Apparate an. Zunächst ein viereckiger Rahmen (VI 191 Märk. M.) aus

Oderberg i. M., ein sog. Ledderings-Rahmen, zum Stricken grosser Netze für den Blei- oder Brachsen-Fang (Fig. c). Die folgenden 4 Geräte hat der Fischer C. Wroost in Rostock die Güte gehabt, dem Märkischen Museum gelegentlich der diesjährigen Gewerbe-Ausstellung hierselbst zu schenken. Mit A bezeichnet ein Ledderingsstock (Fig. d). Derselbe gehört zur Aalnetz-Leddering, die vier eingeschnittenen Kerben am oberen Ende bedeuten die Maschenhöhe, wie der dabei befindliche Netzes-Anfang zeigt. Das übrige sind drei Netzstrick-Stöcke. Der mit M bezeichnete Netzstrickstock (Fig. e) ähnelt dem Rahmen des Oderberger Ledderingsbretts, nur dass die eine Längsseite etwas verlängert ist. Der besseren Haltbarkeit wegen hat der Fischer hierzu Dattelholz verwendet. Hiermit werden Blei- (Brachsen-) Netze gestrickt, deren Maschenweite 65 mm, von Knoten zu Knoten gemessen, beträgt. Der mit A (Fig. f) bezeichnete, einem Geigenbogen ähnelnde Strickstock wird für Hecht-Netze mit 40 mm Maschenweite und der mit B bezeichnete Netzstrickstock (Fig. g) zu Barsch-Netzen von 28 mm Maschenweite verwendet. Dies geschieht in Mecklenburg.

Ich richte nun an die Versammlung und an alle diejenigen, welche diese Mitteilung hören oder lesen, die Bitte, gefälligst dem Märkischen Museum mitzuteilen, ob und wo innerhalb der Provinz Brandenburg dergleichen Schnur-Gabeln und Netzstrick-Vorrichtungen üblich sind oder doch früher im Gebrauch waren. — Eine Dame bemerkte hierauf, dass ihr die Schnurgabel (Fig. a) von ihrer Kindheit her als ein bei Schülerinnen in Berlin beliebt gewesenes Webegerät bekannt sei.

Nachträglich wird mir noch mitgeteilt, dass die Schnurgabel als primitives Haus- und Spiel-Gerät anderweitig bekannt ist in Hannover (Direktor Walden), in West- und Ost-Preussen (Frl. El. Lemke) und in Westfalen (Frau Sökeland).

7. Kustos Buchholz bespricht Vorlagen aus dem Märkischen Provinzial-Museum.

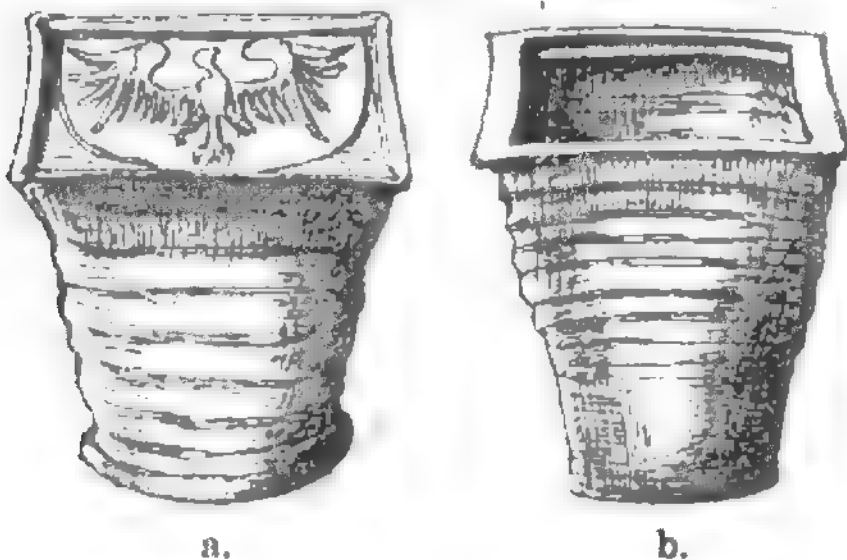
a) Bilder aus Wittstock.

Das Märkische Museum verdankt Herrn Hofsteinsetzmeister Rasche eine Reihe märkischer Städte-Ansichten, von denen Ihnen hier 5 das Städtchen Wittstock betreffende Blätter zur Ansicht vorgeführt werden, weil diese mancherlei den Berlinern wenig bekannte mittelalterliche Bauwerke und historische Erinnerungen darstellen. Es sind photographische Kopien von Zeichnungen und Aquarellen, die von W. Herwarth 1889 gefertigt sind. Auf einem Sammelbilde 9 Ansichten: die alte Bischofsburg, die schon seit Jahrhunderten nur noch als Ruine besteht, die Kirche, das Rathaus, dessen Mauerwerk aus dem 16. Jahrhundert herrührt, der imposante „Gröperthorturm“, das Bergthor, einige Strassenbilder, auf denen das Haus an der „neuen Post- und Kuh-Strassen-Ecke“ als ein wohl 300jähriges beachtenswert erscheint und der „historische

Baum“. Von diesem Baum, einer uralten Pappel, die wegen Altersschwäche schon längst verkrüppelt ist, so dass der Stamm nur noch in einigen Teilen der Peripherie fortvegetiert, bekundet die Ueberlieferung, dass in der Schlacht von Wittstock im September 1636 der schwedische General Banér neben ihm Stellung nahm, als er seine Truppen gegen das sächsisch-kaiserliche Heer mit Erfolg leitete. Die 4 anderen Blätter zeigen uns die Bischofsburg, die Kirche, sowie eine innere und eine äussere Partie an der Stadtmauer.

b) Mittelalterliche Ofenkacheln aus Kloster Neu-Zelle.

Aus den alten Ueberresten der jetzt wieder hergestellten Gebäude des Cistercienser Stifts Neu-Zelle bei Guben sind ausreichend viel Ofenkacheln gewonnen worden, um die Wandung eines neuen Zimmers paneelartig damit zu bekleiden. Diese Kacheln, von denen drei in das Märkische Museum gelangt sind und die nach dem spätgotischen Kunststil der Verzierungen aus dem Ende des 15. Jahrhunderts herrühren, sind ebenso durch ihre Form, wie durch die Reliefbilder, von kulturgeschichtlichem Interesse.



a.

b.

Ihre Form (Fig. a), die nur kurze Zeit, etwa 50 Jahr, üblich gewesen ist, lässt den Uebergang von den ursprünglichen mittelalterlichen Ofenkacheln (Fig. b) zu der der Renaissance-Kacheln, die sich mit unwesentlichen Veränderungen bis auf den heutigen Tag erhalten hat, erkennen. Die bis gegen Mitte des 15. Jahr-

hunderts gebräuchlich gewesenen Ofenkacheln hatten die Form eines ziemlich tiefen Topfes mit rundem Boden und etwas grösserer quadratischer Mündung, wie Fig. b zeigt. Diese Form war zweifellos aus der praktischen Erwägung hervorgegangen, dass der Ofen um so wirksamer ist, je grösser seine Oberfläche und dass jede Kachel zugleich als eine Ofenröhre zum Wärmen und Trocknen von Früchten pp. nutzbar zu machen sei. Die Verjüngung der Kacheln nach dem Boden hin ermöglichte zugleich den pyramidalen Aufbau des Ofens. Gegen Mitte des 15. Jahrhunderts, als die Glasur auch in der Kachelöpferei zur Anwendung kam und unter dem Einfluss geordneter friedlicher Zeiten der Schönheitssinn sich allgemeiner entwickelte, begann man, Wert darauf zu legen, dass der Ofen zugleich das Zimmer schmückt. Die bisherige Kachelform bot keine Fläche, um durch Verzierungen dem neuen Geschmack Rechnung zu tragen. Der Töpfer rückte deshalb beim Formen der Kachel den Boden näher an die Mündung, machte ihn dadurch zu einer besser in die Augen fallenden Schaufläche und zierte diese mit

einigen kranzförmig gestellten Linien oder Eindrücken. Immerhin blieb die Form, abgesehen von der geringeren Tiefe, noch dieselbe, wie vordem. Als dann aber ein mächtig anstrebender Kunstsinn seinen Einfluss auf alle Gewerbe ausübte, entzieht sich ihm auch die Töpferei nicht mehr. Sie entnimmt dem Formenschatz der Spätgotik eine Fülle von Modellen zur flacherhabenen Ausführung an den Kacheln und um diese künstlerischen Ornamente voll zur Schau zu bringen, wird die bisherige Bodenfläche der Kacheln vollständig vorgeschoben, so dass sie zur Kopffläche wird. Die ursprüngliche topfförmige Kachel hat damit eine, zwar in den Umrisslinien noch gleiche, aber im Abschluss völlig umgekehrte Gestaltung erfahren, wie Fig. b im Vergleich zu Fig. a zeigt; das Zweckmässigkeits-Prinzip ist dem verfeinerten Geschmack geopfert. Bald verliert sich dann auch die alte Kachelform. Während der Ofen bisher durch die Tiefe der Kacheln, bzw. der Wandung, seine Festigkeit erhielt, dabei aber von unnötig grossen Dimensionen war, begann man in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts diese Kolosse etwas einzuschränken, indem man die Kacheln flach, mit niedrigen Falzen, zugleich grösser formte und die Festigkeit des Ofens durch Eisenstäbe und Eisenplatten unterstützte. In jener Form des 16. Jahrhunderts haben sich die Ofenkacheln im allgemeinen noch bis jetzt erhalten.

Die Ornamente dieser 3 Kacheln, wie auch der in Neu-Zelle wieder verwendeten, sind alle flach relief gehalten und zeigen die verschiedensten Motive in spätgotischer Auffassung. Die eine ziert ein gotischer Wappenschild mit einem Adler; da der Adler kein Attribut hat, so ist es schwer, zu entscheiden, ob es der Polnische oder Schlesische oder Brandenburgische oder der Reichsadler sein soll. Nach den lokalen Verhältnissen ist vielleicht der Schlesische gemeint. Die zweite zeigt zwei Papageien, im Gezweige einer Eiche sitzend; ein ähnliches Motiv, noch bereichert durch Putten, findet sich auf einem Kachelscherben, der im Spreegrunde am Mühlendamm zu Berlin gefunden ist und den ich im vorigen Jahre mit anderen Spreegrundfunden vorlegte (cfr. *Brandenburgia*, 1895 S. 219 Nr. 11837). Das Bild der dritten Kachel ist schwieriger zu erkennen. Es scheint einen Turm oder Kirche, Lade, Reliquarium darzustellen, zu dessen beiden Seiten eine männliche und eine weibliche Figur sitzen, die ein Spruchband vor sich haben. Im Hintergrunde der beiden Figuren erscheinen je 2 flügelförmige Aufsätze, welche die Figuren auch als Engel erscheinen lassen könnten. Unten ist ein schmales Feld mit gotischem Rankenwerk angebracht.

c) Die Hacksilberfunde von Gralow.

Kaum hatte das Märkische Provinzial-Museum im vergangenen Winter eine Schrift über die Hacksilberfunde, speciell über die im Museum befindlichen, veröffentlicht, als wiederum ein solcher Fund von Herrn Rittergutsbesitzer Honig als hochherziges Geschenk einging, der

bei Pflanzkultur-Arbeiten in der Gralower Gutsforst, Kreis Landsberg a. d. W. ausgehoben worden ist.

Wenn dieser Fund auch einen den anderen ziemlich ähnlichen Inhalt hat, so ist es zur Ergänzung der gedachten Schrift doch erforderlich, ihn hier zur Ansicht zu bringen und in seinen Einzelheiten zu beschreiben. Es muss dabei bemerkt werden, dass hier zwar alles das vorliegt, was von dem Funde durch die Arbeiter Herrn Honig überbracht und was gleich darauf bei der Nachsuchung durch Herrn Honig und Herrn Stabsarzt Dr. Rother in Landsberg a. d. W., sowie später bei der örtlichen Feststellung von mir selbst noch gefunden wurde, dass aber grade die grössten und vielleicht schönsten Stücke daraus vorweg anderweitig heimlich geborgen sein dürften. Hierfür sprechen nicht allein die an Ort und Stelle mir gemachten Andeutungen, sondern auch der Umstand, dass sonst immer auch einige unzerbrochene Schmucksachen, namentlich Halsringe aus Silberdraht, Ohrgehänge Fingerringe u. dgl. in den Funden vorkommen, während ganze oder grössere Zierstücke hier gänzlich fehlen.

Der Fund war in einem Topf von ausgesprochen wendischer Töpfertechnik vergraben, dessen Scherben Sie hier sehen. Der Thon ist mit grobem Steingruss vermengt, die Formung ist mittels der Töpferscheibe bewirkt; die glasurartige Glättung, wie sie die altgermanische Poterie zeigt, fehlt; das Ornament ist in Zickzack- bzw. Wellenlinien-Form roh eingeritzt; der Brand hat noch nicht die Vollkommenheit erreicht, wie sie der Töpferwaare des 12. und 13. Jahrhunderts eigentümlich ist.

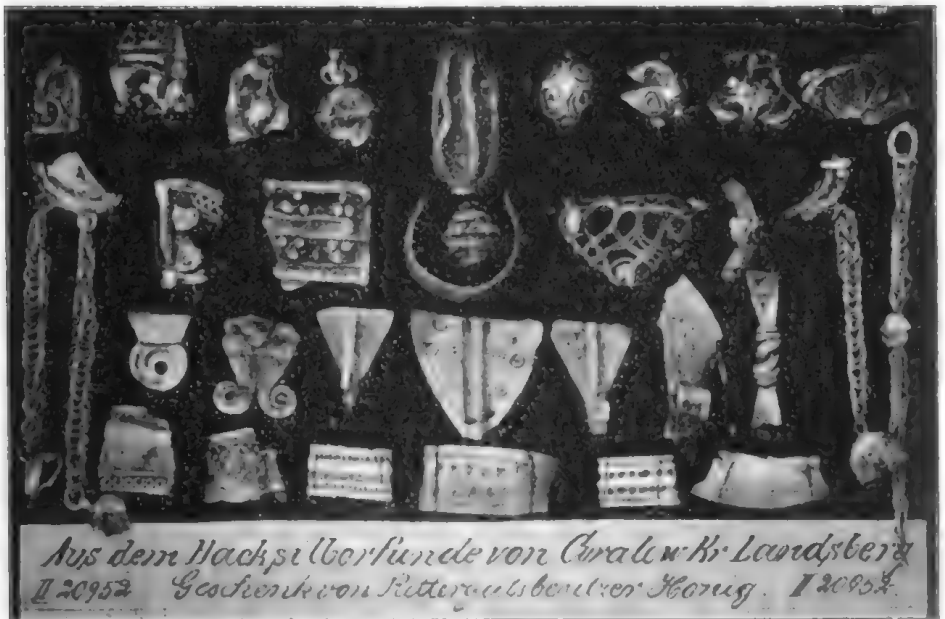
Jrgend ein äusseres Merkmal der Fundstelle war nicht erkennbar. Sie befindet sich 4,5 km nördlich vom Mittelpunkt des Dorfes (Kirche), etwa in der halben Höhe des in nordöstlicher Richtung nach dem „Krebsfliess“ zu sanft abfallenden Abhanges, zwischen dem „Faulen Teich“ und dem Griebensee. Beläge für das gleichzeitige Bestehen einer Ortschaft oder einer Wohnstätte in der Nähe sind bisher nicht gefunden.

Der in dem Museum, also überhaupt zur Kenntniss gelangte Silberinhalt des Fundes, von dem ich einige Teile hier vorlege (Fig.) wiegt im ganzen 650 Gramm.

Darunter befinden sich:

- a) Barren-Stückchen; viereckige flache Stücke und viereckige, auch runde Stab-Stücke mit denselben zahlreichen Hack-Kerben, wie sie in der Beschreibung des Leissower Fundes näher hervorgehoben werden, 90 Gramm.
- b) Schmucksachen-Stückchen; von Drahtgeflecht-Halsringen, Anhängern, Ohrgehängen, Perlen, Ringen, Gewandschliessen, Beschlägen u. s. w., darunter sehr zierliche Filigran-Arbeiten, 92 Gramm. Eine kleine Auswahl dieser Bruchstücke zeigt beifolgende Abbildung.

- c) Zerhackte Arabische Münzen, samanidische und abbassidische Dirhems aus dem 9.—10. Jahrhundert christlicher Zeitrechnung, 205 Gramm.
- d) Zerhackte Europäische Münzen, deutsche, dänische u. a. aus dem 10. Jahrhundert, 230 Gramm.
- e) Bestimmbare Münzen und Münzfragmente:
1. Deutsche: Schwaben, Salzburg, Augsburg, Regensburg, Constanz, Breisach, Mainz, Nabburg, Köln, Otto und Adelheid u. a., im ganzen 92 verschiedene Stempel, aus der Zeit von 900 bis 982.
 2. Andere Europäische Münzen: Böhmen, Dänemark, England, Pavia, Joh. Zimiscees, im ganzen 23 verschiedene Stempel aus der Zeit von 936—990.
 3. Arabische Gepräge, 15 verschiedene aus der Zeit von 870—980.



Die numismatischen Feststellungen sind durch unser, auf diesem Gebiete hervorragend bewandertes Mitglied, Herrn Dr. Bahrfeldt erfolgt, der die Münzen dieses Fundes in einem soeben im Druck erschienenen Heftchen besonders behandelt hat.

Da die Ortschaft Gralow bereits unter den bekannten Fundstellen von Hacksilber figurierte (ein früherer Fund war schon im Jahre 1818 ausgegraben und in das Königliche Münzkabinet gelangt, ohne dass die Lage der Fundstelle und die Fundumstände genauer aufgenommen

worden waren), so habe ich gelegentlich der örtlichen Feststellungen wegen des diesjährigen Fundes auch über den alten Fund näheres zu ermitteln gesucht.

Ueber diesen liegt die gerichtlich zu Protokoll genommene Aussage des Finders vor, deren Mitteilung wir dem Direktor der vorgeschichtlichen Abteilung des Königlichen Museums für Völkerkunde, Herrn Dr. Voss, verdanken:

„der Topf, in welchem die Münzen waren, stand allein und ich habe bei dem nochmaligen Nachgraben am 23. Dezember 1818 eine ganze Strecke herumvisitiert, aber kein dergleichen Geschirr oder sonstige merkwürdige Dinge gefunden, auch sonst bei dem Funde gar keine besonderen Umstände bemerkt. Johann Meyer, Hausmann.“

Es galt nun zu ermitteln, ob nicht Nachkommen des p. Meyer im Dorfe vorhanden sind, die durch mündliche Ueberlieferung Kenntnis von der Fundstelle haben, da diese nicht näher angegeben war. Durch Vermittelung des Herrn Honig fand sich denn auch ein Enkel jenes Meyer, der von dem Schatzfunde seines Grossvaters oft gehört hatte und damit den „Ziegelberg“ als Fundstelle in Verbindung brachte. Diesen Berg habe ich dann unter gütiger Führung durch Herrn Honig aufgesucht. Es ist die Stelle einer seit etwa 50 Jahren eingegangenen und dann überforsteten Ziegelei, die genau 1,5 km nordnordöstlich von der oben beschriebenen neuen Fundstelle liegt. Andere Merkwürdigkeiten, als eine von dem Ziegeleibetriebe herrührende ziemliche Zerrissenheit der Oberfläche, zeigt die Stelle nicht; vorgeschichtliche Ueberreste liessen sich wegen der Bedeckung mit kräftiger Waldvegetation nicht feststellen. Nur beiläufig sei hier erwähnt, dass die Stelle nach einer schmalen Thalsenkung hin abfällt, die zwar auch mit Kiefern bepflanzt, aber seit einigen Jahren seeartig mit Wasser gefüllt ist, sodass die Kiefern tief im Wasser stehen und nicht gedeihen. Der Besitzer, Herr Honig, erklärte, dass der See sich gebildet habe, nachdem der umgebende Hochwaldbestand abgeschlagen worden sei und dass er allmählich im Laufe der Jahrzehnte wieder in demselben Verhältnis verschwinden würde, in welchem die neuen Anpflanzungen aufwachsen. Wir haben hier einen sichtbaren Beweis für die in der National-Oekonomie massgebende Theorie, dass Waldbestände grosse Wassermassen in sich aufnehmen und zurückhalten, während das Fehlen der ersteren die Ansammlung des freien Wassers begünstigt. Ungefähr 27 km nordwestlich von dieser Stelle liegt wiederum eine bekannte Hacksilberfundstelle, Tempelhof, Kreis Soldin, und weiter im Norden ist Wollin (das alte Julin) als ein wahres Depot von Silber-schätzen aus dem 10. und 11. Jahrhundert bekannt. Diese vier Fundstellen markieren nach ihrer Lage eine Handelsstrasse, die aus der Provinz Posen ungefähr im Zuge der Warthe, mit dem Warthe-Ueber-

gang bei Zantoch, zuerst in nördlicher Richtung über die beiden Gralower Fundstellen, dann nordwestlich über Tempelhof-Soldin und dann wiederum nördlich nach Wollin führte. Denn dass diese Massen von unbrauchbar gemachten Silbersachen nicht etwa örtlich angesammelte Familienschätze darstellen, sondern aus einem weit gehenden Handels- und Tauschverkehr resultierten, den fremde, vermutlich orientalische Handelsleute betrieben, ist ebenso aus der geographischen Lage der Fundstellen, wie aus den verschiedenartigen Bestandteilen der Funde mit Wahrscheinlichkeit zu schliessen.

Was nun den Inhalt dieses Fundes von 1818 anlangt, so führt darüber eine vermutlich v. Ledebur'sche Aufnahme folgendes an:

1. An entzifferten Münzen:

„Von König Otto I. in Köln geprägt, mit Atrahel, mit Bruno Archiepisc., mit Amen, mit Worms, mit unleserlichen Prägorten — Boleslaus der Grausame in Böhmen mit Praga civitas, Henricus I. von Bayern, zum Teil mit Regina civitas, Ethelred von Engelland, Wendische Münzen, noch nicht ganz entzifferte aus Otto's Zeitalter 9 $\frac{1}{2}$ Loth

- | | | |
|--|------------------|---|
| 2. Noch nicht entzifferte Bracteaten | $\frac{1}{2}$ | „ |
| 3. Fragmente, die zur Entzifferung dienen können | 2 $\frac{1}{4}$ | „ |
| 4. Noch nicht bekannte, vermutlich ungarische | $\frac{3}{4}$ | „ |
| 5. Kufische Fragmente | 5 $\frac{1}{2}$ | „ |
| 6. Byzantinische | $\frac{1}{4}$ | „ |
| 7. Gehämmertes, zum Bearbeiten vorbereitetes Silber | 8 | „ |
| 8. Gezogener Silberdraht in mannigfaltigsten Formen | 12 | „ |
| 9. Kunstvolle Goldschmiede-Arbeit, sehr fein verschlungene Ketten, Berlocks etc. | 11 $\frac{1}{4}$ | „ |
| 10. Klein gehackte Münzen | 4 | „ |

Der ganze Inhalt wog demnach 1 $\frac{1}{2}$ Pfund und zeigte eine ziemliche Uebereinstimmung mit den anderen Hacksilberfunden.

Rud. Buchholz.

8. Land und Leute von Lebus

von Dr. Eduard Zache.

Land und Leute, diese Verbindung besagt, dass beide zusammen gehören, dass es Beziehungen zwischen beiden giebt, und dass eines auf das andere einwirkt.

Die Grenzen eines Landes, die geschichtlichen Begebenheiten eines Abschnittes, die Lage der Städte und Dörfer, die Beschäftigung ihrer Bewohner, die Verteilung von Wald und Feld, das alles hängt ab von der äusseren Gestalt und den inneren Schätzen des Bodens. Und diese beiden Faktoren wiederum sind das Ergebnis einer Reihe von Natur-

begebenheiten, welche sich in der Geschichte der Erdrinde abgespielt haben.

Das Land Lebus teilt nun freilich seine Geschichte, sowohl die menschliche als die geologische, mit der gesamten Norddeutschen Tiefebene. Trotzdem aber werden sich einige Züge auffinden lassen, welche nach beiden Richtungen hin diesem Abschnitt seine besonderen Eigentümlichkeiten verleihen.

Wie so mancher Strich in Preussen, so hat auch dieses Stück märkischer Erde seine strategische Weihe erhalten. Hier war es, wo Friedrich der Grosse in den bitteren Jahren 1758 und 59 seine Armee zusammenzog. Hier im Schutze der Oder und der steilen Abhänge des Lebuser Plateaus führte er die Flankenmärsche aus, durch welche er, wenn auch nicht jedesmal den Sieg, so doch die Rettung seiner Hauptstadt erzielte. Nach der Schlacht von Kunersdorf ging er quer über die Lebuser Hochfläche zurück und bezog bei Fürstenwalde ein verschanztes Lager, weil er annehmen musste, der Feind werde einen Stoss gegen Berlin unternehmen.

Diese Situationen des siebenjährigen Krieges waren allein durch die Beschaffenheit des Geländes an dieser Stelle gegeben.

Von ähnlicher Bedeutung war das Oderdefilé mehrere Jahrhunderte früher schon einmal gewesen. Es war dies in den Kämpfen der Askanier mit den schlesischen Piasten. Um diese Zeit tritt uns zum ersten Mal ein Ortsname entgegen. Es ist das magnum castrum Lubus im Jahre 1109. Lebus war damals Sitz der Bischöfe und des Domkapitels. Während der Kämpfe nun sahen sich die geistlichen Herren genötigt, ihren Sitz zeitweise auf das andere Oderufer nach Göritz zu verlegen.

Die schlesischen Piasten hatten die Kulturarbeit schon begonnen. Sie wurde nun von Westen her durch die Askanier noch energischer in Angriff genommen. Die Kolonisation führte zur Mischung des deutschen und des wendischen Stammes und schuf den heutigen Menschenschlag.

Die Charakterzüge dieser Rasse hier am Höhenrande von Lebus hat „unser“ Dichter Theodor Fontane in seinem Romane „Vor dem Sturm“ geschildert. Damals 1812 bildete Friedrich der Grosse das unerschöpfliche Thema für die Unterhaltungen der Bauern, und heute Prinz Friedrich Karl. In seinen „Wanderungen“ giebt der Dichter indessen auch ein Stück Wirklichkeit. Er schildert hier einige Glieder der Familie von der Marwitz, die auf dem Höhenrande von Seelow grossgeworden waren und die an Charakter und an Vaterlandsliebe keinem nachstehen. Da ist der Hubertusburg-Marwitz, wie Fontane ihn nennt, „der Ungnade wählte, wo Gehorsam nicht Ehre brachte“ und dann jener Friedrich August Ludwig von der Marwitz, zu dem König Friedrich Wilhelm III. die Worte sagte: „Immer nach Grundsätzen gehandelt haben“. Diese Familie hat in 150 Jahren mehrere hundert Offiziere,

darunter acht Generale in den Dienst des Vaterlandes gestellt. Sie ist nicht die älteste in dieser Gegend. Die Pfuël auf Jahnsfelde und die Burgsdorf auf Hohen Jesar sind älter.

Die eigentliche Kolonisationsarbeit übernahmen die Mönchs- und Ritterorden: die Cistercienser, die Tempelherrn und die Johanniter. Von den ersteren wurde 1232 Müncheberg gegründet, auf die Templer ist Comturei Lietzen, Tempelberg und Neuen Tempel zurückzuführen und an die Johanniter erinnert das achteckige Kreuz an der Kirche zu Marxdorf. Die Markgrafen Johann I. und Otto III. gründeten 1253 Frankfurt, das von nun an die Hauptstadt des Landes wurde.

Von den heidnischen Vorfahren hat sich noch manches erhalten. Zunächst erinnern durch ihren Klang an sie einige Ortsnamen z. B. Wulkow, Platkow, Gusow, Seelow, Dolgeln, Lietzen, Libbenichen, Karzig, Jesar, Malnow, Lebus, Boosen, Cliestow und Buckow. Mit Ausnahme von Buckow, Jesar und Lietzen liegen diese Ortschaften am östlichen Rande der Hochfläche. Buckow, Jesar und Lietzen sind an Seen gelegen und lehren wohl auch für die übrigen, dass es das Wasser mit seinem Fischreichtum war, welches die wendischen Ureinwohner angelockt hatte. Die übrigen Dörfer der Hochfläche führen deutsche Namen z. B. Heinersdorf, Falkenhagen, Petersdorf, Eggersdorf u. s. w.

Neben den Ueberresten der Sprache finden sich auch noch eine grosse Anzahl Gebrauchsgegenstände. Es haben sich z. B. an vielen Stellen Urnen oder doch Scherbenreste gefunden z. B. in Treplin Karzig, Schönfliess, Seelow u. a. O. Ferner hat man eine Anzahl Bronze- und Eisengeräte zu Tage gefördert z. B. in Karzig, Arnsdorf, Müncheberg und Steinhöfel, endlich auch Steinwerkzeuge bei Boosen und Diedersdorf. Das Märkische Provinzial-Museum beherbergt eine stattliche Sammlung aus dieser Gegend.

Nachdem so einige wichtige historische und kulturgeschichtliche Daten aufgeführt worden sind, welche in offenbarem Zusammenhange mit dem Relief des Landes stehen, ist es nun Zeit genauer auf den Bau der Landschaft selbst einzugehen.

Das Land Lebus ist die Hochfläche zwischen dem Oderthal und dem Spreethal, freilich wird der äusserste Südostzipfel nicht mehr vom Spreethal sondern vom Thal der Schlaube begrenzt. Im Nordwesten wird es gleichfalls durch eine Bodendepression von Barnim geschieden. Am deutlichsten ausgeprägt ist diese Thalfurche in dem Abschnitt, der das Rote Luch heisst. In ihm nehmen zwei Bäche ihren Ursprung: die Löcknitz und der Stobber. Erstere fliesst zur Spree und letzterer zur Oder.

Dass auch die Rinne geschichtlich eine Rolle gespielt hat, lehren die Namen der Landschaften zu beiden Seiten, welche schon von Altersher im Gebrauch sind.

Die Lebuser Hochfläche wird nun durch eine, allerdings viel unbedeutendere Rinne als es die bisher genannten sind, in zwei Abschnitte geteilt. Zwischen Falkenhagen und Petershagen ist der Scheitelpunkt dieser Rinne. Nach Norden und nach Süden schliesst sich hier in einem Grunde eine Reihe von Seen aneinander, denen ähnlich, wie wir sie von Grunewald her kennen.

Der westliche Abschnitt hat bei Heinersdorf etwa seinen Mittelpunkt. Hier findet sich neben dem Heinersdorfer See eine Meereshöhe von 101 m, die höchste Erhebung des Lebuser Plateaus. Nach allen Seiten dacht sich das Gelände ab, am gleichmässigsten nach Süden zum Spreethal. In dieser Himmelsrichtung hat man hier einen unbeschreiblich schönen Blick: weite Ackerfelder, Dörfer, Strassen, Busch, Wald und Seen und endlich im Süden als Abschluss die dunkle Kuppe der Rauenschen Berge. Im Nordosten nach Müncheberg hin bewahrt das Gelände noch 80 bis 90 m Meereshöhe und flacht sich zum Roten Luch hin ganz allmählich ab. Während diese Abdachung überall mit einer Einbnung des Bodens verbunden ist, treten am nordwestlichen Rande in der Umgebung von Buckow ganz ausserordentlich zerrissene Oberflächenformen auf, die dem Abschnitt den Namen der Märkischen Schweiz eingetragen haben.

Mit der Höhenlage und der Gliederung hängt auch die Beschaffenheit des Bodens zusammen. Im Mittelpunkte findet sich ein tragbarer Lehm Boden. Der Grundsteuerreinertrag beträgt z. B. in Heinersdorf und dem benachbarten Arnsdorf pro Hectar 16,84 M. Je näher die Dörfer dem südlichen und westlichen Rande liegen, desto sandiger wird der Boden und desto mehr sinkt der Grundsteuerreinertrag. Bei Müncheberg beträgt derselbe noch 14,88 M., bei Marxdorf 12,53 M., bei Falkenhagen 13,32 M., bei Eggersdorf 12,92 M., bei Tempelberg 13,14 M. und bei Steinhöfel 12,92 M. Noch näher dem Rande nimmt der Grundsteuerreinertrag weiter ab. Bei Dahmsdorf erreicht er 10,57 M., bei Münchehofe 9,40 und bei Trebus 9,76 M. Wo der Sand endlich allein herrscht, wie an der ganzen westlichen Grenze, dort hört der Ackerbau gänzlich auf und die Kiefernhaide stellt sich ein. Auch in der Nähe der kleinen Rinne inmitten der Hochfläche tritt der Wald auf, obwohl nur in geringer Ausdehnung, ein Zeichen, dass hier der Boden tragbar ist.

Was nun den östlichen Abschnitt der Hochfläche betrifft, so ist an diesem der Steilrand neben der Oder der merkwürdigste Bestandteil. Auf der ganzen Linie ist der Hang derartig schroff, dass er eine Beackerung nicht mehr zulässt. Oft sind auch steile Schluchten ausgewaschen, so namentlich bei Lebus, wo einige Kegel und schmale Plateaus stehen geblieben sind, welche zur Anlage von Befestigungen aufordern mussten, wie die Trachytkegel des Siebengebirges am Rhein.

Der Rand erhebt sich einige sechzig Meter über den Meeresspiegel, und da das Oderthal etwa 10 Meter Meereshöhe besitzt, so beherrscht ein Blick von hier oben das Oderbruch in seinem ganzen Umfange. Hier an diesem westlichen Höhenrande, sagt Fontane, war es, dass der grosse König über die goldenen Felder hinblickend, die Worte sprach: „Hier habe ich im Frieden eine Provinz erobert“. Da fast alljährlich das Hochwasser bei Lebus und Brieskow den Rand unterspült, so entstehen hier Abstürze, welche es erlauben, einen Einblick in die Zusammensetzung des Bodens zu thun. Die kahlen, senkrechten Wände bestehen aus Lehm. Dieser Lehm bildet auch die Ackerkrume der Felder in dem ganzen Strich neben der Oder. Hier liegen die stattlichsten Dörfer der Hochfläche; wie die Perlen auf einer Schnur reihen sie sich auf der grossen Chaussee zwischen Seelow und Frankfurt aneinander. Es sind die alten wendischen Ortschaften, die schon anfangs aufgezählt worden sind; aus den Fischern sind Bauern geworden. Der Grundsteuerreinertrag beträgt z. B. in Dolgelin 21,15 M., in Libbenichen 19,19 M., in Friedersdorf 21,93 M. und in Karzig 25,07 M. Auch nach dem Innern zu erhält sich dieser Stand des Bodens. Den besten Aufschluss gewährt eine Rinne, welche vom Hohen Jesarschen See aus über Schönfliess und Wüst Kunersdorf zum Oderthal führt. Die Böschung dieser Rinne besteht durchweg aus Lehm.

Hohen Jesar hat noch einen Grundsteuerreinertrag von 18,41 M. In den südöstlichen Zipfel hinein macht sich ganz allmählich wieder eine Verschlechterung des Bodens geltend. Bei Cliestow beträgt der Grundsteuerreinertrag noch 15,67 M. und bei Boosen nur noch 10,79 M. Auch der Wald fehlt auf diesem fruchtbaren Streifen gänzlich und erst bei Boosen stellt er sich wieder ein.

Damit wäre nun eine weitere Gruppe von Beziehungen erörtert worden, nämlich die Abhängigkeit der Bodenbenutzung, also die Verteilung von Wald und Feld, von der Gliederung der Landschaft und der Bodenzusammensetzung. Es bleibt nun noch übrig, die Herausbildung dieser beiden wichtigen Faktoren zu erklären, d. h. eine Darstellung der Geologie dieses Abschnittes zu geben.

Zwei Gesteinsarten sind es, welche sich an der Bodenbildung beteiligen: der Lehm und der Sand. Beide sind die Ueberbleibsel des Inlandeises, welches in der Diluvialzeit die Norddeutsche Tiefebene bedeckte. Der Lehm, der Geschiebelehm der Geologen, ist die Moräne derselben, d. h. die Schuttmasse, welche der Gletscher auf seinem Wege in sich hineingearbeitet hatte und die er beim Abschmelzen zurückliess. Neben dem Thon und Sand sind es vor allem die grossen und kleinen Steine, die Findlinge, die ihn charakterisieren. Die Geologen haben sie Geschiebe genannt, weil sie auf ihrer Oberfläche deutlich die Spuren

des Geschobenseins zeigen, sie sind an ihren Kanten und Ecken abgerundet, und viele zeigen auf ihren Flächen deutliche Politur. Diese grossen Steine haben von Anfang an auch hier im Lebuser Lande ein wichtiges Baumaterial geliefert. Die heidnischen Vorfahren haben hieraus ihre Steingräber, die Kolonisten ihre Stadtmauern und Kirchen und die heutigen Besitzer ihre Wirtschaftsgebäude errichtet. In der Regel sind es Gneise und Granite, doch findet sich daneben festeres Material z. B. Diorit und Feuerstein, aus denen die Steinwerkzeuge hergestellt wurden. Auch trifft man häufig genug Versteinerungen, vor allem Seeigel und Donnerkeile, diese stammen aber aus älteren, tieferen Schichten und sind vom Gletscher auf seinem Wege aufgelesen worden ebenso wie die Findlinge. Der Lebuser Steilrand von 50 m Mächtigkeit giebt eine ungefähre Vorstellung von dem Umfange, den das Gletschereis gehabt haben muss, um diese Masse zu transportieren.

Wie kommt es nun aber, dass hier am Lebuser Steilrande die Moräne eine solche Mächtigkeit besitzt, während sie am Rande des Roten Luches gänzlich fehlt?

Es ist klar, dass das abschmelzende Eis ganz ungeheure Wassermassen erzeugte, welche sich einen Abfluss verschaffen mussten. In den Thälern der grossen Ströme und kleinen Flüsse erkennen wir die Betten der Gletscherbäche wieder. Alle diese Rinnen, auch die kleinsten, sind für die heutigen Wasseradern viel zu weit und zu tief. Das Thal der Oder ist natürlich nicht von dem Schmelzwasser allein ausgewählt worden, das in seiner Nachbarschaft entstand; in den grossen Strömen sammelte sich vielmehr das Wasser von weit entlegenen Gebieten. In unserem Strich sind nur die Rinne des Roten Luches und die kleinen Gründe des Plateaus von dem Schmelzwasser dieses Stückes Inland-eises, das hier lagerte, ausgehöhlt worden.

Die Verteilung der Abschmelzwässer ist daher der Hauptfaktor gewesen bei der Herausmodellierung des Bodenreliefs. Nach der Spree und nach dem Roten Luch hin fehlen die Rinnen und Seen, hier muss daher das Schmelzwasser als ein breiter, aber seichter und langsamer Strom geflossen sein. Nördlich von Müncheberg, in der Nachbarschaft von Buckow, finden sich dagegen tiefe Schluchten, mit steilen Rändern, Seen mit schroffen Hängen, kurz zerrissenes Gelände, hier muss das Eiswasser eine grosse Kraft besessen haben und auch in grösserer Masse aufgetreten sein.

Weiterhin ist klar, dass dort, wo das Gletscherwasser spülte, die Moräne leiden musste. Sie wurde entweder gänzlich zerstört oder mehr oder weniger stark ausgeschlämmt. Namentlich die feinsten und somit für die Pflanzenernährung wichtigsten Bestandteile, vor allem der Thon, wurden ihr am ersten entzogen. In dem zentralen Teile und im östlichen Randstrich haben die Schmelzwässer nur eine sehr geringe Thätig-

keit entfaltet; es wird wohl der grösste Teil des Eises durch Verdunstung entfernt worden sein, deshalb ist hier die Fruchtbarkeit des Bodens eine grössere als gegen die Ränder hin. Selbstverständlich wird neben dem Angriff der Schmelzwässer auch die Mächtigkeit des Geschiebelehms von Einfluss bei seiner Erhaltung gewesen sein. Am Ostrande, wo seine Decke offenbar von Anfang an sehr stark war, ist er daher in grossem Umfange stehen geblieben.

Somit bildete sich in der Abschmelzperiode des Inland-eises sowohl die Gestalt unseres Bodens als auch seine Zusammensetzung heraus. Wir können eine Abschmelzzone und ein Moränengebiet unterscheiden.

Damit ist aber die bodenbildende Thätigkeit des Gletschers noch nicht erschöpft. Die Zeit des Abschmelzens ist nur die letzte Phase seines Daseins. Ebenso wichtig ist die Zeit des Vorrückens, hier ist er gleichsam lebendig und entwickelt Kraft.

Auch in der Zeit des Vorrückens spielte das Wasser schon eine Rolle, denn es entströmten auch dann dem Eisrande überall Gletscherbäche. Diese werden der Moräne, dem Schutt, das das Eis einschliesst, schon eine Menge Material entführt haben, so namentlich Thon, Sand und Kies. An passenden Oertlichkeiten setzten sie diese Materialien wieder ab, sodass beim Vorrücken das Gletschereis auf solchen Sand- bzw. Thonlagern zu liegen kam. Ueberall findet sich im Vergletscherungsgebiet unter dem Geschiebelehm der Sand, bzw. Thon; die Geologen haben diesem Sand den Namen Unterer Sand gegeben.

Wo daher der Geschiebelehm durch die Schmelzwässer gänzlich zerstört worden ist, dort bildet Sand die Oberfläche. Dieser Untere Sand, oft noch mit einer Decke von Geschieben, dem Rest der Moräne bedeckt, ist die herrschende Bodenart der Abschmelzzone.

Das waren die geologischen Begebenheiten, welche sich in der jüngsten Vergangenheit der Erde, dem Diluvium oder der Eiszeit, abgespielt haben.

Es bleibt nun zum Schluss noch übrig, die Gründe aufzusuchen, warum gerade an dieser Stelle eine derartige topographische und geologische Herausbildung des Bodens eintreten musste.

Bevor das Inlandeis von Skandinavien aus in unsere Heimat vordrang, war die Mark und die gesamte Norddeutsche Tiefebene Festland. Ein sandiges, thoniges Material, nicht unähnlich dem heutigen, bildete den Boden. Auch das Relief wird nicht viel anders gewesen sein als das heutige.

Aber dieses Material war doch in einer ganz anderen Weise entstanden. Der Thon und der Sand sind gebildet worden auf dem Grunde eines Meeres; dafür sprechen die Schneckenschalen, die sich in ihnen finden, und deren Verwandte noch heutiges Tages die Meere bewohnen. Und

in den Buchten dieses Meeres entstanden die Braunkohlen. Es waren, wie wir dies von Gr. Räschen kennen gelernt haben, eigentümliche Sumpfwälder, die untergingen und allmählich von Sand und Schlamm eingebettet wurden.

Braunkohlengruben finden sich auch in unserem Gebiet. Es ist die Grube Waldeck bei Müncheberg und die Gruben westlich von Frankfurt. In den genannten Gruben nun liegt die Braunkohlenformation sehr flach. Bei Cliestow trifft man sie schon nach 2—8 m Tiefe, und in der Grube Waldeck hat ein Schacht sie in 30 m Tiefe und ein zweiter, ein wenig östlich daneben gelegener, sie allerdings erst in 111,25 m Tiefe getroffen.

Diese Zahlen bestätigen die obige Annahme, dass in der Braunkohlenzeit die Oberfläche des Landes Höhenunterschiede hatte, wie die heutige.

Für den anrückenden Gletscher konnten diese Täler und Höhen nicht ohne Bedeutung sein. Die Höhen werden sein Vorrücken verzögert und die Abhänge werden ihm das Vordringen erleichtert haben. So wird er mit seinen Ausläufern erst die Tiefen ausgefüllt und allmählich bei genügender Mächtigkeit an passenden Stellen die Ränder der Mulden überschritten haben. In den Depressionen wird sich daher das Gletschereis angehäuft haben. Die Mächtigkeit des Lehmes an Lebuser Steilrände spricht dafür, dass die aufragende Höhe der Frankfurter Braunkohlenbildungen ein solches Hemmnis war, vor dem sich das Eis mit seinem Schuttmaterial auftürmte.

Die Braunkohlenflöze der Boosen - Cliestower Gruben befinden sich nicht mehr in ihrer natürlichen Lagerung, und Herr Geheimer Bergrat Berendt hat diese Störungen erklärt durch den Druck, den das vorrückende Inlandeis auf sie ausgeübt hat, dieser Druck konnte aber nur hervorgerufen worden sein durch die Schubkraft des vorrückenden Eisrandes gegen dies aufragende Hindernis.

Eine andere ähnliche Störung in den Schichten der Braunkohlenformation bespricht Herr Professor Wahnschaffe. Bei Buckow befindet sich eine Thongrube im Septarienthon, einer Gesteinsart der Braunkohlenformation. Der Thon und die begleitenden Sandschichten sind zu einer Falte zusammengelegt worden, diese Falte ist ausserdem noch ein Stück vorwärts geschoben worden, wobei diluviale Findlinge in den Thon eingepresst worden sind.

Dies ist ein Zeichen dafür, dass sich hier bei Buckow dem Gletscher bei seinem Vorrücken gleichfalls Hindernisse in den Weg stellten, sodass wohl auch hier eine Anhäufung von Eis sich bilden musste.

Auf dieser Ansammlung von Eis in der Umgegend von Buckow, bedingt durch die Beschaffenheit des Gletscherbettes am Ende der Braunkohlenformation, beruht nun wieder die Entstehung einer grösseren

Masse von Schmelzwasser, dieses schuf hier die Landschaftsformen, welche wir als Märkische Schweiz so sehr bewundern.

Da das Buckower Hindernis nicht so bedeutend war als das Boosen-Cliestower, so treten auch die begleitenden Folgen nicht so stark ausgeprägt hervor.

9. Nach der Sitzung fand eine zwanglose Vereinigung in dem Restaurant „Zum Schultheiss“ statt.

Volkstümliche Soldatenlieder.

(Nachtrag zu No. 11, 1896; S. 336.)

von **E. Lemke.**

Es sei mir gestattet, Einiges von den mir — nach dem Vortrage vom 22. Januar 1896 — zugesandten Mitteilungen und Liedern hier wiederzugeben, indem ich damit zugleich den geehrten Einsendern meinen Dank sage.

Den Anfang mache das Schreiben eines höheren Offiziers! „Als junger Kompagnie-Chef versuchte ich, von idealen Bestrebungen erfüllt, auch den Gesang meiner Kompagnie zu heben und zu bessern. Ich wählte alte deutsche Volksweisen und hübsche militärisch-patriotische Lieder aus, engagierte einen tüchtigen Lehrer und war beim Unterricht oft selbst zugegen, mich erfreuend an den guten Leistungen und dem Eifer, mit dem die Leute anscheinend bei der Sache waren. Nur zu bald aber wurde mir eine Enttäuschung zu Teil, denn als die Kompagnie hinausmarschierte, sangen die Mannschaften nur ihre eigenen Lieder, und ich lernte erkennen, dass man auch im militärischen Leben oft vergeblich gegen Unverstand und Dummheit kämpft. Später ist es wohl mal vorgekommen, dass die Leute mir unaufgefordert am Biwakfeuer, wenn ich in ihren Kreis trat, ein hübsches Lied sangen; — aber sie thaten das nur, um mir damit eine Freude zu machen, nicht zu eigenem Vergnügen. Die Lieder, welche eine Kompagnie auf dem Marsch singt, sind entweder unglaublich thöricht, ohne jede Pointe, oder — wenn die Disziplin nicht scharf gehandhabt wird — roh und gemein. Beide Arten eignen sich nicht zur Wiedergabe; und daran ändern auch alle Soldatenlieder-Bücher nichts, wie jede Buchhandlung sie in den hübschesten Ausführungen in den Handel bringt.“

Allen so Urtheilenden wäre zunächst zu empfehlen: für ein paar Jahre Mitglied eines Vereins für Volkskunde zu werden, da man ihnen ja nicht verschaffen kann, recht lange und vorurteilsfrei beobachtend

„unterm Volke“ zu leben, z. B. auf dem Lande. Im übrigen muss ich auf das in genanntem Vortrage Gesagte verweisen.

Das in Köhler's „Deutschem Taschen-Liederbuch“ angeführte Lied „Ich bin ein lust'ger Grenadier“ (in welchem die 2. Strophe beginnt: „Des Morgens, wenn ich früh' aufsteh'“), wird in Berliner Kasernen gesungen:

1. Wenn ich des Morgens früh' aufsteh'
Und zu meinem Braunen geh',
Dann besch' ich erst vorher,
Ob an ihm was Neues wär'.

6. Auf dem Kreuzberg angekommen,
Wird die Lanz' auf Land genommen.
Augen rechts! wird kommandiert
Und in Zügen aufmarschiert.

(15 Strophen.)

Herr Direktor H. Seide-Berlin schrieb mir: „dass viele einzelne Kompagnien ihre besonderen Lieder hätten, wie das nachstehende Lied, welches schon vor einigen dreissig Jahren in der 11. Kompagnie des Kaiser Alexander-Regiments gesungen wurde und welches auch wohl noch heute gesungen wird:

Wir alle unter 'nander
Sind Garde-Grenadier
Vom Kaiser Alexander
Und dabei Füsilier.

Wer ist es denn, der sie nicht kennt,
Die immer spät und früh',
Die man nur die mobile nennt,
Die eilfte Kompagnie?“

Ferner teilte mir Herr Direktor Seide das sogenannte „Maikäferlied“ mit, das nach der Melodie „Wohlauf, die Luft geht frisch und rein“ gesungen wird:

1. Hört, Kameraden! Sum, sum, sum,
So geht's auch hier im Kreise
Sagt, Kameraden, — sum, sum, sum —
Kennt Ihr die neue Weisc?
Maikäfer scheinen's mir zu sein,
Die lustigsten von allen,
Die allen Leuten, gross und klein,
In ganz Berlin gefallen.

2. Schwirrt einer mal die Strasse lang,
Bleibt jedes Mädchen stehen,

Um uns're Knöpfe, silberblank,
 Bewundernd anzusehen.
 Sie kugelt nach dem Adler dann
 Und nach des Koppels Schwärze,
 Bestellt sich gleich beim Weihnachtsmann
 Ein echt' Maikäferherze.

3. Auch unser König ehrt uns sehr,
 Davon will ich Euch sagen;
 Schickt' er doch unserm Kommandeur
 In schönen Maientagen
 In einer Schachtel, zierlich fein,
 Mit Löchern wohl versehen,
 Ein munteres Maikäferlein,
 Das er zuerst gesehen.

4. So kennt uns denn auch jedes Kind
 Beinah' schon in der Wiege.
 Bei unserm Anblick singt geschwind
 Der Bub': „Maikäfer fliege!“
 Folgt, Kameraden, seinem Wort,
 Regt Eure Flügel heute
 Und surrt und summt in Einem fort
 Vor lauter Lust und Freude!

In einem Soldatenliede heisst es:

Es hat die reitende Artillerie
 Der alte Fritz erschaffen;
 Und seit der Zeit, da nennt man sie
 Die Krone aller Waffen. U. s. w.

Die Zeitschrift „Ueber Land und Meer“ brachte in No. 20, Bd. 75, eine Notiz, welche nicht uninteressant sein dürfte. „Wegen des bekannten, auch zum Spitznamen gewordenen „Schlachtrufes“ — „Lehm op“ — der Bonner Königshusaren haben wir nähere Erkundigungen eingezogen und geben im folgenden wieder, was unser geschätzter Mitarbeiter A. Bacciocco uns schreibt. Das Wort stammt nicht aus den sechziger Jahren, sondern ist weit älter, und sein Ursprung dürfte in Aachen zu suchen sein. Prof. Schrader („Der Bilderschmuck der deutschen Sprache“) bezieht sich auf Hackländer, der in dem Roman „Ein Schloss in den Ardennen“ den Ursprung nach Bonn verlegt. Aber die Bonner Husaren hatten den Ruf- und Spitznamen „Lehm op“ von der Kölner Garnison, und diese hatte ihn aus Aachen. Der Ruf gehört nämlich zum „Lehmoplied“, welches schon vor etwa fünfzig Jahren von den Reservisten des 28. Infanterie-Regiments gesungen wurde und welches lautet:

Hoss (bald) treecke für (wir) dat Wöllehe (Rock) us
 Aen losse stohn dat Schelderhus;
 Dann schaffe für os 'ne Wagel an
 Aen fangen 'ne Lehm-op-Handel an.

Dann folgt der Refrain:

Hat ur Lehm nüdig?
 Ofen huch!
 Boven op . . . Lehm op!
 Kommt erop!

Der Sinn des Gesanges ist der, dass die Reservisten, die nicht zur elterlichen Scholle oder Werkstätte zurückkehren können, sich einen Wagen anschaffen wollen, um einen Handel mit Lehm, der billig zu haben ist, zu treiben. Einer singt die erste Strophe vor, und die anderen Soldaten fallen mit dem Refrain ein. Die letzten Worte „Kommt erop! — Lehm op!“ ruft eine Stimme aus dem Chor, als wenn sie von oben käme. Und dieser Ruf eines Husaren war die Veranlassung zu der ersten Erklärung. Wahrscheinlich wird heute noch von den Aachener und Kölner Reserveleuten dieses Lied gesungen.“

Zum Schlusse sei noch einmal das a. a. O. erwähnte Buch von F. W. Freiherr von Dittfurth („Einhundert historische Volkslieder des Preussischen Heeres von 1675—1866“; Berlin, E. S. Mittler & Sohn) herangezogen, wo es heisst: „Hauptquellen der älteren historischen Volkslieder sind Chroniken, handschriftliche Aufzeichnungen und Flugblätter, wie sie Bibliotheken und Archive vielfach bewahren: dort leichter zugänglich, als die fast allein im Volke sparsam überall zerstreuten der Neuzeit in geschriebenen Liederbüchern, Flugblättern und dem Volksmunde selbst. Das historische Volkslied, namentlich das Kriegslied, geht entweder von Selbstbetheiligten aus oder von Dritten, gewöhnlich überall vorkommenden Volksdichtern, die nach anderweitigen Mittheilungen ihr Erzeugnis meist aus lukrativen Rücksichten, schnell in's Volk zu bringen suchen. Erstere leben entweder traditionell fort oder gehen in fliegende Blätter über. Sie sind dabei fast immer die besseren, weil frischer, kecker, gedrängter, gleich auf That und Ziel losgehend, zugleich auch liedförmiger, mundgerechter zum Singen. Die andere Art ist mehrentheils weitläufiger, poetisch abgeschwächter, dürrer Relationsstyl, Zeitungslied. — Je mehr sich die Tagespresse ausbreitete, je tiefer zog sich das Flugblatt, namentlich aber das Relationslied, in die unteren Klassen zurück. Der artistische Wert in Illustration durch Kupfer und Holzschnitt früherer Blätter, als sie noch für gebildete Kreise berechnet waren, verschwand im alleinigen Hinblick auf die ungebildeteren allmählig ganz und so blieben sie kein Gegenstand mehr für Bibliotheken und sammelnde Liebhaber. Daher die Erscheinung, dass überall bedeuten-

dere Bibliotheken grössere Massen fliegender Blätter älterer Zeit besitzen, aus der neueren Zeit aber fast gar nichts aufzuweisen haben. In den Händen der niederen Klassen, in welchen man fast allein noch das hierher gehörige Flugblatt der neueren Zeit finden kann, erhält es sich aber bei deren Sorglosigkeit nicht sehr lange. So kommt schon gegenwärtig nur wenig aus den Zeiten Napoleons (I.) vor.“*)

Kleine Mitteilungen.

Die Berliner Mittwochsgesellschaft „Freunde der Aufklärung.“

Es sei hier auf einen für die Geschichte Berlins nicht unwichtigen Aufsatz aufmerksam gemacht, der an einer Stelle abgedruckt ist, die den Freunden der Heimatkunde unserer Provinz ohne diesen Hinweis verborgen bleiben möchte.

In der in diesem Jahre erschienenen Festschrift zur fünfzigjährigen Doktorjubelfeier des Berliner Germanisten Karl Weinhold, zu der sich 11 Gelehrte voreinigt haben (Strassburg, Karl J. Trübner), behandelt Heinrich Meisner S. 43 ff. jene geheimnisvolle Vereinigung der „Freunde der Aufklärung“, die 1783 gegründet wurde und 1798 mit dem Erscheinen des Ediktes gegen die geheimen Gesellschaften einging. Als ihr Gründer darf wohl der Arzt und Historiker J. C. W. Moehsen angesehen werden. Ihr Sekretär war Biester. Zu ihren Mitgliedern zählten Joh. Jacob Engel, Moses Mendelssohn, Fr. Nicolai, der Jurist Svarez und andere Männer, die die Litteratur- und Kulturgeschichte als Führer der Berliner Aufklärung nennt.

Meisner, der in einem, im Besitz der Königlichen Bibliothek befindlichen Konvolut Möhsenscher Schriften neues Material zur Kenntnis der Gesellschaft fand, teilt a. a. O. die Ergebnisse seiner Prüfung der Papiere mit, nachdem er kurz alle Stellen angeführt hat, an denen bisher über die Vereinigung gehandelt wurde. So wird denn das Geheimnis, das bisher noch über ihr geschwebt hat, gelüftet. Meisner ist in der Lage sämtliche Theilnehmer zu nennen und vermag auch über die Vereinsthätigkeit, den Verlauf der Sitzungen, den Verkehr der Mitglieder mit einander u. s. w. Auskunft zu geben. Auch über die Statuten berichtet er. Zu ihnen gehört die seltsame, aber für die Zeit bezeichnende Bestimmung, dass Exzellenzen nicht aufgenommen werden dürften. Ferner musste strenge Verschwiegenheit über alles in der Gesellschaft Vorgetragene beobachtet werden, was dann den Anlass zu allerlei Verdächtigungen ihrer Bestrebungen gab, von denen sich selbst ein Mann wie der bekannte Arzt und Philosoph J. G. Zimmermann nicht ausschloss. Die höchste Zahl der Mitglieder war auf 24 festgesetzt. Der Zweck der Vereinigung ist schon in ihrem Namen ausgesprochen: Aufklärung und Wissen wollte sie in die Kreise des Volkes tragen. Was sie that, um dieses Ziel zu erreichen, war freilich, wie Meisner ausführt, nicht erheblich und die Gründung einer Lesegesellschaft blieb ihr einziger praktischer Erfolg. Im

*) S. in No. 11, S. 343 Klaus und das Lied von Napoleon, „dem Schustergesellen.“

übrigen geschah nicht viel mehr, als dass die Mitglieder in den Sitzungen Vorträge hielten, über die man sich besprach und von denen, die nicht anwesend waren, schriftliche Gutachten einholte. Gewöhnlich wurden sie dann in dem Aufklärungsorgan jener Zeit, der von F. Gedike und J. C. Biester herausgegebenen „Berlinischen Monatschrift“ gedruckt. Hauptsächlich also auf Anregungen, die die Mitglieder für ihr eignes Schaffen empfingen, liefen die Bestrebungen jenes mysteriösen Bundes hinaus, der das Licht der Öffentlichkeit wahrlich nicht zu scheuen brauchte.

Otto Pniower.

Aus der Geschichte der Standesherrschaft Drehna. Es ist von jeher eine schöne Gepflogenheit gewesen, die Geschichte der engeren Heimat zu schreiben. Derartige Chroniken steuern wesentlich bei zum Gesamtbild der Geschichte. So ist auch mit Freuden zu begrüßen die „Festschrift zur Einweihung der Drehnaer Kirche am 12. Nov. 1895“, welche vor kurzem im Druck erschienen ist und Herrn Pfarrer H. Stollbrock in Fürstl. Drehna zum Verfasser hat. Dieselbe kommt uns, die wir die Aufhellung der Prähistorie und der Geschichte unserer Niederlausitz anstreben, sehr willkommen und gewährt in mannigfacher Beziehung Einblick in die Zustände früherer Jahrhunderte. Stollbrock hat sich der mühsamen Arbeit unterzogen, auf Grund von alten in der herrschaftlichen Rentei befindlichen Akten und Urkunden die verschiedenen Schicksale der dortigen Standesherrschaft und Kirche zu schreiben; im weiteren Sinne gestaltet sich seine klare und interessante Broschüre zu einer Schilderung der Hauptereignisse des Ortes überhaupt. Der Name Drehna ist slavischen Ursprungs; er soll früher Drjenjow gelautet haben und mit Drjewo=Holz zusammenhängen. In der Mitte des 18. Jahrhunderts hiess er Drehnow. Wir Niederlausitzer Altertumsforscher haben jedoch öfters die Erfahrung gemacht, dass trotz des anscheinend slavischen Namens manches Dorfes Ursprung bis in die germanische Zeit zurückreicht, gemäss der einstigen germanischen und später folgenden slavischen Bevölkerung unserer Heimat. So verhält es sich auch mit Drehna, wo in der Nähe vielfach germanische Urnen gefunden worden sind. Bis zum Mittelalter sind die Nachrichten dunkel, erst aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts stammen sichere Urkunden. Damals besass die Standesherrschaft das erlauchte Geschlecht derer von Minkwitz. Es gehörten dazu 22 Ortschaften, auch die Herrschaft Sonnewalde, welche jedoch 1537 an die Grafen Solms kam. Der erste Minkwitz und seine drei Söhne waren schon frühzeitig der Reformation zugethan, die nach den vom Superintendent Tzscharan gemachten Feststellungen bereits 1521 in der Niederlausitz Eingang fand. (Vergl. Dr. M. Luthers Verbindung mit der Niederlausitz, S. 33.) Die Minkwitzer werden gute Lutheraner genannt. Caspar erliess 1567 eine Kirchenordnung, erbaute auch eine Mauer um den Kirchhof, was eine lateinische Inschrift bezeugte. Dieses Geschlecht, dessen Mitglieder zum Teil in der Kirche begraben sind, zeichnete sich überhaupt durch rege Opferfreudigkeit in kirchlicher Beziehung aus und erfreute sich grosser Liebe seitens der Gemeinde. Der 30jährige Krieg brachte viel Elend über den Ort und die Standesherrschaft. Letztere verschuldete sehr; im Jahre 1640 wurde dieselbe von den

Gläubigern für 30,000 Thaler an Johann Friedrich verkauft, der sie seinem Vetter Lott Gotthard überliess. Er baute Pfarrhaus und Schulhaus wieder auf und suchte die Schäden des Krieges zu heilen. Der letzte Minkwitz war Caspar Ehrenreich, der im Jahre 1697 die Herrschaft an Balthasar Erdmann, Graf von Promnitz, für 82,000 Thaler verkaufte. Damit beginnt die II. Periode der Besitzer. Diese hatten die Herrschaft bis 1793 inne. In ihre Zeit fällt der 7jährige Krieg, welcher für den Ort wiederum viele Leiden schuf. Auch dieses Geschlecht zeichnete sich durch reges Verständnis für religiöses Leben und gottesfürchtigen Sinn aus. 1793 wurde die Herrschaft an den Grafen Moritz zu Lynar verkauft. 1806 erfolgte die Erhebung in den Fürstenstand. In die Lynarsche Zeit fallen die Kriegsstürme der Freiheitskriege, von vielem Elend begleitet. In dieser III. Periode lag nach Verfassers Angabe das kirchliche Leben der Gemeinde sehr darnieder. Mit dem Tode des alten Fürsten Otto wurde Frau von Gollnitz Universalerbin, die sich 1861 mit dem Baron von Eckardstein verheiratete. 1877 wurde die Standesherrschaft von dem Rheder und Handelsherrn Christian Heinrich Wätjen gekauft, dessen Familie sie heute noch inne hat und wie allbekannt eine fast einzig dastehende Opferfreudigkeit und Liebesthätigkeit in pietätvoller Erinnerung an den Tag legt. — Dies ist in grossen Umrissen die Folge der besitzenden Geschlechter. Parallel damit schildert Verfasser im speziellen die Kirchengeschichte von Drehna und der umliegenden Ortschaften, er bespricht die verschiedenen Schicksale derselben im Verlauf der Jahrhunderte, ihre Umbauten, Veränderungen, Schenkungen etc. Wir erfahren die Namen sämtlicher Prediger, die dort seit 1584 gewirkt haben. Es sind dies der Reihe nach Rahbach, Bauer, Jesäus, Dietrich, Grossmann, Mitius, Keck, Kümmler, Hecht, Roscius, Crusius, Lippack, Druschke, Alberti, Mirius, Hoffmann, Korn, Petrenz, Siedler, Schulze, Stappenbeck, Kozlowski, Hildebrandt, Charlier. Auch hierin ist die Schrift wichtig. Wie man zur Aufhellung der Vorgeschichte und Geschichte unserer Landschaft ausser den Funden auch die Sagen, Namen, Hausbau, Flureinteilungen, Gerätschaften herangezogen hat, so legt man neuerdings auch Gewicht auf das Alter und den Bestand der Kirchenbücher, ein Punkt, den jetzt Herr Amtsvorsteher Krieg in Schlieben näher verfolgt. Aber wir ersehen aus Stollbrocks Chronik auch sonst noch interessante Einzelheiten über Zustände in früherer Zeit. Sonderbare kirchliche Zustände müssen im 16. Jahrhundert geherrscht haben. Als „Frau Barbara“ 1596 den Pfarrer Jesäus berief, gab sie unter anderen folgende Instruktion: „2) Soll er aus der Pfarre kein Schankhaus machen, wie von etlichen seiner Vorfahren geschehen ist. 10) Soll er keine Predigt über eine Stunde lang machen und nicht sagen eine lange Predigt sei besser als zehn kurze; wie bisher oft erfahren.“ — An vielen Orten unserer Gegend finden sich auch Weinberge, die mit wenigen Ausnahmen noch im Betrieb sind. Meistens sind sie heute beackert oder anderweitig bestellt. Aus unserer Schrift lesen wir, wie die Besitzerin Emilie Agnes (in der Promnitz'schen Zeit) den Weinberg bei Drehna sehr kultivierte und in guten Jahren reiche Ernten machte. Damals also trank man noch inländischen Lausitzer Naturwein. Auch beutete Emilie Agnes besonders im Rehayner Revier den Kalk aus, der sich auch in einer nordwestwärts ziehenden Linie findet. Bei Gahro

nennt man noch heute derartige Vertiefungen die Kalkkütten. Schliesslich gedenkt Stollbrock auch der bekannten „wüsten Kirche“, eines der merkwürdigsten Baudenkmäler der Provinz, die auch in „Bergaus Kunstdenkmäler der Mark Brandenburg“ erwähnt ist. Diese Kirche ist noch in allgemeinen Umrissen erhalten, während von der Bornsdorfer an dem Kirchhof stehenden Ruine nur der Westgiebel, welcher mit zwei Rosetten geziert ist, dasteht. Noch ist nicht ganz klar, aus welcher Zeit die Drehnaer Ruine stammt. Manche sind der Ansicht, dass es eine Wallfahrtskirche gewesen sei in katholischer Zeit, namentlich wegen der Nische über der Sakristei. Denn für diese gäbe es in einer katholischen Kirche keine andere Erklärung, als dass dort ein Heiligenbild gestanden habe. Andere glauben, dass dort früher das Dorf gelegen habe, obwohl sichere Beweise für diese Erklärung nicht erbracht sind. Das wäre immerhin möglich. Denn wir haben in verschiedenen Orten den Ausdruck „Altes Dorf“. Auch von Bornsdorf sagt man, dass früher das Dorf bei der Kirche sich befand. Wir wissen, dass in den mittelalterlichen Kriegszeiten, zu den Zeiten der Pest, viele Dörfer ganz untergegangen und später zum teil an anderer Stelle wieder aufgebaut sind. Der darüber gehende Pflug verwischte sehr bald die alten Hofstellen. Bei Grünswalde stiess man schon mehrmals auf einstige Höfe. Eine von Herrn Sanitätsrat Siehe vor einigen Jahren im Innern vorgenommene Ausgrabung ergab keine näheren chronologischen Anhaltspunkte. Sicher aber steht fest, dass diese Kirche schon lange vor der Reformation wüste gewesen ist. In den Akten wird erwähnt, dass bereits im 13. und Anfang des 14. Jahrhunderts mit Calau zusammen Curia Dannerode genannt werde und dies die wüste Kirche bei Drehna bezeichne. Man wird nicht fehl gehen, wenn man ihre Zerstörung in die Zeit der Hussitenkriege verlegt. Die Hussiten sind thatsächlich nach Veters Chronik von Luckau bis in unsre Gegend gekommen. Besonders haben sie auch das Kloster Dobrilugk schwer heimgesucht.

Wenden wir uns vom Alten zum Neuen, so ist unter der jetzigen Herrschaft Drehna sehr verbessert und verschönert worden. Seit langer Zeit ist es ein beliebter Ausflugsort für die Umgegend, im Sommer ein liebliches Idyll, dessen Naturschönheit auch Trinius in seinen Streifzügen durch die Mark einen begeisterten Artikel widmet. Wer immer aber dorthin wandert, den schöngepflegten, grossartigen von seltenen Bäumen und Pflanzen bestandenen Park beschreitet, die Erinnerungen dieses altertümlichen Schlosses an sich vorüberziehen lässt und dann nach der wüsten Kirche hinaufpilgert, der unterlasse nicht, auch die Neuschöpfungen in Augenschein zu nehmen, darunter ein Werk hochherziger Opferfreudigkeit, die im neuen schönen Gewande prangende Kirche, welche eine Zierde bildet des Ortes und der ganzen Gegend.

Luckau, den 29. Februar 1896.

Robert Behla.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Demminerstrasse 64. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.

12. (3. öffentl.) Versammlung des V. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 9. Dezember 1896, abends 7 $\frac{1}{2}$ Uhr,
im grossen Sitzungssaale des Brandenburgischen Ständehauses,
Matthäikirchstrasse 20/21.

Der Vorsitzende Herr Stadtrat Ernst Friedel trug folgendes vor:

1. Amtsgerichtsrat Franz Kuchenbuch, der Senior der brandenburgischen Altertums- und Heimats-Forschung ist am 27. November d. J. in der Stadt Müncheberg, deren Ehrenbürger er war, im 85. Lebensjahre verstorben. Geboren während der Beschiessung Erfurt's durch die Franzosen am 4. September 1812 im säkularisierten Neuwerks-Kloster daselbst, wo sein Vater Rentmeister war, besuchte er die Gymnasien zu Erfurt und Heiligenstadt und studierte in Halle, Bonn und Berlin die Rechte. Als besoldeter Assessor kam er nach Fürstenberg a. O., wo er sich verheiratete, und von da 1850 als Kreisrichter nach Müncheberg. Er sammelte Altertümer bei Freienwalde und Wriezen, namentlich aber auf dem Töpferberg bei Belzig. Mit Herrn Apotheker Hermann Arndts zusammen, seinem treuen Freunde und Studien-genossen, kam er auf die Idee, 1865 in Müncheberg einen eigenen Verein für Heimatkunde zu begründen, dessen I. Vorsitzender er bis zu seinem Lebensende geblieben ist. Zu den ältesten derartigen Vereinen unserer Provinz gehörig, veranstaltete dieser Verein im Jahre 1880 auf der in Verbindung mit der XI. Allgemeinen Versammlung der deutschen Anthropologischen Gesellschaft zu Berlin vom 5. bis 21. August 1880 ins Werk gesetzten grossartigen Ausstellung prähistorischer und anthropologischer Funde Deutschlands, eine für ein so kleines Gebiet, innerhalb des von unserm II. Schriftwart Dr. Zache in unserer letzten Sitzung so anschaulich geschilderten Ländchens Lebus, überraschend reichhaltige und wertvolle Sonderausstellung, deren sachverständige Beschreibung im Katalog S. 105 flg. wir unserm Kuchenbuch verdanken. Dieser hervorragende Kenner unserer Heimat hat im Dienste der Erforschung derselben Jahrzehnte verwendet. Das alte Sprüchwort „fortes fortuna adjuvat“ hat sich hier glänzend bewährt. Ungemein zahlreiche Funde von der Steinzeit ab bis in das Mittelalter haben den wissenschaftlichen Eifer der Müncheberger Forscher reichlich belohnt und zieren die dortige Vereinsammlung sowie die Privatsammlungen der genannten Herren Arndts und Kuchenbuch. Weltberühmt ist aus der Vereinssammlung die der

Völkerwanderungszeit angehörige stählerne Speerspitze, ausgelegt mit silbernen Charakteren und germanischen Runen, 16,5 cm lang, das Silber zum Teil ausgelaufen, da der Speer aufrecht dem Feuer ausgesetzt war. Das unersetzliche, kostbare Stück wurde beim Abtragen des Ackers zum Auffüllen des Bahnhofs auf dem Acker des Gutsbesitzers Templin mit daneben stehenden Schildresten, Urnen und Leichenbrand gefunden. (Vgl. Kat. S. 76 u. 113, sowie „Anzeiger für Kunde der Deutschen Vorzeit, Nürnberg 1877 und „Bär“ 1877 Nr. 4, ein Abguss vom Kustos Buchholz im Zusammenhange mit dem Zacheschen Vortrag in der Brandenburgia am 25. v. M. vorgelegt.) Der treue Mithüter dieser Schätze, der zu wissenschaftlicher Auskunft und Führung an Ort und Stelle stets bereite Helfer, Franz Kuchenbuch, hat seine treuen Augen nunmehr nach langem thatenreichen, gesegneten Leben, zum ewigen Schlummer geschlossen. Unsere Brandenburgia wird das Andenken des wackern Müncheberger Altmeisters der Heimatkunde stets in Ehren halten.

2. Märkisches Liederbuch. Im Auftrage des Touristen-Clubs für die Mark Brandenburg zu Berlin gesammelt und herausgegeben von Fritz Eichberg, Mitglied des Touristenklubs. Berlin W. F. Fontane & Cö. 1897. Taschenformat 144 Seiten (242 Lieder). Fritz Eichberg, dessen „Markgraf Otto der Minnesänger, ein vaterländisches Gedicht“ und „Mark Brandenburg in Sage und Lied“ in unserer Brandenburgia beifällig besprochen und freundlich aufgenommen worden sind (Monatsblatt I. S. 203 u. III. S. 67) macht ein Exemplar dieser der uns nahestehenden und befreundeten Vereinigung von Verehrern unserer Mark gewidmeten Liedersammlung unserer Büchersammlung zum Geschenk. Das Liederbuch, welches sich von wenigen Ausnahmen abgesehen, auf die eigentliche Mark beschränkt, enthält in guter Auswahl meist vortreffliche und entsprechende, allemal sangbare Gedichte, I. Teil „Sängerstimmen aus der Mark“ (Heimats- und Vaterlandslieder, Wander- und Liebeslieder, Gesellschafts-, Trinklieder und Schwänke). Dieser I. Teil geht uns am meisten an, weil er unsere Heimat feiert, der II. Teil „Aus deutschem Liederschatz“ giebt eine angenehme Zugabe aus dem lyrischen Gesamtbesitz unseres Volks. Viele der Gedichte rühren von unserm Eichberg selbst her. Wir wünschen dem Büchlein eine recht weite Verbreitung in unseren Kreisen. Der ungemein billige Preis 50 Pf. pro Exemplar, bei grösseren Partien noch wohlfeiler, möge zu derselben mit beitragen. Hierbei kann ich den Wunsch nicht unterdrücken, dass auch unsere Brandenburgia ein eigenes, sangbares Liederbuch für ihre Zwecke herausgeben möge.

3. Demnächst spricht der Vorsitzende Ernst Friedel: Über die Christmette und den Christbaum in Berlin und der Provinz Brandenburg.

Das wieder bevorstehende schönste kirchliche Volks-Fest in unserm

christlichen Jahr legt es mir nahe, aus dem Archiv des Märkischen Provinzial-Museums das nachfolgende aus dem Kreise Luckau eingegangene Schriftstück in unserer Brandenburgia mitzuteilen.

„Dem verehrlichen Märkischen Provinzial-Museum übersende ich hiermit ein altes Wachslight als Geschenk.

Hier in Kirchhain in der Nieder-Lausitz besteht seit uralten Zeiten die Einrichtung der Christmesse. Dieselbe beginnt am 1. Weihnachtsfeiertag frühmorgens 8 Uhr und es werden dabei die sogenannten „Leuchter“ (grosse pyramidenförmige Gestelle mit zahllosen Lichten), welche alljährlich von den „Leuchterbauer-Gesellschaften“ schon mehrere Wochen vor dem Feste hergerichtet werden, angezündet. Zu dieser Messe strömt die Bevölkerung viele Meilen in der Runde hier zusammen; die Kirche ist gedrängt voll, die Andacht abgelenkt und gering.

Die Geistlichen und der Gemeindegemeinderat erhalten alljährlich zu Weihnachten und zwar zur Benutzung bei der Christmesse von der Kirchengemeinde Wachslights als Geschenk. Auch der Amtsrichter erhält nach alter Gepflogenheit ein solches Licht. Während dieselben jetzt ganz einfach aus weissem Wachs hergestellt sind, waren sie früher, d. h. vor etwa 75 Jahren, häufig reich verziert und bemalt. Ein solches altes Licht ist das beifolgende der Frau Wittwe Hauptvogel hierselbst, gehörig gewesene, welche dasselbe von den Eltern ihres verstorbenen Ehemannes im Jahre 1856 als etwas schon sehr Altes bekommen hat.“

Kirchhain N.-L., den 13. Januar 1895.

gez. Dr. Philippi, Amtsrichter.

Das noch ungebrauchte Wachslight ist 29,05 cm lang und hat 1,07 cm Durchmesser. Unten, wo es eingesteckt wird, ist es braun wie lackirt. Die Malerei besteht aus dem Bilde eines Landmädchens, das einen Tragebalken auf den Schultern führt, an dem je ein Henkelkörbchen rechts und links an einer Schnur hängt. Nach der Hutmode möchte man auf die zwanziger oder dreissiger Jahre dieses Jahrhunderts schliessen. Über dem Mädchen eine gepflückte rote Rose, darunter eine andere Blume, auf der Rückseite noch 2 dergleichen.

Diese Mitteilung des Herrn Philippi hat wegen der in manchen Kreisen noch immer für dunkel gehaltenen Herkunft unserer heimischen Weihnachtsfeier und unsers heimischen Christ- oder Weihnachtsbaums besonderes Interesse. Bei einer geschichtlichen Entwicklung und Erklärung aber des Christfests, der Christmette und des Christbaums sind primitive Anschauungen, wie sie den Ariern und Semiten von jeher eignen, daneben aber speziell Jüdische, Römische, Germanische, sowie Slavische Elemente und Einflüsse, welche vom christlichen Kultus übernommen wurden, zu unterscheiden.

Jedes Element hat beigesteuert. So kann man, nach Mannhardt: „Der Baumkultus der Germanen und ihrer Nachbarstämme“

(Berlin 1875 S. 232) geneigt sein, sich den Weihnachtsbaum aus christlichen Anschauungen zu erklären. Der 24. Dezember ist der Tag Adams und Evae. Die Kirche hatte durch die Wahl dieses Namens die Idee ausdrücken wollen, dass Christus als der zweite Adam den Verlust des ersten wieder einbringe. Denselben Gedanken drückte die Legende so aus, dass Adam einen Apfel oder Ableger des Baumes der Erkenntnis aus dem Paradiese mit sich nahm und einpflanzte; daraus spross ein Baum, aus dessen Holze das Kreuz gemacht wurde, an dem der Erlöser hing. Oder man sagte, dass auf Adams Grabe ein Reis vom Baum des Lebens wuchs, von dem Christus die Frucht der Erlösung brach. Demnach wird das Kreuz in der altchristlichen Vorstellung und Poesie als der neugepflanzte, fruchttragende, himmlisch nährenden Paradiesbaum inmitten der erlösten Menschheit aufgefasst. Dies ging, nachweislich seit dem 12. Jahrhundert, in die Weihnachtsspiele über. So erspriesst der Ideenkreis, nach welchem der Weihnachtsbaum samt seinen Äpfeln und Lichtern als der zum Lebensbaum gewordene Erkenntnisbaum und Christus selbst, welcher ja auch seinen Stammbaum von David, aus der Wurzel Jesse, herleitet, als Baum des Lebens und Licht der Welt erscheint.

Dennoch ist, wie schon angedeutet, dies nur eine der vielfachen Stützen des Weihnachtskults. Vorweg will ich bemerken, dass man die Lösung der zweifelhaften Fragen da, wo man sie in dem 355 Seiten starken, i. J. 1893 in Leipzig bei E. Keils Nachfolger erschienenen Werk „Die Geschichte der deutschen Weihnacht“ von Alexander Tille, z. Z. Dozent des Deutschen an der Universität zu Glasgow, erwartet, nicht durchweg findet. Tille hat zwar mit Bienenfleiss eine Menge geschichtlicher Nachrichten gesammelt, aber wie Karl Weinhold (Zeitschrift des Vereins für Volkskunde, IV. 1894 S. 100) bemerkt, die Verarbeitung des Stoffes durch unrichtige Annahmen und unsichere Beweisführung geschädigt. Auch ist das Schlussergebnis völlig verfehlt. Weinhold fügt S. 101 hinzu: „Um ein Wort über den Weihnachts- oder Christbaum zu sagen, so ist derselbe ursprünglich Symbol des frischen Naturlebens, so gut als die Bäumchen oder Zweige bei der Lenzverkündigung und als der Maibaum. Solche Bäumchen oder Bäume waren und sind daher auch bei Hochzeiten (z. B. in Oststeiermark, Schwaben, im lüneburgischen Wendland) Brauch. Der Aufputz fand sich allmählich von selbst hinzu. Die Lichter des Weihnachtsbaums sind wahrscheinlich von den Lichtern der Christmesse entlehnt.“ Auch diese Erklärung erschöpft nur einen Teil der Entstehungsursachen. Was den Uranfang des Lichterbaumes anlangt, so kann ich einem anderen unserer kundigsten Altmeister der Mythologie und des Folklore, unserem verehrten Wilhelm Schwartz („Der Weihnachtsbaum. Auch ein Stück Praehistorie in christlicher Form.“ „Bär“ VII. 1881 S. 197 u. 198) nur durchaus beipflichten. „Es ergibt sich als ein

prähistorischer alter Glaube, der nicht bloss die Arier, sondern auch die Semiten der Urzeit umfasst hat, eine Vorstellung, nach der man in dem täglich, zunächst wie eine Lichtsäule aufsteigenden und sich dann über die Welt ausbreitenden und durch die Wolken verästelnden Sonnenlicht, einen wunderbaren himmlischen Lichtbaum erblickte, der Vormittags aufsteige und Nachmittags sich wieder in sich gleichsam zurückzöge. Der Talmud bietet uns noch das einfache Bild, wenn er bei der Morgenröte an eine aufsteigende und sich durch die Wolken verästelnde Palme denkt, im Gegensatz zur Lichtsäule des Mondes, welche säulenartig aufsteige. Dementsprechend redet auch Rückert noch von der Sonne goldenem Baum, der im Blauen unbegrenzt blüht, und volksthümlich wird das Bild reproduziert, wenn es in einem kleinrussischen Volksrätsel heisst: Es steht ein Baum in jedem Dorfe, in jeder Hütte wird er sichtbar; und die Auflösung ist: „Die Sonne und ihr Licht.“

Dem Weihnachtsbaum unmittelbar nähert es sich bei unseren Germanen, wenn es auf Island (nach Maurer) bezüglich des Vogelbeerbaums*) heisst, dass man früher in der Weihnachtsnacht alle seine Zweige mit brennenden Lichtern besetzt gefunden habe, welche nicht erloschen seien, mochte der Wind auch noch so stark wehen.

Bei Tille a. a. O. S. 1—36 ist das Weihnachtsfest entstanden aus dem christlichen Jesusgeburtstfest, den römischen Januarkalenden und den deutschen Winteranfangsfeiern, wozu aber Jahrhunderte gehört haben, denn erst das Jahr 354 sah das erste Jesusgeburtstfest am 25. Dezember und zwar in Rom selbst. In Konstantinopel wurde das erste Weihnachtsfest 379 gefeiert. Während das Gesetz des Kaisers Valentinian über die gerichtsfreien Tage vom Jahr 389 ein Jesusgeburtstfest noch nicht kennt, nennen bereits die Erläuterungen zum Gesetzbuch des Westgotenkönigs Alarich, mit dem dieses gleich bei seiner Entstehung 406 ausgestattet wurde, Jesusgeburtstfest und Erscheinungstfest als gerichtsfrei. Dies ist in den Codex Justinianus von 534 aufgenommen. Zwischen dem alten und neuen Christgeburtstfest liegt ein Zwischenraum von zwölf Tagen, den der Syrer Ephraim schon im 4. Jahrhundert als heilig bezeichnete und dessen besondere Verehrungswürdigkeit die Synode von Tours als Dodekahemeron als „Zwölften“**) anerkannte. Wie viel die Vorstellung von der altgermanischen heiligen Zeit der Zwölften, die bis zum 6. Januar d. J. bis Grossneujahr reicht, hierzu beigetragen haben

*) *Sorbus aucuparia*. Vgl. meine Mitt. in Monatsblatt IV. S. 288. — Der Artikel von W. Schwartz ist in dessen Prähistorisch-anthropologischen Studien Berlin 1884 S. 464 fig. wieder abgedruckt. Siehe von demselben Verfasser: Sonntagsbl. des Posener Tageblatts Weihnachten 1881, ferner: Der (rote) Sonnenphallos der Urzeit (Berl. Zeitschrift f. Ethn. 1874 S. 180 und Zur indogerm. Mythologie I. Der himmlische Lichtbaum in Sage und Kultus (a. a. O. 1881 S. 139 fig.).

**) Vgl. über die Zwölften meine Angaben im Monatsblatt Brandenburgia II. S. 92.

mag, stehe dahin, jedenfalls ist es eine mindestens höchst merkwürdige Thatsache, dass mit der heiligen Christzeit des Zwölften die heidnisch germanische Festzeit des Umzugs der Götter übereinstimmt. Zweifellos hat dieses Zusammenfallen die Verbreitung des Christfestes ungemein gefördert. Auch bei den Slaven findet, wie bei allen Ariern, eine Winter-sonnenwendfeier statt, auch die Zwölften werden beobachtet, Momente, welche für die Aufnahme und Ausgestaltung der Christmette und des Christbaums für diejenigen Teile Deutschlands, welche slavisch-gemischte Bevölkerung haben, von ausschlaggebender Bedeutung war.*)

Erst die Synode von Mainz 813 ordnete die Weihnachtsfeier in Deutschland und zwar auf vier Tage (Tille S. 21). Weihnachten ist kein altgermanisches Wort. Nicht einmal die Westgermanen kennen es, sondern nur deren südöstlichste Gruppe, die Deutschen. Aber auch diese noch nicht bis zum Jahre 1000. Nach Tille (S. 22) ist Weihnachten entstanden aus *wich* = heilich und *naht* = Nacht, also Übersetzung von *nox sanctissima*. Die Heiligen Martin und Nikolaus, in Berlin und Brandenburg der Knecht Ruprecht, welche an Stelle heidnischer, germanischer z. T. auch slavogermanischer Götter getreten,**) werden mit Umzügen, Vernummungen und allerhand Possen, auf den Gassen und selbst in den Kirchen, während der heiligen Zeit gefeiert und treten hierbei selbst handelnd auf; auch sie werden in das Geburtsfest des Heilandes und in die Weihnachtsfestspiele gewissermassen als Schauspieler mit einbezogen. So entsteht auch hier die gleiche Verquickung von Christlichem und Heidnisch-Germanischem, dem von der Altmark ab östlich hier und da auch Züge aus dem wendischen Kulte leben beigefügt werden.

Wenn Tille S. 9 sagt: „Nach den beiden grossen Schlachtzeiten des Herbstes kannten unsere Vorfahren, so viel wir wissen, kein Fest weiter bis Frühlingsanfang. Speziell von einer Sonnwendfeier in den Zeiten germanischer Religion wissen wir nichts. Ein Sonnendienst aller Germanen ist schlechterdings unerweisbar, die Deutschen kannten einen solchen sicher nicht,“ so ist dagegen zu sagen, dass an sich schon die Wintersonnenwende das auffallendste Ereignis im astronomischen und meteorologischen Jahr für die nördlichen Völker ist. Denn gerade mit Überwindung des scheinbaren Absterbens der Sonne, d. h. gleich mit

*) Auch im Kirchenlied wird Christus gerade zu wie ein Sonnengott gefeiert, so bei Ch. Keymann († 1662):

„Wonne, Wonne über Wonne:
Jesus ist die Gnadensonne.“

***) Vgl. über den hier in Frage kommenden H. Nikolaus von Myra, jetzt in Bari, meine Angaben in „Möln und Till Eulenspiegel. Eine Wanderstudie von Ernst Friedel“ Berlin 1894. (Sonderabdruck aus dem Bär) S. 20 ff. Ruprecht. (Wodan) und Knecht Ruprecht (in Wodans Gefolgen) sind echt heidnische Gestalten

oder gleich nach dem kürzesten Tage beginnt der Winter, die Jahreszeit, welche gleichsam das Absterben der Natur darstellt. Dass nun von hier ab hoffnungsfreudig gerade der Feind des Winters, Licht und Wärme, wieder zunimmt, musste dem Naturmenschen besonders auffallen und zum religiösen Nachdenken, folgeweise auch zu religiöser Feier, anregen. Auf Sonnendienst der Germanen deutet bereits Caesar (Bell. Gall. 6, 21): *Deorum numero eos solos ducunt, quos cernunt, et quorum opibus aperte juvatur, Solem et Vulcanum et Lunam*, und in dem Merseburger Zauberspruch heisst es bekanntlich gerade von den Lichtgöttern: Phol (Balder) und Wodan fuhren zu Holze, da ward dem Fohlen Balders sein Fuss verrenket, da besprach ihn Sinthgunt (Morgen- oder Abendstern, als Begleiter der Sonne) und Sunna, ihre Schwester etc. In die heilige Zeit fällt das Jul-Fest,*) wobei das brennende, vom Berg gerollte Julrad auf die siegende Sonne hinweist; auch das dreimalige Hüpfen, die drei Freudensprünge der Sonne bei ihrem Wiederaufgang nach der längsten Nacht, diese vielfach in Deutschland verbreitete Vorstellung, deuten auf heidnischen Wintersonnwendkult. Auch führt Tille so viele gerade hierauf bezügliche Gebräuche vom skandinavischen Norden ab (vgl. z. B. S. 251) bis zur äussersten deutschen Sprachgrenze hinunter an, dass er sich mit seiner vorgefassten Meinung selbst bestens widerlegt.

*) Weihnachten wird als Julfest noch jetzt im Regierungsbezirk Stralsund, dem ehemaligen Schwedisch- oder Neu-Vor-Pommern vielfach gefeiert. Mir selbst ist am Heiligabend und an den Tagen vorher dort mancher Jul-Klapp geworfen worden. Allerdings drängt die Berliner Weihnachtsfeier den Jul-Klapp in Schwedisch-Pommern und auf der Insel Rügen mehr und mehr zurück. Der Jul-Klapp wird aber nebenher beibehalten. Der Hauptscherz bei dem letztern ist das lange Suchen bis der eigentlich Beschenkte und sein Geschenk nach Entfernung der schier endlosen Einwickelungen erkennbar wird. Die Hausthür oder Stubenthür wird plötzlich aufgerissen, mit verstellter Stimme ruft Jemand Jul-Klapp! wirft dabei das Paket hinein und entfernt sich dann eiligst, um nicht erkannt zu werden, indem er die Thür dröhnend hinter sich zuwirft. Mit diesem absichtlichen Erschweren der Auffindung des Geschenks hängt die Sitte in den manchen neuvorpommerschen und rügenschen Familien zusammen auch wo sie jetzt Weihnachten nach Berliner Art feiern, dass auf dem Weihnachtstisch, nicht wie bei uns, die sämtlichen Geschenke für jeden Beschenker an einer Stelle vereint aufgebaut, sondern absichtlich in einem künstlichen Durcheinander bescheert werden, so dass es bei vielen Beschenkten und vielen Geschenken oft lange Zeit währt, bis jeder Bedachte seine sämtlichen Geschenke herausgefunden hat. An Versuchen, die Jul-Feier, wenigstens das Jul-Klapp in Berlin einzuführen, hat es nicht gefehlt. So wurde, weil eine der Frauen Friedrich Schleiermacher's aus Stralsund stammte, das dort übliche Julklapp-Werfen zeitweilig in des berühmten Theologen Häuslichkeit geübt, wie mir eine Verwandte desselben mitteilt. Meine Frau, welche aus Greifswald, ebenfalls einer Julklapp-Stadt, gebürtig ist, hat das Julklapp-Werfen in der Christzeit in meine Familie eingeführt. Natürlich dient dergleichen nur zum Zeitvertreib, an eine Verdrängung des üblichen Weihnachtsfestes denkt dabei niemand bei uns.

Im „Indogermanischen Volksglauben“ Berlin 1885 S. 37 erklärt auch W. Schwartz im Gegensatz zu Tille den Weihnachtsbaum als Symbol des zur Wintersonnenwende wieder erstehenden Lichtbaums, also aus der urdeutschen Volks-Verehrung der sieghaften Sonne.

Der Leuchterbaum oder Lichterbaum, wie wir ihn in der christlichen Kirche frühzeitig kennen, hat seine Vorgänge bereits im alttestamentarischen Kultus des Judentums.*) Gewöhnlich wird hier der siebenarmige salomonische Leuchter schlechthin citiert oder der von Titus im Triumph aufgeführte Leuchter aus dem Tempel von Jerusalem, im Relief dargestellt auf dem Arco di Tito in Rom. Es wird aber schon für die Stiftshütte 2. Mos, 25, 31—40 ein dgl. Leuchterbaum aufgeführt, auch ist bei Sacharja 1, 2 die Vision von den zwei Ölbäumen und dem Baumleuchter zu beachten. Dergleichen Leuchterbäume haben sich, unmittelbar aus dem Judentum in das Urchristentum übernommen, durch alte Kunst-Stile vom romanischen und byzantinischen Stil bis in die späte Übergangs-Gotik erhalten. Insbesondere figurierten die Lichterbäume in der Weihnachtszeit und wurden vermehrt durch die eigentlichen Christbaumleuchter oder Weihnachtslichterbäume, welche in den Kirchen für die Besucher in der Christenzeit da standen, weil diese sich teils zur Christvesper am 24. abends, teils zur Christmette (Christmesse) am 25. Dezember früh mit Lichtern einfanden und sie auf Gestellen baumartig anordneten.

Diese Gestelle sind oder waren noch in ärmeren Kirchen aus Holz, dagegen in den ansehnlicheren Kirchen der Provinz Brandenburg von Schmiede-Eisen, teils mit Dornen, um Wachslichter darauf zu spiessen, teils mit Tüllen, um die Lichter hineinzupassen.***) Diese handfesten baum- oder pyramidenförmig sich nach oben verjüngenden Vorrichtungen standen auf einem langen Fuss (Stiel, Stamm), hierdurch einen wirklichen Baumstamm mit Krone nachahmend. Dazu sei bemerkt, dass bei uns frühzeitig auch wirkliche Bäume mit Lichterschmuck in den Kirchen gestanden haben, dass aber vielfach die natürlichen Weihnachtsbäume der Kirchen in Miskredit kamen, weil unsere Nadelbäume in der Mark früher noch mehr als seit den forstlichen Bereicherungen der letzten 150 Jahre lediglich aus den weniger ansehnlichen Kiefern *Pinus silvestris*,***) bestanden, welche wegen ihrer hängenden und sparrigen

*) Vgl. meine bezüglichen Angaben in „Wie kam der Weihnachtsbaum in unser Haus?“ in „Bär“ XII. 1886 S. 142 unter VI., einem Aufsatz, dessen Thesen sich in dem letzten Jahrzehnt immermehr bestätigt haben, und in der erwähnten Schrift „Mölln und Tille Eulenspiegel“ Berlin 1894 S. 25—28.

**) Daher auch Tüllenbäume genannt: Tille S. 278.

***) Im Süd-Osten unserer Provinz „Fichten“ im Westen „Tannen“ vom Volk genannt, wie denn der Ausdruck Kiefer auch in der Mittel- und Churmark mehr schriftmässig für das volkstübliche „Kiene“, „Kienbaum“ ist.

Zweige ein wenig repräsentatives Äussere besitzen. Auch wurde das Entnehmen der Bäume aus der Forst mitunter verboten; ferner fielen die künstlichen wie natürlichen Leuchterbäume im Weihnachtsgedränge leicht um. Man hat daher häufig Ersatzmittel, nämlich hölzerne Gestelle, von der Geistlichkeit Pyramiden genannt, mit Kieferngrün umwunden, aber ohne Stiel und Stamm, an Stelle von Weihnachtsbäumen in den Kirchen aufgestellt, ja wohl auch solche, die lediglich aus geöltem, hellgrünem Papier angefertigt waren. Der Feuersgefahr halber und da von jeher Leuchter- oder Lichter-Kronen in den Kirchen hingen, hat man ferner statt der Lichter-Bäume, sowie der Pyramiden, Weihnachts- oder Christkronen bei der kirchlichen Feier benutzt. Diese Weihnachtskronen aus geöltem hellgrünen Papier, welches auf Holzreifen aufgeklebt ist, an denen die Lichthalter befestigt sind, haben sich unverwüstlich in Berlin erhalten; so wurden sie daselbst noch in der diesjährigen Weihnachtszeit selbst auf dem Leipziger Platz inmitten eines reichen und vornehmen Stadtteils, ebenso wie richtige Pyramiden verkauft, welche letztere im alten Berlin, wie ich mich aus meiner Kindheit entsinne, in 3 Arten zerfielen: a. nur aus Holz, Ölpapier und Rauschgold, b. aus Holz umwunden mit Kieferngrün und buntem Papier bezw. Rauschgold, c. später häufiger ebenso aber mit Fichtengrün umwunden. In Berlin werden Pyramiden und Lichterkronen fast nur noch von den ärmeren Familien benutzt, weil sie damit die Kosten und die Zeit, welche das Aufputzen eines Christbaums erfordert, ersparen.

Ich sprach von Feuersgefahr während der Christvesper und Christmette*) und komme damit auf eine der Hauptursachen, welche die Weihnachtsfeier in ihrer heidnisch- wie christlich-theatralischen Ausbildung aus den Gotteshäusern vertreiben half.

Friedrich Schleiermacher lässt in seinem Gespräch „Die Weihnachtsfeier“, Halle 1806, S. 71 Ernestine, die Frau des Predigers Eduard sagen: „Damals nämlich wurden noch in den späten Abendstunden die sogenannten Christmetten gehalten und bis gegen Mitternacht unter abwechselnden Gesängen und Reden von einer unstäten und nicht eben andächtigen Versammlung fortgesetzt. Nach einigen Bedenklichkeiten durfte ich wohl begleitet mit dem Kammermädchen der Mutter zur Kirche fahren. In der Gegend des fast schon verlöschenden Christmarkts trieben sich grosse Schaaren von Knaben umher mit den letzten Pfeifen, Piepvögeln und Schnurren, die um einen wohlfeilen Preis losgeschlagen wurden, und liefen lärmend auf den Wegen zu den verschiedenen Kirchen hin und her. Erst ganz in der Nähe vernahm man die Orgel und wenige unordentlich begleitende Stimmen von Kindern

*) Eigentlich bedeutet Mette von matutina [hora] abgeleitet, einen Morgen-Gottesdienst, doch wird der Ausdruck, wie bei Schleiermacher, häufig auch vom Abend-Gottesdienst, namentlich protestantischerseits gebraucht.

und Alten. Ohnerachtet eines ziemlichen Aufwandes von Lampen und Kerzen, wollten doch die altersgrauen Pfeiler und Wände nicht hell werden, und ich konnte nur mit Mühe einzelne Gestalten herausfinden, die nichts erfreuliches hatten. Noch weniger konnte mir der Geistliche mit seiner quäkenden Stimme einige Teilnahme einflößen.“

Dies ein Zerrbild der kirchlichen Weihnachtsfeier aus der Zeit des krassesten Rationalismus. In der Zeit des Naturalismus ging es auch nicht erfreulich zu, aber doch anders.

Von Zittau aus dem vorigen Jahrhundert wird Folgendes berichtet: „Der Gottesdienst begann Morgens um 4 Uhr. Die Kirche war erleuchtet, es erschallten Musik und lateinische Gesänge. Das Fest lockte eine Menge Menschen aus den benachbarten Bergstädten dahin, die sich mit Brandtwein und Honigkuchen reichlich zu versehen pflegten, um sich gegen die Kälte zu schützen, und — das Christfest zu begehen. Die Kirche war gepfropft voll und der Lärm so gross, als wenn alle Trommeln eines Regiments auf einmal geschlagen würden. Der entsetzliche Dampf von Brandtwein, Lichtern und Tobac erfüllte die Kirche und erstickte fast den einzigen nüchternen Mann, den Prediger. Dieser konnte wegen des erstaunlichen Getöses nicht reden, stand still und sahe von der Kanzel herab den Unfug der Gemeinde. Brennende Lichter, die das besoffene Volk von den Leuchtern riss, flogen in der Kirche umher, bei einigen wirkte der im äussersten Uibermaass genossene Brandtwein und Honigkuchen von oben und unten. Andere wälzten sich mit Weibspersonen in öffentlicher Unzucht schamlos herum. So kann selbst die heiligste, die beste Religion ausarten, wenn nicht die aufklärende, sittlich wachende Vernunft ihr zur Seite bleibt.“*)

Dergleichen Unfug kam übrigens auch anderweitig bei der Rumpel-Mette in unserer Gegend vor, wobei im Dunkeln nach Ausblasen der Lichter mit Stöcken und Steinen ein gräulicher Lärm in Begleitung sonstiger Unziemlichkeiten verübt wurde, Symbolisierung des Überfalls Christi durch Judas Ischarioth und die hohepriesterliche Scharwache.***) — In den märkischen Kirchen kam es u. A. vor, dass bei der Schilderung der Geburt Christi und der Krippe der Geistliche vor der Kanzel die Stimmen der heiligen Tiere, d. h. Ochs und Esel, nachahmte. „So, meine andächtigen Zuhörer, schrien die lieben Öchslein . . . Muh!“ — worauf die Gemeinde mit kräftigem Muh! antwortete. „So schrien die lieben Eselein — I-A!“ und die ganze liebe Christenversammlung respon-

*) Tille S. 71 macht hierzu die Bemerkung: „Es ist die Zeit Lessings und Rousseaus, in der man mit der göttlichen Vernunft die der Zeit fremd gewordenen kirchlichen Bräuche und Dogmen mit neuem Leben zu durchdringen sucht.“ — Schönes Durchdringen!

**) Vgl. „Die Quitzows und ihre Zeit“ von Friedrich von Klöden. 3. Ausgabe, bearbeitet und herausg. von Ernst Friedel. Berlin 1889 I. S. 224.

dierte mit lautem I-A-Plärren. In den Dorfkirchen bliesen bei solchen Gelegenheiten auch wohl der Pferdehirt, der Kuhhirt, der Schweinehirt und der Schafhirt aus Leibeskräften auf ihren unharmonischen Berufsinstrumenten durcheinander.*) Als Lärminstrumente aus jener Zeit haben sich bei uns, namentlich in Berlin, die Knarren und der Waldteufel unverwüstlich erhalten.

Kein Wunder, dass wir schon frühzeitig, wenn auch erst in der protestantischen Zeit, in der Mark Brandenburg obrigkeitliche Verordnungen wider den Weihnachtsunfug finden.**) Im Visitationsabschied, Berlin Freitag nach Jubilate 1574 wurde verordnet: „Also soll auch der Rat die bösen Buben, so in der Christnacht und Oster-Nacht in den Kirchen alle Büberey treiben, durch die Stadtdiener herausjagen oder in die Türme setzen lassen, damit Zucht und gute Disziplin in den Kirchen erhalten und die Gottesfürchtigen an ihrem Christlichen Gebete nicht mögen gehindert, noch sonst geärgert werden.

Damit wurde die „symbolische“ Christfeier zum ersten Male aus der Kirche vertrieben und lediglich auf die öffentliche Strasse verwiesen.

Harmloser klingt folgende Weihnachtsschilderung aus unserer Gegend, welche Georg Buchmann in seinen *Annales oder Geschichtsbuch und die Chronica der Stadt Züllich*“ Küstrin 1665, (bei Tille H. 69) giebt. B. war 1598 in Züllichau geboren; das Geschilderte mag sich auf die Zeit um 1610 bis 1615 beziehen.

„Wir armen Schüler waren erst recht geplagte Märtyrer, dennoch aber hatten wir in unserm Kreutze auch allerhand Ergetzlichkeiten, die uns dann wieder aufmunterten und erfrischten. Denn kurz vor Weihnachten freuten wir uns auf das *Quem pastores* [das alte Weihnachtslied], und dass selbige beydes in den Schulen mit Versuchen, als in der Kirchen in der Christnacht würde gesungen werden. Und da wurden die *Quem pastores* Bücher unter der Zeit mit allerhand Farben gemahlet, zugerichtet und bereitet. Wenn der heilige Abend kam, waren wir bedacht auf die Christfackeln, die wir bei dem *Quem pastores* gebrauchen sollten. Und da war der Glöckner, der dieselben geschrenckt, von grün, rot und anderm farben Wachse machte und den Knaben umb das Geld verkaufte . . . Umb neun Uhr des Abends ward zur zur Christ-Nacht eingeläutet. Da alsdann alle Tore eröffnet worden, und kam eine grosse Menge Volckes zur Kirchen. Und da wurden den Jungfrauen Christfackeln in ihren Gestühlen fürgesteckt, von allerhand Farben geschrenckt, von denen, die ihnen etwa günstig waren, und ward

*) Vgl. Klöden-Friedel a. a. O. S. 308, über Ochs und Esel bei der Christfeier Tille S. 187.

**) Eine Zusammenstellung in Hermann Vogt's Aufsatz „Weihnachten“ „*Bär*“ 1887 S. 156 fig. und E. Friedel: „Wie kam der Weihnachtsbaum in unser Haus?“ „*Bär*“ 1886 S. 143 Nr. IX und X.

vor eine grosse Ehre gehalten. Die Knaben aber hatten ihre grösste Freude, mit ihren Fackeln das Quem pastores zu singen. Es wehrte aber dieser Gottesdienst drei gantze Stunden mit Singen und Predigen biss umb zwölf umb Mitternacht. Des Morgendes wie auch des heiligen Abend zur Vesper und Christ Nacht, wenn die hohe Predigt anging, so sang der Kantor aus den Schulen mit den Schülern in die Kirche das Puer natus in Bethlehem, und andere Weihnachtsgesänge und ging die gantze Kirche herumb mit den Knaben, wie in einer Prozession und wieder zurück in die Schule auff das Chor und fing sich alsdenn erst der Gottesdienst an. Und wenn es in der Kirchen gantz aus war und der Segen schon gesprochen worden, ward es auch mit Singen auf solche Weise gehalten. Und das wehrte alle drei Tage im Feste.“

Um 1642 eiferte Professor Dannhauer in Strassburg i. E. gegen die häusliche Weihnachtsfeier (Tille S. 259):

„Unter anderen Lappalien, damit man die alte Weihnachtszeit oft mehr als mit Gottes Wort begeht, ist auch der Weihnachts- oder Tannenbaum, den man zu Hause aufrichtet, denselben mit Puppen oder Zucker behängt, und hiernach schüttelt oder abblümen lässt. Wo die Gewohnheit herkommen, weiss ich nicht, ist ein Kinderspiel . . . Viel besser wäre es, man weihte die Kinder auf den geistlichen Cedernbaum Christum Jesum.“

Aus diesem Buch entnahm, wie Tille S. 135 und 260 ausführt Georg Grabow, Konrektor des Gymnasiums zu Cölln an der Spree 1679 Stoff für seine „Entdeckung der schädlichen und schändlichen Finsternis.“ „So schreibt D. Dannhawerus, ein berühmter Professor und Prediger zu Strassburg, im IV. Teil der Catechismus-Milch: Wir sind des anklebenden Unflats auch nicht allerdings befreyet. Von dem alten Päbstischen Sauerteig ist noch bei uns der Puppen-Marckt übergeblieben, der oft viel an der Devotion findet, und viel Tohrheiten nach sich schleift. Und p. 649 schreibt er: Unter andern Lappalien, damit war die alte Weynacht-Zeit oft mehr, als mit Gottes Wort und heiligen Uebungen zubringet, ist auch der Weynachts-Baum, oder Tannenbaum, den man zu Hause aufrichtet, denselben mit Puppen und Zucker behenget, und ihn hernach schütteln und abblümen lässt. Wo diese Gewohnheiten herkommen, weiss ich nicht. Es ist ein Kinderspiel, doch besser, als andere Phantese; NB. ja Abgötterung, so man mit dem Christkindlein pflaget zu treiben, und also des Satans Capell neben die Kirche bauet, den Kindern eine solche Opinion beybringet, dass sie ihre innigliche Gebätlein für den verummten und vermegeten Christ-Kindlein fast abgöttischer Weise ablegen. Viel besser wäre es, man wiese sie auff den geistlichen Cedernbaum Christum Jesum.“

1680 sagt Grabow in einem zweiten Traktätlein „Danck-Opffer“ von Freude, das sich die studierende Jugend an dem Weihnachts-Unfug

„mit Hintansetzung ihres eigenen Geniesses“ nicht beteiligt. „In allen Städten, ja in allen Gassen, wo nicht in allen Häusern, bald Alte, bald Junge, bald Grosse, bald Kleine“ gaben sich für den heiligen Christ aus. Schüler, Knechte, Mägde, Lehrjungen, alle liebten diesen Spass. Sie gingen „bey der finstern Abendzeit herumb“ und machten einen Höllenlärm. „Was müssen sie [die Juden] gedencken von unserm Messia, wenn sie unsern heiligen Christ sehen und hören daher kommen, in Begleitung vieler Jungen und Mägde, mit Spiessen und mit Stangen, mit vielen Schellen, mit grossem Geschrey und Klatschen der Peitsche?“

Dergleichen Traktätchen und Predigten haben auf die Dauer nicht gewirkt. Denn am 17. Dezember 1686 sah sich der Grosse Kurfürst gemüsst, in einem Edikt von Cölln an der Spree die Weihnachtspossen „beim sogenannten heiligen Christ“ mit folgender Verordnung zu verbieten:

„Unsern Gruss zuvor, Ehrwürdige, Ehrenfeste, Wohlgelahrte, Weise gute Gönner und Freunde etc. Nachdem viele Prediger und andere vielfältig geklaget, dass gegen die Weihnachts-Feste mit dem sogenannten heiligen Christumgehen viel sehr ärgerliche Dinge vorkommen, sogar Comödien und Possenspiele dabey gemacht und getrieben werden, Se. Churfl. Durchl. unser gnädigster Herr, aber solche Aergerniss durchaus abgeschafft wissen wollen; als befehlen Namens Deroselben Wir Euch solche Aergerniss gänzlich abzuschaffen, und darüber ernstlich zu halten. Es geschieht daran Sr. Chf. Durchl. Wille und wir seynd Euch mit Freundschaft gewogen.“

Der Unfug dauerte fort, weshalb König Friedrich I. von Preussen nachstehende Verordnung in Cölln a. d. Spree am 18. Dezember 1711 erliess:

„Von Gottes Gnaden, Friedrich, König in Preussen pp. Unsern pp. Weil mit denen Lichter-Cronen auf dem Christabend viel Gaukelei, Kinderspiel und Tumult getrieben wird, als befehlen wir Euch hiermit nicht allein solche Christ- und Lichterkronen*) gänzlich abzuschaffen, sondern auch die Christmetten nicht des Abends, sondern des Nachmittags um 3 Uhr zu halten. Daran geschieht unser Wille, Und seynd Euch mit Gnaden gewogen.“

Um dem Unfug auf der Strasse auch nicht ferner durch die Christmetten Vorschub leisten zu lassen, verordnet endlich König Friedrich Wilhelm I., der gestrenge Vater Friedrichs des Grossen, am Tage vor dem Christabend 1739 zu Berlin in einem Edikt „wegen der Christabend-Ahlefanzereien“ den Tag vor Weihnachten die sämtlichen Kirchen des

*) Man trug sie brennend auf Stöcken durch die Strassen, teils einzeln, teils im Zuge, welcher den kläglichen Ueberrest der alten Weihnachtsmysterien und Weihnachts-umzüge bildete.

Nachmittags schliessen zu lassen und keine Christabend- und Christnachts-Predigten zu halten.

So war denn die symbolische Christ- und Weihnachtsfeier mit Baum und Licht von den Märkischen Kirchen auf die Strasse und schliesslich auch von dieser vertrieben und es blieb folgeweise der Weihnachtsfeier nichts weiter übrig, als sich in das Haus und die Familie zu flüchten.

Das ist der Anfang unserer heutigen Weihnachtsfeier. Es ist bezeichnend für den heutigen ethischen Sinn unsers Volks und das unverwüstliche Festhalten an den alten Weihnachtsgebräuchen, dass in der 2. Hälfte gerade unsers, jetzt zur Neige gehenden, vielfach, aber zu Unrecht, als irreligiös und unchristlich verschrienen Jahrhunderts eine rückläufige Bewegung stattgefunden und dass die öffentliche Christfeier mit dem Weihnachtsbaum vom Hause und der Familie aus in alter, aber weitaus veredelter Form den Wiedereinzug in unsere Gotteshäuser gehalten hat.

Wie also kam der Weihnachtsbaum in unser Haus? Ernst H. L. Krause („Globus“ 1896) meint die älteste bis jetzt bekannte Nachricht über den Weihnachtsbaum i. J. 1503 gefunden zu haben.*) In diesem Jahre am Sonntag vor Mitfasten, kam der Prädikant der Freien Stadt Strassburg, der berühmte Geiler von Kaisersberg, in seiner Predigt darauf, dass alle in Strassburg herrschenden Weihnachtsgebräuche heidnisch seien und abgeschafft werden müssten.***) Die Heiden hätten um Neujahr den Januar oder Janus geehrt: „Etlich mit tantzen und springen, ander mit stechen, ander mit danreiss in die Stuben legen, ander mit bechten,***) ander dass sie einander gaben schicken, lebkuchen, wein“ u. s. w. (Die Emeis Bl. 47 sp. 4). Anscheinend handelt es sich aber hier nicht um Aufstellen des Weihnachtsbaums, sondern nur um das Ausschmücken mit Tannenreisig, eine viel ältere, dem Weihnachtsbaum lange voraufgehende Sitte. Krause sagt: um 1600 hatte die katholische Kirche gegen den Tannenbaum nichts mehr einzuwenden. Wie Jos. Gény aus der Beckschen Chronik mitteilt, wurden am Christabend in der Herrenstube zu Schlettstadt „Meyen“ (d. h. Festtannenbäume) aufgerichtet und mit Äpfeln und Oblaten geziert, und von dieser Feier zogen die Mitglieder der Stube, zu denen

*) Tägliche Rundschau. Unterhaltungsbeilage Berlin 80. Dec. 1896. S. 1159 und „Globus“ Bd. 70, 1896 Nr. 24.

***) Johann Geiler von Kaisersberg, geb. zu Schaffhausen 16. März 1445, todt zu 10. März 1510 als Domprediger zu Strassburg, ein derbhumorister Prediger, gewissermassen ein Vorläufer des Pater Abraham a Sancta Clara.

****) Das Wort „bechten“ verrät, dass wir hier Reste des süddeutschen Berchtakultus vor uns haben — wie auch noch die Salzburgische Waldordnung von 1755 „Bechl oder Weihnachtsboschen“ kennt.

auch Geistliche gehörten, zur Mette. Am Dreikönigstage (Grossneujahr, 6. Januar) kamen die Kinder, „die Meyen schüttlin,“ also die Tannenbäume zu plündern.

Tille (S. 257, 2⁸⁸) fixiert dagegen 1605 als das bis jetzt bekannte früheste Jahr des Weihnachtsbaums. In einer dieser Zeit angehörigen Handschrift eines ungenannten Verfassers „Memorabilia quaedam Argentorati observata“ heisst es: „Auff Weihnachten richtet man Dannenbäum zu Strasburg in den Stuben auff, daran hencket man roszen auss vielfarbigem papier geschnitten, Aepfel, Oblaten, Zischgold, Zucker“ u. s. w.

Dass das bekannte Bild von C. A. Schwerdtgeburch „Weihnachten in Luthers Hause“ darin den mit Lichtern geschmückten Tannenbaum frei phantasiert hat, bedarf kaum der Erwähnung. Noch schlimmer ist der Anachronismus, den Victor von Scheffel begeht, wenn er im 10. Kapitel seines Ekkehard die Herzogin Hadwig auf dem Hohen Twiel ihrem Gesinde unter einem äpfelgeschmückten Lichterbaum bescheeren lässt. Damals beschenkte man sich, wie noch jetzt in England und Frankreich, ohne Baum und zu Neujahr.

Vielfach zitiert wird in den Gelegenheitschriften über den Weihnachtsbaum die Angabe bei Mannhardt, Baumkultus 1875 S. 239, insbesondere soweit Berlin in Frage kommt. „Das protestantische Norddeutschland hegt ihn seit geraumer Zeit in seinen Städten (nach Oldenburg soll er gegen das Ende des 18. Jahrhunderts gekommen sein), aber dem niederdeutschen Bauer in der Provinz Preussen, in Pommern, Mecklenburg, Holstein u. s. w. war er noch in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts fast unbekannt.“*) Schleiermacher in seiner 1805 zuerst erschienenen „Weihnachtsfeier“ und Tieck (Novelle Weihnachtabend) erwähnen ihn noch nicht als Bestandteil der Festfeier in Berlin.“ — Wilhelm Schwartz bemerkt hierzu „Indogerm. Volksgl.“ 1885 S. 38. „Wenn Mannhardt übrigens das Alter des Weihnachtsbaumes in der Mark und speziell in Berlin nach den daselbst angeführten Gelegenheitschriften von Schleiermacher und Tieck bezweifelt, so ist er im Irrtum, wie ich wohl einmal Gelegenheit haben werde, eingehender auszuführen, da der betr. Fall gerade für seine sogen. historische Basis im allgemeinen nicht uninteressant ist. Hier nur so viel, dass ich schon in der Tradition meiner Familie den Weihnachtsbaum daselbst bis weit in das vorige Jahrh. hinein verfolgen kann, und wenn es nicht in den Märkischen und Norddeutschen Sagen von Kuhn und mir ausdrücklich berichtet worden, so hat es nur den Grund, weil es uns als Berlinern so bekannt und unbezweifelt war, dass jede Erwähnung unnötig schien. Allerdings

*) Stimmt auch nach meinen Erfahrungen. So kannten z. B. der Grossvater und die Grossmutter meiner Ehefrau, beide 1797, jener in Güstrow, diese zu Friedland in Mecklenburg geboren, in ihrer Jugend den Weihnachtsbaum noch nicht und vermochten sich deshalb auch später nicht besonders für ihn zu erwärmen. E. Fr.

zeigte speziell Berlin zu Anfang dieses Jahrhunderts verschiedene Gruppen und Nüancierungen des Gebrauchs. Die vielfach den Ton angehenden französischen Refugiés z. B. feierten das Fest lange Zeit gar nicht in der Weise, wie es sonst üblich war, der gewöhnliche deutsche Bürger aber stehend mit Kiene oder Pyramide, wofür in feineren Kreisen anderer Blumenschmuck eintrat, da man das Volkstümliche damals vielfach für „ordinär“ hielt.“

Da mein verehrter Lehrer Wilhelm Schwartz jene Gelegenheit leider bisher nicht ergriffen hat und die Angelegenheit für uns Berliner und Märker doch wichtig genug ist, erlaube ich mir auf die Ausführungen, Schleiermachers, Tieck's und auch E. T. A. Hoffmann's näher einzugehen.

Zunächst Ludwig Tieck, 1773 als Sohn eines Seilermeisters (oder Tischlers) zu Berlin geboren, lässt in seiner Novelle, „Weihnachts-Abend“, Gesammelte Novellen. 2. Bdchen. Breslau 1835, S. 8 flg. Medling, einen geborenen Berliner, den Weihnachtsmarkt Spree-Athens in der Zeit von 1780 ausführlich beschreiben. Weihnachtskronen, Weihnachtsbäume und Weihnachtspyramiden werden dabei nicht erwähnt. Wären sie auf dem Berliner Weihnachtsmarkt sehr verbreitet gewesen, so hätte der Erzähler sie gewiss aufgeführt.

S. 14 flg. lässt Tieck den Erzähler an dem heiligen Abend vor Weihnachten im Jahre 1791 zu Berlin an der Ecke des Schlossplatzes und der Breitenstrasse folgendes Gespräch vortragen:

„Ach! wie hell! rief die Kleine plötzlich. Was ist Dir? fragte die Mutter. — Da unten in dem grossen Hause, sagte das Kind, zünden sie schon den Weihnachten an.“

Jeder moderne Schriftsteller würde zweifellos hier schreiben: „den Weihnachtsbaum“. Wenn dies 1791 nicht geschieht, so ist es ein Beweis, dass der Weihnachtsbaum damals unserm Tieck noch nicht geläufig war. In der That erzählt auch das Kind S. 43 hinsichtlich derselben Christbescheerung „von den grossen Pyramiden mit den vielen, vielen Lichtern.“ Also mehrere Pyramiden und keine Konzentration der Weihnachtsfeier wie heut auf Eine Pyramide oder Einen Weihnachtsbaum. Da das Kind allein steht und aus einer verarmten Familie ist, so giebt es in letzterer allerdings nur eine kleine Pyramide für die paar Wachlichterchen. S. 63. Vom Weihnachtsmarkt wird S. 66 noch erwähnt, dass Jungen „Pyramiden, Waldteufel kauft!“ ausriefen, S. 66, und ich habe bereits in meinem Aufsatz „Wie kam der Weihnachtsbaum in unser Haus?“ Bär 1886 S. 143 unter Nr. VIII erwähnt, dass auf einem alten Kupfer etwa von 1770—1780 auf dem Berliner Weihnachtsmarkt auch eine aufgehängte verkäufliche Pyramide zu bemerken ist.

Auch in „Tlantla quathapatli, Chronik von Berlin“ 9. Bd.

1790 S. 46 wird der Weihnachtsmarkt daselbst ausführlich beschrieben, aber weder Pyramide noch Weihnachtsbaum erwähnt.

Schleiermacher lernte Märkischen und Berliner Brauch erst spät kennen. Geb. 21. Nov. 1768 zu Breslau, studierte er in Halle, war 1796 Hülfsprediger in Landsberg a. W., 1796 an der Charité in Berlin, 1802 Hofprediger in Stolpe, 1804 bis 1807 Professor in Halle, dann in Berlin, seit 1809 Prediger an der Dreifaltigkeitskirche bis zu seinem Tode am 12. Februar 1834. Er schrieb also „Die Weihnachtsfeier“ in Halle, wo sie auch 1806 erschien. Sie beweist hiernach für Berlin überhaupt Nichts. Der Zug eines platten Rationalismus, der aber unserm Schleiermacher, da sich mehrere Personen von verschiedenen Standpunkten über Weihnachten unterhalten, nicht zur Last zu legen, aber für die Zeit und deshalb auch für die damalige Weihnachtsfeier charakteristisch ist, geht durch das Gespräch. 87 S. 38 „Nun gar die spielende Andacht mit dem Christkindlein, und die Anbetung des Heiligenscheins, den sie ihm selbst gemacht hat, ist das nicht der unverkennbarste Keim des Aberglaubens? Ist es nicht der baare Götzendienst?“ S. 78 flg. wird die Beschreibung geschildert; vom Weihnachtsbaum, von Pyramiden und dergl. ist keine Rede.

In der wunderlichen Erzählungen- und Märchen-Sammlung E. T. A. Hoffmann's „Die Serapions-Brüder“ I. Band, Berlin 1819 wird in dem Märchen „Nussknacker und Mausekönig“ in einem besondern Abschnitt „Der Weihnachtsabend“ behandelt. S. 473 heisst es „Der grosse Tannenbaum in der Mitte trug viele goldene und silberne Äpfel, und wie Knospen und Blüten keimten Zuckermandeln und bunte Bonbons und was es sonst noch für schönes Naschwerk giebt, aus allen Ästen. Als das schönste an dem Wunderbaum musste aber wohl gerühmt werden, dass in seinen dunkeln Zweigen hundert kleine Lichter wie Sternlein funkelten und er selbst in sich hinein und herausleuchtend die Kinder freundlich einlud seine Blüten und Früchte zu pflücken.“

So würde man heut den Weihnachtsbaum nicht schildern, er muss damals wirklich noch ein Wunderbaum, etwas Rares gewesen sein. Für Berlin, das nicht genannt wird, beweist die Stelle direkt nichts. Hoffmann, 1776 zu Königsberg i. O. geboren, hat allerdings am Schluss des Jahrhunderts in Berlin gearbeitet, kam aber 1800 von hier fort und erst 1816 wieder als Rat an das Kammergericht zu Berlin, woselbst er 1822 starb. Es ist also möglich, dass ihm in jener mit dem 1. Bd. der Serapionsbrüder 1819 veröffentlichten Weihnachtsfeier eine Häuslichkeit in Berlin vorschwebte.

Auffallend ist es, dass so eifrigen Sammlern wie Mannhardt, Schwartz, Tille etc. ein Gedicht von Fr. Wilhelm August Schmidt-Werneuchen: „Der heilige Abend vor Weihnachten“ entgangen ist, das wir bei seiner Bedeutsamkeit für unsere engste Heimat hier wiedergeben.

Schmidt*) hat sich fast nur in der Umgebung Potsdams und Berlins aufgehalten und eine glückliche Aufmerksamkeit für jegliches Folklore an den Tag gelegt. Das Lied, um 1795 entstanden, lautet:

1. Das Schneedach fegt des Sturmes Saus, die Ofenflammen zittern.
Die Kinder bleiben gern zu Haus und denken nicht an schlittern;
Denn sieh! Der Abend graut, und Ruprecht kommt, und baut
Für jedes bald ein Tischen auf, und legt gar schöne Sachen drauf.
2. Im Nebenzimmer kramt er schon den Quersack aus und tuschelt.
Und horch! wie sacht er jetzt darin entlang die Wände ruschelt.
Nun hebt der Jubel an, die Tür wird aufgethan.
Sieh da die Tischchen, weiss gedeckt, voll Kerzen grün und
rot gefleckt.
3. Hinein stürmt Bub' und Mägdlein flugs, zu sehn, was ihm beschieden:
Vor allem prangt von grünem Bux ein Wäldchen Pyramiden
Mit goldnen Nüssen dran; hier nickt ein Sägemann,
Dort grünt ein Busch mit Lämmern drin, bewacht von Hund und Schäferin.
4. Nussknacker stehn mit dickem Kopf bei Jud' und Schornsteinfeger.
Hier hängt ein Schrank mit Kell' und Topf, dort hetzt den Hirsch der Jäger.
Hier ruft ein Kuckuk, horch! und dort spaziert ein Storch,
Mit Äpfeln prangt der Tannenbaum, und blinkt von Gold-
und Silberschaum.
5. Zu Pferde paradiert von Blei ein Regiment Soldaten,
Ein Sans façon sitzt frank und frei gekrümmt und münzt Dukaten.
Und alles schmaust und knarrt; Trompet und Fiedel schnarrt.
Fern stehn die Alten, still erfreut, und denken an die alte Zeit.
6. Nun Mutter! ob dem lieben Brauch sei recht vergnügt und keife
Heut Abend nicht, du Vater auch, und bräch' auch deine Pfeife
In hundert Stücken heut, da alles jauchzt und schreit,
Und, weil so hell der Wachsstock brennt, voll Freude durchein-
ander rennt.
7. So geht's bis in die späte Nacht, und selbst das Kleinste hätte
Sie ohne Schlummer gern durchwacht, doch Mutter ruft: zu Bette!
Und jedes macht zur Ruh nur halb die Augen zu,
Und wünscht: o wär' es Morgen doch! und sieht im Traum die Lichter noch.

*) Vgl. über seine Persönlichkeit meine Angaben im Monatsblatt der Brandenburgia V. 8. 269, geb. 23. Mai 1764 in Fahrland bei Potsdam, zuerst Prediger am Invalidenhaus zu Berlin, dann Pastor zu Werneuchen, woselbst er 26. April 1838 verstarb.

So feierte man bei uns in der Mark vor hundert Jahren Weihnachten, insbesondere in den kleinen Städten und auf dem Lande, gemütlich, behaglich, friedlich. Gleichwohl sind die Bestandteile dabei zum Teil andere als am heutigen Weihnachtstisch. Man sieht Kerzen auf einzelnen Tischchen, da einzeln bescheert wird, deshalb auch verschiedene Pyramiden mit goldenen Nüssen. In der Mitte ist vermutlich als Zentralpunkt der Weihnachtsfeier ein grösserer natürlicher Christbaum zu denken. Wo der Wachsstock so helle brennt — ob an dem Weihnachtsbaum oder an den Pyramiden — wird nicht deutlich ausgesprochen.

Von dieser volkstümlichen Weihnachtsfeier weicht allerdings die vornehm-ästhetische der aufgeklärten, dabei aber sentimental en sogenannten gebildeten, höheren Stände, wie sie uns Schleiermacher a. a. O. S. 3 flg. schildert, gänzlich ab. Im Professoren-Halle ging es 1806 also zu:

„Der freundliche Saal war festlich aufgeschmückt, alle Fenster des Hauses hatten ihre Blumen an ihn abgetreten; aber die Vorhänge waren nicht heruntergelassen, damit der hereinleuchtende Schnee an die Jahreszeit erinnern möchte. Was von Kupferstichen und Gemälden sich auf das heilige Fest bezog, zierte die Wände, und ein Paar schöne Blätter dieser Art waren das Geschenk der Hausfrau an ihren Gatten. Die zahlreich und hochgestellten durchscheinenden Lampen verbreiteten ein feierliches Licht, welches doch zugleich schalkhaft mit der Neugierde spielte. Denn die bekannten Dinge zeigte es deutlich genug; das Fremde und Neue konnte nur langsam und bei genauer Betrachtung recht bestimmt wahrgenommen werden. — Wie man in einen Wintergarten zwischen den immergrünen Stauden die kleinen Blüten des Galanthus und der Viole noch unter dem Schnee oder unter der schimmernden Dekke des Moores hervorholen muss, so war Jedem sein Gebiet durch Epheu, Myrthen und Amaranthen *) eingehegt, und das zierlichste lag unter weissen Dekken oder bunten Tüchern verhüllt, indess die grösseren Geschenke rund umher oder auf den Tafeln mussten aufgesucht werden. Die Namenszeichen fanden sich mit essbaren Kleinigkeiten geschrieben auf den Dekken, und Jedem lag nun ob, zu den einzelnen Gaben den Geber aufzufinden.“

*) Die Amaranthen spielen in der sentimental en Poesie des vorigen Jahrhunderts bis in dieses Jahrhundert hinein eine grosse Rolle, es giebt drei Arten in der Provinz Brandenburg vorkommend und eingewandert: *Amarantus caudatus*, *A. paniculatus* und *A. retroflexus*. Amaranthrot war damals eine äusserst beliebte Farbe, jetzt gehört der Amaranth, namentlich der bekannte Fuchsschwanz, *A. caudatus*, zu den altmodischen Blumen. Zuletzt hat Oscar von Redwitz den Namen in seinem bekannten Lieder-Cyklus wieder hervorgesucht. Besonders der getrocknet lange die Farbe haltende *A. caudatus* galt den Dichtern mitunter als Symbol der Unsterblichkeit. Unter Galanthus, ist *G. nivalis*, das Schneeglöckchen, unter Viole, das wohlriechende Veilchen, *Viola odorata*, zu verstehen. Volksnamen galten damals als zu gewöhnlich.

Gott sei Dank, dass wir von einer Verallgemeinerung dieser vornehmen amaranthenen Weihnachten verschont geblieben sind. Übrigens hat Friedrich Schleiermacher selbst sich bald genug bekehrt; wie mir nämlich vor einigen Tagen seine Stiefenkelin, die verwittwete Frau Prediger N. Palmié hierselbst mitteilte, weiss diese von ihrer i. J. 1805 geborenen Mutter, dass diese in früher Kindheit, etwa um 1813 das Christfest bei Schleiermacher mit einem Weihnachtsbaum feierte.

Hinsichtlich der Christmette teilte mir Frau Palmié mit, dass dieselbe noch in den zwanziger Jahren hier von Schleiermacher in der Dreifaltigkeitskirche auf die dort hergebrachte Art in der Morgenfrühe des 1. Feiertags abgehalten wurde und dass die Schuljugend dazu brennende Lichter in die Kirche mitbrachte.

Das Schwergewicht zwischen Christvesper am Heiligabend und Christmette am 1. Feiertag hat bei uns sehr geschwankt. Sehen wir darauf unsere beliebtesten evangelischen Weihnachtslieder an.

Das ewge Licht geht da herein,
Giebt der Welt einen neuen Schein;
Es leucht wohl mitten in der Nacht
Und uns des Lichtes Kinder macht.

Vesperlied von Luther.

Dies ist die Nacht, da mir erschienen
Des grossen Gottes Freundlichkeit;
Das Kind, dem alle Engel dienen,
Bringt Licht in meine Dunkelheit,
Und dieses Welt- und Himmelslicht
Weicht hunderttausend Sonnen nicht.

Vesperlied von C. F. Nachtenhöfer, † 1685.

Dagegen:

Dies ist der Tag den Gott gemacht,
Sein werd' in aller Welt gedacht.

Frühmettenlied, Chr. F. Gellert, † 1769.

Der heilige Christ ist kommen,
Der süsse Gottessohn . . .
Das Licht ist aufgegangen,
Die lange Nacht ist hin.

Frühmettenlied, E. M. Arndt, † 1860.

Brich an, du schönes Morgenlicht . . .
Hier in der Krippe liegt ein Kind
Mit lächelnder Geberde:
Wir grüssen dich, du Sternenheld,
Willkommen, Heiland aller Welt,
Willkommen auf der Erde.

Frühmettenlied, M. v. Schenkendorf, † 1817.

Brich an, du schönes Morgenlicht,
Und lass den Himmel tagen,

Frühmettenlied, Joh. Rist, † 1667.

Schliesslich stellte sich in Deutschland die Sache so, dass in den mehr katholischen Gegenden die Krippe mit dem Abendgottesdienst, in den evangelischen Gegenden mehr der Weihnachtsbaum (Pyramide, Lichterkrone) mit dem Frühgottesdienst überwog. In meiner Jugend war die Christbescheerung am Heiligabend bereits die Regel — damit die Kinder nicht vor Aufregung schlaflos blieben, wenn erst am 1. Festtag früh bescheert würde. Indessen kamen und kommen noch jetzt in Berlin Ausnahmen vor.

Auch der Weihnachtsbaum wird mehr und mehr wieder in unseren evangelischen Kirchen eingeführt. So setzten Prediger Vogel und ich es, im Gegensatz zu dem den Vorstellungen der Zeit seit etwa 1835 huldigenden älteren Prediger Stechow, im Jahre 1885 durch, dass in der Dorotheenstädtischen Kirche zu Berlin fortan um 5 Uhr eine feierliche Christmette abgehalten und hierbei, in Wiederbelebung einer alten berlinischen Sitte, neben dem Altar rechts und links ein brennender Christbaum aufgestellt wird. *)

In meiner Jugend, ich bin 1837 zu Berlin geboren, lag die Sache so, dass anfänglich bei uns zu Weihnachten nur eine papierne Pyramide üblich war, dann erschien eine Pyramide, die mit Kienreisig umwunden war. Dieser folgte die eigentlich uns weniger befriedigende junge Kiene als Weihnachtsbaum. Die zunehmenden Eisenbahnen brachten die stattlichere und handlichere Rottanne (Fichte) vom Harz und von Thüringen her. Seit über 10 Jahren erscheint auch die vornehme Edel- oder Weissanne, von den Berliner Christbaumbändlern gern Silbertanne genannt. Besonders beliebt ist die abnorm stark benadelte sogenannte Doppeltanne (Fichte) mit breiten schirmartigen etwas hängenden Zweigen, die vom bayerischen Hochgebirge kommt. Seltener findet sich die Weissanne dementsprechend in der Wucherungsform der Doppeltanne, doch besass ich eine solche als Christbaum 1894. In diesem Jahr fanden sich häufig stattliche Christbäume als Silber-Doppeltannen angepriesen, angeblich aus der Königshaide bei Rathenow. Ich erstand zum diesmaligen Weihnachten einen dergleichen stattlichen Baum für 4 Mark als Christbaum und Dr. Carl Bolle stellte fest, dass es *Abies balsamea* sei, die sich normal durch krause büstenartig gestellte Benadelung auszeichnet. Diese kanadische Balsamtanne, aus welcher der Kanada-Balsam gewonnen wird und die schon seit etwa 120 Jahren bei uns kultiviert wird, ist mir überhaupt erst seit 1895 als Weihnachtsbaum aufgefallen. Dr. Bolle berichtet, er habe einmal vor ein paar Jahren

*) „Bar“ XII S. 142.

auf dem Berliner Weihnachtsmarkt gegen 300 Stück edle Nordmannstannen (*Abies Nordmanniana*) gesehen — wohl heimlich erworbenes Gut. Auch *Abies Douglasii* kommt dann und wann hier als seltener Weihnachtsbaum vor, wie ich auch einige Male als solchen die seit 1707 in Europa eingeführte nordamerikanische Weymouthskiefer, *Pinus Strobus*, habe feilbieten sehen.

Seit etwa 15 Jahren tauchen in Berlin auch lebende d. h. bewurzelte Tannenbäume in Kübeln oder Töpfen (meist Fichten) zur Christzeit auf. Natürlich können es nur kleine Exemplare sind, aber sie dienen ganz gut zur Dekoration von Tafeln und werden gern in Speisehäusern und Wirtshäusern wegen ihrer Haltbarkeit verwendet. Diese ist natürlich grösser als bei den abgehauenen Christbäumen, die leicht entnadeln. Indessen eignet sich die Grossstadtluft nicht für Nadelhölzer und so sieht man denn tausende von solchen Miniatur-Weihnachtsbäumen bestaubt in der dicken Strassenatmosphäre jämmerlich hinquien. In Paris sind die hauptsächlich für Deutsche künstlich gezogenen kleinen Weihnachtsbäume allemal bewurzelt, klägliche Parodien auf unsern heimischen Christbaum.

Wenn Tille S. 267 sagt, die Pyramide trete geschichtlich zuerst in Berlin auf und Tieck habe sie 1805 in die deutsche Litteratur eingeführt, so ist das Vorrecht nunmehr wohl Schmidt von Wernuchen zuzuerkennen. Vielleicht findet sich aber noch eine frühere Erwähnung und möchte ich zu diesbezüglichen Nachforschungen anregen. Das Wort Pyramide kommt bekanntlich nicht von $\pi\tilde{\nu}\rho$, Feuer, her, sondern erscheint koptischen Ursprungs mit arabischer Ummodelung.*) Im Berliner Volksmund ist das Wort zu Perchemite, Perchamide, Perchemite u. s. w. vermisquet. Die Pyramide kommt übrigens auch in Sachsen vor, weicht jedoch allmählich vor dem Weihnachtsbaum zurück, ihre Sondergeschichte aber muss noch geschrieben werden.

Tille S. 278 giebt seinem sonst so verdienstlichen Werk folgenden sonderbaren und unbefriedigenden Schluss:

„Von dem schlichten blühenden Zweig der deutschen Winteranfangsnacht ist wenig mehr geblieben als der Name. Aus der indogermanischen Heimat der Deutschen mitgebracht und dann vom Christentum in Dienst genommen, hat er selbst ein Stück Volkstum, die christliche Episode des deutschen Stammes überdauert und ist auf dem Siegeszug deutscher Arbeitskraft über den Erdball in alle Lande getragen worden. Trotz aller äusseren Versuche, ihn einer fremden Tendenz dienstbar zu machen,

*) Altägyptisch *piramue*. Uebrigens hat bei den Hellenen eine entsprechend geformte Kuchenart den Namen $\pi\rho\rho\alpha\mu\iota\varsigma$. Die Brüder Grimm, die überhaupt über den Weihnachtsbaum nicht viel bringen, schweigen sich im Wörterbuch über Pyramide im weihnachtlichen Sinne aus. Bearbeitet ist allerdings der Buchstabe P von M. v. Lexer in Würzburg.

hat sich das Volk den blühenden Segenzweig den veränderten Verhältnissen entsprechend zum Mittelpunkt des Hauptjahresfestes umgebildet und ihn auch so vor dem Untergange bewahrt. Ist es doch keine seltene Erscheinung der Geschichte, dass die Form den Gedanken überdauert, der ihr das Leben gab.“

Die Vordersätze dieses Ausspruchs sind teils schief, teils geradezu unrichtig und dementsprechend ist, wie schon zu Anfang des Vortrags ausgesprochen, das Schlussergebnis, ich möchte sagen zur Ehre des Christbaums, und glücklicher Weise, völlig falsch.

Das abfällige Urteil, welches über das Christentum in Tilles Worten liegt, kann, weil auf gänzlichem Unverständnis beruhend, nur Mitleid erregen. Ganz entschieden müssen wir uns aber dagegen verwahren, als wenn das Christentum eine bereits überwundene Episode des deutschen Volkes sei. So herrlich weit haben wir es denn doch noch nicht gebracht; von dem lebendigen, freudig gedeihenden, freudig wachsenden Christentum des deutschen Stammes, so bei Katholiken wie bei Evangelischen, scheint Tille keine blasse Ahnung zu haben.

Von einem Siegeszuge des deutschen Weihnachtsbaums über die Erde kann desgleichen noch nicht entfernt die Rede sein. Es sind zu meist deutsche Auswanderer, norddeutsche Seeleute und Geschäftsleute, die „draussen“ deutsche Weihnacht mit einem Christbaum feiern. Andere Nationen machen die Sitte „draussen“ so gut wie gar nicht mit. Ausserhalb des Gebiets der deutschen Zunge kann man von einer richtigen Weihnachtsfeier mit Christbaum nur noch allenfalls in Dänemark reden: schon bei unsern Vettern in Norwegen und Schweden*) ist die Julfeier eine wesentliche verschiedene Weihnachtsfeier, desgl. in den Niederlanden. Wo in Frankreich, England u. s. f. dergleichen Versuche von einzelnen Personen gemacht wurden (z. B. von der Kaiserin Eugenie und der Königin

*) „In Schweden unbekannt, war er doch bei den Inselschweden an der russischen Küste auf Dagö und Worms im Anfange unseres Jahrhunderts häufiger als jetzt im Gebrauch.“ Mannhardt S. 239, nach K. v. Russwurm. Eibofolke II. S. 96 § 296. — „In England (auch in Frankreich) fehlt dem Fest in den Familien die höhere Weihe; so religiös auch der Engländer ist, so sehr er die Freuden des Hauses im Kreise seiner Kinder liebt und so gewissenhaft er die alten Gebräuche bewahrt, so ist doch sonderbarer Weise die Sitte, einen Christbaum anzuzünden, seit etwa 40 Jahren in England ausgestorben und nur bei einsamen Dorfbewohnern, besonders in den gebirgigen Gegenden England's, hat sich diese fromme Sitte erhalten“ Fr. A. Reimann: Deutsche Volksfeste im neunzehnten Jahrhundert. Geschichte ihrer Entstehung und Beschreibung ihrer Feier. Weimar 1839, S. 215. Bei unseren Polen ist der Weihnachtsbaum dagegen zur Zeit vorhanden. In der Beschreibung einer Feier in einer katholischen polnischen Dorfkirche lese ich soeben: „Die Kirche hatte sich schon reichlich gefüllt. Auf dem Altar brannten alle Kerzen, und von oben herab leuchtete eine wie ein Stern. Tannenbäume standen zu beiden Seiten des Altars und längs den Bänken, so dass die Kirche den Eindruck eines Waldes machte, aus dem die mit Reif [wegen der bitteren Kälte] bedeckten Stämme glänzend weiss hervor-

Viktoria) haben sie sich in der grossen Volksmasse durchaus nicht eingebürgert. In denjenigen Erdteilen, die ein verschiedenes namentlich heisses Klima beziehentlich unter ganz anderen Breitengraden, haben, fehlen die notwendigen natürlichen Voraussetzungen für eine eigentliche Weihnachtsfeier überhaupt.

Auch in den Ländern deutscher Zunge, z. B. im grösseren Teil von Deutsch-Tirol, ist der Weihnachtsbaum noch immer nicht überall im Volke üblich.

Ja aus der Urheimat des Christbaums haben wir bedauerlicher Weise seltsame Rückschritte zu verzeichnen. Im Elsass war etwa seit den fünfziger Jahren des laufenden Jahrhunderts mit anderen deutschen Sitten auch die alte deutsche Weihnachtsfeier in Abnahme gekommen und, obwohl sie sich an manchen Orten ununterbrochen aus alter Zeit bis heute erhalten hat, gilt sie doch jetzt im Lande als „altdeutsch“ d. h. rechtsrheinisch und als protestantisch. Vor einigen Jahren wurde sogar im Landesausschuss Protest dagegen erhoben, dass der Kreisdirektor von Chateau-Salins in Lothringen in seinem Kreise den deutschen Tannenbaum einzubürgern suchte, ja es ist sogar erst ganz vor kurzem im Kreise Schlettstadt der Protestantismus als „Tannenbaum-Religion“ bezeichnet (Schlettstadter Zeitung vom 4. August 1896).

Von einem Siegeslauf des deutschen Weihnachtsbaums wird sicherlich noch lange nicht die Rede sein.

Ganz verkehrt ist der Versuch, den Tille mit einer Entchristlichung des Weihnachtsbaums vornimmt. In Berlin, wo doch eine besonders aufgeklärte und angesehene israelitische Bevölkerung lebt, ist der Weihnachtsbaum durchaus nicht in allen Kreisen, wie ich mich durch Nachfrage bei mir befreundeten jüdischen Familien überführt habe, üblich. Nicht einmal „aufgebaut“ d. h. bescheert und beschenkt wird überall. Am meisten verbreitet ist die christliche Weihnachtssitte, wie das leicht verständlich, bei der israelitischen Reform-Partei. Die altorthodoxen Juden in Deutschland wollen bislang vom Weihnachtsbaum und vom Weihnachtsbescheeren nichts wissen, weil sie von ihrem besonderen religiösen Standpunkt ganz folgerichtig in der Weihnachtsfeier eine spezifisch christliche Feier, das Fest des christlichen Messias sehen, den sie nicht als wirklichen Messias anerkennen dürfen.

Den speziell christlichen Charakter wird also Tille mit allen Künsten der Dialektik unserm schönsten religiösen Volksfest nicht rauben können. Tille berichtet u. a. auch über eine Weihnachtsschaustellung

leuchteten. Der Geistliche erschien und las die erste Messe. — — Die Messe war zu Ende und der Geistliche intonierte: „Gott wird geboren“, und die Menge sang die Melodie nach und führte sie mit so mächtiger Stimme, dass die Erde dröhnte und die Zweige der Weihnachtsbäume und die Flämmchen der Kerzen erzitterten.“ (Ein Weihnachtsbild aus dem Osten. Nach dem Polnischen von Theodor Brunn.)

in Castan's Panoptikum. Tille hätte statt dessen besser gethan, vor Abschluss seiner „Deutschen Weihnacht“ sich sowohl in den Kirchen als auch in den bürgerlichen christlichen Familien umzusehen. Er würde dann in Tausenden und aber Tausenden von Berliner Familien folgendes gefunden haben. Schon wochenlang vor Weihnachten lernen die Kinder christliche Weihnachtslieder, teils aus dem Gesangbuch, teils im selben Geiste gehaltene Volkslieder*) und sagen sie unterm Lichterbaum am Heiligenabend auf.**) Nicht selten fragt der „Weihnachtsmann“, der in Berlin an Stelle des Knecht Ruprecht getreten ist und den ein älterer Mann der Familie oder ein Freund darstellt,***) ob die Kinder auch gut beten können. Dann wird das Weihnachtslied hergesagt. „Dies ist der Tag, den Gott gemacht“ scheint hierbei noch immer das üblichste Weihnachtslied zu sein. Vorher oder bei der Eröffnung des Christzimmers wird in allen besseren Familien das im 18. Jahrhundert komponierte, aus dem tirolischen Zillerthal stammende, vielleicht von den vertriebenen Zillerthalern mitgebrachte Lied:

Stille Nacht, heilige Nacht! Alles schläft, einsam wacht
Nur das traute hochheilige Paar, holder Knabe im lockigen Haar,
Schlaf in himmlischer Ruh! u. s. w.

*) Selbst das stellenweis etwas altväterisch klingende Lied:

Morgen, Kinder, wird's was geben, morgen werden wir uns freu'n!
Welch ein Jubel, welch ein Leben wird in unserm Hause sein.
Einmal werden wir noch wach, heissa, dann ist Weihnachtstag!

wird noch in Berlin gelernt und aufgesagt; wenigstens die zwei ersten Verse des gutgemeinten, allerdings etwas „langtösch“ geratenen Liedes werden noch gelernt, ebenso der pädagogisch sehr nützliche letzte Vers:

Laast uns nicht bei den Geschenken neidisch aufeinander sehn,
Sondern bei den Sachen denken, wie erhalten wir sie schön,
Dass uns ihre Niedlichkeit lange noch nachher erfreut.

**) In ungezählten Berliner Familien wird vor dem Weihnachtsbaum das unvergängliche Kernlied Gellert's gesungen, mindestens aufgesagt:

Dies ist der Tag den Gott gemacht, sein werd' in aller Welt gedacht;
Ihn preise, was durch Jesum Christ im Himmel und auf Erden ist etc.

Bei den Schulkindern um deswillen besonders beliebt, weil sie es als zu dem eisernen Bestand der Schullieder gehörig, schon früher gelernt haben, wobei sie sich allemal freuen, wenn sie Vers 8 glücklich hinter sich haben, weil Vers 9 mit Vers 1 gleichlantend ist.

***) Rührend ist es, dass da wo kein geeignetes männliches Wesen aufzutreiben, die älteste Schwester oder die Mutter sich als Weihnachtsmann (Knecht Ruprecht) verkleidet und dessen barsche Stimme, so gut es geht, nachahmt. Die Grosstadt bringt es mit sich, dass die Kinder an viele Weihnachtsmänner glauben, sie halten diese offenbar für eine Art Weihnachts-Polizei.

gespielt oder gesungen. Erfreulich ist es, dass die evangelische Bevölkerung dies ursprünglich für Katholiken bestimmte Lied ohne Bedenken aufgenommen hat.

Liturgische Andachten sind an Stelle der Weihnachtsmysterien getreten und werden in allen Kirchen und, weil diese nicht hinreichen, in anderweitig beschafften Sälen in wahrhaft andächtiger Stimmung besucht. Zahlreich ist daselbst die Menge aus allen Volkskreisen, auch aus dem Arbeiterstande und zwar derart zahlreich versammelt, dass, wie ich selbst wiederholt gesehen, hunderte von Personen, weil die Räume bereits überfüllt waren, durch Kirchendiener oder Schutzleute im Interesse der öffentlichen Sicherheit zurückgewiesen werden mussten. Sehr gut besucht sind des Morgens bei uns ebenfalls die Christmetten.

Auch unser heutiger Weihnachtsbaum hat seine Symbole nicht eingebüsst, denn neben den „historischen“ Äpfeln schmücken ihn noch jetzt die von je her üblichen Sterne; oben thront an der Spitze des Baumes das Christkindlein unter oder über Engeln. Viel häufiger als früher wird eine Krippe unter dem Weihnachtsbaum aufgebaut, es beruht dies darauf, dass viele protestantische Süddeutsche in Berlin weilen und dass in Süddeutschland von Alters her die Krippe allgemein üblich war. Aber auch die über hunderttausend Katholiken Berlins tragen zur Verbreitung der Krippe unter den Evangelischen bei, während umgekehrt diese den Weihnachtsbaum unter den Katholiken verbreiten helfen.

Also wird die christliche Weihnacht in Berlin und in der Provinz Brandenburg zum Abschluss des 19. Jahrhunderts gefeiert.

Wenn unsere nichtchristlichen Mitbürger und Mitbrüder den Weihnachtsbaum annehmen und zur selben Zeit ihren Angehörigen bescheeren, so freut uns das herzlich und in diesem Sinne nehmen wir vom Weihnachtsbaum auch als einem Wahrzeichen der allgemeinen religiösen Duldung und des allgemeinen Volksfriedens Abschied, indem wir für alle Zeit wünschen und rufen:

fröhliche Weihnachten!

6. Herr Custos Buchholz:

Unter dem Titel „Die Glocken im Herzogthum Anhalt“ ist ein neues Werk erschienen, das wegen seines reichen und die Grenzen unserer Mark eng berührenden Inhalts verdient, zu Ihrer Kenntnis gebracht zu werden.

Dem kurzen Referat über dieses Werk möchte ich einige Worte über den Ursprung des Glockengebrauchs und über alte Märkische Glocken voranschicken.

Wenn auch vereinzelte Nachrichten über den Gebrauch von glockenähnlichen Geräten im Altertum vorliegen, so scheint es sich doch immer mehr um kleine Glocken — Schellen — gehandelt zu haben. Für die Zwecke der christlichen Gemeinden sind jedenfalls während der

ersten 4 Jahrhunderte nach Christus Glocken nicht in Gebrauch gewesen, wenn auch vom Heil. Antonius um 314 berichtet wird, dass er ein Glöcklein bei sich führte, um in der Einöde denen, die ihn besuchen wollten, seinen Aufenthalt durch Klingeln anzugeben. Erst zu Anfang des 5. Jahrhunderts kam der Bischof Paulinus zu Nola in Campanien auf den Gedanken, mit weithin tönendem Erzklang die Gemeinde zum Gottesdienst zu rufen, bezw. das Gebet zu begleiten. Wie er grade auf die eigentümliche Glockenform kam, erzählt die Sage: Als er in friedlicher Abendstille auf einer Wiese ging, bat der fromme Bischof den Herrn um ein Zeichen, dass er bei ihm weile. Als bald vernahm er von allen Seiten ein leises Klingen und beim Umschauen sah er die blauen Glockenblumen sich hin und her neigen, so dass ihm war, als klingelten die Blumen und gaben ihm damit das erwünschte göttliche Zeichen. Zum Andenken daran liess er eine grosse Glockenblume aus Erz giessen, die er im Dom anbrachte und jedesmal zum Gebet anschlagen liess.

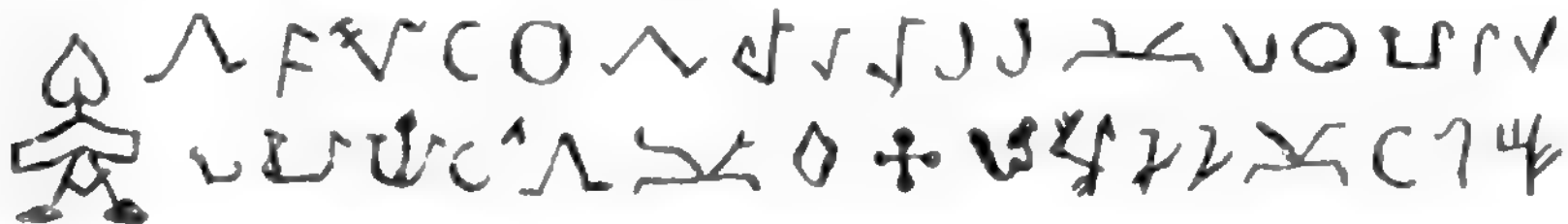
Die Neuerung verbreitete sich zunächst in einigen Klöstern; 200 Jahre später, im Jahre 605, erhob aber Pabst Sabianus die inzwischen zweckmässiger geformten Glocken zum äusseren Zubehör der christlichen Kirche und von da an wurden sie allgemeiner.

In unserer Mark, wo das Christentum erst in der 2. Hälfte des 12. Jahrhunderts festen Fuss fasste, kann selbstverständlich auch erst zu dieser Zeit von Glocken die Rede sein. Aber wir haben unter den wohl mehr als 4000 märkischen Glocken noch keine aus dem 12., auch keine aus dem 13. Jahrhundert datierte gefunden. Aus dem 14. Jahrhundert sind nur etwa 6 zu datieren, von denen die älteste mit dem Jahr 1329 in Gramzow in der Uckermark.

Dagegen sind eine Anzahl Glocken vorhanden, deren Legenden und Zeichen auf ein hohes Alter schliessen lassen, so dass sie unbestritten in das 13. Jahrhundert geschätzt werden können. Zu diesen gehören namentlich die von Tempelhof bei Berlin mit der Inschrift:



und die von Sternebeck Kreis Oberbarnim:



Die zuverlässige Deutung dieser Inschriften ist bisher noch nicht gelungen.

Auch eine Anzahl vermutlich sehr alter Glocken sind noch vor-

handen, für deren Zeitschätzung gar kein Anhalt gegeben ist, weil jedes Zeichen, Legende oder Marke daran fehlt.

Der relative Mangel an Glocken aus dem 12. und 13. Jahrhundert in dem weiten Gebiet der Provinz Brandenburg erklärt sich zu einem Teil aus der geschichtlichen Überlieferung, dass der erste hohenzollern'sche Kurfürst zum Schutze des Landes genötigt war, viele Kirchenglocken, darunter auch Berliner, zum Geschützguss zu verwenden. Die meisten aber dürften im Laufe der Jahrhunderte zu neuen Glocken umgeschmolzen sein, weil sie schadhafte geworden waren und nicht mehr guten Klang gaben. Die Beschädigung war mitunter aus abergläubischen Vorstellungen geschehen, wie das Beispiel der sogenannten Armsünderglocke aus der Berliner Gerichtslaube zeigt, von der im Laufe der Jahrhunderte fast die Hälfte des Metalls in kleinen Stückchen abgezwickelt worden ist, weil das Tragen derselben Glück bringen sollte. (Vgl. Buchholz, Berlinische Altertümer im Märk. Museum, S. 64.)

Zu einer Behandlung der märkischen Glocken aus dem 14. und späteren Jahrhunderten ist hier kein Raum gegeben; ebensowenig zu dem mit Glocken in Beziehung stehenden Wunderglauben, Sagen u. s. w.; nur einer in Wachow in Havelland befindlichen Glocke möchte ich Erwähnung thun, weil sie an die unglückliche „schöne Giesslerin“ aus Joachim's II. Zeit, die Wittwe des Stückgiessers Dietrich erinnert. Diese Glocke hat die Inschrift; „Nickel Dietrich aus Luthringen ghoss mich 1556.“

Was nun dies neu erschienene Werk anlangt, so ist es das Ergebnis einer vieljährigen mühevollen Arbeit des Pastors Schubart in Ballenstedt a. H. Er hat sämtliche Glocken Anhalts, 594 an der Zahl, selbst aufgesucht, ihre Grössen, Inschriften, Zeichen Giesser und Gusszeit möglichst festzustellen versucht. Der schematischen Übersicht entnehmen wir, dass aus dem 11. Jahrhundert 11 Glocken, aus dem 12. 23, aus dem 13. 61 und aus dem 14. 45 vorhanden sind; doch trägt von allen Glocken des 11. bis 13. Jahrhunderts nur eine die Jahreszahl, nämlich die zu Drohndorf, aus deren Legende der Verfasser die Zahl 1098 zu entziffern versucht. Die nächst- und zuverlässig-datierte ist die im Schloss Coswig mit der Jahreszahl 1330.

Als wichtigstes Merkmal für undatierte Glocken des 11. Jahrhunderts bezeichnet Verfasser, abgesehen von urkundlichen Belägen, die vertieft eingegossene Inschrift, ferner frühromanische Zeichen im Guss. Danach hält er für die älteste die zu Rosslau, dann folgen die zu Rieder, Elsdorf, Gross Kühnau, Waldau Drohndorf, Crüchern, Gernrode und Grossbadegast. Die frühromanische Glockenform ist eine mehr längliche.

Von den vielerlei auf den Glocken befindlichen bildlichen Darstellungen erscheinen die Brakteaten-Kränze am interessantesten. Leider

- sind sie meist so undeutlich, dass die Feststellung den Numismatikern höchstens in 2—3 Fällen gelingen wird.

Die Inschriften der ältesten Glocken, nämlich der aus dem 11. bis 13. Jahrhundert, sind sämtlich in Majuskeln, teils in Lapidar-, teils in Unzial-Form gehalten. Es sind oft lediglich fromme Gebetwendungen an Christus und die heilige Jungfrau, z. B. der englische Gruss oder: O Christe König der Herrlichkeit, komm in Frieden; ferner sind es Sinnsprüche, die sich auf die Bedeutung der Glocke, oder ihre Wirkung beziehen, wie: „Das Geläute sammelt die Menschen,“ „Vor dem Kreuzeszeichen muss all Gewitter weichen,“ „Gott wolle dies Gefäss weihen dem Volk sei Heil, im Wetter Gedeihen.“

Meistens ist die Inschrift eine redende, z. B.:

Ich tröste, was lebt, ich beweine, was stirbt, ich banne, was schädigt

Süss singe ich, mitunter schlage ich an, die Donner bezwinge ich.

Ertöne ich, so gieb o Herr, dass der Ort gesegnet ist.

Werde ich angeschlagen, so höret, ruf ich zum Heiligtum, so kommet.

Die Ungewitter sollen fliehen vor meinem Schall.

Vereinzelt kommt auch eine Widmung vor, darunter eine, die auf Friedrich Barbarossa bezogen wird:

Eigene Stiftung an Maria allzeit Jungfrau, die da ist die Mutter der Barmherzigkeit. „Fridericus.“

In diesen Inschriften aus einer, 6—8 Jahrhunderte zurückliegenden Zeit spiegelt sich die Symbolik der Glocken wieder. Sie ist uns in dauernder Erinnerung gehalten durch die Dichter unseres Volks, deren grössten einer seinem herrlichen „Liede von der Glocke“ den im 14. Jahrhundert öfter an Glocken vorkommenden Sinnspruch als Motto an die Spitze setzte:

„Vivos voco, mortuos plango, fulgura frango.“

Ich rufe die Lebenden, ich betraue die Toten, ich entkräfte die Blitze.

Im speziellen Teil behandelt Verfasser zufällig auch die Glocke in dem Märkischen Dorf Mörz Kreis Belzig, das nahe an der Anhaltischen Grenze liegt. Bergau hat zwar auch über diese Glocke berichtet, doch erklärt Verfasser diesen Bericht „in wesentlichen Dingen unrichtig“. Die Inschrift hiesse nicht, wie Bergau angiebt: „A. O. Jesus Christus ma fudit frizgo,“ sondern: „A. O. Jesus Christus, me fudit O. Czirf.“ Dabei erfahren wir zugleich, dass Verfasser diese Glocke in den Anfang des 12. Jahrhunderts schätzt und wenn wir auch noch etwas zugeben, so dürfte dies doch immer noch die älteste Glocke in der ganzen Provinz Brandenburg sein.

7. Aus der „Kunst“-Korrespondenz des Kurfürsten Friedrich Wilhelm. Von Dr. Georg Galland.

Meine Herren und Damen — Wie in der Kunst, so kann man auch auf dem Gebiet der Geschichte von einem Idealismus und einem Realismus sprechen. Unsere Zeit huldigt ganz entschieden dem letzteren. Man begnügt sich nicht mehr damit, nur die grossen weithin sichtbaren Züge einer Persönlichkeit im Bilde festzuhalten. Man beleuchtet vielmehr alles auf's genaueste, ja man durchleuchtet es sogar. Früher stand Friedrich Wilhelm der grosse Kurfürst vor dem geistigen Auge der meisten etwa wie ihn Schlüter gebildet — als ein Koloss, ein militärischer Heros. Ähnlich hat ihn auch noch in unsern Tagen der Maler Kamphausen in einem bekannten Bilde dargestellt. An diesem stolzen äussern Bild hat die historische Forschung auch neuerdings wenig ändern können. Aber sie hat, indem sie ganz neue Züge seines Charakters und seiner geistigen Lebensthätigkeit aufdeckte, an diesem farbenreichen Fürstenporträt des 17. Jahrhunderts bald hier, bald da einen neuen Pinselstrich hinzugefügt, dort mehr Licht, hier auch ein klein wenig Schatten gemalt — und allmählich dem äusseren heroischen Bilde erst das volle Gepräge innerer Wahrheit, geistiger Beseelung verliehen. Solches ist das Verdienst der gleichsam realistische Grundsätze vertretenden Geschichtsforschung der Gegenwart.

Uns, meine Damen und Herren, soll heute an dem Charakterbilde des Fürsten nur ein kleines, aber apartes Stück interessieren. Dies hängt zusammen mit seiner jüngst oft betonten Eigenschaft als Kunstfreund und Sammler, die wohl auch unserer „Brandenburgia“ besonders sympathisch und wertvoll sein dürfte. Es sei mir daher gestattet, die Aufmerksamkeit heute zu lenken auf seine „Kunst“-Korrespondenz, von der noch wenig an die Öffentlichkeit gelangt ist. Ich meine übrigens nicht den direkten Verkehr mit damaligen Künstlern, bei denen er bis ans Lebensende Gemälde, Skulpturen, Bauentwürfe, kunsthandwerkliche Gegenstände aller Art bestellte: diese reiche Blattseite seiner Lebensgeschichte dürfte wohl schon ziemlich bekannt sein. Sondern ich beschränke mich auf die „Kunst“-Korrespondenz mit seinen Räten im Inland, seinen Gesandten, Geschäftsträgern, Agenten im Ausland, endlich auch mit einzelnen fürstlichen Personen. Diese Korrespondenz, die in Aktenstücken des hiesigen geheimen Staatsarchivs ganz zerstreut liegt, ist ein bis jetzt noch ungehobener Schatz, dessen Bestandteile wohl uns alle interessieren dürften. Denn sie erweitert sehr unsere Kenntnis von den idealen Neigungen dieses Fürsten, der von Anfang seiner Regierung an ein lebhaftes Bedürfnis fand: aus den Ratschlägen, Hinweisen, Kaufofferten, die ihm bekannte und fremde Leute gethan, welche Beziehungen zu Kunst und Künstlern hatten, Nutzen für seine Sammlungen, seine Bildergalerie, seine Kunst- und Raritätenkammer zu ziehen . . .

Als Friedrich Wilhelm eben den väterlichen Thron bestieg und in noch recht bescheidenen Verhältnissen zu Königsberg i. Pr. residierte, da war sein Berater der gelehrte Erasmus Seidel, dem deshalb auch die Sorge um die Erhaltung und Mehrung jener Sammlungen oblag. Jeder Zuwachs wurde dazumal als ein kleines Ereigniss freudig begrüßt. Und um einen seltenen Ring, den ein klevischer Edelmann als Geschenk anbot, und um einen kunstvollen Becher entstand 1641 und 1642 eine Korrespondenz zwischen dem Spender, einem Johan Franz von Hecking, dem Kurfürsten und dem Rat Seidel in Berlin. Der Brief an den letztern lautet:

„Hochgelehrter Rat und lieber Getreuer.*) Wir sind von Joh. Franz von Hecking in Unterthänigkeit berichtet worden, dass er Euch Effigiem Imperatoris Ottonis in einem Onyxstein sehr künstlich ausgearbeitet und in einem goldenen Ring versetzt deswegen zugestellt und mitgegeben habe, dass Ihr Uns dasselbige seinetwegen unterthänigst präsentieren solltet. Indessen werdet Ihr Euch selbst gethanen unterthst. Bericht noch zu erinnern wissen, dass Ihr auch sonst einen Becher für Uns empfangen. Wann wir dann gern wissen möchten, ob Ihr sothane Stücke noch bei Euch in Verwahrung habt, als wollt Ihr Uns deswegen Bericht thun, und . . . besagten Ring mit des Imp. Ottonis Bildniss samt dem Becher bis zu unserer ferneren Verordnung in gutem Gewahrsam bei Euch behalten.“

Darauf berichtete Seidel aus Berlin: er habe allerdings Ring und Becher durch Vermittlung des Kaufmanns Joachim Detert, der von Kleve hierher gereist sei, empfangen. Wenn er das noch nicht gemeldet, so habe er so lange damit warten wollen, bis er weitere Antiquitäten aus Kleve erhalten. Er werde dem Kurfürsten alsdann erst ein Gesamtverzeichnis senden — was auch in der Folge geschah . . . Zur Erläuterung habe ich hier nur hinzuzufügen, dass die niederrheinischen Länder des Kurfürsten, zumal das Herzogtum Kleve, eine Art „Kornkammer“ für das Berliner Kunst- und Raritätenkabinet Friedrich Wilhelms damals waren.

In einem andern bemerkenswerten Falle stand der Fürst sogar mit dem Jesuitenkollegium in Antwerpen im Briefverkehr. Und das kam so. Er hatte im Hause seines Schwiegervaters, des Prinzen von Oranien, im Haag, einst zwei Blumenstücke des berühmten Antwerpener Malers Seghers, der zugleich Jesuitenpater war, bewundert. Er wollte auch ein Werk von Seghers besitzen und verhandelte deshalb mit den Patres, denen er mancherlei Versprechungen machte: Dies liest man ausführlich in einer alten Chronik, den „Annales Antwerpienses“ des Jesuiten Papebroch, die zuerst 1847 ediert wurden. Der verstorbene Oberfinanzrat Sotzmann in Berlin hat zuerst darauf aufmerksam gemacht:

*) Bei den Schriftstücken ist die heutige Rechtschreibung gewählt

im „Deutschen Kunstblatt“ Jahrg. 1850. Friedrich Wilhelm erhielt wirklich einen herrlich gemalten Blumenkranz von Dan. Seghers, der eine Madonna mit dem Kinde, gemalt von Erasmus Quellinus, reizvoll umgiebt — ein noch heute in unserer Kgl. Gemäldegallerie befindliches Gemälde. Dafür sandte er s. Z. ausser einem verbindlichen Dankschreiben — einige Heiligen-Reliquien aus dem alten Berliner Dom, und zwar zwei aneinander hängende Finger des heiligen Laurentius, in vergoldeter Silberfassung, ferner ein sogenanntes Pilgerhalsband in kostbarer Fassung, an der verschiedene Partikel heiliger Gebeine befestigt waren . . . Wohl niemals kam im Kunsthandel ein gleich seltsames Tauschgeschäft zu stande. Beide Parteien waren gleich befriedigt.

Öfter hatte der Kurfürst mit Kunsthändlern zu thun, die ihm Kaufofferten in der damals üblichen Form machten; mitunter legten sie den Gesuchen lange Verzeichnisse ihrer Bilderlager, mit zum Teil überschwänglichen Erläuterungen versehen, bei. Ein solcher Mann war der in Amsterdam ansässige Joann de Renialme, mit dem der Kurfürst zwischen 1650 und 1660 in Verbindung stand. Dieser Mann scheint vornehmer belgischer Herkunft gewesen zu sein, wenigstens kennen wir ein von Rubens gemaltes Porträt eines Jean-Charles de Renialme, eines belgischen Edelinannes (Museum zu Brüssel) . . . Ein anderer Händler mit Kunstwerken war ein gewisser Gerrit van Uylenborgh, ebenfalls in Amsterdam, vielleicht ein Verwandter der Saskia van Uylenborgh, der Gattin Rembrandts. Mit diesem Uylenborgh hatte Friedrich Wilhelm eine verdriessliche Sache, die sich jahrelang hinzog. Er hatte von ihm eine Sammlung italienischer Bilder angeblich erster Meister kaufen lassen. Als die Bilder nach Berlin kamen, erklärte der Hofinaler und Kustos der kurfürstlichen Gallerie Henry de Fromantion die ganze Sammlung für gefälscht. Fromantion musste auf kurfürstl. Befehl nach Amsterdam reisen und seine Ansicht vor der holländischen Gerichtsbehörde verfechten. In diesem Prozess nahm die Elite der Amsterdamer Künstlerschaft teils für teils wieder Uylenborgh Partei, und der Kurfürst hatte Mühe, den Handel wieder rückgängig zu machen . . . Endlich rechte ich zu dieser Gruppe von Händlern einen gewissen Lüderitz in Leipzig, mit dem der Kurfürst in späteren Jahren verhandeln liess. Lüderitz empfing einmal (1676) eine Summe von 400 Thlrn. für 4 Gemälde. —

Ich gehe nun zu einer andern Gruppe von Persönlichkeiten über, die in ihrer Thätigkeit und in ihrem Briefverkehr mit Berlin zwar nur nebenbei die Kunst berücksichtigten, was dann aber für uns immer interessant ist: Es sind die Gesandten, Geschäftsträger und Agenten des Kurfürsten im Ausland. Dieses Kapitel ist so leicht nicht zu erschöpfen, weil es dauernder Forschungen und einer immensen Geduld bedarf, um aus Hunderten von Aktenstössen der brandenburgischen Gesandten an fremden Höfen alles auf Kunst Bezügliche herauszuziehen. Ich kann heute daher

nur einzelne Proben geben . . . Da lebte in Paris als Gesandter der Herr von Spanheim, der den Kurfürsten am Hofe Ludwigs XIV vertrat; er wohnte Rue du Bac Faubourg St. Germain. Im Jahre 1687 hatte er den Auftrag, den Kauf einer Sammlung von kostbaren Münzen, die ein Mr. Patin in Berlin anbot, zu realisieren. Aus dem Kauf ist aber nichts geworden . . . Eine zweite Persönlichkeit war der kurfürstliche Rat und Agent in Amsterdam: Mathias Dögen. Er war 1605 zu Dramburg in der Neumark geboren und starb 1672 in Berlin. Von Haus aus Ingenieur, war er Verfasser eines s. Zt. berühmten Werkes über den modernen Festungsbau, und nach Nikolai wurden seine Ideen bei der Befestigung von Berlin befolgt. Seine Berichte aus Amsterdam enthalten manchen wertvollen Hinweis auf damalige Kunstverhältnisse. Unterm Datum des 3. Dez. 1652 z. B. schreibt er an den Kurfürsten: „ . . . Der Wirt im Herrenlogement sagt mir, nachdem die Bagage schon weg war, dass bei ihm noch Gemälde vorhanden, sollten seiner Meinung nach von Haarlem oder Leyden geschickt sein, werden vielleicht von dem Maler Vroom zu Haarlem sein, so ich vorlängst all bezahlt habe, und werden nun bis auf weitere Order und Gelegenheit allhier verbleiben müssen. Wegen der kleinen, zu Kleve gelieferten Schilderei von Joachim Uytwael habe ich auch Eurer Kurfl. Durchl. Order zum Belege von nöten; weil dieselbe mit 800 Rthlrn. all bezahlt habe . . . Täglich können mich bei dieser kümmerlichen Zeit allhier Maurer und Zimmerleute anlaufen, und fragen ob sie nicht bei Eurer Kurfl. Durchl. könnten Werk haben, sollten wohl auf ihre Kosten die Reise annehmen, wenn ich sie nur vertrösten könnte, dass man ihnen Werk und Dienst geben würde, welches ich aber ohne expresse Order nicht unterfangen will . . .“

Die letzte Äusserung ist deshalb so wichtig, weil dadurch ein für allemal die Legende zerstört wird, als habe der Kurfürst um fremde Techniker gleichsam gebettelt. Während umgekehrt im Ausland das Vertrauen auf die Kapitalkräftigkeit des Kurfürsten schon im Jahre 1652, vier Jahre nach dem 30jährigen Kriege, so gross war, dass selbst in der reichsten Handelsstadt Hollands die Handwerksleute gern den Weg nach dem märkischen Osten, auf ihre eigenen Kosten zurücklegten . . . Um dieselbe Zeit beauftragte der Fürst Dögen, er möchte dort, zusammen mit dem Architekten Jakob van Kampen — übrigens einem der bedeutendsten Baukünstler der Zeit — die Ausführung und den Druck eines Kupferwerkes, in welchem ein vom Kurfürsten in Kleve veranstalteter Festzug bildlich dargestellt war, beaufsichtigen. Dem Architekten van Kampen sollte er sodann 200 Thlr. für ein geschnitztes Schachspiel, das er von ihm gekauft, auszahlen. —

Ausser den kurfl. Räten im Ausland, oder auch Residenten genannt, lernen wir dort noch den gewöhnlichen Agenten oder Faktorkennen. Schon Kurfürst Georg Wilhelm besoldete (seit 1636) in

Amsterdam einen Faktor, den dortigen Kaufmann Hans Bohnen. In diesem Amte lernen wir später den Holländer Tiberius Matroos kennen, dessen Berichte sämtlich in seiner Muttersprache abgefasst sind. Sein hoher Herr scheint mit seiner Geschäftsführung zufrieden gewesen zu sein, denn in einem Reskript aus Wolgast werden ihm als Gnadenbeweis die Bildnisse des Kurfürsten und der Kurfürstin versprochen. Als er sich im Frühherbst 1681 vorübergehend in Berlin und Potsdam aufhielt, um die Befehle Friedrich Wilhelms für Holland entgegenzunehmen, erinnert er in zwei Gesuchen recht dringend an jene Porträtgemälde. Er liebte es in seinen Immediat-Gesuchen sich etwas lapidar auszudrücken und seine Wünsche zu nummerieren. Zum Vierten — bemerkte er in seinem letzten Schreiben — bitte er Seine Durchlaucht zu befehlen, was er für Seine Durchlaucht in Holland kaufen oder thun dürfe. Zum Fünften bitte er um ein kurfürstl. Dekret behufs Abforderung der versprochenen Bildnisse des Kurfürsten und der Kurfürstin . . . Zum Siebenten bitte er um die zweite Ratenzahlung für ein von ihm gekauftes Gemälde von Wouverman, er sei ein armer Mann mit einem Haus voll Kinder und habe sein Geld nötig . . . Ich brauche wohl nur daran zu erinnern, dass es sich zuletzt um den berühmten niederländischen Pferde- und Schlachtenmaler Philips Wouverman handelt . . . In den Aktenstücken jener Jahre kommt ferner der Name des „Vizekanzlers“ Romswinckel, Resident in Haag, im Zusammenhang mit künstlerischen Fragen, die von dem Kurfürsten angeregt wurden, gelegentlich vor.

Als letzten in dieser Gruppe von Personen möchte ich den kurfl. Abgesandten in Regensburg, einen gewissen Mahrenholtz nennen, der sich dort sehr eifrig um gute Kunstsachen bemühte und dafür wiederholt den Dank des Kurfürsten entgegennahm. Friedrich Wilhelm riet ihm in seiner Antwort auf ein Angebot von Bildern: er solle sich mit einem Sachverständigen verbinden „der da nachsieht, ob auch diese alle Originale seien. Auf solchen Fall sehen Wir gern, dass Ihr auf die im überschickten Verzeichnis angestrichenen Stücke handeln thätet . . . Könnten wir aber zuerst die Stücke zu sehen bekommen, würde es Uns desto lieber sein.“ Darauf erwidert Mahrenholtz nach Königsberg: „Es sind zwar die wenigsten von den Stücken allhier, es sagt aber der Kaufmann, dass sie zu Augsburg und meistens bei den Fuggern vorhanden. Wären aber in hohem Preis, und wenn er nur wüsste, zu welchen Eure Kurfl. Dchlt. Belieben hätten, wollte er sie wohl herüber bringen, auch wohl gar, wenn Eure Kurfl. Dchlt. wiederum zu Berlin, dahin kommen. Den Centauren und das Pferd von Metall habe ich gesehen, sind zwar schön und künstlich gemacht, aber sehr klein und halte sie auf 360 Thlr., welches excissiv scheint.“ Ob der Kurfürst auf diese Vorschläge des Briefschreibers eingegangen ist, weiss ich allerdings nicht zu sagen. Seine Antwort mit einigen Lobsprüchen auf

Mahrenholtz klingt fast ausweichend. In der Regel waren es in letzter Stunde Geldschwierigkeiten, die sich der Bethätigung seiner Kunstneigungen hindernd in den Weg stellten. —

Schliesslich möchte ich einiger fürstlicher Personen gedenken, deren Beziehungen und freundschaftliche Gesinnung für Friedrich Wilhelm es ihnen nahe legten, dem Kurfürsten sei es durch Informationen und Ratschläge, sei es durch Geschenke von Kunstwerken oder Raritäten gefällig zu sein. Andererseits wandte er sich auch selbst gelegentlich an einen fürstlichen Standesgenossen. Als im Jahre 1682 zu London der reiche Nachlass des berühmten englischen Hofmalers Sir Peter Lely versteigert werden sollte und er seinen eigenen Hofmaler Fromantiou dorthin sandte, um auf dieser Kunstauktion mitzubieten, da gab er diesem ein Empfehlungsschreiben an den Prinzen Robert von England mit. Der Kurfürst bittet darin für seinen Abgesandten um Schutz und event. um Unterstützung von Seiten des Prinzen.

Ganz ohne Frage müssen wir in den Mittelpunkt dieser hohen Gesellschaft von Kunstfreunden — den Fürsten Johann Moritz von Nassau-Siegen, den bewährten Statthalter Frd. Wilhelms zu Kleve, stellen. Da ich selbst aber vor einiger Zeit eine Reihe von Studien über diesen merkwürdigen Mann, der, vor seinem Dienstverhältnis in unserm Lande mehrere Jahre lang Gouverneur in Brasilien für eine holländische Handelsgesellschaft gewesen war, schon veröffentlicht habe, so brauche ich hier nur ganz allgemein zu wiederholen, dass er dauernd im Briefverkehr mit dem Kurfürsten stand und dass durch seine Empfehlung oder Vermittlung die Mehrzahl der Kunstkräfte holländischer Herkunft in unsere Mark gekommen ist. Das ist wohl ein Verdienst, das dem „Brasilianer“, wie er häufig kurzweg genannt wurde, bei uns nicht hoch genug angeschlagen werden kann . . .

Nun zu einer andern, nicht viel weniger merkwürdigen Persönlichkeit, über die bis jetzt wohl noch gar nichts mit Bezug auf Kunst bekannt wurde: nämlich zu einem gewissen Franz Karl, Prinzen von Sachsen-Lauenburg. Sein Vater war Franz II. von Sachsen-Lauenburg, seine Mutter eine Tochter des Herzogs von Braunschweig-Wolfenbüttel. Aus der sehr kinderreichen Ehe beider ging jener Franz Karl (geb. 1594) hervor. Er erhielt seine Erziehung im Fürstenkollegium zu Tübingen, also fern von dem Hause seines Vaters, wo die Verhältnisse weder ökonomisch noch selbst moralisch die besten waren. Und er war auch später gezwungen, im fremden Fürstendienste sich eine Stellung und ein Vermögen zu schaffen, was in damaligen Kriegszeiten für einen Handegen seiner Art wohl möglich war. Er vermählte sich in rascher Folge drei Mal: zuerst mit Agnes von Brandenburg, einer pommerschen Herzogswittwe, die, obwohl weit älter als er, damals den Ruf einer Schönheit besass. Sie starb schon nach einem Jahre. Und Franz

Karl tröstete sich mit einer zweiten und dann einer dritten Wittwe. Die zweite, Katharina von Brandenburg, einst die Gemahlin des Siebenbürgischen Fürsten Gabriel Bethlen, war eine Tochter des Kurfürsten Johann Sigismund. Und also knüpften seine beiden ersten Ehen offenbar auch persönliche Beziehungen zum kurbrandenburgischen Hofe. Und da er in seinem ziemlich stürmischen Leben viel gesehen z. B. auch Wien kannte und wiederholt in Italien gereist war, so dürfte wohl sein Rat dem Ohre des Kurfürsten nicht gleichgiltig geklungen haben. Die Jahre seines Alters verbrachte Franz Karl beschaulich, als ein nicht uninteressierter Liebhaber der Künste, vorzugsweise in Hamburg, der reichen Handelsstadt, die durch ihre Seeverbindung mit aller Herren Länder im Verkehr stand. Hamburg war damals in der That ein Kunstmarkt von internationaler Bedeutung.

Und eben aus diesen Jahren liegt uns im hiesigen Staatsarchiv ein umfangreiches Schreiben vor, das die Adresse des Kurfürsten Frd. Wilhelm trägt und das auf einen längern Briefverkehr wohl Schlüsse zulässt. Es lässt aber auch erkennen, dass der herzoglich-lauenburgische Prinz durchaus kein idealer Mäcenat, kein durch die Kunst zu hohem Geistesflug angeregter Mann war — nicht einmal ein leidlich geübter Stylist, selbst mit dem geringen Massstab jener Zeit gemessen. Das erwähnte Schreiben im Geh. Staatsarchiv vom Jahre 1657 lautet:

Durchlauchtigster Hochgeborener Kurfürst!

„Ich habe hier die Gemälde beschaut. Es ist ein Spanier, welcher von Neapel hat auf Madrid in Spanien wollen segeln, aber unterwegs gestrandet ist, aber mit seinen Waaren noch konserviert wurde durch einen Hamburger. Der hat schöne Gemälde, aber alles geistliche Sachen als von einem Meister Augustino Respolo und von Victorio Neapolitano: Ist auf einem Spiegel gemalt sehr schön, mit Licht eingebrannt, für 100 Rthlr. Dieser Meister ist gestorben, aber er hat von 2 Tischplatten von schwarzem Marmor eine billige grosse, sehr schön mit weissem Marmor eingelegt, so schön als kein Maler malen kann, perfekt schön. Der König in Spanien hat es haben sollen. Davon wähle eins in E. Gn. Kabinet und der Kurfürstin eins. Diese 2 Tafeln lobet er um 500 Rthlr. Ich habe accordiert auf 400 Thlr. Schöner kann es nicht sein. Wenn es E. Gn. sollten sehen, Sie würden's gewiss nehmen. Ich habe mit ihm accordirt auf 4 Wochen für mich zu behalten. Dieses ist noch rarer als das Uhrwerk, E. Gn. helfen mich zu meinem Rest. Ich weiss wohl was ich E. Gn. will wieder zu Gefallen sein. Ich habe ein schön Kind, von Holz geschnitzet, gekauft von diesem Mann, in der Grösse wie ein Kind von einem Jahr als wenn es lebet, nur die Sprache fehlet. Die Augen sind so leibhaftig, dass Einer schwur, dass es rechte Augen seien. Hat 100 Thlr. wollen haben. In Spanien hat er es um 200 nicht gelassen. Ich habe ihm 80 Rthlr. dafür gegeben. Ich gebe es um keine 100 Dukaten. Noch hat

er (einen) Ecce Homo und die Mutter Maria sehr naturell menschlich, davon zu reden schön und wohl gemacht; habe ich auch besprochen auf 4 Wochen zu warten. Aber die zwei Tischtafeln sind königlich, ob sie zu Oranienburg oder in der Kurfürstin Kabinet stehn sollen, weiss Ich wohl, dass dergleichen nicht, in Teutschland auch nicht werden gemacht werden. Denn dieser Meister ist todt. Schön, schön sind sie. E. Gn. helfen mich zu meinem Geld.

Hiermit schliesse ich E. Gn. Gottes Schutz und mich in Ihre beharrliche Gnade.

Ich bin und sterbe unverändert

Ihr getreuer Diener und Knecht

Frantz Carl, H. z. S.“

Für eine Geschichte des Kunsthandels dürfte dieser Brief jedenfalls ergiebig sein. Zeigt er uns doch, wie damals selbst in fürstlichen Kreisen der Ton des Feilschens nicht unangenehm berührt hat. Der Sachsen-Lauenburger bemerkt da von den eingelegten Marmorplatten: „Diese 2 Tafeln lobet er (d. h. der Händler) um 500 Thlr. Ich habe akkordiert auf 400 Thlr.“ — und nachher von der holzgeschnitzten Kinderfigur: „Er hat 100 Thlr wollen haben. In Spanien hat er es um 200 nicht gelassen. Ich habe ihm 80 Thlr. dafür gegeben. Ich gebe es um keine 100 Dukaten“ . . . Sehr geschickt weiss er an einer Stelle den Kurfürsten, dem er früher schon ein Uhrwerk verkaufte, an den noch ausstehenden Rest des Kaufgeldes zu erinnern: „Dieses (er meint die Marmorarbeit) ist noch rarer als das Uhrwerk — E. Gn. helfen mich zu meinem Rest.“ Und dann der Schlusseffekt: „Schön, schön sind sie (er meint wieder die Marmorplatten). E. Gn. helfen mich zu meinem Geld“ . . . Übrigens die durchaus nicht statthafte Anrede Euer Gnaden ist hier eine Lizenz, die wohl dem Verwandten Frdr. Wilhelms zu gute gehalten werden muss.

Hören wir nun, wie der Kurfürst eine andere fürstl. Persönlichkeit seinerseits anredet, nämlich einen Grafen von Thurn und Taxis, Mitglied eines Hauses, das damals bekanntlich in den Niederlanden, wie auch in Spanien und Deutschland geblüht hat. Mit Vergnügen erinnern wir uns hierbei daran, dass van Dycks vielleicht schönstes Frauenporträt eine Maria von Thurn und Taxis darstellt. Friedrich Wilhelms Brief vom Jahre 1677 ist ein Dankschreiben auf ein wertvolles Bildergeschenk, gerichtet: „An Lamoral Graf von Thurn und Taxis.“

„F. W. K. Wir haben die drei Schildereien, womit derselbe Uns beschenken wollen, wohl erhalten. Gleichwie nun dieselben sehr gut und von trefflichen Meistern, als sind sie Uns gar angenehm gewesen und zwar um so viel mehr, weil Wir daraus des Herrn Grafen Uns zutragende Affektion ersehen: Wir erstatten dafür gebührenden Dank, und werden bemühet sein, Demselben bei vorfallender Gelegenheit Unsere

Dankbarkeit spüren zu lassen. Indessen zweifeln Wir nicht, Er werde bei der guten Neigung continuiren. U. s. w.“ Da hier nur der Wortlaut des Konzeptes gegeben ist, so lässt sich wohl annehmen, dass der Schreiber, dem der Brief offenbar in die Feder diktiert wurde, bei der Kopie statt der 3. Person der Anrede, die 2. Person wählen durfte . . .

Alle die bisher genannten Korrespondenten Friedr. Wilhelms — und ich habe ihre Reihe noch nicht erschöpft — mögen, indem sie der Kunstneigung des Gr. Kurfürsten so nachdrücklichst Rechnung trugen, teils nur ihre Pflicht als Beamte erfüllt, teils aber auf irgend einen Beweis der Dankbarkeit des hohen Herrn gerechnet haben. Vielleicht hat auch der eine oder andere in diesen Dingen ganz selbstlos gehandelt; es soll das nicht geleugnet werden . . . Bei einem bürgerlichen Manne aber darf diese Selbstlosigkeit wohl hervorgehoben werden, einem gewissen Christian Polemann, der in weiter Ferne, auf der holländischen Insel Java, zu Batavia lebte. Welcher Nation dieser Mann von Haus aus angehörte und vor allem welcher Art die Veranlassung zu seinem überseeischen Briefverkehr mit dem Kurfürsten von Brandenburg gewesen ist — darüber habe ich leider nirgends Aufschluss finden können.

Genug, Polemann, der als Offizier im Dienste der Holländisch-Ostindischen Gesellschaft stand und später vom Lieutenant zum Major avancierte, schickte fortgesetzt von Batavia nach Berlin, durch Vermittelung des Hauptkontors jener Gesellschaft in Amsterdam, zwar nicht eigentliche Kunstgegenstände, vielmehr mancherlei Raritäten, exotische Kunst- und Naturprodukte, wie Waffen, Geräte, Flechtwerke, Vögel, Mineralien, Muscheln, also besonders ethnologisch und naturwissenschaftlich höchst interessante Sammlungen aus Java und Ostasien. Diese Korrespondenz im Geh. Staatsarchiv beginnt mit dem Datum: Batavia, 15. Nov. 1670; sie enthält auch einige sowohl an Polemann, wie auch an die Direktoren, die „bewindhebers“ der Ostindischen Gesellschaft gerichtete Dankschreiben Frd. Wilhelms, der einmal seiner Freude über die Geschenke und seinem Dank durch ein Fass Rheinwein besondern Ausdruck verlieh. Aber als der edle Trinkstoff — zugleich ein Gruss von den Ufern des Stromes, der deutsche und niederländische Erde bespült — endlich in Batavia anlangte, war der wackere Polemann nicht mehr am Leben. Seine dortigen Erben sandten dem Kurfürsten die Trauerbotschaft zugleich mit einer letzten Sammlung überseeischer Produkte . . .

Damit schliesst diese Episode, die so hübsch und rührend für uns ist, weil sie zeigt, wie damals sogar Ausländer im fernen Erdteile die Neigung des Gr. Kurfürsten für Kunstwerke und Raritäten kannten und zu würdigen wussten, viel besser wohl, als heutzutage mancher geborene Märker und Preusse. Hieran knüpfe ich zum Schluss, gewiss

auch mit Ihnen, meine Herrschaften, das Bedauern, dass noch immer das Werk fehlt, welches auf diese heute von mir berührten und ähnliche Dinge, im Zusammenhang mit einer Schilderung des damaligen geistigen Lebens der Heimat eingeht. Ein Werk über die Kultur des Brandenburgisch-Preussischen Staates im Zeitalter des Gr. Kurfürsten dürfte wohl auf allgemeine Billigung und Beachtung rechnen.

7. Die Sterbethaler Friedrichs des Grossen und Friedrich Wilhelms IV. von Preussen. Von Dr. Emil Bahrfeldt.

Gedächtnismünzen auf wichtige historische Ereignisse haben von jeher das Interesse nicht allein der Numismatiker, sondern auch des grösseren Publikums gefesselt. Nicht an letzter Stelle stehen hierunter die preussischen sogenannten Sterbethaler: das ist der Thaler Friedrichs des Grossen vom Jahre 1786 und der Thaler König Friedrich Wilhelms IV. mit der Jahreszahl 1861. Da ich wiederholt über die Entstehung dieser Gepräge von Mitgliedern unserer Gesellschaft befragt worden bin, diese Frage von allgemeinerer Bedeutung zeitweilig wiederkehrend auch in den Tagesblättern auftaucht und dann regelmässig unrichtig beantwortet wird, so sei die Geschichte der beiden Thaler auf Grund meiner aktenmässigen Forschungen nachstehend kurz erörtert.

Zunächst der Thaler Friedrichs des Grossen. Seit dem Jahre 1750 zeigen die Thalergepräge dieses Königs auf der Hauptseite die Umschrift FRIDERICUS BORUSSORUM REX um sein Brustbild, und auf der Rückseite die Überschrift EIN REICHS THALER, darunter den preussischen Adler mit ausgebreiteten Flügeln auf Armaturen — Fahnen, Trommeln, Kanonenrohren u. dergl. —, unten im Abschnitte den Münzstätten-Buchstaben inmitten der geteilten Jahreszahl, nämlich A die Münzstätte Berlin bezeichnend, oder B für Breslau, oder C für Cleve, D Aurich, E Königsberg, F Magdeburg, G Stettin. Beispielsweise also trugen die gewöhnlichen Berliner Thaler von 1786 die Aufschrift 17 A 86 im Abschnitte.

Die landesherrliche Münze in Berlin, die bezüglich ihrer Lokalität im Verlaufe der Jahrhunderte — sie lässt sich schon im Jahre 1280 urkundlich nachweisen — manchen Wandel durchgemacht hatte, befand sich zu Friedrichs des Grossen Zeiten in der Unterwasserstrasse No. 2, wo der König wiederholt Erweiterungsbauten hatte vornehmen lassen. Dennoch reichten die Räumlichkeiten dort nicht aus, und es wurde deshalb in den Jahren 1752 und 1753 zwischen dem Spandauer und Königs-Thore, unter No. 10—12 der heutigen Münzstrasse, wo bis dahin die königliche Münzmaschinen-Bauanstalt gewesen war, — also an der Stelle, wo in unserer Zeit bis vor kurzem die Gladenbecksche Bronzegiesserei ihr Heim hatte —, eine Nebenmünze, die neue Münze errichtet, so dass damals zwei Münzwerkstätten in Berlin bestanden.

Um das Jahr 1786 waren an dieser neuen Münze, die dem Generaldirektor an der alten Münze, Gentz, mit unterstand, angestellt Münzmeister Runge, Münzmeisterassistent Junck, Wardein Meschker, Stempelschneider Berger und Stierle, Rendant Türck, Kassierer Radicke, Zähler Lehmann und Taubert und als Justitiar waltete ein gewisser Schmied. Es wurden dort von Beginn des Betriebes an hauptsächlich Scheidemünzen hergestellt. In dem zuletzt genannten Jahre machte sich indessen die Notwendigkeit geltend, auch die Thalerprägung daselbst zu betreiben. Man begann damit gegen Ende des Monats Juni; die Stempel dazu hatte der vorher aufgeführte Medailleur Johann Jakob Gottfried Stierle*) geschnitten. Um nun diese Thaler aus der neuen Münze von denen aus der alten Münze äusserlich unterscheiden zu können, setzte Stierle das Berliner Münzzeichen, den Münzbuchstaben A, zwischen zwei Punkte, wodurch die 1786er Thaler aus der neuen Münze im Abschnitte 17.A.86 zeigen, während die in der alten Münze geschlagenen desselben Jahres nach wie vor 17 A 86 tragen. Von den ersten sind etwa 12000 Stück angefertigt worden.

Friedrich der Grosse starb am 17. August 1786, und nun hat späterhin — wann, das steht nicht fest — ein findiger Kopf es aufgebracht, dass diese Thaler mit 17.A.86 auf den Tod des Königs geprägt seien und dass man 17. August 86 zu lesen habe. Wenn man diese Legende rechtzeitig auf den wahren Wert untersucht hätte, dann würde man ihre Haltlosigkeit allein schon durch den Hinweis darauf haben beseitigen können, dass ja die Thaler schon anderthalb Monate vor des Königs Tode zuerst geprägt seien, sie deshalb ausser jeder Beziehung zu diesem Ereignisse stehen. Das Märchen von diesen irrthümlicher Weise Sterbethaler genannten Prägungen hat sich leider bis auf den heutigen Tag, selbst in Büchern, die ernst genommen sein wollen, erhalten, — es ist endgültig abzuweisen: Sterbethaler von Friedrich dem Grossen giebt es nicht. —

Anders liegen die Verhältnisse bei dem Thaler Friedrich Wilhelms IV. mit der Jahreszahl 1861. Man hat diese Stücke von jeher als Gedenkthaler auf das am 2. Januar 1861 frühmorgens erfolgte Ableben des Königs bezeichnet, und als solche sind sie, wie ich im voraus gleich bemerken will, in der That geprägt worden. Mir hat der Schriftwechsel über ihre Herstellung zwischen dem kgl. Staats- und Finanzminister Freiherrn von Patow und der königl. Münzdirektion zu Berlin, den

*) Stierle ward 1764 zu Berlin als Sohn eines Sattlers geboren, lernte beim Medailleur Daniel Loos daselbst 1776 das Gravieren, wurde 1784 als Medailleur und Münzstempelschneider an der neuen Münze in Berlin angenommen, blieb dort in Diensten bis zu seinem Tode gegen Ende September 1806. Vgl. Bahrfeldt, Abkürzungen auf Münzen S. 35.

Direktoren Kandelhardt und Klipfel, vorgelegen, und danach bin ich im Stande, die Entstehungsgeschichte authentisch wiedergeben zu können.

Die Anregung zu der Ausprägung dieser Thaler ist vom hochseligen König Wilhelm I. selbst ausgegangen. Das ergibt sich aus folgendem Schreiben des Ministers.

Den Herren

Münzdirektoren Kandelhardt und Klipfel

Hochwohlgeboren

vorzulegen.

Des Königs Majestät beabsichtigen eine Anzahl Thalerstücke mit dem Bildnisse Sr. Majestät des Hochseligen Königs und der Jahrzahl 1861 — gleichsam als Sterbethaler — prägen zu lassen.

Ich bitte um gefällige Beantwortung

1. Ob und welche Bedenken einer solchen Ausprägung entgegenstehen?
2. Wie hoch die Summe etwa festzustellen sein möchte?
3. Ob in dieser oder jener Beziehung dabei noch etwas Besonderes zu bestimmen sein würde?

Berlin, den 8. Februar 1861.

v. Patow.

Diese Anregung hatte sich keineswegs der Sympathien des königl. Münzdirektoriums zu erfreuen, des längeren macht es in dem folgenden Antwortschreiben seine abweichenden Ansichten und Bedenken dagegen geltend.

Berlin, den 8. Februar 1861.

An den Königl. Staats- und Finanzminister, Ritter hoher Orden pp.

Herrn Freiherrn v. Patow, Excellenz.

Euer Excellenz hohen Befehls vom heutigen Tage zufolge verfehlen wir nicht, über die Ausprägung von Einvereinsthalerstücken mit dem Bilde des hochseligen Königs Majestät und der Jahrzahl 1861, die als Sterbethaler gelten sollen, ehrerbietigst vorzustellen, dass

1. die Ausprägung von Einvereinsthalerstücken mit der Jahrzahl 1861 und dem seit 1857 auf den Einthalern vorkommenden Bilde König Friedrich Wilhelms Majestät zwar sofort erfolgen kann, da die Stempel zum Beginn der Ausprägung am 2. Januar 1861 bereit gehalten worden, als vor Eintritt dieses ersten Arbeitstages des neuen Jahres des hochseligen Königs Majestät bereits vollendet hatten und diese Stempel noch vorhanden sind, es jedoch unter solchen Verhältnissen nicht mehr passend und folgerichtig erschienen ist, Gepräge mit der Jahrzahl 1861 und des hochseligen Königs Bildniss ausgehen zu lassen.
2. Solche Ein-Vereinsthalerstücke nicht als Sterbethaler zu betrachten

- sind, auch vom Publikum nicht werden betrachtet werden, weil sie keine Beziehung auf den Tod des hochseligen Königs Majestät im Gepräge zeigen.
3. Es überhaupt nicht im preussischen Königshause vorgekommen ist, dass eine Sterbethalerausmünzung nach dem Tode des Monarchen angeordnet worden, die im Todesjahre König Friedrichs II. 1786 in der neuen Münze zu Berlin geprägten Einthalerstücke nur dadurch vom Publikum als Sterbethaler betrachtet worden sind, weil zufällig aus der Jahrzahl und dem darin zwischen Punkten stehenden Münzzeichen A der Todestag „17. August 86“ gelesen werden konnte.
 4. Die Summe der mit der Jahrzahl 1861 und des hochseligen Königs Bildniss zu prägenden Einvereinsthaler ganz gleichgültig, jedoch vorläufig auf 10 000 Stück festzusetzen, diese Summe aber auch nicht einmal erforderlich sein möchte, weil nach diesen gewöhnlichen Thalern keine grosse Nachfrage stattfinden und das Interesse dafür sich auf die Münzsammlungen beschränken dürfte, andernfalls aber nach Maassgabe der Nachfrage auf Befehl die keine besonderen Kosten erfordernde Ausprägung leicht fortgesetzt werden könnte.
 5. Es, wenn die Ausprägung solcher Ein-Vereinsthaler befohlen werden sollte, angemessen scheinen dürfte, darüber amtlich etwas bekannt zu machen, um Täuschungen im Publikum, so wie überflüssigem Nachfragen vorzubeugen.
 6. Dabei auch anzuordnen sein dürfte, jeder Regierungs-Haupt-Kasse einige Hundert Stücke zugehen zu lassen, um in den Provinzen Münzliebhaber damit versehen zu können.

Euer Excellenz wollen hieraus hochgeneigtest entnehmen, dass es kaum zu empfehlen sein dürfte, solche Einthalerstücke, die das Publikum jedenfalls als Sterbethaler nicht befriedigen, vielmehr nur das Verlangen nach eigentlichen Sterbethalern, deren Gepräge auf den Tod Sr. hochseligen Majestät Bezug hat, wieder aufregen werden, jetzt noch ausprägen zu lassen. Sollten jedoch des Königs Majestät zu befehlen geruhen, dass das Verlangen des Publikums, ein Münzstück zum Andenken an des hochseligen Königs Majestät zu besitzen, gestillt werde, so erlauben wir uns ehrerbietigst zu bemerken, dass es nach dem Vorgange anderer Fürstenthümer alsdann angemessen sein dürfte, einen neuen wirklichen Sterbe- oder Geschichts-Thaler mit dem Bildniss des hochseligen Königs Majestät und einen zu gravirenden bezüglichen Revers ausprägen zu lassen, dessen Kosten mit einigen Hundert Thalern zu bestreiten sein würde.

Die Münz-Direktion

Kandelhardt. Klipfel.

Dies langathmige Schriftstück mit allerhand Bedenken hat indessen die Prägung der Sterbethaler nicht aufhalten können: des Königs Befehl ordnet die Herstellung der Thaler an und der Minister verfügt deshalb:

Des Königs Majestät haben mittelst eigenhändigen Marginal-Befehls vom gestrigen Tage zu bestimmen geruhet, dass einige Tausend Vereinsthaler ganz so wie die im Jahre 1860 mit dem Bilde Sr. Majestät des hochseligen Königs geprägten Thaler, nur mit der Veränderung der Jahreszahl 1860 in 1861 ausgemünzt werden sollen.

Die Königl. Münzdirektion wolle daher ungesäumt solche Thaler — vorläufig 3000 Stück — ausprägen lassen, bis auf weitere Bestimmung aber zurückbehalten und mir nur 50 oder 100 Stück zustellen, damit ich weitere Allerhöchste Bestimmungen einholen kann.

Es wird zweckmässig sein, wenn die Kunde von dieser Ausprägung vorläufig nicht in das Publikum gelangt.

Berlin, den 17ten Februar 1861.

v. Patow.

An
die Königl. Münzdirektion.

Hierauf ist die Münze sofort in Thätigkeit gesetzt worden und die Direktion überreicht dem Minister schon am nächsten Tage 100 Stück solcher Thaler mit folgendem Anschreiben.

Berlin, den 18. Februar 1861.

An
den Königl. Staats- und Finanzminister, Ritter hoher Orden pp.
Herrn Freiherrn von Patow, Excellenz.

Euer Excellenz überreichen wir in ganz gehorsamster Befolgung des uns zugegangenen hohen Befehls vom gestrigen Tage in dem beikommenden Packet Einhundert Stück Ein-Vereinsthaler mit dem Bildniss des hochseligen Königs Majestät und der Jahreszahl 1861 mit dem ehrerbietigsten Bemerken, dass noch 2900 Stück dieser Ein-Vereinsthaler heute geprägt und in Verwahrsam genommen werden.

Die Münz-Direktion

Kandelhardt. Klipfel.

Unter dem Konzept dieses Schreibens finden sich noch folgende Vermerke:

Der Ersatz für die eingereichten 100 Stück Ein-Vereinsthaler ist heute eingegangen und dem königl. Münz-Betriebs-Comptoir übergeben, welches den Empfang hierunter gefl. bescheinigen wolle.

Kandelhardt 19. 2. 61.

Der Ersatz der abgelieferten 100 Thaler ist mit der gleichen Summe uns zugegangen und quittiren wir hierdurch darüber.

Berlin, den 19. December 1861.

Königl. Münz-Betriebs-Comtoir

F. Loos. Kienitz.

Der Minister hat alsdann an den König berichtet und dieser verfügt darauf die weitere Ausprägung der Sterbethaler. Die in beglaubigter Abschrift vorliegende Verfügung lautet:

Copia vidimata.

Auf Ihren Bericht vom 26. v. Mts. genehmige Ich, dass 10 000 Stück Vereinsthaler mit dem Bildnisse des hochseligen Königs Majestät und der Jahrzahl 1861 geprägt und von der Münze allmählig in Umlauf gebracht werden und ermächtige Sie zugleich, die Zahl noch weiter zu erhöhen, wenn und soweit Sie es nach den Umständen für angemessen erachten.

Berlin, den 6. März 1861.

Wilhelm.

v. Patow.

An den Finanz-Minister.

Mit dem Original gleichlautend

L. S.

Bork,

Geheimer Hofrath.

Diesen Befehl giebt der Minister von Patow an die Münzdirection weiter und verfügt:

Des Königs Majestät haben durch die in beglaubigter Abschrift beigefügte Allerhöchste Ordre vom 6. d. Mts. zu genehmigen geruht, dass 10 000 Stück Vereinsthaler mit dem Bildnisse des hochseligen Königs Majestät und der Jahrzahl 1861 geprägt und von der Münze allmählig in den Umlauf gebracht werden.

Unter Bezugnahme auf meine Verfügung vom 17. Februar c. weise ich die Königl. Münzdirection an, ausser den bereits geprägten 3000 Stück noch 7000 Stück Vereinsthaler der vorbezeichneten Art ausprägen und solche allmählig unter anderen Geldstücken oder auf ausdrückliche Nachfrage ausgeben und dergestalt ohne besondere Bekanntmachung in den Umlauf bringen zu lassen.

Berlin, den 16. März 1861.

Der Finanz-Minister

v. Patow.

An
die Königl. Münz-Direction
hier.

An beiden Königl. Münzcomtoiren zur Kenntnissnahme vorzulegen.

18. 3. 61. Kandelhardt.

Klipfel.

Gelesen 18. 3. 61.

Gelesen

Goedeking, Hising (?), Kienitz.

F. Loos 18. 3. 61.

ad acta Kandelhardt. Klipfel.

18. 3. 61.

Hiermit schliesst die Korrespondenz, aus der also zu entnehmen war, dass die genannten Stücke thatsächlich als Sterbethaler auf ausdrücklichen Befehl Sr. Majestät König Wilhelms I. hergestellt worden sind. Die authentische Zahl von 10 000 Stück rechtfertigt aber nicht im entferntesten den hohen Preis, den man namentlich im Jahre 1888, dem Dreikaiserjahre, besonders an der Börse, dafür gezahlt hat. Und der ganze Schriftwechsel, der die erste Ausprägung am 18. Februar 1861 nachweist, legt Zeugnis dafür ab, dass die Behauptung, diese Thaler seien schon Ende 1860 hergestellt worden und hätten bereits zur teilweisen Zahlung der Januar-Gehälter von 1861 gedient, auf Irrtum beruht.

Die hohen Preise für diese Sterbemünzen haben aber auch dazu geführt, sie zu fälschen. Das geschah auf zwei Arten. Bei der einen schnitten die Fälscher von einem Thaler von 1860 und 1861 je das Rückseitengepräge mit der Jahreszahl ganz dünn mittelst einer feinen Säge ab und löteten dann die gewonnene Scheibe mit 1861 und die den Kopf Friedrich Wilhelms IV. tragende Platte von 1860 zusammen, auf diese Weise einen Thaler von 1861 gewinnend. Die zweite Art der Fälschung war einfacher: es wurde auf einem Thaler Friedrich Wilhelms IV. von 1860 die 0 der Jahreszahl voll gelötet und daraus dann mit dem Grabstichel vorsichtig und fein eine 1 herausgestochen, so dass die Jahreszahl 1861 entstand. Die Fälschungen waren in vielen Fällen so geschickt gemacht, dass eine ganz besondere Aufmerksamkeit dazu gehörte, sie zu erkennen.

8. Nach der Sitzung fand eine gesellige Vereinigung im Restaurant zum Schultheiss statt.

13. (4. öffentl.) Versammlung des V. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 16. Dezember 1896, abends 7¹/₂ Uhr,
im Bürgersaale des Rathauses. Vorsitzender Herr Stadtrat Friedel.

1. Der Vorsitzende macht auf das Panorama der Stadt Berlin aufmerksam, welches der Direktor der Neuen Photographischen

Gesellschaft zu Schöneberg Herr Arthur Schwartz, dem die Brandenburgia in der Sitzung vom 18. März d. J. die Vorführung der Rotations-Photographie verdankte, ausgestellt hatte. Das Panorama, welches, da es einen Kreis bildet, als dessen Mittelpunkt das Rathaus zu denken, genau genommen ein Cyklorama ist, wurde von der Zinne des Rathhausturmes aufgenommen. Es setzt sich aus zwölf 1 m hohen, 0,50 m breiten Bildern zusammen, welche uns die Reichshauptstadt aus der Vogelschau bis zum fernen Horizont naturgetreu vorführen. Viele unserer Baudenkmäler, namentlich die im Häusermeer verborgenen Kirchen, erblickt man hier in ihrer Gesamtansicht; einzelne Strassenzüge, so die Königstrasse, lassen sich genau verfolgen, und hervorragende Baulichkeiten, wie das Schloss und das Präsidialgebäude am Alexanderplatz, erfreuen das Auge durch ihre plastische Darstellung. Westlich reicht der Blick bis zu den Türmen der Kaiser Wilhelm-Gedächtniskirche, östlich bis zu den fernen Müggelbergen. Dies Rundbild wurde bekanntlich auf der Berliner Gewerbeausstellung vorgeführt, dort aber in erheblich grösserer Ausführung. Die Gesamtlänge betrug dort 18 m, während die jetzt ausgestellte Kopie nur den dritten Teil misst. Die Originale der Bilder haben die Grösse der sogenannten Paneelaufnahmen (18:24 cm) und sind dann entsprechend vergrössert worden. Die Vorführung erregte grossen Beifall und wurde mit Dank aufgenommen.

2. Zur Einführung in den unter Nr. 3 folgenden Hauptvortrag hatte das Märkische Museum folgende Bilder ausgestellt:

a) „Blanchards 33. Luftreise zu Berlin. auf dem Exercierplatz im Thiergarten den 27. September 1788.“ Dabei ein kleiner schirmartiger Ballon anscheinend durch erwärmte Luft getrieben, kein Mensch darin. (Gegend des Reichstagsgebäudes.)

b) „Blanchards 33. Luftfahrt auf den Exercier Platz im Thiergarten zu Berlin den 27. September 1788.“ Aufstieg vor einer zahlreichen Menschenmenge.

c) „Abbildung des Luft-Ball's welcher im Aprill zu Berlin aufsteigen wird, 26 Fuss im Diameter und gegen 40 Fuss hoch. Die ersten Luft-Reiser waren Daedalus und Icarus. metamorph.: d'Ovide.“ Haasen-berg del. — C. C. Glassbach sc. Hübscher Kupferstich. Ideallandschaft, im Vordergrunde Wasser. Links Daedalus auffliegend, rechts sein Sohn mit schmelzenden Flügeln herabstürzend. In der Mitte schwebend anscheinend der unter d erwähnte Luftballon, aus dessen Gondel zwei Fahnen links mit F W R, rechts mit dem Preussischen Adler herunterhängen. Wahrscheinlich ein für Berlin berechnetes Reklamebild.

d) „Der Luft Ballons mit welchen Herr Garne den 13. April 1803 in die Höhe gestiegen.“ In der Gondel der Luftscher in der Mitte stehend, links eine weibliche, rechts eine männliche Person. Vermutlich auf die zu Berlin veranstaltete unter c erwähnte Auffahrt bezüglich.

e) „Berliner Sonntagspublikum bei einem fallenden Luftballon. Nach einer Skizze von E. Hosang auf Holz gezeichnet von Franz Kollarz.“

Ferner legte unser Mitglied Rentier Carl Burkhardt vor:

f) C. F. Claudius: Ausführliche Nachricht meiner ersten Luftfahrt am 5. Mai, und meiner darauf am 10. Mai erfolgten glücklichen Rückkehr in Berlin nebst der Abbildung meines Flugwerkes und dessen Beschreibung. Berlin, im Mai 1811. (Zu haben bei dem Verfasser, Gertrauten Strasse Nr. 10.) Preis 4 Groschen Courant, kl. 8. — Prof. Jungius habe ihm gesagt, er habe 18 000 Fuss Höhe erreicht. Claudius fuhr im Garten der K. Tierarzeneischule auf.

g) Dasselbe Werk in 2. Auflage. Berlin 1834 in 4^o.

h) „Carl Friedrich Claudius. Ein Denkmal der Freundschaft von seinen Verehrern. Selbst-Biographie.“ Berlin 1834. 4^o.

Der am 22. Januar 1767 zu Cottbus geborene Verf. widmete als Mitglied der Schützengilde zu Berlin letzterer mehrere Scheiben, darunter eine, welche in breitem Kupferdruck seiner Selbst-Biographie beigegeben ist und seine Auffahrt am 5. Mai 1811 schildert.

3. Demnächst folgte der angekündigte Vortrag:

Ballonwanderungen über die Mark Brandenburg von Nieber,

Major und Kommandeur der Luftschiffer-Abteilung.

Meine sehr verehrten Herrschaften!

Die Personen-Beförderung durch die Luft gehört heut zu Tage noch zu den Ausnahmen. Dem rastlos arbeitenden 19. Jahrhundert ist es noch nicht gelungen, wesentliche Fortschritte in der Entwicklung der Luftschiffahrt zu verzeichnen. Wie sehr auch der Mensch danach streben mag, sich von der mütterlichen Erde zu trennen, um im freien Fluge durch die Luft sich von einem Orte zum anderen zu begeben, dem Nachdenken und der Erfindungskraft ist es noch immer nicht geglückt, diese hochwichtige Frage in genügender Weise zu lösen. Noch heute sind wir, wie der Luftschiffer Blanchart, der vor nunmehr über hundert Jahren seine Luftreisen von Berlin aus unternahm, dem Winde mehr oder weniger bei unsern Fahrten preisgegeben. Der Gedanke des lenkbaren Luftschiffes oder eines dem Willen des Menschen unterworfenen Flugapparates ist zur Zeit noch nicht praktisch mit einigem Erfolge zur Ausführung gelangt, und, wie es scheint, werden wir, wie viele Geister sich auch theoretisch und praktisch mit der Lösung dieses Problems beschäftigen, zunächst auf die Verwirklichung dieser Idee nicht zu rechnen haben. Es nehmen daher in unseren Tagen immerhin verhältnismässig nur wenige Menschen an Luftfahrten teil, nur wenige haben Gelegenheit, die herrlichen Reize einer solchen zu geniessen.

Nach dem Vorhergesagten möchte es vielleicht so scheinen, als ob wir Luftschiffer bei unseren Fahrten ohne jeden Einfluss auf den Verlauf derselben wären. Dem ist aber nicht so. Wenn wir auch nicht die Richtung unseres Fluges nach eigenem Willen bestimmen können, so ist es uns doch oft möglich, durch die Ausnutzung verschiedener Luftströmungen, welche über einander bestehen, einen vorher beabsichtigten Kurs einzuschlagen und damit einem angestrebten Reiseziele näher zu kommen. Die Windrichtungen sind oft in verschiedenen Höhen sehr abweichend von einander, so dass die Fluglinie des Ballons durch Inanspruchnahme der einen oder der anderen sehr gewunden, ja sogar manchmal in scharfen Winkeln verlaufen kann. Ist es doch schon der Fall gewesen, dass meine Offiziere zunächst im nordoestlichen Unterwinde bis nach Potsdam führen und nach einiger Zeit im entgegengesetzten Oberwinde wieder nach Berlin zurückkehrten. Ganz so scharf treten die Kontraste allerdings nicht immer hervor, doch sind bei nicht zu stürmischem Wetter Unterschiede der Windrichtung in den verschiedenen Höhen fast stets vorhanden. So hatten wir bei meiner letzten Ballonfahrt vor wenigen Tagen in 500 m Höhe einen Wind, der uns direkt auf Greifswald führen musste, während dicht über der Erde eine mehr nach Westen gerichtete Luftströmung herrschte. Ich beschloss die letztere auszunutzen, um nach Demmin zu kommen, von wo aus eine günstigere Verbindung auf der Nordbahn uns schneller nach Berlin brachte, als wie dieses von Greifswald aus möglich gewesen wäre. Um 3 Uhr Nachmittags landeten wir in der Nähe des erstrebten Zieles. Natürlich gehört immerhin eine gewisse Gewandtheit in der Führung des Ballons dazu, um einen solchen vorher gefassten Plan zur Ausführung zu bringen. Ist diese vorhanden, so erscheint weder Berechnung noch praktische Ausführung besonders schwer.

Vor der Abfahrt ermittelt man gewöhnlich die bestehenden Luftströmungen durch kleine mit Gas gefüllte Papierballons, die man in der Luft bei klarer Witterung mit unbewaffnetem Auge auf ziemlich weite Entfernung zu verfolgen vermag. Diese sogenannten Pilotenballons steigen meistens mit starkem Auftriebe schnell in die Höhe und nehmen in jeder neuen Luftströmung eine veränderte Richtung an. Auf Grund dieser Beobachtungen entwirft der Ballonführer dann seinen Reiseplan, der oftmals auch ziemlich genau eingehalten werden kann. Weniger günstig liegen für die Bestimmung der Reiserichtung die Verhältnisse, wenn die Wolken tief lagern und ein Verfolgen der Piloten nur für kurze Zeit möglich ist, dann sind die oberen Windrichtungen von der Erde aus nicht festzustellen und, was das Schlimmste ist, vom Ballon aus auch nicht. Sobald der Luftschiffer, in den Wolken verschwindend, den Blick auf die Erde verliert, vermag er sich nicht mehr über die Flugrichtung zu informiren, da er weder die Karte noch den Kompass benutzen kann. Es fehlt ihm

jeder Anhaltspunkt für die Vorwärtsbewegung und er muss es dem Zufall anheimgeben, in welcher Gegend er wieder festen Fuss fassen wird. Liegt die Möglichkeit nahe, dass man dem Meere zutreibt, dann muss man von Zeit zu Zeit unter die Wolken herunter gehen, um einen Blick auf die Erde zu werfen und die eingeschlagene Richtung festzustellen. Wird eine solche Erkundung für längere Zeit verabsäumt, wie dies bei wissenschaftlichen Hochfahrten der Fall sein kann, bei denen es darauf ankommt, bestimmte Höhen zur Anstellung von Beobachtungen zu erreichen, dann kann man wohl mitunter die wunderbarsten Ueberraschungen erleben. Einer meiner Offiziere hatte nach einer längeren Fahrt über den Wolken den Ballon fallen lassen, um eine Rekognoszierung vorzunehmen und den Aërostat auf etwa 800 m abgestoppt, indem er den weiteren Abstieg langsam fortsetzen wollte, als er zu seiner Verwunderung plötzlich durch einen Ast gestreift wurde und gleich darauf in einem Schneefelde landete. Nach seiner Berechnung musste er sich etwa in der Nähe von Leipzig befinden und noch viele hundert Meter zwischen sich und der Erde haben. Thatsächlich war er auf eine Kuppe des Erzgebirges gerathen und dort zum Aussteigen genötigt. Man kann sich denken, wie wenig erfreulich seine Lage war, als er nach ermüdender Fahrt auf ungebahnten Pfaden viele Kilometer im Schnee und bei einbrechender Dunkelheit zurücklegen musste, ehe er an die erste bewohnte Stätte der Menschen gelangte, wo er dann allerdings freundliche Aufnahme fand.

Mir begegnete es, dass ich nach einer achtstündigen Fahrt über den Wolken, bei welcher wir etwa 4200 m erreichten, beim Abstiege plötzlich die böhmische Erde erblickte, als meine Reisegefährten und ich völlig im Unklaren über unseren Aufenthaltsort waren. Wir hatten noch kurz zuvor nicht gerade im besten Behagen die Möglichkeit erwogen, die Ostsee unter uns zu haben, und sahen nun die herrliche Eger-Ebene umsäumt von waldigen Höhen und angefüllt mit freundlichen Ortschaften aller Art. Hinter uns ragten die Häupter des Erzgebirges bis in den wolkenverhüllten Himmel hinein, rechts begrenzte der Böhmer Wald unser herrliches Bild und links reichte unser Blick bis an die Kette des Riesengebirges. Das war eine angenehme Ueberraschung der schönsten Art, die uns mit einem Schlage von allen Sorgen der Ungewissheit frei machte und uns einen Genuss bot, wie er mit Worten nicht beschrieben werden kann.

Wenn nun der Wind vornehmlich die Rolle des Führers für den Luftballon in horizontaler Richtung übernimmt, so vermag der Aëronaut in vertikaler Richtung sein Fahrzeug ganz nach eigenem Willen zu lenken. Durch Auswerfen von Ballast wird der Ballon erleichtert und steigt in die Höhe, durch Ablassen von Gas durch das an seinem oberstem Teile angebrachte Ventil wird seine Tragfähigkeit vermindert und das Luft-

schiff zum Fallen gebracht. Auf diese Weise kann man den Ballon dirigiren, wie es der Reisezweck erfordert, man kann vor allen Dingen jederzeit auf die Erde zurückkehren, wenn es erwünscht erscheint. Und gerade diese Möglichkeit ist besonders wichtig, da man sonst recht unliebsamen Zufälligkeiten preisgegeben sein könnte. Ich erwähnte bereits, wie zwingend die Beendigung einer Fahrt angesichts des Meeres ist. Aber auch über der Erde können Umstände zu einer plötzlichen Landung nöthigen, wenn die in der Fahrtrichtung liegende Gegend keine geeigneten Punkte hierzu mehr bietet. So kann ein ausgedehntes Waldgelände, welches der bereits erschöpfte Ballon nicht mehr zu überfliegen vermag, oder eine langgestreckte Sumpf- oder nasse Niederungs-Gegend zum schleunigen Abstiege veranlassen. Je grösser der Ballon, je tragfähiger das verwendete Gas und je geringer die Belastung durch die Reisenden ist, desto ausgiebiger vermag man mit dem ersteren zu operiren, denn um so mehr Ballast kann man auf die Reise mitnehmen. Dieser Ballast besteht bei uns aus feinkörnigem Sand, der in Ballastsäcken verstaut die Garnirung der Gondel oder des Korbes ausmacht. Je mehr man von diesem für den Luftschiffer so wichtigen Material mitführen kann, desto länger vermag der Ballon sich in der Luft zu erhalten. Für gewöhnlich erreichen unsere Militär-Ballons, welche einen Inhalt von 1300 cbm. besitzen, bei einer Füllung von Leuchtgas und mit 3 Offizieren bemannt, nur Höhen bis zu 3000 m. Will man höher hinaufsteigen in das Reich der Lüfte, dann muss man einen grösseren Ballon benutzen und denselben bei besonderen Leistungen mit dem tragfähigeren Wasserstoffgas füllen, dann kann man sehr bedeutende Höhen erreichen, wie denn der Herr Dr. Berson vom hiesigen Königlichen meteorologischen Institute vor nunmehr 2 Jahren mit einem 2600 cbm-Ballon bis zu einer Höhe von 9150 m emporgestiegen ist, zu einer Höhe, welche vor ihm bisher noch von keinem Menschen und voraussichtlich auch von keinem lebenden Wesen erreicht worden ist.

Der Aufenthalt in hohen Regionen ist nun nicht gerade ein sehr angenehmer. Die Erde entschwindet bei einer grossen Entfernung doch so sehr, dass man mit unbewaffnetem Auge Einzelheiten auf derselben nicht mehr zu erkennen vermag, jedenfalls wird der Naturfreund in geringeren Höhen einen grösseren Genuss von dem unter ihm sich ausbreitenden Landschaftsbilde haben. Der Körper empfindet die Einwirkung der dünneren Atmosphäre sehr unbequem, denn die Atmungswerkzeuge arbeiten mit erhöhter Thätigkeit, um genügend Nahrung aus der weniger sauerstoffhaltigen Luft zu gewinnen. Herzklopfen und oft Atemnot, die mit einer störenden Erregung der Nerven verbunden sind, können nur durch künstliche Athmung überwunden werden. Zu diesem Zwecke nimmt man Sauerstoff mit in die Höhe, welcher in einem Stahlcylinder auf etwa 100 Atmosphären komprimirt ist. Durch Gummischläuche,

welche mit einem Mundstück versehen sind, führt man sich nach dem Aufdrehen eines Ventils die notwendige Menge Sauerstoff durch den Mund zu und augenblicklich belebt sich der Körper wieder von Neuem. Es ist eine wunderbare Kraft, die einem bei dem Genuss von Sauerstoff mit einem Male durchströmt; das vom Drucke befreite kalte Gas perlt wie Schaumwein über die Zunge. Ausser dieser geschilderten Atemnot aber wirkt die verminderte Fortpflanzung des Schalles, die sich durch eine gewisse Schwerhörigkeit äussert, auch unbequem. Man muss die Unterhaltung, welche sich fast nur auf geschäftliche Mitteilungen beschränkt, mit sehr lauter Stimme führen und wird trotzdem oft nicht verstanden oder garnicht gehört. Zur besseren Verständigung bedient man sich mit Vorliebe der begleitenden Gesten, welche indessen auch mitunter anstrengend sind, da dort oben jede Bewegung einen erhöhten Aufwand von Kraft erfordert. Mir ist es noch lebhaft in der Erinnerung, wie mein Freund, der Herr Hauptmann Gross, und ich in grosser Höhe mit Mühe nur einen Sandsack in den Korb hineinhoben, der ausserhalb desselben befestigt war, und den jeder von uns hier unten auf der Erde mit einer Hand gehoben hätte. Wir waren herzlich froh, als die gemeinsame Arbeit beendet war, da ein Abstürzen des Sackes auf die Erde böse Folgen hätte haben können. Im übrigen ist dem Ballon-Insassen dort oben die Arbeit oft sehr willkommen, da dieselbe zur Erwärmung des Körpers in angenehmer Weise beiträgt. Die sehr niedrige Temperatur der Luft, die das Thermometer wohl bis auf 30 Grad und darunter fallen lässt geht mitunter selbst durch Pelze und warme Kleidung hindurch und wird dann höchst störend empfunden.

Aber ich möchte nicht nur von den Schrecknissen einer solchen Hochfahrt sprechen. Es ist auch hochinteressant, die oft wunderbaren Gebilde der Eis- und Schneewolken in diesen Regionen zu schauen, die mitunter in ihren pitoresken Formen den Anblick der herrlichsten Hochgebirgslandschaft gewähren. Riesige Wolkengipfel werfen in die zum Teil viele hundert Meter tiefen Wolkenthäler tiefschwarze Schatten und mit Überraschung erblickt man in der Tiefe unter sich das Bild des Ballons mit Korb und Insassen umgeben von einem regenbogenfarbigen Kranze. Wenn man dann im immerwährenden Aufstiege die letzte mächtige Wolkenschicht durchbrochen hat und über sich den klaren, tiefblauen Himmel erblickt, von dem die Sonne im vollsten Glanze herabscheint und die erstarrten Glieder auf das Angenehmste durchwärmt, dann ist man wiederum überrascht von diesem plötzlichen Wechsel. So bietet die Hochfahrt in ihrem höchsten Punkte weitab vom Getriebe der Erde auch herrliche Seiten dar.

Der Abstieg erfolgt meist schnell, wenn nicht der Ballon durch die Wolkenschichten, durch die er sich nur mühsam nach oben hin Bahn brach, getragen und am Sinken verhindert wird. Dann muss energisch das Ventil

gelüftet werden, um den Abtrieb zu erhöhen und den Durchbruch durch die Wolken zu bewirken. Ist derselbe erfolgt, dann fällt man meist in wenigen Minuten mehrere tausend Meter und parirt erst wieder, wenn man die Erde in Sicht hat. Eine möglichst schnelle Orientierung ist nunmehr erforderlich, um zu wissen, wo man sich befindet. Gleich nach der Abfahrt und vor dem Eintritt in die Wolken hatte bereits einer der Reisegefährten Windrichtung und Windstärke ermittelt und die erforderlichen Einträge in die Karte gemacht. Über den Wolken wurden diese Aufzeichnungen mit Lineal und Zirkel fortgesetzt unter der Annahme, dass die Windverhältnisse in den oberen Regionen konstant bleiben würden. So hat man wenigstens einen ungefähren Anhalt für die Gegend, über der man sich nach der Rückkehr unter die Wolken befindet, um dann das zutreffende Kartenmaterial zur Hand zu nehmen. Mit Karten ist der Korb auf das Reichhaltigste ausgestattet. Neben einer Generalkarte von Deutschland, die nur zur allgemeinen Orientierung dient, sind Karten im Massstabe von 300,000 und von 100,000, letztere die sogenannte Generalstabkarte, vorhanden, so dass jede erforderliche Erkundung ausgeführt werden kann. Die Orientierung auf der Erde ist an der Hand einer guten Karte ungemein leicht. Flüsse, Seen, Strassenzüge, Eisenbahnlinien und Ortschaften sehen sich von oben herab ebenso an, wie sie auf der Karte verzeichnet stehen.

So kann man denn verhältnismässig schnell feststellen, wo man sich befindet und wohin sich voraussichtlich der Kurs der weiteren Fahrt richten wird. Das ist wichtig, weil es nun bald notwendig wird, an die Landung zu denken. Der Ballon hat in den grossen Höhen durch die Ausdehnung des ihn tragenden Gases viel von seinem Inhalt verloren. Indem sich das Gas in den unteren Luftschichten wieder zusammenzieht, entsteht ein leerer Raum innerhalb der Hülle, in welchen, da der Ballon unten offen ist, mit grosser Kraft atmosphärische Luft einströmt, die sich schnell mit dem Gase zu einem minder tragfähigen Gemenge vereinigt. So hat der Ballon nicht nur einen Teil seines Gases verloren, sondern auch den noch vorhandenen Inhalt verschlechtert. Er wird die Reise nicht mehr lange fortsetzen können.

Wir fahren nun für einige Zeit in mässiger Höhe über die Erde hinweg und erfreuen uns der herrlichen Bilder unter uns. Während es uns in jenen einsamen Regionen dort oben, wohin kaum ein Laut von unten herauftönte, schien, als seien wir von der Erde auf eine kurze Frist abgelöst, empfinden wir jetzt die Wiedervereinigung mit derselben um so angenehmer. Wir können aus unserer Höhe von 500—600 m alle Einzelheiten der unter uns befindlichen Gegend erkennen, das fleissige Getriebe auf den Feldern, die rege Thätigkeit in den Industriebezirken ist deutlich zu bemerken, auch der Naturfreund kann jetzt in Genssen seltener Art schwelgen. Der stets vom Winde fortgetragene

Ballon führt immer neue Bilder herbei, bald eine herrliche Waldlandschaft, bald einen Herrnsitz mit stolzem Schloss und grossem Parke, bald ein freundliches Landstädtchen. Alle diese Bilder ziehen in gleichmässiger Geschwindigkeit vorüber, „kaum gegrüsst, gemieden,“ wie es in dem Lenauschen Gedicht vom Postillon heisst. Jetzt kann man vom Ballon aus neben diesen Naturgenüssen die interessantesten Betrachtungen anstellen, Vergleiche ziehen zwischen verschiedenen Gegenden bezüglich der Bodengestaltung und Bodenausnutzung, bezüglich der Bauart der Ortschaften, ob wendische oder deutsche, in der Beschaffenheit der Wegeverbindungen und der Lebhaftigkeit des Verkehrs. Industrie-Bezirke kennzeichnen sich in der Regel schon von weitem durch einen Wald von Schornsteinen und machen sich durch das Getön der Dampfpeifen wenig vorteilhaft bemerkbar. Wenn man über ein und dieselbe Gegend im Verlaufe eines längeren Zeitraumes wiederholt hinwegfliegt, so bietet der Anblick derselben Gelegenheit zu interessanten Vergleichen bezüglich des Fortschrittes der Kultur. Man sieht, wie sich das Wegenetz entwickelt, wie der Chausseebau fortschreitet, wie Eisenbahnlinien neu entstehen; man verfolgt den Bau von Kanalverbindungen und erkennt an der Frequenz des Schiffsverkehrs den wohlthätigen Einfluss solcher Wasserstrassen, man bemerkt, wie Kulturen jedweder Art angelegt werden, Urbarmachungen, Ausrodungen und Entwässerungen ihren Nutzen zu Tage fördern. Solche Betrachtungen machen den Luftreisenden für kurze Zeit zum National-Ökonomen. Besonders in der Umgegend von Berlin kann man in dieser Beziehung die interessantesten Studien machen. Das Herauswachsen der Stadt rückt ununterbrochen näher an die umliegenden Ortschaften heran, die winkeligen Dorfstrassen der Vororte werden mehr und mehr begradigt, ihre Hütten verschwinden sichtlich und machen den Miethskasernen der Vorstadtbevölkerung, sowie den Villen der reicheren Peripherie-Bewohner Platz. Statt der kleinen ländlichen Anwesen entwickelt sich eine blühende Gartenbau-Kultur und weiter im Umkreise der Millionenstadt greifen Rieselanlagen immer mehr und mehr um sich. Ich entsinne mich noch genau, wie vor Jahren die Rieselfelder im Süden der Stadt eine besondere Eigentümlichkeit dieser Gegend ausmachten, und heute kann man kaum eine Ballonfahrt aus der Reichshauptstadt unternehmen, ohne in irgend einer Ecke des Gesichtsfeldes eine Rieselfeld-Anlage zu erblicken. Wir Aëronauten lieben diese schlammig-feuchten Geländestrecken wenig. Uns erscheint eine Landung in einem Rieselfelde, wie dieselbe auch schon stattgefunden hat, nicht zu den Freuden dieser Welt zu gehören.

Sie sehen, meine hochverehrten Herrschaften, dass die Beobachtungen, welche bei dem Fluge über die Erde hinweg aus dem Ballon angestellt werden, viel interessante Objekte finden und dass man dabei viel lernen kann. Es ist ein ungemein intensives Geographie-Studium,

welches bei solcher Gelegenheit betrieben wird und ich bedaure oft, dass es mir nicht möglich ist, meine Söhne mit in die Höhe zu nehmen, um mit ihnen aus der Vogelschau - eigentlich müsste man wohl Ballonschau sagen — im unmittelbarsten Anschauungs-Unterrichte die Erdkunde der engeren Heimat zu betreiben. Wie manche Stunde Kopferbrechens könnte ich ihnen ersparen!

Aber nicht alle Mitreisenden können sich solchen anregenden Betrachtungen hingeben. Einer der Korbinsassen muss als Navigations-Offizier ununterbrochen auf den Kurs achten und den Ballon dauernd in der Hand behalten. Während der alte Bursche da oben in angenehmer Gleichmässigkeit dahinfuhr und nur selten durch eine kalte Wolkenschicht oder unmittelbare Sonnenbestrahlung veranlasst wurde, zu fallen oder zu steigen, denn alle diese atmosphärischen Einflüsse wirken sofort auf das Verhalten des Ballons ein, so ist er nun unruhig geworden und beschreibt in seinem Fluge in vertikaler Beziehung eine ununterbrochene Zickzacklinie. In den meisten Fällen gelingt es nämlich nicht, beim Abstieg den Ballon so abzufangen, dass er sich im vollkommenen Gleichgewichte befindet. Wenn der Führer etwas zu viel Ballast ausgegeben hatte, um den Abstieg zu pariren, dann strebt der Ballon wieder nach oben, da er erneuten Auftrieb bekommen hat. Lässt man ihn in diesem aufsteigenden Bestreben gewähren, so geht er wieder auf seine alte Höhe zurück oder genau gesagt, noch über dieselbe hinaus. Jedenfalls steigt er wieder so lange, wenn nicht ganz besondere Gegeneinwirkungen eintreten, bis das Gas sich in der früheren Weise ausgedehnt hat. Will man dieses nicht zugeben, und selbst der ehrgeizigste Luftschiffer hat mit einer Hochfahrt an ein und demselben Tage genug, dann muss man dem Aërostaten den Auftrieb nehmen. Von nun an bleibt der Ballon ununterbrochen im Steigen und Fallen. Der Führer darf sein Auge nicht einen Moment von dem Barographen abwenden, damit er sein Fahrzeug dauernd in der Hand behält, vor allen Dingen, dass der Ballon niemals ohne seinen Willen sich der Erde nähert, sonst wäre eine unfreiwillige Landung unter schwierigen Umständen wohl unvermeidlich. Die Kunst des Ballonfahrens besteht vornehmlich darin, dass man stets so hoch über der Erde dahinfliegt, wie man will, und dass man dort landet, wo man es vorher beabsichtigt hat. Für das Letztere ist massgebend die verfügbare Ballastmenge. Der Navigations-Offizier muss wissen, wie leicht oder wie schwer der Ballon nach seiner Bauart und nach der Art der Gasfüllung, sowie nach den obwaltenden Witterungs-Umständen auf seine Hilfen reagirt und er muss das vorliegende Gelände kennen, um sich darüber klar zu sein, wo er landen kann und wo nicht. Wenn allmählich der Sandvorrath auf die Neige geht, so avertirt er die Landung. Seine weniger beschäftigten Begleiter bringen alle losen Gegenstände in den Korb-

kasten, der zugleich während der Fahrt als Sitz gilt, in Sicherheit und verwahren ebenso die zahlreichen Instrumente, damit dieselben keinen Schaden leiden. Nur das Barometer und der Barograph bleiben im Tauwerk befestigt, alles Andere wird sorgsam verstaut. Wenn Alles in Ordnung ist, wird noch ein letzter prüfender Blick in die Höhe gerichtet, um festzustellen, dass die Leinen für das Ventil und die Zer-reissvorrichtung klar sind und dann beginnt der weitere Abstieg bis unmittelbar über die Erde. Vom Ringe, an welchem die Netzleinen aus-laufen und an dem die Gondel befestigt ist, hängt ein 100—150 m langes Tau herunter, welches dazu bestimmt ist, durch Gewichtsentslastung, die beim Aufliegen auf der Erde entsteht, den Abstieg zu mildern und durch Reibung, die durch das Nachschleifen hervorgerufen wird, die Fluggeschwindigkeit zu vermindern.

Der Ballon ist soweit gefallen, bis der Schleppgurt aufsetzt. Ist seine Fallgeschwindigkeit keine bedeutende gewesen, so stoppt er schon von selber allmählich ab, wenn der Gurt sich auf die Erde auflegt und dadurch den Ballon entlastet. Jetzt zeigt es sich, ob der Ballonführer die Karte richtig studirt hat und das Gelände zutreffend beurteilt, denn besondere Hindernisse dürfen sich dem schleifenden Gurte nicht entgegenstellen. Über ein Dorf geht man mit demselben nur ungern hinweg, denn die Möglichkeit, dass eine Person beim Herabfallen des Schleppgurtes von einem Dache, über das er hinfortzog, getroffen werde, ist immer nicht ganz ausgeschlossen. Auch Telegraphen- und vor allen Dingen Telephon-Leitungen können leicht durch den mit grosser Gewalt über sie hinweggezogenen Ballonschweif beschädigt werden. Bei diesen Gegenständen muss der Führer oft den Ballon wieder ein wenig heben, um im Sprunge über dieselben hinweg zu gehen und dann wieder „aufzusetzen“, wie der Kunstaussdruck lautet. Die Schleiffahrt selber ist meist der angenehmste Teil der ganzen Fahrt, der oft viele Kilometer weit fortgesetzt werden kann. Der Ballon ist nun wieder zahm geworden und benimmt sich sehr vernünftig, so dass er keine Sorgen bereitet. Die Erde ist dem Aëronauten so nahe gerückt, dass er alle Einzelheiten genau erkennen kann. Man kann sich bereits vollkommen mit den Landes-Einwohnern verständigen und auf Fragen Antworten erhalten, die meist sehr bereitwilligst erteilt werden. Bei der Fahrt über Felder stört der auf dem Erdboden dahinrauschende Schleppgurt Wild auf; oft jagen 4—5 Hasen in wilder Flucht vor dem Ballon her, ohne, dass sie es versuchen, durch einen Seitensprung aus der Fahrtrichtung zu kommen. Bei dem Fluge über einen Wald kann man Rehe und Hoch- wie Schwarzwild auf den Blössen erkennen; es gewährt einen reizenden Anblick, wenn diese in voller Fahrt dem über ihnen dahinschwebenden Ungetüm aus dem Wege gehen.

Meist flaut der Wind gegen Abend ab und der Ballon treibt gemächlich über die Erde dahin. Vor kurzem ereignete es sich, dass das

Schlepptau bei einer solchen Gelegenheit an einem Baume hängen blieb und den Ballon fesselte. Den Herren im Korbe war durchaus nicht angenehm zu Mute, sie wären gern aus ihrer Gefangenschaft befreit worden, aber alles Ziehen und Zerren am Schlepptau half nichts, selbst mehrere herbeieilende Holzfäller vermochten keine Abhilfe zu schaffen. Da kam ein Herr mit der Büchse unter dem Arme auf dem Pirschgange des Weges daher und wurde auch um Hilfe in der Not gebeten. Er legte an, schoss und der Ballon flog frei von seiner Fessel weiter. Die Offiziere, unter denen sich ein schwedischer Lieutenant befand, bedankten sich bestens bei ihrem Erlöser und flogen noch ein gutes Stück weiter. Ähnliche kleine Abenteuer könnte ich von unseren Schleiffahrten noch viele erzählen, ich fürchte aber die Nachsicht der Herrschaften zu sehr für mich in Anspruch zu nehmen.

Wenn nun zur Landung geschritten werden soll, so wählt man sich am besten ein freies Feld oder eine trockene Wiese aus, um auf die Erde zu gelangen. Der Anker, der bisher hochgebunden war, wird nun abgeschnitten und gleitet 50 m auf dem Schlepptau herunter. Dort setzt er sich auf einen Knoten, der durch Puffer den Stoss des herabsinkenden Ankers abfängt. Wenn der Anker die Erde berührt, wird auf Kommando des Führers von einem Korbinsassen die Reissvorrichtung ausgeklinkt, die oben am Ventilringe des Ballons der grösseren Sicherheit wegen in einer Sperrvorrichtung eingeschaltet war. Wenn der Korb wenige Meter über der Erde ist, oder wenn er dieselbe bereits berührt hat, wird wieder auf Kommando der Ballon von seinem oberen Pole bis zum Äquator aufgerissen. Ein weites Loch legt sich klaffend auseinander und lässt das Gas sehr schnell entweichen, so dass die entleerte Hülle bald zu Boden fällt und dort liegen bleibt. Bei nicht zu starkem Winde wird dabei selten noch eine kleine Schleifpartie auf der Erde stattfinden. Ist rechtzeitig gerissen, so hat der Ballon kaum Kraft, um noch weiter zu fliegen. Bei stärkerem Winde muss man einen geschützt liegenden Landungsplatz aussuchen. Gleich hinter einem Walde oder einem Berge findet man meistens Windstille, die die Landung gefahrlos ermöglicht. Natürlich kann es auch wohl mal etwas unbequemer verlaufen bei einer Landung im heftigen Winde, aber das gehört doch immer zu den seltensten Ausnahmen. Seit wir die vom Hauptmann Gross eingeführte Reissvorrichtung an unseren Ballons haben, ist die Landung meist ohne Gefahr zu bewirken.

Meistens sind hilfsbereite Leute zur Stelle, die den glücklich gelandeten Luftschiffern zur Seite stehen, um den Ballon mit Zubehör zu verpacken. Zunächst treibt sie gewöhnlich die Neugierde heran, um das entseelte Ungetüm in der Nähe zu betrachten; nachdem sie aber ihren Wissensdrang befriedigt haben, gehen sie gern an die Arbeit. Ich muss es ganz besonders dankbar und anerkennend hervorheben, dass

die Bewohner der Mark immer freundlich und entgegenkommend gewesen sind. Unter der kräftigen Mitwirkung der herbeigeeilten Landbewohner ist die Arbeit bald gethan und schnell werden Wagen herangesorgt, um Ballon-Material und Insassen hinwegzuführen. Oft finden sich auf dem Landungsplatze wissbegierige Zeitungs-Reporter ein, welche mit Fragen kein Ende finden können. Man thut gut, diesen Herren möglichst genau Auskunft zu erteilen, denn sonst kommt mitunter der unglaublichste Fahrtbericht in die Spalten des Kreis- oder Orts-Blättchens. Besonders erfreut sind wir Luftschiffer stets durch die freundliche Teilnahme der Damen. Es scheint mitunter, als wenn die Ansicht vorhanden sei, die Luftschiffer seien mit knapper Not dem sicheren Tode entronnen. Das lebenswürdige Mitgefühl thut nach den oft recht anstrengenden Fahrten sehr wohl und lässt schnell die überstandenen Strapazen vergessen.

Fast stets ist uns bei unseren Landungen in der Mark die Gastfreundschaft eines in der Nähe wohnenden Gutsherrn zu teil geworden. Es ist ein schönes Zeichen für die in unserer Provinz bestehende Gastlichkeit, dass wir fremden Offiziere nicht ungespeist und ungetränkt fortgelassen werden, dass man sich stets bemüht, mit besten Kräften für uns zu sorgen. Bei meinen zahlreichen Landungen in der Mark bin ich in den verschiedensten Gegenden zu Boden gelangt, aber überall fand ich dieselbe freundliche Aufnahme. Bei einer solchen angenehmen Rückkehr in die Welt ist man meist hochbeglückt. Die Plauderstündchen in den gastlichen Gutshäusern nach beendeter Fahrt gehören mit zu meinen angenehmsten Erinnerungen, ich habe aus diesem Anlass allen Grund unserer heimatlichen Provinz von Herzen dankbar zu sein. Der Offizier, der so oft durch seinen Dienst gezwungen ist, als ungeladener Gast in fremden Häusern zu erscheinen, empfindet es stets besonders dankbar, wenn ihm eine herzliche Gastfreundschaft auch ohne Verpflichtung dargeboten wird.

Auf den Vortrag folgte nun mit Hilfe eines Projektionsapparates des Herrn Ottomar Anschütz die Darstellung einer Reihe von Ballonaufnahmen. Die Bilder wurden von dem Herrn Redner kurz erläutert.

Es waren folgende Ansichten:

- | | |
|---|--|
| 1. Bild. Ballontransport. | 8. Bild. Umgebung des Königlichen Schlosses. |
| 2. Bild. Ballonaufstieg. | 9. Bild. Rathaus mit Umgebung. |
| 3. Bild. Pionier-Übungsplatz, Hasenheide, Theil von Berlin. | 10. Bild. Gegend der Oranienstrasse. |
| 4. Bild. Pionier-Übungsplatz, gross. | 11. Bild. Reichstagsgebäude u. Tiergarten. |
| 5. Bild. Ringbahnzug bei Rixdorf. | 12. Bild. Steglitz, teilweise von Wolken verdeckt. |
| 6. Bild. Die Bockbrauerei, Chaussee nach Tempelhof. | 13. Bild. Wolkenbild. |
| 7. Bild. Belle-Alliance-Platz. | |

- | | | |
|---|---|--------------|
| 14. Bild. Pontonier - Übung auf der Spree an der Wublheide. | 22. Bild. Schönwald b. Zielenzig. | |
| 15. Bild. Köpenick mit Umgegend. | 23. Bild. Haynau i. Schl. | |
| 16. Bild. Köpenick Stadt. | 24. Bild. Rosslau a. d. Elbe b. Dessau. | |
| 17. Bild. Rüdersdorf, Hinterberge. | Einfluss der Mulde. | |
| 18. Bild. Rüdersdorf, Kalkwerk. | 25. Bild. Unbekanntes Dorf. | |
| 19. Bild. Rüdersdorf, Kanalanlagen. | 26. Bild. Hennigsdorf. | } im Schnee. |
| 20. Bild. Rüdersdorf, Dorf. Kolonie „Alte Grund“. | 27. Bild. Buckow. | |
| 21. Bild. Lebus an der Oder. | 28. Bild. Neu-Hardenberg. | |
| | 29. Bild. Bärwinkel Vorwerk. | |
| | 30. Bild. Landung im Walde. | |

Der Vortrag und der Bilder-Cyclus wurden von der zahlreichen Versammlung mit grossem Beifall aufgenommen. Beides gewährte eine interessante Aussicht in eine künftige Ausnutzung für die Heimatkunde.

4. Nach dem Schluss der Sitzung fand ein geselliges Zusammensein im Ratskeller statt.

Die lebenden Krebstiere der Provinz Brandenburg.

2. Nachtrag zu dem „Verzeichnis“ von 1893.

Von **W. Hartwig**,
ord. Lehrer a. d. Sophienschule.

Seit der Veröffentlichung meines 1. Nachtrages im Oktoberheft der „Brandenburgia“ von 1894 stellte ich folgende 43 für unsere Provinz neue Arten, bez. Formen, von Crustaceen fest:

I. Cladocera.

1. *Daphnia friedeli**) nov. spec.

Grösse: Länge: 1,70 mm bis 2,00 mm; Höhe: 1,00 mm bis 1,10 mm; Schalenstachel: 0,05 bis 0,08 mm lang.

Farbe: rot, sehr wenig durchsichtig.

Körperform: fast oval, unten etwas bauchig; zwischen Kopf und Thorax eine seichte Einbuchtung; Dorsalkante der Schale etwas höckerartig aufgetrieben; unter dem Schalenstachel ein abgerundeter Höcker.

Kopf: niedrig, fast ein *D. pulex* — Kopf; Stirn etwas hervorragend; Unterkante des Kopfes stark eingebuchtet; Pigmentfleck dreieckig bis rundlich, ungefähr unter der Mitte des Auges und in gleicher Höhe der grössten Einbuchtung der unteren Kopfkante gelegen; Länge des Schnabels

*) Ich beehre mich, diese Daphnie nach unserem 2. Vorsitzenden, dem Geheimen Regierungsrat Herrn E. Friedel, dem Förderer aller Bestrebungen, die sich auf die Erforschung unserer heimatlichen Provinz beziehen, zu benennen. W. Hartwig.

etwas wechselnd, die Spitze desselben kann mit dem Pigmentfleck und dem äussersten Ende der Darmcoeca durch eine gerade Linie verbunden werden.

Schale: mehr oder weniger deutlich reticuliert, ähnlich wie bei *D. longispina*; die Ventralkante nur im mittleren Teile manchmal deutlicher bedornt, diese wenigen kurzen Dornen stehen in Zwischenräumen von ungefähr 0,10 mm; in der Basalgegend des Schalenstachels, oben und unten, ist die Bedornung dichter, und die Dornen sind länger; die innere Schalenlippe im hintersten Drittel in Zwischenräumen von etwa 0,10 mm mit längeren Borsten besetzt, zwischen dieser Beborstung eine viel kürzere äusserst zarte Bewimperung bemerkbar; der Dorsalrand von dem bedornten Teile in der Basalgegend des Stachels bis fast zur Mitte des Rückens mit äusserst winzigen, feinen Dornen (besser wohl: Borsten!) versehen.

Schalenstachel: mehr oder weniger über der Medianlinie des Körpers stehend, wenig oder fast garnicht bedornt; bei einigen Stücken (Stücke mit in Bildung begriffenem Ehippium!) an der Basis etwas nach oben gerichtet, macht er bald eine gelinde Biegung und wendet sich nach hinten, bei anderen Stücken gerade und nur sehr wenig nach oben gerichtet. Trotz seiner sehr geringen Länge ist der Stachel doch deutlich von der Schale abgesetzt, nicht wie bei *D. obtusa* Kurz.

Schwimmborsten: zweigliederig; das Endglied besitzt an der Basis einen dunkelen Fleck, wie dies bei *Daphnia longispina* und *D. caudata* meist zu beobachten ist.

Abdominalfortsätze: der erste länger als der zweite, der dritte an der Basis sehr breit.

Postabdomen: verjüngt sich nach der Spitze zu; die Analkanten desselben jederseits mit 13—17 allmählich an Länge abnehmenden Zähnen bewehrt; ein wenig eingebuchtet, und zwar so, dass sich die tiefste Stelle der Einbuchtung beim 11. bis 12. Zahn befindet.

Postabdominalkrallen: am concaven Rande ohne Kamm, nur mit sehr feiner Bewimperung ausgestattet; der Rücken der Krallen mit zwei Dornen versehen.

Leichte Erkennungsmerkmale: der sehr winzige, dabei dennoch deutlich von der Schale abgesetzte Stachel, im Vereine mit dem Fehlen der Nebenkämme.

Bei dem einen Weibchen zählte ich 11 sehr entwickelte Embryonen, bei dem anderen 7 Eier im Brutraume.

Die vorstehend charakterisierte Species gehört, wie sofort in die Augen springt, zur *D. longispina*-Gruppe. Ich stellte sie nach 7 Spiritus-Stücken auf, welche ich schon am 20. 7. 1891 bei Johannisthal sammelte. Die Stücke stammen wahrscheinlich aus einem Wiesengraben, der in wasserarmen Jahren zu Ende des Sommers austrocknet. Die Farbe hatte ich gleich am Sammel-tage auf den beigefügten Zettel geschrieben.

Männchen fand ich leider im Sammelglase nicht vor. —

Es mag wohl noch manche Species in meinen vielen kleinen, bestäubten Sammelgläschen verborgen liegen, die des tagenden Morgens harrt! —

2. *Daphnia hyalina* Leydig (1860) = *Daphnia pellucida* P. E. Müller (1868) = *Daphnia hyal. rotundifrons* Sars (1890). Ich sammelte diese in Form und Grösse sehr variierende Art 1895 aus dem Straussee (8. 6.) und Schwielowsee (11. 7.); ausserdem stellte ich sie aus dem Materiale des Herrn A. Protz für den Schermützelsee und Wandlitzsee fest. Im Jahre 1896 erbeutete ich sie im Grossen Stechlinsee bei Menz a. Nordbahn (29. 7.) und im Wurdelsee*) bei Lychen (30. 7.) zahlreich. Am 5. 8. 96 erbeutete ich einige Stücke im Teupitzer See in einer Tiefe von 6—7 Metern; bei ihnen war der Pigmentfleck so klein, dass er nur bei sehr starker Vergrösserung zu bemerken war.

3. *Hyalodaphnia jardinei apicata* Kurz (1874). Am 8. 6. 1895 sammelte ich diese Form aus dem Straussee bei Strausberg a. Ostbahn. An diesem Tage fing ich im Straussee auch fast sämtliche Übergangsformen von *H. apicata* nach *H. cucullata*, *H. incerta* Richard (1896) und *H. kahlbergiensis*, so dass mir sofort klar wurde, dass diese ganze Gruppe nur eine Species und *Hyalodaphnia jardinei* (Baird) zu benennen sei. Des weiteren liess ich mich über diese Gruppe schon in der „Naturw. Wochenschrift“ 1895, Nr. 43, aus, worauf ich, um mich nicht zu wiederholen, verweise. Nur verwechselte ich früher *Hyal. cederströmi* mit *Hyal. incerta*.

Dass die *Daphnia jardinei* Bairds mit der *Hyalodaphnia kahlbergiensis* Schödlers identisch ist,**) unterliegt für mich keinem Zweifel mehr, nachdem ich die Baird'sche Beschreibung derselben durchgesehen habe. Baird hat die Beschreibung seiner Art einer Arbeit „über die Nahrung einiger Süsswasser-Fische“ angefügt; sie befindet sich in „The Edinburgh New Philosophical Journal 1857, p. 17—24. Da das „Edinburgh Philosophical Journal“ von 1857 selten geworden ist, werde ich an anderer Stelle („Forschungsberichte aus der Biologischen Station zu Plön,“ 1897) bei Behandlung der Gattung *Daphnia* sowohl die englische Beschreibung, als auch die lateinische Diagnose wörtlich wiedergeben.

4. *Daphnia longispina rosea* Sars (1862). In dem Materiale, welches ich am 20. 7. 1891 bei Johannisthal sammelte, fanden sich 6 Stücke, die ich für *Daphnia rosea* Sars halte. Die Farbe dieser 5 Stücke war rot, der Kopf niedrig. Vier Exemplare davon besaßen an den äussersten Gliedern der Schwimmborsten die dunkelen Flecke, zwei nicht. Die Schale war oval; die Dornen der äusseren Lippe der Unterkante standen weit entfernt, oder fehlten auch gänzlich. Die beiden ersten Abdominalfortsätze waren ungefähr gleich lang, oder der erste auch wohl bis um ein Viertel länger als der zweite. Das Postabdomen war etwas gebogen und trug 11 bis 15 Dornen an der Anal-kante. Die Postabdominalkrallen besaßen auf dem Rücken 2 Dörnchen, und es fehlten ihnen, selbstverständlich, die Nebenkämme. Der Schalenstachel betrug $\frac{1}{6}$ bis $\frac{1}{4}$ der Körperlänge. Nur bis 5 Eier zählte ich im Brutraume.

5. *Daphnia pulex obtusa* Kurz (1874). Am 8. 10. 1894 fand ich in einem sehr klaren Wiesengraben bei Johannisthal unter Mengen von *D. pulex*

*) Nicht Wurlsee, wie er auf manchen Karten genannt wird. W. Hartwig.

***) *H. jardinei* hat einen kurzen Helm, *H. kahlbergiensis* einen langen; es giebt aber alle nur möglichen Zwischenstufen zwischen beiden Formen. W. Hartwig

auch einige Stücke von *D. obtusa* Kurz. Der Kopf der sehr hyalinen Stücke (aus klarem Wasser!) ist nicht verschieden von einem *D. pulex*-Kopf. Die innere Schalenlippe trägt am hintersten Teile (nur bei starker Vergrößerung wahrzunehmen!) spärlich stehende Borsten und dazwischen sehr zarte Wimpern, wie meine *D. friedeli*. Das Postabdomen ist mit 12 Zähnen bewaffnet.

6. *Daphnia pulex gibbosa* Hellich (1874). Die Stücke, welche ich dafür anspreche, obgleich sie vielfach von der Hellichschen Art abweichen, fing ich am 20. 7. 1891 bei Johannisthal. Ich bestimmte die Tiere aber erst am 25. 4. 1896. Die Stücke waren rot. Bei meinen Exemplaren ist die äussere Schalenlippe dort bedornt und die innere beborstet, wo die Hellichsche Zeichnung (Clad. Boehm., p. 29) nur eine spärliche Bedornung der inneren Lippe angiebt. Die Borsten der inneren Lippe aber sind länger und stehen weniger dicht, als die Dornen der äusseren Lippe. Zwei Nebenkämme sind vorhanden, wovon aber der Basalkamm nur recht winzig ist, so dass er leicht übersehen werden kann; der grosse Kamm besitzt im Mittel 7, der kleine etwa 6 Zähne. Das Postabdomen ist mit 15 bis 17 Dornen bewehrt. Die Form des Postabdomens meiner Stücke, und ganz besonders die der Schale, stimmt sehr gut mit der Hellichschen Zeichnung überein. Auffallender Weise fehlte dem einen Stücke der Pigmentfleck gänzlich.

7. *Moina fischeri* Hellich (1877). Ich stellte diese Species 1895 nach Spiritus-Exemplaren fest, welche ich am 30. 7. 1891 von Herrn Kaufmann Rudolf Simon erhielt; derselbe hatte die Tiere an dem genannten Tage bei Pankow in grossen Massen in einem kleinen Wasserloche gefangen. Meine Stücke besitzen am Postabdomen, ausser dem Doppeldorn, 8—9 Zähne; Hellich giebt deren nur 6—8 an. Das Ehippium ist von brauner Farbe und beherbergt 2 rundliche Eier.

8. *Latona setifera* (O. F. Müller): 1776. Ich stellte bis heute diese Art für den Kalksee bei Rüdersdorf aus dem A. Protz'schen Materiale (gesammelt am 2. 7. 90) und für den Schwielowsee bei Werder a. Havel fest. Als Bewohnerin des Schwielowsees traf ich die *Latona* am 23. 7. 96 in einer Schlammprobe an, welche ich aus einer Tiefe von 7 Metern heraufgeholt hatte; es war ein noch nicht geschlechtsreifes weibliches Exemplar von wenig über 1 mm Länge.

Am 8. 7. 96 fischte ich im Kalksee in einer Tiefe von 2—8 Metern 4 Stunden vergeblich nach dieser Art. Obwohl nun für unsere Provinz (und damit für Deutschland) 2 Fundorte dieser Species bekannt sind, so scheint sie doch sicher zu den seltenen Entomostraken zu gehören.

9. *Bosmina crassicornis* Lilljeborg (1887). Ich sammelte diese Art am 8. 8. 95 aus dem Grossen Pulssee bei Bernstein i. Neumark.

10. *Bosmina coregoni humilis* Lilljeborg (1887). Diesen Rüsselkrebs stellte ich für den Schermützelsee bei Buckow aus dem am 21. 6. 91 von A. Protz gesammelten Materiale fest.

11. *Ilyocryptus acutifrons* Sars (1862). Am 22. 7. 95 fischte ich aus dem Lehnitzsee bei Oranienburg die Haut des Postabdomens dieser Lyncodaphnide.

12. *Ilyocryptus agilis* Kurz (1877). Am 23. 7. 96 holte ich mit einer Schlammprobe von etwa 10 ccm einige Stücke dieser Art bei Alt-Geltow aus

der Havel empor, und zwar aus einer Tiefe von 7 Metern. *Il. agilis* ist bedeutend durchsichtiger als die beiden verwandten Arten (Nr. 11 u. 13). Ein Stück von *Il. agilis* war fast völlig hyalin.

13. *Ilyocryptus sordidus* (Liévin): 1848. Ich führte diese Lynceodaphnide zwar schon in meinem „Verzeichnis“ von 1893 als einen Bewohner unserer Provinz auf, aber nur nach einem Ausspruche Schödlers; gesammelt wurde diese Art in unserer Heimat bis heute noch nicht. In diesem Sommer fand ich sie nun in der Mitte des Schwielowsees (10. 6. 96) in einer Tiefe von 8 Metern im Schlamm, sowie auch am Ufer desselben bei Petzow in einer Tiefe von $\frac{1}{2}$ —1 Meter, im Schlamm der Havel bei Werder (9. 7. 96) in einer Tiefe von 6 Metern und in der Dahme bei Schmöckwitz (7. 7. 96) in einer Tiefe von ebenfalls 6 Metern. Zwei Weibchen hatten je 1 Ei, eins deren 4 im Brutraume.

Somit sind für unsere Provinz sämtliche bis jetzt in Europa bekannte Arten von *Ilyocryptus* nachgewiesen.

14. *Alona guttata* Sars (1862). Diesen zierlichen Linsenkrebs erbeutete ich das erstemal in unserer Provinz am 20. 5. 1895 im kleinen Entenfängersee bei Werder, dann auch im Ruppiner See (23. 6. 95). Aus dem A. Protz'schen Materiale konnte ich die Art ferner für den Wandlitzsee bei Bernau, ges. am 6. 10. 89, nachweisen.

15. *Alona guttata tuberculata* Kurz (1872). Diese Form fand ich in dem Protz'schen Materiale auf, welches am 5. 5. 90 am Ufer des Schermützel-sees bei Buckow gesammelt worden war.

16. *Alona intermedia* Sars (1862) = *Al. intermedia* Hellich (1877). Diesen Lynceiden stellte ich 1895 für den Hellsee bei Lanke-Bernau fest, und zwar nach dem Materiale, welches Herr A. Protz im Oktober 1889 daselbst gesammelt hatte. Am 7. 7. 96 holte ich mit einer Schlammprobe ein Weibchen mit einem Embryo im Brutraume aus der Dahme bei Schmöckwitz aus einer Tiefe von 6 Metern empor.

17. *Pleuroxus hastatus* Sars (1862). Ich erbeutete diese Art bis jetzt in unserer Provinz an folgenden sechs Stellen:

1. Am 25. 5. 95 im Krebssee bei Königswusterhausen.
2. Am 4. 8. 95 im Wesensee bei Brodewin-Oderberg.
3. Am 4. 8. 95 im Tegelersee (aus dem Mat. des Herrn Dr. W. Weltner).
4. Am 27. 5. 96 im Glindowersee bei Werder.
5. Am 8. 7. 96 im Kalksee bei Rüdersdorf.
6. Am 5. 8. 96 im Teupitzer See.

18. *Anchistropus emarginatus* Sars (1862). Von dieser sehr seltenen Art fand ich am 18. 8. 96 nächst Baumgartenbrück am Ufer des Schwielowsees bei einer Tiefe von etwa 0,35 Metern in einem dichten Bestande von *Butomus umbellatus* Lin. 3 Weibchen mit je zwei Eiern im Brutraume. Diese märkischen Stücke messen 0,40 bis 0,50 mm in der Länge, stehen also in bezug auf Grösse zwischen den englischen (0,64 mm) und norwegischen (0,34 mm). Leichte Erkennungsmerkmale dieses Chydoriden sind der auffallend gestaltete Unterrand der Schale im Verein mit den beiden schlanken Basaldornen an der Postabdominalkralle.

19. *Monospilus tenuirostris* (Fischer): 1854 = *Monospilus dispar* Sars

(1862) = *Mon. tenuirostris* Hellich (1877). Von diesem seltenen Lynceiden fand ich am 27. 5. 96 im Schlamm des Glindower Sees bei Werder a. Havel eine Schale. Ich holte den Schlamm aus einer Tiefe von 8 Metern empor. Die Schale war aus 6 dachziegelartig übereinander liegenden Schalenklappen zusammengesetzt; sie stammte also von einem völlig ausgewachsenen Tiere. Die länglichen Höcker der Schale waren besonders deutlich am vorderen Teile ausgeprägt. Am 5. 8. 96 erbeutete ich ein lebendes Stück am Ufer des Teupitzer Sees. Ich fischte hier zwischen Rohr, Wasserpest, Hornkraut, Laichkraut und Teichrosen in einer Tiefe von 0,30 bis 0,75 Metern, indem ich das Wasser fortwährend aufwirbelte, ohne jedoch wirklichen Schlamm in das Netz hinein zu bringen. Die Schale dieses Tieres bestand nur aus vier Schalenklappen; es war also ein jüngeres Stück.

Die Schalenstruktur von *Monospilus* hat Daday sehr gut in „Crust. Clad. Faunae Hungaricae“ 1888, Tab. I Fig. 1, wiedergegeben, die Schalenform hingegen wieder Hellich in „Clad. Böhm.“, 113.

II. Copepoda.

20. *Cyclops oithonoides* Sars (1863) = *C. oithonoides* Schmeil (1892). Diesen kleinen Copepoden erbeutete ich das erstemal in der Provinz in der Havel bei Werder am 20. 5. 95. Später sammelte ich ihn aus so vielen unserer Gewässer, dass ich den Leser mit der Aufzählung derselben nur ermüden würde. Einem grösseren Gewässer dürfte er nur selten fehlen; jedoch fand ich ihn auch in kleineren Wasseransammlungen.

21. *Cyclops oithonoides hyalina* Rehberg (1880) = *C. oith. hyalina* Schmeil (1892). Diese Form sammelte ich bis jetzt nur aus dem Grossen Entenfängersee bei Werder, und zwar am 20. 5. 95 und 11. 7. 95.

22. *Cyclops dybowskii* Lande (1890) = *C. dybowskii* Schmeil (1892). Am 20. 5. 95 erbeutete ich davon 10—12 Stücke im Grossen Entenfängersee. Da ich diese Art bis jetzt nie in unseren grösseren Gewässern antraf, darf ich wohl annehmen, dass sie hauptsächlich eine Bewohnerin der kleineren Wasseransammlungen ist.

23. *Cyclops fimbriatus* Fischer (1853) = *C. fimbriatus* Schmeil (1892). Ich stellte diese Art bis jetzt für zwei Gewässer unserer Provinz fest, nämlich für den Müggelsee, aus dem Mat. des Herrn Dr. W. Weltner, welcher dasselbe hier am 28. 6. 93 gesammelt hatte, und für den Schwielowsee bei Werder, an dessen Ufer bei Petzow ich sie am 10. 6. 96 erbeutete.

24. *Cyclops fimbriatus poppei* Rehberg (1880) = *C. fimbriatus poppei* Schmeil (1892). Diese Form sammelte ich in mehreren Stücken am 11. 4. 96 bei Grötnau aus der Dahme.

25. *Canthocamptus crassus* Sars (1863) = *Canthocamptus crassus* Schmeil (1893). Am 18. 8. 96 erbeutete ich von dieser Art bei Werder am Ufer der Havel, in der Nähe des Schützenhauses, ein Männchen und ein Weibchen; eine Verwechslung ist daher ausgeschlossen. Bis heute wurde dieser Spaltfusskrebs in Deutschland nur an 5 bis 6 Orten von dem bekannten Copepodenforscher O. Schmeil festgestellt.

26. *Canthocamptus trispinosus* Brady (1880) = *C. trispinosus* Schmeil

(1893). Dieser Copepode kommt bei uns an den Ufern vieler Gewässer vor; ich führe nur an:

1. die Havel bei Werder (20. 5. 95), 2. den Krebssee bei Königswusterhausen (1. 6. 95), 3. die Sümpfe bei Lankwitz-Südende (5. 6. 95), 4. den Langen See bei Grünau (11. 4. 96), 5. den Schwielowsee bei Werder (10. 6. 96).

27. *Canthocamptus pygmaeus* Sars (1863) = *C. pygmaeus* Schmeil (1893). Diese Art stellte ich zuerst für den Schermützelsee bei Buckow fest, und zwar aus dem Materiale, welches Herr A. Protz am Ufer desselben am 5. 5. 90 gesammelt hatte. Am 11. 4. 96 erbeutete ich selber das Tier zahlreich am Ufer des Langen Sees, gegenüber von Grünau. Hier fand ich Männchen und Weibchen fast stets in Copulation begriffen.

[*Canthocamptus palustris elongatus* Scott (1895). Am 23. 6. 95 fing ich wahrscheinlich ein Weibchen dieser Form im Ruppiner See; es trug 14 Eier im langen Eiballen. Als ich das Stück behufs eingehenderer Untersuchung isolieren wollte, ging es mir verloren. Ich muss es daher vorläufig unentschieden lassen, ob es gerade diese Form war, welche ich erbeutete. Sicher aber war es eine Form von *C. palustris* Brady (1880). Da ich die Form nicht genau feststellen konnte, füge ich sie hier nur ohne laufende Nummer ein.]

28. *Nitocra hibernica* (Brady): 1880 = *Nit. hibernica* Schmeil (1893). Für unsere Provinz stellte ich diesen Spaltfusskrebs 1895 zuerst fest, und zwar aus dem Protz'schen Materiale, welches am 5. 5. 90 am Ufer des Schermützelsees gesammelt worden war. Am 27. 5. 96 erbeutete ich selbst ein Stück (♂) am Ufer des Glindower Sees, am Eingange von der Havel aus, zwischen Schilf.

29. *Phyllognathopus**) *viguieri* (Maupas): 1892 = *Phyllogn. paludosus* Mrázek (1892). Ich stellte diese bis jetzt nur aus Nordafrika und Böhmen bekannte Art 1895 aus dem Protz'schen Materiale, gesammelt am 5. 5. 90 am Ufer des Schermützelsees bei Buckow, fest.

30. *Ectinosoma edwardsi* (Richard): 1890 = *Ectin. edwardsi* Schmeil (1893). Zum erstenmale für die Provinz stellte ich diese Art 1895 aus dem Protz'schen Materiale fest, welches am 5. 5. 90 am Ufer des Schermützelsees bei Buckow gesammelt worden war. Am 9. 7. 96 erbeutete ich sie am Eingange der Wublitz in den Grossen Zernsee bei Werder a. Havel; es war dies letztere Stück ein Weibchen mit 4 Eiern im Eiballen. Das Tier fällt sofort durch seine dunkle (braune) Farbe auf.

31. *Diaptomus graciloides* Lilljeborg (1888) = *Diaptom. graciloides* Schmeil (1896). Im Herbst 1894 stellte ich diese in unserem Gebiete ziemlich verbreitete Art das erstemal für dasselbe fest; es waren Dauerpräparate, welche mir Herr Prof. Dr. Hilgendorf zum Bestimmen eingehändigt hatte. Ich fing sie später nicht nur in unseren grösseren Seen, sondern auch in

*) Der Name *Belisarius*, den ich 1895 für diese Gattung in der „Naturw. Wochenschrift“ angewendet habe, muss dem bezeichnenden Namen *Phyllognathopus* weichen, da schon vor 1892 — wie mir Herr Dr. Mrázek am 6. 7. 96 brieflich mitteilte — von Simon der Name *Belisarius* an eine Arachnide vergeben wurde. W. Hartwig.

Thongruben und Wiesengruben bei Berlin herum; ja in unseren kleineren Gewässern erbeutete ich sie häufiger und massenhafter, als in den grossen.

32. **Eurytemora lacinulata** (Fischer): 1853 = Euryt. lacinulata Schmeil (1896). Am 25. 5. 95 erbeutete ich diese Art das erstemal in der Provinz, und zwar bei Königswusterhausen in einem Sumpfe, welcher bei Hochwasser im Frühjahre stets mit der Dahme in Verbindung steht, später noch an sehr vielen anderen Orten. Die Art ist überhaupt in unserem Spree- und Havelgebiet und in allen den Gewässern, welche mit diesen Flussgebieten in Verbindung stehen, oder einstmals standen, einer der häufigsten Spaltfusskrebse. Ich fing ihn vom März bis zum September; doch ist er sicher wohl auch während der Wintermonate in unseren Gewässern vorhanden, wenngleich seltener, da ich ihn im Frühjahre weniger zahlreich antraf, als im Hochsommer. Für sein weniger häufiges Vorkommen während des Winters spricht auch, dass ich ihn im Frühjahre zahlreicher nur am Ufer — wo sich das Wasser zuerst erwärmt — antraf, in vorgerückterer Jahreszeit aber auch häufiger in der Mitte der grösseren Gewässer erbeutete; dennoch aber ist das Tier hauptsächlich ein sog Uferbewohner.

33. **Eurytemora lacustris** (Pope): 1887 = Eurytem. lacustris Schmeil (1896). Am 8. 8. 95 erbeutete ich diesen Copepoden im Grossen Pulssee bei Bernstein i. Neum.; am 6. 10. 95 stellte ich ihn aus dem Protz'schen Materiale, gesammelt am 2. 7. 90, für den Kalksee bei Rüdersdorf fest; am 29. 7. 96 erbeutete ich ihn sehr zahlreich im Grossen Stechlinsee bei Menz a. Nordbahn.

34. **Heterocope appendiculata** Sars (1863) = Heterocope appendiculata Schmeil (1896). Ich stellte diesen Centropagiden bis heute für folgende sechs Gewässer der Provinz fest:

1. für den Ruppiner See, am 23. 6. 95;
2. für den Unteruckersee bei Prenzlau, am 29. 7. 95;
3. für den Werbellinsee bei Eberswalde, nach Weltnerschem Materiale, welches schon am 14. 10. 88 gesammelt worden war;
4. für den Glindower See bei Werder, am 27. 5. 96;
5. für den Grossen Stechlinsee bei Menz, am 29. 7. 96;
6. für den Zenssee bei Lychen, am 30. 7. 96.

Bis jetzt ist diese Art im ganzen übrigen Deutschland nicht an mehr Orten gefunden worden.

35. **Heterocope saliens** (Lilljeborg): 1863 = Heterocope saliens Schmeil (1896). Diese Art wurde bis jetzt in Deutschland von Imhof im Chiemsee und im Titisee (Schwarzwald) und von S. A. Poppe im Huvenhoopssee (Hannover) aufgefunden. Ich erbeutete diesen Centropagiden in einem Stück (♂) am 6. 5. 95 in einem Wiesengraben (oder auf der überschwemmten Wiese dicht daneben) auf den Nonnenwiesen bei Charlottenburg; dieser Wiesengraben trocknet alljährlich im Sommer aus und füllt sich für gewöhnlich im Frühjahre nur wenig mit Wasser, auch bei Hochwasser wohl kaum über 1 Meter hoch. Bei grossem Hochwasser steht der Graben mit einigen Sümpfen (Teile des alten Spreebettes) in Verbindung, die wohl viel Schlamm, aber wenig Wasser führen. Als ich Herrn S. A. Poppe, dem bekannten Entomotraken-Forscher in Vegesack, Mitteilung von dieser aussergewöhnlichen Fundstelle machte, schrieb er mir: „dies giebt zu denken.“ Ich erbeutete das Tier mit vielen

Stücken von *Diaptomus castor* (Jurine) und war höchst erstaunt darüber, als ich in diesem Jahre (1896), am 15. April, beim nochmaligen Durchmustern des Inhaltes eines Sammelglases, die Art darin auffand. Ich suchte nun im April und Mai d. J. — so lange der Graben Wasser führte — mehrmals sehr eifrig danach, doch vergebens. Eine Verwechslung mit *Heterocope weismanni* Imhof (1890) ist jetzt ausgeschlossen, nachdem wir die vorzügliche Beschreibung und die unübertrefflichen Abbildungen dazu in O. Schmeils *Centropagiden* besitzen.

III. Ostracoda.

36. *Candona pubescens* (Koch): 1837 = *Cand. pubescens* G. O. Sars (1890) = *Cand. pubescens* Croneberg (1894). Am 10. 6. 96 fischte ich diese grosse *Candona*-Species am Ufer des Schwielowsees bei Werder aus dem Schlamm. Während *C. compressa* nur etwa 1 mm lang wird, erreicht die in Rede stehende Art eine Länge von reichlich 1,3 mm. Sie ist auch behaarter als *C. compressa* und hat die Vorderenden der Schale durchaus nicht kielförmig ausgezogen. Als ich am 14. 8. 96 meine *Candonen* aus dem Schermützelsee noch einmal durchmusterte, fand ich unter *C. candida* noch 5 Stücke von *C. pubescens* vor. Der Schermützelsee bei Buckow ist also die 2. Fundstelle dieser Art in unserer Provinz.

37. *Candona compressa* (Koch): 1838 = *Cand. compressa* Brady (1868) = *Cand. pubescens* Brady and Norm. (1889) = *Cand. pubescens* Vávra (1891) = *Cand. compressa* Croneberg (1894). Ich fischte diese Art am 25. 5. 95 bei Königswusterhausen-Senzig aus der Dahme; am 10. 6. 96 und 23. 7. 96 aus dem Schwielowsee bei Werder, hier sowohl in der Mitte (8 m tief), als auch — hauptsächlich — am Ufer 0,30–0,50 m tief; im August dieses Jahres las ich auch noch 2 Stücke aus meinem *Candona*-Materiale, welches Herr A. Protz am 5. 5. 90 am Ufer des Schermützelsees gesammelt hatte. Das 2. Fusspaar meiner Stücke fand ich genau so, wie Croneberg es — Taf. VII, 4 c — abbildet. Die beiden Vorderenden der Schale sind gerade kielförmig ausgezogen, aber durchaus gleich lang. Die netzartige Gitterung der Schale ist ganz besonders deutlich bei den Stücken aus dem Schwielowsee zu erkennen. *Candona compressa* ist nicht nur kleiner und, von oben gesehen, zusammengedrückter als *Candona pubescens*, sondern auch durchsichtiger und weniger beborstet als die letztere Art.

38. *Cyclocypris globosa* (G. O. Sars): 1863 = *Cyclocypris globosa* Vávra (1891) = *Cyclocypris globosa* Croneberg (1894). Am 1. 4. 95 fand ich von dieser Art ein Stück (♂) bei Johannisthal. Die Beschreibung und Abbildung Vávras passt sonst vollkommen auf mein Stück, nur an der Seitenfläche der Furkalglieder waren „einige Reihen von kammförmig geordneten Wimpern“ („Vávra, Ostr. Böhm.“ p. 73) nicht zu entdecken.

Dieser Ostracode wurde bis jetzt nur auf den Britischen Inseln, in Norwegen, Russland und Böhmen aufgefunden.

39. *Cyclocypris pygmaea* Croneberg (1894). Am 11. 7. 95 fischte ich davon 4 Stücke aus der Havel zwischen Werder und Baumgartenbrück, aus einer Tiefe von 2–3 Metern. In Grösse, Farbe und Form stimmen meine

Stücke ganz mit Cronebergs Species überein, besonders aber auch in Bau und Bewehrung der 2. Antenne (Fig. 9c bei Croneberg, „Ostracodenfauna der Umgegend von Moskau“). Die Dornen in der Nähe der Basis der Furkalglieder meiner Stücke aber standen bei 2 Männchen nur in einer Gruppe, nämlich am rechten Furkalgliede 0 oder 2, am linken Gliede aber 2 oder 4; bei einem Weibchen, welches ich zergliederte, fand ich gar keine Dornengruppe an der Stelle vor. Die Dornengruppe an den Furkalgliedern meiner Stücke befand sich da, wo Croneberg (Fig. 9d) die apicale Gruppe zeichnet.

40. *Darwinula stevensoni* Brady and Rob. (1889). Ich fand diese interessante Art bis jetzt bei Werder im Schwielowsee (10. 6. 96, 23. 7. 96), im Grossen Zernsee (9. 7. 96), in der Havel (9. 7. 96), im Kalksee bei Rüdersdorf (8. 7. 96), im Teupitzer See (5. 8. 96); ich sammelte sie also vorläufig vom Juni bis zum August aus dem Havel-, Spree- und Dahmegebiet. Meist holte ich sie mit Bodenschlamm aus der Tiefe (5—8 m) empor, nicht mit Pflanzen; sie ist also ein im Schlamm grabendes Tier, worauf auch der Bau ihrer Antennen schliessen lässt. Auch im Schlamm des seichten Ufers (Schwielowsee: 0,3—0,5 m tief) fand ich sie; doch hier viel seltener, als in der Tiefe. Wenn Brady and Rob. 1889 („A Monograph,“ p. 122) sagen „Female probably viviparous“ („Weibchen wahrscheinlich lebendig gebährend“), so darf ich sagen: Das Weibchen ist lebendig gebährend; denn ich fand Embryonen im Brutraume des Weibchens mit vollständig entwickelter Schale und mit entwickelten Gliedmassen. Die geringste Zahl von Eiern (Embryonen), welche ich im Muttertiere traf, waren eins, die höchste Zahl sechs. Brady and Rob. geben die Grösse dieses Ostracoden auf 0,8 mm an; meine grössten Stücke massen bis 0,95 mm, eins aus dem Teupitzer See sogar reichlich 1 mm.

Die *Darwinula* darf ich zu den häufigen Ostracoden unserer Provinz rechnen, denn ich fand im Schwielowsee und in der Havel in Schlammproben von 10 ccm 11—13 Stücke.

Die Art wurde bis jetzt in Britannien, Holland, Frankreich, Böhmen (?) und Nordwestdeutschland aufgefunden. In Böhmen fand sie Mrázek in feuchtem Moose am Rande einer Waldwiese bei Pfibram*) auf. Diese Fundstelle ist so ungewöhnlich für die Art, dass es mir fraglich erscheint, ob die böhmischen Stücke mit den meinigen zu ein und derselben Species gehören; auch machte mich Herr Prof. Dr. W. Müller in Greifswald darauf aufmerksam, dass die böhmischen Stücke kleiner als die meinigen seien.

41. *Limnocythere sancti-patricii* Brady and Rob. (1869 u. 1889). Am 10. 6. 96 holte ich aus der Mitte des Schwielowsees, aus einer Tiefe von 8 Metern, eine Schlammprobe von etwa 10 ccm herauf; darin fand ich *Darwinula* und 4 Stücke von *Lim. sancti-patr.* Die letzteren Stücke sind leere Schalen, z. T. aber auch noch die Häute der Gliedmassen enthaltend; es sind also durchaus recente Stücke, keine fossilen. Am 27. 5. 96 fand ich in dem Schlamm (8 m) des Glindowersees bei Werder eine Schalenhälfte; am 8. 7. 96 erbeutete ich eine leere Schale im Kalksee bei Rüdersdorf und am 30. 7. 96

*) Mrázek, „Beitrag zur Kenntnis“ etc. p. 111.

eine solche im Zenssee bei Lychen. Dies wären vier Fundstellen in Brandenburg, von einer Art, die bis jetzt überhaupt auf dem europäischen Festlande noch nicht gefunden wurde; sie ist lebend und fossil nur von den Britischen Inseln bekannt.

Die Abbildungen sowohl, welche Brady and Norman („A Monogr.“, 1889, XVII, 1 u. 2) davon geben, sowie auch die Beschreibung daselbst, p. 171, passt sehr gut auf meine Stücke.

42. **Limnocythere inopinata** (Baird): 1850 = *Lim. inopinata* Brady and Norm. (1889) = ? *Limnocythere incisa* Dahl (1888). Zuerst fand ich diese Art in der Provinz im Schwielowsee; ich holte hier leere Schalen mit einer Schlammprobe aus einer Tiefe von 8 Metern empor (10. 6. 96). Das erste lebende Stück holte ich am 9. 7. 96 von dem Grunde des Grossen Zernsees bei Werder — aus einer Tiefe von 6 Metern — herauf. Am 23. 7. 96 erbeutete ich das lebende Tier zahlreicher am Ufer des Schwielowsees, 0,30—0,50 m tief; an demselben Tage holte ich lebende Stücke auch bei Alt-Geltow aus der Havel aus einer Tiefe von 7 Metern empor. Am 30. 7. 96 holte ich mit einer Bodenprobe *Lim. inopinata* vom Grunde (25 m) des Zenssees bei Lychen herauf. Auch diese Species darf ich jetzt zu den nicht seltenen Arten Brandenburgs rechnen. Wenn ich Dahls *Limnocythere incisa* („Cytheriden der Ostsee“, p. 616, Taf. XVII), wenn vorläufig auch noch fraglich, zu *Limnocythere inopinata* (Baird) stelle, so führe ich dazu Folgendes an:

1) Die Schale von *L. inopinata* ist bei Baird und bei Brady nicht all zu genau abgebildet; ich konnte bei manchen Stücken recht deutlich den „tiefen, sich verengenden Einschnitt,“ welcher „von der Mitte des Oberrandes der Schale aus fast senkrecht bis zum ersten Drittel der Schalenbreite verläuft“ (Dahl, p. 616) beobachten.

2) Der Bau der Gliedmassen der *L. incisa* und der meiner Stücke von *Lim. inopinata* stimmt fast vollständig überein.

Wo bleibt nun der Unterschied, wenn die Schalenform etwas wechselt, bez. nicht genau abgebildet wurde?

Dieser Ostracode wurde bis jetzt auf den Britischen Inseln, in Schweden, Holland und in der westlichen Ostsee (Dahls *L. incisa* ?) gefunden.

42. **Cytheridea lacustris** (G. O. Sars): 1862 = *Cytheridea lacustris* Brady (1868). Am 30. 7. 96 holte ich aus einer Tiefe von 25 Metern aus dem Zenssee bei Lychen eine Bodenprobe empor und fand darin 2 Stücke der vorstehenden Art. Diese beiden Spiritus-Exemplare sind lehmfarbig, das eine dunkler, das andere heller. Nachdem ich beide Stücke etwa $\frac{1}{2}$ Stunde lang in Glycerin aufgehellt hatte, konnte ich das eine als Weibchen erkennen. Bei dem anderen Stücke muss das Geschlecht unentschieden bleiben, bis ich es zergliedert habe. Diese seltene Art wurde bis jetzt lebend nur auf den Britischen Inseln, in Norwegen und Schweden (Mälarsee) gefunden; fossil ist sie aus Schottland und England bekannt. —

Mit den vorstehend aufgeführten 43 Arten und Formen wächst die Zahl der bis heute (12. September 1896) in der Provinz Brandenburg beobachteten und sicher bestimmten Krebstiere auf 207 an. Es dürfte

daher gegenwärtig unsere heimatliche Provinz wohl zu den Gebieten gehören, deren Crustaceen-Fauna am bekanntesten ist.

Von Zeit zu Zeit werde ich in der „Brandenburgia“ in Nachträgen die Neuheiten bekannt geben, ausserdem aber auch nebenherlaufend systematische Zusammenstellungen einzelner Gruppen, bevor ich an eine grössere Arbeit über sämtliche heimische Krebstiere, die im „Archiv der Brandenburgia“ erscheinen soll, gehen kann.

Berlin, 12. September 1896.

Kleine Mitteilungen.

Klein-Machnow. (Mtsb. Heft 7 S 263). Es werden a. a. O. einige Sagen angeführt, welche über einige Schmuckstücke der Kirche und über einige Mitglieder der Familie von Hake im Umlauf sind. Diesen Sagen liegen folgende Thatsachen zu Grunde.

Der wenige Tage vor der Schlacht von Fehrbellin verlorene Ring hat nicht einer „Komtesse“ von Hake, sondern einem Fräulein v. H. gehört. Die gräfliche Familie von Hacke ist erst ziemlich spät in die Mark gekommen und hat mit den Machnower Hakes, die dem märkischen Uradel angehören, nichts zu thun. Die Fahnen sind nicht Beutestücke aus den Türkenkriegen, sondern von dem in dem Vortrage des Herrn Oberlehrers Dr. Graupe erwähnten Ernst Ludwig von Hake dem Gedächtniss seiner vor ihm heimgegangenen neun Brüder gewidmet, von denen zwei als kaiserliche Offiziere in den Türkenkriegen des 17. Jahrhunderts ihr Leben gelassen haben, ein dritter als brandenburgischer Dragoner-Kapitän bei der Erstürmung von Ofen 1686 gefallen ist, zwei weitere endlich ebenfalls als kaiserliche Offiziere gestorben sind. Jede Fahne enthielt einen lateinischen Sinnspruch, dessen Worte in ihren Anfangsbuchstaben die Anfangsbuchstaben des vollständigen Namens des durch sie Geehrten enthielt. Auf den beiden erhaltenen Fahnen sind die Sprüche noch zu entziffern. Eine weitere Fahne galt dem Gedächtniss des bei Fehrbellin gefallenen Oberstlieutenants im Grumbkowschen Dragoner-Regiment Ernst von Schlabrendorf, der mit Hedwig Margarethe von Hake, einer Schwester der soeben genannten kaiserlichen Offiziere und der Verliererin des sagenhaften Siegelringes, verlobt war;*) dies ist die angeblich von Fehrbellin stammende Fahne. — Die Orgel ist nicht ein Geschenk der Kaiserin Friedrich; dass sie das Hochzeitsgeschenk des Lords Bloomfield an die Prinzess Victoria (Kaiserin Friedrich) gewesen ist und in der englischen Kapelle im Monbijougarten gestanden hat, ist richtig; sie ist aber der englischen Gemeinde abgekauft und durch Frau Geheime Regierungsrat Anna von Hake

*) cf. Fontane, Wanderungen durch die Mark Brandenburg. Bd. 4 (Spreeland) p. 288, 289.

im Jahre 1886 der Klein-Machnower Kirche bei Gelegenheit der Konfirmation ihres Sohnes, des damals jüngsten Mitgliedes der Familie, geschenkt worden. — Die geflochtene Krone aus künstlichen Blumen endlich ist nicht von einem wahnsinnigen Fräulein von Hake für ihren verstorbenen Bräutigam angefertigt worden, sondern verdankt ihre Entstehung einem viel prosaischeren Grunde, dem Richtfest des jetzigen Herrenhauses.

G. Siegerist.

Zur Geschichte des Kurfürsten-Denkmal auf der Langen Brücke.
 Durch Erlass des Herrn Kultus-Ministers Dr. Bosse ist dem Märkischen Provinzial-Museum der gesamte ehemalige Schlütersche Sockel vom Denkmal des Grossen Kurfürsten auf der früheren Langen Brücke in Berlin zum Geschenk behufs ganzer oder teilweiser Verwendung überwiesen worden, nachdem das auf der neuen Kurfürsten-Brücke aufgestellte Ritterstandbild einen frischen, allerdings dem alten annähernd genau nachgebildeten Sockel und Unterbau erhalten hat. Vergl. hierzu meinen Bericht Jahrg. V. S. 87. dieses Monatsblatts. Herr Hofsteinmetzmeister Rasche, in Firma Wimmel & Co., welcher den neuen Sockel kunstverständlich gefertigt, überwies mir am heutigen Tage den in den ornamentalen Teilen aus carrarischem Marmor gefertigten alten Unterbau, welcher auf dem geräumigen Steinhof Lehrter Strasse 17 und 18 aufgestellt ist. Nach näherer Besichtigung des sehr schadhafte und bauaufälligen Werks, dessen Wiederaufrichtung im Köllnischen Park neben dem Neubau des Märkischen Museums mehrere Tausend Mark gekostet haben würde, musste namens dieses Instituts auf dieselbe um so mehr Verzicht geleistet werden, als die vier Hauptflächen zwischen den grossen Akanthus-Voluten der vier Ecken rohe Mauersteinflächen darstellen würden und man nicht recht weiss, was überhaupt mit dem verwitterten Sockel anzufangen. Es wurde also beschlossen, nur einige der Profilecken aus carrarischem Marmor abzusägen und aus kunstgeschichtlichem Interesse im Märkischen Museum aufzubewahren.

Hierbei stellten sich folgende denkwürdige Thatsachen heraus. Der Sockel ist anfänglich weniger umfangreich und ohne die 4 kettenträgenden Bronze-Figuren daran an Ort und Stelle aufgestellt gewesen. Diese einfache Ausstattung hat dem König Friedrich I. nicht gefallen und man hat deshalb zur Verbesserung des Aussehens des ganzen Denkmals die unteren Vorsprünge der vier Ecken weiter vorgeschoben, um die erwähnten sitzenden Figuren anzubringen. Dabei ist man mit grosser Naivetät verfahren, indem man auf die erwähnten sorgfältig behauenen und geglätteten Marmorteile Platten von pirnaschem Sandstein legte und an diesen die bronzenen Hohlfiguren der Sklaven so zwar anbrachte, dass dieselben den Sandstein maskierten. Weil nunmehr die aufstrebenden Marmorblätter an den vier Ecken zu dürftig erschienen, hat man auf dieselben grössere und stärkere Akanthus-Blätter aus carrarischem Marmor aufgeklebt. In dieser Weise ist der Sockelaufbau, wie er auf der ehemaligen Langen Brücke stand, ausgebildet worden. Was endlich die viel besprochene Rückseite des Sockels anbelangt, so ist Herr Rasche der Ueberzeugung, dass wie an den 3 übrigen

Seiten, so auch dort eine Bronzetafel gesessen hat; ich kann nur sagen, dass eine zur Aufnahme einer solchen Tafel geeignete leicht vertiefte, flach umrahmte Fläche allerdings vorhanden war. Ich habe aber weder Nietspuren der Befestigung noch Edelrestspuren daselbst entdecken können, deshalb halte ich die Vorstellung, dass keine Bronzetafel dort gewesen sei, auch noch jetzt aufrecht.

Berlin den 12. Oktober 1896.

E. Friedel.

Simplicissimus-Kalender. Von diesem seltenen auch in der Mark Brandenburg einstmals viel verbreitet gewesenen Kalender besitzt das Märkische Museum ein Exemplar mit folgendem Titel:

Des Abenteuerlichen Simplicissimi Ewig-währender Kalender

Worinnen ohne

Die ordentliche Verzeichnus der unzählbar vieler Heiligen Tage auch unterschiedliche Curiose Discursen von der Astronomia, Astrologia, Jtem den Calendern / Nativitäten / auch allerhand Wunderbarlichem Wahr- und Vorsagungen / mit untermischter Bauern-Practic / Tag- und Zeitwehlungen / pp.

Nicht weniger

Viel Seltzame / jedoch Wahrhafte Wunder-Geschichten / und andere merckwürdige Begebenheiten / samt Beyfügung etlicher Kunst- und Wissenschaften befindlich.

Woraus ein Jeder / der nur Lesens und Schreibens kündig / nicht allein jedes Jahr die bewegliche Fest und dergleichen Ding / so zu einem Calender nohtwendig erfordert werden / leichtlich finden,

Sondern auch lernen kann / ihm und andern die Nativität zu stellen / und aus fleissiger observation künftig Gewitter / Krieg / Krankheit / Frucht- und Unfruchtbarkeit vorzusagen.

Der sIMPLICIO geWogen /

Kan seIn stetig Vnbetrogen.

In Nürnberg /

Verlegt und zu finden bei Wolf Eberhard Felsaker.

Gedruckt zu Altenburg / bey Georg Conrad Rügern / Im Jahr 1677.

Dies Exemplar war nach Wien geraten und hat dort den „Türken-schrecken“ i. J. 1683 durchgemacht, wie die nachstehende auf dem Deckel vermerkte Angabe des Kaiserlichen Regiments-Auditeurs Bodin ergiebt:

Ann. 1683 den 18. Julii.

Ehe dess folgenden tags darauf die Leopold-Stadt vor Wien, auf befehlig Sr. Excellenz des Herrn Generalen, Graffen v. Starenberg pp. von denen Unserigen in Brandt gesteckt, und folglich Wien von denen Türcken formaliter belägert worden, waren alle darinnen befindliche Mobilien, welche die Eigenthumbs-Herren nicht salviret und in Wien hinein geföhret, allermanns Preisgegeben, damahls, unter andern auch dieses buch, auss dem Kayserlichen Zollhause aussen Tabor, weggenommen: Welches

der hochwohl Edellgebohrne Herr,

Herr Nicolas Von Senitz, Erbherr auf Ranekaw pp.,

mit solchem gemüth anzunehmen, undt demselben unter andern Seinen schönen Büchern ein ruges plätzlein zu vergönnen, gleich es von mir unterschriebenen, zu

hochgeneigter Erinnerung und andencken, wohlmeynend offeriret, ganz unterdienstlich ersuchet wird. Ranckaw den 11. Martii Ann. 1684.

J. A. Bodin,
Tim. pp. Rgmts. Auditeur.

Habent sua fata libelli! kann man hier mit dem klassischen Dichter ausrufen.

Berlin, den 24. August 1896.

E. Friedel.

Fragekasten.

Fr. A. W. Das älteste Panorama-Gemälde. Auf die Frage, wie alt die seit etwa 25 Jahren so beliebten grossen Rundgemälde (Panorama) sind, welche hauptsächlich Schlachtenbilder oder Landschaften darstellen, von Ort zu Ort befördert und in eigenen oft kostspieligen Gebäuden aufgestellt werden, vermag ich nur zu sagen, dass das älteste, oder doch wohl eins der ältesten, ein von Barker i. J. 1793 zu London ausgestellt Rundgemälde war. Es stellte die Russische Flotte vor, so wie sie einige Jahre zuvor zwischen Portsmouth und der Insel Wight vor Anker lag. Die Fläche dieses Gemäldes betrug zehntausend Quadratfuss und bekleidete die innere Oberfläche eines ausdrücklich dazu errichteten cylindrischen Gebäudes von 90 Fuss Durchmesser, das seine Erleuchtung von oben empfing. Der Goettingensche Taschenkalender von 1794 bemerkt dazu S. 158: „Aus diesen Details erhellet, dass die cylindrische Wand im Umfange ungefähr 283 Fuss, und eine Höhe von etwa 35 hat, wodurch das Gemälde für den in der Mitte befindlichen Zuschauer eine gar nicht lästige scheinbare Höhe bekommt. Um aber zu verhindern, dass der Zuschauer sich nicht allzuweit von der Mitte des Gebäudes entferne, und zugleich die Illusion aufs höchste zu treiben, so ist der Standort für die Zuschauer, das Verdeck eines Schiffes, das mitten unter den gemahlten Schiffen auf demselben gemahlten Meere liegt, und welches man von unten herauf besteigt. Auch wird man, natürlich, den Fussboden des Gebäudes als Meeresfläche behandelt, und mit Widerscheinen und anderen Gegenständen versehen haben, die den angenehmen Betrug unterhalten.“ — Wie schön man schon damals, vor über 100 Jahren, genau wie bei uns fin de siècle heut, die Reklame verstand, zeigt der Zusatz in der Anpreisung, dass mehrere Damen auf dem Schiff beim Anblick des bewegten Meeres seekrank geworden seien.

In den zwanziger Jahren unsers Jahrhunderts belebte der Dresdener Professor Enslin senior und nachmals in den vierziger Jahren sein Sohn durch vorzüglich gemalte Panoramen diese angenehme künstlerische Illusion auf das glücklichste von neuem, u. a. auch hier in Berlin. Hoffentlich finden wir Gelegenheit speziell auf diese letzteren auch für die Heimatkunde hoch interessanten Panoramen zurückzukommen.

E. Friedel.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Demminerstrasse 64. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewics' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.

14. (5. öffentl.) Versammlung des V. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 6. Januar 1897, abends 7 $\frac{1}{2}$ Uhr,
im Bürgersaale des Rathauses. Vorsitzender: Stadtrat
Friedel.

1. Der Vorsitzende begrüsst namens des Vorstandes die Mitglieder und Gäste im neuen Jahre und bittet um recht lebhaftige Teilnahme an den vielseitigen Vereinsbestrebungen.

2. Der Vorsitzende macht auf die dem Schlossberg bei Burg im Spreewald drohende Verwüstung aufmerksam und ersucht die Brandenburgia sich den Bemühungen anzuschliessen, welche seitens der Provinzial-Kommission zum Schutz der Denkmäler, seitens der deutschen und Berliner Anthropologischen Gesellschaft sowie der Niederlausitzer Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte aufgewendet werden, um die Trace der Kleinbahn, welche den Schlossberg zu zerschneiden droht, entweder ganz ausserhalb dieses oder mindestens derart zu verlegen, dass derselbe möglichst wenig beschädigt wird.

Ein Mitglied unserer Gesellschaft, Herr Willibald von Schulenburg, der genaueste wissenschaftliche Kenner des Spreewaldes, hat der Erforschung des Schlossberges seine besondere Sorgfalt zugewendet und über ihn u. a. in der Zeitschrift für Ethnologie XII, 1880 S. 277 flg. ausführlich berichtet. Der Aufsatz mit seiner Abbildung wird hierdurch den Anwesenden zur Kenntnissnahme vorgelegt.

Der Schlossberg, den ich persönlich wiederholt untersucht, ist meiner Auffassung nach zunächst als eine natürliche sandige Boden-erhebung mit festem, divulialem Kern aufzufassen, ähnlich den kleineren derartigen Hervorragungen im nassen oder sumpfigen Spreewaldgebiet, welche den einheimischen Namen „Kaupen“ zu führen pflegen. Dieser sandige Untergrund ist namentlich da, wo der Schmogrower Weg am Schlossberg vorbeiführt, deutlich zu bemerken. Er ist der Rest einer sogen. germanischen Hochburg, wie denn vorwendische Reste, Bronzen, Steinbeile, prismatische Feuersteinsplitter etc. nicht selten dort gefunden sind. Auch zu Beerdigungszwecken in vorwendischer Zeit diente ein Teil des geräumigen Berges, wie Urnen mit Leichenbrandresten und kleinen herumgestellten Kultus-Thongefässen erweisen. Sand und mächtige aufgetragene Kulturschichten wechseln. Zu oberst unter den vorgeschicht-

lichen Resten liegen selbstredend die wendischen Wirtschaftsreste, von denen allerdings ganze Massen bereits mit dem umliegenden Erdreich zur Aufhöhung der benachbarten Wiesengrundstücke verwendet worden sind. Viele Sagen, so die vom Wenden-König, knüpfen sich an die geheiligte Stätte. Dieselbe kann recht eigentlich als ein National-Denkmal bezeichnet werden. Es ist bedauerlich, dass wir bislang trotz aller Bemühungen weder ein deutsches noch preussisches Gesetz zum Schutz der nationalen Denkmäler, wie es die Franzosen haben, besitzen.*) Hiernach kann nur im Verhandlungswege, aber doch auch noch dadurch eingewirkt werden, dass das Ministerium der öffentlichen Arbeiten, welchem die Feststellung der Eisenbahntracén obliegt, die letztere nur unter Schonung des Bestandes des Schlossberges, der sich leider in geteiltem Privateigentum befindet, genehmigt. Hoffen wir, dass dies geschehe.

Die Versammlung tritt der Anregung des Vorsitzenden bei und beschliesst in Gemässheit des § 1 Nr. C der Satzungen eine Vorstellung an das Ministerium der geistlichen Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten.

3. Der Vorsitzende gibt zu dem von ihm im Sitzungsbericht der *Brandenburgia* vom 9. Dezember 1895 behandelten Thema „Der Christbaum und die Christmette“ folgenden Nachtrag.

Um die gegenwärtige Entwicklung der Sitte vom Gebrauch des Weihnachtsbaums für zukünftige heimatkundliche und kulturgeschichtliche Forscher festzulegen, muss ich noch die gerade für Berlin so eigentümliche Gepflogenheit erwähnen, Tannenbäume auf den Gräbern teurer Entschlafener aufzupflanzen. Diese Sitte ist eine ganz neue, höchstens 15–20 Jahre zurückreichend. Sie hängt offenbar mit dem verallgemeinerten und gesteigerten Kultus des Christ- oder Weihnachtsbaumes zusammen und lässt sich schrittweise verfolgen. Es lag nahe, in der rauhen Winterszeit, wo Blumenschmuck rar und teuer ist, Kränze aus Tannengrün auf die Hügel zu legen. Als die Tannen billiger wurden, fing man an, die Oberfläche der Gräber zur Bewahrung ihres Epheu-Schmucks vor Frost mit abgehauenen Tannenzweigen zu bedecken. Dann richtete man auf Kindergräbern kleine Tannenbäume auf und da sich dies gut ausnahm, auch hier und da grössere Tannenbäume auf den Gräbern Erwachsener. Es fehlte nun nur noch, um den richtigen Christ- oder Weihnachtsbaum herzustellen, der Lichterschmuck. Auch dieser sollte nicht ausbleiben. Es kam für einen Teil unserer Bevölkerung die alte Sitte, brennende Lichter mit dem Totenkultus in Verbindung zu bringen, hinzu, um der neuen Sitte Eingang zu verschaffen. Die Juden

*) Vgl. meine diesbezgl. Berichte auf den Generalversammlungen der deutschen Geschichtsvereine zu Hildesheim, Mainz, Metz und Posen, abgedruckt im Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der deutschen Geschichtsvereine 1887 bis 1890.

haben die ansprechende Gewohnheit, am Abend vor dem Todestage eines Angehörigen für diesen ein Totenlicht anzuzünden, das gegen Feuergefahr in einer Glasschale steht und die Nacht hindurch brennt. Die Katholiken geben oder gaben Sterbenden eine brennende Kerze in die Hand, welche nach dem eingetretenen Tode zum Erlöschen gebracht wird. Mit diesem Licht in der Hand wird z. B. regelmässig die sterbende Jungfrau Maria von den Malern dargestellt. Bei Begräbnissen von Katholiken habe ich selbst gesehen, wie die Teilnehmer dem Sarge mit brennenden Lichtern folgten, die erst gelöscht wurden, nachdem derselbe in die Gruft versenkt war. Besonders verbreitet ist aber der Lichterkultus am Aller Seelen-Tage, am 2. November, wo auf unzähligen Gräbern Lichter brennen. Da nun für unsere hiesige Kinderwelt das Weihnachtsfest das schönste Fest und der brennende Lichterbaum gewissermassen die Krone des Festes ist, so haben sicherlich zuerst zärtliche Mütter bei uns angefangen, Lichter auch an den Christbäumen der Gräber ihrer Lieblinge anzubringen und dieselben mit Eintritt der Dunkelheit, ehe die Familie zur Bescheerung sich im Hause versammelt, anzuzünden. Es war für mich am Heiligabend 1895 eine ergreifende Szene, als ich auf dem kleinen Friedhof, welcher hinter der St. Johanniskirche in Moabit liegt, sah, wie eine Mutter, die noch 3 oder 4 kleine Kinder, Brüderchen und Schwesterchen des verklärten Lieblings bei sich hatte, die kleinen Lichter des Weihnachtsbäumchens anzündete, welches sorgsam am Kopfende des Grabhügels aufgepflanzt war. Die Mutter that es heftig weinend — aber sie ging ersichtlich doch etwas getröstet von dannen. Auch kleine Pyramiden habe ich auf Berliner Kindergräbern hie und da gesehen, meist auf Gräbern von Kindern Unbemittelter. Diese Art Totenkultus ist eine gemüthvolle herzerfreuende Sitte, welche eine Parallele in der von unseren germanischen Vorfahren vor mehreren tausend Jahren bereits geübten Sitte hat, den Kindern allerhand Lieblingsspielsachen, kleine Gefässchen, Klapperbüchsen und dergleichen ins Grab mitzugeben, Gegenstände, welche von unseren Altertumsforschern recht häufig in den vorgeschichtlichen Grabfeldern, namentlich auf den von mir sogenannten ostgermanischen Urnengrabfeldern mit Leichenbrand, ausgegraben worden sind.

Die Polizei hat sich gegen diese neue Sitte, die Lichter kleiner Weihnachtsbäume auf den Gräbern anzuzünden, bisher verständiger Weise nicht eingemischt. Grosse Grabweihnachtsbäume erhalten bis jetzt keinen Lichterschmuck und es würden gegen einen solchen allerdings feuerpolizeiliche Bedenken nicht ausgeschlossen sein.

Wie weit diese gedoppelte Sitte: um die Christzeit Weihnachtsbäume auf den Gräbern zu pflanzen und die Lichter der Kinder-Weihnachtsbäumchen auf den Gräbern am Heiligabend anzuzünden, sonst in der Provinz Brandenburg sowohl in den Städten, wie auf dem Lande

verbreitet sei, vermag ich nicht zu sagen und wären mir hierauf bezügliche Angaben aus dem Kreise unserer Mitglieder sowie unserer Freunde und Gönner sehr willkommen. Wie schon angedeutet, erleichtern wir durch zeitliche und örtliche Feststellung derartiger neuer Sitten in der Gegenwart späteren Forschern die Arbeit bedeutend.

Unser Mitglied, Herr Direktor H. Seide bemerkt zum Thema des Christbaums und der Christmette folgendes.

Bezüglich der Frage, seit wann die Tanne als Weihnachtsbaum benutzt wird, erlaube ich mir folgende Mitteilung:

In dem Gedicht „Der Christabend“ von Fr. Kind,*) (dem Textdichter des durch Carl Maria v. Webers Musik unsterblich gemachten „Freischütz“), welches mit den Worten:

„Still! Was schleicht dort so allein,
Jammert dort in Frost und Wind?“

beginnt und mit dem bekannten Sentenzspruch:

„Gott verlässt die Seinen nicht“

schliesst, finden sich zweimal Andeutungen an die Weihnachtstanne.

In der 8. Strophe heisst es:

„Alles darf sich freun und naschen,
Doch wer putzt für mich den Baum?“

und die 23. Strophe lautet:

„Fern scholl Orgelklang und Mette
Und behängt mit Mütz' und Tuch,
Stand ein Tannenbaum am Bette
Der vergülde Äpfel trug.“

Die Gedichte von Fr. Kind sind zuerst 1808 in Leipzig, 2. Auflage 1817—1825 ebendasselbst erschienen. Demnach musste die Tanne als Weihnachtsbaum schon im Anfang dieses Jahrhunderts bekannt gewesen sein.

Möglicherweise aber waren die Tannen als Weihnachtsbäume in Österreich früher, als bei uns gebräuchlich, indem der Vorgang, von dem das Gedicht erzählt, in Wien zu spielen scheint, da es daselbst in der 3. Strophe heisst:

„ . . vom Stephansdom
Rief die Glocke sieben schon.“

*) Joh. Friedrich Kind, geb. 4. März 1768 in Leipzig, lebte hauptsächlich in Dresden und starb daselbst am 25. Juni 1843. In den sächsischen Städten sind Weihnachtsbaum und Pyramide anscheinend so lange wie in Berlin, also etwa seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts bekannt.

4. Herr Buchholz berichtet über ein kürzlich als Extrabeilage zur Vossischen und National-Zeitung erschienenenes illustriertes Heft, in dem aus dem Stadtteil Alt-Kölln Ansichten von Strassen, Gebäuden, Denkmälern und interessanten Reminiscenzen, mit kurzen historischen Notizen vorgeführt werden. Es sind dargestellt:

1. Die St. Gertrud-Gruppe auf der Gertraudten Brücke.
2. Der von Herrn Rudolph Hertzog kürzlich gestiftete Gotzkowsky-Schlüter Brunnen, sogenannt, weil er vor den, von den beiden berühmten Männern einst bewohnten Häusern steht und sein Relief-Schmuck sich auf die betreffenden Personen bezieht.
3. Die beiden Standbilder auf dem Mühlendamm, Albrecht der Bär von Joh. Boese und Waldemar von Max Unger.
4. Das Reiterstandbild des Grossen Kurfürsten auf der langen Brücke.
5. Eine perspektivische Ansicht der vom Grossen Kurfürsten an der Westküste Afrika's angelegten befestigten Handelskolonie Gross-Friedrichsburg im Jahre 1688.

(Dies Bild ist offenbar, ebenso wie das folgende, in die Zusammenstellung aufgenommen, um auf die Ausbreitung des Handels von Alt-Kölln vor mehr als 200 Jahren hinzuweisen.)

6. Medaille auf den Beginn der Guineischen Handelsschiffahrt 1681.
7. 2 Ansichten der Gegend zwischen Mühlendamm und Waisenbrücke aus den 1870er bzw. 1880er Jahren.
8. 2 Ansichten der gegenwärtigen Mühlendamm-Gebäude.
9. Das gegenwärtige Geschäftshaus Breite Strasse 25 mit Nachbarhäusern. Zum Vergleich legt Vortragender eine Zeichnung aus dem 17. Jahrhundert vor, die die Hausfronten Breite Strasse 24--26 darstellt und ein zuverlässiges Bild der damaligen Berliner Häuser giebt.
10. Das grosse Geschäftshaus von Rudolph Hertzog, wie es sich nach Einverleibung der beiden Grundstücke Nr. 12 u. 13 noch in diesem Jahre gestalten wird. Gegenwärtig besteht es aus dem Mittelbau auf den Grundstücken Nr. 14--15, und aus dem linken Flügelbau Nr. 16. Auf Nr. 12--13 soll in diesem Jahre ein, Nr. 16 gleichender Neubau aufgeführt werden, wodurch die ganze Front der Häuser 12--16 ein einheitliches Gepräge erhält, das der Grösse des darin, wie in den dahinter liegenden Gebäuden an der Brüderstrasse betriebenen weltberühmten Geschäfts entspricht.

Auch von dieser Grundstücksreihe Nr. 16--19 legt Vortragender zum Vergleich eine Zeichnung der Hausfronten aus dem 17. Jahrhundert vor.

11. Das neue durch Einverleibung von Nr. 9 vor 2 Jahren vergrösserte und renovierte Geschäftshaus der Vossischen Zeitung,

- dessen Front u. a. durch 10 Medaillon-Portraits der Begründer, Besitzer und berühmter Redakteure der Zeitung geschmückt ist. Dazu ist auch der Kopf der ersten Nummer der Vossischen Zeitung, vom 3. Januar 1727, abgedruckt.
12. Ein Bild der Häuser Breite Strasse Nr. 10 und 11 (Ermeler).
 13. Ein Bild der Breiten Strasse, nach dem Schlossplatz hin.
 14. 2 Illuminationsbilder vom 8. Febr. 1858 (Einzug des Kronprinzlichen Paares): a) das Haus Breite Strasse 15 (Stammhaus des Rudolph Hertzog'schen Geschäfts, das von 1839 an in dem Laden auf der rechten Seite des Hauses entstanden war), b) das Kölnische Rathaus, beide im Gaslichter-Glanz.
 15. Das Kölnische Rathaus um 1700.
 16. Der Barrikadenkampf vor dem Kölnischen Rathause am 18. März 1848.
 17. Das Kölnische Rathaus und Umgebung aus der Gegenwart. (In dem begleitenden Text wird dem baldigen Abbruch dieses Verkehrshindernisses das Wort geredet.)
 18. Ein Wappenstein, auf dem Hofe des Hauses Breite Strasse 20, an der Hinterwand des Vordergebäudes eingemauert. Dieser bisher wohl kaum in der Berliner Lokalforschung beachtete Stein, der vermutlich ursprünglich die Front des Gebäudes geschmückt hat, zeigt das mit einer Guirlande bekränzte und gekrönte Alliance-Wappen des Kurfürstlichen Kammer-Rats Joh. Georg v. Apell, Erbherr auf Rotzis bei Königswusterhausen, und seiner Gemahlin Henriette Gustave geb. Bacher, genannt v. Bähr, mit der Jahreszahl 1666.
 19. Ein ruhender Löwe als Kaufmanns Wahrzeichen, befindet sich auf dem Hofe Scharrenstrasse 5, 6.
 20. Das Haus Brüderstrasse 27 aus der Zeit vor 1873. Darin befand sich die Maurer & Bracht'sche Weinhandlung mit der Trinkstube „Baumanns-Höhle“ im Keller, wo Lessing, im Verein mit Mendelssohn, Nicolai, Rauler u. a. nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts gemütlich zechte.
 21. Der Stuhl, auf welchem Lessing in der „Baumannshöhle“ zu sitzen pflegte und der noch jetzt in der Maurer & Bracht'schen Weinhandlung, Scharrenstrasse 4, aufbewahrt wird.
 22. Lessings Wohnhaus an der Nikolaikirche 10/11, aus seiner Zeit.
 23. Lessings Portrait, das auch in der Weinstube von Maurer & Bracht hängt.
 24. Ein ebendort befindlicher Fassboden, der mit dem Hausbilde Brüderstrasse 27 und Weintrauben bemalt ist.
 25. Die Häuser Brüderstrasse 25—30 aus der Gegenwart. 27—29 sind als Hinterfront des Rudolph Hertzogschen Geschäftshauses

eingebaut, wobei die alten Häuser, Nr. 27 Maurer & Bracht, Nr. 28 Gotzkowski, verschwunden sind.

26. Portraits Gotzkowskis, Schlüters, des Ministers v. Happe, des Grafen Adam zu Schwarzenberg und Ludwig Devrients, die sämtlich einst in der Brüderstrasse gewohnt haben.
27. Das Petrikirchviertel im Ruinenzustande nach dem Brande von 1730. Eine Reihe Häuser an der Scharrenstrasse erscheint intakt.
28. Die Brüderstrasse und Petrikirche nach dem Stridbeckschen Bilde von 1690.
29. Das Siegel von Alt-Kölln vom 15. Jahrhundert und das Berliner Stadtsiegel von 1709.
30. Ein Portrait Lessings.
31. Die sogenannte Pentadelphie, ein litterarischer Klub, der um 1825 im Hause der Nicolaischen Buchhandlung Brüderstrasse 13 verkehrte.

(Die Bilder Nr. 28, 30 u. 31 sind der von unserm 2. Vorsitzenden vor 5 Jahren bearbeiteten Schrift: „Geschichte der Nicolaischen Buchhandlung“ entnommen.)

32. Die Brüderstrasse und die Petrikirche zur Franzosenzeit 1807, zugleich eine interessante Scenerie des lebhaften Verkehrs an der Petrikirche, die bekanntlich zum Magazin von den Franzosen eingerichtet war.
33. Der Schlossbrunnen von Reinhold Begas und die Wettersäule von Bruno Schmitz.
34. Das neue grosse National-Denkmal für Kaiser Wilhelm I., das am 22. März dieses Jahres zu Enthüllung gelangen soll.

Wenn die ganze interessante Zusammenstellung auch bei weitem nicht so vollständig ist, um ein Entwicklungsbild des Stadtteils Alt-Kölln zu geben, so muss doch anerkannt werden, dass die uneigennützig verbreitete so vieler ortsgeschichtlicher Einzelheiten in so vielen Tausenden von Exemplaren die Kenntnis von Vergangenheit und Gegenwart der Reichshauptstadt mehr und mehr zum Gemeingut macht und es wäre zu wünschen, dass der hochherzige Herausgeber, als welchen wir wohl Herrn Rudolph Hertzog, den Besitzer des gewaltigen Häuserviertels zwischen Breite-, Brüder-, Scharren-Strasse und Neumann-Gasse (mit Ausnahme der beiden Häuser Breite Strasse 10 u. 11), ansehen können, in Form ergänzter Auflagen seine verdienstlichen Bestrebungen nach dieser Richtung fortsetzen möchte.

5. Volkstümliche Naturanschauungen.

Von Karl Müllenhoff.

Die Vorstellungen des Volkes von den Naturerscheinungen werden vielfach von den Gebildeten, besonders von den Naturforschern, nicht nach Gebühr gewürdigt. Die in den Märcen und Sagen, in Sprüchwörtern und Gebräuchen enthaltenen Anschauungen über die Naturvorgänge sind allerdings recht oft irrtümlich, doch finden sich auch gar manche feine und richtige Beobachtungen, poetische Darstellungen, und in vielen Fällen ist, was die neuesten Entdeckungen der Fachgelehrten ans Licht gebracht haben, dem Volke längst bekannt, ja es wird sogar seit langer Zeit bereits praktisch angewandt.

Um den reichen Stoff, den die volkstümlichen Naturanschauungen darbieten, für die kritische Betrachtung zu ordnen, erscheint es zweckmässig, zunächst von den irrtümlichen Beobachtungen und willkürlichen Deutungen auszugehen; darauf mögen die in den volkstümlichen Lebensregeln und Moralvorschriften enthaltenen Anschauungen über die Natur einer Prüfung unterzogen werden; zum Schluss soll dann eine Reihe von Beispielen zeigen, wie feine und richtige Beobachtungen und wie überraschend zutreffende Erklärungen oft vom Volke gefunden sind.

Irrtümliche Volksmeinungen über die Naturerscheinungen sind recht häufig. Beispiele für willkürliche Benennungen sind die Blindschleiche, der Tausendfuss, das Neunauge, der türkische Weizen, die spanische Fliege, der spanische Flieder, der Ziegenmelker, die Totenuhr, das Leichenhühnchen (das Käuzchen).

Jeder einzelne der angeführten Namen zeigt, dass die Beobachtung des Volkes unvollkommen war. Die Blindschleiche kann sehen, der Tausendfuss hat nur 32 Beine, das Neunauge zwei Augen, der türkische Weizen stammt aus Mexiko, die spanische Fliege ist ein Käfer und kommt in Spanien gar nicht vor u. s. w.

Und nicht weniger häufig wie derartige irrtümliche Angaben und ungenaue Beobachtungen finden sich willkürliche Deutungen. Das Volk machte in gar manchen Fällen allerdings eine richtige Beobachtung, konnte sich aber das Gesehene nicht erklären und nahm nun zu allerhand willkürlichen Annahmen seine Zuflucht. Riesen und Zwerge, Hexen, der Teufel, Kobolde und andere Fabelwesen mussten die eigentliche Erklärung ersetzen: der Kukul, Donner und Blitz wurden herangezogen um eine Scheinerklärung zu erhalten. So werden, um von den zahlreichen Beispielen nur einige zu nennen, die durch ihre Grösse auffallenden erratischen Blöcke in ganz Norddeutschland Riesensteine genannt, die durch stark strömendes Wasser gebildeten Strudellöcher heissen Riesen-

kessel, die versteinerten Seeigel Riesenknöpfe. Durch Pilzwucherung entstehende kahle Flecke auf Viehweiden nennt man Hexenringe, die auf der Edeltanne durch Pilze hervorgerufenen Missbildungen werden Hexenbesen, ein plötzlich auftretender Schmerz wird Hexenschuss genannt. Ein wahre Tausendkünstler ist nach dem Volksglauben der Teufel. Als Teufelskanzeln, Teufelskirchen und Teufelsmauern bezeichnet man die verschiedensten auffallenden Felsformationen; geradezu zahllos sind die Teufelsseen; der römische Grenzgraben der *limes romanus* heisst der Teufelsgraben. Der Gichtschwamm ist ein durch seine Form und Entwicklungsart sehr auffallender Pilz (*Ithyphallus impudicus*); er ist im jugendlichen Zustande eiförmig und weiss und wird daher Teufelsei oder Hexenei genannt; auch bei heftigem Schneefall muss der Teufel helfen: de Düwel swingt Flass un smitt uns dat Scheev umme Ohren. Ja selbst in der jetzigen Zeit wird dem Teufel noch mancherlei in die Schuhe geschoben; wer konnte nicht den Druckfehlerteufel, der freilich ein Schrecken der Autoren ist, aber doch meist nur als ein neckischer Kobold seine Possen treibt.

Nach einem Gewitterregen zeigen sich auf feuchter Erde und Grasplätzen zuweilen unregelmässig gelappte Gallertmassen. Die mikroskopische Betrachtung zeigt, dass diese Gallert von einer Alge herrührt, (*Nostoc commune*), die durch den Regen plötzlich aufquillt und dadurch sichtbar wird. Die Landleute konnten sich das plötzliche Erscheinen dieser Massen nicht erklären, nahmen an, sie fielen vom Himmel, und nannten sie Sternschnuppen. — Diesem lässt sich vergleichen die Auffassung der Belemniten als Donnerkeile und die für prähistorische Steinbeile vorkommende Benennung Gewittersteine. — Alle diese willkürlichen Namen zeigen, wie leicht es sich oft das Volk macht, um eine Erklärung für die Beobachtungen zu finden.

Zahlreiche volkstümliche Geschichten und sprichwörtliche Redensarten enthalten nur scheinbar eine Naturbeobachtung, während eine Moralvorschrift oder eine Lebensregel den eigentlichen Inhalt bildet. Anstatt Kindern zu sagen, ihr dürft keine Gesichter schneiden, heisst es: wer Gesichter schneidet, dem bleibt das Gesicht verzerrt stehen, wenn die Uhr schlägt.

Geduld wird empfohlen in der eigentümlichen Vorschrift: Wer krank ist und Schmerzen leidet, dem muss Verbene an das Bett gebunden werden; das hilft aber nur, wenn der Kranke nicht jammert.

Einen recht praktischen Rat, mit dem zufrieden zu sein, was man hat, enthält das komisch klingende Sprichwort: Sauer macht lustig; es wird gebraucht, wenn jemand sich über den allzu sauren Wein beklagt.

Gute Vorsichtsmaßnahmen werden oft in sonderbarer Form gegeben. Eine Frau soll in den ersten sechs Wochen nach der Entbindung nicht über Feuer gehen (auf den Boden steigen), sonst wird sie lahm. Für

unvorsichtig gilt es, die Winterkleider allzu früh abzulegen, denn: Der Bauer von der rechten Art trägt seinen Pelz bis Himmelfahrt; und wer sich wohl bewahrt will lan, behält ihn bis Johannis an; und thut ihm da der Bauch noch weh, so trägt er ihn bis Bartolomä (24. August). Auch soll man die Schafe nicht zu früh scheeren; denn: Wer seine Schafe scheert vor Servaz (14. Mai), dem ist die Wolle lieber als das Schaf. —

Auch in neuerer Zeit kommen derartige praktische in Form wunderlicher Drohungen gegebene Vorschriften auf. So in der überall verbreiteten Mahnung, die Mädchen sollen erst Zucker und dann erst Milch zum Kaffee nehmen, sonst bleiben sie ledig; der wahre Grund der Vorschrift ist, dass sich der Zucker nicht gut auflöst, wenn man den Kaffee vorher Milch zugesetzt hat.

Auffallend selten finden sich Warnungen vor dem übermässigen Trinken. Nur die eine verbreitete Vorschrift ist hierher zu rechnen, man solle immer erst austrinken, ehe man wieder einschenkt, denn wer sich zum halbvollen Glase zuschenken lässt, bekommt die Gicht. Die Sache ist nicht so wunderbar, wie es erst scheint; denn durch das Zuschenken verliert man jede Kontrolle, wie viel man trinkt, und es ist also gemeint, wer nicht darauf achtet, wie viel er trinkt, bekommt die Gicht.

Zur Ehrlichkeit mahnt die Geschichte von dem Edelmann, der seinen Schlächter betrog: er wog bei der Zahlung dem Schlächter die Knochen wieder zu und zog sie vom Preise ab. Zur Strafe dafür wurde er nach seinem Tode in einen Maulwurf verwünscht, also in ein Tier, das sich von Fleisch ohne Knochen nährt.

In allen diesen Erzählungen, die zur Reinlichkeit und Ordnung, zum Fleisse und zur Ehrlichkeit ermahnen, ist die Beobachtung Nebensache, die Lebensregel oder Moralvorschrift die Hauptsache und die Gesamtheit dieser Geschichten giebt in kurzen Fabeln und Sprüchen eine Art Sittenlehre.

Vielfach gelangte das Volk zu überraschend genauen Beobachtungen: es pflegt dann aber nicht, wie es bei wissenschaftlicher Darstellung üblich ist, die Beobachtung als solche zu geben, sondern es kleidet sie in phantasievoller poetischer Weise ein. Eine heraufziehende Gewitterwolke ist „der Mann mit dem grauen Mantel“. Vom Schnee heisst es:

Da kam ein Mann aus Aken
Mit einem kreideweissen Laken;
Er wollte die ganze Welt bedecken,
Doch kommt er nicht über die Elbe recken.

Der Seemann sagt, wenn das Meer bewegt ist: Rasmus kickt över de Reeling (die Schanzkleidung); er personifiziert sich die See und nennt

sie vertraulich beim Vornamen: Erasmus. — Weniger verständlich ist es, warum der Mecklenburger den unfruchtbaren Sandboden seiner Heimat als Klas Hahn bezeichnet.

Hübsche Übersetzungen macht sich das Volk von dem Vogelgesange. Die Haubenmeise singt im ersten Anfange des Frühlings:

Spitz die Schar, spitz die Schar
Bauer in den Acker fahr.

Der Rohrsperling versteckt sich im Schilf und schreit: Korl, Korl, Korl! kiek, kiek, kiek!

Bekannt ist die Rückert'sche Dichtung vom Schwalbengesang:

Als ich Abschied nahm, waren Kisten und Kasten schwer,
Als ich wieder kam, war alles leer.

Doch hat der Dichter hier auf die genaue Wiedergabe der Vogelstimme verzichtet. Besser ist die Tiroler Version:

Als wir fort sind, sind die Kisten, Kasten voll gewesen;
Als wir kommen sind, sind die Kisten, Kasten leer gewesen.

und die bei Havelberg übliche Übertragung:

Ich wollte meinen Kittel flicken, da hat' ich keinen Zwerrrrn,
Ich fand nur ein ganz kleines End, da musst ich lange zerrrrn.

Vielfältige Wiedergabe fand die Stimme des Pirols. In der Mark heisst der Vogel in getreuer Nachahmung des capriciösen Rhythmus seines Gesanges, der Vogel Bülow oder der Schmidt von Bülow. Noch besser ist die französische Version:

C'est le compère loriot,
Qui mange les cerises et laisse les noyaux
(So ist der Gevatter Pirol, die Kirschen frisst er und die Kerne lässt er liegen.)

Und in Italien hat man sowohl Rhythmus wie auch Tonhöhe wiederzugeben verstanden; den dort singt der Pirol:

Contadino, è lo fico maturo.
(Bauer sage, ist die Feige schon reif.)

Ebenso genau wie die Vogelstimmen wurde auch Form und Entwicklung selbst unscheinbarer Pflanzen beobachtet. Die Namen Täuberleinnest (für Aconitum, Eisenhut), Nägelchen (Dianthus, Nelke), Elfenhandschuh (Aquilegia, Akelei), und Ohrbommel (Fuchsia), geben Zeugnis von sorgfältiger Beobachtung der Blütenformen; wie selbst wenig auffällige Veränderungen Beachtung finden, zeigt der Name Regenblume (für Calendula, Ringelblume) der andeutet, dass die Blüte sich schliesst,

wenn der Himmel sich bewölkt. Der enge Zusammenhang zwischen dem Tier- und Pflanzenleben und den meteorologischen Erscheinungen wird in gar manchen Bauernregeln ausgesprochen. Wenn die Wiesen im Frühjahr vom Wiesenschaumkraut ganz weiss sind, ist eine Überschwemmung zu erwarten, heisst es in der Niederlausitz. Richtig ist auch der Spruch: Fabian, Sebastian, laet den Saft int Holt gaen; d. h. nach dem 20. Januar darf kein Holz mehr gefällt werden.

Mit ganz besonderer Sorgfalt beobachtete der Bauer die für seine Arbeiten so wichtige Tageslänge. Richtig ist die noch aus der Zeit des alten Kalenders stammende Angabe St. Luzen (13. Dezember) macht den Tag stutzen; d. h. die Abnahme der Tage hört dann auf. Während der ersten Wochen nach dem kürzesten Tage wächst die Tageslänge nur wenig, nur um einen Hahnenschritt. Erst im Februar werden die Tage merklich länger; in den Februar fällt zugleich die kälteste Zeit des Jahres; daher heisst es mit Recht: Wenn die Tage langen, kommt der Winter angegangen. — Der Januar hat im allgemeinen eine gleichmässig niedrige Temperatur; der Februar ist unbeständig, mit wärmeren Tagen wechselt die allergrösste Kälte. Mit Recht sagt daher der Februar zum Januar: Hätt ich die Macht wie du, das Kalb müsst' erfrieren in der Kuh.

Gegen Ende März sind die Tage bereits so lang, dass der Bauer zu seinen Arbeiten im Hause kein Licht mehr braucht; dieses währt bis Ende September, daher heisst es: Marieken (Empfängnis, 25. März) pustet dat Licht ut, Michel (Michaelis, 29. September) steckt et wedder an.

Der Mond geht bekanntlich etwa alle 24 Stunden um 50 Minuten später auf, er verspätet sich im Erscheinen, de Maane geit to Beer. Nur um den 23. September herum ist die Verspätung unmerklich; da geit de Maane nich to Beer. Wenn man daher in der vorletzten oder letzten Septemberwoche Vollmond hat, so scheint der Mond 8 Tage lang und hilft die Ernte beenden; deswegen spricht man im englischen geradezu von dem Harvestmoon (dem Ernte-Monde).

Von den Sternbildern fand der Gürtel und das Schwert des Orion eine besondere Beachtung. Die Friesen nennen diese Sterne die Harke und die friesischen Frauen richten sich um die Zeit des Nachhausegehens zu bestimmen bei ihren Spinn- und Strickvisiten nach der Stellung dieser schönen und leicht kenntlichen Sterngruppe.

Fast durchweg knüpfen sich die vom Volke gemachten Beobachtungen an die Bedürfnisse des täglichen Lebens an; fast alle Aussprüche über Wind und Wetter und über den Gang der Gestirne sind für die Praxis des Landmanns ersonnen. Der Nutzen des Schnees für die Saat wurde erkannt: Unter dem Schnee ist das Mehl; ferner: Eine gute Decke von Schnee bringt das Winterkorn in die Höh, und kurz und sinnig: Eine weisse Gans (der Schnee) brütet besser.

Bei näherer Prüfung erweisen sich zuweilen auch solche Angaben als richtig, die beim ersten Hören ganz unglaublich scheinen.

Das allbekannte Wort: die Ratten verlassen das sinkende Schiff, scheint ganz sinnlos, und doch hat zu dem Sprichwort die Beobachtung Veranlassung gegeben, dass ein Schiff, das leck wird und in dessen Kielraum das Wasser eindringt, von den Ratten verlassen wird, weil die Tiere vom Wasser aus ihren Schlupfwinkeln vertrieben werden.

Seit alten Zeiten behauptet sich im Volke der Glaube, die Spitzmäuse seien giftig und zwar nicht nur für die Tiere von denen sie gefressen würden, sondern es soll, so sagt das Landvolk, auch ihr Biss gefährlich sein. Schon Buffon gab sich Mühe, diese Volksmeinung als ein Vorurteil zu erweisen. Ein neuerer Beobachter Remy de St. Loup fand indessen, dass drei Katzen, die eine Spitzmaus in die Enge getrieben hatten, das Tier nicht anzugreifen wagten, obgleich sie fortwährend danach sprangen, und dass eine Hausmaus, die von der Spitzmaus einen unbedeutenden Biss in die Hinterpfote erhielt, gleich nach dem Bisse gelähmt war und kurze Zeit darauf starb. Diese Beobachtung spricht also dafür, dass der Speichel der Spitzmäuse giftig ist.

Auch die vom Volke schon lange behauptete Vorliebe des Blitzes für bestimmte Bäume ist erst ganz neuerdings durch sorgfältige Beobachtungen bestätigt worden. Nach einer elfjährigen Statistik sind im Lippischen 56 Mal Eichen vom Blitz getroffen worden, 24 Mal Tannen und Fichten, dagegen niemals Buchen, obgleich $\frac{1}{10}$ des lippischen Waldbestandes aus Buchen gebildet wird. Die Erfahrung bestätigte daher den alten Spruch:

Vor den Eichen sollst du weichen,
Vor den Fichten sollst du flüchten,
Doch die Buchen sollst du suchen.

Ausser der Eiche wird auch die Pappel besonders häufig getroffen. Eine in der Umgebung von Moskau neuerlich aufgestellte Statistik ergab, dass über die Hälfte aller vom Blitz getroffenen Bäume Pappeln waren. Seit alter Zeit werden diese Bäume als natürliche Blitzableiter um die Gehöfte angepflanzt; auch hier ergab also die genaue Untersuchung die Richtigkeit der Volksmeinung.

In vielen Gegenden gilt Feueranmachen als Mittel den Blitzschlag abzuwehren. Wenn das Unwetter naht, zünden die Landleute Feuer an und wählen dazu solches Brennmaterial, welches dichten Rauch erzeugt, wie grünes Holz und feuchtes Laub. Dieser alte, früher oft als abergläubisch angesehene Volksgebrauch ist in allerneuester Zeit als zweckmässig gerechtfertigt und es ist erwiesen, dass sich die Bäuerinnen in ihrer Hoffnung, durch Rauch die Macht des Wetters zu brechen, nicht täuschen. Der Rauch und die Verbrennungsgase vergrössern nämlich

das Leitungsvermögen der Luft. Hat man zwei Hollundermarkkugeln derart elektrisiert, dass sie sich stark abstossen, so braucht man in der Nähe nur ein Streichhölzchen anzuzünden und die Kugeln fallen zusammen; die Verbrennungsprodukte des Zündhölzchens machten die Luft leitend für die Elektrizität und die Kugeln haben sich sofort entladen. Daraus folgt, dass jedes an der Erde entzündete Feuer, jeder Kamin, aus dem Rauch aufsteigt, als langsam aber sicher wirkende Entlader der elektrischen Spannung wirken. Dementsprechend zeigen sich denn auch die Fabrikschornsteine als in ganz augenfälliger Weise unverletzlich gegen Blitzschläge. Dieses wurde durch eine in Schleswig-Holstein vorgenommene Statistik der Blitzschäden bewiesen. Die Zahl der Blitzschläge war dort nämlich für Kirchen über 20 Mal, für Windmühlen sogar fast 30 Mal so gross, wie für die gleiche Anzahl von Fabrikschornsteinen.

Bekannt ist, dass die Weinbauern ihre Pflanzungen im Frühjahr und Herbst vor den gefährlichen Nachtfrösten schützen, indem sie Mist, Kartoffelkraut, Bohnenstroh und dergleichen verbrennen, und alles in Rauch einhüllen. Auch dieses Verfahren ist erst, nachdem es Jahrhunderte lang geübt ist, von der Wissenschaft als zweckmässig erkannt worden. Durch den Rauch wird die nächtliche Ausstrahlung der Wärme verhindert, und es bleibt daher dem Erdboden und den Pflanzen die hohe Tageswärme fast unvermindert erhalten.

Die Erkenntnis, dass die Aschenbestandteile für die Pflanzen von grösster Bedeutung sind, war bekanntlich der Ausgangspunkt der durch Liebig und seine Schüler angebahnten Reform der gesamten Landwirtschaft. Doch hat lange bevor die Agrikulturchemie die Lehre von der Düngkraft der Mineralstoffe fand, der niederdeutsche Bauer den für die Praxis wichtigsten Teil der Liebigschen Düngerlehre bereits als richtig erprobt, die Asche als geeignetes Düngemittel verwendet und ihre Anwendung in den Worten „Wer kein Geld für Asche ausgiebt, zahlt doppelt,“ dringend empfohlen.

Ja selbst die allerneueste grosse Entdeckung, die auf dem Gebiete der Landwirtschaft gemacht worden ist, dass die Schmetterlingsblütler (Klee, Serradella, Hülsenfrüchte) den für alle Pflanzen unentbehrlichen Stickstoff aus der Atmosphäre zu entnehmen und zu assimilieren vermögen, ist den Bauern bereits seit langer Zeit, in der Hauptsache wenigstens, bekannt gewesen. Noch vor 10 Jahren kannte die Wissenschaft keinen Unterschied zwischen den verschiedenen grünen Pflanzen bezüglich ihrer Nahrungsaufnahme. Es galt die Lehre, dass alle genügend mit Blattgrün versehenen Gewächse aus den unsere Atmosphäre zusammensetzenden Luftarten sich nur die Kohlensäure aneignen könnten, während sie hinsichtlich der Mineralstoffe und des Stickstoffs auf die Nahrungsaufnahme aus dem Erdboden angewiesen seien. Im Gegensatze

zu dieser wissenschaftlichen Lehre stand die Jahrhunderte alte Erfahrung des praktischen Landwirts, dass gewisse Pflanzen, nämlich Kleearten und Hülsenfrüchte, deren Ernteprodukte sehr grosse Mengen Stickstoff enthalten, auch noch auf sehr ausgesogenem, armem Boden hohe Erträge geben, und dass nach ihnen angebaute andere Kulturgewächse wie z. B. die viel Nährstoffe im Boden beanspruchenden Halmfrüchte ohne neue Düngung bedeutend höhere Erträge lieferten als vorher. Durch den Anbau der Kleearten und mancher Hülsenfrüchte wurde also angescheinlich der Ackerboden verbessert, ertragsfähiger gemacht. Der einsichtsvolle praktische Landwirt trug dieser Thatsache auch durch eine angemessene Aufeinanderfolge der verschiedenen Kulturpflanzen gebührend Rechnung und nannte die Kleearten und die Hülsenfrüchte bodenbereichernde Pflanzen, im Gegensatz zu den anderen Kulturgewächsen, Getreidearten, Ölfrüchten u. s. w., welche den Düngungszustand eines Feldes verschlechtern, indem sie die im Boden enthaltenen Pflanzennährstoffe verbrauchen.

Die Wissenschaft hatte bis vor wenigen Jahren keine stichhaltige Erklärung für dieses so verschiedene Verhalten der schmetterlingsblütigen Gewächse einerseits und der andern Kulturgewächse andererseits, bis man erkannte, dass den Kleearten und Hülsenfrüchten die Fähigkeit eigen ist, den freien Stickstoff der Atmosphäre zu assimilieren und in organischen Stickstoff überzuführen, zu eiweisshaltigen Stoffen zu verarbeiten. Hierbei übernehmen, wie der kürzlich verstorbene Professor Dr. Hermann Hellriegel zeigte, Bakterien die Vermittlerrolle.

Ein weiteres Beispiel, dass die volkstümliche Naturanschauung zuweilen der wissenschaftlichen Forschung voraus ist, bietet die Verwendung von Schwammmasche gegen Gicht. Von Alters her war der Asche der Meerschwämme eine Heilwirkung gegen Gicht und Skrofulose zugeschrieben; die Wirkung war vielfach erprobt und allgemein anerkannt. Als dann die chemische Analyse am Anfange dieses Jahrhunderts nur Soda in der Asche nachweisen konnte, war man der Meinung, es könne nur Soda die günstigen Wirkungen herbeigeführt haben. Und als die Soda für sich wirkungslos war, fiel damit für die wissenschaftlichen Mediziner, trotz aller früheren Erfahrungen auch die Anwendung der Asche der Meerschwämme. Man war eben fest überzeugt, dass in der Asche ausser den Substanzen, welche die damalige chemische Analyse nachzuweisen vermochte, weitere wirksame Körper nicht vorhanden seien. Erst als man nach den Courtoisschen Beobachtungen im Jahre 1812 das Jod entdeckte und seine mächtige medizinische Wirkung auffand, war die Lösung des Rätsels gegeben; das bisher unbekannte Jod war das Wirksame in der Asche der Meerschwämme. Leicht würde es sein, noch zahlreiche weitere Fälle ähnlicher Art zu geben. Die angeführten Beispiele mögen genügen, um zu zeigen, dass der Mann der Wissenschaft

wohl daran thut, in jedem Einzelfalle zu prüfen, ob die Volksmeinung Wahres oder Falsches enthält. Überblickt man die Gesamtheit der volkstümlichen Naturanschauungen, so erkennt man, dass sie neben manchen irrigem Angaben und willkürlichen Deutungen, doch auch eine grosse Anzahl richtiger und feiner Beobachtungen enthalten; ja dass vielfach der Zusammenhang der Erscheinungen vom Volke mit bewundernswertem Scharfsinn erkannt worden ist.

Diejenigen, welche an dem hier nur sehr kurz und skizzenhaft behandelten Gebiete ein besonderes Interesse nehmen und weitere Beispiele für die volkstümlichen Naturanschauungen kennen zu lernen wünschen, seien auf meine im vorigen Sommer gedruckte umfangreichere Arbeit über denselben Gegenstand hingewiesen; dieselbe ist in der von Max Hessedörfer herausgegebenen Zeitschrift *Natur und Haus*, Jahrgang IV, Berlin 1896 bei R. Oppenheim (Gustav Schmidt) erschienen.

15. (8. ausserordl.) Versammlung des V. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 13. Januar 1897, abends 7 $\frac{1}{2}$ Uhr,

im Brandenburgischen Ständehause, Matthäikirchstrasse 20 21.

Vorsitzender: Herr Stadtrat E. Friedel.

1. Derselbe ergriff zunächst das Wort zu folgender Mitteilung über die *Verkehrtlinden-Sage*. In unserer Brandenburgia ist bereits zweimal (am 14. Oktober v. J. S. 269 und am 25. November v. J. S. 284 flg.) von den im Volksmunde sogenannten *Verkehrt-Bäumen*, namentlich von den zum Zweck eines Ordals, Gottesgerichts, verkehrt gepflanzten Linden meinerseits gesprochen worden, insbesondere habe ich bei erstgenannter Gelegenheit darauf hingewiesen, wie ich seit Jahr und Tag das hierauf bezügliche litterarische Material im Märkischen Museum gesammelt und als Vorsitzender der Städtischen Park-Deputation durch Herrn Obergärtner Hampel praktische Versuche mit dem Verkehrtpflanzen von jungen Linden veranlasst habe. Um dieselbe Zeit hat unser Mitglied Fräulein Clara von Förster die damals ebenfalls bereits erwähnte Sage von den drei *Verkehrtlinden* auf dem Heiligen Geistkirchhof zu Berlin dichterisch behandelt und zu dem Schauspiel ausgestaltet, welches eine unserer bewährtesten und beliebtesten dramatischen Künstlerinnen, Frau Nüscha-Butze, demnächst vorzutragen

die Güte haben wird. Beide Teile haben von der gemeinsamen Beschäftigung mit der alten märkischen Legende keine Ahnung gehabt und wer an das sogenannte Gesetz von der Duplizität der Fälle glaubt, mag wohl hierin einen neuen Beleg finden. Ohne ein gut Teil Mysticismus ist dieselbe in diesem Falle freilich nicht erklärbar, allein, wie Sie wissen, hat ja auch heute noch der Mysticismus seine Anhänger.

Um auf einen realeren Boden überzugehen, lege ich Ihnen zur Illustrierung der Sage und ihrer Örtlichkeit, sowie des nachfolgenden Theaterstücks, „Die drei Linden“ von Frl. Cl. v. Förster, einige Abbildungen vor.

Zunächst verweise ich auf Oskar Schwebels illustrierte kulturhistorische Schilderungen „Aus Alt-Berlin“ (Berlin 1891), deren III. Kapitel lautet „Kirche und Hospital zum heiligen Geiste in Berlin“. S. 64 gewahren Sie daselbst eine gute Abbildung der im 13. Jahrhundert angelegten und 1456 im wesentlichen wieder neubauten Hospitalskapelle. Das Baugeschichtliche findet sich bei Borrmann, Die Bau- und Kunstdenkmäler von Berlin, 1893 S. 54, 105, 110, 153 und besonders S. 177—179. *) Bei Schwebel S. 67 ist das Innere der Kirche S. 67 gut wiedergegeben, S. 69 das Wappen der in die spätere Ausschmückung der Verkehrtlinden-Sage verwickelten Herren von der Linde (im Schilde ein eine Krone haltender, entblösster Arm, über dem geschlossenen Stechhelm ein Lindenbaum). S. 68 eins der drei hölzernen Wappenschilder, Totenschilder, der drei Gebrüder Halkan (Holkanne), der Länge nach in rot und weiss geteilt, in der Mitte eine Rose, welche gleichfalls längs geteilt ist, rot im weissen, weiss im roten Felde. Um diese Rose stehen 3 schwarze Kannen, oben 2, unten 1, mit den Unterschriften: „O bit vor Hans — Petir — Jakob Halkan.“ **) Diese Personen gehören, wie Sie alsbald hören werden, der ältesten Fassung der Verkehrtlinden-Sage an.

Schwebel erzählt nachstehendes. Diese Halkan oder Hokekanne waren ein Berliner Stadtgeschlecht, welches anno 1375 zu Falkenberg

*) Litteratur: J. Schmidt: Mem. Berol. I. S. 71 flg. und II. S. 25 flg. — Küster: Altes und neues Berlin II. S. 661—683. — Bekmann: Handschr. der Mag. Bibl. — Klein: Die Hospitäler zum h. Geist und S. Georg. Berlin 1835. Abbildungen: Adler: Mittelalterliche Backsteinbauwerke des Preuss. Staats, Taf. LXXII. Fig. 1—4. — Das Sterngewölbe bei Borrmann S. 178, Fig. 9. — Bedauerlicher Weise ist das ehrwürdige Bauwerk zum Abbruch bestimmt, obwohl es niemand im Wege ist, da die Strasse dort keinen nennenswerten Verkehr hat. Hoffentlich lässt man diesen unglücklichen Gedanken wieder fallen. Nur wegen jener Besorgnis sind die beweglichen Altertümer der Kirche ins Märkische Museum übernommen; hiernach wiederlegt sich dasjenige, was Schwebel S. 68 missverständlich dagegen geäussert hat. Vgl. auch „Berlin und seine Bauten“ 1896, Bd. II, S. 149 über das Architektonische der Kapelle, wie dieses sich augenblicklich verhält.

**) Einen dieser Totenschilder legte ich in der Sitzung vom 14. Oktober 1896 vor-

begütert war, und aus welchem im Jahr 1405 ein Ratmann erscheint, welcher die Truppen Berlins als deren Hauptmann den Pommern nach Angermünde entgegenführte. Das Geschlecht muss schon sehr früh erloschen sein; — es findet sich nachmals keine Spur mehr von ihm.

An die drei Totenschilder aber hat sich eine der schönsten Mären Berlins angeschlossen, welche leider vielfach modernisiert und überarbeitet worden ist. Hier stehe sie in ihrer ältesten uns bekannt gewordenen Form und Fassung:

„An die Heiligegeist-Kirche stiess ehemals ein freier, ansehnlicher Platz, auf welchem die Hospitaliten beerdigt wurden. Derselbe war mit starken, dichtbelaubten Bäumen besetzt. Unter denselben zeichneten sich besonders drei grosse Linden aus, welche man lange Zeit als Wahrzeichen Berlins betrachtete und von welchen man manche alte Sage erzählte. Nach einer derselben soll einst bei einem Volksaufzuge in der Stadt ein angesehenener Mann ermordet worden sein; — drei Brüder, welche mit ihm in Feindschaft gelebt hatten, wurden vom Volke der Übelthat bezichtigt. Aller Beteuerungen unerachtet, wurden sie angeklagt und verurteilt. Ehe aber die Strafe vollstreckt wurde, was wirklich geschah, baten jene drei Männer, drei junge Linden verkehrt mit ihren Zweigen in die Erde des Heiligengeist-Kirchhofs einpflanzen zu dürfen. Wenn dieselben wurzeln und wachsen würden, so solle man daran erkennen, dass ihr Blut unschuldig vergossen worden sei. Ihre Bitte wurde auch bewilligt. Die jungen Stämme aber fassten Wurzel, schlugen aus, grüntem und wuchsen von Jahr zu Jahr. So wurde die Unschuld der Hingerichteten offenbar.“

Es scheint fast, als ob diese Sage der drei Hölle eine historischen Kern hätte und auf die wilden Parteikämpfe, welche Berlin bis zum Einzuge der Hohenzollern zerrütteten, zurückbezogen werden müsse. Die spätere Verbindung dieser Überlieferung mit dem Geschlechte der Herren von der Linde aber ist eine ganz willkürliche. Diese rheinische Familie zog erst im 16. Jahrhundert vom Ufer des königlichen Stromes Deutschlands nach Berlin und Spandau. Mit dem „heiligen Geiste“ von Alt-Berlin stehen diese Herren von der Linde nur in sehr entfernter Verbindung. Im 17. Jahrhundert schenkte nämlich ein Landschafts-Sekretarius Christian von der Linde der Kirche ein Bild; dieser Christian von der Linde aber ist derselbe fromme Bürger von Alt-Berlin, der zu St. Marien im hohen Chore ruht, und dessen Sohn ihm daselbst ein Epitaphium in der Form einer Linde setzen liess.

Zu diesen Mitteilungen Schwebels bemerke ich, dass sich in den Emporen des kleinen Gotteshauses Ölmalereien befinden. Die Bilder sämtlich in Öl*) gemalt, sind Stiftungen von Bürgern und Hospital-

*) Borrmann a. a. O. S. 178 und 110. — Die ursprüngliche Folge der Bilder bei Schmidt, Mem. Berol. II. S. 37 ff.

vorstehern, von Landschafts- und Stadtverordneten Berlins, vom Jahre 1577 an; die meisten stammen aus dem Jahre 1646 und erwecken, obwohl von bescheidenem Kunstwert, doch als Zeugnisse des Kunstsinnes aus der Zeit des dreissigjährigen Krieges unsere Teilnahme. Sie enthalten, in jetzt sehr willkürlicher Reihenfolge, Darstellungen der heiligen Geschichte und der Werke der Barmherzigkeit, oft mit den Hausmarken und Wappen der Stifter, deren Namen und Stand, die zum Teil schon unleserlich geworden, von Schmidt in seinen Memorabilien angeführten Inschriften angeben. Das von der Lindesche Bild stellt Christus dar, auf den ein Engel einen Jüngling hinweist, im Kreise der Auferstandenen mit Palmzweigen und weissen Gewändern.

Der bezeichnende Name von der Linde in Verbindung mit dem Bilde und der Überlieferung der damals schon alten Verkehrt-Linden in der Nähe mag sowohl eine Art Schildsage für die Familie von der Linde und ausserdem mit den mildereren Anschauungen einer fortgeschrittenen, weniger blutdürstigen, Kulturepoche die poetische Variante der Sage gezeitigt haben, wie sie spätere Erzählungen kennen und wie sie Fräulein von Förster vom dichterischen Standpunkte aus mit vollem Rechte bevorzugt hat.

Aus dem Besitz unseres Märkischen Museums lege ich vor: a) eine Darstellung der Umgebung der Heiligengeistkirche in den vierziger Jahren zur Winterszeit aus der Zeitschrift „Der Bär“ 1895 S. 120, aufgenommen von einem Fenster der altgeschichtlichen Schwanen-Apotheke in der Spandauer Strasse; b) eine Photographie des Hospitals, der Kirche und des Gartens, in welchem die drei berühmten Verkehrtlinden standen aus dem Jahr 1887 (M. M. XI. Nr. 2017); endlich c) die im M. M. gezeichnete Vergrösserung eines Plans aus Johann Friedrich Walthers „Historischer Nachricht wie, und wann die Garnison-Kirche und Schule zuerst gestiftet ist“. Das Mscr. gehört dem Märk. Museum (M. M. XII. Nr. 242) und enthält im ersten Hauptteil (1663—1701) einen farbigen Plan auf dem die Heiligegeist-Kirche, das Hospital und der Hospital-Kirchhof angegeben. Hinsichtlich des letzteren heisst es: „Das Hospital zum Heil. Geist nebst dem Kirchhoff und Drey grossen Linden.“ Es sind dies die drei Verkehrtlinden, welche sich durch gewaltige hängende Zweige auszeichnen. Die hierauf bezüglichen Angaben Walthers in Kap. 1 § 2—4 habe ich Ihnen bereits aus der gedruckten Ausgabe von 1737 in der Sitzung vom 14. Oktober 1895 vorgelesen.

2. Demnächst wurde das von Henriette Clara von Förster nach einer märkischen Sage gedichtete Schauspiel „Die drei Linden“ in vier Akten, *) seitens der Frau Dr. Nuscha Butze-Beermann vorgetragen.

*) Gedruckt für sämtliche Bühnen und Vereine im ausschliesslichen Debit von Felix Bloch Erben. Reg. London Stat. Hall. Berlin 1896. 88 S. 8°.

Das Stück spielt unter Kurfürst Johann Georg von Brandenburg, der 1571–1598 regierte, in Berlin. Der Gang des Stückes, so weit er uns angeht, das heisst, so weit er sich auf die Verkehrtlinden bezieht, ist folgender. Der Italiener Arrighi, Musiker des Kurfürsten, gerät mit einem aus Florenz berufenen jungen Musiker Luigi Nasika in Streit, beleidigt diesen wiederholt und wird von ihm erstochen. Luigi Nasika entflieht unentdeckt. Beschuldigt des Mordes wird der vollkommen unschuldige Goldschmiedssohn Andreas Leuthinger. Bei der gegen letztern eingeleiteten Gerichtsverhandlung bezichtigt zunächst sein Bruder Martin sich selbst der That, dann ähnlich der dritte Bruder Heinrich sich selbst. In ihrer Verlegenheit wenden sich die Richter an den Kurfürsten, der ein Gottesurteil beschliesst:

„Nicht Glut des Feuers und nicht Wassersflut,
Soll Eure Unschuld oder Schuld bezeugen;
Denn Zweifel sind mir ins Gemüt gefallen,
Ob recht gethan sei, mit so bitt'rer Qual
Die Unschuld zu erproben. Eure Leiber
Muss ich drei jungen Bäumen gleichen, die
Im Boden unserer Stadt einst Wurzel schlugen;
Er spendete Euch Nahrung, dass Ihr wüchset,
Und hoffnungsvoll sah man auf Eure Blüte.“

(Er winkt dem Totengräber; derselbe tritt vor, drei junge Lindenbäume im Arm.)

„Entwurzelt seid Ihr nun wie diese Linden;
Denn Liebe, Achtung, jegliches Vertrauen,
Das Euch so sich'ren Boden hier bereitet,
Hat sich in Argwohn und in Hass verkehrt.
Verkehrt sei drum die heilige Natur: Ihr sollt
Drei Linden pflanzen, doch verkehrt, die Krone
Zur Erde und die Wurzel frei zur Luft.“

Es entstehen nun dieselben Bedenken gegen dieses experimentum in corpore vili, die heut von den meisten Botanikern, besonders den Biologen und Physiologen angewendet werden.

Schöffenältester.

„Vergeben wollet, gnäd'ger Herr! Ihr meint,
Der Baum des Schuld'gen wird verdorren, und
Was Unschuld pflanzte, grünt durch göttlich Wunder?
Ich fürchte, keiner von den Bäumen grünt;
Denn wie vermöchte so Natur zu wandeln
Unwandelbar Gesetz, das voll Geheimnis
Der Wurzel Kraft giebt, tief in dunkler Erde
Die Lebensfasern auszubreiten, und
Die Krone wundervoll am Licht der Sonne

Sich breiten lässt im Schmuck des saft'gen Grüns?
 Verzeiht mir altem Manne; wählt ein andres!
 Denn so verlieren wir das ganze Haus.“

Der Kurfürst aber besteht auf seinem Willen, die Verkehrtblinden werden gepflanzt und der vierte Akt belehrt uns Dreivierteljahr später, dass sie nicht verdorrt sind, vielmehr wirklich ausgeschlagen haben.

Der Kurfürst aber ruft zu den drei Brüdern

„Ganz schuldlos und freiwillig wolltet Ihr
 Aus Bruderliebe Euer Leben lassen.
 So selt'ner That, so ad'liger Gesinnung
 Gebührt der Name auch. Kniet nieder, Männer!
 Empfängt den Ritterschlag! Und „von der Linden“
 Sollt Ihr in Zukunft heissen.“

Der wirkliche Mörder, der sich freiwillig stellt, wird, weil er als wiederholt und aufs schwerste Beleidigter, lediglich in plötzlicher Zornes-
 aufwallung den tödtlichen Messerstich führte, begnadigt and geht ins Kloster. —

Das von Frau Dr. Nuschä Butze-Beermann mit vollendeter künstlerischer Meisterschaft vorgetragene Schauspiel wurde mit viermal wiederholten, allseitigem und rauschendem Beifall, sowohl für die beliebte Schauspielerin, wie für die Dichterin von der Versammlung belohnt. Anwesend waren ausser den zahlreichen Mitgliedern viele Notabilitäten der Kunst und Wissenschaft als Gäste. Auch die Nachsitzung im Schultheiss verlief in angeregter Stimmung und lebhaftem Meinungsaustausch über das Gehörte.

Aus dem Reiche der Pilze.

Von Josephine Freytag.

Vortrag, gehalten am 14. Oktober 1896 in der Brandenburgia, Verein für Heimatkunde.

Ohne Blüten, ohne Blätter, ein eigenartig organisches Gebilde, völlig verschieden in seinem Entstehen und Vergehen von dem der Pflanzenwelt und dennoch dieser angehängt, gleichsam als etwas minderberechtigtes, liegt das grosse Reich der Pilze, wie es im Dunkel geboren, noch heute im Dunkel der Erkenntnis vor uns da. Gemeinsam mit der unsere Erde so prächtig verherrlichenden Pflanzenwelt hat es nur, wie diese im Gegensatze zum Mineralreich, organisches Leben, gemeinsam

den Gegensatz zum beweglichen Tierreich. Negationen würden indes wohl schwerlich genügt haben, die bestehende Einteilung in drei Naturreiche zu rechtfertigen, wenn das menschliche Erkenntnisvermögen dem grossen Rätsel am Anfang allen Lebens nicht gar so ohnmächtig gegenüber gestanden hätte. Es bedurfte langer schwerer Arbeit, ehe das Dunkel sich zu lichten begann, es bedurfte auf den verschiedensten Gebieten mannigfacher Vorarbeiten, um die Wissenschaft auf den rechten Weg zu leiten.

Erst in der allerjüngsten Zeit können wir bahnbrechende Erfolge verzeichnen, ohne im geringsten die mühevollen Untersuchungen unterschätzen zu wollen, welche über Bedeutung und Leben der kleinsten Zellen vorangegangen waren, mit denen wir jetzt geradezu überflutet sind. *) Sie haben Richtung und Bahn gezeichnet, und jene, welche auf dem gegebenen Wege fortgeschritten sind, sie wissen wohl, wie viel sie diesen Arbeiten zu verdanken haben, aber es bedurfte noch eines mehr. Jetzt erst darf man sich der Hoffnung hingeben, dass die Jüngsten unter Ihnen, meine hochverehrten Anwesenden, es noch erleben werden, dass unsere Jugend auf den Schulbänken nicht mehr drei, sondern vier Naturreiche in ihren Gegensätzen und Übergängen kennen lernen wird.

Der erste wichtige Schritt war in den Untersuchungen Professor de Barys geschehen, als er im Jahre 1859 nachwies, dass es kleine Pilze und nicht Tierchen sind, wie man bis dahin glaubte, welche bereits zwei Jahrhunderte früher im Speichel der Menschen beobachtet waren. *) Der hochgeachtete Universitätslehrer hatte es aber nicht leicht, mit seiner Erkenntnis durchzudringen. Er musste sich 15 Jahre anzweifeln lassen, bis Professor Zopf in Halle dieselben Arbeiten aufnahm und dieselben Erfolge bestätigte.

Ähnlich erging es Professor Errera in Brüssel, obgleich er ein viel leichter nachzuprüfendes Gebiet durchforscht hatte: Die Ernährung der Waldbäume.

Bis dahin hatte man angenommen, dass, sobald sich auf Waldbäumen Pilze zeigten, diese nur als Schmarotzer die Lebenskraft aufzehrten. Die mühevollen Untersuchungen liessen das Gegenteil vermuten. Es erschien als ob sich Zerfallstoffe durch krank, d. h. unthätig gewordene Organe bildeten, und die Verbindung derselben mit den Gasen der Luft, mit Wärme und Feuchtigkeit ein neues organisches Leben schuf, welches mit schwammähnlichen Eigenschaften versehen, den im Absterben begriffenen Pflanzen von aussen Nahrung zuführt. Das be-

*) Professor Virchow that schon in den 60er Jahren den wichtigen Ausspruch: „Ich vindicire den weissen Blutkörperchen eine besondere Stellung in der Pathologie.“

**) De Bary: Mycetozoen. Leipzig. 1859.

stätigte sich aber nicht nur auf dem Gebiete des nahenden Todes, sondern auch im Entstehen.

Professor Errera konstatierte ein Verhältnis der Symbiose, wenn z. B. Trüffeln mit ihrem Haarnetz die feinsten Fasern der Eichenwurzeln umschlossen oder andere Pilzgebilde sich an die Wurzelfasern anderer Bäume lehnten.

Auf diese Untersuchungen einzugehen, d. h. die Konsequenzen zu ziehen, war auch in diesem Falle die Wissenschaft durchaus nicht sofort bereit. Selbst dann noch nicht, als Professor Dr. B. Frank, Direktor des Pflanzenphysiologischen Institutes an der Landwirtschaftlichen Hochschule zu Berlin, diese Arbeiten mit grossem praktischen Erfolge aufnahm. Als Herr Professor Frank im April 1885 in einer Sitzung der botanischen Gesellschaft zu Berlin seine Beobachtungen mitteilte, dass sich regelmässig an den feineren Wurzel-Verzweigungen der Eichen und Buchen Mycelium fände, so dass es unstreitig Pilze wären, welche die Laub-Bäume mit Wasser und mineralischen Stoffen, (also den Nährsalzen) versorgten, da konnte man sich wohl kaum den Folgerungen verschliessen, indes diesen Konsequenzen die Wegè zu ebnen, war etwas schwierig, stand man doch noch vor lauter Rätseln.

Dabei blieb es auch, als Professor Frank im Jahre 1890 in der Abteilung für wissenschaftliche Botanik der „Internationalen Gartenbauausstellung“ Buchenkulturen mit und ohne Pilzmycel ausstellte, welche in ihrem Gegensatz den Wert der Pilzthätigkeit deutlich zeigten.

Bis dahin war es völlig unbekannt, dass es unter den allerkleinsten Bildungen auch solche geben könne, welche sich dadurch entwickeln, dass sie ihre Nahrung unmittelbar aus mineralischen Stoffen ziehen und ihre Thätigkeit damit beginnen, unmittelbar Kohlensäure zu zersetzen

Diese wichtigste Erkenntnis für den Anfang allen Lebens gelang erst den ebenso genialen als kühnen Forschungen Professor S. Winogradskys, gegenwärtig Direktor des kaiserlich-bakteriologischen Institutes zu Petersburg.

Derselbe hatte in Beobachtungen, die er an eisen- und schwefelwasserstoffhaltigen Wässern gemacht, gefunden, dass ihre Mikroben starben, sobald sie mit organischen Stoffen in Verbindung gebracht wurden. Daraus folgerte Professor Winogradsky, dass es bereits Wesen geben müsse, welche ausschliesslich von mineralischen Körpern und Kohlenverbindungen leben, und seine kühne Hypothese fand sich in den fortgesetzten Untersuchungen bestätigt. Er nannte diesen Anfang alles organischen Lebens „Nitromonaden“, weil diese ersten aller Pilzbildungen ihre Thätigkeit in mineralischen Zerfallstoffen ausüben müssen, indem sie anorganische Stoffe zersetzen und verbrennen, damit, an Salpeter gebunden die Nitrifikation für alles fortschreitende Leben den Stickstoff bereiten könne.

War nun der wichtigste Schritt des Anfangs, wenn auch eines

halben Lebens gefunden, so ergab sich der weitere Weg der Forschung als selbstverständlich. Sind es Pilze, welche erst den Erdboden fruchtbar machen, d. h. mineralische Zerfallstoffe nach und nach in Humus verwandeln,*) so ist es auch klar, weshalb die Wurzeln grösserer Pflanzen von ganz besonders starkem Pilzmycel umwuchert sind. Eine Eiche braucht mehr Ernährungsquellen als selbst eine Kiefer. Professor S. Winogradsky, damals noch am Eidgenössischen Polytechnikum in Zürich, traf einen wenig geeigneten Zeitpunkt. Es war die Zeit der Kochschen Ära, in welcher die im Jahre 1859 veröffentlichten Untersuchungen von de Bary über jene kleinen Pilzbildungen im Speichel gesunder und kranker Menschen, gesunder und kranker Tiere, besonders eigenartiger in typhösen und Milzkrankheiten, dem Publikum als völlig neu entgegentraten. Die grossen Errungenschaften und Verdienste in der botanischen Wissenschaft wurden damit der Medizin zugeschrieben, welche sich bis dahin garnicht darum gekümmert hatte, dass zwei Jahrhunderte früher Leeuwenhoek, der freilich nicht einmal Latein verstand, nachdem er das erste Mikroskop gebaut, mittelst desselben 1687 die kleinen Lebewesen im Speichel der Menschen beobachtet, und sogar Abbildungen gezeichnet und beschrieben, der Londoner Akademie der Wissenschaften durch einen Freund eingesandt hatte. Dass er die kleinen Lebewesen für Tierchen hielt, war bei dem zu jener Zeit noch recht mangelhaften Mikroskop natürlich. Diese so fundamental wichtige Entdeckung wurde von der Medizin gänzlich ausser Acht gelassen, wie die neueren Arbeiten de Barys. Da man aber bei den allerneuesten Beobachtungen immer nur von Bazillen und Bakterien sprach und in der Presse die Versprechungen von Krankheitsheilungen daran knüpfte, so war die Mehrheit, zuerst selbst die Ärzte, überzeugt, es handle sich um Tierleben. Wer es wagte auszusprechen, dass es Pilze wären, welche die Botanik seit länger als einem Vierteljahrhundert als solche kenne, wurde sehr schlimm behandelt, selbst wenn man es in gedruckten Büchern nachweisen wollte. Es gelang nur gar zu sehr, die Allgemeinheit für jene ihr als neu entgegentretende Lehre zu begeistern, hatte indes das Gute, dass eine Methode zur Züchtung von Dr. Robert Koch als wirklich neu damit gefunden wurde, wie dass die Medizin sich für die physiologischen Bedingungen des Pilzlebens sogar gewaltsam zu

*) Wer Blumen pflegt und vorsorglich die entsprechenden Erdarten sich vorrätig hielt, konnte stets wahrnehmen, dass, sobald es längere Zeit dauerte, während dessen man verabsäumt hatte, die Erde anzufeuchten, bei späterem Gebrauch auch nicht die bescheidenste Pflanze darin gedeihen wollte. Erst wiederholtes Begiessen mit Abwaschwasser vom Fleisch, also das Hinzufügen verdünnten Blutes, brachte wieder eine Verbindung in das trockene Geröll und liess die Erde brauchbar, d. h. lebendig werden. Im ersten Falle waren sämtliche Nährpilze vertrocknet, im zweiten neue Nährkolonien entstanden.

interessieren begann. Leider nur auf grossen Umwegen, da ohne vorangegangene Kenntniss der eigenartigen Bedingungen in der Gestaltung der Pilze Irrwege und Schein-Resultate unvermeidlich waren.

Da konnte man zu jener Zeit sich nun nicht gut auch noch den Kopf darüber zerbrechen, wie sich die geniale Entdeckung Winogradskys mit jenen Anschauungen vereinigen lasse. Das hätte viel eigene Arbeit erfordert, die Beweise des Gegenteils waren nicht leicht und es entstand sehr schnell eine Art bakteriologische Schule. Diese neuere Medizin glaubt an Krankheits-Erreger und geht von der Ansicht aus, dass gewisse Stoffe im Blute vorhanden sein müssen, welche wieder eine jene Gefahren vernichtende Eigenschaft haben. Auf dieser Anschauung hat sich die Serum-Therapie aufgebaut. Indess wird auch sie in ihrer Entwicklung auf die physiologischen Bedingungen, welche aus der Mannigfaltigkeit der kleinsten Bildungen hervorgehen, zurückgreifen müssen. Derartige Beobachtungen haben vorläufig noch zu keinen klärenden Resultaten geführt, indes ist es nicht ausgeschlossen, dass sich Beweise dafür erbringen lassen würden, wie gerade die als schuldig Angeklagten es sein könnten, welche nur deshalb gleichzeitig mit der Krankheit auftreten, weil sie dieselbe zu bekämpfen bemüht sind.

Ein Haupthindernis für diese schwierige Streitfrage ist ihre unendliche Tragweite. Es handelt sich um eine vollständige Umwälzung der naturwissenschaftlichen Grundlagen. Aus welchem Lager der Genius erstehen wird, welcher die Widersprüche erklärt und versöhnt, muss die Zukunft lehren. Gegenwärtig ist es nicht leicht für die Botaniker in diesen Kampf einzutreten. Es lag durchaus nicht nur die Gefahr vor, dass manches Buch und manches Kollegienheft damit durchaus nicht mehr stimmen konnte, sondern forderte eine direkte Auseinandersetzung zwischen Botanik und Medizin. Dazu fehlte den Botanikern Mut und Neigung, so beeilte man sich nicht und die Medizin war desto schneller. Einerseits behalf man sich in ihr mit der notdürftigen Erklärung, dass es auf Erden schon vor Pflanzen und Tieren Mikroben gegeben haben müsse, mitunter sogar ohne auch nur den Namen des grossen Pfadfinders zu nennen,*) anderseits fand man in der Pilz-Lebewelt eine so grosse Mannigfaltigkeit, dass die Medizin imponirend an sich selber glaubte.

*) Nach Nummer 243 in der Beilage der Allgemeinen Zeitung, München, Dienstag den 20. Oktober 1896, sagt Sir Joseph Listers in seiner Rede am 16. September 1896 bei Eröffnung der „British Association“ in Liverpool:

„Gleich notwendige Funktionen haben jedenfalls diese oder ähnliche Mikroben in der Geschichte vergangener Erdepochen ausgeübt und der Gedanke ist gewiss nicht ohne Reiz, dass Organismen von der denkbar einfachsten Art schon vorhanden waren, als das erste Leben auf unsern Erdball erschien und dass diese Organismen aller Wahrscheinlichkeit nach dasselbe niedrige aber ausserordentlich nützliche Dasein schon während der geologischen Perioden dahinlebten.“

Auf die Frage des Weges der Stickstoffbildung ging niemand ein, weil jeder der nun unzählig sich diesem Gebiete Zuwendenden, die Frage nach den Pilzen im Blute kranker und gesunder Menschen viel wichtiger fand. Das ist vom medizinischen Standpunkte selbstverständlich und hat den Erfolg, dass eine ganze Zahl origineller, wichtiger und wirklich neuer Beobachtungen gemacht worden sind. Leider wurden diese sofort im Banne der Impfungstheorie zu Experimenten benutzt, während wir vorläufig doch nur sagen können, dass eine grosse Anzahl sich ergänzender oder bekämpfender kleiner Pilzbildungen im tierischen Körper die Lebensthätigkeit regeln: Pilze sind Stoffträger und Stoffsammler, d. h. die Organe für Ansammlungen, wie Wanderung der Stoffe, durch welche sich sowohl deren Entwicklung, wie Verbindung untereinander, als ebenso gegenseitige Vernichtung vollzieht. Es ist der Anfang alles Lebens nach demselben unerbittlichen Gesetze der Kraftentfaltung, wie es die ganze Natur belebt. Deshalb bedürfen sie ebenso ihrer bestimmten Nahrung und hängen in ihrer Existenz von dem ab, was ihnen zugänglich ist. Versagt ihnen die Umgebung das Notwendige zu ihrer Entfaltung, so müssen die kleinen Bildungen ebenso wie die grösseren verderben. Ja, nach Art, Lage und Abhängigkeit sind sie alsdann mehr oder weniger überflüssig, störend oder schädlich, ja direkt giftig geworden, da sie sich am schnellsten in Leichengift umsetzen. Vielleicht stirbt die Kreatur gerade deshalb, weil vorher ihren Pilzkolonien die Lebensbedingungen geraubt waren nun erst an diesen Folgen.

Jedenfalls stammen sehr viel Schlussfolgerungen aus dem Verlangen, Leichengift, welches sich nachher zeigte, als Krankheitsursache festhalten zu wollen. Da es sich schneller behaupten als nachweisen lässt, wie der eigentliche Zusammenhang sich gestaltet, so fehlte in der Botanik die Neigung, mit entgegenstehenden Beobachtungen hervorzutreten. War diese Wissenschaft, welche die Pilze bis dahin verwaltete, im Aufnehmen der grossen wissenschaftlichen Beobachtungen zu langsam gewesen, desto schneller war nun die Medizin. Sie hatte garnicht die physiologischen Schwierigkeiten, welche man im Pflanzenleben gewonnen, erst zu überwinden, da sie nichts davon wusste. So konnte sie frisch darauf losexperimentieren, denn es passte ihr jedenfalls ungemein, an Krankheitserreger zu glauben, besonders an solche, welche kein anderer abstreiten konnte, selbst wenn er sie nicht fand. Sie waren ja gar so

Hiernach sind Organismen von der denkbar einfachsten Art als kein Leben betrachtet, weil sie lange vorher, ehe das erste Leben auf unseren Erdball erschien, ihr nützlichcs Dasein gelebt haben sollen. Eine solche Folgerung kann der gelehrteste Mediziner nur alsdann machen, wenn er einem Scheidestrich zwischen Organismen und Organismen an einer ihm beliebigen Stelle setzte. Ein Gegensatz zu jeder naturwissenschaftlichen Anschauung!

klein, und es erforderte viel Glauben und Vertrauen sie bekämpfen zu können, auch an sich selbst.

So unterblieb alle Berücksichtigung der Winogradzky'schen Untersuchungen, obgleich der bisher angenommene Grundsatz über die Entstehung alles Lebens: *omne vivum ex ovo* dadurch vollständig erschüttert war. Der andere Theil jener Arbeiten wurde mit denen von Errera und Frank zusammen als Symbiose festgehalten. Man glaubte es damit erklären zu können, dass auch die Leguminosen kleine Schwammkörnchen an den Wurzeln haben, mit denen auch sie direkte Stickstoffverbindungen aufzunehmen vermögen. Zwischen bereiten, wenn auch nur durch den eigenen Tod bereiten helfen und aufnehmen, ist aber ein grosser Unterschied. Es ändert nicht das mindeste an der Unersetzlichkeit der Pilzbildung, um alles pflanzliche und tierische Leben entstehen zu lassen, dass an einer Pflanzengruppe, sogar direkt mit ihren Wurzeln verbundene eigene kleine Schwammbildungen thätig sind. Sie, die Pflanzengruppe, ist dadurch nur befähigter, einen grösseren Reichtum an Nährwerten der Menschheit zu bieten, wie dies von den Hülsenfrüchten allgemein bekannt ist. Sie liefern dadurch in ihren Schalen und Ranken eine unersetzliche Heilkraft.

Prof. Winogradsky war natürlich bestrebt, die weitere Entwicklung zu verfolgen. Hatte er die erste Zellenbildung nur in durch Wasser gelösten mineralischen Zerfallstoffen gefunden, so galt es jetzt die Frage, wie eine direkte Fortentwicklung stattfände und ob erst die Verwesung dieser Zellen den Boden zum organischen Leben vorbereiten müsse. Seine Beobachtungen sprechen für das letztere, nachdem er von völlig unfruchtbarem Boden ausgehend immer weitere Erd-Schichten untersuchte und eine ganze Skala von Nährzellen bis zum üppigsten Reichtum im Waldboden feststellen konnte. Aus diesen Untersuchungen ergab sich sowohl die Umbildung als die Wanderung der Stoffe, d. i. der Nutzen der Pilzzellen für die Pflanzenwelt, um derselben Nährwerte zuzuführen, selbst wo jene Thätigkeit auch den direkten Zweck der Fortpflanzung des eigenen Geschlechtes verfolgte. Das gilt demgemäss ebenso für jeden Grashalm, wie für die Ernährung der Waldbäume. Wichtig für die Erkenntnis ist der Umstand, dass mit der Umbildung und Wanderung der Stoffe eine Zellenthätigkeit ausgeübt wird, welche eine Art Bewegung darstellt. Nicht nur in der Verlängerung derselben im Wachstumsprozesse, wie sie sich zu fortlaufenden Fäden ausspinnen (wir kennen das ja alle aus der raschen Bildung des Schimmel), sondern im Wegdrängen solcher Stoffe, welche den Zellen hinderlich sind. Diese wesentliche Erweiterung sah so bedenklich nach einer völligen Umwälzung in der bisherigen Erkenntnis aus, dass man zuerst ohne jede Nachprüfung dagegen zu eifern begann. Erst in der allerjüngsten Zeit haben mühevollere Untersuchungen hier und dort die genialen Forschungen

bestätigt, mitunter, indem man es nur in der wenig anerkennenden Form erwähnte, dass unzweifelhaft der Organismus die Fähigkeit besitze, durch von ihm selbst hervorgebrachte Substanzen sich gegen mikroskopische Feinde zu schützen. Jedenfalls aber war damit die Thatsache in die Erkenntnis aufgenommen, weil auch andere Beobachtungen, so die von Metschnikoff über die Wanderungsfähigkeit der meisten Protoplastmakörperchen, d. h. mit Kern und Deckhaut versehener Pilze im Blute der Tiere, dafür sprachen, wie denn überhaupt die Thätigkeit der Pilze im tierischen Körper die wichtigste Rolle spielt. Höchst findig ist auch ein Verfahren, welches eine Frau, Miss Editha Claypole ausführte, um diese Untersuchungen zu bestätigen. Es gelang ihr mit besonderer Klarheit nachzuweisen, welche grosse Bedeutung die vielen kleinen Pilze in unserem Körper für dessen Wohlergehen haben. Sie spielen, wie es scheint, die Rolle einer Gesundheitspolizei, indem sie ihnen Gefahr Bringendes wegzudrängen bemüht sind. Sie erreichen sogar durch Anklammern an die Aderwände, dass sie, dem Blutstrom entgegen, Schädliches durch die engen Maschen des Gewebes hinaus zu drängen vermögen.*)

So ist das grosse Reich der Pilze überall lebendig, von der dürftigsten Mikrobe, welche sich von mineralischen Stoffen nährt bis zu den wesentlichsten Bildnern unseres Blutes. Ja, sogar über das physische Leben hinaus in der Geistesbildung zur Fortentwicklung der Menschheit sind auch noch jene kleinen Zellen thätig, wie die exakten Beobachtungen, welche Professor Dr. Andriezen in London an unzähligen Gehirnuntersuchungen machte, beweisen:

Andriezen fand nämlich auch die bisher als einfach organische Kittmasse angesehene Zwischensubstanz des Gehirns, bestehend aus den Amöben ähnlichen, kleinen Organismen, welche nach Schleich's Anschauung die einzige Erklärungs-Möglichkeit einer durch ihre Hemmungsthätigkeit geregelten Funktion der elektrischen Spannung darbieten.

*) Miss Edith Claypole, amerikanische Aerztin, wollte nachprüfen, ob die weissen Blutkörperchen (Leucocyten) wirklich wanderungsfähig, als freie Zellen, d. h. Pilze zu betrachten sind, während sich die roten Blutkörperchen nur innerhalb ihrer Zellenwand bewegen können. Da von den ebengenannten Forschern angenommen wurde, dass krankheitserregende Pilze oder sonstige Stoffe durch die Wanderungsfähigkeit beseitigt würden, so spritzte sie Russstäubchen in die Blutader eines kleinen Fisches, dessen Kiemen mit einer dünnen, glashellen Haut bedeckt waren. Bald konnte sie beobachten, dass erst einige der Leucocyten Kohlenstäubchen umschlossen hielten. Bald nahm die Zahl der mit Russ beladenen zu, bis sich kein einziges freies Kohlenstäubchen mehr finden liess.

Nachdem nun der Fisch getötet und genau untersucht war, ergab sich, dass die betreffenden Leucocyten ausgewandert waren. Einige hatten bereits die äussere Körperhaut oder die die grossen Körperhöhlen auskleidende Schleimhaut erreicht und sich hier ihrer Last nach aussen hin entledigt.

Demnach wäre auch das geistige Leben an die antagonistische Thätigkeit kleinster Lebenswesen gebunden. Die Konsequenzen dieser Beobachtungen für die Fortentwicklung der Menschheit hat in überraschend fesselnder Weise Dr. Schleich in seiner Psychophysik des künstlichen Schlafes gezogen. *)

Aus all diesen so mühevoll gefundenen Einzel-Beobachtungen lässt sich die Totalität der grossen Aufgaben der Pilzthätigkeit im Haushalte der Natur übersehen. Aus chemischen Ursachen entstehen sie in der denkbar kleinsten Gestaltung zu allererst von allen organischen Gebilden. Trotz der erlangten Fähigkeit zur Fortentwicklung und Fortpflanzung hört die unendliche Kraft der immerwährenden Neugestaltung aus chemischen Ursachen durchaus nicht auf. Sie üben als Erstlings-Lebewesen ihr Herrscherrecht auf Erden, ihre nie endende, unermüdlige Thätigkeit im ganzen All der Erscheinungen fort und fort aus; sie liefern dem Erdboden Wärme und Nährkraft, ihn zum Hervorbringen jedes Grashalmes zu befähigen und führen erhöhte Lebensbedingungen jeder grösseren Pflanze, sei es Eiche, sei es Palme, zu. Von den denkbar kleinsten Monaden und Mikroben an, von den bisher als Urformen angenommenen Amöboiden zu den Blutkörperchen der Leukocyten, zu Bakterien und Bacillen treten sie miteinander in Verbindung und beginnen dadurch eine Wanderung der Stoffe. Ob das Miteinanderverwachsen und Vorwärtsdringen, ob das Mitwirken der dadurch entstandenen äusseren Reibung, ob dies Wirken im Nebeneinander, ob das Verschmelzen zusammengeführter Stoffe oder dies alles zusammen die ersten Lebensfunken gestaltet, jedenfalls entsteht durch Pilzthätigkeit die lebendiggewordene Kreatur, welche zur Bewegungsfähigkeit gelangt. Ja, ihre nie endende, aller Fortentwicklung zustrebende Thatkraft vollzieht schliesslich nach unendlicher Fortentwicklung auch die Anregung zur Neubildung jener Zellen, welche der Spannkraft des Geistes im menschlichen Gehirn dienen müssen. Schwer zu lösende Rätsel sind es allerdings, welche die Lebenskraft des All zu ihrer Erkenntnis uns abverlangt; wir aber haben diese Aufgabe zu bewältigen und auch die Nutzenanwendungen daraus zu ziehen, welche das Gedeihen der Allgemeinheit bedingt.

Sind es schwierige Aufgaben für menschliches Wissen und Können,

*) In seiner Psychophysik des künstlichen Schlafes sagt Dr. C. L. Schleich: Die anfänglich roheste Form der Lebensäusserung, vielleicht ihre erste und letzte zugleich, die „Irritabilität“, schritt im Laufe der ungeheuerlich grossen Entwicklungsperioden im Sinne der Arbeitsteilung durch Gruppierung besonderer Zellengruppen zu den komplizirtesten der Erhaltung dienenden Formationen.

In den den geistigen Funktionen dienenden Schichten der Grosshirnrinde haben die dem geistigen Leben angepassten Zell-Individuen eine bemerkenswerte Formen-Analogie zu den Urformen des Lebens, den Amöboiden-Leibern mit einem oder mehreren Protoplasma-Fortsätzen.

so lange es sich um den Anfang alles Lebens in den für unser Auge nicht einmal wahrnehmbaren mikroskopischen Pilzbildungen handelt, so erstebt uns eine, wenn auch nicht mühelose, so doch viel leichtere Aufgabe, wenn wir uns den grösseren Gebilden zuwenden, dort den Nutzen zu prüfen. Es handelt sich bei einer derartigen Betrachtung um ein anderes Gebiet des Interesses, nämlich um die Essbarkeit grösserer Pilze. Sie sind als leicht in die Augen fallend der Menschheit von jeher für ihre Ernährung als nützlich erschienen. Unter einigen Völkern werden sie allgemein verwertet, unter anderen mit geringen Ausnahmen vollständig gemieden. Vor allem fehlt uns die Kenntnis, welche wegen der grossen Mannigfaltigkeit einige Schwierigkeiten für richtige Anwendung macht. Indess viel bequemer können wir mit ihnen prüfende Beobachtungen anstellen, und sie geben uns in vielen Dingen, so in Betreff der Untersuchungen, wie sie Professor Errera bereits an grösseren Pilzen vor neun Jahren gemacht hat, leichter zu verstehende Erklärungen. Er theilte darüber in der sechzigsten Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte in Wiesbaden (von 18. bis 25. September 1887) folgendes mit: Er habe junge Ascomyceten (*Periza vesiculosa*) untersucht und darin Glykogen durch das ganze Gewebe verteilt gefunden. In älteren Exemplaren sei dasselbe völlig verschwunden gewesen, weil es dem Hymenium zuströme, sobald dieses sich entwickle und sich in der Ascis*) anhäufe. Bei der Fruchtreife sei es verschwunden, indess hätten die Sporen Reservestoffe aufgespeichert.“ Da finden wir also die Thatsache der Stoffwanderung, wie sie Professor Winogradzky und Metschnikoff beobachtet, sogar in grösseren Pilzen bewiesen.

Interessant an dieser Mitteilung ist auch der Umstand, dass Professor Errera das Wort „Fruchtreife“ gebraucht. Jede Wissenschaft hat ihre eigene Terminologie. Die Botanik bezeichnet mit Frucht nur, was sich aus der Blüte entwickelt hat. So lange also Pilze nur als eine Familie oder Ordnung der Klasse der Kryptogamen, d. h. einer Pflanzengruppe eingereiht sind, welche verborgene Befruchtungsorgane und keine wahren Blüten hat, so lange wäre dieses Wort im Widerspruch mit der botanischen Wissenschaft. Professor Errera befand sich, als er es gebrauchte, natürlich vollständig in der Erkenntnis, dass die so gewaltig wirkenden Kräfte, welche eine Fülle unfreier Zellen als Nährboden für jene freien zu ihrer Fortpflanzung bestimmten Zellen aneinanderreihen, eine eigene Terminologie beanspruchen können, wie sie ein eigenes Reich darstellen. Das Wort Frucht im Sinne von Pilzen gebraucht, ist dann ein ganz vorwiegend aus Eiweiss bestehendes

*) Den Schlauchbehältern, in welchen die Sporen der Ascomyceten lagern. Das Glykogen bildet hier das von Professor de Bary längst beschriebene Epiplasma.

Fleisch, welches durch seinen Reichtum an Nährsalzen und aromatischen Stoffen einen unersetzlichen Beitrag für die Ernährung von Tieren und Menschen so lange liefert, als diese Vorratskammer nicht bereits für die Bildung von Sporen erschöpft ist. Die Fruchtreife verändert den Nährwert der Pilze vollständig, was bei der Raschlebigkeit dieser ersten so gewaltig wirkenden organischen Gebilde recht wesentlich in Betracht kommt. Dieser Punkt ist bisher so gut wie garnicht berücksichtigt worden, für uns, die wir uns jenen grösseren Gruppen zuwenden wollen, welche der Ernährung dienen können, aber höchst wichtig.

Denkende Frauen hatten natürlich viel früher beobachtet, dass junge Pilze weit schmackhafter sind als ältere, aber erst neuerdings sind die Ursachen dieser Thatsache von der Wissenschaft festgestellt worden. Indes kann eine Uebertreibung unter Umständen gefährlich werden. Eben weil mit der Wanderung der Stoffe jene grösseren Pilze auch ihre Formen sehr verändern, so giebt dies für das Auge derer, die noch nicht sehen gelernt haben, leicht zu Verwechslungen Anlass. Die Farbe der Oberhaut ist bei Pilzen für die Bestimmung unwesentlich. So gut wie es rote und weisse Rosen giebt, haben wir bei vielen Pilzarten verschiedene Farben der Oberhaut. Leider wird von der Unkenntnis nur nach dieser geurteilt. Daraus ergibt sich ernste Giftgefahr bei zwei Arten der von uns zumeist genossenen Pilze. Als Champignon bezeichnen wir braunsporige und deshalb im Alter an der Hutunterseite schokoladenfarbige Psalliota-Arten. Als hocharomatisch zeichnen sich *P. campestris* und *P. silvatica* mit milchweisser Oberhaut aus. Ein wenig Küchen-Eitelkeit liebt es an Fricassée, Beefsteak ganz junge Champignon undurchschnitten zu benutzen. Würde man sie durchschneiden, so zeigte sich sehr bald an der alsdann sichtbaren Lamellenschicht eine rosige Färbung. Die kleinen völlig geschlossenen Pilze haben hingegen eine für Unkenntnis bedenkliche Ähnlichkeit mit jungen Exemplaren des schlimmsten aller Giftpilze, der *Amanita phalloides*. Diese ist meist zart hellgrün, mitunter braun, glücklicher Weise selten weiss. Um so leichter werden sie alsdann gerade als Champignon betrachtet, so lange sie noch ganz jung in der milchweissen Wulsthaut stecken. Würde man sie durchschneiden, müsste man die Trennung bemerken, welche zwischen den sehr kleinen Köpfchen und der von unten nach oben stehenden Wulsthaut besteht. Das geschieht aber nicht, obgleich ganze Pilze durchaus nicht leicht mit den Zähnen so vollständig zermalmt werden, wie es für die Ernährung notwendig ist. Der Pilz ist doch ein Schwamm, der in grösseren Stücken dem Magen völlig unnötige Arbeit macht. Der hohe Wert des vielen Eiweiss, der aromatischen Stoffe, der Nährsalze, die uns in den Pilzen bei richtiger Behandlung zur Verfügung ständen, können uns nur zu teil werden, sobald fleischige Pilze mit dem Wiegemesser bearbeitet, zähe oder harte über-

haupt nur als Suppen oder zur Bereitung von Saucen benützt werden. Es ist durchaus nicht blos die Unkenntnis der Arten, woraus Schädlichkeiten entstehen, wir verstehen auch nicht vernünftig zu ernten, zu transportieren, zu lagern, zu reinigen, zuzubereiten, ja nicht einmal zu essen.

Die Wissenschaft der Ernährungslehre hat sich durchaus nicht beeilt, die notwendigen Kenntnisse auf diesem Gebiete zu gewinnen, und so können wir es durchaus nicht allein den Frauen zum Vorwurf machen, dass die grösste Unvernunft vorläufig bei uns allgemein herrscht. Da aber auch der Geldbeutel recht erheblich geschädigt wird, könnte doch etwas mehr geschehen, den Übelständen abzuhelpen. Wenn der herzlich unbedeutende Acker- oder Schaf-Champignon, *Psalliota arvensis*, in allen Berliner Markthallen, mit seinen langen und schweren Stielen, seinen hellgrauen Lamellen als Einmache-Champignon recht teuer bezahlt wird, so kann das weniger unser Bedauern wachrufen, als die unglaublich hohen Summen, welche alljährlich nach Paris und Brüssel für höchst minderwertige Champignons wandern. Man glaubt nicht, welche Unmassen ein einziges Weinhaus oder Restaurant verbraucht, der grossen Festlichkeiten gar nicht zu gedenken.

Die Champignons, welche in Paris in grossen Steinbrüchen gezogen werden, sind dort nach und nach so verändert, dass sie immer weniger Fleisch und immer mehr Lamellen zeigen. Bereits hat die Pilzbotanik die getriebenen Pilze nur noch als Varietät bezeichnet. Ähnlich ist es mit den in Brüssel gezogenen, und was alles zu den Winterfestlichkeiten in den Berliner Delikatesshandlungen aus den verschiedensten Kulturen verkauft wird, ist meist eine Abstammung vom *Psarvensis*, demgemäss herzlich wenig aromatisch. Nun hat aber gerade Berlin die prächtigste Champignon-Kultur der Welt in seinem Tempelhofer Felde. Die Natur versteht das Verändern mitunter besser als der Mensch. Der trockene Sand im Verein mit verrottetem Pferdedung liefert zwar sehr kleine aber geradezu wunderbare aromatische Pilze. Es bedürfte nur eines Zusatzes schwacher Alaunlösung bei beginnender Regen-Periode, um recht erhebliche Ernten mit grossen, einzig dastehenden wertvollen Produkten zu erzielen.

Diese Pilze haben für mangelhafte Erfahrung einen Fehler. Sie wachsen im Sommer und nicht im Winter, wo die grossen Festlichkeiten täglich so ungeheure Mengen beanspruchen. Das ist aber nur so lange ein Fehler, als die Frauen nicht das Auslaugen der Champignons in gekochter (nicht gebratener) Butter verstehen. Die aromatischen Stoffe würden in der zu den Saucen zu benutzenden Butter vortrefflich hervortreten, weil alsdann nur die bedenklichen, ganzen Pilze etwas weniger Wohlgeschmack haben, als es bei frischen der Fall ist. Das grösste Unrecht, welches in der Anwendung des Champignon geschieht, liegt hingegen in

der Benutzung alter halb verfaulte Exemplare. Eifert man gegen diesen Missbrauch, so wird erwidert: So sind sie ja grade am allerbesten zu Soja! Das heisst: der pikante Geschmack des bereits im Verderben begriffenen hat noch keinen Todesfall nach sich gezogen. Deshalb werden die Zungen auf Kosten der Gesundheit solange befriedigt, als Leichtsinns und Unkenntnis ihr Unwesen fortführen dürfen. Weil wir uns nicht die Mühe geben wollen, das Vortreffliche kennen zu lernen, benutzen wir in fahrlässiger Weise nach oberflächlicher Überlieferung und lullen unser Gewissen damit ein: Es waren keine Giftpilze, sondern Champignons. Geradezu unerklärlich ist diese Fahrlässigkeit, die sich an ein paar Pilzarten genügen lässt. Wer auch nur einen einzigen Pilz aus der Familie benutzen will, muss die verschiedenen Varietäten genau zu unterscheiden wissen, sonst kennt er eben den einen auch nicht, um den es ihm zu thun ist. Halbes Wissen genügt in diesem Falle durchaus nicht, da es vielerlei Ähnliches giebt.

Unsere märkischen Heiden sind aber so reich an Pilzen, dass wir sehr viel Gelegenheit zum Lernen haben. Nicht nur Laubwälder bergen selten prächtige Arten, sondern gerade die sandigen Kiefern- und Fichtenwälder am allerreichsten in unendlicher Mannigfaltigkeit, so dass sie uns wunderbar schmackhafte Speisen liefern können. Freilich in der Nähe Berlins wurde in der Neuzeit manches reiche Ernte-Gebiet unerbittlich anderer Bestimmung geopfert. Dahin gehört die Gründung von Halensee, auf dessen Boden bis dahin der unerschöpflichste Reichtum prächtiger Arten prosperierte. Selbst die Trabrennbahn bei Westend hat uns selten wertvolles geraubt. Dort konnte man im Spätherbst, selbst noch bei schwachem Frost täglich unzählige Körbe des *Tricholoma portentosum* (grauer Ritterpilz) ernten. Die Brühe dieses angenehmen Pilzes schmeckt sehr ähnlich der von *Lactarius deliciosus*, Blutreizker, nämlich wie starke Hühnerbrühe. Andererseits haben die gesteigerten Verkehrsverbindungen das Aufsuchen weiterer Gebiete erleichtert. Die Zehlendorfer Heide bietet dicht hinter dem Bahnhof Schlachtensee, wie nach allen Seiten eine reiche Auswahl, besonders in der Richtung nach Stahnsdorf. Ebenso ist Potsdam umgeben von einem Gürtel von Waldungen mit unendlicher Mannigfaltigkeit an prächtigen Pilzen. Im Gebiete der Dahme zeichnet sich Wusterhausen mit seinem Eichenwald und die freilich nicht bequem zu erreichende Dubrow durch grossen Reichtum aus. Im Gebiete der Spree haben wir es gleich von Karlshorst an und weiter die ganze Wuhlheide, ebenso bei Friedrichshagen und Erkner, äusserst bequem zu ernten und zu transportieren und die Mannigfaltigkeit der Arten wächst mit der Entfernung von Berlin noch ganz erheblich. Durch seinen Überfluss an Helvellen (Lorcheln) vermag Zossen sich grosse Summen Geldes alle Frühjahr aus Berlin zu holen. Wer aber in der märkischen Schweiz, dem schönen Buckow je einen Herbst erleben konnte, der wird

den fabelhaften Reichtum der wunderbarsten Pilz-Arten wohl kaum vergessen können. Jedenfalls wird ein Pilzkenner, der nach Erweiterung seines Wissens strebt, gut thun, einen Herbst in Buckow zu arbeiten. Hier wird er, ob in nächster Nähe, ob in der Richtung nach Strausberg oder weiter nördlich ungemein eigenartige Pilz-Bildungen finden.*) Um Freienwalde, wie westlich von Oderberg in der Mark, am Werbner See, überrascht Üppigkeit und Mannigfaltigkeit der Arten. Doch leider führt dahin keine Verkehrsverbindung. Wenden wir uns westlich, so werden wir gut thun, sowohl von den Stationen der Stettiner- wie Nordbahn, uns auf etwas weitere Exkursionen einzurichten. Hinter Biesenthal und der Bernauer Heide liegt der Wandlitzer Forst, ein Pilz-Eldorado, welches etwas stärkere Anforderungen an unsere Kräfte stellt, wenn man auch am Liebnitz-See sich ein Asyl suchen kann. Dasselbe gilt von den westlichen Richtungen, sobald wir uns nicht am Fichtenkrug genügen lassen wollen. Haben wir Lust, die äusseren Grenzen der Mark zu durchschweifen, so finden wir freilich etwas entfernt vor Fürstenberg ein zweites Buckow noch auf märkischem Boden in Neuglobsow.**) Die bequemen Verkehrswege, wie nach der Zehlendorfer- oder Wuhlheide fehlen natürlich bei weiteren Exkursionen gänzlich. Indes steht besonders letztere in dem bösen Rufe, dass man dort nur in grösseren Gesellschaften wandern darf.

Was aber nützt uns bisher all dieser Reichtum, all die erleichterten Verbindungen, wenn unsere Unkenntnis und die daraus berechtigt hervorgehende Furcht jede Verwertung lahm legt? Wir können auch keinen Schritt weiter kommen, sobald wir nicht mit Vernunft an diese Aufgabe herantreten. Zuerst sollten wir doch fragen: Welche Pilze sehen keinem Giftpilz ähnlich? Oder, wie unterscheide ich sie? Zweitens, welche sind am leichtesten verdaulich und wie bereitet man sie zu? Statt dessen wird bisher nur darnach gefragt, was hält sich am längsten, so dass es sich lohnt, es vorrätig zu halten, bis sich ein Käufer findet, der recht viel dafür bezahlt.

Unter den wenigen Pilzen, welche wir bisher wenigstens in einigen Gegenden verzehren, ist einer, welcher sich ganz besonders durch seinen

*) Ein derartig überraschender Fund war z. B. ein bienenwabig vertieftes, unstreitig zu den Ascomyceten und Helvellaceen gehöriges, als *Morchella* auszeichnendes, blattförmiges Pilzgebilde. Es war 12 cm hoch, unten 6 cm breit, nach oben sich umbiegend und zuspitzend, unten 1 cm dick, mit ganz schwachem, weisslichem, kleinkörnigem Rande. Die Farbe der mit der Fruchtschicht bedeckten oberen Seite war rehfarben, die Unterseite heller, der scharf abgegrenzte Rand beider Seiten ganz hell. Da bisher die Helvellaceen stets in allen Werken nur als mützenförmig bekleidet angeführt werden, so ist die Eigenart überraschend. Indes besitze ich eine kleine glatte, scharf dreieckige *Helvella*, die auch jener Annahme nicht entspricht, und eine flache habe ich sogar mehrfach gefunden.

***) Poststation Menz.

Wohlgeschmack empfiehlt. Auch von dieser Art kann man sagen, dass sie eine ernste Vergiftungsgefahr mit sich bringt. Sie wird in Berlin zwar auf den Märkten feilgeboten, aber doch ziemlich selten benutzt, desto mehr in Thüringen, Schlesien, Posen, Ost- und Westpreussen. Es ist *Lactarius deliciosus*, Blutreizker. Junge Exemplare geben eine vorzügliche Speise in den mannigfachsten Formen der Zubereitung. Die Eigenart ist auch so deutlich wahrnehmbar, dass es geradezu unerklärlich ist, wie gerade dieser Pilz so häufig zu Vergiftungen Anlass geben kann. Aber leider ist es so. Sobald man ihn reinigt, muss man stets unten das erdige Ende des Stiels abschneiden, sofort tritt alsdann die Milch, ein orangenfarbiges Blut, hervor. Dieselbe Farbe haben die Lamellen auf der Hut-Unterseite, während Berührung oder Druck sie in grelles Grün verwandeln. Sogar völlig wie mit Grünspan bedeckt, erscheinen ältere Exemplare. Im Gegensatze dazu haben ähnliche schädliche Bildungen blasse, gelbe oder bräunliche Lamellen, weisse Milch und zeigen beim Druck durchaus nicht grüne, sondern bräunliche Färbungen. Das ist sehr, sehr deutlich wahrzunehmen, aber diese Unterschiede sind sämtlich noch nicht zu bemerken, solange man nur die Oberseite betrachtet, wie es bei hastigen Ernten geschieht. Der platte, ein wenig zur Vertiefung geneigte Hut sieht bei allen diesen Arten mit seinen konzentrischen, fleischfarbigen Ringen so ähnlich aus, dass man erst nach dem Umkehren des Pilzes mit Sicherheit sagen kann, was man geerntet hat. *Lactarius torminosus*, Birkenreizker, im Volksmunde auch als Schleierreizker bezeichnet, *L. pallidus*, bleicher Milchpilz, oder *L. pyrogalus*, Brennreizker, sind deshalb nicht selten aus dem Eingernteten zu entfernen. Die letztere schmeckt so unangenehm, dass sie wohl kaum zu Vergiftungen Anlass giebt, dafür verdirbt sie bei Fahrlässigkeit manche Mahlzeit. In vielen slavischen Gegenden kocht man diese bösen Arten mit Salzwasser ab und verspeist sie nach Entfernung der Brühe, das ist bei *torminosus* und *pallidus* ganz unbedenklich.

Völlig verschieden ist der Sachverhalt, sobald Gesundheitsstörungen oder gar der Tod angeblich auf Trüffeln zurückgeführt werden. Es giebt keine einzige schädliche oder gar giftige Trüffelart. Aber sämtliche Trüffeln wachsen in der Erde, sind dadurch schwierig zu finden und in Folge der grossen Anerkennung, welche ihnen schon im Altertum zu teil wurde, nur gar zu sehr geschätzt. Als Königin unter den Pilzen wurde sie zu ganz unverhältnismässiger Preissteigerung emporgeschraubt, dass gerade aus diesem Umstande Giftgefahren entstehen, lässt sich aber beweisen. Die Menschheit hat von jeher Pilze gegessen, sogar rohe, denn Flüchtlinge und Verbannte mussten sich wohl oder übel von Beeren, Wurzeln und Pilzen nähren. Den Höhepunkt der Anerkennung erreicht der Pilzgenuss bei den Römern, trotz der aussergewöhnlichen Transport-Schwierigkeiten des heissen Klimas. Zu den lukullischen Mahlen liess

man Estafetten zum schnelleren Transport sich ablösen. Die feinen Zungen der Römer hatten herausgefunden, dass Pilze, die in Metallgefäßen gestanden, Einbusse an ihrem feinen Aroma erlitten. Sofort wurden zum Kochen der Pilze eigene Gefäße, die man *Boleti* nannte, benutzt. Ja, für die Mahlzeiten der Reichsten gab es Teller und Löffel aus Bernstein. Welch' hohen Wert man auf diesen Genuss legte, geht aus einem Ausspruch des Martial hervor. Er klagt über den Verderb der Jugend und meint dann: „Alles, die Ehren eines Senators, die Freuden der Liebe geben sie hin für ein Gericht gut zubereiteter Pilze.“ Den Vorwurf können wir unserer Jugend nicht machen. Die Arten, welche von den Römern am meisten genossen wurden, waren *Amanita Cæsarea*, Kaiserpilz, ein Verwandter unseres Fliegenpilzes,*) dann einige *Boletus*-Arten (Steinpilze), vor allem aber Trüffeln, welche in verschiedenen Teilen des römischen Reiches massenhaft gediehen. In einigen Gegenden mag man sie geradezu wegen des hohen Preises, der dafür gezahlt wurde, ausgerottet haben, (einige will der Wald doch wenigstens zur Fortpflanzung behalten), in anderen Gegenden, wo sich ein vollständiger Besitzwechsel der Bevölkerung vollzog, ist die Kenntnis verloren gegangen. Übrigens bilden im Kaukasus noch heute Trüffeln einen recht wesentlichen Teil der Ernährung, ebenso bei den Arabern.

In der neuesten Zeit ist die edelste Art, *Tuber melanosporum*, nur noch in Pérégord gefunden, wodurch kolossale Geldsummen dorthin wandern. Obgleich durch die rot gerandeten Adern diese seltene Art von der gewöhnlichen schwarzen Trüffel, *Tuber nigrum*, (wie sie in Hannover noch reichlich vorkommt), sich deutlich unterscheidet, so enthalten die direkt aus Pérégord kommenden Kistchen ganz vorwiegend die minderwertige Art. Da man die Trüffeln auch ungeschnitten kocht, so ist die Prüfung der ausserdem allerdings verschieden kantigen Warzen ohne Kenntnis nicht so leicht, und wo man in Scheiben geschnittene verwendet, versteht man überdies nicht das Teuere vom Minderwertigen zu unterscheiden. Man zahlt den vier- oder sechsfachen Preis für seine Unkenntnis. Noch schlimmer ist der Umstand, dass man die gar so teuer gekauften Pilze nicht gern wegwerfen will, sobald sie verdorben sind. Wenn sie anfangen weich oder fettig zu werden, sind sie nicht mehr gesund, ja entschieden schädlich.

*) In vielen Teilen Russlands verzehrt die Bevölkerung die mit Salzwasser abgekochten Fliegenschwämme, während in den asiatischen Provinzen Getränke daraus bereitet werden, die teilweise berauschend wirken. Durch die Verbindung mit Milch hat sich in einem derartigen Getränke Kefir gebildet, jener interessante Pilz, welcher sich mit lauwarmer Milch begossen, stark vermehrt und indem er bereits selbst eine Art Verdauungsprozess vollzieht, die Milch derart umwandelt, dass sie leicht verdaulich wird. Auch andere Verwandte, wie *Amanita rubescens*, Perlschwamm, und *A. pantherina* sind, frisch sofort benutzt, essbar, sobald man die Oberhaut abzieht. Sie eignen sich besonders zur Bereitung von Soja, ja fast noch besser als Champignon.

Wie oft Köche zu Gesellschaften derartige benutzen, kann man erfahren, wenn man selbst einzukaufen versucht und sieht, wie oft völlig Verdorbenes noch verkauft werden soll.

Dieser Gefahr gegenüber ist es eine weit geringere, dass es unsere vornehmen Hausfrauen, selbst die sonst vorzüglichen, mitunter lieben, bei ihren Gesellschaften getrüffelte Puten vorzusetzen und Leberspeisen als Strassburger Gänseleberpasteten gelten zu lassen, wenn sie auch aus anderer Leber hergestellt und mit einem recht bedenklichen Pilz gewürzt sind. Es sind giftige Arten, welche sich allerdings ganz gut entgiften lassen und durch ihre schwarzen Scheiben im gekochten Zustande der Trüffel ähnlich aussehen. Wenn man die notwendigen Kenntnisse hätte, wäre es ganz gut möglich, eine völlig gesunde Speise auf diese billige Weise herzustellen, aber diese Kenntnisse haben die Frauen bei uns so äusserst selten, vielleicht garnicht, und die Köche wie die Schlächter, welche uns die Trüffel-Leberwurst auf diese Weise liefern, ebensowenig. Da können ernste Gesundheitsstörungen sogar sehr häufig eintreten und bei einer ganz zufälligen Sparsamkeit sogar menschliches Leben gefährden.

Es ist der Hartbovist, *Scleroderma vulgare*, welcher roh, in seinem Innern dunkel marineblau, gekocht schwarz erscheint. Dieser Pilz, wie seine Brüder *S. defossum*, *verrucosum* und *aerolatum* sind giftig, denn wenn man frische ältere Pilze in nicht geringer Menge mit der ersten Brühe geniesst, so tritt der Tod ein. Glücklicherweise wird die erste Brühe weder zu Puten noch zur Leberwurst mitbenutzt, und vorher getrocknet, vor dem Gebrauch deshalb ein wenig abgekocht müssen die Pilze auch werden, weil man die harten Knollen im August und September von der gelbbraunen Haut befreit, in Scheiben trocknet und zu den Winterspeisen aufbewahrt. Beim Trocknen verliert sich ein Teil der schädlichen Stoffe und beim Abkochen in Salzwasser die übrigen. Das dürfte aber nur mit voller Kenntnis einer möglichen Gefahr geschehen, denn ohnedem giebt die Sparsamkeit keine Garantie, dass die pikant schmeckende Brühe nicht hier und da anderweitig benutzt wird. Harte Pilze oder solche, welche ein festes Fleisch haben, kann man nämlich ganz gut durch Abkochen in Salzwasser entgiften. Indes wir haben so viele wohlschmeckende Pilze, warum soll uns die Eitelkeit verlocken, deshalb bedenkliches zu benutzen, weil dadurch das Auge zu dem Wahn verleitet wird, anzunehmen, man hätte uns Trüffeln vorgesetzt? Andererseits können wir sogar den Geschmack der Trüffeln mit etwas Kunst hervorrufen, indem man andere Pilze in Butter schmort, so *Lepiota procera*, Schirmpilz, und *Hydnum compactum*, fester Stachelpilz, das zähe Fleisch entfernt und in diese Butter dann die vorher in Salzwasser abgekochten Scheiben des Hartbovist weich dünstet. Es ist also ganz gut möglich, wenn man die Zubereitung wirklich als Koch-

kunst betrachtet, aus geringwertigem vorzügliches herzustellen, nur dass der Grad von Gewissenhaftigkeit, welcher dazu gehört, leider nicht Allgemeingut ist. Der Geldbeutel kommt dabei auch ernstlich in Frage, aber für diesen fühle ich gar kein Mitleid, wenn Hausfrauen, welche die Pflicht haben, die Gesundheit ihrer Familie in treuer Sorgfalt zu überwachen, so gewissenlos sind, anstatt sich die notwendigen Kenntnisse selbst zu erwerben, immer wieder die unbegreifliche Antwort geben; „Die Händler dürfen doch nichts giftiges verkaufen!“ Ja wohl, das dürfen sie; deshalb, weil es immer eine Frau Geheimrätin X und eine Frau Kommerzienrätin Y giebt, welche bereit sind, den Polizeibeamten zu versichern, dass sie diese Trüffeln seit Jahren benutzen, dieselben wären ganz unschädlich, so oft man die Marktzulässigkeit bestreitet. Alle Anzeigen haben nur ein kurzes Verbot erwirkt. Der Vorteil eitler Frauen und der Händler, welche den gänzlich wertlosen, auf allen Wegen wuchernden Pilz das Pfd. zu 1 Mk. verkaufen, geht eben Hand in Hand. Gar manche arme Frau würde ihnen gern zu 10 Pfg. das Pfd. ins Haus bringen, wenn diese und jene die unerlässliche Kenntnis hätten. Alsdann wäre auch der Verkauf unbedenklich, wie in Prag der stark giftige *Boletus luridus*, Hexenpilz, ruhig auf den Märkten verkauft wird. Die dortige Bevölkerung weiss genau, dass sie ihn erst in Salzwasser abzukochen hat. Wenn aber bei uns selbst eine gewissenhafte Hausfrau oder Köchin auf dem Markte hört, dass sie noch dazu unter dem schönen Namen „deutsche Trüffel“ viel billiger einkaufen kann und dann, wie selbstverständlich in Blechbüchsen einlegt, so würde eine Gesellschaft zweifellos ernstlich erkranken. Ausserdem verlieren in Blechbüchsen alle fein aromatischen Pilze ganz wesentlich von ihrem Wohlgeschmack, indes das verstehen sie ja ebensowenig. Trotzdem es also keine giftigen Trüffeln giebt, trotzdem jede Verwechslung ausgeschlossen ist, weil die in der Erde wachsenden Trüffeln in einem Haarnetz liegend nicht die mindeste Ähnlichkeit mit irgend welchem Giftpilz haben, trotz dessen kann man sowohl durch bereits verdorbene Trüffeln als durch bewusste Benutzung eines Giftpilzes, von dem in fahrlässiger Weise anderen ungenügende Mitteilung gemacht wurde, ernstlichen Schaden an seiner Gesundheit erleiden, ja es können sogar tödliche Folgen eintreten.

Ganz ähnlich liegt die Frage bei Benutzung der ersten Frühlingspilze, welche man in Norddeutschland allgemein Morcheln, die Kenner hingegen Lorcheln nennen. Die Helvellaceen bestehen aus wirklichen *Helvella*, Lorchel-, und *Morchella*-, Morchel-Familien. Erstere sind mit geringer Ausnahme darmartig gewunden, letztere bienenwabig vertieft. Jene braunen Frühlingspilze, welche als eine der wenigen Arten, die wir überhaupt verspeisen, doch eigentlich von uns gekannt sein sollten, sind sämtlich Lorcheln.

Obgleich es weder unter diesen noch unter den Morcheln irgend

einen Giftpilz giebt, so wird doch alljährlich in den Zeitungen bekannt gemacht, man solle sich bei dem Einkauf von Morcheln vor den giftigen Lorcheln hüten. Durch diese doppelt falsche Direktive — denn wir kaufen hier in Berlin äusserst selten frische Morcheln — entsteht dadurch, dass wir die Giftgefahr an falscher Stelle suchen, eine wirkliche. Gerade die Lorcheln enthalten, wie sämtliche chemische Analysen bestätigen, aussergewöhnlich viel phosphorsaure Salze. (In getrockneten sind es 46 bis 49 Prozent.) Soll unser Blut sich diese reiche Gabe aneignen können, so bedarf es als Ergänzung sehr vielen Fettes und stärkehaltiger Stoffe. Professor Dr. Lorinser rät zu einem Zusatz von Essig oder Zitronensäure, um die phosphorsauren Salze leichter löslich zu machen. Jedenfalls ergibt sich daraus, dass es für schwache Magen bedenklich ist, eine grössere Menge von Lorcheln zu verzehren, weil man zur Ergänzung ein Übermass an Nahrung aufnehmen muss.*) Halten wir nur fest, dass der menschliche Körper eine Maschine ist, welche Stoffe verbraucht, und nur diejenigen sich assimilieren kann,

*) Das Märchen von giftigen Lorcheln entstand infolge von Todesfällen bei Kohlenbrennern in Böhmen, welche oben in ihrer Waldeseinsamkeit sich so oft als möglich nur von Pilzen nähren. Man hatte sehr viele gekocht und nach dem Genusse von Ueberresten waren später zwei Vergiftungen eingetreten. Von der Schädlichkeit verdorbener Pilze hatte man keine Vorstellung, und so nahm der Botaniker Krombholz in sein Werk eine *Helvella suspecta* auf. Nachdem Jahr für Jahr an derselben Stelle der Wald abgesucht und niemals eine schädliche Art gefunden wurde, gab man den Irrtum auf. Doch spukt er noch in einigen Büchern

Ein neuerer Fall endete desto wundersamer. In Breslau hatte ein Mann mit der Frühlorchel (*esculenta*) hausiert und verkaufte diese bis auf einen Rest, den er, als er ihn nicht mehr los werden konnte, schliesslich selber ass. Er starb daran. Anstatt sofort anzunehmen, dass die Pilze bereits verdorben waren, versuchte Professor Ponfick Hunde mit *Helvella esculenta* so einseitig zu ernähren, dass die unglücklichen Geschöpfe an Nierenentzündung schwer erkrankten und schliesslich starben.

Nun wurden lange Abhandlungen in gelehrten Werken mit der Behauptung veröffentlicht, diese Lorchel sei giftig, die Frauen hätten die Menschheit nur durch ihre Reinlichkeit gerettet, diese Pilze stets abzukochen. Das hatte der Professor aus einem Kochbuch entnommen, wo für die Benutzung zu Fricassée die Befreiung von Sand gelehrt war. Sonst verspeist man sehr gern die Brühe, indes entsteht aus diesen falschen Lehren eine wirkliche Giftgefahr. Da die Allgemeinheit mit der unbilligen Forderung an alle Pilze herantritt, sie sollen sich ebenso leicht wie Kartoffeln von Hafer unterscheiden lassen, so hat irgend ein Leichtsinziger das Märchen erfunden, ein silberner Löffel und eine Zwiebel würden in Giftpilze gelegt schwarz. Das Gegenteil wäre schon eher richtig, da viele der wertvollsten Pilze so *Boletus bovinus* den Löffel anlaufen lassen, während eigentlich nur ein Giftpilz, *Boletus luridus****) so viel Schwefel enthält, dass er zu diesem Märchen den Vorwand abgeben konnte. Gerade unter den sich schwärzenden Pilzen sind die leicht verdaulichsten und diejenigen, welche nervenstärkende Wirkungen zeigen. Nächst ihnen sind diejenigen, welche beim Durchbrechen grün auslaufen, sehr zu empfehlen, trotzdem sie sich bisher der gründlichsten Verleumdung erfreuen.

**) Unterscheidet sich nicht von *Boletus Satanas*, an dem Horaz wohl nur deshalb erkrankte, weil die erste Brühe nicht entfernt war.

von denen bereits durch den Verbrauch ein Mangel eingetreten ist. Jede Vorrats-Aufspeicherung ist zweifellos schädlich, aber ganz besonders eine einseitige von phosphorsauren Salzen, wenn diese auch in der That noch so wichtig für unsere Körper sind. Man hält eben leider noch immer fast allgemein nur das Eiweiss für den eigentlichen Nährwert; das aber ist ein grosser Irrtum. Der menschliche Körper braucht als Ergänzung in allererster Linie anorganische Stoffe, d. h. Luft, Wasser und Nährsalze, indes sind letztere erst assimilierbar, sobald sie im Leben der Pflanze für ihn vorbereitet wurden. Nur in den Pflanzen finden wir Stärke und Zucker, während die Fette, welche uns vorwiegend in den Früchten geliefert werden, ja auch in der so stark eiweisshaltigen Fleischnahrung enthalten sind. Von den Kohlehydraten, d. h. Stärke, Zucker und Fett, braucht der menschliche Körper 4 bis 5 mal so viel als von Eiweiss, welches fälschlicherweise bisher ganz allein*) als Nährwert angenommen wurde. Ausser Stärke, Zucker, Fett und Eiweiss braucht der menschliche Körper aber auch aromatische Stoffe. Letztere sind vorläufig noch viel zu gering geachtet, sonst würden wir die hohe Bedeutung des Obstes für unsere Gesundheit besser berücksichtigen und selbst die Nährwerte, welche wir durch Auslaugung von Obstschalen gewinnen können, zu benutzen verstehen. Auch die Bedeutung der Stärke ist unbegreiflicherweise sehr verkannt worden, vielleicht gerade deshalb, weil wir diese in Brot und Kartoffeln am billigsten haben können.

Wer vom Wesen der Ernährung nichts versteht, könnte daraus sogar einen grossen Mangel der Pilze als Nahrung folgern, denn sie enthalten nämlich gar keine Stärke. Aber weshalb folgert man denn, dass alles an Nährwert uns bereits von der Natur richtig zusammengesetzt geliefert werden soll? Sie hat es uns nicht nur überlassen, sondern uns direkt gezwungen, ihr Mitarbeiter zu werden, unsere Vernunft bei der Zubereitung unserer Speisen zu gebrauchen. Deshalb liefert sie uns nur eine einzige, für die erste Kindheit genügende Mischung „die Milch“ bereits fertig zubereitet. Diese kann deshalb für die Ernährung arbeitender Menschen nicht genügen, weil grosse Anstrengung an Muskel- oder Geisteskraft ganz anderen Kräfte-Ersatz braucht, als ein kleines Kind zum ersten Aufbau des Körpers.

Daraus, dass Pilze keine Stärke enthalten, haben wir also zu folgern, dass wir sie nur im Verein mit Kartoffeln, Brot, Reis oder Mais geniessen sollen. Sie enthalten hingegen die kostbarsten Nährwerte, mineralische Salze und Eiweiss in so hohem Uebermass, dass sie uns nur in geringen Mengen dienlich sind. Mitunter ist es aber ein so hartes Eiweiss, an welches die wertvollen Nährsalze und aromatischen

*) Erst neuerdings haben Chemie und Physiologie, letztere durch Professor Voit in München, diese allerwichtigsten Grundlagen der menschlichen Ernährung wissenschaftlicher Prüfung entzogen.

Stoffe gebunden sind, dass wir gut thun würden, den kräftigen Extrakt, welcher einen viel besseren Fleischextrakt bildet als die von uns aus Fleisch hergestellten, nur zur Bereitung von Suppen und Saucen zu verwenden. Am allerselbstverständlichsten erscheint es aber doch eigentlich, dass Pilzarten, welche so vorwiegend aus Falten ihrer dicken Haut, wie die Lorcheln bestehen, nur nach Bearbeitung mit dem Wiegemesser von uns zu Speisen benutzt werden sollten. Es ist wirklich schädlich, ganze Lorcheln zum Garnieren von Frikassee zu benutzen; denn man hat selten die Geduld, sie mit den Zähnen wirklich zu zermahlen. Pilze sind Schwämme, welche dem Magen mehr Widerstand leisten, als bei den gegenwärtigen Gebissen der Mehrheit gut ist. Wir haben ja andere leicht verdauliche Arten, so den *Paxillus involutus* Krämpling, oder die hier in so schönen Exemplaren vertretenen *Fistulina hepatica*, Leberschwamm. Der erstgenannte wird schon in einer Minute gar und sehr gut vertragen. Leider fragen wir aber weder darnach bei dem, was wir geniessen, noch darnach, ob auch keine Aehnlichkeit mit einem Giftpilze ist, denn sonst würden wir die *Clavariaceen* speisen. *Sparassis crispa*, Glucke, Strunckschwamm, im Volksmunde Ziegenbart genannt, wie *Clavaria flava*, gelbe Bärenatze, oder die *Clavaria botrytis*, Trauben-Bärenatze, mit ihren blumenkohlähnlichen Köpfen bieten zu keiner Verwechslung Anlass. Hingegen fragen wir ganz allein nach einer anderen Eigenschaft, nämlich nach der, ob sich ein Pilz auch recht lange von einem Markt zum andern schleppen lässt, damit man es riskieren kann, völlig unverhältnismässig hohe Preise dafür zu fordern: Diese gefährlich bequeme Eigenschaft besitzen sämtliche *Helvella*-Arten im höchsten Grade, sobald man sich die Mühe giebt, sie über Nacht auszubreiten. Das thut man aber nicht einmal.

Die Neigung, Geld zu verdienen, kann der Verlockung nicht widerstehen, Missbrauch mit der guten Eigenschaft zu treiben. Es werden so enorme Preise für die so massenhaft wachsenden Pilze gefordert, dass der bescheidene Etat der Mehrzahl auf den Genuss derselben verzichten muss. Da wird denn von Tag zu Tag probiert, ob sich trotz dem Käufer finden, bis die Lorcheln ganz fettig, glasig, ja völlig faul sind. Da müssen freilich Erkrankungen eintreten, denn es fehlt nicht viel, so verwandeln sie sich in Leichengift und dann ist die Zerstörung des Lebens unausbleiblich. Ehe es so weit kommt, versucht man es wohl meist mit dem Trocknen der Pilze. Wären es junge Exemplare schädlicher Art, so würden die bedenklichen Stoffe sich wesentlich verflüchtigen. Fäulnis hingegen bildet bei diesen so intensiven Nährwerten auch getrocknet schädliche Wirkungen, je nach dem Grade des Verderbens bis direkt zum Leichengift.

Aus demselben Grunde sind die Gefahren im Genuss des mit Recht so sehr beliebten, fein aromatischen Steinpilzes, *Boletus edulis*, äusserst

gering. Die Natur hat hier der Unvernunft der Menschen Grenzen gesetzt. Sobald der Fäulnisprozess beginnt, verwandelt sich das sonst so schmackhafte Fleisch in Leben, und die gleich massenhaft auftretenden Maden-Kolonien verhindern jede Möglichkeit sich durch Leichengift zu gefährden. Doch halt! Der angenehme Geschmack und die Thatsache, dass diese prächtigen Pilze sich nicht so lange wie Trüffeln und Lorcheln ohne direkt ekelhafte Merkmale des Verderbens teurer, als es eigentlich zu verantworten, verwerten lassen, hat sonderbare Schwärmer zu einem merkwürdigen Ausweg veranlasst: Sie hatten beobachtet, dass, in Salzwasser gelegt, die Maden sich sofort aus dem Fleisch entfernen und gaben öffentlich — man konnte es in vielen Zeitungen finden — den guten Rat, die Steinpilze so zu behandeln! Appetitlich ist nun gerade dieser Rat nicht, denn die gesamte junge Brut, welche noch nicht zur Beweglichkeit gelangt ist, wird mit verspeist. Da hilft also nicht einmal die allergrösste Deutlichkeit der Natur, uns zu zeigen, wann etwas schädlich ist.

Auch die Verwechslungsgefahren mit schädlichen oder bitteren Arten sind im Verkauf ziemlich gering, denn die Sammler wissen alle, das besondere Härte, dicker Stiel und helle, sich ins grünliche entwickelnde Röhrenchenschicht Merkmale von *Boletus edulis* sind. Wohl findet man einige ebenso unschädliche Arten in den Marktkörben, indess wohl kaum (wenigstens bei uns nicht) eine jener mit roter oder blassrosa Röhrenchenschicht zu meidenden *Boletus*-Arten. Haben diese grellrote Röhrenchen, so sind sie schädlich und dürfen nur nach Abkochen in Salzwasser genossen werden. Ganz blassrosa Röhrenchen hat der gallenbittere *B. felleus*, Gallenpilz, und schon mancher Anfänger im Pilzesammeln hat sich damit ein Gericht verdorben. Hier ist also vor allem zu lernen, dass wir eine ganze Zahl äusserst schmackhafter *Boletus*-Arten, so den in Oesterreich sehr beliebten Kapuzinerschwamm, *B. scaber*, oder Nusspilz, Maronenschwamm, *B. badius**), ohne jede Gefahr benutzen könnten, es aber vorläufig nicht thun.

Wieder anders liegt es bei dem Verspeisen des kleinen Pfifferlings, Gelblings, *Cantharellus cibarius*. Er ist das Ideal der Verkäufer. Sie können ihn noch so lange, noch so unvernünftig zugedeckt in Körben, sogar bei heisser Witterung, umherstehen lassen, man betrachtet ihn auch dann noch immer als verkaufsfähig. Er wird wie Lorcheln und Trüffeln garnicht madig, und, wenn er schon dunkelt und feucht-ölig, deutlich verraten könnte, dass er schädlich geworden, sieht ihm das kaufende Publikum dies noch immer nicht an. Da er im trockensten Sande schon im Juni, also zu einer Zeit, wo junge Gemüse noch teuer sind, massenhaft gedeiht, deshalb sehr billig eingekauft werden kann,

*) Dieser läuft grün an beim Durchbrechen

so wird er von der Mehrzahl trotz seiner Härte, seines eigentlich doch nicht einmal angenehmen Geschmackes sehr viel verzehrt.

Er ist aber einer der aller schwer verdaulichsten Pilze, dürfte nie anders als durch das Wiegemesser zerkleinert zubereitet werden, und schwache Magen dürften garnicht das Fleisch, nur Brühe davon geniessen. Natürlich nicht etwa solche von halb verfaulten Pilzen, denn diese ist Gift selbst für Gesunde. Hingegen giebt es kaum eine Gefahr durch Verwechslung mit schädlichen Arten. Wohl gedeihen eine ganze Anzahl gelber Pilzchen, die man im Verdacht hatte, indes alle Arten, die in Frage kommen könnten, habe ich verspeist und sie unschädlich gefunden, sogar einen, der in den pilzbotanischen Werken noch nicht einmal Aufnahme gefunden hat. Trotzdem er ein Hydnum, also ein Stachelpilz ist, hat gerade er die grösste Aehnlichkeit mit *Cantharellus cibarius*. Wir können ihn aber getrost ebenso wie diesen benutzen.

Weil der Pfefferling recht billig ist, finden sich leichter Käufer, ehe er in grösseren Mengen verdirbt, indes sollen trotzdem auch hier und da Erkrankungen vorgekommen sein. Dann ist aber stets Fahrlässigkeit schuld gewesen. Wenn wir durch verdorbene Leber oder Fette erkranken, kann man nicht gut die Leber als an und für sich giftig anklagen, aber die Pilze kann man verleumden, weil es einige schädliche giebt.

Es klingt komisch, wenn slavische Frauen behaupten: „Giftpilze!“ Unsinn! Die Deutschen machen die Pilze giftig, aber etwas Wahres ist daran und auf diesem Gebiete könnten die vorzüglichsten deutschen Hausfrauen sehr viel von ihren slavischen Schwestern lernen. Diese sticken ihren Gatten freilich keine Kissen und Schlummerrollen ja nicht einmal den Pantoffel, aber sie putzen ihre Pilze selber, sortieren und bestimmen, was sofort verzehrt, was getrocknet, was in Essig eingelegt werden soll und ziehen mit Gross und Klein schaarenweis in die Wälder, selber ihre Pilze einzusammeln. Ihre Einteilung ist auch viel deutlicher als unsere mit dem Schreckgespenst „giftig“. Sie sagen Suppenpilze, d. h. solche, von denen sie entweder nur die Brühe zu Suppen und Saucen, oder mit derselben den ganzen Pilz verzehren. Dann Fleischpilze, das sind diejenigen, welche sie erst in Salzwasser abkochen und nur das Fleisch verzehren, dann Dörripilze, zu welchem Zweck sie dann (ausser einigen bitteren unangenehm schmeckenden oder den wenigen Giftpilzen) so ziemlich alles nehmen.

An dieser Einteilung könnte man freilich noch einiges verbessern, indem man sagte: 1) Stark aromatische Pilze, d. h. solche, deren Fleisch zu hart oder lederzäh, nur die Benutzung zu Saucen und Suppen empfiehlt, in deren Brühe man auch wieder schmackhafte, oder in Salzwasser vorher abgewellte weich dünstet, 2) fein aromatische, die man ganz und gar verspeist, wie Steinpilze und Champignons, 3) fleischige,

die man vorher abkochen muss, 4) von unbedeutendem Geschmack, die man dörft und vermischt im Winter sauersüß zubereitet, 5) unbrauchbare, die schädlich, giftig oder von unangenehmem Geschmacke sind. Arbeit und Mühe macht freilich die gewissenhafte Benutzung der Pilze für unsere Ernährung, indes versteht es sich doch eigentlich von selbst, dass wir entweder gar keine Pilze verspeisen dürfen, oder uns erst die Mühe geben müssen, die notwendigen Kenntnisse dazu zu erwerben. Die deutsche Frau ist ja eigentlich so gern stolz auf ihre hauswirtschaftlichen Tugenden und manche, vielleicht jetzt schon eine Mehrheit, strebt auf allen Gebieten nach Erweiterung des Wissens und Könnens.*) Indes meine ich, sollte die Erweiterung zu allererst auf dem Gebiete der Gesundheits- und Ernährungslehre liegen, das müsste sich doch jedes Ehrgefühl sagen. Wenigstens weiss ich, dass es Ehrgefühl war, als ich dachte, es sei doch nicht richtig, dass wir uns auf polnische Bauerkinder verlassen müssten, welche Pilze wir essen sollen, und mir deshalb das erste Pilzbuch kaufte. Das sind jetzt gerade fünfzig Jahre her. Hatte ich doch schon vorher Eigentümlichkeiten beobachtet, die in mir Zweifel über die angegebenen Lehren erregten. So hatte ich beobachtet, dass die Fliegen schliesslich nicht mehr starben, wenn man neue Milch auf die für sie hingestellten Fliegenpilze goss. Daraus folgerte ich, dass es kein wirkliches Gift oder doch nur ungemein flüchtiges sein könne und machte den Versuch, derartige Pilze zu verspeisen. Nachdem ich erst die Oberhaut abgezogen, die kleinen Stückchen des Fleisches mit kochender Milch abgebrüht, diese den Fliegen hingesezt und nach nochmaligem Abgiessen mit kochendem Wasser sie dann in Butter gedünstet hatte, habe ich sie ohne jeden Nachteil verzehrt und später die Beobachtung gemacht, dass sich die Schädlichkeit eben so durch Abkochen in Salzwasser entfernen lässt. Der Kochtopf ist auch eine chemische Retorte, und gerade Pilze geben bei der Zubereitung soviel zu Beobachtungen Anlass, dass denkende Frauen sich auch der Wissenschaft damit nützlich machen können.

Vor allem müsste uns aber ein Pflichtenbegriff leiten. Die Be-

*) Leicht hat man es den Frauen nicht gemacht, denn es wäre wirklich nicht notwendig, dass noch immer Vergiftungen vorkämen. In Oesterreich hat die Regierung wenigstens schon vor langen Jahren auf ihre Kosten das Dr. Loriner'sche Werk für die Volksschulen anfertigen lassen, und es hätte bei uns früher nur zwölf Unterrichts-Stunden zu beliebiger Zeit des Jahres und sechs Tagesexkursionen während der Michaelisferien bedurft, um den Volksschullehrern soviel Kenntnisse zu vermitteln, dass jede Giftgefahr für sie und ihre Schüler ausgeschlossen war, aber es ist auf diesem Gebiete bei uns alles unterblieben, was ganz besonders für die Armut unersetzlich nützlich hätte werden müssen. Der Einzelne kann doch nur in sehr beschränktem Masse durchführen und was von der Mehrheit nicht angenommen wird, geht unbenutzt wieder verloren, wenn es mit noch so viel Mühe erworben war.

völkerung nimmt immer mehr zu, die Ernährung wird immer schwieriger. Bessere Lebensmittel sind teuer, und so leben die Aermsten mehr als gesundheitswidrig. Brot und Kartoffeln, oft nicht einmal in genügender Menge, zehrender Cichorientrank ist für viele nicht selten die einzige Nahrung. Sie haben bisher weder Zeit noch Gelegenheit, sich die notwendigen Kenntnisse zu erwerben und das wird, wenn nichts in dieser Beziehung für sie geschieht, auch so lange dauern, bis diese Kenntnisse Allgemeingut geworden sind. Damit sie es werden können, bedarf es der Mitarbeiterschaft vieler, sonst sind wir mitschuldig, wenn die Not die Aermsten veranlasst, schädliches zu verspeisen und nützlichendes aus unbegründeter Furcht zu entbehren. Dass ein hoher Nährwert mit dem so massenweis unbenutzt in unseren Wäldern verderbenden Pilze verloren geht, kann uns die Kraft der slavischen Bevölkerung lehren, welche sich vorwiegend damit ernährt. Diejenigen, welche nur zweimal im Jahre, an den beiden höchsten Feiertagen, Fleisch verzehren, aber weil in Waldgegenden, wenn nicht mehr frische, so doch getrocknete Pilze fast täglich geniessen, spotten der anderen, denen dieses wertvolle Nahrungsmittel vorenthalten wird. Ein Vegetarismus ohne Pilznahrung könnte eher Bedenken erregen, aber ausreichend vor allem Obst und Gemüse, dann Brot, doch ruhig auch Kartoffeln, indes womöglich auch Maisgries, aber mit Pilzsaucen und Suppen, solche Nahrung giebt nicht nur physische, sondern auch geistige Kräfte. Davon kann ich aus Erfahrung mitsprechen, wenn ich noch so lange in dieser Weise ohne Fleisch gelebt (im Herbst in den Wäldern hatte ich gar keine andere Nahrung), aber dümmere bin ich dabei nicht geworden.

Wenn man aber grössere Mühe und Arbeit als Grund für die Nichtbenutzung gelten lassen will, so ist es doch merkwürdig, dass gerade wir Deutsche und besonders in den westlichen Provinzen hinter anderen Nationen inbetreff der Verwertung der Pilze so weit zurückstehen. Die Ausnahme, dass nur die besitzenden Klassen Trüffeln und Champignon verzehren und nicht einmal vernünftig verzehren, während so viele schmackhafte hohe Nährwerte von vielen hunderten Arten essbarer Pilze unbenutzt in den Wäldern verderben, spottet doch eigentlich unserer Kulturstufe und mahnt dringend zur Abhilfe. Da es sich aber nur um Vorurteile und Bequemlichkeit handelt, so kann jeder mehr oder weniger durch Wort und That, durch Urtheile und Interesse dazu beitragen, dass wir die Gaben der Natur zum Nutzen der Allgemeinheit besser kennen lernen und sie zu verwerten uns befleissigen.

Kleine Mitteilungen.

Nachlese zum Weihnachtsbaum. (Vergl. die Vorgänge im Monatsblatt Jahrg. V. S. 314.)

I. Eine aus dem Jahre 1737 stammende juristische Habilitationsschrift der Universität Wittenberg enthält eine auf den Weihnachtsbaum bezügliche Nachricht.

II. Auch Goethe hat den Weihnachtsbaum gekannt, wie er ihn auch wohl zuerst in die grosse Litteratur und zwar in den 1774 zuerst in Leipzig erschienenen „Leiden des jungen Werther“, (Ausgabe J. G. Cotta. Goethes sämtliche Werke, 1856, Bd. XIV, S. 126) eingeführt hat:

„Er redete von dem Vergnügen, das die Kleinen haben würden, und von den Zeiten, da einem die unerwartete Öffnung der Thür und die Erscheinung eines aufgeputzten Baumes mit Wachslöchern, Zuckerwerk und Äpfeln in paradiesische Entzückung setzte.“

III. Seit 1807 aber finden wir den Weihnachtsbaum nach Angabe des Archivrat Dr. Distel in Dresden auf dem Dresdener Weihnachtsmarkt.

Hermann Seide.

IV. Jean Paul Friedrich Richter (geb. 1763 zu Wunsiedel im Baireuthischen, † zu Baireuth 1825) schreibt in dem „Meine Christnacht“ betitelten Aufsatz: „Um den Turm flogen die heiligen Töne des Christmorgens — und in einigen der nächsten Häuser waren schon die Frucht- und Zuckerbäume angezündet, und die von der Musik zu bald geweckten Kinder hüpfen um die brennenden Zweige und um das versilberte Obst.“ Also Bescheerung am Morgen des 1. Weihnachtsfeiertages, anscheinend mit Christ- oder Weihnachtsbäumen, obwohl diese Bezeichnung nicht gebraucht wird.

E. Friedel.

V. Fuchsschwanzblüte als Weihnachtsschmuck. In des alten Lenz Botanik findet sich folgende Notiz:

Amaranteen:

1. Deutscher Amarant.
2. Celosia (Hahnenkamm).

„Die Pracht der Farbe der Celosia (amarantus) haben wir in Kleidungsstoffen noch nicht erreichen können. — Am schönsten ist die Alexandrinische Sorte. Man schneidet die Blütenähre ab, bewahrt sie auf, befeuchtet sie zur Zeit, wo alle Blumen fehlen; sie lebt dann wieder auf und liefert Winterkränze.“

Die Fuchsschwanzblüte wurde vermutlich auch wegen dieser symbolisch deutbaren Lebensfähigkeit in der Zeit, wo alles pflanzliche Leben erloschen erscheint, als Schmuck verwendet. Vergl. Schleiermachers Angaben darüber Monatsbl. V. S. 331. E. Friedel.

VI. Weihnachtsgräberschmuck. Wie ich ebendasselbst S. 386 angegeben habe, pflegen in Berlin seit einigen Jahren zur Weihnachtszeit die Gräber auf den Kirchhöfen von den Hinterbliebenen mit

Christbäumen und anderem Weihnachtsschmuck pietätvoll ausgestattet zu werden. Auf dem alten Sophienkirchhofe zu Berlin bemerkte am 28. Dezember 1895 ein Arbeiter eine fein gekleidete Dame, die von einzelnen Gräbern derartige Schmuckgegenstände wegnahm und in eine unter dem Mantel getragene Handtasche that. Er machte den Kirchhofsinspektor darauf aufmerksam, und als dieser die Dame in seine Amtsräume nötigte, wurden aus dieser Tasche ein kleines Muttergottesbild, ein Jesusbild, ein künstliches Christbäumchen, zwei Engelsbilder und eine Glaskugelmücke ans Tageslicht gebracht. Die Ertappte musste jeden Gegenstand wieder auf das betreffende Grab legen und bat nur, ihr zu verzeihen und sie nicht unglücklich machen. Die betreffenden Gegenstände waren ziemlich wertlos. Die Angeklagte versicherte im Termin am 14. März 1896 unter Thränen, dass, da sie selbst keine Kinder habe, sie lediglich die Absicht verfolgt habe, mit jenen unbedeutenden Gegenständen armen Kindern in ihrem Hause eine nachträgliche Weihnachtsfreude zu bereiten. Ihre Vorakten ergaben, dass sie schon zweimal wegen kleiner Gelegenheitsdiebstähle vorbestraft ist. Der Gerichtshof verhängte über die Angeklagte die niedrigste Strafe von drei Monaten Gefängnis.

In weihnachtlicher und sittengeschichtlicher Beziehung ist dieser Vorfall nicht ohne Interesse. E. Friedel.

Die Letzlinger Heide, das grösste märkische Jagdrevier, wird infolge Erniedrigung des Grundwasserstandes immer trockener, infolgedessen stirbt der Laubwald ab und ersetzt sich durch Kiefernforst. Es wird jetzt — bei der Seltenheit von geschlossenen Lindenbeständen in unserer Gegend, muss man hinzufügen: leider — ein etwa 400 ha grosser Lindenwald im südlichen Teil der Heide abgetrieben. Dafür aber, dass er nicht völlig ausgerottet werde, sorgen die aus den abgehauenen Stämmen emporschiessenden Lohden. Untermischt sind die Linden mit einzelnen knorrigen Weissbuchen, starken Eichen, graurindigen Espen und weithin leuchtenden Birken. Die Rotbuche fehlt überhaupt der Heide fast ganz. Die Ausdehnung des zum grossen Teil zum Kreis Gardelegen gehörigen Waldes beträgt von S. nach N. etwa 25 km, die von O. nach W. etwas mehr. Dem preuss. Forstfiskus gehören hiervon 28 677 ha.

Fliessende Gewässer und Seen fehlen; in der Nähe östlich fliesst der Tanger-Bach, nördlich durch Gardelegen der Lause-Bach. Das Revier Burgstall beim Dorf gleichen Namens ist hügelig, bis 139 m. Die kleinen Wassertümpel (Sölle), welche zahlreich verbreitet sind, schrumpfen immer mehr ein. Grosse Geschiebeblöcke als Zeichen der Vergletscherung sind nicht selten. Das Hauptwild ist der Damhirsch (ca. 7000 Stück), von dem 1713 aus dem Potsdamer Wildpark 200 Stück eingeführt wurden. An Rotwild mögen 500 Stück im Gatter sein. Der Edelhirsch leidet durch die Verschlechterung der Aesung und durch die Inzucht. Die Hirsche setzen nur noch schwache Geweihe auf, setzen auch in der Zahl der Enden zurück.

Man sieht auch Büffelhirsche, d. h. solche, die an Stelle des Geweihes nur knopfartige Bildungen oder überhaupt nichts auf dem Rosenstock besitzen. Die ausserhalb des Gatters stehenden Hirsche, namentlich die im Bezirk der Oberförsterei Burgstall und am Landsberg haben dagegen alles, was den eingezäunten fehlt; sie sind auch durchweg schwerer und stärker. Dasselbe gilt von den Wildschweinen. Im Gatter leben etwa 500 Stück. Im Winter müssen sie gleich den Hirschen gefüttert werden. Das Vogelleben ist nicht reich: Falken, Habichte, Bussarde nisten, gelegentlich wird der Seeadler beobachtet. In der Gegend von Dolle ist ein grosser, hunderte von Nestern zeigender Reiher-Stand.

Die Hohenzollern haben seit Anfang ihrer Herrschaft hier der Jagd obgelegen. 1843 befahl Friedrich Wilhelm IV. den Ausbau des alten Schlosses. Der Neubau hat 3 Stockwerke mit Zinnen und hohem Treppenbau. In dem mit Jagdtrophäen geschmückten Esssaal befindet sich der aus einem Rothirschende gefertigte Vexirbecher, den Ref. weiter unten beschrieben. Der viereckige Hof ist mit hohen zinnengekrönten Mauern, vier Ecktürmen und einem breiten Graben umschlossen, über den eine Brücke durch einen Thorturm führt. (Nach einem Aufsatz von Dr. A. Mertens in „Aus allen Weltteilen“, 28. Jahrg., Berlin 1896, S. 194–198.) E. Fr.

Märkischer Jäger-Humor. Bei den Hofjagden in Letzlingen nahe Gardelegen in der Altmark, ferner in Hubertusstock pp. gelangt ab und zu ein alter Trinkbecher, der für gewöhnlich in dem Kaiserzimmer des Jagdschlosses Letzlingen aufbewahrt wird, zur Verwendung. Er stammt vom König Friedrich Wilhelm III. her und besteht aus dem Geweihstangen-Ende eines starken Hirsches, dessen Geweih-Krone ausgehöhlt ist, um darin einen silbernen Becher, der etwa eine halbe Flasche Champagner aufnehmen kann, festzuhalten. Der Rand dieses Bechers befindet sich zwischen der Gabel des Geweihes und nur dadurch, dass man das Gesicht zwischen diese Gabel klemmt, wird es möglich, aus dem Becher zu trinken. Wer einen dicken Kopf hat oder sonst ungeschickt ist, begiesst sich beim Trinken. Dieser Becher wird nun bei der Jagdtafel regelmässig den jüngsten Jagdgästen des Kaisers überreicht, welche sich vor dem Monarchen hinstellen und unter Aufmerksamkeit der Jagdgesellschaft den Becher auf das Wohl der Kaiserin leeren müssen. Geschieht dies, ohne dass etwas von dem Wein vorbeiläuft, so wird dies von dem Kaiser und seinen Gefährten rühmend anerkannt, im andern Falle werden die ungeschickten Trinker — und dies sind bei der abnormen Form des Bechers die meisten Jagdgäste — ausgelacht. Auf diesen lustigen Zweck bezieht sich auch die Inschrift, die auf einer silbernen Platte an dem Geweihbecher angebracht ist: Sie lautet wörtlich: „Von Sr. Majestät dem König an Ihre Majestät die Königin. Mit der Bitte, gnädigst gestatten zu wollen, dass dieser problematische Becher bei den grossen Jagdpartien (in der Grimnitz, Letzlingen, der Potsdamer Gegend) in Ihrer Majestät Namen den Jagdjüngsten vorgesetzt werde, um auf Ihrer Majestät Gesundheit zu trinken, ohne sich zu besabbern. Fritz.“ (Vgl. hierzu oben meinen Bericht über die Letzlinger Heide.) E. Fr.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Demminerstrasse 64. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.

16. (9. ausserordl.) Versammlung des V. Vereinsjahres.

Sonntag, den 14. Februar 1897, mittags 12 Uhr,

Besichtigung des Königlichen Museums für Bergbau und Hüttenwesen, Invalidenstrasse No. 44.

Zur festgesetzten Zeit hatten sich etwa 80 Personen im grossen Saale der Bergakademie versammelt.

Der 2. Vorsitzende, Herr Geheimer Regierungs-Rat Friedel wies mit einigen einleitenden Worten auf die wichtige Rolle hin, welche der Boden und seine Schätze unter den heimatkundlichen Faktoren spielen.

Darauf ergriff der Direktor der Geologischen Landesanstalt und Bergakademie Herr Geheimer Ober-Bergrat Dr. Hauchecorne das Wort und führte folgendes aus. Die Sammlung hat einen doppelten Zweck, einmal soll sie einen Überblick gewähren über die Mannigfaltigkeit und den Reichtum der von dem preussischen Bergbau gelieferten Erzeugnisse und zwar vom Rohstoff an bis zur letzten praktischen bzw. künstlerischen Gestaltung, sodann aber soll sie auch zeigen, welche wissenschaftlichen und technischen Gesetze im Betriebe zur Anwendung kommen.

Das Museum ist im wesentlichen auf Preussen beschränkt, und die Sammlung ist in erster Linie Lehrsammlung für die Studierenden des Bergfaches. Da sie aber jeden Tag geöffnet ist, so bietet sie auch einem grösseren Publikum mannigfache Anregung.

Die Stelle, an welcher das Museum sich erhebt, ist schon lange Zeit hindurch für unser Vaterland von Bedeutung gewesen. Hier stand bis zum Jahre 1872 die Königliche Eisengiesserei. Dieselbe war zuerst eine Geschossgiesserei, wurde unter Friedrich dem Grossen eine Säbelschleiferei und lieferte in ihrer letzten Zeit Nähmaschinen und Teile für Pianofortes. Sie wurde in dem genannten Jahre ausser Benutzung gesetzt, und man begann im Jahre 1874 mit dem Bau des heutigen Museums, das 1878 bezogen wurde.

Beim Betreten des Lichtsaales fällt dem Beschauer zuerst die hohe Pyramide aus gelben Würfeln auf. Die einzelnen Würfeln stellen den durchschnittlichen Jahresertrag der gesamten preussischen Bergwerks-

erzeugnisse dar, ausgedrückt in Gold. Der oberste, kleinste Würfel repräsentiert den jährlichen Durchschnitt der Jahre 1835–44 im Werte von 20 700 000 Mk., der mittlere denjenigen der Jahre 1845–54 im Werte von 37 580 000 Mk. und der unterste den der Jahre 1855–64 im Werte von 90 000 000 Mk. Man muss hierbei beachten, dass ein Kubikdezimeter Gold 45 000 Mk. kostet. Im Jahre 1865 betrug der Wert der Produktion 144 Mill. Mk. und heute beläuft sich derselbe auf 600 Mill. Mk. Von diesen 600 Mill. kommen 86 % auf die Brennmaterialien, 3 % auf die Salze und 11 % auf die Erze. Es sind im ganzen 400 000 Bergarbeiter beschäftigt, von denen jeder demnach einen Wert von 1500 Mk. erzeugt. Von den Arbeitern sind 300 000 d. h. Dreiviertel im Steinkohlenbergbau beschäftigt. Jeder Arbeiter verdient durchschnittlich 620 bis 1000 Mk. jährlich, das höchste Arbeitslohn wird im Steinkohlenbergbau erzielt. Es ergibt sich aus obigen Zahlen, dass die Hälfte des Ertrages für Arbeitslöhne wieder verausgabt wird.

Die Sammlung selber ist nun so aufgestellt, dass die Schaustücke, welche sich auf das Hüttenwesen beziehen, hauptsächlich im Saale und die Rohstoffe des Bergbaus auf der Galerie ihren Platz gefunden haben. Im Saale selber sind alsdann die Rohmaterialien unter der Säulenhalle und die Kunstprodukte bzw. die praktischen Gerätschaften im Innenraum untergebracht worden. Die Erzeugnisse der Eisenindustrie sind natürlich am zahlreichsten vertreten, von ihnen sind die aus Gusseisen auf der rechten und die aus Stahl- und Schmiedeeisen wesentlich auf der linken Seite plaziert. Die Sammlung von Erzeugnissen der Eisengiesserei ist besonders reichhaltig, sie stammt aus dem Nachlass der Königlichen Eisengiesserei. Gewöhnlich wurden dort Doubletten angefertigt von den Geschenken für den Landesherrn. In den Mitten der beiden Hälften des Saales sind zwei besonders schöne Gruppen errichtet worden. Rechts befindet sich eine Sammlung aus Blöcken von Puddel-eisen mit 900 bis 1000 Ko. Gewicht, die aus den Borsigschen Werken stammen und eine glänzende Gussstahlkanone von Krupp tragen, links steht eine Glocke aus dem Bochumer Gussstahlwerk, ein Geschenk an Kaiser Wilhelm den Grossen, welches dieser dem Museum überwiesen hat. Weiter nach links fallen noch Signalglocken für Eisenbahnen und Teile von Panzerplatten auf.

Nach diesen orientierenden Worten begann der Rundgang. Zur Einleitung in die Darstellung von der Erzeugung des Eisens aus dem Eisenerz begann der Herr Redner mit der Erklärung des himmlischen Eisens, des Meteoreisens. Er machte zu diesem Zweck zunächst auf einen Block von erzartigem Aussehen aufmerksam, der rechts vom Eingang neben der ersten Säule liegt. Der Block wog ursprünglich 4000 Pfd. und war bei Bitburg in der Eifel gefunden worden. Die chemische Analyse hat ergeben, dass er aus Eisen besteht, dem 8 % Nickel bei-

gemengt sind. Diese Zusammensetzung lehrt, dass hier ein Stück Meteor-eisen vorliegt. Zum Vergleich mit diesem zeigte der Herr Redner alsdann noch mehrere Meteoriten, darunter ein Stück des berühmten Meteoriten von Krassnojarsk in Sibirien, das nach dem deutschen Naturforscher Pallas, der es in der Nähe des Jenessei fand, Pallasit heisst. Die Oberfläche dieses Stückes hat ein verschiedenes Aussehen; die eine Hälfte ist glatt und die andere ist mit kleinen Knötchen bedeckt, welche wie aufgelötet erscheinen. Man erklärt sich dies merkwürdige Aussehen so, dass man annimmt, die glatte Fläche sei die Stirnfläche gewesen, mit welcher der Stein auf seiner Bahn die Luft durchschnitt, auf der abgekehrten Fläche dagegen seien durch den nachstürzenden Luftzug die abgerissenen Stückchen wieder festgeklebt worden. Neben dem Meteor-eisen giebt es aber noch Meteorsteine, diese sind an der Oberfläche gleichfalls schwarz und glatt gebrannt, in ihrem Innern dagegen haben sie das Aussehen von jungen vulkanischen Gesteinen der Erde z. B. von Trachyten; man muss sie als kleine Weltkörper ansehen, welche in ihrer Bahn Störungen erfahren haben und dadurch auf die Erde gelangt sind. Das Meteoreisen ist technisch bedeutsam gewesen, denn es war dasjenige Material, aus welchem die ersten Eisengeräte angefertigt worden sind, da in ihm das Eisen als solches vorhanden ist, während heutigen Tages im Eisenhüttenprozess das Metall aus den Erzen hergestellt werden muss, in denen es mit mannigfachen anderen Grundstoffen chemisch verbunden ist.

Für Deutschland ist gegenwärtig das als „Minette“ bezeichnete Eisenerz das wichtigste. An der Wand sind vier Blöcke desselben aufgestellt. Es findet sich in Elsass-Lothringen und ist ein Brauneisenerz des mittleren Jura, das sich durch den Gehalt an erdigen Bestandteilen auszeichnet, die das leichte Niederschmelzen im Hochofen ermöglichen. Die Grubenfelder liegen an der französischen Grenze unter den Schlachtfeldern bei Metz. Da die Erze stark phosphorhaltig sind, so lieferten sie ursprünglich kein günstiges Endprodukt, und erst mit Hülfe des in letzter Zeit entdeckten Bessemer-Thomas-Prozesses gelingt es, den Phosphor an Kalk zu binden, so dass man in dem Thomasmehl ein wichtiges Düngemittel für die Landwirtschaft erhält.

In den ersten Glasschränken unter der Säulenhalle sind Zusammenstellungen gemacht worden aus den Beschickungsmaterialien eines Hochofens, den Erzen und den Zuschlägen. Um 1 Tonne Eisen zu erzeugen, sind 8 Tonnen Erz nötig, dazu gehören noch 1—1½ Tonne Koks und 5—5½ Tonne Luft. Der folgende Schrank enthält endlich das erste Produkt des Hochofenprozesses, das Roheisen. Man unterscheidet graues, weisses und halbiertes und leitet diese Stufen her aus dem Gehalt an Kohlenstoff und der Art und Weise seines Auftretens. Die Glasschränke der rechten Ecke enthalten teils Proben von verarbeitetem Roheisen,

Spiegeleisen und Stahl, teils die Abfälle und die Schlacken. Letztere werden heutigen Tages mannigfach verwertet, z. B. zu Pflastersteinen. Weiterhin folgen unter der Galerie Zusammenstellungen, welche zeigen, wie in den verschiedenen Bezirken Preussens, Deutschlands und in anderen Strichen der Erde der Hochofenbetrieb eingerichtet ist.

Damit war die Besichtigung der Rohmaterialgewinnung für das Eisen beendet, es schloss sich hieran die Betrachtung der Kunstwerke und der Gerätschaften. Ein Glasschrank beherbergt eine umfangreiche Sammlung von Medaillen mit den Köpfen berühmter Männer und Frauen, ein zweiter zeigt die Kunstwerke in verschiedenen Stadien ihrer Entstehung z. B. galvanisch verkupferte und versilberte Schalen, Leuchter, Vasen u. s. w.

Die hohen Glasschränke an der anderen Längsseite des Saales enthalten Proben der Drahtindustrie: Drahtnägeln, Schrauben, Haarnadeln, Körbe u. s. w., sodann Haus- und Küchengeräte wie Kochtöpfe, Schmortöpfe, Tassen, Schüsseln, Eimer. Weiterhin folgen Schränke mit geschmiedeten Eisenwaaren z. B. Griffen, Knöpfen, Schrauben, Haken, Charnieren, Riegeln, Schlössern, Sporen. Auf der linken Hälfte der vorderen Seite kommen dann die Stahlwaaren z. B. Hieb- und Schusswaffen, Ackergeräte, Handwerksgeräte und schliesslich die feinen Stahlwaaren wie Nähadeln und Stahlfedern.

Die Glasschränke an der Rückwand des Saales zeigen hinter ihren Scheiben Kunstwerke aus Silber, aus emaillierten Bronzen, Niello, Toularbeiten, Corviniello-Platten u. s. w. Für die Hausfrauen ist ein Schrank mit Nickelgeräten von Interesse, solche werden hergestellt, indem man Eisen- und Nickelbleche aufeinander schweisst, sie auswalzt und verarbeitet.

Zu den schönsten Schmuckstücken des Saales gehören die Amazonenstatuetten von Kiss, die Königgrätzer und die Düppeler Vase, die Statuette des Kaisers Friedrich u. a. m.

Neben den aufgezählten Gegenständen künstlerischer bzw. praktischer Natur giebt es noch einige solche, welche wichtige Thatsachen der geologischen Wissenschaft zur Anschauung bringen.

In der Mitte des Saales steht in einer Umfriedung ein Baumstumpf, dem es sofort anzusehen ist, dass er verkohlt ist. In der That stammt er aus der Steinkohlengrube des Piesberges bei Osnabrück. Wie die aufrechten Stämme bei Gr. Räschen*), so lehrt auch er, dass das Kohlenlager aus einem untergegangenen Wald entstanden ist. Die Wissenschaft hat in dem Stumpf einen Verwandten unserer heutigen Bärlappgewächse erkannt, jener blütenlosen Kräuter, welche das Hexenmehl liefern, das mannigfache Verwendung findet. Es ergiebt sich aus diesem Funde,

*) Mtsbl., Jahrg. III. S. 212. Jahrg. IV. S. 285.

dass in den zurückliegenden Zeiten der Steinkohlenformation diese Pflanzenart einen bei weitem grösseren Umfang hatte als zur Jetztzeit. An der Rückwand der Würfelpyramide ist ein zweites beachtenswertes Objekt aufgestellt, ein Salzwürfel aus Stassfurt. Er zeigt gefaltete Schichten von verschiedener Farbe, es sind dies wechselnde Lagen von Steinsalz und Anhydrit. Dieser Umstand deutet darauf hin, dass die Abscheidung beider Stoffe unter wechselnden Witterungszuständen vor sich ging, die des Steinsalzes in einer trockenen Periode und die des Kochsalzes in einer nassen. Endlich ist unter einer Glasscheibe links neben der Würfelpyramide noch ein drittes sehr wichtiges geologisches Schaustück plaziert worden. Es zeigt, wie durch ein Steinkohlenflöz bei Kladno in Böhmen ein Basaltgang hindurchgeht, und wie dieser heisse Lavastrom beim Emporsteigen die Steinkohle seiner Nachbarschaft in Koks umgewandelt hat.

Da die Zeit schon sehr vorgeschritten war, so musste die Besichtigung der Galerie, auf welcher die Erzeugnisse des Bergbaus ihren Platz gefunden haben, sehr beschleunigt werden. Wenn man links herumgeht, so beginnt die Sammlung mit dem Graphit, einer Substanz, welche in unseren Bleistiften enthalten ist, weiter folgt der Phosphorit, ein Gestein, das den Phosphor enthält, dasjenige chemische Element, das im Körper der Tiere und der Pflanzen vorkommt, und das von den Pflanzen aus dem Erdreich genommen wird und das deshalb unserem Kulturboden schon zu fehlen beginnt, so dass es ihm künstlich wieder zugeführt werden muss. Hieran schliessen sich Glaskästen mit Thon, Kalkstein, Marmor, Granit, kurz mit Gesteinen, die jedermann bekannt sind und deren Verwendung gleichfalls keiner Erläuterung bedarf. An der Schmalseite der Galerie begegnet uns eine Gruppe wichtiger Stoffe, die Steinsalze und zwar zunächst das Kochsalz, das aus dem Meerwasser direkt durch Verdunstung an der Luft gewonnen wird. Dieser Prozess ist in den südlichen Ländern sehr verbreitet und der grösste Teil allen Kochsalzes wird noch in dieser Weise gewonnen. Daneben tritt uns das Steinsalz in wohlbegrenzten Körpern, prächtigen Würfeln, entgegen, dieses echte Steinsalz ist ein Bergwerkserzeugnis. Endlich seien von den Salzen hier noch die Abraumsalze erwähnt, welche in einer Anzahl von Gläsern aufgestellt sind. Sie zeichnen sich durch ihre bunten Farben, z. T. durch einen gewissen Glanz aus. Diese Abraumsalze lagern über jenen oben erwähnten Schichten aus Steinsalz und Anhydrit in Stassfurt. Ihre Nutzbarmachung für die Landwirtschaft und Industrie ist vielleicht das wichtigste Ereignis unseres Jahrhunderts. Sie enthalten vornehmlich das Kalium, einen chemischen Grundstoff, der gleichfalls ein unentbehrlicher Bestandteil unserer Kulturpflanzen ist. In der Mitte dieser Seitengalerie fällt die Büste des grossen Kaisers aus Steinkohle auf. Sie ist von einem Bergmann aus Zabrze in anerkennt-

welter Ähnlichkeit angefertigt worden. Kurz vor dem Ende der Seitengalerie sind in einem hohen Glasschrank die Rohprodukte und die Endprodukte der sächsischen Paraffin- und Solarölfabrikation aufgestellt. Herr Geheimrat Hauchecorne zeigte, wie das Ausgangsprodukt, das Erdwachs, beim Anzünden mit einem Zündholz weiter brennt.

Nun folgen eine grosse Anzahl Glaskästen mit Proben von Braunkohlen und Steinkohlen. Diesen gegenüber sind an der Wand sehr schöne Abdrücke von Pflanzen aufgebaut, aus welchen die Steinkohlenflöze sich gebildet haben, daneben sehen wir eingeschaltet die Verwandte dieser Pflanzen, welche noch heutigen Tages leben, es sind dies jene blütenlosen Pflanzen unserer Wälder und Sümpfe, die Schachtelhalme und die Farnkräuter, welche in jenen Zeiten allerdings einen ganz anderen Umfang erreichten. An der Wand ist eine grosse farbige Zeichnung befestigt, welche einen Durchschnitt durch das rheinisch-westfälische Kohlengebirge darstellt, und welche gleichzeitig lehrt, wie die Erdrinde in zahlreiche Falten zusammengepresst worden ist. Ausserdem steht hier ein sehr lehrreiches Modell einer Steinkohlengrube, welches die gefalteten Flöze zeigt mit den Strecken und den abgebauten Partien. Nun folgen endlich auf den ganzen Rest der Galerie die Erze der wichtigsten Metalle; z. B. des Zinns, des Zinks, des Bleis, des Kupfers und vor allem des Eisens. Es würde zu weit führen, wollten wir in diesem Bericht auch auf die Entstehung und das Vorkommen aller dieser eingehen.

Beim Verlassen der Galerie sprach Herr Geheimrat Friedel Herrn Geheimen Oberbergrat Dr. Hauchecorne den Dank der Gesellschaft aus für die lehrreiche Erklärung und die sorgfältige Führung.

17. (6. öffentl.) Versammlung des V. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 24. Februar 1897, abends 7¹/₂ Uhr,
im Bürgersaale des Rathauses.

Vorsitzender: Herr Geh. Reg.-Rat Friedel.

1. Der Vorsitzende teilt folgendes mit als Beschluss des Vorstands und Ausschusses.

Den Vortragenden und Verfassern, deren Mitteilungen mindestens eine volle Druckseite umfassen, werden 10—20 Exemplare

der betreffenden Nr. des „Monatsblatts“ unentgeltlich geliefert, falls sie den bezüglichen Wunsch bei Abgabe des Manuskripts auf demselben vermerken.

Sofern Sonderabzüge gewünscht werden — was ebenfalls auf dem Manuskript anzugeben, — sind die dadurch entstehenden Mehrkosten an die Gesellschaftskasse zu erstatten.

2. Ferner bekannt gemacht als vorläufige Mitteilung.

Die Feier des Stiftungsfestes wird am Freitag, den 26. März — mit Damen — im Hôtel zu den „Vier Jahreszeiten“, Prinz Albrechtstr. 9, begangen werden. Einzuführende Gäste sind willkommen. Um recht zahlreiche Beteiligung wird ersucht.

3. Herr Ferdinand Meyer hat mit Rücksicht auf seine vorgeschrittenen Jahre ersucht, ihn von dem Amt des Ersten Schriftworts zu entlasten. Vorstand und Ausschuss haben mit Bedauern von diesem Entschluss Kenntnis genommen und sprechen dem Genannten, der zu den Mitbegründern der Brandenburgia gehört, ihren wärmsten Dank für die allzeit treuen und erspriesslichen Dienste aus, welche derselbe in uneigennützigster Weise stets den Bestrebungen der Gesellschaft erwiesen hat. Die freundlichen Wünsche, welche Herrn Meyer gelegentlich seines 70. Geburtstags in der Sitzung des 26. Februar 1896 im Bürgersaal ausgesprochen wurden (vergl. Monatsblatt IV. S. 370) erneuert die Gesellschaft gern am heutigen Tage und ernennt unter allseitigem Beifall Herrn Meyer vom kommenden neuen Geschäftsjahr ab zum Ehrenmitgliede.

Herr Meyer dankt für diesen Beweis des Vertrauens und der Anerkennung und verspricht auch fernerhin gern im Interesse der Brandenburgia thätig sein zu wollen.

4. An Stelle des Herrn Meyer ist vom Vorstand im Einverständnis mit dem Ausschuss Herr Hermann Maurer mit der Bezeichnung als Zweiter Schriftwart gewählt, während Herr Dr. Zache, bisheriger Zweiter Schriftwart, mit seiner Zustimmung, den Charakter als Erster Schriftwart fortan erhält.

5. Zum Ehrenmitgliede ab 1. April d. J. haben ferner Vorstand und Ausschuss Herrn Professor Dr. Hugo Jentsch in Guben gewählt, Begründer der hervorragenden dortigen Gymnasialsammlung, Vorsitzenden der Niederlausitzer Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte als einen der kundigsten und erfolgreichsten Forscher im Gebiet der niederlausitzischen Heimatkunde.

Auch diese Ernennung findet den ungeteilten Beifall der Gesellschaft.

Zur Vorbereitung der Wanderversammlungen und Festlichkeiten ist ein Ausschuss bestehend aus den Mitgliedern Franz Körner, H. Maurer, und W. Pütz, Vorsitzender Herr Körner, gewählt. Dieselben können

durch Selbstwahl andere Mitglieder sowie erforderlichen Falls auch Nichtmitglieder heranziehen.

6. Herr E. Friedel teilt weiterhin folgendes mit.

Herr Hermann Busse hierselbst, welchem wir die im Monatsblatt IV. S. 372 bis 374 abgedruckten Nachrichten verdanken, stellt der Brandenburgia neue vorgeschichtliche Berichte freundlichst zur Verfügung. Dieselben betreffen:

- a) ein Urnenfeld bei Wilkendorf Kreis Oberbarnim, in einer sehr steinigen Waldblösse 1,5 km nördlich vom Dorf. (Eine grössere Urne von hier schenkte Herr Busse dem Märk. Prov.-Museum);
- b) ein Urnenfeld von Leibsch Kreis Beeskow, vom sogenannten „Zaart“. Auch hier sind einige Scherben beigelegt;
- c) das bereits bekannt gewesene Urnenfeld von Wesendahl Kreis Oberbarnim, am Kesselsee, wo inzwischen grosse Steinmassen zum Chausseebau abgefahren und mehrere Urnen, auch Ringe und andere Sachen gefunden worden sind;
- d) Stein- und Knochen-Funde aus dem Baugrunde des Hauses Burg-Strasse No. 1 in Berlin.

Bei der Regulierung des Mühlendamms im Jahre 1894 wurde die Burg-Strasse von der Kurfürsten-Brücke bis zum Mühlen-Damm durchgelegt. In der Burg-Strasse entstanden nun mit der Front nach der Spree verschiedene neue Häuser. Im Juli 1896 fand ich beim Ausschachten des Baugrundes des Hauses No. 1 etwa 5—6 Meter tief, und zwar im heutigen Niveau des Spreegrundes, folgende Gegenstände:

1. einen Spinnwirtel, 3 cm Durchmesser mit Loch zum Durchstecken der Spindel, aus grauem, mit Sand und Steinen gemischten Thon gebrannt, mit 3 parallelen, rundherumlaufenden Riefen verziert;
2. einen pyramidenförmigen Wetzstein mit 4 deutlichen Reibeflächen 6 $\frac{1}{2}$ cm lang;
3. einen Feuerstein-Schaber aus weisslichem Flint, oval mit scharfen Kanten, 3 cm lang und ebenso breit;
4. eine thönerne Gefäss-Scherbe 7 cm lang, 5 cm breit, 8 mm dick, dunkelrot, innere Seite schwärzlich, aus grauem mit Quarz gemischten Thon, germanische Technik;
5. zwei Kinnbacken, 3 cm lang mit je 6 guterhaltenen Zähnen, welche noch zu bestimmen sind;
6. einen Hunde-Schädel, 19 cm lang;
7. drei Hörner vom Rind und ein Horn von einer Ziege.

Über diese Fundstelle, die im ältesten Teil von Berlin liegt, äussert sich Fidicin: „Die Gründung Berlins“ 1840, S. 200 folgendermassen: Vom Molkenmarkt bis über die Lange Brücke hinweg dehnte

sich das Bett der Spree bis über die Hälfte der in der Post- und Heiligengeist-Strasse an der Wasserseite gelegenen Häuser aus.“

Verschiedene Geschichtsschreiber, auch unser grünes Heft XVII, nehmen an, dass der Zentral-Punkt, um den sich das spätere Berlin gründete, der Platz sei, (früher Hügel), auf dem heute die Nikolai-Kirche steht.

Von hier aus war in vorgeschichtlichen Zeiten der Boden bis zur Spree abschüssig und so erklären sich die Funde aus dieser Tiefe.

Übrigens sah ich täglich, wie massenhaft alte Pfähle aus dem Baugrund herausgezogen werden mussten. Auf diesen standen jedenfalls die ersten Bauten in diesem sumpfigen Boden.

In weiteren oberen Schichten wurden haufenweise Knochen und Küchen-Abfälle gefunden.

Dieser von der Gesellschaft mit Dank aufgenommenen Zuschrift fügt der Vorsitzende E. Friedel das Nachstehende hinzu.

Indem ich die von Herrn Busse gesammelten Fundstücke hiermit zur Ansicht vorlege, bemerke ich, wie das bemerkenswerte, nicht auf der Drehscheibe bearbeitete Thongefäss-Bruchstück deutliche Spuren zeigt, dass es in klarem (nicht moorigem) Wasser abgespült worden ist; auch der Wirtel, dessen Alter weniger sicher zu bestimmen, den ich aber auch geneigt bin, für vorgeschichtlich zu halten, da er von den christlichen Wirtelsteinen des Mittelalters abweicht, die dunkelgrau aussehen, aus homogenerer Masse bestehen und noch härter gebrannt zu sein pflegen, und die Knochen haben, nach ähnlichen Befunden zu urteilen, im Wasser gelegen. Es handelt sich zunächst um zwei Stück rechtseitige Kinnbacken, nach gefälliger Feststellung des Herrn Professor Dr. Alfred Nehring von Bos (Rind) herrührend, sowie ferner um zwei Stirnzapfen von Kühen der kleinen schwächlichen Landrasse, welche bei uns viel verbreitet war und in Knochenablagerungen seit der vorgeschichtlichen Zeit bis in die Gegenwart immer wieder vorkommt. Ein grösserer Stirnzapfen hat einem stärkeren Rinde angehört. Bemerkenswert ist ein Stirnzapfen der Hausziege, da Reste dieses Milchviehs des kleinen Mannes, wie man es nicht ohne Grund genannt hat, selten sind. Ich entsinne mich, bei einem Hausbau zu Havelberg vor Jahren ein ähnliches im Märkischen Museum vorhandenes Exemplar in dem ausgeschachteten sumpfigen, vivianithaltigen Boden gefunden zu haben, welches der ältesten deutschen Periode der alten Bischofsveste angehören mag. Dafür, dass die Ziege bereits unter unseren heidnischen Wenden verbreitet war, vermag ich im Augenblick kein sicheres Beispiel anzuführen, dagegen muss den Germanen die Ziege bereits bekannt gewesen sein, da der Ziegenbock im Thor- oder Donar-Kult bereits vorkommt. Zu beachten ist auch, dass die geschilderten Knochenfunde aus dem Wasser der Spree stammen, in welches sehr wohl Gegenstände zusammen örtlich an eine Stelle ge-

rathen sein können, wenn sie auch zeitlich durch Jahrhunderte getrennt sind.

Auf die vorgeschichtlichen Altertümer des hier in Frage kommenden Teils der Burgstrasse zu Berlin zwischen dem Mühlendamm und der Friedrichsbrücke habe ich bereits in meinem Buch „Vorgeschichtliche Funde aus Berlin und Umgegend. Festschrift für die XI. allgemeine Versammlung der Deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte zu Berlin 1880“ S. 19 u. 20 aufmerksam gemacht. Beim Bau des Börsengebäudes daselbst sind im Spreebett gefunden und ins Kgl. Museum gelangt, ein kleines zweihenkeliges Gefäß von Bronze, eine kleine Kanne von Messing, eine eiserne Schafscheere, eine eiserne Lanzenspitze, das Bruchstück eines Sporns, ein eiserner Schlüssel, ein Hammer von Grünstein und ein kleines Thongefäß mit Spiralwindungen, Gegenstände die offenbar auch verschiedenen Kulturabschnitten zugehören.

Unser Mitglied Kustos Rudolf Buchholz erwähnt in seinem „Verzeichnis der im Märkischen Provinzial-Museum der Stadtgemeinde Berlin befindlichen berlinischen Altertümer von der ältesten Zeit bis zum Ende der Regierungszeit Friedrich des Grossen. Mit kurzen Beschreibungen und Erläuterungen nebst 248 Abbildungen,“ Berlin 1890, S. 13: „St. Wolfgangstrasse, bei den Ausschachtungen zur Waarenbörse, jetzt Königsbau, nebst vielen alten Baumstämmen im Sumpfboden gefunden: Feuersteinmesser, II. 15 908, 2,4 cm lang, zweischneidig“ (mit Abbildung). Diesen geschlagenen Flintsplinter habe ich selbst aufgelesen, er lag ebenfalls im reinen Flusssand. In denselben waren unzählige Pfähle senkrecht hineingetrieben, meist aus wenig bearbeiteten Rundhölzern bestehend, zwischen denen sich allerhand Wirtschaftsabfälle abgelagert und in Verbindung mit Schlamm eine moorige Schicht gebildet hatten, die ebenfalls an Haus- und Wildtierknochen, Hörnern, Geweihstücken und dergl. reich ausgestattet war. Diese Hölzer sahen braunkohlenartig, braunschwarz aus, sie waren zumeist oben verkohlt, d. h. bis zur frühern Wasserlinie abgebrannt, wie von durch Feuer zerstörte Holzbauten herstammend, dabei augenscheinlich von hohem Alter und glichen durchaus in ihrer Beschaffenheit den Hölzern aus unseren wendischen Pfahlbauten, sie erschienen als vorgeschichtlich anzusprechen. Ab und zu standen und lagen dazwischen hellere, weniger mineralisierte Hölzer, offenbar aus jüngeren (christlichen) Wasserbau-Perioden Berlins, z. T. reine Flosshölzer, andere Hölzer aber behauen und verzargt, wie von Bollwerken (Bohlwänden u. dergl.) herrührend. Das sind die bei Fidicin „die Gründung Berlins“ 1840 S. 200 erwähnten Schälungen.

Die Busseschen Funde runden das Bild des vorgeschichtlichen Berlins, dessen Kernpunkt der benachbarte Diluvialhügel war, auf dem später die dem Heiligen Nikolaus als Schutzpatron der Händler und

Schiffer geweihte erste Kirche unserer Stadt stand, wiederum etwas mehr ab. Dazu kommen prähistorische Funde aus dem jetzigen Spreebett daselbst, bei der Kanalisation gemacht, und endlich habe ich gegenüber am linken altköllnischen Ufer der Spree auf dem Grundstück unsers für die Heimatkunde zu früh verstorbenen Mitgliedes Leo Alfieri, Breite Strasse 22, jetzt der Stadt Berlin gehörig, mit Genanntem zusammen mehrere bearbeitete Feuersteingeräte wahrscheinlich der jüngern Steinzeit angehörig, ausgegraben und im Märkischen Museum verwahrt, Funde, welche zeigen, wie an derjenigen Stelle der Reichshauptstadt, die jetzt durch die Mühlendammbücke markiert wird, bereits viele Jahrhunderte vor der wendischen Epoche über den Spreestrom fort der menschliche Verkehr seine Wege suchte.

8. Allgemeine Elektrizitäts-Gesellschaft Berlin 1896. Herr Friedel legt unter Hinweis auf den Besuch, welchen die Brandenburgia vom 26. Februar 1894 den „Berliner Elektrizitäts-Werken“ in der Mauerstrasse 80 abstattete, ein soeben ausgegebenes Prachtwerk der hiesigen Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft vor, welches sich betitelt: „Die Elektrischen Strassenbahnen mit oberirdischer Stromzuführung nach dem System der Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft zu Berlin. Zweite neu bearbeitete und erweiterte Auflage. Berlin, Dezember 1896“ und eine grosse Menge von wohl gelungenen mit Text versehenen Abbildungen enthält teils rein technischer Natur (Stromerzeugung, Betriebsmittel, Konstruktionsteile u. dgl.), teils Strassenansichten mit elektrischen Wagen aus denjenigen Städten, wo die Unternehmerin einen Kleinbahnbetrieb eingerichtet hat. Die Allgemeine Elektrizitäts-Gesellschaft, gegründet in Berlin i. J. 1883 unter der Firma „Deutsche Edison-Gesellschaft für angewandte Elektrizität“ hat seitdem einen enormen technischen Aufschwung genommen und ihre Thätigkeit ausser Deutschland auf viele fremde Länder (Norwegen, Spanien, Italien, Russland, Japan etc.) ausgedehnt.

Die Brandenburgia hat als heimatkundliche Gesellschaft auch den menschlichen Verkehr und seine Betriebsmittel im Programm und nimmt mit um so grösserem Interesse Kenntniss von der herungereichten Schrift, als Berlin gerade im Begriff steht, den wichtigen Schritt der Umwandlung des Pferdebetriebs in elektrischen Betrieb auf seinen Kleinbahnen vorzubereiten. Die A. E.-G. hat in Berlin z. Z. folgende Spezialfabriken: 1. die Maschinenfabrik Brunnenstrasse 106b (Alter Lagerhof); 2. die Armaturen-Fabrik Ackerstrasse 71—76; 3. die Draht- und Gummi-Fabrik ebendasselbst und 4. die Glühlampen-Fabrik. Die General-Direktion befindet sich Schiffbauerdamm 22.

In der Gesellschaft wird der Wunsch geäussert, mit Rücksicht auf die allgemeine Wichtigkeit der Sache, sowie auf den Umstand, dass die A. E.-G. manche Fabrikations-Unterschiede von den besuchten Berliner

Elektrizitäts-Werken, welche Beleuchtungszwecken dienen, aufweist und dass die Fabrikation der elektrischen Kleinbahn-Motoren gerade in den letzten Jahren bemerkenswerte Fortschritte gemacht hat, eine Besichtigung wenigstens des interessantesten Teils der Anlagen zu erbitten. Der Vorstand ist gern bereit, diesem Wunsche Folge zu geben und diesbezüglich mit der General-Direktion in Unterhandlung zu treten.

8. Herr Custos Buchholz: Über das Gelände der ehemal. Königl. Eisengiesserei zu Berlin.

Bei unserer letzten Wanderversammlung in der geologischen Landesanstalt wurde von Herrn Geh. Rat Hauchecorne u. a. darauf hingewiesen, dass die Anstalt sich auf dem Boden der ehemaligen Königlichen Eisengiesserei befände, von deren Erzeugnissen auch eine grössere Sammlung dort ausgestellt war. Ein kurzer Rückblick auf die früheren Verhältnisse jenes Gebäudes, auf dem heute nicht allein die geologische Landesanstalt, sondern auch das Königl. Museum für Naturkunde und die Landwirtschaftliche Hochschule stehen, dürfte Sie im Anschluss an jenen Besuch interessieren.

Soweit ältere Karten jener Gegend vorhanden sind, wird jene Gegend als wüstes Land dargestellt, innerhalb dessen an der Panke einige Gebäude markiert und als „Schleifmühle“ bezeichnet sind. Dort lag nämlich die Kurfürstliche Schleif- und Polier-Mühle, in der das Rüstzeug (Waffen, Harnische etc.) geschliffen und poliert wurde; auch die Berliner Schwertfeger und Messerschmiede benutzten sie zu demselben Zweck. Im Anfang des vorigen Jahrhunderts kam sie in den Besitz des bekannten Stückgiessers Jacobi, der einen Neubau aufführen liess. Das Werk scheint unter den ferneren Besitzern, unter denen auch der Betrieb einer Lohmühle versucht wurde, nicht mehr rentiert zu haben; die Mühle kam in Verfall, bis sie der reiche, namentlich in der preussischen Münzgeschichte zur Zeit Friedrichs des Grossen eine Rolle spielende Kaufmann Ephraim zur Anlage einer Tabaksmühle erwarb. Durch Erbauung des Invalidenhauses und durch die Zuweisung des ganzen Geländes als Acker und Park an die Invaliden erhielt die ganze Gegend um die Mitte des vor. Jahrhunderts ein anderes Gepräge, das am besten aus dem grossen Schmettauschen Plan von 1757 ersichtlich ist. Inmitten dieses, von der Panke der Länge nach durchschnittenen Besitzes der Invaliden ist der Schleifmühlen-Komplex an der Panke abgegrenzt, auf dem mehrere Gebäude stehen; das grösste derselben überbrückt die Panke und ist als das eigentliche Mühlengebäude anzusehen, während die anderen Wohn- und Wirtschafts-Gebäude darstellen. Die nördlich davon gelegene Insel und ein auf dem westlichen Pankufer befindlicher Landstreifen erscheinen mit parkähnlichen Anlagen versehen und das ist zweifellos der Zustand während des Ephraimschen Besitzes.

Im Jahre 1788 kaufte der Stahlfabrikant Joh. Mart. Voigt das

Schleifmühlengrundstück, um dort eine kleine Eisenschmelze anzulegen, die ebenfalls wenig rentierte. Als Voigt 1802 starb, kam die Besetzung zur Zwangs-Versteigerung.

Inzwischen hatte der Minister Graf v. Reden im Jahre 1801 eine kleine Königliche Eisengiesserei — mit Tiegelguss — auf dem Eckgrundstück an der Waisenbrücke, zwischen Wallstrasse und Neu-Cölln a. W., errichten lassen. Da dieses Grundstück eine weitere Ausdehnung des Betriebes nicht zuließ, so benutzte der Minister die Gelegenheit der Versteigerung des circa 2 Hektar grossen Schleifmühlen-Grundstücks und liess es im Februar 1803 für 16 125 Thaler für die Zwecke der Königlichen Eisengiesserei ankaufen.

Wie sich dann die Königliche Eisengiesserei weiter entwickelt hat, wie sie von den grossen geschichtlichen Ereignissen in Berlin mitberührt wurde, wie sich in ihren Erzeugnissen ein Stück Berliner Kunst- und Kultur-Geschichte widerspiegelt, wie sie der unternehmungsfähiger gewordenen Privat-Industrie allmählich weichen musste und im Jahre 1873 das Feld räumte, wird in dem nächstens erscheinenden II. Heft der „Kunst- und Altertums-Gegenstände des Märkischen Provinzial-Museums“ ausführlich behandelt werden. Insbesondere werden darin auch sämtliche, von der Königl. Eisengiesserei von 1805 bis 1848 ausgegebenen eisernen Nenjahrskarten beschrieben und abgebildet sein, von denen ich hier die ganze Folge von 1805 bis 1848 vorlege.

9. Herr Custos Buchholz spricht über

Ordens- und Erinnerungsbänder, sowie einen Erinnerungsring aus der siebenjährigen Kriegszeit an der Hand eines merkwürdigen Kupferdrucks von 1758.

Die Hauptfläche des Kupferstiches ist mit den beiden Karten der schlesischen, bezw. sächsischen Gegenden besetzt, in denen die Schlachtörter Lissa und Rossbach liegen. Neben diesen Landkarten sind 3 kleinere Abbildungen angeschaltet, die an die Köpfe der sogenannten „Vivatbänder“ erinnern; ja eine derselben stimmt mit dem Kopf des, auch in der Sammlung des Märkischen Museums befindlichen Vivatbandes auf den Sieg von Rossbach völlig überein. (Adler gegen die Sonne fliegend, mit Spruchband: „Es lebe Friderich der Preussen König“). Das zweite Bild zeigt auf Orangefläche den schwarzen heraldischen Adler mit F. R., darunter eine Fahne und ein Banner gekreuzt und: „Vive Frederic le grand.“ Das dritte zeigt den fliegenden schwarzen Adler mit F. R., dessen Fänge zwei gekrönte Wappenschilder (Doppeladler, bezw. 3 Lilien) halten, darunter Krone, Palm- und Lorbeerzweig, unten: „Vive Frederic le grand“; am Rande: „Triomphe de la bonne cause“. Diese Bilder würden an sich in die Gruppe der Vivatbänder fallen, die sonst in der

Regel noch einen aufgedruckten gereimten Text aufweisen; doch ist hier eine miteingedruckte Erläuterung gegeben, die ihnen den Charakter als „Ordenszeichen“ beilegt. Von dem zweiten Bilde heisst es: „Orden, welchen S. M. der K. v. Preussen denen Soldaten wegen der Bataille bei Rosbach gegeben.“ Vom ersten und dritten Bilde: „Orden wegen Rosbach (bezw. Lissa), beyde haben Ihre Maj. die Königin v. Preussen denen Cavaliers und Damen erteilet.“ Mit dieser Erläuterung weist das erste und dritte Bild auf den Ursprung der eigentlichen „Vivatbänder“ als Erinnerung an grosse und freudige geschichtliche Ereignisse hin und in der That entwickelte sich unmittelbar nach Erscheinen dieser Ordenszeichen durch Hinzufügen eines entsprechenden Textes und weitere Ausgestaltung der Vignette das „Vivatband“ in mannigfachsten Formen und mit Beziehung auf die verschiedensten politischen Vorgänge, bis sie dann auch auf persönliche und Familien-Feiern ausgedehnt wurden. Nur das, nach der Erläuterung vom Könige den Soldaten von Rosbach verliehene Ordensband dürfte als eine Art Kriegsdenkmünze im Sinne der modernen Kriegsdekorationen zu betrachten sein, wobei man von der Frage absehen muss, ob der König ein solches Erinnerungszeichen, das eine Selbstverherrlichung einschliesst („vive Frederic le grand“) wirklich verteilt haben dürfte; es ist anzunehmen, dass seine Organe die Legende hinzugefügt haben. Dabei bleibt es aber immer auffällig, dass bisher noch keins dieser Ordensbänder in natura zum Vorschein gekommen ist und dass auch bisher noch kein Bild aus jener Zeit beobachtet wurde, auf welchem Soldaten mit jenem Ordensbande geschmückt dargestellt sind. Vielleicht wird hierdurch Anregung gegeben, nach dieser Richtung hin militärische Bilder aus Friedrichs des Grossen Zeit genauer zu betrachten. Wenn den Ausführungen des Herrn Reg.-Ass. Winkel (Sammler 1888, S. 50) auch darin vollständig beizupflichten ist, dass Vivatbänder während und nach dem siebenjährigen Kriege in Mode gekommen waren, ohne irgend einen offiziellen Charakter zu haben, so geht aus diesem Blatt doch hervor, dass jene Mode sich aus diesen offiziellen Anfängen entwickelt hat.

Auf demselben Blatt ist zugleich auch ein Fingerring mit einer kleinen, durch eine Königskrone erweiterten Platte abgedruckt, auf welcher letzteren die Initialen V. F. R. stehen. Daneben ist die Erläuterung beigefügt: „Goldener Ring (auf den die Worte: „Vive F. R. père de la Patrie“ emailliert), welchen Ihre Majestät die Königin von Preussen zum Andenken wegen der Wiedereroberung Breslau an die Noblesse geschenkt.“ Ein Exemplar dieser Ringe ist dem Vortragenden bisher nicht vor Augen gekommen, vielleicht finden sie sich noch in den Familienschätzen der Nachkommen der damaligen „Noblesse“.

10. Vorgeschichtliche Töpferei und Ornamentik.

Von E. Lemke.

Geehrte Anwesende, fürchten Sie nicht, dass ich Sie bis zur Erschöpfung in dem Gebirge umherführen will, welches durch die Erzeugnisse der Töpferei gebildet werden könnte, gleichviel ob jene Erzeugnisse in heilem Zustande anzutreffen wären oder nur in Scherben vor uns lägen! Ich habe auch nicht die Absicht, mit Ihnen gemeinsam in die Geheimnisse eines Töpfermeisters zu dringen. Wir wollen uns zunächst nur aus der Vogelperspektive die Sache ansehen, d. h. einen Blick in die älteste Geschichte dieser Kunst thun und dann — besonders in der Mark Brandenburg — einige vorgeschichtliche Gefässformen und Ornamente zu näherer Betrachtung heranziehen.

Da die Töpferei für die Erfordernisse ursprünglicher Art arbeitet, kann man ohne weiteres annehmen, dass ihr Alter ein ungemein hohes ist. Wie weit indessen diese Kunst zurückreicht, darüber lassen sich nur sehr mangelhafte Nachweise geben. Wissen wir doch kaum zu bestimmen, wie viele Jahrtausende die ersten geschichtlichen Überlieferungen der alten Kulturvölker hinter uns zurückliegen; um wie viel schwieriger müssen die Versuche sein, den bei weitem früheren Zeitpunkt nachzuweisen, da die ersten Staffeln einer Technik, wie sie die Töpferei ist, erstiegen waren. „Tief unter dem langsam sich absetzenden Schlamm des Nils sind glasierte Thonscherben hervorgegraben worden, die (wenn die Rechnung aus der Dicke der Schlammschicht und des alljährlich sich absetzenden Niederschlages richtig ist) vor mehr als 13 000 Jahren gebrannt sein müssen.“ Auf ägyptischen Basreliefs finden wir wiederholt die Abbildungen der verschiedensten Vorgänge, welche bei der Bearbeitung des Thons eine Rolle spielen. Wir sehen den rohen Thon mit Füßen kneten; Erzeugnisse aller Art werden, theils aus freier Hand, theils auf der Töpferscheibe, daraus gebildet; hier lernen wir das Brennen, dort die Gestalt der Öfen, ferner die rote Farbe der altägyptischen Thongefässe kennen. Dass die Israeliten ebenfalls in den frühesten Zeiten die Kunst der Töpferei verstanden haben, beweisen zahlreiche Beziehungen, welche die bilderreiche Sprache des alten Testaments benutzte. Wenn auch nicht mit den ersten Versuchen der Töpferei, — denn auf diese kommt naturgemäss jedes Volk von selbst — so sind doch höchst wahrscheinlich mit den Vervollkommnungen die Griechen durch die Ägypter bekannt gemacht worden. Zu Homers Zeiten gab es auf der Insel Samos Töpfereien, welche eine grosse Berühmtheit besaßen, so dass der blinde Sänger dieselben durch ein Gedicht verherrlichte, welches die Meinung hervorrufen könnte, als sei es durch den Besuch eines grossen Etablissements der Neuzeit veranlasst worden. (Vielleicht ein Besuch nach Art

der Wanderungen unserer „Brandenburgia“! So viel ich aber weiss, hat noch kein Dichter hier einen ähnlichen Gesang für die Schriften des Vereins geliefert.) Die Vorgänge, welche Homer schildert, stimmen in ausserordentlicher Weise mit den heute üblichen überein. Wie alle Bildung und Kunstfertigkeit, so nahm auch die Töpferei ihren Weg von Griechenland nach den südlichen Teilen Italiens, um von hier in den Lebensorganismus des römischen Reichs überzugehen. Das Material, aus welchem die irdenen Gefässe — z. B. zu Plinius Zeiten — hergestellt wurden, bestand aus rotem oder rotbraunem Thon; die Malerei beschränkte sich auf eine Zeichnung in schwarzer Farbe. — Die Erfindung der Töpferscheibe ist eine sehr alte, und es hat den Anschein, als ob die verschiedenen Völker ganz selbstständig darauf gekommen wären. Die Griechen schrieben die Erfindung dem Tales, einem um die Mitte des 12. Jahrh. v. Chr. lebenden Handwerker, andere wieder dem Theodorus von Samos zu; wahrscheinlich aber dürfte die Vorrichtung ein viel höheres Alter beanspruchen. Übrigens giebt es Völkerschaften, welche kreisrunde Gefässe von sehr bedeutendem Umfange ohne Anwendung der Scheibe herstellen, z. B. die Arowaken und Warauen in Süd-Amerika, die 5—6 Fuss hohe Töpfe lediglich durch Aufeinanderlegen dünner, langer Thonwulste fertigen. (D. n. Buch d. Erfind., Gew. u. Jnd., IV. Bd., 1866.)

Wenn wir die Gefässe betrachten, welche in unsern Museen als Zeugnisse älterer und ältester einheimischer Kultur aufbewahrt werden, so erkennen wir oft auf den ersten Blick, dass jene ohne Töpferscheibe hergestellt sind; manche Urnen sehen kläglich schief und überhaupt nicht regelmässig geformt aus, während man doch im allgemeinen überraschende Kunstfertigkeit antrifft und nicht zum wenigsten die Anordnung und Ausführung der Ornamente anstaunt.

Der Mensch der neolithischen Zeit, d. h. der jüngeren Steinzeit, knetete den Thon, den er zum Herstellen von Gefässen benutzen wollte, mit grobem Sande durch, wodurch der Thon an Festigkeit gewann. Die aus freier Hand geformten Töpfe, Schüsseln, Schalen u. s. w. wurden bei einem sogenannten „Schauchfeuer“ schwach gebrannt. Die Gefässe zeigen nicht selten schon Henkel oder knopfartige Ansätze und tragen u. a. ein Ornament, welches man als charakteristisch für die Steinzeit erkannt hat: das Schnur- oder Bindfaden-Ornament.

Dieses über den Kreis der Forscher hinaus bekannte Ornament ward durch sorgfältiges Auflegen oder festes Umbinden und energisches Abdrücken eines Bastfadens oder einer Schnur aus Pferdehaar u. s. w. hergestellt.

Daneben ist für die neolithische Zeit ein zweites Ornament äusserst charakteristisch: jenes, welches durch verhältnismässig tiefe Einstiche in den Thon entstanden ist.

Im allgemeinen ist die Mark Brandenburg nicht reich an Funden dieser Art. U. a. sind neolithische Gefässe in Satzkorn bei Potsdam und in Kl. Rietz, Kr. Beeskow, wieder zu Tage gekommen. Scherben aus derselben Zeit fanden sich z. B. in der Umgegend von Brandenburg. Möglicher Weise sind noch manche interessanten Funde zu erwarten, da in nicht zu weiter Entfernung, nämlich bei Tangermünde in der Altmark, viele und schöne Gefässe ausgegraben wurden.

Die steinzeitlichen Ornamente waren sehr oft mit weisser Farbe ausgefüllt, wie man an zahllosen Spuren erkennen kann.

In Oldenburg, Hannover, Schleswig-Holstein und Mecklenburg ist — nach A. Voss und G. Stimming (Vorgesch. Altert. a. d. M. Brandenburg) — das Schnur-Ornament noch nicht gefunden worden; in Holland und Dänemark, sowie im Mittel-Rhein-Gebiet tritt es neben dem vorherrschenden eingestochenen Ornament vereinzelt auf; dagegen ist es in England, Thüringen, Sachsen, Hinterpommern und Ostpreussen das vorherrschende. Mitunter sind beide Ornamente auf demselben Gefässe anzutreffen. Das Schnur-Ornament ist aber viel verbreiteter gewesen. Es ist auch nachgewiesen in Baden, in der Schweiz, in Polen, Böhmen und Nord-Ungarn, auch im Gouvernement Perm in Russland. In der Mark ist es selten.

Auch schon die mehr oder minder barbarischen Steinzeitmenschen befassten sich mit Nachbildung, wie Scherben von Mildenberg, Kr. Templin, beweisen; in diesem Falle hat der selige Töpfermeister das Schnur-Ornament mit einem Stichel hervorgebracht.*)

Die Steinzeit beschränkte sich aber durchaus nicht auf zwei Verzierungsweisen. Man kennt das etwa durch Fingerdruck hergestellte Gruben-Ornament. Oft erfuhren auch die Fingernägel getreuen Abdruck, — eine Technik, die dem Menschen buchstäblich angeboren ist. Gewöhnlich verläuft diese Ausschmückung eines Kochtopfes oder einer Graburne in horizontalen Reihen. Ähnlich verhält es sich mit dem durch ein Stäbchen hergestellten Gruben-Ornament; das Stäbchen muss an seinem unteren Ende rund oder meisselförmig zugestutzt gewesen sein; die kleinsten Grübchen werden aber mit einem ganz zugespitzten Stäbchen hineingestossen worden sein. (S. tiefe Einstiche!) Mein unvergesslicher Landsmann O. Tischler hat gewisse Instrumente, namentlich Knochenpfriemen und Feuersteinsplitter, in nächste Beziehung zu den Ornamenten gebracht.**) Auch ein Bogen- oder Häkchen-Ornament, winzigsten Fuss-tapfen vergleichbar, war „Mode“; vermutlich benutzte man zu demselben ein zurechtgeschnittenes Stück Rohr oder dergl.

Nach Ansicht vieler Forscher waren es die Frauen, die gleich den

*) Nachr. d. d. Alt. F., 1891, V.

***) Verh. d. Berl. G. f. A., E. u. U., 1883, S. 437.

Schönen unter den jetzigen Naturvölkern die Arbeit der Töpferei zu verrichten hatten. Da mögen sie sich gegenseitig mit „Mustern“ ausgeholfen haben, — ganz so, wie es heute die Damen bei Stickereien u. s. w. zu thun pflegen; nur lebte man damals nicht so schnell; man war also nicht so nervöse und nach Abwechslung verlangend, wie es heute der Fall ist, da der Dampf- und der Draht-Verkehr, das Fahrrad u. s. w. zur Herrschaft gelangt sind. Man hielt an seinen Gewohnheiten ausdauernd fest, — Jahrhunderte lang; ein Umstand, der jetzt der „Wissenschaft vom Spaten“ sehr zu statten kommt.

In Nord-Deutschland liebte man, wie auch anderwärts, das sogenannte Schachbrett-Muster, wofür die Funde in Tangermünde vortreffliche Beispiele liefern. Auch in Schweden (s. O. Montelius, Die Kultur Schwedens in vorchr. Zeit) hat man dies ausdrucksvolle Muster angetroffen. Einigen Prähistorikern muss es aber als zu fein für diese Kulturperiode erschienen sein, daher sie es für eine spätere ansetzten, welches Schicksal (nach Virchows Entscheidung) die Funde von Fürstenau, Kr. Rastenburg, Ostpreussen, erfuhren,*) die man zuerst für römische angesehen hatte.

Bei derselben Gelegenheit — es war bei der im Jahre 1895 stattfindenden Konferenz in Sarajewo (Bosnien) — zeigte A. Voss die grosse Ähnlichkeit zwischen Funden von Butmir (Bosnien) und den neolithischen Stücken von Tordos an der Maros bei Broos in Siebenbürgen. Das Vergleichen scheinbarer Nebensächlichkeiten ist so wichtig für die vorgeschichtliche Forschung, dass ich hier ein wenig abschweife, um Ihnen, geehrte Anwesende, ein kleines Bild davon zu entwerfen. Sowohl in Bosnien wie in Siebenbürgen kommt aus neolithischer Zeit feine schwarze Thonwaare mit Spiralen und Thonfiguren vor und ebenso gröbere Waare mit Kreis-Ornamenten, die nicht (wie hier vermutet war) auf das Eindrücken von Metallröhren, sondern auf durchschnittene Rohrhalme oder Vogelknochen zu beziehen sind. Besonders charakteristisch seien — sagt A. Voss — Band-Ornamente in Zickzackform, die mit Strichen und Punkten ausgefüllt sind und in Bogen und Spiralförmigkeiten übergehen. Auch Becher mit hohem Fuss und rotem Überzuge müssten erwähnt werden. — Die Verhältnisse dort wenden sich unschwer an uralte Beziehungen zu den Phöniziern, worüber Undset wertvolle Abhandlungen schrieb. Das Spiral-Ornament kehrt an den Stellen von Pesaro in Italien wieder, während Virchow es an transkaukasischen Bronzen nachwies. Wie Montelius hervorhebt, ist man in Europa nicht gewohnt, eine Steinzeit anzunehmen, wenn man das Spiral-Ornament findet. Aber die Bevölkerung Bosniens muss mit südöstlich wohnenden Kulturvölkern in Verbindung gestanden haben. Einige der Butmirer Scherben zeigten grosse Ähnlichkeit mit Thongefässen von Sicilien aus

*) Verh. d. Berl. G. f. A., E. u. U., 1895, S. 46.

der reinen Steinzeit und mit solchen aus dem Ende derselben. Andere, z. B. solche mit dem Schachbrett-Muster, finden sich von Cypern bis Skandinavien. Spiralen aus so früher Zeit giebt es in den andern Teilen Europas nicht; in Skandinavien gehören sie der Bronzezeit, also dem 2. Jahrtausend v. Chr. an; — für Mykenae sind sie für die Mitte des 2. Jahrtausends anzusetzen; in Ägypten kennt man sie aus dem 3. Jahrtausend. Nach Montelius' Ansicht hat die metallische Zeit in Skandinavien ungefähr schon im 17. oder 18. Jahrh. v. Chr. — wenn nicht noch früher — angefangen; dasselbe müsse man auch wohl für Bosnien annehmen, da diese Zeitbestimmung auch für Italien und Griechenland zutrefte. Butmir müsse älter, als 2000 Jahre v. Chr. sein. In bezug auf das Spiral-Ornament spricht sich auch M. Hörnes (gestützt auf die Nachweise von Sophus Müller) ganz entschieden für phönizischen Einfluss aus, denn wo ein solcher stattgefunden hat, findet sich auch eben das Spiral-Ornament.

Auf neolithischen Gefäßen von Cujavien wies v. Erckert Exc. das Sparren- und das palmzweigartige Ornament nach; auch das Zickzack-Ornament kam dort vor.*) — In unsern berühmten Pfahlbauten war die Töpferei bereits hoch entwickelt. Die Pfahlbauten des Steinhäuser Rieds in Schwaben z. B. lieferten Gefäße von verschiedener Form und für verschiedenen Zweck: Töpfe mit und ohne Henkel oder durchbohrten Ansätzen, Krüge, Tassen, Schüsseln, Schöpf- und Esslöffel. Die Krüge haben oft reiche Ornamente, bestehend in allen möglichen Kombinationen von Punkt und Strich. Besonders geschmackvoll sind die „karrierten“ Ornamente mit weisser Masse ausgefüllt und von breiten, schwarzglänzenden Streifen umrahmt. Die keramischen Erzeugnisse dieser Pfahlbauten stimmen in ihrer Stilart u. a. mit denen der Pfahlbaustation Bodmann im Überlinger See überein.***) (Nebenbei bemerkt: man kennt im Alpengebiet über 280 Pfahldörfer, z. T. der Steinzeit, z. T. späteren Perioden zugehörig.) — Die Ornamente auf den Gefäßen des neolithischen Grabfeldes auf der Rheingewann von Worms bestehen ebenfalls aus Systemen von Linien und Punkten; es kommen nur gerade oder wenig gebogene Linien vor; das am häufigsten vorkommende Muster ist das schraffierte Dreieck. Dieses bildet das in den späteren Perioden so häufig vorkommende „Wolfszahn-Ornament“, welches sowohl auf Thon-Gefäßen, wie auch vielfach auf Bronzen erscheint. Dasselbe ist nach Meinung von Köhl vordem noch nicht als ein Ornament der rein neolithischen Zeit angeführt worden. Auf eingehende Beschreibung der Anordnung jenes Musters will ich mich hier nicht einlassen; die sich dafür Interessierenden verweise ich auf die „Nachrichten über deutsche Alterthumsfunde“, 1896, Heft V.

*) Verh. d. Berl. G. f. A., E. u. U., 1883, S. 431.

**) C.-Bl. d. d. G. f. A., E. u. U., 1892, S. 74.

Um Sie nicht zu ermüden, geehrte Anwesende, muss ich auch auf die ausführlichen Erklärungen Virchows verzichten, welche in Bezug auf die ausserordentliche Zähigkeit im Festhalten bestimmter Formen und Ornamente neolithischer Zeit in Italien uns ein sprechendes Bild dortiger Verhältnisse liefern und zugleich die Beziehungen zwischen Italien und Deutschland erörtern. Nur wenige Worte seien wiedergegeben. „Der Thon ist das am meisten bildsame Material, und man sollte bei dem Töpfer eine besondere Neigung zu selbstständigen Neuerungen erwarten; aber gerade bei ihm zeigt sich eine ganz besondere Hartnäckigkeit in der Erhaltung der Formen. Als Beispiel dafür möchte ich (sagt Virchow) darauf hinweisen, dass in Italien die neolithische Ornamentik sich noch bis in die Villanova-Zeit erhalten hat. Das Schnur-Ornament lässt sich, teils rein, teils in künstlicher Nachbildung, noch darüber hinaus an dem Topfgerät der Bologneser Gräber [also bis in die reine Bronzezeit] nachweisen.“*)

Eine sehr naheliegende Frage, die so ziemlich auch jedem von Ihnen, geehrte Anwesende, zu den allerersten Fragen gehören wird, — insofern Sie nicht schon durch eigene Studien die Schwierigkeit der Beantwortung kennen — ist jene nach der Zeitstellung resp. Dauer neolithischer Kultur. Da kann nicht oft genug betont werden, dass man wohl einzelne Stufen der Entwicklung oder lokale Eigentümlichkeiten mit verhältnissmässiger Sicherheit bestimmen kann, aber nur mit einer ungefähr bestimmten Jahrhundert-Zahl rechnen darf, — auch schon deshalb, weil jede Kultur (Steinzeit, Bronzezeit, Eisenzeit, mit ihren Unterabteilungen) in verschiedenen Ländern verschiedene Ausdehnung gewann, hier z. B. die Steinzeit früher allmählich abgelöst durch Benutzung der Metalle, dort länger festgehalten, wie in ostbaltischen Gebieten, nämlich Estland, welche Gebiete sich noch bis zum Beginn christlicher Zeitrechnung in Stein-Kultur befanden.

Doch alles schiebt sich weiter und vergeht, — so auch die Viertelstunden, mit denen ich meine Zuhörer an ihren Plätzen festhalten darf. Daher genug von der Steinzeit! — ausgenommen eine letzte Bemerkung. Zu den Einzelheiten, welche die Forscher besonders interessieren, gehören die Gefässe mit durchlochtem Rande. Obwohl ein grosser Zeitraum zwischen den Pfahlbauten der Schweiz und denen meiner Heimat Ostpreussen liegen muss, findet man die gleiche Erscheinung bei beiden: die Ränder vieler Gefässe weisen kleine Löcher auf. Balduhn*) sagt: „Durchlochte Ränder sind bei Gräberurnen nicht beobachtet worden. Ausser den Pfahlbauten können wir Wohnstätten der Vorzeit nicht feststellen, in denen Speisen gekocht worden, deshalb die Vermutung, dass

*) Verh. d. Berl. G. f. A., E. u. U., 1884, S. 208.

**) S. Ber. d. A.-G. Prussia, 1887—88, S. 138.

die nur im Pfahlbau gefundenen durchlochten Gefässe ausschliesslich zum Kochen gedient haben, und dass zu Graburnen besondere Gefässe ohne Löcher gefertigt wurden. Die Urmenschen haben gewiss ex praxi bald gefunden, dass bei bedeckten Gefässen die Speisen nicht allein weniger überkochen, sondern auch schneller kochen und beim Erlöschen des Feuers länger warm bleiben. Deshalb bedurfte das Gefäss, welches mit der Hand roh geformt war, ohne gekrempten Rand, wie ihn heute die Drehscheibe herstellt, einer Vorrichtung, welche es ermöglichte, dass der scheibenförmig geformte Deckel sicher und fest auflag. Diese Vorrichtung bestand nun darin, dass in dem steilen Rande der Gefässe Löcher gemacht wurden, durch welche man dünne Stäbchen, Halme u. s. w. steckte. Die aus dem Gefässe sich entwickelnden Dämpfe, welche z. T. nur durch die Löcher neben den Stäbchen strömten, verhinderten das Verbrennen der aussenstehenden Enden dieser Stäbchen. Die Annahme, dass die Löcher zum Anhängen durch Schnüre gedient haben können, ist hinfällig, wenn man die Kleinheit der Löcher und die Höhe derselben am Rande im Vergleich zur Grösse und Schwere der Gefässe — namentlich wenn sie gefüllt sind — erwägt.“

Nun wollen wir die „Brandenburgia“ zu ihrem Rechte kommen lassen und uns die nächsten Kultur-Perioden zunächst in der Mark Brandenburg ein wenig ansehen, wobei freilich die Hinweise auf andere Landesgebiete nicht zu unterlassen sind. Nordische Forscher (z. B. Worsaae und Montelius) nehmen an, dass etwa um 1000 Jahre v. Chr. [oder früher; — s. oben!] bereits der Norden mit dem Gebrauch der Metalle bekannt geworden sei. Für die Mark Brandenburg dürfte (nach A. Voss u. G. Stimming, a. a. O.) diese Zahl wohl zu hoch gegriffen sein; indes wird man immerhin auf das 5—6 Jahrh. v. Chr. zurückgehen können, auf grund der durch die gleichartigen norditalischen Funde einigermaßen sicher datierbaren Gegenstände vom Hallstätter Typus, welche im Norden gefunden sind.

Der Name Hallstätter oder Hallstatt-Kultur lehnt sich bekanntlich an die Funde auf dem gewaltigen Flachgräberfelde des Salzberges bei Hallstatt im österreichischen Salzkammergute. „Ungefähr in der Hälfte der Gräber fanden sich Reste unverbrannter, in der andern Hälfte die Reste verbrannter Leichen; 525 Skeletgräber lieferten 342 Thongefässe, 455 Brandgräber 902 Thongefässe.“*) Wo immer nun wir Funde antreffen, welche diesem Typus entsprechen, stehen wir einer mehr oder minder einheitlichen, gewaltigen Periode gegenüber, in der neben der Bronze bereits das Eisen auftaucht.

Die Dauer der sogenannten Bronzezeit, in der man das Eisen noch nicht kannte, dürfte (nach M. Hörnes, a. a. O.) mit

*) M. Hörnes, Urgeschichte der Menschheit, S. 132.

folgenden Zahlen ungefähr zu bezeichnen sein. „Die erste Phase möchte etwa von 1500—1000 v. Chr. gewährt haben; die zweite Phase in Nord-Europa sicher bis 400 v. Chr.; in der Schweiz und in Ungarn wird dieselbe aber schon um 600 v. Chr. zu Ende gegangen sein.“

In meinen bescheidenen Zeichnungen, werden Sie, geehrte Anwesende erkennen: wie sich die Übergänge von der Steinzeit zur Bronzezeit nachweisen lassen. Das am Rande durchlochte, rauh gemachte Gefäss aus Ostpreussen — dem Pfahlbau im Tulewo-See entnommen — leitet hinüber zu den gleichgeformten und gleicher Weise rauh gemachten Gefässe vom Urnengräberfelde bei Radewege, Kr. Westhavelland, Mark Brandenburg. Sodann haben Sie in den Abbildungen einige Formen und Ornamente vor Sich, welche Ihnen die reine Bronzezeit in der Mark veranschaulichen. Sie sehen ferner auf Tafel IV eine Buckelurne, d. h. ein Exemplar jener merkwürdigen Gefässe, welche durch eine lange Zeit, nämlich bis in die vollentwickelte Eisen-Zeit, eine grosse Verbreitung erfahren haben und zu den charakteristischen Erkennungszeichen des hochinteressanten „Lausitzer Typus“ gehören, obgleich die Buckelgefässe ganz und garnicht auf die Niederlausitz beschränkt sind. „Sie finden sich in einer breiten Zone von den Karpathen bis über die Elbe und legen durch ihre Nebenfunde die durch andere Einzelheiten gestützte Vermutung nahe, dass die Bevölkerungsgruppe, welche in der älteren La Tène-Periode (d. h. in der vollentwickelten Eisenzeit) ihre Handwerks-technik an der Havel und Elbe übte, in früherer Zeit weiter östlich sass, eine Annahme, die unsere Lausitzer Bronzefunde dann für eine noch ältere Zeit weiter südöstlich nach Ungarn fortleiten.“*) Auf die Mannigfaltigkeit der Formen von Buckelgefässen sei hier besonders aufmerksam gemacht, indem das Märkische Museum und das klg. Museum f. Völkerkunde ungemein reich an dergleichen Thongerät sind. Zu den Buckelurnen gesellen sich in der Niederlausitz sowohl in früherer wie in späterer Zeit unabsehbar viele verschiedenartige Thongefässe, eine ganze Küchen- und Speisekammer-Ausstattung vergegenwärtigend, auf die wir noch zurückkommen.

Von Funden aus märkischer reiner Bronzezeit seien sodann erwähnt die bei Brandenburg zu Tage gekommenen Urnen, welche z. T. Familiengräbern entstammen. Die Gefässe sind meist mit Henkel versehen, kannen- oder topfförmig, von rötlich-braungelber Farbe, und zeigen teilweise als Verzierungen wagerecht umlaufende Parallellinien, ferner Zickzack-Ornament, auch unregelmässig laufende, im rechten Winkel zusammenstossende, eingeritzte Linien. Nicht unerwähnt sei das Vorkommen des Deckels!**)

*) H. Jentsch: Mitt. d. Niederl. G. f. A. u. U., 1887, H. III.

**) XXVI.—XXVIII. J.-B. d. Hist. V. z. Brandenburg. S. 100.

Die jüngste Bronzezeit resp. die Hallstatt-Periode hat ausser unendlich vielen Besonderheiten, deren blosse Aufzählung uns eine lange Weile beschäftigen würde, in Westpreussen und einigen angrenzenden Gebieten eine höchst wichtige Hinterlassenschaft in den sogenannten Gesichturnen. Diese Gefässe ahmen das menschliche Antlitz oder den oberen Teil desselben nach, dazu die Ohren, zuweilen Haupthaar und Bart und sogar in schwächerer Ausführung auch die Hände. Die Gefässe haben fast immer eine karaffenartige Form; der Deckel kann als Nachbildung einer Mütze gedeutet werden. Auf dem breiteren Teil der Urne, gewöhnlich unter einer Verzierungsline, befinden sich oft eingeritzte Zeichnungen: primitive Darstellungen von Wagen, Pferden und Menschen, von Bäumen und Schmucksachen. Manchmal sind diese Schmucksachen in Wirklichkeit auch in der Urne angetroffen worden. In den mehrfach durchlochtem Ohren hängen Ringe; meist sind dieselben von Bronze, aber auch eiserne Ringe kommen nicht selten vor. Das Hauptfundgebiet dieser ungemein interessanten Gefässe ist Pommerellen.

Demnächst wird im kgl. f. Museum Völkerkunde hier dem Publikum jene Sammlung von Gesichturnen zugänglich gemacht werden, welche — 40 an der Zahl — in Schwartow, Pommerellen, gefunden wurden. (Vordem besass das Mus. f. Völkerk. nur 25 Stück solcher Urnen; das Märk. Mus. erfreut sich gleichfalls einer Anzahl; aber das Westpr. Prov.-Museum in Danzig besitzt gegen 200 Gesichturnen. Andere Exemplare fanden in den Museen zu Königsberg, Breslau, Stettin u. s. w. ein gar gern gewährtes Unterkommen.) Herrn Prem.-Lieutenant Hans von Schierstedt-Swartow ist die vorhin erwähnte neue Sammlung zu verdanken; er entnahm dieselbe, mit Hülfe des Herrn Konservator Krause (Berlin), der Erde, wo sie — wie gesagt — seit der Hallstatt- oder (nach einzelner, abweichender Meinung) seit der La Tène-Zeit geweiht hatte. Die Urnen standen in Steinkisten-Gräbern auf verschiedenen Grabfeldern. Auch mehrere Kinderurnen kamen zum Vorschein.

Die Zeichnungen auf den Gefässen haben wiederholt eingehende Besprechung erfahren, wie u. a. die Verhandlungen der Berl. Anthropol. Gesellsch. beweisen. Für denjenigen, der sich weiterhin dafür interessiert, sei auf das Heft von H. Conwentz aufmerksam gemacht: „Bildliche Darstellungen von Tieren, Menschen, Bäumen und Wagen an westpreussischen Gräberurnen.“ Dasselbst werden die Jagdszenen an die Hauptbeschäftigungen der Landesbewohner angeknüpft, indem die Jagd — welche in der ältesten Zeit auf Elch, Hirsch u. s. w. stattfand — noch in der zu Ende gehenden Bronzeperiode im Vordergrund gestanden haben wird. Doch das Wanderleben von ehemals hatte gewisser Sesshaftigkeit Platz gemacht und zu den Anfängen der Landwirtschaft geführt. Das Pferd spielt bereits eine Rolle als Zugtier. Und dass man mit einem Wagen umzugehen verstand, ist aus vielen Zeichnungen zu

ersehen. Freilich werden dies allemal nur bescheidene Arbeitsgefährte gewesen sein, die einzigen Wagen, die überhaupt existierten; Droschken und Hochzeitskutschen gab es damals sicherlich noch nicht. „Die Übereinstimmung mit andern Zeichnungen an vorgeschichtlichen Gegenständen in weit entfernten Gebieten (es sei hier nur an die ähnlichen Tierzeichnungen auf Thonvierteln aus Hissarlik [Schliemanns Troja] erinnert) ist kein Grund zu der Annahme eines inneren Zusammenhanges, denn der Kunstsinn des Menschen fällt zeitweise von selbst auf eine bildliche Darstellung gewisser Tier- und Pflanzenformen, ebenso wie in der vorangehenden Entwicklungsstufe bei den verschiedensten Völkerschaften dieselben linearen Verzierungen sich spontan bilden und in analoger Weise weiter entwickeln können.“

Ein Teil der sogenannten Bronzegräber der Mark Brandenburg ist (nach A. Voss u. G. Stimming, a. a. O.) entschieden jüngeren Datums, als die Hallstätter Periode. Für die Bestimmung ihres Alters haben wir u. a. einen Anhalt an dem Charakter der Thongefässe, welcher ganz mit dem der älteren La Tène-Zeit übereinstimmt und den von Virchow zuerst so benannten „Lausitzer Typus“ zeigt. Dieser uns in den Gräberfeldern der Lausitz in besonders scharf ausgeprägten, sehr mannigfaltigen und höchst vollendeten Formen entgegentretende Gefässtypus beginnt vermutlich mit der Hallstätter Periode. Er erstreckt sich nordwestlich bis an die Priegnitz, westlich bis nach Anhalt und Ost-Thüringen und in südöstlicher Richtung durch Sachsen, Posen, Schlesien und Böhmen bis tief nach Ungarn hinein. Einzelne Funde verwandten Charakters sind auch am Mittel-Rhein in Hessen, Baden und im Elsass vorgekommen. Da giebt es nun grosse und kleine bauchige Gefässe, ohne Henkel oder mit zwei kleinen, öhsenartigen Ansätzen, einhenkelige Kannen und Töpfe, flache Schalen, Näpfe, tassen- und flaschenförmige Gefässe, Becher, Nachbildungen von Trinkhörnern, Räuchergefässe, Dosen und Kinderklappern. Alles Thongerät ist aus freier Hand geformt und je nach der Gebrauchsweise aus feinem oder gröberem Thon hergestellt und mehr oder minder sorgfältig verziert. Die Farbe ist gelblich oder rötlich, aber auch grau und schwarz. Manche Gefässe sind auch weiss oder rot gefärbt und (in sehr seltenen Fällen) farbig verziert. Dergleichen Stücke wurden bei Gr. Czetzeritz. Kr. Landsberg (Mk. Br.), gefunden. In Schlesien und Posen kommen sie häufiger vor. Die plastischen Verzierungen der Thongefässe bestehen entweder in vertieften Furchen oder aufgelegten Leisten und den eigentümlichen, bereits erwähnten Buckeln. Es hat den Anschein, als seien die Ornamente mit dem Modellierholz gefertigt. Vielfach wird zur Glättung der Oberfläche ein glatter Stein benutzt worden sein. Für die feineren Verzierungen reichte indes ein so unvollkommenes Werkzeug nicht aus, und man bediente sich wahrscheinlich kleiner Stäbchen aus Holz oder Knochen. Ebenso wie die Gräber der späteren Zeit ärmer

an Gefässen werden, so dass in der jüngeren La Tène-Zeit namentlich, sowie in der Römischen und Völkerwanderungs-Zeit das Grab nur eine Haupturne (mit der Asche) und ein Deckelgefäss, — in der Völkerwanderungs-Zeit meistens sogar nur eine Haupturne allein enthält, so nimmt auch die Mannigfaltigkeit der Gefäss-Formen allmählich ab. Wir sehen in der La Tène-Zeit die kleinen Beigefässe, die Tassen, Kannen und Krüge, Räuchergefässe, Becher und Trinkhörner wieder verschwinden und fast nur noch grosse topfförmige Gefässe und flache schalen- oder napfartige Deckelgefässe übrig bleiben. Die Formen werden einfacher, die Ornamente dürftiger und oft nachlässig ausgeführt. Zuweilen wird ein mehrzackiges Instrument angewandt, mit welchem die feineren Linien gezogen oder in den halb getrockneten Thon geritzt werden. In der römischen Kaiserzeit nahm dann aber die Töpferei doch einen bemerkenswerten Aufschwung, während sie in der darauf folgenden Völkerwanderungs-Periode abwärts geht. Die Gefässe der römischen Zeit haben sehr verschiedene Färbung. Von besonderer Schönheit sind die durch Berussung während des Brennens mit äusserst fein zerteilten Kohlenstückchen völlig durchsetzten tiefschwarzen Gefässe. Die Masse ist gleich wie bei denen der früheren Zeiten ein grober, ungeschlämmter Thon, der innen und aussen eine feinere Schicht zeigt. Letztere ist oft durch Bewerfen mit scharfem Sande nachträglich stellenweise wieder rau gemacht, wesentlich zu ornamentalen Zwecken. Vasenförmige Gefässe kommen neben flaschenförmigen, Fussbechern neben Henkelbechern vor.

Jetzt sind wir bei der einheimischen vorgeschichtlichen Töpferei zu dem Zeitpunkte angelangt, da sich das sogenannte „Hakenkreuz“ oder Swastika als ein Bindeglied mit südlichen Kulturländern bemerkbar macht. (A. Voss u. G. Stimming, a. a. O.) Wir werden dieses Ornament gleich näherer Betrachtung unterziehen; doch vorher sei auf die beiden Zeichnungen (Tafel XI) aufmerksam gemacht, welche das von unserm verehrten Herrn Vorsitzenden Geh. R. Friedel durchforschte Gräberfeld von Wilhelmsau, Mark Brandenburg, angehen. In der darauf bezüglichen Schrift heisst es (S. 37): „Es tritt bei Wilhelmsau die kulturgeschichtliche Eigenart überaus merkwürdiger, von allen vorgehenden wie nachfolgenden Epochen klar unterschiedener Sitten und Gebräuche, sowie — an der Hand der z. T. wiederum ganz eigenartigen, bei allen älteren Kulturstätten nicht beobachteten Eisenindustrie und Töpferwaare — die Thatsache ans Licht: dass es sich hier um die jüngsten Spuren der altgermanischen Bevölkerung unmittelbar vor dem Eindringen der Slaven handelt.“ — Dieses germanische Gräberfeld aus der Zeit der Völkerwanderung in der Mark Brandenburg gehört zu den „Brandplettern“, welche sich von Norwegen durch einen Teil von Schweden nach Bornholm — wo diese Gräber am zahlreichsten sind — bis zu unsern Ostseeküsten hinziehen. Von einer Beschreibung der inter-

essanten Nebenumstände muss hier selbstverständlich Abstand genommen werden.

Neben dem vorhin erwähnten Ornamente — dem einfachen Hakenkreuz — zeigen sich nunmehr alle Arten der Verzierungsweise, welche da, wo der Mäander sich selbstständig entwickelt hat, letzterem als Vorstufe voraufgehen oder nach ihm angewendet werden. Es kann deshalb beim Mäander selbst nicht mit Bestimmtheit behauptet werden, dass auch dieser ein aus andern Kulturkreisen eingeführtes Ornament sei. (A. Voss u. G. Stimming, a. a. O.)

Aus der grossen Zahl der Betrachtungen des Hakenkreuzes, des Mäanders, des Sonnenzeichens, des Triquetrum, des Radornaments u. s. w. will ich in Kürze einige hervorheben.

Zunächst sei das Sonnenzeichen erwähnt. Es ist dies ein millionenfach wiederkehrendes Ornament, das die Menschen wohl zu allen Zeiten und an allen Orten verwandten, so dass ein grosser Teil der Forscher es als ein ganz zufälliges, gar nichts bedeutendes ansieht, indes andere ihm eine wohl überlegte Bedeutung nachsagen. Es besteht aus einem einfachen oder mehrfach gezogenen Kreise, in dessen Mitte ein Punkt sich befindet. Man trifft es auf zahllosen Gegenständen, sogar auf Felswänden (auf den Bilder- und Schalensteinen von Venezuela). Sowohl in prähistorischen wie in ethnologischen Sammlungen begegnen wir dem kleinen Ornament sozusagen auf Schritt und Tritt.

Die Sonne, die urewige Lebensspenderin, erfuhr allerdings ausserordentliche Berücksichtigung, wo es sich um Ornamentik handelt, die dem Symbolischen sich anschliesst. Da gilt nun das Triquetrum, d. h. die angedeutete Darstellung dreier laufenden Beine, als Sinnbild der rollenden Sonne. An vorgeschichtlichen Gefässen Schlesiens steht diese Verzierung genau auf den Stellen, auf denen früher bei ähnlichen Gefässen ein wirkliches Sonnenbild angebracht wurde. Das Triquetrum kommt ebenfalls zu allen Zeiten und in weit von einander entfernten Ländern vor. Es hat sich z. B. in Lykien und Syrien unverändert erhalten, in Form von drei halbrunden Linien, welche von einem gemeinsamen Mittelpunkte ausgehend, einander in gleichen Abständen folgen.*)

Das Triquetrum führt uns u. a. zum Radornament. „Als das grossartigste Werk wird in der primitiven Periode der vedischen Arya das „Speichenrad“ genannt. In der That bedeutet der Bau des Speichenrades für den Naturmenschen einen gewaltigen Schritt vorwärts. Im Rigveda ist das Rad mit seinen Speichen, von denen „keine die letzte“ ist, und sein Bau ein beliebter Vergleich und ein oft ausgeführtes Bild. „Den vielgepriesenen Indra“ heisst es Rigveda 7, 32, 20, „biege ich durch das Lied hierher, wie ein Wagner einen Radkranz aus gutem Holze

*) Verh. d. Berl. G. f. A., E. u. U., 1886, S. 277.

biegt“ oder (Çakra) „den Blitz in der Hand, herrscht über alle Menschen, wie ein Radkranz die Speichen umfasst,“ Rigv. I, 32, 35. Das Rad bleibt für die indische Kulturwelt des Altertums bis in die Neuzeit hinab das Symbol geheimnisvoller Macht, das Thema zu grossartigen, poetischen Vergleichen. Die Buddhisten nahmen das Rad geradezu als Abzeichen ihrer Religion.“*) — Wie eigentümlich muss es uns berühren, und zu welchen Kombinationen können wir geführt werden, wenn uns das Radornament auf Scherben und Gefässen aus unserer einheimischen Vorgeschichte in den Weg kommt! An der Hand von verbürgten Funden sind wir gewöhnt, dies Ornament als slavisches zu betrachten, besonders wenn es in Gesellschaft der charakteristischen „Wellenlinien“ auftritt. Und dass es nicht nur der Vorgeschichte angehört, beweisen die auf Tafel XII zum Vergleiche veranschaulichten, radähnlichen Ornamente von böhmischen Topfböden, welche bereits ins 13. Jahrh. unserer Zeitrechnung hineinreichen.

Das Hakenkreuz hat allein eine ganze Litteratur geschaffen. Es ist ein Kreuz mit vier gleich langen Armen, welche je an ihrem Ende einen Haken erhalten haben. Die Haken, von links nach rechts weisend (oder umgekehrt), entsprechen beständiger Bewegung; und so ward das Hakenkreuz — in dieser Bewegungsrichtung ein glückbedeutendes Ornament — das Sinnbild des ewig laufenden Zeitenrades, ein Sinnbild der höchsten Gottheit.***) „Wir finden die Fusstapfen (Buddhas) mit dem Zeichen des Rades oder mit dem Swastika (= Hakenkreuz) als Symbol Buddhas.“***)

Auch nur flüchtig kann ich Ihnen, geehrte Anwesende, den Mäander vorführen. Sie sehen hier, wie sich die Elemente vom Hakenkreuz und Labyrinth-Linie gemeinsam nachweisen lassen! Der Mäander wird vielen von Ihnen auch als à la grecque-Muster bekannt sein; und schliesslich kennen Sie alle ihn von chinesischen Artikeln her. („Mäander“ wird von Müller und Mothies, Ill. arch. W.-B., abweichend erklärt.)

Es liesse sich in unabsehbarer Mannigfaltigkeit noch lange, lange von Thongefässen und Verzierung derselben reden. Dankenswert wäre z. B. ein längeres Verweilen bei den hochinteressanten „Hausurnen“, welche uns ein Bild uralter Wohnhäuser liefern. Was wäre nicht wenigstens zu streifen, wenn wir der gewaltigen Schliemann'schen Funde gedenken! Welche Bilder erstehen vor unserm innern Auge bei den Beweisen des Heraufdämmerns einer Kultur, die die Kindheit unserer gegenwärtigen resp. den Übergang zur schriftlich beurkundeten Heimatsgeschichte bedeutet! — An Herde, Kamine und Öfen, an Spinnwirtel,

*) A. Grünwedel, Buddh. Kunst in Indien. (Handb. d. K. Mus. z. Berlin) S. 6.

***) C.-Bl. d. d. G. f. A., E. u. U., 1892, S. 35.

***) A. Grünwedel, a. a. O., S. 120.

Webegewichte, Netzbeschwerer u. s. w. haben wir überhaupt nicht gedacht. — Aber das Hakenkreuz sollte auch über meinem bescheidenen Vortrage schweben, und seine langen Arme winken mir in Ihrem Namen zu, zum Schlusse zu eilen, obgleich Herr Geh. Rat Friedel mir noch viele Hauptfragen vorgeschichtlicher Töpferei und Ornamentik ans Herz legte. Die Sachverständigen unter Ihnen kennen indes die Lücken, die ich gelten lassen muss; und im übrigen möchte allen der Schluss nicht unwillkommen sein.

Derselbe möge in dem Hinweis bestehen, wie schon vor uns die vorgeschichtliche Töpferei ein Gegenstand ernster Betrachtung gewesen ist.

In dem „Erleuterten Preussen“, 1728, heisst es: „Wie gemeine und unwissende Leute sich gerne mit Fabeln herumtragen, so fehlet es auch bey diesen Töpfen an dergleichen ungegründeten Erzählungen nicht. Einige halten sie vor solche Töpfe, deren sich die in hohlen Bergen wohnenden Unterirdischen vulgo Underersken bedienen, welche sie entweder ihren verstorbenen Freunden mit ins Grab gegeben, damit sie solche in der andern Welt nützen könnten, oder aber haben solche in den Hügeln, da sie ihre Wohnung verändert, und anderwärts hingezogen, hinterlassen, als unstrittige Zeugen, dass sie daselbst vorher gewohnt, nun aber davon geeilet. Allein wie die gantze Erzählung von den Unterirdischen nach einem Märlein schmecket, so sind auch die von ihnen hinterlassenen Töpfe was erdichtetes. — Andere suchen sich zu bereden, es wären diese Töpfe nicht von Menschen Händen aus Sand und Thon gearbeitet, sondern wüchsen von Natur gleichwie die Erdschwämme, in der Erde. Sie sagen, die Erde werffe, sonderlich im Maji Monath, gewisse Hügel auff, in welchen sie diese Töpfe hervorbringe. — Es sind nicht weniger diejenige nicht zu hören, welche unsere Töpfe, als gemeine Fleisch-Töpfe angeben, welche die Cartheuser, Carmeliter und andere Mönchen gebraucht. Denn ob sie zwar nach ihren Ordens-Reguln sich alles Fleisches enthalten müssen, geschehe es doch zuweilen, dass sie nach verbotenen Fleisch-Töpfen lüstern werden, um sich dadurch zu stärken. Damit nun niemand ihr Unternehmen erfahren könne, so vergruben sie die überbliebenen Knochen in dergleichen Töpfe und setzten solche tieff unter die Erde. Die schlesischen Bauern halten davor, es wären diese Töpfe, neben den andern aus der Erde gegrabenen Gefässen, von denen Schnittern und dem Gesinde auff dem Felde, nachdem sie das Mittagbrod zu sich genommen, vergraben, und über dem weggehen etwa vergessen worden. Und eben das wäre die wahre Ursache, woher man in selbigen so viele Knochen anträffe. — Abergläubische Leute sind es, die diesen Asch-Töpfen eine besondere Kraft zueignen und sich einen gewissen Nutzen und grossen Vortheil daraus versprechen, wenn sie selbige in ihrer Haushaltung brauchen. Die Bauern in der Mark

haben, wie Treuerns (Gottfried Treuer) berichtet, die Meynung, dass die Milch in dieser Art Töpffen besser raffte und viel fettere Butter gebe. Sie nennen sie deswegen Milch-Töpffe. Denen jungen Küchlein setzen sie in solchen Scherbeln das Wasser vor, und bilden sich abergläubisch ein, dass sie nicht so leicht krank werden, wenn ihr junges Vieh daraus geträncket wird, sondern es nehme von Tage zu Tage mercklich zu. Wenn man die Saat, welche der Erden anvertauet wird, aus diesem Topffe ausstreuet, so soll das Wachsthum um so viel besser fortgehen, die Aehren voller werden und hoch in die Höhe schiessen, so, dass man sich auf eine reiche Ernte eine unerträgliche Hoffnung machen könne. — Diejenigen Medicos, welche aus denen Asch-Töpffen und dero Scherbeln, aus der Asche der Verbrennten und denen noch wenigen Knochen eine Artzeney für gefährliche Krankheiten zuzurichten sich getrauen, wird man wohl mit Recht in die Gesellschaft der Abergläubischen verweisen können. — Im Herzogthum Cleve und in der Chur-Marek Brandenburg sollen gläserne Urnen sehr häufig hervorgezogen seyn.“

Letztere sind dann freilich nicht Töpfer-Arbeit gewesen; aber an diese Notiz und an die vorhergenannte Benutzung der Graburnen muss man das aufrichtige Bedauern knüpfen: wie grosse Einbusse das Märkische Museum und andere Sammlungen erfahren haben werden.

Im Monatsheft „Brandenburgia“ 1894 No. 5 brachte O. Pniower ganz ähnliche Nachrichten über einstige Beurteilung vorgeschichtlichen Thongeräts aus dem 17. Jahrh., wo es sich um den geborenen Altmärker Hans Schultze, genannt Johannes Prätorius, handelt. Daran mag sich eine Mitteilung leihen, welche ich P. L. Berckenmeyers „Neu vermehrt. curios. Antiquarius“ (1712—31) entnehme: „Bei der Stadt Lübben in der Niederlausitz findet man in der Erde selbstwachsende Töpfe mancherlei Gattung. In den Pfingsttagen sind sie nur ellentief in der Erde; im Winter, Herbst und Frühling hingegen bis 20 Schuh tief. Sie sind anfänglich weich, eben, als wenn sie erst von des Töpfers Drehebank wären abgesetzt worden; wenn sie aber nur eine kleine Zeit an der Luft gestanden, so werden sie hart; jedoch muss man sie, wenn sie noch weich sind, nicht mit den Händen anrühren, sonst zerfallen sie wie Asche und Staub.“*)

Eine solche vorsichtige Behandlung ist übrigens sehr berechtigt und sei hier jedem Neuling unter Ihnen, geehrte Anwesende, empfohlen, falls er durch Zufall in die Lage käme: vorgeschichtliche Töpferei und Ornamentik an Stücken zu studieren, die noch bis dahin im Schoosse der Erde ruhen durften; er liefere dann, bitte, diese Stücke an ein ein-

*) Vergl. „Brandenb.“ 1892 No. 4 (Buchholz).

heimisches Museum ab, — statt sie als Kaffeekanne, Sahnetöpfchen oder Bierseidel zu benutzen!

(98 Zeichnungen erläuterten den Vortrag.)

11. Nach dem Schluss der Sitzung fand ein geselliges Zusammensein im Ratskeller statt.

Die Irrlichter und Irrwische.

Von W. v. Schulenburg.

In seiner geschätzten Abhandlung über die Geister des Spreewalds*) hat unser verehrter Freund, Herr Dr. Karl Bolle, eingehend der Irrlichter gedacht. Herr Dr. Bolle hat hierbei auch meiner freundlichst Erwähnung gethan und bemerkt, dass von mir keine Irrlichter gesehen wurden. Diese Angabe ist leicht erklärlich. Ich habe nie viel von meinen eignen Erfahrungen über Irrlichter geredet und auch nichts davon in meinen Schriften vermerkt. Aber in der That, ich habe Irrlichter gesehen.

Zum ersten Mal in meinem Leben habe ich Irrlichter gesehen im Jahre 1869. Es war dies irgendwo in der Gegend südlich von Saarmund, einem Dorfe, das in der Richtung zwischen Potsdam und Trebbin liegt. Ich befand mich anfangs September mit einer Anzahl anderer Menschen nahe einer Brücke an einem Wassergraben oder einem Fliess. Jenseits desselben lag eine Wiese oder sumpfige Niederung. Es war eine warme und dunkle Nacht. Gegen Abend nun oder in der Nacht, ich weiss es nicht mehr, sah ich eine ganze Anzahl kleiner Lichter auf der Wiese, meiner Erinnerung nach bläulich, doch lasse ich das zweifelhaft. Wie lange ich sie gesehen, oder was aus ihnen geworden, weiss ich nicht mehr. Denn meine Aufmerksamkeit war durch andere Umstände in Anspruch genommen. Ich scheidet deshalb diesen Fall aus der Betrachtung ganz aus.

Dann habe ich Irrlichter gesehen zu Burg im Spreewald in den Jahren 1877—1879. Der Spreewald war früher sehr sumpfig und die Erinnerung an die Irrlichter vor zwanzig Jahren noch sehr lebendig. Ich habe Sagen und Beobachtungen aus dem Volk darüber niedergelegt in meinen Schriften.***) Doch schon damals sagten die Leute, dass man früher viel häufiger die Irrlichter sah, dass sie jetzt seltener wären, weil

*) Brandenburgia (Monatsblatt), Berlin. 1895, 124—140.

**) Wendische Sagen, Leipzig. 1880; Wendisches Volkstum, Berlin. 1882.

vormals alles sumpfiger war: Es gab auch Leute, die keine gesehen hatten, aber viele Leute haben mir als Augenzeugen von Irrlichtern berichtet. Nachdem ich so sehr viel von ihnen gehört hatte, beschloss ich selbst Irrlichter zu sehen. Ich bemerke, dass ich damals im Spreewald lebte, also vollauf Gelegenheit hatte, wie nur irgend jemand in der Welt, alles selbst zu prüfen, was ihn anging. Ich erkundigte mich sehr genau, wo in letzter Zeit wären Irrlichter gesehen worden und liess mir alle Umstände genau beschreiben. Dann ging ich selbst auf den Anstand auf Irrlichter. Es war spät im Herbst oder im Winter, aber vor Weihnachten und trübes, nebliges Wetter. Ich hatte einen langen dunklen Mantel an und auf dem Kopfe eine spitze rote Mütze von Wolle, wie sie die nordischen Bonden tragen, die ich mir aus Norwegen selbst mitgebracht. Auf der Brust trug ich eine kleine Blendlaterne, die ich jeden Augenblick verdecken konnte. Wenn Leute mich so in der Nacht durch das Sumpfland haben gehen und über die „Bänke“ der Fliesse haben steigen sehen, dann werden mich manche selbst für ein grosses Irrlicht gehalten haben. Mir waren viele der zahlreichen Gräben und Fliesse und Wasserlöcher dort wohl bekannt, so dass ich selbst in finstren Nächten ohne alles Licht im Spreewald umherging. Manchmal war ich abends, bis in die Mitternacht, in der schwarzen Ecke gewesen, beim alten Schichan auf dem Töpferberg, der mancherlei wusste von alten Zeiten. Andere Wenden kamen dann noch herbei, wenn man wusste, ich war da, denn dann gab es gute Unterhaltung. Wenn ich dann glücklich durch die Finsternis nach Hause kam, fand ich den Wirt und die Wirtin noch auf. „Gott sei Dank,“ sagte der alte Mann, „dass Sie wieder da sind. Wir sind in grosser Sorge gewesen. Nicht, dass Ihnen jemand was thun wird, Sie haben ja keine Feinde hier, aber die Sumpflöcher und das Wasser! Wie leicht kann da in der Dunkelheit ein Unglück geschehen. Na, nur gut, dass Sie wieder da sind. Nun wollen wir auch zu Bette gehen. Es ist schon spät und bei uns Bauersleuten heisst's immer früh heraus. Also dobru noc!“ So wusste ich denn gut Bescheid. Trotzdem ging ich immer bei Tage dahin, wo man zuletzt Irrlichter gesehen hatte und wählte mir für die Nacht einen Standort aus.

Wie ich das erste Mal auf Lauer stand bei einem breiten Graben oder Fließ, sah ich bald weiterhin in der nebligen Luft ein schwach schimmerndes bläuliches Lichtchen. Erst stand es still, dann bewegte es sich hin und her. Bald zeigte sich auch noch ein zweites und beide bewegten sich etwas. Lange Zeit sah ich ihnen zu, dann kehrte ich heim, froh Irrlichter gesehen zu haben. Am nächsten Tage vormittags eilte ich wieder nach jener Stelle, um die Sachlage zu prüfen und ob nicht Häuser dort gewesen und da fand ich, dass genau in der Richtung der erschauten Lichter die Fenster von zwei Häusern, nahe am Wasser

lagen. Ich nahm an, dass sie in der Entfernung und bei der nebligen Luft so geschimmert hatten und die Bewegung erhielten, weil ich selbst, wie jeder Mensch den Kopf unmerklich bewegte und von den Augen die Bewegung auf den Gegenstand sich überträgt. Jetzt aber halte ich nicht für unmöglich, dass es doch Irrlichter waren.

Von nun an sah ich mir bei Tage eine bestimmte Stelle aus an einem leicht erkenntlichen Baum und klemmte dann am Abend den Kopf zwischen Ast und Stamm, so dass die unwillkürliche Bewegung aufhörte. Ich sah dann öfter, meiner Erinnerung nach gelbe Lichter, die an Wasser-Gräben oder Fliessen entlang kamen und sich in grader Linie fortbewegten. Weil sie aber weit waren und ich nicht nahe herankonnte, will ich annehmen, dass es immer Menschen waren, die mit der Laterne gingen ihrer Sicherheit wegen in der Dunkelheit. In einem oder mehreren Fällen waren es zweifellos Menschen. Aber dann sah ich eines Nachts, da, wo Irrlichter sein sollten, eine Menge Lichter, als gingen viele unsichtbare Wesen mit Laternen hin und her. Immer mehr wurden es. Es war ein ganz wunderbares Schauspiel, ich konnte mich gar nicht davon trennen und habe ihm lange in reger Spannung zugeschaut. Zuletzt kam es mir selbst fast vor, als hätte eine Geisterschar da Zusammenkunft. Ich ging in dieser Nacht nach Hause mit dem Gedanken: „Es giebt Dinge zwischen Himmel und Erde, von denen sich Eure Schulweisheit nichts träumen lässt.“ Die Lichter selbst waren gelblich meiner Erinnerung nach, etwa wie von Laternen. Es waren einige Häuser in der Gegend, aber von den wenigen Fenstern konnten nicht die vielen Lichter sein. Ich will indessen auch diesen Fall noch ausscheiden als unsicher, weil ich immer noch in weiterer Entfernung mich befand.

Im folgenden Sommer und Winter wohnte ich bis Weihnachten in einer entgegengesetzten Richtung des Spreewald, wo überall viel Wasser und niedriges, feuchtes Land war. Nicht allzu weit von meiner Behausung sollten Irrlichter regelmässig in den dunklen Nächten vor Weihnachten erscheinen. Wie denn davon geschrieben steht in meinen Spreewaldsagen (Seite 109): „Bei Zarnops an der neuen Spree giebt es noch Bude. Früher waren es ihrer neun (zehn), jetzt sind es blos noch drei, die kommen da in den Tagen vor Weihnachten. Wer weiss, was es da noch mal für Unglück geben wird!“

Das also war meine Gegend.

Zu der Zeit waren die Tage trübe, die Nächte finster und neblig. Da, wo früher die neun, jetzt die drei Irrlichter sein sollten, sah ich nichts. Doch an anderen Stellen, auch dort in der Gegend, wo die Bewohner nach ihrer Aussage Irrlichter gesehen hatten, stellte ich mich in der Dunkelheit auf und ich hatte die Freude: ich sah Irrlichter, und zwar an verschiedener Stelle, jedesmal eins. Ihr Anblick war für mich im höchsten Masse anziehend. Es waren kleine bläulich schimmernde

Lichtchen. Das letzte Mal als ich ausging, Irrlichter zu sehen, hatte ich ein solches allem Anschein nach näher vor mir. Jeder Zweifel war ausgeschlossen. Es war, wie auch vorher, ein bläuliches Licht, keine helle Flamme, alles nur Schimmer. In der Mitte war der Lichtkern, nach oben und unten verlief sich das Licht. Ob aber der Lichtschimmer nach unten ebenso weit sich ausdehnte wie nach oben, ist mir nicht mehr erinnerlich. Die ganze Lichterscheinung hatte etwa die Gestalt wie ein Wisch, sie war länglich schmal, nicht breit, keineswegs im Umriss gleich einer Flamme, sondern alles nur ein Schimmer, auch der Lichtkern zeigte kein helles klares Licht, sondern war auch nur schimmrig. In wie weit die neblige Luft hierbei mitwirkte, kann ich nicht beurteilen. Sicherlich aber wird durch sie jedes entferntere Licht gebrochen. Das Irrlicht bewegte sich von oben nach unten auf und ab, doch nur wenig, und ebenso seitwärts, rechts und links, allein noch weniger. Es blieb aber immer auf demselben Fleck, es wurde nur wie von einem Luftzug bewegt. Soviel ich in der Finsternis erkennen konnte, schwebte es frei in der Luft, nicht unmittelbar über dem Erdboden, aber nicht hoch, meiner Erinnerung nach vielleicht (??) ein oder zwei Fuss. Wie schon erwähnt, war es dem Anschein nach nahe vor mir. Doch wagte ich in der Finsternis nicht auf dasselbe zuzugehen, weil Wasser da war und ich keine Blendlaterne mehr bei mir trug, wie im vorigen Jahr. Ich glaube, ich habe fast eine Stunde dem Irrlicht gegenüber gestanden, mit voller Sicherheit aber kann ich eine halbe Stunde sagen. Es war mir eine zu anziehende Erscheinung. Als ich schliesslich wegging, schwebte das Irrlichtchen noch immer auf und nieder. Dann bin ich nicht mehr auf Irrlichter ausgegangen.

Ich kann demgemäss als Augenzeuge bestätigen, dass es Irrlichter giebt in unsrer Landschaft. Wenn so wenig Naturforscher, überhaupt Städter, so selten nur welche gesehen haben oder niemals, so ist das leicht erklärlich. Wer kommt in solchen finsternen Nächten in dieser Jahreszeit durch solche Sumpfgenden! Wenn aber Naturforscher den Irrlichtern mit Eifer nachforschen würden in Sumpfgenden, würden sie sicher auch welche sehen und ihr Dasein nicht mehr bestreiten, vorher aber sollten sie bei unserem Landvolke, bei den Alten, zu Rate gehen, dieser unerschöpflichen Quelle in solchem Wissen und in jeglicher Art volkstümlicher Erkenntnis.

Da ich hier von den Irrlichtern rede, kann ich nicht unterlassen, noch einer merkwürdigen Lichterscheinung zu gedenken, die ich im Oberspreewald sah. Es mag im Winter des Jahres 1877 gewesen sein. Es lag nur wenig Schnee und war trockener Frost. Von einem Ausfluge heimkehrend, überschritt ich, meiner Erinnerung nach bei Beginn der Dämmerung, eine „Bank“, die über einen Spreearm oder breiteren Wasserlauf führt. An diesem schmalen Brettersteg war das Gelände zum

Teil abgebrochen. Wie ich oben über demselben wegschritt, also mitten über dem Wasser war, sah ich plötzlich unmittelbar vor mir in Brusthöhe eine wunderbare Erscheinung. Es sah etwa aus, als wenn zwei feurige Glastafeln in der Luft schwebten, so zwar, dass die zweite hinter der ersten mit dem Rande etwas vorstand. Die Erscheinung zuckte in der Luft so vor mir hin, als wenn mit der Zauberlaterne ein Bild auf die Wand geworfen wird. Aber am merkwürdigsten war mir, dass sie viereckig erschien, etwa einen Fuss im Geviert. So sah ich sie einen Augenblick und wandte mich sofort um, weil ich dachte, hinter mir möchte vielleicht ein Haus plötzlich aufbrennen von einem entfernteren Gehöft und das Erschaute allenfalls ein Widerschein des Feuers sein oder jemand mit einer Laterne hinter mir folgen. Aber nichts von alledem. Als ich mich dann wieder nach vorn wandte, war die Lichterscheinung verschwunden, und alles wieder wie sonst.

Obwohl ich nun viel an die merkwürdige Erscheinung dachte, erzählte ich doch niemand in Spreewald davon. Denn ich galt schon einigermaßen als „kluger Mann“, im besondern als einer, der die schwere Kunst „konnte“, Zahnschmerzen wegzubringen und wünschte nicht in meinem Rufe noch zu steigen, meine „Medizin“ sollte nicht noch grösser werden, um in der Sprache der Rothäute zu reden, denn ich wollte nicht bei den wissenschaftlichen Ärzten der Umgegend in den Verdacht des unlautern Wettbewerbs kommen.

So war längere Zeit vergangen, als ich eines Abends wieder in der weiter entfernten schwarzen Ecke auf dem Töpferberg bei dem genannten alten Schichan war. Es hatten sich verschiedene Wenden dort eingefunden und wurde mancherlei gesprochen. Besonders war die Rede vom Plon, dem feurigen Drachen; der eine gab dies, der andere das zum Besten. Zuletzt fragte man mich, ob ich noch nicht den feurigen Drachen gesehen hätte. Ich sagte: „Nein,“ aber etwas Feuriges hätte ich auch mal gesehen und erzählte nun mein Abenteuer auf dem Brückenstein. „Ha,“ riefen da alle, „das war der Plon, den haben Sie nur nicht gesehen. Der ist oben geflogen und unten das war der Widerschein. Das ist ja auch die Plonbank.“ „Warum Plonbank?“ fragte ich. „Na, da sitzt immer der Plon auf der Erle neben der Bank. Das kann man deutlich sehen, die ganze Rinde ist da von dem Aste abgekrallt.“ Am nächsten Morgen hatte ich nichts Eiligeres zu thun, als nach der Plonbank zu gehen, um am hellen lichten Tage zu sehen, ob wirklich der Plon da die Rinde abgekrallt hätte. Und in der That sah ich deutlich, fehlte auf einem grossen Aste, nahe dem Stamm, die Rinde, als hätte sie ein grosser Vogel beim häufigen Sitzen abgekrallt. Noch muss ich bemerken, dass nicht weit von dieser Bank ein Bauernhof liegt, der dem „reichen Barthel“ gehörte, dessen drei schöne Töchter damals das Entzücken fremder Besucher bildeten. Von diesem „reichen Barthel“ oder

seinen Vorfahren (?) glaubten viele, dass sie den Gelddrachen gehabt, der das Geld herbeigeschleppt hätte. Übrigens habe ich einige Jahre später denn doch noch den feurigen Gelddrachen kennen gelernt, zwar nicht im Spreewald, sondern bei Berlin. Er zog am Abendhimmel, dann platzte er und sprühte lauter „Goldstücke“ aus.

Ich habe im Laufe der letzten zwanzig Jahre viele Landleute, Bauern, und darunter recht zuverlässige, gesprochen, die nach ihrer Angabe Irrlichter gesehen hatten. Ich beschränke mich darauf, hier die Zeugnisse von einigen wenigen sehr ruhigen und sorgsamem Beobachtern wiederzugeben.

Ein trefflicher heimatlicher Volksforscher, der Bauer und Schulze Hantscho-Hano, wohnhaft zu Schleife, einem Dorfe der Gegend von Muskau in Schlesien, teilte mir neuerdings auf meine Anfrage mit: „Ich habe Irrlichter niemals selbst gesehen, jedoch haben in den Jahren 1882 oder 1883 einige glaubwürdige Männer hierorts wie auch eine junge Frau in Grossdüben im Monat Oktober der vorgedachten Jahre Irrlichter gesehen.“

Die beiden Männer hierorts haben es als ein kleines Kerzenlicht gesehen in unseren nassen Gartenwiesen, woselbst ein Flussgraben hindurchfließt, und zwar in einer sehr finsternen und windstillen Nacht. Das Irrlicht zog die Wiesenschlucht hüpfender Weise den Grabenlauf entlang, etwa in Höhe der Gartenzäune.

Die Frau in Grossdüben hatte spät, etwa um 11 Uhr noch, auf dem Felde Kolei*) gepflückt und es wurde ein Nebel, welcher entstanden war, unweit aus einem Teiche, worin sehr viel Morast liegt. Dieser Teich liegt manchen Sommer trocken, zu nasser Zeit aber nicht. Das Irrlicht kam an die Frau ganz heran und sprang um dieselbe herum, als sie den Kolei auf die Karre lud.

Die Irrlichter entstehen hauptsächlich aus Teichen, die öfters grössere trockene Schlammstellen haben. Dieser Schlamm kriegt oberhalb eine trockene Kruste, welche dann rissig wird und inwendig ist der Schlamm oder der Sumpf noch nasser und gährt; daraus steigt dann das Irrlicht heraus.

Einst vor etwa 80—90 Jahren ist ein Irrlicht auf die Windmühlenflügel der Lieskauer Windmühle gezogen und hat darauf geleuchtet. Andern Tags hatte der Müller auf dem Flügel einen Gallert ähnlichen Klumpen gefunden.

Früher glaubten die Alten, dass das Irrlicht etwas Böses und Geistiges sei, weil der sogenannte bludziš**) manchen irre geführt hat, und wenn

*) Knötrig, *Spergula arvensis* L.

**) Der wendisch-slavisches Name für Irrlicht in jener Gegend; bludny = irr; deutsch blödsinnig = etwas verrückt, irrsinnig.

man ihn unweit sah und auf den Finger piff, so kam der Blutzisch gleich heran, u. s. w.

Die ehemalige Frau Pastor Welan erzählte einst, dass in ihrer Kinderzeit bei Breslau früher Garbenmänner zum Vorschein kamen. Es war das eine aus dem Sumpf emporsteigende feurige Säule und wurde Garbenmann genannt.“ —

Herr Kauper Wilhelm Werchosch schrieb mir aus Burg im Oberspreewald: „Ich habe noch keine Irrlichter gesehen. Vor länger als 20 Jahren soll es hier noch welche gegeben haben, doch nicht in meiner Gegend, sondern auf den Torfwiesen, wie z. B. zwischen den Burger Kaupen und Raddusch*) und an der kleinen Wildbahn im Nugels-Busch. Jetzt hört man nichts mehr davon, dass jemand eins gesehen hätte.“ —

Der Kossäth Wilhelm Heinrich-Vater, früher in Wittstock wohnhaft, der viel bei Tag und Nacht über Land gekommen ist, teilte mir mit: „Ich habe Lüchtermändre gesehen im Sumpf und auf Wiesen, abends, auch nachts, um 1860 und noch früher, zuletzt vor zehn Jahren im Frühjahr. Ich habe sie gesehen bei Wittstock**) und bei der Berlineke Kute.***) Es war erst eins, dann mehrere, 2—3. Sie wipfelten und tanzten umher und waren bald hier bald dort. Sie waren als wenn ein Licht brennt und nicht grösser wie eine Nachtlampe, bloss rund, feuerrot und 2—4 Fuss von der Erde.“ —

In den letzten Jahren erzählte mir der alte Vater Köppen: „Nach einem Feuer in Christinendorf haben die alten Henkel müssen aus's Dorf 'rausbauen, ganz alleine, dicht am Busch.†) Denn da war früher Busch. Da sind viele Lüchtermändre gewest und sind bis auf die Hauschwelle gekommen. Wenn sie die Türe losgemacht haben, haben sie gesehen, haben die Lüchtermändre immer so gewipfelt. „Die hebben uns nicht wollt lieden da,“ hat die alte Henkel gesagt.“ —

Ich führe nun noch die Mitteilungen eines süddeutschen Landmannes an.

Ende November 1896 hatte ich zu Lichtenthal bei Baden im Schwarzwald unter der Hand erfahren, dass am 5. Dezember, also am Vorabend

*) Ein Dorf am südöstlichen Rande des Spreewald.

**) Dorf im Kreise Teltow, an nassem, früher sehr sumpfigem Gelände gelegen.

***) Die Berlineke-Kute, mir selbst auch bekannt, ein tieferes, sumpfiges Wasserloch, ist gelegen am Wege, der vom Dorfe Schönau (in der weiteren Umgegend westlich von Zossen) südwärts in der Richtung nach dem Saalower Hölleberge geht. Dieser Name ist insofern denkwürdig, als er (nicht nach einem Maune!) dort heimisch sein soll, soviel ich erfahren konnte. Demgemäss dürfte er dann als alt, vorgeschichtlich, anzusehen und jedenfalls wendisch-slavisches Herkommens sein. Insofern würde er dann einen weiteren Beitrag zum Namen Berlin bilden. Vergleiche darüber meine Mitteilung „Der Name Berlin“, S. 6 Berlin. Verlag des Vereins für die Geschichte Berlins. 1886.

†) „Busch“ von Elsen, Elsengehölz.

von St. Niklas, die Buben trotz des Verbotes und der Aufsicht der Polizei den Niklas, eine Stroh puppe, verbrennen wollten, und zwar auf dem Schafberg, wie mir gesagt worden war. So ging ich noch bei Tage auf den Schafberg, um mich in der Dunkelheit zurecht zu finden, wenn ich am Abend den Berg bestiege, denn es waren finstere Nächte. Ich will nebenbei bemerken, dass der Niklas nicht verbrannt wurde, „weil die Polizei zu wachsam war.“ So wird dem Landvolke das unschuldige Freudenfeuer nicht mehr vergönnt, während den Sommer hindurch bis in den Herbst für die Fremden grosse Feuerwerke in Baden selbst abgebrannt werden, ohne dass die Behörden dagegen einschreiten. Dichtungsvoller, einem tiefen Zuge der Volksseele entglommen, sind jene Feuer auf den Berghöhen, uralte Sitte seit grauer Vorzeit. So wird das Gemütsleben des Landvolkes verkümmert und dann wundern sich viele, dass auch hier weite Kreise mehr und mehr einer öden und rohen Auffassung der Dinge verfallen.

Als ich am Nachmittag jenes Tages auf dem Schafberg war, sah ich einen alten aber noch sehr rüstigen Mann auf dem Hofe des katholischen Dorothea-Stiftes, das dort am Berge gelegen ist. Ich befragte ihn wegen des Feuers, aber er wusste nichts davon. Doch ersah ich alsbald aus der Unterhaltung, dass ich es mit einem volkstümlich höher veranlagten Manne zu thun hatte, der trotz seines Alters ein ausgezeichnetes Gedächtnis besitzt. Dieser Mann, vormals seines Zeichens Müller und Landwirt, heisst Joseph Niethammer und lebt jetzt als Pfründner im genannten Stift, das sich der lebhaften Fürsorge der Frau Grossherzogin erfreut, der edlen Tochter Kaiser Wilhelms des „Siegreichen“, deren stilles segensvolles Walten an der Seite des hohen Gemahls, dem hehren Fürsten im Glanze aller deutschen Tugenden, uns so oft mit tiefer Rührung ergriffen und mit höchster Verehrung erfüllt hat.

Unser Joseph Niethammer nun, wie er nach seinen Schilderungen manchen Gefahren im Leben Trotz geboten, — hat er doch auch einer Anzahl Menschen das Leben gerettet, — so ist er auch kühn Geistern und Gespenstern entgegen gegangen, und wie er aus eigener Erfahrung über vieles Bescheid weiss, so auch über Irrlichter und Irrwische. Was er mir darüber wiederholentlich erzählt hat, denn er ist auch gewandt mit der Feder, gebe ich wörtlich hier wieder, wie folgt.

„Im Oberamt Bühl, *) $\frac{1}{4}$ Stunde von Zell, $\frac{1}{2}$ Stunde ab von der Strasse nach Moos, mehr in der Nähe vom Dorf Balzhofen, da war vor etwa 60—70 Jahren eine Wies mit vielen Leimlöchern, **) genannt Schlat. ***) In den Leimlöchern hat sich Wasser drin gebildet, wenn

*) Am Fusse des Schwarzwalds, in der Gegend von Baden (-Baden) gelegen.

***) Die Leimlöcher waren ausgegraben worden, um Leim (Lehm) zu holen, zum Bauen oder um Vertiefungen damit auszufüllen.

****) „Schlat“ ist der Name eines Theiles der Ortsgemarkung Zell.

der Laufbach überschwemmt hat. Manche waren 2, manche 5—6 Fuss tief. Oft waren sie ausgetrocknet im Sommer bis 3—4 Zoll, keine Fische drin, aber eine Unmasse Frösche und Kröten, und die Schweine sind alle Morgen hingetrieben und die Gänse da gefüttert worden. Durch das beständige Wasser, was sich da in den Lachen gebildet hat, sind die Irrlichter entstanden.

Jedermann hat Irrlichter gesehen im Schlat. Sie sind klein, handlang, schwach, fahren in die Höhe, oft gehen zwei, seltner auch drei in der Luft zusammen, vereinigen sich um dann plötzlich zu erlöschen, sobald sie zusammengefahren sind. Die Irrlichter schweben frei in der Luft, ich habe nie eins am Boden gesehen. Sie werden oft schnell weit vom Luftzug fortgetrieben. Man kann annehmen: in einer Zeit von einer Minute, so scheint es, machen sie einen Weg von einer Viertelstunde. Grad wie der Blitz sind sie hergefahren. Sie gingen nach meiner Erinnerung 10—12 Fuss hoch. Manche sagten damals, sie gingen turmhoch. Das waren wohl ängstliche Leute, die übertrieben haben. Ich habe sehr viele Irrlichter gesehen, wochenweis jeden Abend in der Adventszeit, wo die trüben, nebligen Abende sind. Da hat's auch mehr Wasser da gehabt bei uns. Sobald der erste Frost war, kamen sie nicht mehr, waren verschwunden. Im Frühjahr weniger, hier und da. Bei uns war es kalt und rauh, weil der Schnee an der Grinde*) noch gelegen hat. Seltner nur anfangs März, auch im Mai, jenachdem die Jahre gewesen sind, hat man sie gesehen.

Anders ist es mit den Irrwischen. Die Irrwische sind am Boden, grosse breite Lichte. Der Irrwisch kommt nicht blos in der Nähe der Wiesen und Sümpfe, sondern auch auf dem Trocknen vor. Ich habe den Irrwisch zweimal auf dem Trocknen gesehen. Einmal wie ich den Weg von Bühl nach Unshorst ging, zwischen Nachtweier und Unshorst, in der Nähe des Laufbachs, im Sommer, nachts, da leuchtete ein Irrwisch wie eine grosse Flamme aus der Dornhecke heraus und drüber hinaus. Drei Fuss war die Dornhecke hoch. Das Licht war nicht immer gleich breit, sondern verkleinert und vergrössert. Es hatte vielleicht eine Breite von 6—8 Zoll oder war so breit wie ein Schuh. Die Flamme war rot, wie solch gewöhnlich Licht. Wahrscheinlich kommt sie aus dem Boden. Ich kam den andern Tag wieder vorbei und habe den Dornstrauch genau untersucht. Es war kein Grashalm verbrannt, nichts.

Man sagt: „„Dá ischt'n Zauber, dá soll a Geischt gehen an dem Platz.““ Die Irrlichter und Irrwische sind Geister, Bauern, die müssen geistern, Es sind die Geister von Bauern, die das Land abgepflügt, die unrechtmässig am Eigentum vom Nachbar sich bereichert haben, die gehen zur Strafe herum.“ —

*) Gemeint ist die Hornisgrinde im Schwarzwald.

Meine Grossmutter hatte grosse Gespensterfurcht und hatte als alte Frau die Gewohnheit, abends vor die Haustüre zu gehen. Sie forderte mich dann gewöhnlich auf, sie zu begleiten, damals, wie ich ein Bube war von sieben bis acht Jahren. So wie gewöhnlich sah man die Irrlichter in dem Schlat, denn unser Haus, die Mühle, lag da in einer Entfernung von einer viertel Stunde bis zwanzig Minuten. Als junger Bube machte ich mir den Spass, die Grossmutter zu erschrecken und habe gerufen: „Die Geister sollen kommen, die Grossmutter zünden.“*) Sobald ich aber diesen Ruf ausstieß, sprang die Grossmutter in die Stube zurück, worüber ich mich kindlich freute.

So geschah es also eines Abends, dass ich ebenfalls in Begleitung der Grossmutter hinausging und dieselbe durch mein mutwilliges Benehmen schon zweimal in die Wohnstube zurückkehrte. Als wir zum dritten Mal in die Stube zurückkehrten, hatte sich ein Mann die Hand verbläut, die Hand zerschmettert mit der Hanfstampfe.***) Dadurch forderte mich mein Vater auf, so schnell wie möglich den Balbier aus Zell zu holen. Kaum kam ich vor die Tür hinaus, so kam ein Irrlicht aus dem Schlat. Dasselbe hatte anscheinlich unmittelbar der Strasse gegenüber seinen Standpunkt. Wenn ich vorwärts ging, ging es mit, in derselben Entfernung; ging ich zurück, also ebenfalls. Wenn ich stillgestanden bin, ist es auch stillgestanden. Da kam mir der kindliche Gedanke, dass ich gegen die Grossmutter Unrecht gethan, um sie so zu erschrecken, und fasste es in meinem kindlichen Gemüte als Strafe Gottes auf. Dabei überfiel mich eine solche Angst, dass ich nicht mehr Herr über meinen Willen war. Deshalb sprang ich bald zehn, bald zwanzig Schritt vorwärts, bald ebenso viel wieder zurück. Sobald ich aber vor die Thüre unsres Hauses kam, so war auch meine Todesangst vor den Augenblick vorüber und ich stellte mir vor, mit welchem Spott und Hohn ich wegen meiner kindlichen Angst empfangen würde vom Vater, wenn ich in die Stube käme. Deshalb sprang ich dann wieder dem Balbier zu und kam auch bis in dessen Haus, wo ich jedoch ohnmächtig zusammenbrach.

Nachdem der Balbier mich wieder zu mir gebracht mit Wasser und mit Reiben,***) so musste ich ihm erzählen, wie es gekommen, und er begleitete mich dann in die Mühle, den Verwundeten zu verbinden. Bevor er aber den Verwundeten verbunden, hat er dem Vater erzählt, wie es gekommen, die Verzögerung, dass er mich erst hat zu mir bringen müssen, was mir eine tüchtige Tracht Prügel eintrug vom Vater, dass

*) D. h. ihr leuchten.

**) Die Hanfstampfe oder Hanfblaule, wie die Bauersleute sagen, „hat den Zweck, den Hanf weicher zu machen, um die holzigen Teile des Hanfes loszulösen.“

***) Er that ihm kalt Wasser auf Kopf und Brust und hat ihn mit „leinen Lumpen“ gerieben. Balbier sagt man auch in Norddeutschland volkstümlich statt Barbier, auch Fischart hat Balbier in seiner Geschichtsklitterung.

ich so dumm war an Geister zu glauben. Denn er hat uns belehrt von Kindheit, dass wir uns nicht sollten fürchten, sondern die Sachen natürlich ansehen. Von da an war mir der Mutwille vergangen, die Grossmutter zu necken; ich hab's aufgesteckt gehabt.

In den Jahren 1834—1836 ging ich, siebzehn Jahre alt, in einer Nacht den Weg von Zell nach Balzhofen (Balzerhofen). Der Mond hat etwas geschienen und der Himmel war bedeckt. Da sah ich im Schlat ein Irrlicht auf mich zukommen. Denn sie stehen auf und kommen ganz schnell auf einen zu. Ich wusste auch, dass sie ausweichen durch den Luftzug oder Luftdruck, wenn man auf sie zugeht. Auf eine Entfernung von ungefähr 8—10 Fuss hielt es still. Es war ein ungefähr 2 Zoll langes Licht, wie wenn man eine Unschlittkerze brennt, und blassrot. Das Irrlicht ist ganz stät, nicht bald heller, bald dunkler. Ich wollte es näher untersuchen und nahte mich ihm ganz langsam, gleichsam schleichend, um es durch den Luftdruck nicht zu verjagen. Auf eine Nähe von ungefähr 2—3 Fuss, dann fuhr es plötzlich mir an meine Brust, ohne im geringsten zu brennen oder einen Geruch von sich zu geben oder mich zu verletzen, und ist verlöscht. Erst andern Tags bemerkte ich einen etwas gelblichen Flecken auf meinem Radine-Wammscht*) gleich einem Ölflecken, ohne Geruch. Der Fleck ist geblieben, garnicht weggegangen beim Waschen, durch wenige Seife nicht 'rausgegangen.“

Soweit Joseph Niethammer.

Es war im September 1889, ein klarer Herbstabend und die Nebel zogen aus den Wiesen, wie man sagt: „der Fuchs braut.“ Dann wurde es dunkel und die Sterne schienen. Zu dieser Zeit fuhr der Freiherr Edmund von Werthern von der Stadt Sorau**) nach Bogendorf. Vor Bogendorf liegt Beinsdorf und bei Beinsdorf dehnt sich nasses Gelände aus. Zwischen Gross-Hennersdorf und Beinsdorf, seitwärts vom Wege, liegt der beinsdorfer Kirchhof. Hier, im Vorbeifahren, der Wind kam ihm im Rücken, in der Gegend vom Kirchhof oder wahrscheinlicher auf dem Kirchhof selbst, bemerkte der Freiherr ein blaues Licht, das auf und niederstieg und mit dem Winde fortschwebte. Dann ging es nieder, mit einem Male war es verschwunden. Es schwebte etwa 2—3 Fuss hoch in der Luft.

Ähnlich wie vom Busch des Niethammer wird berichtet in den heiligen Büchern der alten Juden. Es war auf der arabischen Halbinsel in den Jahren 1500—1600 vor Christus. Moses hütete die Schafe von seinem Schwager und trieb mit der Herde in die Nähe eines Berges. Da sah er eine feurige Flamme aus einem Busch brennen. Er sah, dass der

*) Ein Winterkleid aus einer Art Filz, ein „kurzer Arbeitsrock von besonders rauhem Zeug. Dies Zeug wird in Württemberg gemacht.“

**) Sorau ebenso wie Gross-Hennersdorf liegt in der Niederlausitz, in der Mark; Bogendorf im Kreise Sagan und Beinsdorf im Kreise Rothenburg in Schlesien.

Busch in Feuer lohte und doch nicht verbrannte. Das war ihm so wunderbar, dass er näher ging. Immer also sind es Menschen, die viel im Freien sich aufhalten, die solche Erscheinungen sahen; Hirten, Fischer, Bauern.

In den letzten Jahren lernte ich im Kreise Teltow, also in der Mark Brandenburg, in der Kummersdorfer Forst eine sehr versteckte, wahrhaft märchenhafte Waldwildnis kennen. Nähere Mitteilungen über dieses Waldinnere von einer wunderbaren Schönheit habe ich in meinen Altertümern aus dem Kreise Teltow*) gemacht. Leider ist trotz aller Fürbitten bei dem nächst beteiligten Forstbeamten die ganze Schönheit vernichtet worden. Als ich im Frühjahr des vergangenen Jahres diese Stätte wieder aufsuchte, war alles niedergehauen. In jener Waldwildnis waren eine Anzahl schwarzer Wassergruben, und in einer von ihnen weichten Landleute aus dem nahen Alexanderdorf ihren Flachs. Nun traf es sich zu der Zeit, als ich öfter stundenlang in dem Waldinnern zubrachte (1895), dass der Flachs herausgenommen wurde. Dabei wurde der schlammige moddrige Boden sehr aufgerührt. Ich sah dann nachher, wie auch an den folgenden Tagen, immer Luftblasen von unten durch den Modder aufsteigen, die oben über der schillernden Wasserfläche platzten. Ich dachte mir, dass, wenn man ein brennendes Streichholz an diese Gasblasen hielte, sie wohl brennen möchten. Da ich aber nicht Raucher bin, vergass ich an jedem der kommenden Tage mir Streichhölzer mitzunehmen. In der Zeit darnach fand ich in Berliner Tageszeitungen folgende Mitteilung: „Brennendes Wasser. Aus Alt-Ottenhof in Kurland wird über eine überraschende Entdeckung berichtet, die ein Bauer zufällig gemacht hat. Bei seiner Flachsweiche stehend, deren Oberfläche aus irgend einer Ursache — wohl durch Herausnehmen des geweichten Flachses — mit Schaum bedeckt war, zündete der Mann seine Pfeife an und warf das Zündhölzchen ins Wasser. In demselben Augenblicke stand die ganze Oberfläche der Flachsweiche in Flammen, die mit starkem Knattern und Knistern brannten. Der Bauer schäumte dann das Wasser mehrerer Flachsweichen und zündete die daraus aufsteigenden Gase an. Es ist namentlich nachts ein ganz zauberhaft schöner Anblick, wenn die roten und blauen Flammen mit starker Detonation plötzlich hoch aufzucken und die ganze Wasserfläche bedecken. Von neuem geschäumt, brennt dieselbe Flachsweiche immer wieder und zwar am längsten und schönsten, wenn das Flachs etwa drei Tage in derselben gelegen hat.“

Ebenso brachten die Zeitungen später folgende Mitteilung über Sumpfgase: „Über Sumpfgasbildung unter dem Eise schreibt der hervorragende Chemiker Ira Remsen in Baltimore der „Science“ folgendes:

*) Archiv der Brandenburgia. Berlin, 1897.

„Ein interessanter chemischer Versuch, der mir ganz neu war, wurde kürzlich von einer Gesellschaft Schlittschuhläufer in der Nachbarschaft von Baltimore angestellt. Die Schlittschuhläufer befanden sich auf einem grossen künstlichen See, auf dem sich sehr klares Eis gebildet hatte. An verschiedenen Stellen bemerkte man weisse Flecken im Eise, die wie einer der Anwesenden zu mir sagte, Luftblasen anzeigten. Einer bohrte ein Loch durch eine dieser weissen Stellen, hielt eine Flamme an das Gas, und dieses entzündete sich. Man machte darauf weitere Versuche und fand, dass durch Bohren eines kleinen Loches durch eine dieser weissen Stellen eine lange, dünne Flamme erhalten werden konnte, die einige Zeit hindurch brannte. Das Gas war natürlich Sumpfgas, das sich durch Zersetzung der Pflanzenstoffe auf dem Grunde des Sees gebildet hatte. Das geschilderte Verfahren, die Bildung dieses Gases in der Natur nachzuweisen, ist vom ästhetischen Gesichtspunkte eine grosse Verbesserung gegenüber dem gewöhnlichen, in den Lehrbüchern angegebenen Verfahren, das darin besteht, dass man den Grund eines stehenden Gewässers mit einem Stock aufrührt und das an die Oberfläche kommende Gas aufsammelt. Eislaufteiche, die durch Naturgas beleuchtet werden, gehören für die Zukunft in das Bereich der Möglichkeiten.“

Diese Angaben zu beurteilen muss allerdings jedem Leser überlassen bleiben.

In meinen Spreewaldsagen*) habe ich folgende Erzählung gebracht: „Mal fischten drei Mann in einer nebligen Nacht. Da sahen sie in der Ferne ein Licht und fuhren näher, es zu untersuchen. Wie sie herankamen, sahen sie einen alten Mann von eckiger Gestalt, der hatte einen langen Bart und trug ein Licht auf dem Kopfe. Da gingen sie ganz nahe heran, und es war ein Leuchtwürmchen, das sass auf einer hohen Distelstaude, und Spinnweben hingen herum.“ Die Namen der drei Männer wurden mir damals noch genannt. Es ist meines Wissens in letzter Zeit die Leuchtfähigkeit der Glühwürmchen Gegenstand eingehender wissenschaftlicher Untersuchung von gelehrter Seite gewesen. Freilich leuchten unsere Glühwürmchen nicht so stark wie die des Südens. In dieser Hinsicht brachte der englische Graphic**) eine denkwürdige Mitteilung. Ein Dieb auf Java hatte sich eine Lampe gemacht aus einem Stück Holz, dies in der Mitte ausgehöhlt und mit einem Deckel versehen, der leicht nach rechts und links beweglich war. In die Höhlung that er eine klebrige Masse und da hinein verschiedene Glühwürmchen. Ausserdem hatte er ein Stück Bambus, mit dem er sein „lebendes Licht“ ergänzte. So verbarg er sich in der Stadt Jokja in den Häusern und

*) Seite 113.

**) The graphic. London, 20. Januar 1894.

stahl, während die Leute schliefen, mit dieser Lampe alles Mögliche zusammen. Bei dem geringsten Geräusch schloss er den Deckel und befand sich sofort in vollkommener Dunkelheit.

Es könnte manchen in der Spreewaldgeschichte von den drei Fischern unwahrscheinlich dünken, dass man sich so über das Licht eines Glühwürmchen täuschen könne, allein bei Nebel erleidet das Licht eine starke Strahlenbrechung, wie man ähnlich bei dunstiger Luft den Hof des Mondes erblickt und der Städter im Pferdebahnwagen durch die beschlagenen oder gefrorenen Scheiben das Laternenlicht stark gebrochen sieht.

Nach einer Mitteilung von Joseph Niethammer wollen Leute in der Gegend von Bühl auch den wilden Jäger mit einem kleinen Lichte gesehen haben, dass dann ganz gross wurde. Dieser wilde Jäger wurde dort zusammen erwähnt mit dem ewigen Schiffer, der auf dem Wasser ohne Segel fährt, und mit dem ewigen Juden. Es sind also ihrer drei. Niethammer war der Ansicht, dass beim Licht des wilden Jägers eine Verwechslung mit dem Irrlicht vorliege von Seiten der Leute. Es ist möglich, indessen kommt der wilde Jäger auch in Norddeutschland mit Lichtern vor. Ich verweise in dieser Hinsicht auf einige Angaben in meinen wendischen Sagen.*)

Ebenso wurde der Wassermann oder Nyx mit Lichtern gesehen**) und gewiss klingt auch die Erinnerung an wirklich Erlebtes durch in dem, was die besondere Schilderung der Lichter anbelangt.

Übrigens erzählt auch Karl Gander in seiner vortrefflichen und sorgfältig bearbeiteten Sagensammlung***) im Anschluss an den Nachtjäger eine Sage vom verlorenen Juden und glaubt in beiden gemeinsame Beziehungen zu finden, wie er im Anhang auf weitere Belegstellen verweist.

Ich hörte im Spreewald die Sage, dass zwei Brüder dem Bud (Irrlicht) heisse Milchhirse auf das Thürbrett setzten.†) Ebenso heisst es oft genug, dass er als Lohn einen Dreier bekommt.††) Bei Gander verlangt ein Irrlicht auch ohne besondere Dienstleistung einen Dreier, ebenso bekommen die Irrwischchen dort Milch oder eine Butterschnitte.†††) Hirse und Milch ist auch die Speise eines anderen feurigen Geistes, nämlich des Drachen,§) und mit Milch nur kann der feurige Blitz gelöscht werden.§§)

Die Irrlichter sind die Herren der Sümpfe. Wer durch ihr Land kommt oder Nutzen daraus zieht, der muss ihnen einen Zoll entrichten. Deshalb ist ein Opferdienst nicht unwahrscheinlich. Man darf vielleicht

*) S. 134, 135. **) S. 120, 121. ***) Niederlausitzer Volkssagen. Berlin, 1894. †) Wendische Sagen, S. 111. ††) Ebenda S. 110—113; vergleiche auch mein wendisches Volkstum S. 52. †††) Niederlausitzer Volkssagen, S. 51. §) Wendische Sagen, S. 103, W. Volkstum, S. 49. §§) Wendisches Volkstum S. 164.

annehmen, dass in den Berichten von der Milchhirse und dem Dreier Erinnerungen an Opfergaben sich erhielten, die die Leute in alter Zeit diesen Geistern der Sümpfe darbrachten. Darum konnte auch die alte Frau Henkel in Christinendorf sagen von den Irrlichtern: „Die haben uns nicht wollt leiden da.“ Es war den Sumpfgeistern nicht recht, dass sich da ohne weiteres jemand auf ihrem Grund und Boden häuslich niederliess. Ebenso wie man nach alten Volks-Berichten bei grossen Brückenbauten die Zustimmung der Fluss- oder Wassergeister durch ein Menschenopfer erkaufen musste.

Wie sehr man die Irrlichter als Geister mit menschlichem Willen sich vorstellte, zeigt die Thatsache, dass sie noch heute in der Mark, bis fast an Berlin heran, Lüchtermändre heissen, das heisst, Männchen, die leuchten. Noch vor zwanzig Jahren kannte ich einzelne alte Leute im Oberspreewald, die diese Lichtermännchen genau in ihrer äusseren Erscheinung beschreiben konnten. *) Wenn der Lüchtermann des Spreewald, dort Bud genannt, **) ein blaues Röckchen anhat, so deutet das vielleicht auf das bläuliche Licht desselben, andererseits kann es auch ein Abbild der Männertracht einer gewissen Zeit sein, denn die äussere Ausstattung der Geister, durch die Vorstellung der Menschen, folgt in vieler Hinsicht der Zeit. Früher hatte man im Spreewald Laternen von Kuhhorn oder wenigstens mit einer Hornscheibe in der Thüre. ***) Sie gaben ein röthliches Licht, wie ich mich selbst durch den Augenschein noch überzeugen konnte. Sie wurden auch Budlaternen genannt, weil es aussah, als wäre es ein Irrlicht, wenn jemand mit solcher Laterne im Finstern ging. Davon wussten vor zwanzig Jahren noch alte Leute zu berichten, jetzt wird kein Lebender mehr davon wissen.

Der Beobachter Joseph Niethammer theilte mit, †) dass am andern Morgen nichts verbrannt war an der Dornenhecke, wo er in der Nacht den Irrwisch leuchten sah. Ähnliches habe ich früher im Spreewald von alten kundigen Leuten sagen hören. So fischten einmal zwei Mann, der alte Barthel und ein anderer, Namens Schmidt, in der Schrebeniza. Am Ufer war ein kleines Lichtchen, das leuchtete. Schmidt besprengte es mit Wasser, aus Übermut. Da verlor sich das Licht und leuchtete nicht mehr. Auf einmal war ein grosses Feuer hoch über den Eisen, alles stand in Flammen. Als beide am andern Morgen wieder da in die Fische fuhren, war nicht ein Blättchen verbrannt. ††)

Ein gewisser Jarick sah mal auf dem Schlossberg zu Burg einen Busch brennen und konnte jeden Zweig sehen, das war um Mitternacht. Am andern Morgen war nichts verbrannt. †††)

*) W. S. S. 109. **) Blud = Irrlicht, zu Burg gesprochen bud, sonst weiterhin blud. ***) Vergleiche mein: Spreewaldhaus in der Zeitschrift für Ethnologie. Berlin, 1886 S. 136. Eine alte Laterne mit Hornscheibe aus dem Spreewald wurde von mir dem Märk. Museum übergeben. †) Vergl. hier S. 470. ††) Wend. Sag. 120. †††) Ebenda S. 209.

Es wurde früher im Spreewald, aber auch noch zu meiner Zeit viel von Flammen erzählt,^{*)} die da thatsächlich erschienen sind dem Anschein nach, oder angeblich sich zeigen sollten. Diese Flammen haben allerdings meist andere Beziehungen, aber es scheint nicht fraglich zu sein, dass manche von den Lichtern in den Sagen vom Nachtjäger und vom Nyx als Irrlichter aufzufassen sind. Das spielt oft in einander über.^{**)} Denn die Leute, die meist derlei sahen, waren Fischer, die bei Nacht fischten und dabei im Kahn auf dem Wasser waren oder im Wasser standen, während zu den Seiten sumpfiges Land lag.

Nur eine Sage wusste im Spreewald zu erzählen, dass ein Irrlicht schwer an Masse war. Es fischte ein Mann^{***)} und wie er blumbaute,^{†)} fing an am Ufer ein kleines Lichtchen zu leuchten. Da wollte er es mit der Blumbaua schlagen und sprengte immer Wasser darauf und das Licht wurde immer grösser. Zuletzt wollte er es mit der Plumbaua ins Wasser wälzen, aber das Lichtchen wälzte sich nicht ins Wasser, sondern in seinen Schering.^{††)} Da hatte er viel zu thun, so schwer war es. Mit Mühe kriegte er es aus dem Schering wieder heraus. Dann wälzte es sich in das Steuer^{†††)} und wirtschaftete so, dass er glaubte, kein Tropfen Wasser wäre mehr darin. Vor Schreck liess er dann alles im Stich und lief nach Hause und sagte zu seiner Frau: „Ich bin so erschrocken, der Teufel ist mir in den Käscher gesprungen.“ Am andern Morgen früh war so viel Wasser im Kahn, als er eingeschöpft hatte, und alle Fische. Es hatte nur so geschienen, als ob er wäre ausgeleert worden.

Über die Masse, die Stoffe, aus denen die Irrlichter bestehen sollen, sind mir nur drei Nachrichten aus Volksmunde bekannt geworden.

Dem Josef Niethammer flog das Irrlicht an die Brust und hinterliess einen Ölfleck auf seinem Wamms (Seite 472).

Wie Hantsche Hano berichtet, fand nach der Volkserzählung einstmals ein Müller einen Gallert ähnlichen Klumpen auf dem Windmühlenflügel da, wo das Irrlicht auf ihm geleuchtet hatte (S. 467).

Ich hörte aus Drachhausen, einem Dorf in der Lausitz, dass der Blud§) den voll Schleim§§) macht, der ihm nicht das versprochene Geld zahlt, wenn das Irrlicht ihn nach Hause geführt hat.

Wegen des Schleimes und der gallertartigen Masse an der Wind-

^{*)} W. S. S. 205—215; 134, 135. Wendisches Volkstum S. 89. ^{**)} W. S. S. 120: der Nyx als Lichtchen. ^{***)} Ebenda.

^{†)} Plumbauen, wendisch-slavisch plumbaś, heisst die Fische mit der plumbawa aufscheuchen, einer Stange mit einer Lederscheibe am Ende. ^{††)} Der Scherink, šeren ist der sogenannte Kreuzhamen. ^{†††)} Steuer, styr, heisst im Innern des Spreewaldkahns der Teil oder Raum, den die hintere Spitze des Kahnes und ein Querbrett einschliesst.

^{§)} Irrlicht. ^{§§)} Nämlich voll hochol. Siehe Wend. Volkstum S. 62.

mühle erwähne ich, dass man mir früher vereinzelt im Volke in der Muskauer Gegend mitteilte, die Sternschnuppen wären oder bildeten eine gallertartige Masse. Die Bezeichnung Sternschnuppe könnte auf eine solche Auffassung der Vorzeit hinweisen. Andererseits könnte man auch nur das Abreißen und Lossfliegen dieser „Himmelskörper“ damit haben bezeichnen wollen. Doch trifft wahrscheinlich beides zu. Schon Humboldt weist im Kosmos darauf hin, dem Sinne nach, dass man solche Himmelserscheinungen mit so untergeordnetem Namen belegte. Auch in Oberbayern fand ich die gleiche Vorstellung. Man sagte im Volke von der Sternschnuppe: „Ein Stern hat sich geputzt,“ in dem Sinne, wie man sagt: „Jemand hat sich die Nase geputzt,“ und beschrieb die „Sternschlucken“ auch als eine gallertartige Masse. Ich hatte zuerst Gelegenheit solche „Sternschlucken“ auf Erden zu beobachten an einem berühmten Hexentanz bei Brannenburg am Inn, den ich wohl gewissermassen entdeckt habe. Dieser Hexentanz war sehr alt und so rund wie abgemessen und hatte einen Durchmesser von 35 Schritt.^{*)} Der eigentliche Ring war nur spärlich mit Kräutern bedeckt und zeigte die nackte braune Erde, die ihn schon von weitem sichtbar machte. In diesem Ring sah ich vielfach die gallertartige Masse liegen, die Sternschlucken, die aber auch sonst dort häufig genug im Thale des Förchenbachs sich vorfanden, denn es war ein sehr regenreiches Jahr. Sie sahen aus wie gekaute Beeren von hellen Weintrauben. Es waren Algen und Herr Dr. Wieler von der landwirtschaftlichen Hochschule in Berlin hatte die Güte sie mir zu bestimmen als *Nostoc Vauch spec.* (Zitteralge).

In Meyers Konversations-Lexikon^{**)} werden als zuverlässige Beobachter von Irrlichtern besonders erwähnt der Astronom Bessel, Professor Knorr in Kiew, Direktor Richter in Saalfeld. Nach derselben Quelle bemerkte „List (1859 im Fuldathal) keine Wärme, obwohl er die Hand in ein Irrlicht hineinsteckte;“ „ein anderer will aber Werg am Irrlicht entzündet haben.“ Wie Herr Dr. Bolle erwähnt, sah auch ein Berliner Naturforscher „im Luch des Havellandes“ bei Nauen eine Lichterscheinung.

Inzwischen mögen weitere Beobachtungen gemacht worden sein. Bei der Suche auf Irrlichter dürfte es sich für den Beobachter vielleicht empfehlen, Werg an einem Stock oder einer Ruthe von grösserer Länge bei sich zu führen und an einem längeren Stiel, wie ein Schmetterlingsnetz, einen kleinen Käscher aus undurchlässigem Stoff, um darin das Irrlicht zu fangen, und an eingelegtem empfänglichen Papier zu ersehen, ob und was für Rückstände es etwa hinterlässt.

^{*)} Vergleiche darüber meine Mitteilung in der Zeitschrift für Ethnologie, Verhandlungen. 1888. S. 476.

^{**)} 4. Auflage. 1889.

In der „Unterhaltungs-Beilage des Berliner Lokalanzeiger“ (März 1897) findet sich folgende Mitteilung über leuchtendes Ozon:

„Sehr interessante Beobachtungen über die Eigenschaften des Ozons hat der Chemiker Marius Otto gemacht. Er fand zunächst, dass dieses Gas unter bestimmten Umständen Lichterscheinungen hervorbringen könne. Zum ersten Male beobachtete er diese, als er ozonisierte Luft mittels einer Wasserpumpe ansog; er sah dann in der Pumpe ein lebhaftes Leuchten, und zwar an der Stelle, wo das Wasser und das Ozon sich berührten; das Wasser behielt sein Licht fünf bis zehn Sekunden, nachdem es aus der Pumpe herausgetreten war, und man konnte mit dem leuchtenden Wasser Glasfläschchen füllen. — Dieses Leuchten des Wassers unter der Einwirkung von Ozon könnte entweder von einem Zerfall des Ozons infolge der Druckverminderung herrühren, oder von der Bildung einer unbeständigen, phosphoreszierenden Verbindung von Ozon mit Wasser oder von der kräftigen Oxydation gewisser organischer Stoffe, die im Wasser enthalten sind. Um diese Möglichkeiten einer Prüfung zu unterziehen, wurden in einem Apparate, in dem der Druck beliebig variiert werden konnte, verschiedene, reine und in Wasser gelöste Stoffe der Einwirkung des Ozons ausgesetzt, das in Form ozonisierten Sauerstoffs (40 bis 50 mg Ozon im Liter) verwendet wurde. Gewöhnliches Wasser gab in einem dunkeln Zimmer beim kräftigen Umschütteln ein lebhaftes Leuchten, das mehrere Sekunden anhielt. Beim zweiten Schütteln trat wieder Licht auf, aber viel schwächeres. — Ersetzte man das Wasser durch 90prozentigen Alkohol, so war das Leuchten viel weniger lebhaft, aber es hielt länger an. — Mit Benzol erhielt man ein sehr schwaches Leuchten, gleichwohl schien alles Ozon absorbiert zu werden. — Thiophen entwickelte in Berührung mit Ozon leuchtende Dämpfe. — Milch gab mit Ozon ein viel lebhafteres Leuchten. — Urin zeigte die schönsten Phosphorescenz-Erscheinungen. — Möglichst gut gereinigtes Wasser gab selbst mit stark konzentriertem Ozon keine Lichterscheinung. — Marius Otto leitet von den bisherigen Versuchen folgende Schlüsse ab: Das Leuchten, welches bei der Berührung von Ozon mit Wasser entsteht, rührt her von der Anwesenheit organischer Stoffe tierischen oder pflanzlichen Ursprungs im Wasser, ferner die Mehrzahl der organischen Stoffe ist im Stande, mit Ozon Phosphorescenz-Erscheinungen zu geben.“

Kleine Mitteilungen.

Schwarze Störche haben nach den Angaben des Forstgehilfen Mahling in dem Bezirk der königlichen Oberförsterei Havelberg in diesem Jahre gehorstet. Von dem genannten Herrn wurden zwei Exemplare erlegt, von

denen das eine in die Hände eines Privatmannes in Berlin übergang, das andere der naturkundlichen Sammlung des Realprogymnasiums zu Havelberg einverleibt wurde.

November 1896.

Dr. Traugott Müller.

Im Juni des Jahres 1896 wurde von einem mir bekannten Herrn bei Gr. Besten in der Nähe von Königs-Wusterhausen ein schwarzer Storch geschossen.

Zache.

Fragekasten.

Porzellan-Fabrik in Caputh. Herr S. Lassar schreibt an die Brandenburgia: „In Nicolai, Beschreibung der Kgl. Residenzstädte Berlin und Potsdam befindet sich auf Seite 824 die folgende Notiz über eine Sammlung eines Herrn Daum: „Eine Sammlung von Gefässen in Terra sigillata und von rotem Porzellan, so ehemals in Plauen in der Mittelmark (von einem Herrn von Görne) und in Caputh bei Potsdam vor dem sächsischen*) gemacht worden.“ — Der hier genannte Herr Daum besass nach Nicolai auch eine Bibliothek, ein Naturalienkabinet, optische und dgl. Instrumente sowie Gemälde, war also jedenfalls reich begütert und, wie ich annehme, einer der Inhaber der Firma Splittgerber & Daum, der Vorgänger des Bankhauses Gebrüder Schickler.**)

Über die Fabrik in Plauen berichtet die Fachliteratur, auch Theodor Fontane in seinen „Fünf Schlösser“ macht darüber eingehende und sehr interessante Mitteilungen. In bezug auf die Fabrik in Caputh ist dagegen nichts bekannt, und von mir gemachte Versuche, etwas darüber zu erfahren, waren bisher ergebnislos.“

Einsender fragt:

1. ob in der Brandenburgia etwas über das Bestehen einer Porzellanfabrik in Caputh und
2. über den Verbleib der Sammlungen des Daum bekannt sei? —

Wir bitten unsere Mitglieder um Auskunft über die im Interesse unserer Heimatkunde interessante Angelegenheit. Bei Klöden und Berghaus finden sich keine Angaben, auch das Archiv des Märkischen Museums schweigt. Böttger, der Erfinder des Porzellans in Europa, fabrizierte, ehe er die weisse Kaolin-Erde zu verwenden verstand, nur sehr hartes irdenes Geschirr, rotes und braunes Steinzeug, das mitunter geschliffen und poliert wurde. Ähnlich verhält sich das gewissen chinesischen Kunsttöpfereierzeugnissen des 18. Jahrhunderts auffallend gleichende sogen. Görne-Porzellan. Wahrscheinlich war das Caputher Steinzeug ähnlich gebildet.

E. Fr.

*) D. b. nahe der sächsischen Grenze. Fr.

**) Vgl. Monatsblatt Jahrg. IV. 1895/96 S. 328—331. Fr.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Demminerstrasse 64. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.

18. (7. öffentl.) Versammlung des V. Vereins- jahres.

**Mittwoch, den 17. März 1897, abends 7^{1,2} Uhr,
im Bürgersaale des Rathauses.**

Vorsitzender: Herr Geh. Reg.-Rat Friedel.

1. Der Vorsitzende leitete die festliche Sitzung mit ungefähr folgenden Worten ein:

Meine Damen und Herren!

Wir können und wollen in unserer heutigen, der Hundertjahrfeier zunächst voraufgehenden festlichen Brandenburgia-Sitzung nicht unterlassen, dem Genius des grossen Kaisers, welchem Deutschland seine Einigung und Erhebung verdankt, auch unsere besondere Huldigung darzubringen. Lässt sich unsere Feier auch nicht mit den grossartigen festlichen Veranstaltungen des deutschen Reichs, Preussens, der Stadt Berlin, der Krieger-Vereine und der anderen nach vielen Tausenden von Mitgliedern zählenden, zu gemeinschaftlicher Aktion zusammengetretenen Verbände vergleichen, können wir auch nur durch Vortrag und schlichte Rede wirken, so ist unsere Dankbarkeit und Verehrung für unseren verkärten, unvergesslichen Kaiser Wilhelm den Grossen darum am heutigen Abende um nichts geringer.

Unsere diesbezügliche Tagesordnung erfährt insofern eine Veränderung und Ergänzung, als an Stelle des durch Familien-Verhältnisse verhinderten Herrn Dr. Gensichen das von diesem gedichtete Festgedicht durch Herrn Julius Müller vorgetragen werden wird, denselben welcher uns gelegentlich unserer Stiftungsfeste ja wiederholt durch sinnige Rede erfreut hat.

Demnächst wird unser Mitglied Herr Dr. Gustav Albrecht ein kurzes von ihm verfasstes soldatisches Festspiel vortragen, woran sich des Herrn Schulrat Professor Dr. Carl Euler Vortrag reiht, der sich in der Hauptsache auf Kaiser Wilhelm den Grossen bezieht.

Ihren Abschluss findet unsere Huldigungsfeier in der Versammlung am Sonnabend, den 20. d. M. im Märkischen Provinzial-Museum, zu der ich hierdurch besonders einlade.

Es ist daselbst eine kleine Ausstellung von Bildern und anderen Erinnerungszeichen vereinigt, welche sich auf den grossen Kaiser und

seine unvergessliche Mutter, die Königin Luise, bezieht und teils aus Sammlungsgegenständen des Museums, teils aus Leihgaben besteht, welche von unseren Mitgliedern in liebenswürdiger Weise der Direktion anvertraut wurden.

Ich werde mir erlauben, pünktlich um Mittag beginnend, diese Ausstellung mit einigen Worten zu erläutern.

Unser Mitglied Herr Pastor E. Handtmann in Seeburg bei Lenzen a. E. hat die nachfolgenden zwei von ihm verfassten Lieder eingesendet:

Einer Anzahl Schulen in der Westprignitz überwiesen.

Prignitzer Sang zum 22. März 1897.

(Wie de Blümle drausse zittre in der Abendlüftle Wehn.)

Düstre Wälder, wüste Auen, Sumpf und Heide weit und breit.
Einzeln nur sind drin zu schauen Hirten, Räuber, Jägersleut.
Von der Elbe bis zur Oder war ein ödes Trauerland:
Bis der Weltenherr aus Anhalt Albrecht hat, den Bär, gesandt.

Als dem nach vom ganzen Reiche, Axt und Pflugschar in der Hand,
Deutsche Mönche, Ritter, Bauern zogen, sich ein neues Land
Zu gewinnen — welches Wunder: wie im Zauber-Feuerlauf
Wuchsen Dörfer, Burgen, Städte voller froher Menschen auf!

Nun des Roten Adlers Fahne hält der Zollern stärkrer Arm,
Gilt's erst recht durchs Land hin lenken deutscher Siedler rüst'gen
Schwarm;

Dergentin mit Sectz und Stesow*) mahnt die Prignitz: Rühret euch,
Dass aus Bauernmark erblühe arbeitsstark das neue Reich!

Kaiser Wilhelm war erkoren, zu vollenden Albrechts Werk.
Hundert Jahr her, da geboren ist in ihm des Reiches Stärk.
Dankesvoll drob als die ältesten treuen Märker preisen wir
Jubelnd hoch den „Niemals Müden“, seines Stammlands Edelzier.

Zum 22. März 1897 für den Gesangverein „Deutsche Eiche“
in Eldenburg, Senndorf (Westprignitz) und Umgegend.

(Heil dir, mein Vaterland, Heil euch, ihr Tage,
Da ich die Freund' fand so teuer mir.)

(Aus „Tochter des Regiments“.)

Heil dir, Mark Brandenburg,
Heil euch, ihr Tage,
Da uns der Zollernschild
Ward Stammeswehr!

*) Diese drei Stätten sind im Verlauf der letzten zehn Jahre von dem Herrn Abg. Sombart und der Generalkommission aus lebensunfähigen Rittergütern in blühende Bauerndörfer umgestaltet worden. Jetzt, 1897, folgt ihnen Gut Pinnow bei Karstädt i. d. Westprignitz.

Schwarz-Weiss, „Vom Fels zum Meer“
 Froh klang's aus Schwaben
 In's Rote-Adler-Land:
 Schafft Deutschlands Ehr!
 Märkerland folgte treu
 Vierhundert Jahr und mehr
 Dem Zollern-Vorwärts neu
 Im Preussischen Heer.

Damit schuf Wilhelm Rex
 Ein einig Deutschland,
 Dem aller Mannen Herz
 Treu zugewandt.
 Stört wer den Brüderbund
 Alldeutschland's — sehet:
 „Marsch-retour“!*) Die Mark zur Stund
 Festweg einsteht
 Nach unsrer Väter Art
 Dass unser Volkstum gleich
 Fleckenlos bleib' bewahrt
 Für Kaiser und Reich!

Heil dir, du deutsches Reich
 Auf Märkergrunde!
 Dein Ruhm erklingt zugleich
 In dieser Stund'
 Von Bayerns Watzmannshöh'
 Zum Bernsteinstrande,
 Von Frieslands Inselsee
 Zum Elsassland:
 Schwäbisch, furchtlos und treu,
 Märkisch, ernst, ehrentest,
 Zielbewusst stehet jetzt neu
 Deutschland aufs Best'!

Schweb' hoch: Schwarz, Weiss und Rot,
 Der Zollernfahne
 Und deutschen Hansabunds
 Einig Panier!
 Aller Mann Schwur erschallt:
 „Zu Land und Wasser
 Gilts gleich für Stadt und Land
 Treu folgen dir.“

*) Volkstümliche Bezeichnung des 16. August 1870 für Mars-la-Tour.

So werd' dem Erdenrund
 Deutschlands Wert allweg kund,
 Wie wir von Fels zu Meer mit
 Ehr' steh'n in Wehr.

Schluss: Heil dir, du deutsches Reich:
 Alt-Preussens Leitwort
 „Jedem das Seine gleich“
 Bleibt unser Hort!

Vor unserer Tagesordnung findet sich noch folgendes zu besprechen.

2. Chronik von Havelberg. Unser Mitglied Oberstlieutenant a. D. und Bürgermeister von Havelberg Herr Alfred Zoellner übersendet von seiner ausführlichen und vortrefflichen „Chronik der Stadt Havelberg“, deren erste zwei 1894 erschienenen Bände im Monatsblatt III, S. 237 besprochen worden sind, als Geschenk das 1896 in Havelberg erschienene Supplementheft No. 1, die Topographie und Verwaltungsbericht der Stadt 1894 bis 1897. Auch dieser Nachtrag zeichnet sich durch Liebe zur Heimat und gründliche Verarbeitung des mannigfaltigen Stoffes aus. Ein Ausflug der Brandenburgia nach Havelberg ist für dies Jahr in Aussicht genommen.

3. Das „Ausstellungs-Gedenkbuch“. Von Schreibtisch und Werkstatt, Handel, Gewerbe und Industrie im Geiste des schaffenden Berlin“, herausgegeben von unserem Mitgliede Herrn Verlagsbuchhändler Karl Siegismund zum Geleit der Berliner Gewerbe-Ausstellung 1896 wird vom Verleger als Geschenk überreicht. Fast das ganze „namhafte“ Berlin ist hier mit Beiträgen, literarischen oder künstlerischen vertreten. Das Buch ist eine der schönsten Erinnerungen an den wohl gelungenen und grossartigen friedlichen Wettbewerb Berlins und der Berliner im verflossenen Jahr, der für alle Zeiten einen hervorragenden Meilenstein in der Geschichte unserer Reichshauptstadt bedeuten wird. Das elegant ausgestattete, dabei billige Werk kann zur dauernden Erinnerung seitens der Brandenburgia in den weitesten Kreisen nur bestens empfohlen werden. Seite 35 befindet sich ein vortreffliches Bildnis unseres Ehrenmitgliedes Theodor Fontane nach Professor Hanns Fechner's Meisterwerk. Das Cliché hiervon, sowie von einer Handschrift des genannten märkischen Dichters und Forschers, desgleichen den interessanten Aufsatz Fontanes über das Berlinertum seit Friedrich Wilhelm III haben uns Autoren und Verleger zur Wiedergabe im Aprilheft des Monatsblattes freundlichst unentgeltlich zur Verfügung gestellt, für welche schöne Gabe die Brandenburgia hiermit verbindlichst dankt.

4. Holländische Kirmes. Der vaterländische Frauenverein hatte,

wie allgemein bekannt, zum Besten des Baufonds eines Krankenhauses in der Ravenéschen Bildergalerie hierselbst in dem Prachtbau des Herrn Louis Ravené, Wallstr. 5-8, eine holländische Kirmes im Stil der Zeit des Grossen Kurfürsten und seiner Gemahlin Luise Henriette von Oranien, verbunden mit zeitgenössischen lebenden Bildern veranstaltet. Durch dies kulturgeschichtliche Moment ist für diese Angelegenheit das Interesse unserer heimatkundlichen Gesellschaft erweckt worden.

Die hiermit vorgelegte zugehörige Festschrift enthält zwei Beiträge von Mitgliedern unserer Gesellschaft, zunächst eine Abhandlung eines der besten Kenner der niederländischen Verhältnisse unter Kurfürst Friedrich Wilhelm, des Dr. Georg Galland betitelt: „Hohenzollern und Oranien. Ein Rückblick auf die frühesten Beziehungen zwischen Brandenburg-Preussen und Holland.“ Es wird darin der Beweis erbracht, dass bereits die Vorgänger des Grossen Kurfürsten wiederholt Verbindung mit Persönlichkeiten des Nachbarlandes angeknüpft und namentlich die holländische Bautechnik für die damals dringendsten Zwecke eingeführt haben. Friedrich Wilhelm ist also einer schon vorhandenen Tradition gefolgt, indem er einen erheblichen Teil seiner Hilfskräfte von dort bezog, zur Hebung der geistigen und wirtschaftlichen Kultur seines durch den 30jährigen Krieg zerrütteten Staates. Galland schliesst: „Was bis dahin doch immerhin nur vereinzelt geschehen war, das Eindringen des Holländertums in unser Vaterland, das wurde seit den Tagen, da der junge Kurfürst seine Vermählung mit der neunzehnjährigen Oranierin, Luise Henriette, schloss, zur gewöhnlichen alltäglichen Erscheinung, zur „Mode“ — um es mit einem heutigen Ausdruck zu bezeichnen. Und wenn neben dieser stillwaltenden edlen Fürstin noch eine andere hohe Persönlichkeit genannt zu werden verdient, die zu Gunsten des Holländertums in unserer brandenburgisch-preussischen Heimat damals erspriesslich gewirkt hat, so kann es nur Johann Moritz von Nassau, zubenannt „der Brasilianer“ sein*), der kunstsinnige Bauherr des Moritzhauses im Haag, der schwärmerische Naturfreund und Ausschmücker von Kleves idyllischer Umgebung, der unbeweibte Herrenmeister zu Sonnenburg in der Neumark und unermüdliche Statthalter des Grossen Kurfürsten am Niederrhein, dort gleichsam Pfortner und Kulturapostel.“

In dem darauf folgenden Artikel schildert unser Mitglied Ernst Friedel „Die Kurfürstin Luise Henriette als Landesmutter“ nach den mancherlei vorhandenen gedruckten Quellen. Der Einführung der Kartoffel, damals Tartuffe genannt, durch die pflanzen- und gartenfreundliche Oranierin wird darin besonders gedacht.

*) Vgl. G. Galland: Aus der Kunst-Korrespondenz des Kurfürsten Friedrich Wilhelm. Monatsblatt V, S. 347.

Es folgen dann eine Dichtung von Johanna Baltz „Brandenburg und Niederland“, sowie 11 Illustrationstafeln, meist niederländisches Stilleben betreffend, von L. Noster, Gudden, Hans Herrmann und anderen namhaften modernen Meistern.

Bei der Kirmes und den lebenden Bildern haben Mitglieder und Angehörige von Mitgliedern der Brandenburgia fleissig mitgewirkt.

5. Elisabeth Christine, die Gemahlin Friedrichs des Grossen, eine edle, als Fürstin nicht hoch genug zu schätzende Frau, hatte, wie Sie aus der Mitteilung des Herrn Kustos Buchholz in der Sitzung am 24. Februar d. J. (Monatsblatt V, S. 445) wissen, Fingerlinge zur Erinnerung an die Wiedereroberung von Breslau i. J. 1758 anfertigen lassen, um sie an verdienstvolle Offiziere zur Verteilung zu bringen. Unser geschätztes Mitglied Herr Hofjuwelier Bernard Telge hat die glückliche Idee gehabt, dgl. Ringe mit gewohnter Meisterschaft nachzubilden, und ist ferner so gütig gewesen, das hiermit vorgezeigte Exemplar dem märkischen Museum zu verehren. Auf der mit der Königskrone gekrönten Ringplatte befinden sich in blauer Emaille die Buchstaben V F R, d. i. Vivat Fridericus Rex.

Wir benutzen hierbei die Gelegenheit, auf die zierlichen Schmuckgegenstände, welche der genannte Herr mit Bezug auf Kaiser Wilhelm den Grossen und Kaiser Friedrich III. hat anfertigen lassen, aufmerksam zu machen, und die Sie in der vorerwähnten Ausstellung des Märkischen Provinzial-Museums werden in Augenschein nehmen können.

6. Mitteilung über die kirchliche Sitte des sogenannten Quempas. Herr Professor Dr. Hermann Bohm, Oberlehrer an der hiesigen 2. Realschule, ergreift zu folgendem Bericht das Wort:

In mehreren Orten Deutschlands hat sich ein Weihnachts-Gottesdienst erhalten, bei dem die aus der katholischen Zeit stammenden lateinischen Sequenzen von den evangelischen Christen noch heute unverändert gesungen werden. Nach dem Anfang der einen dieser Sequenzen, welche beginnt: Quem pastores laudavere (dem die Hirten lobsang), heisst die Sammlung dieser Gesänge und ebenso der Gottesdienst, in dem sie gesungen werden, der Quempas. In manchen Orten, wie in Bernau, scheinen nur unscheinbare Ueberreste dieses Gottesdienstes vorhanden zu sein, wie auch der Name Quempas zum Teil nicht mehr bekannt ist, in anderen ist der altertümliche Charakter durchaus bewahrt worden. Der Quempas ist ohne Zweifel aus der früheren Sitte hervorgegangen, zu Weihnachten (in der Frühmette oder der Vesper) die Geburt Jesu, die Anbetung der Hirten und der heiligen drei Könige und ähnliche Stoffe in den Kirchen durch eine Art von lebenden Bildern zur Darstellung zu bringen. Hierher gehört namentlich auch das sogenannte Kindelwiegen; am Altar stand eine Wiege, und Joseph wiegte

das Kind auf die Aufforderung der Maria („Joseph, lieber Joseph mein, hilf mir wiegen mein Kindelein“ u. s. w.). Zu den Gesängen, die zu diesen Bildern gesungen wurden, gehörten u. a. die Lieder *Resonet in laudibus* und *Quem pastores laudavere*. Namentlich das erstere scheint sehr verbreitet und so populär gewesen zu sein, dass nach seiner Melodie in der Reformationszeit protestantische und katholische Spottlieder gesungen wurden. Nach der Reformation erregten vielfach das Kindelwiegen und ähnliche Gebräuche Anstoss, und der alte Gottesdienst wurde an den meisten Orten abgeschafft. König Friedrich Wilhelm I., welcher schon am 25. Februar 1733 manche Anklänge an den alten katholischen Gottesdienst untersagt hatte, verbot in der Kabinetsordre vom 23. Dezember 1739 ausdrücklich das Anlegen von Masken zur Darstellung des Engels Gabriel oder des Knechtes Ruprecht und das Quempassingen. Da aber Friedrich der Grosse duldsamer war als sein Vater, — wie er denn durch eine Kabinetsordre vom 3. Juli 1740 die beim Gottesdienst früher üblich gewesenen Ceremonieen wieder gestattete — so wurde der Quempas wohl an vielen Orten wieder eingeführt. Dem Vortragenden waren als Städte, in denen der Quempas noch heute besteht, Sandau an der Elbe, Perleberg, Luckau und andere Orte der Lausitz, endlich Höxter bekannt. Aus eigener Anschauung berichtete er über den Quempas in Sandau. Hier beginnt der Gottesdienst am Weihnachts-Morgen in aller Frühe, während draussen noch alles dunkel ist. Jeder der zahlreichen Teilnehmer hat in der Hand ein brennendes Licht. Nach dem Liede: „Vom Himmel kam der Engel Schaar“ wird das „*Resonet in laudibus*“ gesungen. Zum Teil ertönt das alte lateinische Lied von der ganzen Gemeinde, zum Teil responsorienartig aus dem Munde der Jugend, welche, in drei Abteilungen geteilt, in der Richtung vom Turm nach dem Altar zu durch die Kirche zieht und unter welche vier Teile des Gesanges so verteilt sind, dass nach einander zuerst die drei Teile der männlichen Jugend und dann die auf dem Orgelchor befindlichen Mädchen allein singen. Früher endete die Prozession der Knaben auf bestimmten Chören; auf jedem derselben hatten sich die „alten Herren“ eingefunden, die früher als Schulknaben zu diesem Chore gehört hatten; sie blieben ihm zeitlebens treu und fielen nun mit kräftiger Stimme in den Gesang ein. Auf das *Resonet in laudibus* folgt die Sequenz *Quem pastores laudavere*. Unmittelbar an jede lateinische Strophe schliesst sich ein deutscher Text an, dessen erster Teil die zuerst in der Liedersammlung des Michael Praetorius „*Musae Sioniae*“, 1605 – 1610, sich findende Uebersetzung der betreffenden Strophe des lateinischen Originals, dessen zweiter Teil dagegen je eine Strophe der deutschen Uebersetzung eines andern als kirchlichen Liedes „*Nunc angelorum gloria*“ enthält. Letztere Uebersetzung stammt von Nicolaus Hermänn († 1561), die lateinischen Sequenzen dagegen wurden schon im 14. Jahrhundert gesungen. Auf

das *Quem pastores laudavere*, von dem die einzelnen Strophen des deutschen Textes folgende Anfänge haben: „Den die Hirten lobeten sehre und die Engel noch viel mehre,“ — „Zu dem die Könige kamen geritten; Gold, Weihrauch, Myrrhen brachten sie mitten;“ — „Freut euch heute mit Maria in des Himmels Hierarchia“ und „Lobet, alle Christen zugleich, Gottes Sohn im Himmelreiche“ folgt eine kurze Predigt; dann beendigt das Lied „Lobt Gott, ihr Christen allzugleich“ den Gottesdienst, an den sich zu Hause gewöhnlich die Bescheerung anschliesst. Der Text der Gesänge ist, wenigstens in dieser Zusammenstellung und Reihenfolge, nicht gedruckt vorhanden, sondern jeder Knabe schreibt und „malt“ sich selbst seinen Quempas. Nachdem die einzelnen Blätter so geheftet sind, dass das Format ein liegendes ist, wird der Text auf jedem Blatte sorgfältig in die Mitte geschrieben, so dass die erste Reihe aus schönen grossen Druckbuchstaben besteht; die Schrift wird dann von Blütengewinden oder arabeskenartigen Verzierungen umzogen. Unter dem Text befindet sich auf jeder Seite ein Bild, dessen Inhalt die früheren lebenden Bilder ersetzt: so wird die Geburt Jesu, anbetende (oder auch nur ihre Schafe weidende und dabei die Schalmei blasende) Hirten, der Einritt der heiligen drei Könige in Jerusalem und anderes dargestellt. Wie die Initialen der Schrift und die Blütengewinde, so sind auch diese Bilder schön in Farben ausgeführt. Ueberall lässt sich der Zusammenhang mit der Art, wie die Mönche im Mittelalter ihre Texte schrieben und verzierten, deutlich erkennen. Aber wenn schon hier doch auch manche Abweichung von der alten Tradition stattfindet (so wenn die zahlreichen Türme Jerusalems das christliche Kreuz oder gar den türkischen Halbmond tragen oder wenn der Weihnachtsmann in der Gestalt eines Frachtfuhrmannes einen riesigen Wagen mit Geschenken fährt), so haben andererseits geschickte Knaben auch die Neigung, ihr Können überhaupt in freierer Darstellung zu bethätigen; und man erblickt wohl unter einem altkirchlichen Weihnachtstexte einen grossen Elbdampfer und einen zu ihm hinfahrenden Kahn oder ähnliche profane Darstellungen. Der Quempas erfreut sich in Sandau noch heute grosser Beliebtheit, und jeder Einheimische ist stolz auf diese besondere Eigenheit seiner Vaterstadt.

Der Vortragende liess eins der altmärkischen Sandauer Quempas-Hefte kursiren, worauf Herr Geheimrat Liebenow bemerkte, wie nach seiner Vermutung auch innerhalb der eigentlichen Provinz Brandenburg das Quempas-Singen in evangelischen Kirchen noch vorkomme. Er entsinne sich dessen von seiner Jugend und von seinem Heimatsort Schönfliess, Kreis Königsberg, N.-M., noch sehr wohl.

Herr Kustos Buchholz fügte hinzu, wie er in seiner Kindheit in der evangelischen Kirche zu Schönlanke unweit der neumärkischen Grenze, selbst öfters das Quempas mitgesungen.

Herr Geheimrat Friedel regte an, alle auf das Quempas bezüglichen Ueberlebsel in den evangelischen Kirchen der Provinz Brandenburg der Direktion des Märkischen Museums mitzuteilen.

7. Hierauf wurde der Festprolog gedichtet von Herrn Dr. Otto Franz Gensichen an Stelle des behinderten Autors durch Herrn Julius Müller und von Herrn Dr. Gustav Albrecht dessen patriotisches „Festspiel für das deutsche Volk und Heer zur Feier des 100jährigen Geburtstags Kaiser Wilhelms des Grossen“ vorgetragen.

8. Beide Dichtungen, sowie der Vortrag des Herrn Schulrat Professor Dr. Euler: „Erinnerungen an Kaiser Wilhelm den Grossen“ wurden beifällig aufgenommen.

Hieran schloss sich eine gesellige Zusammenkunft im Ratskeller.

19. (10. ausserordl.) Versammlung des V. Vereinsjahres.

Sonnabend, den 20. März 1897, mittags 12 Uhr,

im Märkischen Provinzial-Museum

zu Berlin, Breite-Str. 20a.

In den Räumen des der Stadt Berlin gehörigen Märkischen Provinzial-Museums hatte sich heut von 11 Uhr ab eine grosse Anzahl von Mitgliedern der Brandenburgia und von Freunden des genannten städtischen Instituts versammelt.

In demjenigen Saale, welcher für gewöhnlich den vorgeschichtlichen Altertümern des Regierungsbezirks Potsdam gewidmet ist, befand sich eine von heute ab bis Sonntag, den 28. d. M. geöffnete Sonderausstellung von Bildern und Andenken Kaiser Wilhelms des Grossen und seiner Mutter der Königin Luise von Preussen.

Um 12 Uhr begrüßte der Vorsitzende der Direktion des Märkischen Museums Geheimrat Stadtrat Friedel die Anwesenden mit einer Ansprache ungefähr folgenden Wortlauts:

Hochgeehrte Mitglieder und Freunde der heimatkundlichen
Gesellschaft Brandenburgia!

Es ist der Direktion unsers Märkischen Provinzial-Museums eine besondere Freude und Ehre die Brandenburgia, welche nach § 1 ihrer Satzungen:

„die Förderung der Landeskunde, der Altertumskunde und der Geschichtskunde der Provinz Brandenburg einschliesslich des Stadtkreises Berlin durch Wort und Schrift, sowie die Unterstützung des den gleichen Zwecken dienenden Märkischen Provinzial-Museum mit Rat und That“

anstrebt und welche sogar im § 35 verordnet hat:

„Im Falle der Auflösung fällt das gesamte Vermögen der Gesellschaft an die Stadtgemeinde Berlin für die Zwecke des Märkischen Provinzial-Museums als freies Eigentum“,

in diesen der Pflege der heimatkundlichen Wissenschaft und Pflege des nationalen Gedankens gewidmeten vaterländischen gemeinnützigen Sammlungen und Sammlungsräumen auf das Herzlichste willkommen zu heissen. Wir verdanken der Gesellschaft Brandenburgia, welche stets unsere Zwecke gefördert hat, seit ihrem Bestehen vieles, nicht minder vieles der liebenswürdigen, verständnisvollen Förderung seitens einzelner Mitglieder Ihrer Gesellschaft.

Ich darf sagen, es ist seit lange schon auf beiden Seiten, d. h. auf Seiten der Städtischen Museums-Verwaltung wie auf Seiten der Brandenburgia der Wunsch gehegt worden, in den Museums-Räumen eine Versammlung Ihrer Gesellschaft abzuhalten und wenn dies bisher unterblieben, so liegt dies einerseits an den vielfachen anderweitigen Einladungen, denen die Brandenburgia mit Recht deshalb den Vorzug gab, weil sie damit als junge Gesellschaft neue Verbindungen anknüpfte, während sie der günstigsten Beziehungen zum Märkischen Museum sich von vornherein und ohne weiteres vergewissert halten konnte. Andererseits sprach auch die Lokalienfrage mit. Sie sehen, es mangelt uns ein grösserer Versammlungssaal gänzlich, und es sind die Schauräume durch Schränke u. dgl. derartig eingeengt, dass es fast bedenklich erscheinen musste, hierher eine grössere Versammlung zu berufen.

In dem neuen Museumsbau, der nach den vortrefflichen Plänen unseres verehrten Mitgliedes, des Herrn Stadtbaurats Hoffmann, Erbauer des Reichsgerichts-Palastes zu Leipzig hoffentlich recht bald am Märkischen Platze linksseitig der Spree nahe der Waisenbrücke in Angriff genommen werden wird, sollen die Brandenburgia und alle übrigen Gesellschaften ähnlicher Tendenz einen auskömmlicheren und besseren Empfang finden.

Der Tag vor dem Beginn der Hundertjahrfeier unseres Heldenkaisers Wilhelms des Grossen schien der Direktion der geeignetste Augenblick, um die Brandenburgia nach dem Märkischen Museum einzuladen, da hierselbst gerade heute die Sonderausstellung desselben, welche dem Gedächtnis des entschlafenen ersten deutschen Kaisers und seiner überall im deutschen Volk so hoch verehrten Königlichen Mutter gewidmet ist, dem Publikum eröffnet

wird. Es ist dies selbstredend nur eine kleine und bescheidene Ausstellung, sie unterfängt sich in keiner Weise mit der grossartigeren geschichtlichen Ausstellung im Kunst-Akademiegebäude in Vergleich treten zu wollen, welche heut eröffnet werden soll. Wir wollen uns darauf beschränken, dasjenige, was das Märkische Museum uns bot und dasjenige, was uns die Mitglieder der Gesellschaft Brandenburgia gütigst anvertraut haben, den Verehrern der beiden genannten fürstlichen Persönlichkeiten zur Betrachtung darzubieten, indem wir uns absichtlich, dies sei nochmals ausdrücklich betont, lediglich auf die Königin Luise und Kaiser Wilhelm den Grossen, bezüglich des letzteren hauptsächlich nur auf gewisse bedeutsame Lebensabschnitte ausdehnen. Immerhin wird auch unsere Ausstellung manches Seltene und vieles Schöne bieten.

Meine Damen und Herren! Wenn unser Kaiserlicher Herr bei seiner neulichen Rede in der Versammlung der Brandenburgischen Stände mit vollstem Recht betonte, wie man im Mittelalter seinen erhabenen Grossvater Kaiser Wilhelm den Grossen aller Wahrscheinlichkeit zum Heiligen erklärt haben würde, so glaube ich hinzufügen zu dürfen, dass man damals seine edle Mutter die Königin Luise sicherlich zu einer Heiligen gemacht haben würde, schwebt doch um ihr edles Dulderhaupt selbst im Geiste unseres protestantischen Volks so etwas wie ein Glorien- und Heiligen-Schein. Sie ist es, die auf ihren Sohn, den späteren Kaiser, wie er selbst wiederholt bekennt, den tiefsten Eindruck ausgeübt, auf seine Entwicklung bestimmend eingewirkt hat.

Mit den Erinnerungen an diese volkstümlichste Herrscherin auf preussischem Throne beginnt naturgemäss unsere Ausstellung, um dann auf die früheste Kindheit Kaiser Wilhelms I. überzugehen.

Die Aufstellung des hier Dargebotenen ist durch Herrn Kustos Buchholz unter Mitwirkung des wissenschaftlichen Museums-Assistenten Herrn Dr. Otto Pniower, des Museums-Präparators Herrn Femerling und des Hilfsarbeiters Herrn Sonnenburg, denen allen für ihren besondern hierbei bewiesenen Eifer die besondere Anerkennung gebührt, hergestellt worden. Ich ersuche deshalb Herrn Buchholz nunmehr Ihnen die Einzelheiten in der Kürze zu erklären.

Herr Kustos Buchholz über die

Sonder-Ausstellung

zur Centenar-Feier des Geburtstags Kaiser Wilhelms I.
im Märkischen Provinzial-Museum.

Das Märkische Provinzial-Museum, das unter der segensreichen Regierung des grossen Kaisers entstanden ist und sein Wachstum und

Gedeihen auch des Kaisers hoher Gönnerschaft zum Teil verdankt, hat in seiner Weise die Hundertjahrfeier festlich begehen wollen.

Es hat zu dem Zweck die in seinen Sammlungen vorhandenen Erinnerungsstücke an die Person des Kaisers, sowie Seiner Eltern und Kinder, auch die bezüglichen bildlichen Darstellungen, zu einer Sonderausstellung vereinigt, die in den Jubelfesttagen zur öffentlichen Besichtigung bereit gestellt wird.

Da die unmittelbaren Erinnerungsgegenstände aus erklärlichen Gründen in das Hohenzollern-Museum und in die Ruhmeshalle des Zeughauses gelangten und das sonst vorhandene Material zu der Festaussstellung in der Kunst-Akademie verwendet ist, so handelt es sich hier nur um sehr wenige untergeordnete Stücke.

Eine stattlichere Folge dagegen machen die bildlichen Darstellungen aus allen Lebensperioden des Gefeierten aus. Seine Lebensgeschichte lässt sich beim Anblick dieser Sammlung verfolgen von der zarten Kindheit an, dann als Jüngling, als Mann, durch die Zeit hindurch, in der Er als Prinz von Preussen eine geschichtliche Rolle spielt, die Regentschaft für den Bruder führt, dann als König und als Kaiser ruhm- und segensreich regiert und hochbetagt aus dem Leben scheidet.

Untrennbar ist das Andenken an den grossen Kaiser von dem an Seine Eltern, Gemahlin und Kinder. Deshalb sind auch einige auf diese, namentlich auf die Königin Luise bezügliche Erinnerungsstücke der Ausstellung angeschlossen.

So belanglos auch die kleine Ausstellung diesem reichen Leben, diesem grossen Fürsten gegenüber erscheinen mag, in der vieltausendgliedrigen Kette von pietätvollen Festveranstaltungen, die in Berlin, wie im ganzen deutschen Reich zur Verherrlichung des Andenkens an den grossen Kaiser vor sich gehen, durfte auch das Märkische Provinzial-Museum nicht unvertreten sein.

Da die Räumlichkeiten des Museums überfüllt sind, so musste für diese Ausstellung leider ein Notraum im zweiten Saal, zum Teil unter Verdeckung der darin befindlichen prähistorischen Aufstellung, ausgeschaltet werden.

Der Inhalt der Ausstellung ist aus dem nachfolgenden Verzeichnis ersichtlich, wobei zu beachten ist, dass die der Bezeichnung beigefügten Zahlen die Katalognummern des Museums angeben.

A. Erinnerungs-Gegenstände.

Hemd. 12490. Nach dem amtlichen Zeugnis des Kaiserlichen Garderobiers Lorke vom 1. April 1888 „von Sr. Majestät Kaiser Wilhelm I. in den letzten Jahren Seines Lebens getragen“. Mit dem Zeichen W, darüber Kaiserkrone, darunter die Nummer 75.

Weste. 9860. Weisse Seide, golddurchwirkt, unten ein wenig ausgeschnitten,

mit 7 perlförmigen, gemustert vergoldeten Knöpfen. Der Kaiser hat diese Weste als Jüngling getragen. Sie wurde dann als Erinnerungsstück vom Kammerdiener Beerbaum aufbewahrt.

Strumpf. 9684. Weisse Baumwolle. Fuss 28, Bein 35 cm lang. Zeichen: P. v. P. 8.

Strumpf. 9683. Aus weisser Baumwolle gestrickt, Fuss 30, Bein 42 cm lang; als Zeichen mit roter Seide eingestickt: W., darüber die Kaiserkrone, dabei die Zahl 12. Beide Strümpfe sind ebenfalls vom Kammerdiener Beerbaum erhalten.

Helm-Spitze. 9685. Spitze zum Generals-Federbusch mit besonderer Konstruktion für die Befestigung am Helm. Ist vom Kaiser Wilhelm I. versuchsweise getragen und dann als unzweckmässig beseitigt worden.

Tassenpaar. VI. 929. Mit dem Portrait des Prinzen Wilhelm aus Biskuit-Porzellan und dem Widmungs-Datum „20. August 1820“. Prinz Wilhelm widmete damals diese Tasse der Frau Oberamtmann Hollefreund in Lanke bei Biesenthal aus Dankbarkeit für Pflege nach einem Unfall auf der dortigen Gräflin Redern'schen Jagd.

Erkennungskreuz 3265. Von den Berliner Landwehrmännern getragen, die sich am 8. Juni 1848 zum Schutze des Prinzen von Preussen bei seinem ersten Betreten Berlins nach den Märztagen (Erscheinen im Landtag) vereinigt hatten.

Brosche. 7026. Mit dem Brustbild des Prinzen und der Prinzessin von Preussen. Erinnerung an die silberne Hochzeit 1854.

Brosche. 3963. Von der Königin Augusta nach dem Einzug des gekrönten Königspaares am 22. Oktober 1861 an die Ehrenjungfrauen verteilt.

Grundsteinhammer. 6026. Mit der eingravierten Inschrift: „Ihre Majestäten König Wilhelm und Königin Augusta thaten hiermit 3 Schläge auf den Grundstein des neuen Rathauses zu Berlin den 11. Juni 1861. (Zu vergleichen hierbei die mitausgestellte Photographie der Grundsteinlegung).

Mörtelprobe. 8210. Vom Kaiser Wilhelm bei der Grundsteinlegung zum Reichstagsgebäude am 9. Juni 1884 mit der Kelle auf den Grundstein geworfen.

Baumrinde. 465. 7 cm langer Splitter von dem Baum in der Lichten-thaler Allee bei Baden-Baden, bei welchem am 14. Juli 1861 der Attentäter Becker auf König Wilhelm schoss.

Baumrinde. 10147. Kleines Rindensplitterchen mit eingeschossenen Schrotkugeln aus demselben Schuss, den der Attentäter Nobiling am 2. Juni 1878 auf den Unter den Linden vorbeifahrenden Kaiser Wilhelm gerichtet hatte. Am Tage des Attentats bei Feststellung der Richtung des Schusses gefunden und aus dem Baum ausgeschnitten.

Strumpfband-Stück. 2043. Gold- und silberdurchwirktes Band von 4 cm Breite, 10 cm lang; der Hof-Gewohnheit gemäss am Hochzeitsabend des Kronprinzen Friedrich Wilhelm von Preussen und der Prinzessin Louise von Mecklenburg-Strelitz, 24. Dezember 1793, verteilt. Dies Stück erhielt der Offizier in der Königl. Leibgarde, von Kluge, von dessen Nachkommen es dem Märkischen Museum überwiesen wurde.

- Fahne.** VI 718. Weisse Seide mit eingesticktem schwarzem Adler und der Inschrift: „Louise, Königin von Preussen, der Bürgerwehr der Kölnischen Vorstadt 1801.“ Die Königin Sophie Charlotte hatte im Jahre 1701 „den Bürgern der Cöllnischen Vorstadt“ eine weisse Fahne mit dem Brandenburgischen Adler geschenkt, die in dem, damals „Sebastiankirche“ genannten Gotteshause der Vorstadt aufbewahrt wurde. Als diese Fahne gegen Ende des 18. Jahrhunderts sehr defekt geworden und die Vorstadt den Namen „Louisenstadt“ angenommen hatte, schenkte die Königin Louise den Bürgern ihres Stadtteils diese neue Fahne (cfr. Buchholz, Berlinische Altertümer im Märk. Prov.-Mus., S. 76).
- Taschentuch.** 12454. Batist, Kanten zackig gestickt, in einem Winkel weiss eingestickt: L und darüber die Königskrone.
- Letzte Handarbeit der Königin Louise.** 3600. Unvollendetes Band aus Goldfäden geflochten. War als Andenken von der Prinzessin Charlotte, späteren Kaiserin von Russland, nach Petersburg mitgenommen, von wo es durch deren Kammerfrau zurückgebracht wurde.
- Kanzeldecke.** 1655. Schwarz Sammet mit Goldstickerei und dem Initial „L“(ouise). Die Kanzel der Dorotheenstädtischen Kirche war 1806 von den darin lagernden französischen Soldaten zerstört worden. Zu der darauf erneuerten Kanzel schenkte die Königin Louise diese Decke.
- Louisen-Fächer.** 8852. Weisse Seide, in Elfenbein-Fassung, beklebt mit einem Kupferstich von etwa 1799, Friedrich Wilhelm III. und Louise mit ihren beiden Kindern, dem 3jährigen Kronprinzen und dem 1jährigen Prinzen Wilhelm, darunter ein Citat aus einem Gedicht, auf das glückliche Familienleben bezüglich.
- Tassenpaar.** VI. 1840. Mit dem gemalten Bilde der Königin Louise nach dem Portrait von Schröder. In der Königlichen Porzellan-Manufaktur 1810 gefertigt.
- Tassenpaar.** VI. 3653. Mit dem erhabenen Brustbild der Königin Louise aus Biskuit-Porzellan mit der Umschrift: „Sie lebt auf immer in den Herzen treuer Patrioten.“ In der Untertasse der Geburts- und Sterbetag: 10. März 1776. 19. Juli 1810.
- Kinderschuhe.** 6123. Von rotem Leder. Von dem ersten Kinde der Königin Louise, jedoch nur 2 Tage, getragen, weil Ihr Gemahl die rote Farbe nicht leiden wollte.
- Paar Hausschuhe.** 3108. Von den Prinzessinnen Charlotte und Alexandrine für deren Vater Friedrich Wilhelm III. gearbeitet und vom Könige getragen.
- Tabakdose aus Horn,** 12493. Mit den Büsten der ersten 5 Könige Preussens (Königtums Centenar-Feier 1801). Soll von der Königin Louise Ihrem Kammerdiener Lutzke geschenkt worden sein.
- Medaillon, Gips.** 4088. Brustbild der Königin Louise, von Heinrich Bettkober 1798 nach der Natur gefertigt.
- Medaillon, Gips.** 4089. Brustbild der Königin Louise, mit Diadem und Hermelin-Mantel, um 1805.
- Medaillon, Porzellan.** 1513. Dasselbe Brustbild, aus Biskuit-Porzellan auf blauer Porzellan-Platte mit goldenem Oelblattkranz.

Medaillon, Gips. 8854. Dasselbe Louisenbild verkleinert, mit Krone und Lorbeerzweig.

Medaillon, Rheinsberger Porzellan. 8853. Aufgedruckt das Brustbild der Königin Louise, 1797.

Lineal. 6124. Vom späteren Kaiser Friedrich als 6jähriger Knabe mit bunten ausgeschnittenen Papierbildern beklebt.

B. Medaillen.

Auf die Vermählung 1829	1 Stück
„ Prinz Wilhelm als Protektor der Landes-Logen 1840	1 „
„ den badischen Feldzug 1849	1 „
„ das Militär-Dienstjubiläum 1857	1 „
„ die Eröffnung der Rheinbahn Köln-Mainz 1859	1 „
„ „ Krönung 1861	4 „
„ „ Weihnachtsbescheerung 1870	1 „
„ „ Siege von 1870.	1 „
„ „ Goldene Hochzeit 1879	10 „
„ das 25jährige Königs-Jubiläum 1886	7 „
„ „ 80jährige Dienst-Jubiläum 1887	2 „
„ die Feier des 90. Geburtstages	21 „
„ „ Jubiläums-Kunstaussstellung 1887	1 „
„ „ Kunstaussstellung 1888 } nicht mehr erlebt	1 „
„ den 92. Geburtstag 1888 }	1 „
„ die 3 Kaiser vom Jahre 1888	1 „
„ Kaiserin Augusta's Tod 1890	1 „
„ die Königin Luise um 1807, Eisen	1 „
„ „ „ „ „ Zinn	1 „
„ „ „ „ „ Papier-Maché	1 „
„ den Tod der Königin Luise 1810, Silber	1 „

Summa 63 Stück

Aus der Sammlung des Herrn Dr. Albrecht waren beigefügt:

Auf die Vermählung 1829	1 Stück
„ das Dienst-Jubiläum 1857	1 „
„ die Krönung 1861	1 „
„ die deutsche Einigung 1870	1 „
„ „ Goldene Hochzeit 1879	1 „
„ das 25jähr. Regierungs-Jubiläum 1886	1 „
„ den Geburtstag 1887	1 „
„ „ Tod 1888	1 „
„ die Centenarfeier 1897	2 „

Summa 10 Stück

C. Bilder.

„Königin Luise als Prinzessin und ihre Schwester Friederike bei Göthes Mutter.“ Scene am Brunnen. Zinkographie nach dem Gemälde von W. Amberg. Aus einem Buch 8°. c. 1790.

- „Prinzessin Luise und ihre Schwester Friederike“ umschlungen in weissen Gewändern in einem Park, an ein Mauerwerk gelehnt, auf dem ein als Spreva bezeichneter Flussgott ruht. Photograph. Reproduktion eines Stiches nach dem Gemälde von J. F. A. Tischbein. 4^o. c. 1792. Gest. von Schiavonetti.
- „Louise Auguste Wilhelmine Amalie, Prinzessin von Meklenburg-Strelitz“. Brustbild im Profil, Kupfer getönt. 16^o, nach dem Gemälde von Tielker. Stechername ist nicht zu entziffern. Aus einem Almanach c. 1793.
- „Die Königliche Familie.“ Friedrich Wilhelm II. mit seiner Gemahlin, umgeben von den Prinzen und Prinzessinnen des Königlichen Hauses. Darunter der Kronprinz mit seiner Gattin, die ihren ältesten Sohn, den späteren Friedrich Wilhelm IV. auf dem Arm hält. Kupfer, 8^o, 1796. von Chodowiecki.
- „Königin Luise“, Porträt, ganze Figur, auf dem Balkon eines Schlosses stehend, zum Ausgehen bereit, in der rechten Hand einen Schirm haltend, auf dem Kopf, der einen umfangreichen Lockenbau zeigt, einen Hut mit zwei hohen Federn tragend. Schabkunstblatt Fol. von Sintzenich gemalt und gestochen. Berlin 1798.
- „Königin Luise,“ Brustbild nach dem Gemälde der Madame Le Brun, gestochen von Alexandre Tardieu. Kupfer, gr. 8^o, 1798.
- „König Friedrich Wilhelm III. im Zirkel seiner Familie.“ Der König und die Königin auf einem Sopha sitzend, links vom König stehend der Kronprinz mit Speer und Säbel, zur Rechten der Königin Prinz Wilhelm knieend. Kupferstich 12^o in Oval aufgeklebt auf einen Fächer. Darunter Verse, betitelt „Friedrich Wilhelm und Louise“: Sie wohnen alle Beide; Ja so gern noch itzt, wie vormals, Unter eines Hauses Obdach“ u. s. w., am Ende „Ein Familiengemähde!“ 1798.
- Dasselbe Bild, nur ein Jahr später. Daher hält die Königin die Prinzessin Charlotte auf dem Schoss. Photogr. Reproduktion eines Kupferstiches. 8^o. 1799.
- Dasselbe Bild mit dem Prinzen Wilhelm und der Prinzess Charlotte, die aber anders gruppiert sind als auf dem vorigen. Kupfer Fol. gestochen von S. Halle. 1799.
- „Prinz Wilhelm und sein Bruder der Kronprinz Friedrich Wilhelm im Jahre 1802.“ Reproduktion einer gleichzeitigen Zeichnung aus dem Nachlasse Friedrich Delbrücks aus dem Werk „Kaiser Wilhelm und seine Zeit“ von Bernhard von Kugler. 12^o.
- „Prinz Wilhelm zum ersten Mal in Uniform, am Weihnachtsabend 1803.“ Holzschnitt 8^o. Illustration aus dem Werk „Kaiser Wilhelm und seine Zeit“ von Bernhard von Kugler. Der König stellt ihn in Gegenwart des Kronprinzen und zweier Hofdamen der Königin vor.
- „Exercirunterricht.“ Kronprinz Friedrich Wilhelm, Prinz Wilhelm und deren Vetter Prinz Friedrich in Reih und Glied mit ihrem Exerziermeister, der eben Stillstand kommandirt hat. Im Hintergrund der König stehend, die Königin sitzend. c. 1804. Holzschnitt 8^o nach dem Bilde von F. Skarbina. Illustration wie vorher.

- Clery, Exercirmeister des Prinzen Wilhelm. Phot. Visit nach einem alten Bilde.
- „Der König von Preussen im Kreise seiner Familie im Schlossgarten zu Charlottenburg.“ Kupferst. gr. Fol. nach dem Gemälde von Dähling von Meyer sc. Der König und die Königin sitzend, neben ihnen zwei Prinzen und eine Prinzessin des Königlichen Hauses, vor ihnen die fünf Kinder, darunter Prinz Wilhelm, spielend. c. 1805.
- Brustbild der Königin Luise, Profil in antiker Tracht nach dem von Schröder 1806 gemalten, im Besitz Kaiser Wilhelms II. befindlichen Bildnis, gestochen von Ruscheweyh. 1806.
- Brustbild des Prinzen Wilhelm, Profil mit der Unterschrift von der Hand des Königs: „Pr. Wilh., 9 Jahr alt, 1806.“ Zinkogr. Reproduktion.
- „Prinz Wilhelm stellt sich seinen Eltern als Offizier vor.“ Holzschnitt 8^o. Illustration aus der „Deutschen Lesehalle“. Anfang 1807. (Am Neujahrstag dieses Jahres erhielt Prinz Wilhelm vom König das Offizierspatent.)
- „Königin Luise und Napoleon I in Tilsit.“ Juli 1807. Xylogr. Reproduktion eines Bildes von O(skar) W(isnieski). 4^o.
- „Am Sterbelager der Königin Luise.“ Der König am Bette sitzend, der Kronprinz und Prinz Wilhelm knieend. Am Kopf und Fuss des Bettes verschiedene Personen des Hofstaates. 19. Juli 1810. Holzschnitt 8^o. Aus der „Deutschen Lesehalle.“
- Verklärung der Königin Luise. Die Königin auf Wolken schwebend, die Arme ausbreitend, von einem Lichtstrahl umflossen. Kupfer Fol., gest. von Fr. Jügel in Berlin, nach der Zeichnung von J. Wolff. Unter dem Bild Daten und Verse. 1810.
- Friedrich Wilhelm Ludwig, Prinz von Preussen. Brustbild im Profil, Kupferstich 4^o. Ludw. Meyer sc. Heusinger del. c. 1813.
- Prinz Wilhelm 17 Jahre alt Brustbild en face. Holzschnitt 4^o. Aus dem Werk „Kaiser Wilhelm und seine Zeit“ von B. von Kugler.
- Gedenkblatt für Preussen zur Feier des 50jährigen Jubiläums des Aufrufs König Friedrich Wilhelms III. „An Mein Volk“ und der Erhebung des Preussischen Volkes zur Befreiung des Vaterlandes. Vor dem König Friedrich Wilhelm III. und seiner Umgebung, zu der der Kronprinz und Prinz Wilhelm gehören, zieht das preussische Heer vorbei. Von den Führern sieht man unten Blücher, oben York. Das Ganze künstlerisch umrahmt Unten links sieht man Fichte, Schleiermacher, Jahn u. s. w., rechts eine Gruppe, die die Opfer fürs Vaterland veranschaulichen. Lith. gr. Fol., gez. von L. Burger, lith. von Sussnapp. Druck von Berg & Haun, Berlin.
- Prinz Wilhelm als Theilnehmer am Fest: „Der Zauber der weissen Rose.“ Der Prinz in mittelalterlicher Rüstung zu Pferde. Vor ihm ein Herold, der das Kur-Brandenburgische Panier trägt. Hinter ihm zwei Pagen, vier Ritter und vier Knappen. Lith. color. qu. Fol. Aus dem Werk: Beschreibung des Festes „Der Zauber der weissen Rose“. 13. Juli 1829.
- Friedrich Wilhelm Ludwig, Prinz von Preussen. Brustbild gr. 8^o. C. Haas sc. 1829.

Brustbild der Prinzessin Augusta als Braut des Prinzen Wilhelm. Kupferstich von Gebauer, 4^o. 1829. Dazu ein Probevordruck.

Auguste, Prinzessin Wilhelm von Preussen. Brustbild nach der Zeichnung von Franz Krüger, lith. von Werner. 2^o. c. 1830.

Dasselbe Porträt 8^o Kupferstich von Auguste Hüssener.

Prinz Wilhelm. „Brustbild. Im Hintergrund eine Schlacht. Lith. 4. 1835. „Erinnerung an Kalisch im September 1835.“ Im Hintergrund die Stadt Kalisch, weiter vor Kampfspiele der russischen Armee. Im Vordergrunde rechts König Friedrich Wilhelm III, umgeben von den Prinzen des Königlichen Hauses und seinen Generalen. Unter jenen befindet sich Prinz Wilhelm. Lith. H. Gelhaar gez. Steindruck von A. Kneisel in Leipzig. W. Herz lith.

Prinz Wilhelm in der Quadrille du Carnaval, Frau von Lindheim führend. Lith. gr. Fol. Die Umrahmung von Ad. Menzel inv. et lith. 1836.

„Die letzten Augenblicke Friedrich Wilhelms III.“ Nach dem Gemälde von Schoppe, gest. von Sixdernier. Kupfer gr. Fol. Unter den anwesenden Prinzen auch Prinz Wilhelm.

„Die letzten Augenblicke Friedrich Wilhelm III., Königs von Preussen.“ Kaiser Nikolaus am Bette des Königs. Dicht hinter ihm Prinz Wilhelm, seinen Sohn, den späteren Kaiser Friedrich an der Hand. Zeichnung von C. Böhme Stahlstich von F. Randel in Berlin 1841. Fol. qu.

Erinnerungsblatt an Friedrich Wilhelm III. enthaltend: „Mein letzter Wille“, aufgezeichnet am 1. Dezember 1827, mit einer künstlerischen Umrahmung; zu den Seiten Szenen aus dem Leben des Königs wie „Aufruf zum Krieg“, „Einzug in Paris“, „Einzug in Berlin“ u. s. w. Unten die Leiche des Königs auf einem Sarkophag, umgeben von den Prinzen und Prinzessinnen des Hauses, gr. Fol., Radierung. J. B. Sonderland invt et aqua forti fec. c. 1840.

„Schlösschen am Babertberg bei Potsdam.“ Stahlst. 8^o, gez. von Loeillot, gest. von Grünewald c. 1840.

Friedrich Wilhelm IV. begleitet von den Prinzen seines Hauses und seinen Generalen. Im Vordergrunde rechts Prinz Wilhelm, im Hintergrund Schloss Sanssouci. Stahl 4. Zeichnung von C. Böhme, gestochen von F. Randel in Berlin 1842.

„Friedrich Wilhelm Ludwig, Prinz von Preussen.“ Kniestück in der Linken den Dreimaster haltend, die Rechte an der Schärpe. Lith. von F. Jentzen nach dem Gemälde von W. Ternite, gr. Fol. c. 1843.

Schloss Babelsberg. Stahlst. kl. 8^o, gez. von Marohn, gest. von Frommel. c. 1845.

Dasselbe Bild in kleinerem Massstabe ohne Unterschrift und Künstlernamen. kl. Fol.

„Friedrich Wilhelm Ludwig, Prinz von Preussen.“ Brustbild. Lith. gr. Fol. Nach der Natur gezeichnet von Prof. Krüger. Lith. von Wildt c. 1845.

Prinz Wilhelm zu Pferde mit Gefolge. Im Hintergrund eine Parade. Photogr. Reproduktion einer nach einem Gemälde Franz Krügers hergestellten Lithographie.

- Die Deputation des 31. Stadtbezirks vor dem Prinzen von Preussen am 3. 1. 1849 mit Angabe einiger Sätze aus der Rede des Prinzen. Lith. Fol. qu. Gez. von Scholz, lith. von A. v. Deinert.
- Prinz von Preussen. Porträt. Auf dem Stuhle sitzend; die rechte Hand, die den losgeschnallten Degen hält, auf eine Säule stützend, auf der der Helm ruht. Die linke hält einen Handschuh. Lith. 4^o von Schertle 1849 nach Vogels Lichtbild mit facsimilirter Unterschrift.
- Brustbild des Prinzen von Preussen mit Umrahmung, die oben einen Adler mit Lorbeerkranz im Schnabel zeigt, an der Seite und unten Darstellungen von Episoden aus dem Badischen Feldzug, an denen er beteiligt war. Lith. getönt Fol. Zum Besten der Wittwen und Waisen der gebliebenen und zur Unterstützung der verwundeten Soldaten in Baden herausg. von Bernh Hase 1849.
- Armee-Befehl Friedrich Wilhelms IV vom 1. Januar 1849, worin der König dem Heere für sein unvergleichliches Verhalten während des abgelaufenen verhängnisvollen Jahres dankt. Künstlerisch umrahmt. Der Rahmen zeigt oben den König und den Prinzen Wilhelm vor dem Schloss Sanssouci, an den Seiten Wrangel, Scenen aus der Rückkehr vom Kampf. Lith. gr. Folio. B. Brunckow inv. Lith. Anstalt v. L. Kraatz in Berlin.
- Prinz von Preussen. Brustbild. Lith. gr. Fol. Zum Besten der durch Ueberschwemmung heimgesuchten Provinzen. Herausg. von B. Hase. Nach der Nat. gez. und lith. von C. Steckmest. c. 1850.
- „Preussens Ruhm.“ Brustbild Friedrich Wilhelms IV. umrahmt von Ansichten Berlins und Potsdams, Emblemen, Schlachtenbildern aus dem dänischen Krieg 1849, dem badischen Aufstand: „Uebergabe von Rastatt an den Prinzen von Preussen.“ C. Diedrich gez. u. lith, Lith. gr. Fol. c. 1850.
- „Prinz von Preussen.“ Porträt. Kniestück. Die Linke am Degen haltend, die Rechte auf einen Tisch gelegt, auf dem Helm mit Busch ruht. Nach dem Gemälde von Prof. Krüger, lith. v. Fischer, gr. Fol. c. 1850 mit facsimilirter Unterschrift.
- „Prinz Wilhelm.“ Porträt. Ganze Figur. Im Hintergrund Coblenz. Lith. Fol., getönt von F. G. Nordmann 1854.
- Brustbild des Prinzen von Preussen. Lith. 4 c. 1855. Verlag von Winckelmann und Söhne in Berlin.
- Brustbild der „Prinzessin von Preussen“, Gemahlin des Prinzen Wilhelm. Lith. c. 1855. 4^o. Verlag von Winckelmann und Söhne in Berlin.
- Schloss Babelsberg bei Potsdam. Nr. 24 einer Sammlung von Ansichten Stahlst. 4^o. J. Gottheil del. Poppel und Kurz sc. c. 1855.
- Prinz Wilhem am Fenster seines Palais in Berlin. Lith. 4^o. colorirt. Nach der Natur gez. und lith. von F. G. Nordmann Druck von J. Hesse in Berlin. c. 1858.
- Brustbild des Prinzen Wilhelm in einer umrahmten Cartouche über einem Adler mit erhobenen Flügeln, umgeben von Fahnen spitzen, allerlei Emblemen mit Spruchbändern, Lorbeer- und Eichenblättern u. s. w. Stahlst. 8^o. Entw. von Wisniesky. Stich von A. Teichel nach einer Photogr. von Witte und Butze. Idee von E. Lange c. 1860.

- Wilhelm, Regent von Preussen. Porträt. Kniestück. Der Prinz im Frack mit dem Bande des schwarzen Adlerordens; die rechte Hand auf ein auf einem Tisch ruhendes Buch, die linke auf die Brust gelegt. Lith. gr. Fol. von Hecht. Unterschrift Citat aus einer am 18. Juni 1860 in Baden-Baden gehaltenen Rede: „Ich halte fest an dem Wege, den Ich in Preussen und in Deutschland bisher eingeschlagen habe“ u. s. w.
- „Wilhelm, Prinz-Regent von Preussen.“ Porträt. Zu Pferde mit Gefolge, rechts im Hintergrund Schloss Babelsberg. Lith. color. Fol. c. 1860.
- Der Krönungszug auf dem Schlosshofe zu Königsberg am 18. Oktober 1861. Lith. Fol.
- Wilhelm I., König von Preussen. Ganze Figur im Krönungsmantel. Auf dem Tisch Scepter und Krone. Der Rahmen zeigt Allegorien und Embleme, die auf Krieg, Ackerbau u. s. w. Bezug haben. Lith. Fol. 1861.
- Wilhelm I., König von Preussen. Brustbild. Stahlst. 4° c. 1861. Druck von Weger, Leipzig.
- Wilhelm I. und seine Gemahlin, er stehend, sie im Lehnstuhl, in einem Oval, das von einem viereckigen, aus Blumen, Blättern, Emblemen u. s. w. gebildeten Rahmen umgeben ist. Lith. getönt. Fol. 1861.
- König Wilhelm und Gemahlin bei der Grundsteinlegung zum Rathausgebäude in Berlin am 11. Juni 1861. Moment-Photogr. Fol.
- König Wilhelm mit dem versammelten Kapitel des schwarzen Adlerordens. Photographie gr. Fol. quer. nach einem Ölbild. c. 1862.
- Brustbild König Wilhelms I. von einem auf Karyatiden gestützten, von Adlern gekrönten Portal umgeben, das sich oben zu einer Art Baldachin schliesst. Lith. Fol. von W. Jab. Druck von demselben. Der Königin Elisabeth von Preussen von Bernhard Hase zugeeignet. c. 1866.
- König Wilhelm im Granatfeuer von Königgrätz. Lith. Fol. quer. Gez. von Kaiser, lith. von Hartwich. Druck von J. Hesse in Berlin. 1866.
- Die Küche im Palais König Wilhelms I., darin der Koch Lefort. Lith. 4°. c. 1868. Gez. und lith. von Werner & Meinhardt.
- Photographie des Königs in Paris während der Weltausstellung 1867 aufgenommen. Visit.
- „Kaiser Wilhelm und seine Paladine vor Paris.“ Photogr. Reproduktion des Gemäldes von W. Camphausen. Fol.
- Brustbilder des Kaisers, des Kronprinzen und des Prinzen Friedrich Carl. Künstlerisch umrahmt von Trophäen, vor denen je ein feldmarschmässig ausgerüsteter Infanterist steht, Kriegsscenen, den Porträts in Medaillons von Bismarck, Moltke und Roon. Entworfen vor Paris. Zur Unterstützung der zurückgebliebenen Familien der in den Kampf gezogenen und der Hinterbliebenen der im Kampfe gefallenen Krieger von Hptm. Bernhard Hase. Lith. gr. Fol. von F. Hartwich. Gez. von C. F. Schindler. Druck von J. Jab.
- „Der Einzug der Deutschen in Paris“ am 1. März 1871. Lith. Fol. Gez. von Kaiser, lith. von Hartwich.
- „Heil Dir im Siegerkranz.“ Einzug des Kaisers an der Spitze der Truppen in Berlin am 16. Juni 1871. Photogr. Reproduktion des Gemäldes von W. Camphausen. Fol.

„Das Eiserne Kreuz von 1870.“ Auf einem von Eichenlaub umrahmten Kreuz sind die Brustbilder von (41) 1870 mit dem eisernen Kreuz geschmückten Fürsten und Generälen vertheilt. Phot. Fol.

„Kaiser Wilhelm zu Pferde.“ Im Hintergrund ein in Parade aufgestelltes Regiment. Lith. Fol. c. 1871. Verlag von Winckelmann & Söhne in Berlin.

Brustbild des Kaisers Wilhelm. Ölgemälde in Goldrahmen, 0,98 m hoch, 0,84 m breit. c. 1875.

Abdruck der Adresse, die der Gesamtvorstand des neuversammelten Reichstages am 14. September 1878 aus Anlass des Attentats und der Errettung an den Kaiser richtete, sowie Sr. Majestät Antwort vom 16. September d. J. 4°.

„Zum Geburtsfeste Kaiser Wilhelms 1879.“ Ausserordentliche Beilage zu Nr. 98 der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung. Enthält verschiedene Facsimiles von Unterschriften von Fürstlichkeiten, darunter das der Unterschrift Kaiser Wilhelms nach dem Attentat am 2. Juni 1878.

„Zur goldenen Hochzeit des ersten deutschen Kaiserpaares aus Hohenzollern-Stamme.“ Gedenkblatt. In Ovalen die Brustbilder des Kaisers und der Kaiserin, von Allegorien umgeben. Links und rechts: „Vom Fels zum Meer“ und Mildthätigkeit, oben ein geflügelter weiblicher Genius mit Kranz in den erhobenen Händen, unten Darstellung: „An's Vaterland, an's theure schliess dich an.“ Erfunden und gez. von L. Burger. Lichtdruck. Fol.

Brustbild des Kaisers Wilhelm mit Helm. Phot. Visit. c. 1879.

Brustbild des Kaisers Wilhelm in Civil. Phot. Visit. c. 1880. Löscher & Petsch.

Kaiser Wilhelms Arbeitszimmer. Phot. Fol. c. 1880.

Kaiser Wilhelms Palais. Phot. Fol. c. 1880.

Brustbild des Kaisers mit Facsimile der Unterschrift. Radierung von Doris Raab. c. 1880.

Kaiser Wilhelm I. und sein Kanzler. Vortrag des Fürsten Bismarck im Palais des Kaisers. c. 1880. Illustr. Holzschnitt aus Jahnke, Wilhelm-Gedenkbuch.

Gedenkblatt auf den General-Intendanten Excellenz v. Hülsen. Berlin 1887. Phot. Fol. Enthält u. a. „Excellenz v. Hülsen zur Audienz bei Sr. Majestät“. Vortrag im Palais c. 1880.

Schreibtisch des Kaisers, Schreibtisch der Kaiserin im kaiserlichen Palais. Illustr. 8° Holzschnitt. 1881.

Die Deputation der Halloren überbringt dem Kaiser ihre Neujahrs-Gratulation. Illustr. Holzschnitt nach der Zeichnung von C. Koch. Fol. 1882.

Die Taufe des ersten Sohnes Prinzen Wilhelm (des jetzigen Kronprinzen) am 11. Juni 1882 zu Potsdam. Illustr. Holzschnitt 8° nach dem Bilde von Anton v. Werner. 1883.

„Der Brand der Hygiene-Ausstellung.“ Der Kaiser nimmt auf der Brandstätte die Meldung des Branddirektors Witte entgegen. Illustr. Holzschn. 8°. 1882.

Kaiser Wilhelm auf dem Tempelhofer Felde vom Wagen aus eine Truppenübung besichtigend. Moment-Photogr. Cabinet. 1882.

- „Parade bei Euskirchen 1885.“ Begegnung des Kaisers und der Kaiserin. Photogr. Reproduktion des Gemäldes von E. Hünten Fol. 1886.
- Zum 25jährigen Regierungsjubiläum Kaiser Wilhelms: Huldigung. Relief von Gustav Eberlein. Zeigt vor einem Portale die Büste des Kaisers auf einem Postament. Genien, allegorische Gestalten bekränzen sie oder sind vor ihr gelagert. Holzschn. aus der Illustr. Zeitung. 1886.
- Photogr. Reproduktion der Grossen Goldenen Preismedaille der Jubiläums-Ausstellung der Berliner Kunstakademie. Darstellend en relief Brustbilder im Profil von Friedrich dem Grossen und Kaiser Wilhelm. Phot. Cabin. 1886.
- Kaiser Wilhelm in Hoppegarten auf der Veranda. 1. im Gespräch mit der Kronprinzessin, 2. mit der Prinzessin Margarethe, jüngsten Tochter des Kronprinzen. 2 Moment-Phot., Boudoir und Cabinet. 1886.
- Kaiser Wilhelm in Civil, in ganzer Figur zusammen mit seiner Schwester, der Prinzessin Alexandrine von Mecklenburg-Strelitz. Phot. Cabin. c. 1886.
- Brustbild der Kaiserin Augusta. Lichtdruck. Cabinet. 1886. Originalaufnahme von Jamrath & Sohn.
- Brustbild Kaiser Wilhelms mit dem Bande des schwarzen Adlerordens und sonstigen Orden. Lichtdruck. Cabinet. 1887. Originalaufnahme von Jamrath & Sohn.
- „Fürst Bismarck empfängt die letzte Unterschrift Kaiser Wilhelms I.“ Bildliche Darstellung des Moments. Illustration. Zinkogr. 8° aus Jahnke, Wilhelm-Gedenkbuch.
- „Kaiser Wilhelm eine halbe Stunde nach dem Hinscheiden.“ Nach der Handzeichnung Anton von Werners phototypirt. Lichtdruck. Fol. 9. März 1888 früh II Uhr.
- Die Leiche Kaiser Wilhelms I. im Dom aufgebahrt. Photogr. Aufnahme vom 12. März 1888. Boudoir.
- Leichenzug Kaiser Wilhelms am 16. März 1888. Phot. Fol.

D. Autographe.

- Billet der Königin Luise den 24. Januar 1798 1 Uhr an den Hofarzt Brown. Facsimile 8°. Sie entschuldigt sich, dass man einen andern Arzt Sell zugezogen habe und bittet ihn um 7 Uhr ans Krankenbett zu kommen, für welche Zeit auch jener bestellt sei. Es handelt sich um Rötheln oder eine ähnliche Krankheit des Kronprinzen.
- Autograph eines Schreibens der Königin Luise an die Baronin von Hobe, in französischer Sprache, d. d. Potsdam den 12. November 1798. Nur die Unterschrift ist eigenhändig. Höfliche Beantwortung einer Bitte, das Avancement des Gatten zu befördern. 2 Bll. 2°.
- Autograph der Königin Luise. Schreiben d. d. Charlottenburg den 20. August 1803 an den Arzt Brown. Facsimile 8°. 1 Blatt, beide Seiten beschrieben. Macht von ihrer bevorstehenden Ankunft in ? Mitteilung, bittet zu verhindern, dass die Fürstin durch ihre Ankunft irgend gestört werde. Ferner will sie allein mit dem König die Fürstin sehen. Niemand sonst solle zugegen sein. Auch bittet sie „ihren lieben Brown“ dafür zu sorgen, dass die Fürstin auf die Zusammenkunft vor-

bereitet werde, dass bei der grossen Schwäche und Reizbarkeit der Nerven ihr Übel nicht wiederkehre u. s. w.

Brief der Königin Luise an den Arzt Brown d. d. Paretz den 5. September 1803. 2 Bl. 8°, beide Seiten beschrieben, französisch. Facsimile. Antwort auf zwei ihr von Brown gesandte Bulletins über die Krankheit der Fürstin (welcher?), „die ihr des Herz zerrissen und sie unaussprechlich betrübt.“ Nur Thränen erleichtern mir eine Last, die mich zu vernichten droht, denn nur Unglück und Verzweiflung seh' ich vor mir.“ . . . Sie können sich nicht denken, in welcher fürchterlichen Aufregung ich Tag und Nacht bin. Ich sehe den sterbenden Engel vor meinen Augen.“ — Sie begreift nicht, warum man die Prinzessin nicht habe reisen lassen. Es hätte ihr doch gut gethan. Gern hätte sie sie in Sanssouci gesehen. Sie bittet Brown, noch jetzt ihre Uebersiedelung zu veranlassen u. s. w.

Billet der Königin Luise an den Hofarzt Brown vom 14. Oktober 1806, dem Tage der Schlacht bei Jena, worin sie ihn sofort zum König abzureisen bittet. Facsimile.

E. Drucksachen pp.

Ein Blatt der Vossischen Zeitung vom 23. März 1797, das die Anzeige der Geburt des Prinzen Wilhelm enthält. Facsimile 4°.

Das Titelblatt des Buches, das dem Prinzen Wilhelm zum Lesenlernen diente: „Kleine Plaudereien für Kinder, welche sich im Lesen üben wollen. Zweites und letztes Bändchen. Von J. A. C. Löhr, Frankfurt am Main 1802 mit der Bemerkung Delbrücks, des Erziehers des Prinzen: „S. 43—45 Frau Mildheim las Prinz Wilhelm den 10. Oktober 1803 zum ersten Male ohne vorhergegangene Anleitung recht gut.“ Facsimile aus dem Kuglerschen Werk. 1803.

Die Preussische Zeitung vom 8. Januar 1861, deren erste Seite den zum Regierungsantritt des Königs an sein Volk erlassenen Aufruf enthält.

Kalligraphische, künstlerisch umrahmte Niederschrift eines auf den Regentschafts-Antritt des Prinzen Wilhelm von Preussen verfassten und dem Finanzminister Freiherrn v. Patow gewidmeten Gedichts von Dr. Lindner aus München, gr. Fol. 1858.

Extrablatt der Allgemeinen Preussischen Zeitung vom 14. Juli 1861 abends, enthaltend eine Depesche über das Attentat Oskar Beckers auf den König und eine kurze Bemerkung über das Ereignis.

Programm der Einholungs-Feierlichkeiten, welche bei Gelegenheit der Rückkehr Seiner Majestät des Königs und Ihrer Majestät der Königin von der am 18. Oktober 1861 in Königsberg erfolgten Krönung in der Haupt- und Residenz-Stadt Berlin am 22. Oktober 1861 stattfinden werden. Veröffentlicht vom Magistrat der Haupt- und Residenz-Stadt den 10. Oktober 1861. 8 S. 4°.

Fest-Zeitung vom 22. Oktober 1861, enthaltend die Beschreibung der Einholung Ihrer Majestäten des Königs Wilhelm und der Königin Augusta. Fol. 4 S.

Offizielles Fest-Programm zur Feier des 90. Geburtstages Seiner Majestät Kaiser Wilhelms I. am 21.–22. März. Bekanntmachung des Königl. Polizei-Präsidiums für Fackelzug und Illumination. 1886.

Der letzte Regierungsakt Kaiser Wilhelms. Die Allerhöchste Ermächtigung an den Reichskanzler den Reichstag zu schliessen. Abdruck der Kabinetsordre mit dem Facsimile der Unterschrift des Kaisers vom 8. März 1888.

Von Fräulein Blohm wurden mitausgestellt:

Medaillon aus Rosen-Papiermaché, Brustbild der Königin Louise. Auf der Rückseite deren Geburts- und Sterbedatum.

Fingerring, Gold, mit grauer Steinplatte: Kopf der Königin Louise.

Riechbüchse, Silber, auf dem Deckel in Email-Malerei ein Paar in der Tracht aus dem Ende des 17. Jahrhunderts.

Herr Tapezier Müller steuerte bei:

Kaiser Wilhelm auf dem Totenbette. Photographie in einem aus demselben Holz gefertigten Rahmen, aus dem der Sarg Kaiser Wilhelms hergestellt wurde.

Nachbildung des ersten bei der Kaiserproklamation in Versailles verwendeten heraldischen Reichsadlers.

Von Herrn Ferd. Meyer wurden ausgelegt:

A. Bildnisse.

1. Königin Luise als Prinzessin von Mecklenb.-Strelitz (kleiner Rotdruck).
2. Luise und Friederike als Prinzessinen (Kupferstich von Both).
3. Dgl. als Königin im Park (Bolt nach Quäling).
4. Friedrich Wilhelm III. mit dem Konprinzen und Prinzen Wilhelm am Sterbebette der Königin Luise. (Kupferstich von Berger.)
5. Die Himmelfahrt der verewigten Königin. (Kupferstich.)
6. Die Königlich Preussische Familie, mit der Amme, welche den Prinzen Wilhelm auf dem Arme trägt. (Kupferstich von Chodowiecki.) Nebst Text-

B. Autographe.

- Umschlag 1. Dankschreiben der Königin gelegentlich ihrer letzten Geburtstagsfeier; datirt vom 28. März 1810. Mit Bildniss.
- „ 2. „Spar-Kouvert.“ Kaiser Wilhelm I. an den Minister v. Schleinitz.
- „ 3. Zwei Stück, an Wilmowski. In einem befand sich das letzte Demissionsgesuch Bismarck's.
- „ 4. { Ein Couvert an denselben (Wilmowski), nach Constanz adressirt.
Ein dgl. an den Gen. Feldmarschall v. Manteuffel. (Mit dessen
- Ein Uhrenständer des Kaisers. } Stahlarbeit mit Marmorsockel.
Bildniss Fidibushalter desselben.)

I. (1. ausserordl.) Versammlung des VI. Vereinsjahres.

Freitag den 26. März 1897, abends 8 Uhr

im Hotel zu den „Vier Jahreszeiten“ Prinz Albrechtstr. Nr. 9.

Trotz der anstrengenden Tage der Kaiserlichen Festfeier hatte sich eine weit über hundert Köpfe zählende Gesellschaft zusammen gefunden, an welche der 2. Vorsitzende E. Friedel an der Festtafel etwa nachfolgende Worte richtete:

Hochansehnliche Versammlung!

Bereits vor einigen Tagen ist die Hundertjahrfeier zum Gedächtnis des unsterblichen grossen deutschen Kaisers Wilhelm I. bei uns und

„soweit die deutsche Zunge klingt
und Gott im Himmel Lieder singt“

zum Abschluss gelangt. Dies Volksfest im edelsten Sinne des Wortes wirft aber noch auf das Stiftungsfest der Brandenburgia, welche heute auf ihr erstes Jahrfünft, auf ihr erstes Lustrum mit Befriedigung zurückblickt, seinen verklärenden, hellen Schein.

Das deutsche Volk hat Kaiser Wilhelm den Grossen jüngst mit Recht hauptsächlich als Heldenkaiser, als den Paladin gefeiert, der das vergessene Dornröschen Germania aus seinem Zauberschlaf mit einem

„Ruf wie Donnerhall,
wie Schwertgeklirr und Wogenprall“

aufgeweckt, der Deutschlands Fürsten und Völker geeinigt und das Traumbild vieler Jahrhunderte unserer Nation zur Wahrheit gemacht hat.

Wir, eine wissenschaftliche Gesellschaft, gedenken heut, wie Kaiser Wilhelm I. auch ein Held des Friedens gewesen ist und dass nach Abschluss seines Siegeslaufs unter ihm Künste und Wissenschaften so prächtig und mächtig erblüht sind, wie nie zuvor. —

Den geschichtlichen Faden weiter fortspinnend, halten wir sinnend und trauernd einen Augenblick vor der hehren lichtumflossenen Gestalt seine Sohnes an. Unser Fritz! So wie er hat kaum jemals ein deutscher Fürst die edlen Künste und die freien Wissenschaften geliebt. Wenn ich bei dieser Gelegenheit auch einmal aus mehrfacher persönlicher Erinnerung sprechen darf, so hatte er für die Geschichte Berlins und die Heimatkunde der Mark Brandenburg, d. h. gerade für alle die Gegenstände, welche uns besonders beschäftigen, ein, ich möchte sagen, fast leidenschaftlich zu nennendes Interesse. Er konnte seinen Führer z. B. in unserm Märkischen Museum durch Fragen nach Einzelheiten mitunter nahezu in Verlegenheit setzen; doch war er bei schwierigen Sachen so liebenswürdig, sein Anliegen auf Zettel zu schreiben und sie dem, von welchem er Auskunft wünschte, vorgängig zukommen zu lassen.

Wie viele wissenschaftliche Hoffnungen hat solchergestalt das durch die verhängnisvolle dreifache & stigmatisierte Unglücksjahr zu Grabe getragen!

Die Zeit verrauscht mit nur zu schnellem Flügelschlage. Fast ein Jahrzehnt ist seitdem bereits unter der Herrschaft unseres jetzigen Kaisers und Königs verstrichen. Auch ihm haben miteinander verschwistert Unverstand und Bosheit unserer Feinde kriegerische Gelüste untergeschoben. Diese Voraussage ist längst als eitel Dunst erwiesen. Kaiser Wilhelm II. steht gerade umgekehrt an der Spitze der Friedens-Liga. Freilich ist er auf's eifrigste bedacht, Heer und Flotte in bestem Zustande zu erhalten, er befolgt aber damit nur den alten politischen Grundsatz: *si vis pacem — para bellum*. Wie sehr ihm der allgemeine Frieden am Herzen liegt, sehen wir an unseres Kaiserlichen Herrn erfolgreichen Bemühungen, den drohenden Wetterbrand im Südosten unseres Erdteils zu löschen.

So verehren wir denn auch in unserm jetzigen Landesherrn heut Abend in erster Linie den Friedensfürsten, unter welchem nicht minder Kunst und Wissenschaft gedeihen. Wir wissen aber auch aus seiner jüngsten Rede unter den Brandenburgern, wie sehr er unsre engste Heimat liebt, wie hoch er seine treuen Brandenburger schätzt.

Dafür sei unser Markgraf bedankt, und begeistert rufen wir dreimal vereint: Seine Majestät, unser allergnädigster Kaiser, König und Herr, Er lebe hoch, nochmals hoch, immerdar hoch!“

Es wurde hierauf das vom Mitglied Franz Körner gedichtete Kaiserlied nach der Melodie „Ich bin ein Preusse“ gesungen.

Schulrat Dr. Euler toastete auf die Gäste, worauf Direktor Julius Müller namens der letzteren dankte.

Den Damen galt das Lebehoch des Geheimrat Wilhelm Liebenow, ebenso alsdann sein nach der Melodie „Santa Lucia“ gesungenes Lied auf unsere Damen.

In schlagfertiger geistvoller Weise bedankte sich Fräulein Josefine Freytag.

Fräulein Martha Ritter und Frau Kuhlmann erfreuten durch wahrhaft künstlerische Gesangsvorträge, Herr Franz Körner noch durch ein humoristisches antediluvianisches rixdorf-britzer Mammuthlied, welches nach der Melodie „Wenn meine Frau mich ärgern thut“ ergötzlich gemeinschaftlich gesungen wurde, nicht minder gefiel eine scherzhafte „prähistorische Skizze,“ die Mitglied Pütz vorführte und erläuterte.

Nach dem Festessen trat der Tanz in sein Recht und hielt viele Teilnehmer noch fast bis zum abbrechenden Tage zusammen.

Der neue Festausschuss (Fr. Körner, H. Maurer, Ptüz) bewährte sich glänzend, besonderer Dank gebührt noch Herrn Fr. Körner für die

mancherlei niedlichen Gaben, mit denen die der Terpsichore huldigenden Paare freigiebig ausgestattet wurden.

Thätigkeit der Brandenburgischen Provinzial-Kommission für die Denkmalpflege.

Die Provinzial-Kommission für die Denkmalpflege in der Provinz Brandenburg hielt am 19. Dezember v. J. unter Vorsitz des Herrn Oberpräsidenten Dr. von Achenbach im Landeshause der Provinz eine Sitzung ab. Nach Einführung des in die Kommission an Stelle des verstorbenen Mitgliedes von Meyer-Arnswalde neu gewählten Landesdirektors a. D. Dr. v. Levetzow und des in seiner Stellung dieser Kommission angehörenden Landesdirektors Freiherrn von Manteuffel fand die Wahl einer Anzahl von Vertrauensmännern für die Denkmalspflege an Stelle ausgeschiedener statt. Von einer der Versammlung durch den Herrn Oberpräsidenten vorgelegten, im Kultusministerium bearbeiteten Zusammenstellung über den Stand der Organisation der Denkmalpflege in den einzelnen Provinzen der Monarchie wurde Kenntnis genommen; es ergibt sich aus der Zusammenstellung, dass — mit Ausnahme des Regierungsbezirkes Wiesbaden — die Denkmalpflege überall geordnet ist.

Der Provinzial-Konservator Geh. Baurat Bluth berichtete sodann über den vernachlässigten Zustand der vor dem Neuenburger Thore in Soldin belegenen St. Gertrud-Kapelle — eines aus dem XIV. Jahrhundert stammenden Bauwerkes — von sehr edlen Verhältnissen. Den eifrigen Bemühungen des Herrn Oberpräsidenten, die Körperschaften der Stadt und der Domgemeinde zu einer ordnungsmässigen Wiederherstellung und einer würdigen Restauration zu bewegen, sind leider nicht von Erfolg gewesen, obwohl der damalige Landesdirektor sich geneigt erklärt hatte, eine namhafte Beihilfe aus den Fonds der Provinz für die stilgemässe Restauration der Kapelle bei dem Provinzial-Ausschusse zu beantragen. Aus den von dem Provinzial-Konservator vorgelegten Zeichnungen gewann die Kommission die Ueberzeugung von dem Denkmalswerte der Kapelle, für deren Erhaltung auch nach einem Berichte des Vertrauensmannes Rechtsanwalt Damitz zu Soldin eine baldige Restauration dringend zu wünschen sei. Nach dem Berichte des letzteren sei gegenwärtig, mehr als bisher, auf eine Geneigtheit der Domgemeinde Soldin zur Beteiligung an den Kosten der Restauration, insbesondere der Kosten für die innere Ausstattung zu rechnen. Die Versammlung stimmte dem Provinzial-Konservator darin bei, dass die Wiederherstellung der Kapelle in baulichen Würden und deren stilgemässe Restauration in den überkommenen Formen anzustreben sei und richtete an den Herrn Oberpräsidenten das Ersuchen, die dieserhalb früher stattgehabten Verhandlungen wieder aufzunehmen, welches dieser gerne zusagte.

Auf eine dem Provinzial-Konservator im Juni v. J. zugegangene Anzeige, dass der bekannte Schlossberg bei Burg in seinem Bestande gefährdet sei, weil eine Bahn von Lübben bezw. Lieberose nach Cottbus durch denselben hindurch geführt werden solle, hat derselbe alsbald dem Herrn Mi-

nister für die geistlichen Angelegenheiten die Bitte unterbreitet, dahin zu wirken, dass diese Gefahr von jenem ehrwürdigen Denkmale, welches in altgermanischer Zeit ein Heiligtum, später ein befestigter Sitz wendischer Fürsten gewesen und das in imposanten Verhältnissen hergestellt ist, abgewendet werde. In ähnlicher Weise sind auch der Vorstand des Vereins für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, ferner Dr. G. Voss und andere wegen der Erhaltung des Schlossberges vorstellig geworden. Der Herr Minister beauftragte den Provinzial-Konservator, die Interessen der Denkmalspflege bei Gelegenheit der landespolizeilichen Prüfung des Projektes nach Möglichkeit wahrzunehmen. Die Pläne ergeben, wie dies der Kommission durch einen Lageplan veranschaulicht wurde, dass die Bahnlinie in ca. 90 m Entfernung vom westlichen Rande des Schlossberges durch den letzteren geführt und somit die nordwestliche Ecke desselben abgetrennt werden solle. Die Forderung des Provinzial-Konservators die Bahnlinie um 100 m zu verschieben und somit den Schlossberg ganz zu umgehen, wurde von dem Bauunternehmer aus eisenbahntechnischen Gründen und mit Rücksicht auf den für die Dammschüttung benötigten, aus dem Einschnitte des Schlossberges zu entnehmenden Boden als nicht zulässig erklärt und nur eine Verschiebung der Linie um 30 m zugestanden. Dagegen solle der östlich der Bahnlinie belegene Teil des Schlossberges auch zur Entnahme von Erde nicht angegriffen werden. Es blieb daher nur übrig, die Entscheidung des Herrn Ministers der öffentlichen Arbeiten für die Führung der Linie nach dem Vorschlage des Provinzial-Konservators vorzubehalten und ist an den Herrn Kultusminister die Bitte gerichtet worden, eine solche im Sinne der vollständigen Erhaltung des Schlossberges herbeizuführen. Die Entscheidung darüber steht noch aus. In der an diesen Vortrag schliessenden Besprechung wurde auch die Erwerbung des Schlossberges angeregt; da aber eine solche zu lange Zeit in Anspruch nehmen würde, um dadurch die Sicherung desselben zu gewinnen, wurde hiervon für jetzt Abstand genommen und beschlossen, dem Proteste des Vereins für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte gegen jede Berührung und Veränderung des Schlossberges bei dem Bau der Kleinbahn beizutreten und dem Herrn Oberpräsidenten zu bitten, hiervon dem Herrn Kultusminister Kenntniss zu geben und die Hoffnung auszudrücken, dass die Erhaltung des Denkmals gelingen werde.

Bei Kliestow — nahe Trebbin — befindet sich ein Burgwall aus spätwendischer Zeit, der in sehr erheblichem Umfange und verhältnissmässig grosser Höhe errichtet ist und dessen Abtragung durch den Besitzer nach der Anzeige eines Vertrauensmannes zu befürchten sei. Die Ermittlungen haben ergeben, dass dies nicht der Fall ist und hat der Besitzer die Zusage erteilt, dass er jedenfalls die örtlichen Behörden in Kenntniss setzen werde, bevor er eine Veränderung an dem Burgwalle vornehme. Derselbe ist übrigens im Jahre 1892 vom Geh. Reg.-Rat Friedel vermessen und durchforscht worden.

Die auf 19 000 Mk. veranschlagten Kosten der Restauration der schönen Klosterkirche zu Zinna, zu welchem der Provinzial-Ausschuss 4200 Mk. bewilligt hatte, sind nunmehr als sichergestellt anzusehen, nachdem 1000 Mk.

von der Kirchengemeinde und 7800 Mk. von Allerhöchster Stelle zugesagt wurden. Der Patronatsbeitrag beläuft sich auf 6000 Mk.

Die Bestrebungen, die Stadt Königsberg i. Nm. oder den Kreisverband zum Erwerbe der mittelalterlichen Kapelle und eines Teiles des Kreuzganges vom Augustiner-Kloster in Königsberg zu bewegen und dadurch den Bestand dieser Baulichkeiten, welche sich jetzt im Privatbesitze befinden, sicher zu stellen, waren bisher ohne Erfolg. Es ist jedoch Aussicht vorhanden, dass diese Sicherstellung sich in anderer Weise wird erreichen lassen. Gegen den beabsichtigten Abbruch der in Burschen (Kreis Ost-Sternberg) befindlichen, im Blockverbände errichteten Kirche ist mit Rücksicht auf die eigentümliche Bauweise, welche anderweit in der Mark bei so umfangreichen Bauten nicht mehr erhalten ist, vom Prov.-Konservator Widerspruch erhoben worden.

Die Ruine des Klosters Himmelfort (Kreis Templin) ist durch geeignete Massnahmen mit Beihilfen von Seiten des Staates und der Provinz gegen weiteren Verfall gesichert worden. In gleicher Weise hat eine Restauration des Dramburger Thorturmes in Reetz (Kreis Arnswalde) stattgefunden.

An der mittelalterlichen Pfarrkirche zu Beelitz wird eine Restauration im Innern und Aeussern beabsichtigt, für welche die Pläne vorlagen. Zunächst wird es mit den verfügbaren Mitteln nur möglich sein, die Kirche in ihrem Aeussern zu restaurieren, indem die Mauern von dem später angebrachten Putz befreit und in Backsteinarchitektur, auch die Gesimse, sowie das Maasswerk der Fenster, in stilgerechter Weise wiederhergestellt werden sollen. Die Ergänzung und Ausbesserung der schadhafte Architekturteile an der Façade des Schlosses zu Lübben, welches vom Staate zu unterhalten ist, ist noch nicht bewirkt. Es schweben Verhandlungen wegen Veräusserung des Gebäudes an den Kreis Lübben; dem Käufer soll die Verpflichtung zur Instandsetzung und dauernden Erhaltung des Bauwerks auferlegt werden. Die Hauptkirche in Sorau ist in ihrem Chorraum einem Ausbau unterzogen worden; die ordnungsmässige Instandsetzung der daran anschliessenden Promnitz'schen Gruftkapelle, der Gruft selbst und der darin befindlichen Särge sowie von zwei schönen in Holz geschnittenen Epitaphien (gräflich Promnitz und v. Knobelsdorff) ist vom Prov.-Konservator bei dem Herrn Kultusminister angeregt worden. Wegen Erhaltung bzw. Veränderungen an den mittelalterlichen Befestigungen in Gransee, Kyritz, Lychen u. Templin haben mit dem Herrn Regierungspräsidenten zu Potsdam mehrfache Verhandlungen stattgefunden; ebenso mit der Königlichen Regierung zu Frankfurt wegen Erhaltung des zur Domaine in Sorau gehörigen, auf einer künstlichen Anhöhe bei Sorau von den Grafen Promnitz errichteten Pavillons, der zwar an sich ohne besonderen künstlerischen Wert ist, der aber wegen der mit ihm verbundenen Erinnerung an das ausgestorbene Promnitz'sche Grafengeschlecht und wegen seiner bevorzugten Lage, mit der er die Stadt Sorau beherrscht, die Bedeutung eines Denkmals beanspruchen darf.

Eine Restauration des Pulverturmes zu Mittenwalde in seiner mittelalterlichen Gestaltung ist vom Provinzial-Konservator in Anregung gebracht worden.

Hinsichtlich des früher von der Stadt Potsdam beantragten Abbruches des Berliner Thores konnte berichtet werden, dass Se. Majestät der Kaiser sich für die Erhaltung des Thores, aber auch dafür ausgesprochen habe,

dass eine Lösung gefunden werden möge, durch welche eine Verbesserung der jetzt mangelhaften Verkehrsverhältnisse an dieser Stelle herbeigeführt werde. Ein vom Regierungs- und Baurat Krüger ausgearbeitetes Projekt, nach welchem der künstlerisch wertvolle Teil des Thores nach der Stadt zu vorgertickt werden soll, erscheint zur Erreichung beider Zwecke geeignet.

Von dem Hospital St. Spiritus zu Wusterhausen a. D., dessen Abbruch wegen gänzlicher Baufälligkeit vom Herrn Kultusminister mit dem Beding des Wiederaufbaues des Ostgiebels bei dem Neubau des Hospitals genehmigt ist, wurden schöne Photographien vorgelegt.

Wegen Vornahme von Veränderungen oder Ausbauten an kirchlichen Gebäuden wurde der Prov.-Konservator vielfach herangezogen, so bei den Kirchen in Illmersdorf und Dobbrikow (Kreis Jüterbog - Luckenwalde), in Gross-Lichterfelde, Neuenhagen und Kerzendorf (Kreis Teltow), Storkow und Alt-Markgrafspiecke (Kreis Beeskow-Storkow) u. A.

Hierbei fand sich mehrfach Gelegenheit, kirchliche Ausstattungsgegenstände, deren Wert nicht genügend gewürdigt wurde und welche dem Verfall Preis gegeben waren, vor dem Untergange zu bewahren.

Das Märkische Prov.-Museum hatte auf die zierlichen in Thon gebrannten Figürchenreihen an drei Portalen der Maria und Magdalenen-Pfarrkirche in Eberswalde aufmerksam gemacht, von denen nur diejenigen des Nordportales (die klugen und thörichten Jungfrauen) in dem Inventar der Bau- und Kunstdenkmäler von Bergau erwähnt und abgebildet sind. Da aber auch die figürlichen Darstellungen am Turmportal und Südportal von Wert seien und ihre Erhaltung gegenüber den Witterungseinflüssen auf die Dauer in Frage gestellt sei, so wurde deren bildliche Wiedergabe und Beschreibung empfohlen. Die Kommission stimmte dem zu und nachdem der Herr Landesdirektor die Uebernahme der Kosten auf den zu solchen Zwecken ihm zur Verfügung stehenden Fonds zugesagt hatte, wurde der Provinzial-Konservator mit der Beschaffung der betreffenden Abbildungen etc. beauftragt.

Bezüglich eines Antrages wegen Beschaffung von Mitteln für den Ausbau der Kirche und des Turms zu Gerswalde i. N. blieb die Kommission bei der schon in der vorjährigen Sitzung bekundeten Auffassung, dass es nicht zu ihren Aufgaben gehöre, für derartige Bauausführungen einzutreten.

Von dem Touristen-Klub für die Mark Brandenburg war dem Engeren Ausschusse der Provinzial-Kommission das Anerbieten gemacht worden, ihm die seinerseits aufgenommenen Photographien von Märkischen Baudenkmalern gegen Gewährung einer zu vereinbarenden mässigen Entschädigung zu überlassen; auch hatte sich der Klub zur Mitteilung seiner Erfahrungen und Wahrnehmungen über vorhandene Denkmäler sowie über den Zustand und ihre Unterhaltung erboten. Die vorgelegten Photographien von Lehnin, Quartschen und Himmelpfort etc. fanden allgemeine Anerkennung und werden diese sowie die vorgelegten „Mitteilungen des Touristen-Klubs“, insoweit sie sich auf die Geschichte der Denkmäler und die Umstände beziehen, welchen sie ihre Entstehung verdanken, als ein geeignetes Material für die Ergänzung des Bergau'schen Inventars der Kunstdenkmäler erachtet.

Der Engere Ausschuss wurde daher ersucht, mit dem Touristen-Klub wegen Ueberlassung von Photographien und seiner Mitteilungen in Verbindung zu treten.

B.

Bücherschau.

Synopsis der Mitteleuropäischen Flora.

Von Professor Paul Ascherson.

Warum man über dies langerwartete, jetzt zur guten Stunde ans Licht tretende Werk gerade meine Meinungsäußerung zu hören verlangt? Vielleicht, weil nicht ohne Grund anzunehmen war, dass ich der Genesis desselben nahegestanden habe und nicht ohne genauere Kenntnis vom Plan des Buches sowie von den Intentionen und langjährigen Vorarbeiten seines Verfassers geblieben sei, ohne deshalb von der Unabhängigkeit meines Urteils etwas aufzugeben.

Sagen wir von vornherein, dass diese eminente Publikation, obwohl den höchsten Anforderungen strenger Wissenschaftlichkeit voll entsprechend, doch zugleich im besten und edelsten Sinne des Wortes populär zu sein verspricht, indem sie, wie kaum eine andere, die von so Vielen angestrebte Erkenntnis heimischer Pflanzengebilde begründen und erweitern will. Nicht mehr, wie sonst, in feierlichem Latein, nein in allverständlicher Muttersprache tritt uns hier Beschreibung der uns umgebenden Gewächse vermittelt klar veranschaulichter Merkmale entgegen; auch den volkstümlichen Benennungen bis zu den slavischen hinausgreifend, hat die linguistische Gelehrsamkeit des Verfassers ausgiebig Rechnung getragen. So ist es denn ein Handbuch für alle Pflanzenfreunde, das wir empfehlen.

Betonen wir ferner, den Wenigen gegenüber, die es etwa noch nicht wissen sollen, dass Professor Ascherson in weitesten Kreisen als einer der vollendetsten Kenner der Floren sowohl Europas wie Afrikas gilt und vom Studium gerade unserer märkischen Pflanzenwelt ausgehend, für sein Wissen und Können immer weitere Horizonte zu gewinnen verstanden hat. So ist derselbe auf einen Höhepunkt gelangt, für den der Ausdruck Weltruf nicht zu gewagt erscheint. Wenn er jetzt der wertvollen und langen Reihe von Arbeiten aus seiner Feder gewissermassen den Abschluss geben will, so verwirklicht sich damit nur einer der wärmsten Wünsche, die im Kreise seiner Verehrer seit sehr lange schon gehegt worden sind.

Viele Jahre hindurch ist Koch's Synopsis der Flora Deutschlands der Ariadnefaden gewesen, der die Neophyten der *scientia amabilis* zum Altar der blütenreichen Göttin geleitete, den weiter Vorgesrittenen allezeit ein treuer und zuverlässiger Ratgeber war. Bei den ungeheuren Fortschritten jedoch, welche die Botanik gemacht hat, mussten sich Anforderungen herausstellen, denen auf hergebrachtem Wege nicht mehr durchweg Genüge zu leisten war. Ein tiefer eingreifender Geist der Forschung, Verlangen nach Lösung verwickelterer Streitfragen, schienen sich abzuwenden von jener klassischen Einfachheit einer Anschauungsweise, die seit der Epoche des grossen

Linné wohlthätig gewirkt hatte, ohne für immer Alleinherrschaft beanspruchen zu dürfen. Wie die neuere Schule überall schwereres Geschütz einer stets sich steigenden Gelehrsamkeit ins Feld führt, so muss es sicher als ein zeitgemässer Vorzug anerkannt werden, wenn ein neu erscheinendes Handbuch sich zurücksichtslosen Annahme aller Licht- und Schattenseiten einer solchen bekennt.

Jedem Jahrhundert das ihm Eigene. Was Koch dem jetzt ablaufenden gewesen, verspricht Ascherson dem sich bald vor uns aufthuenden zwanzigsten zu werden. Die Grenzen, welche sich der Verfasser steckt, lassen Deutschland als Kern und Mittelpunkt eines Gebiets erkennen, welches jenes gemeinsame vegetative Gepräge trägt, das man vorzugsweise ein europäisches nennen möchte. Viel ausgedehnter als dasjenige von Kochs Synopsis, deckt es sich fast vollkommen mit dem, welches ein anderes vielbenutztes botanisches Hilfsmittel, Reichenbachs Flora excursoria, für sich in Anspruch nimmt. Bescheidener als Griesebach, der nach Vollendung seiner vielgelesenen „Vegetation der Erde“ eine Flora von Europa herauszugeben vorhatte, bietet uns Professor Ascherson dergestalt ein anschauliches Bild der Pflanzendecke Zentraleuropas dar; für die Mehrzahl der Botaniker, zumal der heimischen, wohl das richtige Mass an Raum für ihre Ziele und Wünsche spendend.

Welch eine Fülle der edelsten Pflanzenschätze bergen nicht diese weiten Gelände mit all' ihren Gebirgsketten und Seen, mit der reizvollen Abwechslung von Licht und Wärme, die über sie ausgegossen erscheint. Von der atlantischen Zone zur pontischen, von der mediterranen zur baltischen, welche bezaubernde Mannigfaltigkeit der Gaben Floras, darunter alle diejenigen, welche wir als von der Natur freiwillig gespendete Erzeugnisse unseres vaterländischen Bodens am höchsten zu schätzen geneigt sein werden. Dabei, wenn zwar wenig mehr von den erwartungsfrohen Geheimnissen des noch Unentdeckten, als Ausgleichung die klare und scharfumrissene Uebersicht dessen, was rastloser Fleiss von vier Jahrhunderten ans Tageslicht zu fördern gewusst hat.

Wahrlich, es ist eine hohe und schöne Aufgabe, im Interesse Vieler an die chaotisch sich häufende Masse eines so überreichen und zugleich so lieblichen Pflanzenmaterials die ordnende Hand zu legen. Wenn irgend jemand unter den jetzt Lebenden, möchte Ascherson als dazu berufen erscheinen.

Noch eine andere Saite mag hier berührt werden. Das uns beschäftigende Werk erkennt es als seine Aufgabe, auch hinsichtlich der Nomenklatur eine festere Direktive zu geben, als wir sie bisher besaßen. Gegenüber vielfachen Schwankungen, vor allem aber gegenüber einem fast catilinarisch zu nennenden Ansturm gegen Sprachgebrauch und Verständlichkeit, bedarf es eines sicher leitenden Zügels. Schon die Tatsache allein, dass der Verfasser eifrig und sogar offiziell an der gesetzmässigen Feststellung stabiler Grundsätze, nach Decandollescher Auffassung, mitgewirkt hat, verspricht viel Gutes. Vor zu weit gehenden Aenderungen im Vokabularium wird uns sein guter Geschmack behüten.

Die angekündigte Synopsis wird in 3 Bänden zu je 60 Bogen erscheinen und dem Vernehmen nach in weniger als zwei Jahren ihrer Vollendung entgegengeführt werden. Zwei Lieferungen, die Gesammtheit der Gefässkryptogamen, also vorzugsweise die Farnn enthaltend, liegen bereits vor. Einer dritten, dazu bestimmt, die so interessante Gruppe der Coniferen zu absolvieren, darf in nächster Zeit entgegengesehen werden. **Carl Bolle.**

Inhalt des V. Jahrgangs 1896|97.

A. Vorträge.

Bahrfeldt: Die Sterbether Friedrichs des Grossen und Friedrich Wilhelm IV. von Preussen	S. 351
Bohm: Quemphas	„ 486
Buchholz: Hacksilberfunde von Gralow	„ 293
Buchholz: Centenarfeier des Geburtstages Kaiser Wilhelms I.	„ 491
Bürkner: Zur Geschichte von Britz	„ 120
Euler: Erinnerungen an den hessischen Feldzug und einen Wintermarsch durch die Mark Brandenburg	„ 61
Freytag: Aus dem Reiche der Pilze	„ 405
Friedel: Über die Christmette und den Christbaum	„ 314
Galland: Aus der „Kunst“ — Korrespondenz des Kurfürsten Friedrich Wilhelm	„ 342
Graupe: Klein-Machnow.	„ 263
Lemke: Vorgeschichtliche Töpfereien	„ 447
Meyer: Zur Geschichte der Klosterkirche bis zur Reformationszeit	„ 88
Müllenhoff: Volkstümliche Naturanschauungen	„ 392
Nieber: Ballonwanderungen über die Mark Brandenburg	„ 359
Schulenburg v.: Schulzenhammer	„ 56
Zache: Land und Leute von Lebus	„ 297

B. Aufsätze:

Bolle: Tod des Abtes Siebold	„ 124
Hartwig: Die lebenden Krebstiere der Provinz Brandenburg	„ 370
Meyer: Photographischer Rotationsdruck	„ 209
Poetters: Ursachen des Fischsterbens und Fischmangels in der Spree und Havel	„ 235
Scharnweber: Die Kirche von Riedebeck	„ 226
Schulenburg v.: Märkische Kräuterei aus dem Kreise Teltow	„ 137
„ Die Dreifelderwirtschaft der Bauern von Wittstock und der landwirtschaftliche Bericht des Tacitus	„ 214
„ Wolborgen und der Wolborgbauer	„ 229
„ Die Göttin Harke im Kreise Teltow in ihren letzten Spuren	„ 233
„ Irrlichter und Irrwische	„ 462

C. Besprechungen.

Ascherson: Synopsis der Mitteleuropäischen Flora.	„ 510
Berlin und seine Eisenbahnen	„ 282
Berlin und seine Bauten	„ 283

Bolte, Joh.: Martin Friedrich Seidel, ein brandenburgischer Geschichtsforscher des 17. Jahrhunderts.	S.	49
Engelhardt: Industriekarte der Provinz Brandenburg.	„	255
Fiebelkorn: Geologische Ausflüge in die Umgegend von Berlin	„	551
Foerster v.: St. Nicolai, Eine Erzählung aus einer alten Zeit	„	256
Geologische Karte von Preussen	„	279
Meyer: Führer über das Kyffhäuser-Gebirge sowie durch Stollberg und Umgegend	„	250
Mielke: Volkskunst	„	54
Pieper: Der Märkische Chronist Zacharias Garcaeus	„	48
Pufahl: Berliner Patrioten während der Franzosenzeit	„	49
Regenhardt: Die deutschen Mundarten	„	207
Zache: Die geologische Wand im Humboldthain	„	253

D. Abbildungen.

- Berliner Gewerbe-Ausstellung, Plakat 81.
- Birke mit Hexenbesen, 4.
- Faksimile von Minna Herzlieb, 17.
- Kirche von Riedebeck, 227.
- Lichen, Ansicht von, 209.
- Siegel der französischen Polizei, 50.
- Ziebinger Tracht, 276.

Fehler-Berichtigungen.

- S. 54 Z. 6 hinter hängen fehlt das * der ersten Anm.
- „ 60 Z. 10 lies (= Stein).
- „ 66 Z. 4 v. u. liess Füsiliere.
- „ 72 Z. 1 v. u. l. erwiderten.
- „ 75 Z. 18 v. u. l. Casel.
- „ 76 Z. 4 und 7 l. Casel.
- „ 79 Z. 1 v. u. l. nun.
- „ 85 Z. 16 v. u. l. 1896.
- „ 87 Z. 13 v. u. l. ist.
- „ 101 Z. 4 v. u. l. det.
- „ 112 Z. 13. v. u. l. Woher.
- „ 208 Z. 4 v. u. l. Schmarotzerpflanze.
- „ 237 Z. 19 l. Wiesen.
- „ 289 Z. 14 v. u. l. d. J.
- „ 318 Z. 8 v. u. l. geradezu.
- „ 320 Z. 13 v. u. l. doch.
- „ 321 Z. 4 v. u. l. Schnarren.
- „ 323 Z. 15 hinter werden fehlt “.
- „ 328 Z. 1 v. u. l. Tlantlaquatlapatli.
- „ 334 Z. 9 statt sind l. sein.
- „ 426 Z. 3 l. doppelt,

- S. 146 m. lies rutjehoalt.
 „ 151 o. — Z. f. E. 1886. 130.
 „ 152 u. — *mus.*
 „ 158 u. — (Ribes nigrum Ascherson).
 „ 166 o. — jedâ n.
 „ 167 o. — Hakzeug.
 „ 173 m. — vereinzelt.
 „ 175 u. — Vergleiche S. 165 (am Schluss des Absatzes W. V. 50).
 „ 177 u. — Schâpjarwe.
 „ 180 o. — sonneglänzenden.
 „ 185 o. — (Umgegend) zu Johanni (an jedem).
 „ 191 links — Dépel; Dîr.
 „ 192 l. — du'n; det du't ju'd; dü'r; é're.
 „ 192 r. — é'ren; Fat; Fliterjras; Fö'me.
 „ 193 l. — fufzéndre; fu'l; hakt an; Schwa'd; Hamelschmi'ten; u't; Bo'ne;
 Schtru'dsche.
 „ 193 r. — he'n.
 „ 194 l. — Hernwe'se; Hernhu's; Hingendör'e; hingert Hu's. ho'e.
 „ 195 l. — Ri's.
 „ 195 r. — witen; injejâten (eingegossen); up'n Johanesdach.
 „ 198 l. — le'je.
 „ 198 r. — mi Li'w, mi Li'w; Réjene; Lö'pel; Lu'me; Lünse; Lü'se.
 „ 199 l. — (Mi'se . . . Rain), aus dem Wendischen.
 „ 199 r. — mus.
 „ 200 l. — ö'verall; Puje.
 „ 200 r. — einwiegen, auch; Buskas; Que'len; ö'rbö'rt; Katenschtert.
 „ 201 l. — stü'ren; Sardele.
 „ 201 r. — und Wittstock.
 „ 202 l. — stü'tet; Schmo'rko'l.
 „ 203 l. — upet; Schwineherde.
 „ 203 r. — Tü're.
 „ 204 l. — u'tro'den; verjet; vür ju'te; Helechristwörnkén; tu' hu's
 vo'; ju'd.
 „ 204 r. — wassen; We'te.
 „ 205 l. — wit; witen; wohn (wollten).
 „ 205 r. — Worschtschpi'le.
 „ 217 o. — im ersten Jahr.
 „ 222 u. — aus Allem.
 „ 229 o. — unn.
 „ 231 o. — jejrâ't; m — jlatt.
 „ 233 o. — im Teltow; m — heelich Ohnd das, was noch.
 „ 234 m. — [beschmutzt]; „macht ihn voll“.
 „ 243 m. — mál; pâr.
 „ 244 m. — bonnetz.

Alphabetisches Inhaltsverzeichnis.

- Akademie der Künste** 87.
Albrecht, Dr. G. 489.
Alfieri, Leo 443.
Alte Bäume 288.
Altertümer d. Kr. Teltow 26.
Alt Kölln 389.
Altrichter, Archivar 37.
Amanista phalloides 415.
Angelus, Geschichtsschreiber 90.
Anleitung zur Pflege und Erhaltung der Kunstdenkmäler 43.
Annalist, Berlinischer von 1434. S. 51.
Artissa-Eidechse 38.
Ausrufer-Bilder, Berliner 273.
Ausschuss 37, 438.
- Bahrfeldt, Dr. E.** 37, 48, 351.
Ballonwanderungen 359.
Baltz, Johanna 486.
Bau- u. Kunstdenkmäler v. Berlin 401.
Behla, Dr. 312.
Beinbruchstein 108.
Bergbau u. Hüttenwesen, Mus. f. 433.
Berlin u. s. Eisenbah. u. Bauten 282, 283.
Berlin, Ortsname 108.
Berliner Kutschen 79.
Berl. Gesellsch. f. dtsh. Sprache 109.
Bibliothek 37.
Blanchard 358.
Blankenfelde, Patrizierfamilie 89.
Blitzröhren 108.
Blockkirche von Burschen 55, 506.
Bluth, Geh. Baur. 43, 55.
Bluthirse 268.
Bohm, Dr. 486.
Boletus edulis 425.
Bolle, Dr. 3, 124, 287, 510.
Bolte, Johannes 49.
Borrmann 401.
Brannibor und Sgorzelica 276.
Brauerei von Bötzwow 105.
Bredow, Lippold v. 101.
Brieselang, der 95.
Britz-Rixdorf 119.
- Bronze-Scheeren** 80.
Bronze-Zeit 453.
Brunold-Denkmal 257.
Buchholz, Custos 48, 389, 442, 491.
Buchholz, Samuel, Chronist 99.
Buchmann, Georg 323.
Bürkner, Rechtsanwalt 119.
Burg, Schlossberg bei, 385.
Burgstrasse, Baugrund 440.
Busse, Herrmann 440.
- Caputh-Porzellanfabrik** 480.
Central-Museum, Röm.-Germ. i. Mainz 37
Champignon 415.
Christ, der heilige 244.
Christmense und Christbaum in Berlin 314, 386.
Clavaria flora 425.
Claudius, C. F. 359.
Cöln, Ortsname 108.
Conwentz, Prof. 55, 455.
Credner, Prof. 45.
Cremmer Damm Schlacht 94.
 " " **Volkslied** 101.
- Damhirsch** 431.
Dinse, Dr. 255.
Dominikaner 89.
Donnerbesen 2.
Drehna, Gesch. d. Standesherrschaft 310.
Dreifelderwirtschaft 214.
Dreizehn, Unglückszahl 208.
- Eberesche mit Birne und Apfel** 1.
Eisengiesserei, Königliche 434, 444.
Elektrizitäts-Gesellschaft 443.
Elisabeth, Christine 486.
Engelhardt, Industriekarte 255.
Erinnerungsbänder u. -bücher 1, 445.
Errera, Prof. 406.
Euler, Prof. 60, 489.
Exoascus, Pilz 4.
- Fee, die und die drei Wünsche** 243.
Fiebelkorn, Dr. 251.

- Fidicin 440.
 Fingerring 486.
 Fischer, Dr. 37.
 Fischsterben 235.
 Flora, mitteleuropäische 510.
 Förster, Cl. v. 256, 401.
 Fontane, Theodor 298, 480, 484.
 Frank, Prof. Dr. 407.
 Franziskaner 89.
 Freunde der Aufklärung 309.
 Freytag, Josephine 275, 405.
 Friedel Geh. R. R. 1, 11, 26, 27, 33, 40, 48, 50, 51, 55, 60, 80, 88, 94, 108, 112, 208, 250, 251, 253, 255, 268, 284, 287, 313, 314, 357, 383, 384, 385, 400, 430, 432, 438, 441, 443, 457, 480.
 Friedrich Wilhelm III. 496.
 Friedrich Wilhelm IV. 114.
 Fuchsschwanzblüte 430.
 Funde, vorgeschichtliche 442.

 Gaillard, Ed. 107.
 Galland, Dr. 342, 485.
 Garcäus, Zacharias, märk. Chronist 48.
 Garnisonkirche 403.
 Gensichen, Dr. 30, 489.
 Geolog. Ausflüge 251.
 „ Karte von Preussen 279
 „ Landes-Anstalt 433.
 „ Wand im Humboldthain 253.
 Gertrudslinden 269, 400.
 Gewerbe-Ausstellung, Berliner 81.
 Glockengebrauch 339.
 Goethe in Berlin und Potsdam 253.
 Gothus, Olaus Johannis 255.
 Grabhügel unserer germ. Vorfahren 252.
 Grabow, Pastor 324.
 Gralow, Hacksilberfund 293.
 Gräberfeld 11.
 Graue Kloster, Erinnerungen aus d. 103.
 Graupe, Dr. 263.
 Greifswald, Geogr. Gesellsch. 45.
 Grimnitz, Volkstrachten 275.
 Grunewald 31.
 Hacksilberfund 48, 293.
 Hagen, v. 110.
 Hainbuche mit Hexenbesen 41.
 Hake, v. 267.
 Hakenkreuz 459.
 Halken, Gebrüder 401.
 Hampel, Obergärtner 400.
 Handtmann, Pastor 38, 482.
 Harke, Göttin 233.
 Hartbovist 421.
 Hartwig, W. 370.
 Hauchecorne, G. Ob. Bergr. 433.
 Haus Jessen 287.
 Havelberg, Chronik von 484.
 Heilige Geist Kirche 402.
 Heise, K. F. 108.
 Helvellen 417.
 Herrschergalerie 24.
 Hertzog, Rudolf 389.
 Herzlieb, Minna 11.
 Hexenbesen 2, 41.
 Hochburg, germanische 385.
 Hoffmann, Stadtbaurat 490.
 Hohenlohe, v. 92.
 Hohenzollern und Oranien 485.
 Holzkirche von Wang 55.
 Holz, Chemiker 26.
 Hundertjahrfeier 491.
 Hydnum compactum 421.

 Jäger-Humor 432.
 Jazko-Linde im Grunewald 32.
 Jentsch, Prof. Dr. 11, 439.
 Irrlichter und Irrwische 462.

 Kassen-Status 34.
 Kartograph, schwedischer d. M. 255.
 Kaupen im Spreewald 385.
 Kiesslings Karte 107.
 Kilometerphotographie 209.
 Kirchenmarken 97.
 Kirmes, holländische 484.
 Klein Machnow 263, 281.
 Klöden, Frd. v. 100.
 Klosterkirche 88.
 Koch, Dr. John 109.
 Körner, F. 119, 439.

- Krämer, D. Wald. 95.
 Kräuterei, märk. 137.
 Kräuterfrau, wend. 275.
 Krestiere der Prov. Brdg. 370.
 Krug, Rittmeister 287.
 Kuchenbusch, Amtsgerichtsrat 313.
 Kukeluren-Kienäpfel 39, 133, 208.
 Kunkel 113.
 Kunsche 247.
 Kunst- und Altertumsgegenstände 48.
 Kurfürst Friedrich Wilhelm 342.
 Kurfürstenbrücke 87.
 Kurfürstendenkmal 382.

Lactaris torminosus 419.
 Landeskunde, Gesamtverein für Deut.
 6, 281.
 Lebus, Land und Leute 297.
 Ledderingsstock 291.
 Legende der heiligen Gertrud 269.
 Leibsch, Urnenfeld 440.
 Lemke, E. 208, 305, 447.
 Leutersheim, Kraft v. 92.
 Lepiota procera 421.
 Letzlinger Heide 431.
 Levetzow, W., Geh. R. R. 29, 285.
 Liederbuch, Märk. 314.
 Linde, Christian v. d. 402.
 Lister, Sir Joseph 409.
 Lorchel 423.
 Ludwig der Römer, Grabtafel 104.
 Lüchtermann d. Spreewaldes 476.
 Louise Henriette 485.
 „ Königin 491.

Mäander 459.
 Märk. Museum 489.
 Magnus, Prof. 4, 43.
 Manteuffel, Freiherr v. 45.
 Marentaken-Mistel 2.
 Maurer G. 245, 276, 439.
 Meerschweinchen 245.
 Memhart, Baumeister 270.
 Merettig 111.
 Mertens, Dr. 48.
 Meteoreisen 434.
 Meyer, Ferd. 88, 438.

Mielke, R. 54.
Milow, Kirche 245.
Minella 435.
Mistel 208.
Mitglieder 33.
Mittwochgesellschaft 309.
Moosbeere 2.
Morchel 422.
Müllenhoff, Prof. 392.
Müller, Dr. 489.
Mundarten 208.

National-Zeitung 389.
Naturanschauungen, volkstümliche
 395.
Nehring, Prof. 441.
Neu-Zelle, Ofenkacheln 292.
Nicolai, St., Erzählung 256.
Nuscha-Butze-Beermann, Frau 403.

Ofenkacheln 292.
Ordensblätter 445.
Ornamentik, vorgesch. 447.
Ortsnamen, Berlin und Köln 168.
Otto I., Markgraf 24.

Pallasit 435.
Panorama-Gemälde 384.
Patrioten, Berliner, von 1806—8, 49.
Penck, Prof. 10.
Pfannkuchen 249.
Pfaueninsel 113.
Pichelswerder, Weihnachtsbrauch 132.
Pieper, Oberl. 48.
Pilze, aus dem Reiche der 405.
Plonbank 466.
Pniower, Dr. 111, 136, 310.
Poettters, K. 235.
Polzow, Hirtenstein bei 246.
Porzellanfabrik 480.
Pribislaw 24.
Priegnitzer Sang 482.
Pütz, W. 439.
Pufahl, Katharine 49.

Quempas, Kirchenlied 323, 486.
Quitows und ihre Zeit 100.

- Rachel Dem. v.** 114.
Radornament 459.
Ravené 485.
Reise-Reuse-Wasserriss 246.
Riedebeck, Kirche von 226.
Rieseneiche im Grunewald 32.
 „ a. d. Pfaueninsel 114, 288.
Rotationsdruck, der photogr. 209.
Rotwild 43.
Rudower See, Krebs im 244.
- Sabinus, Georg** 277.
Sagen aus der Uckermark 246.
 „ „ Joachimsthal 258.
Sandau, Stadt 486.
Scharnweber R. 226.
Schiffsmast mit Hufeisen 80.
Schleiermacher 319.
Schleuse am Friedr. Werder 269.
Schlossberg b. Burg i. Spreewald 385.
Schmidt von Werneuchen 269.
Schnur-Gabel 290.
 „ Ornament 449.
Schreibtisch und Werkstatt 484.
Schröder, Hugo 253.
Schubart, Dr. 282.
Schulenburg, v. 26, 56, 133, 137, 214,
 229, 233, 243, 385, 462.
Schulzenhammer 56.
Schwartz, Geh. R. R. 40, 99, 103.
 „ Arthur, Dir. 210, 358.
Schwebel, Oskar 401.
Sclerodermum vulgare 421.
Seide, Dir. 268, 388, 430.
Seidel, M. F., Geschichtsforscher 49.
Sibold, Abt 24, 124.
Siegel der französischen Polizei 50.
Siegerist, G. 382.
Simplicissimus-Kalender 383.
Sitzungen des Jahres 1895/96 33.
Soldatenlieder, volkstümliche 305.
Sonnenzeichen 459.
Sorbus aucuparia v. dulcis 38.
Spindler 268.
Spittelkirche in Berlin 272.
Splittgerber, Firma 480.
Spree-Norne, Ballade 88.
- Spreewald, Irrlichter** 462.
Stahnsdorf 263.
Stammbuch 11.
Steinfund 480.
Sterbethaler 351.
Stickstoffdüngung 410.
Stiftungsfest 27, 504.
Stimming, G. 449.
Störche, schwarze 207, 479.
Stollbrock, Pfarrer 310.
Stolle, Weihnachtsgebäck 248.
Straubes Verkehrshandbuch 382.
Strickgerätschaften, primitive 290.
Striegel 249.
Sumpfcypresse 289.
- Tannenbäume auf Gräbern** 385.
Templin, Wanderfahrt nach 260.
Thurneysser 93, 104.
Tiefwerder, Weihnachtsbrauch 132.
Tierreich, das 40.
Tille, Dr. 316.
Töpferei, vorgesch. 447.
Touristenklub 38.
Tricholama portentosum 417.
Triquetrum 459.
- Uckermark, Sagen** 246.
Unger, Bildhauer 24.
Urnenfeld 440.
Utenhofen, Joh. v. 92.
- Verkehrtbäume** 269, 284, 400.
Versammlungen 1, 27, 33, 81, 88, 105,
 113, 119, 260, 263, 268, 282, 313, 357,
 385, 400, 433, 438, 482 489 504.
Vivatblätter 445.
Virchow, Rud. 450.
Volkskunst 54.
Volksmuseum, norweg. 133.
Volkstrachten 274.
Vorstand 37, 438.
Voss, A. 449.
Vossische Zeitung 209.
- Wahnschaffe, Prof.** 279.
Wahrzeichen von Berlin.

- | | |
|---|---|
| <p>Walther, Joh. 403.
 Wanderbuch d. M. Bbrg. 107.
 Wecken, Weihnachtsgebäck 248.
 Weihnachtsbaum 314, 386, 430.
 Weihnachtsbräuche 132.
 Weihnachtsgebäck 248.
 Weissstein, Gotthilf 269.
 Wesendahl, Urnenfeld 440.
 Wilhelm I., Erinnerungen an 491.
 Wilhelm II. 87, 132.
 Wilkendorf, Urnenfeld 440.
 Winogradsky, Prof. 407.
 Wintermarsch d. d. M. 61.</p> | <p>Wittmack, G. R. R. 3.
 Wittstock, Dorf 214, 291.
 Witzleben, Hexenbesen 41.
 Wolborgen u. der Wolborgbauer 229.
 Wunderblut zu Zehdenick 89.</p> <p>Zache, Dr. 252, 253, 279, 297.
 Zelle, Oberbürgermeister 60, 268, 439,
 489.
 Zelter, Geburtsort 134.
 Ziebingen, Volkstrachten 274.
 Zinna, Klosterkirche 241.
 Zirbelkiefer 289.</p> |
|---|---|

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Demminerstrasse 64. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.

„Brandenburgia“.

MONATSBLATT

DER

Brandenburgia
GESELLSCHAFT FÜR HEIMATKUNDE

DER

PROVINZ BRANDENBURG

ZU

BERLIN.

Unter Mitwirkung des Märkischen Provinzial-Museums

herausgegeben

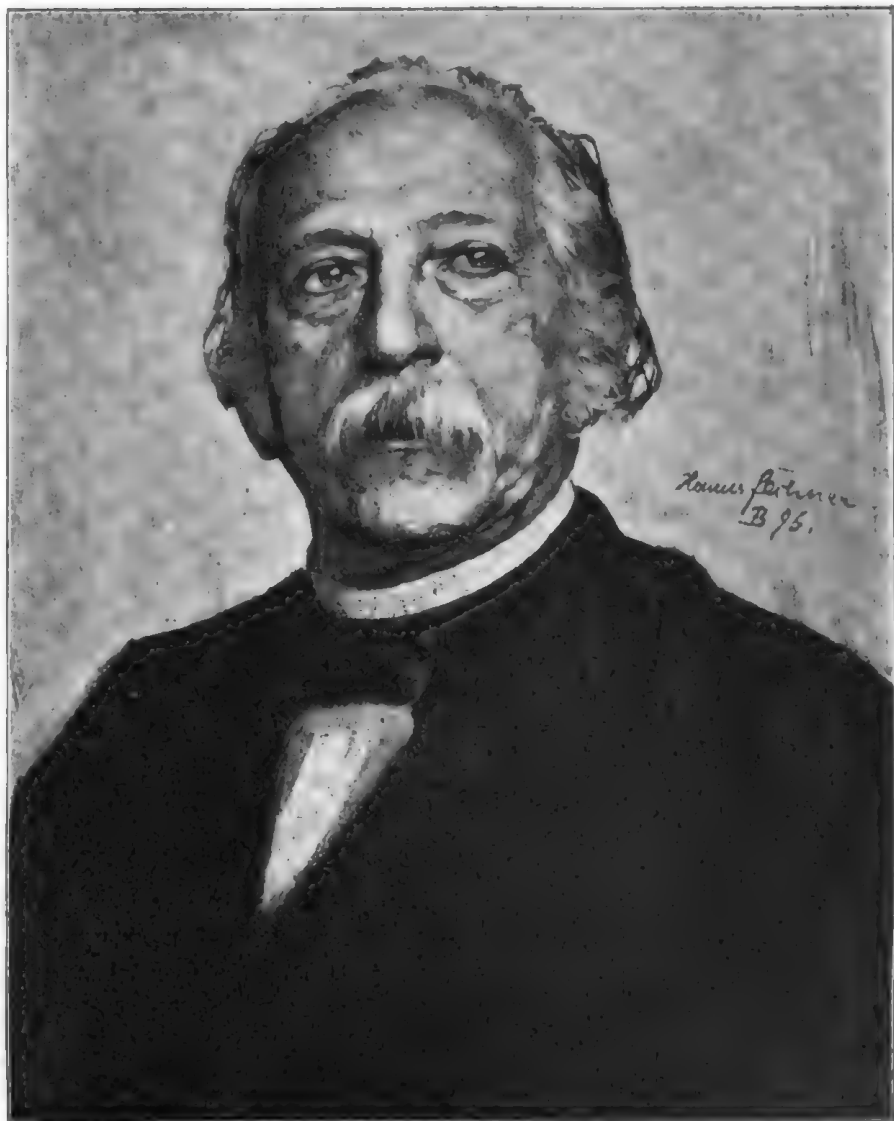
vom

Gesellschafts - Vorstände.

VI. Jahrgang 1897/98.

Berlin 1898.

Druck und Verlag von P. Stankiewicz' Buchdruckerei
Bernburgerstrasse 14.



Theodor Fontane, Ehrenmitglied.
(Nach Professor Hans Fechners Meisterwerk.)

Theodor Fontane*)

über das Berlinertum seit Friedrich Wilhelm III.

Unter Friedrich Wilhelm III. herrschte Gerechtigkeit, noch viel mehr aber herrschte Duldsamkeit und Liebe. Nie hat die Welt etwas Ähnliches gesehen, auch in Duodezstaaten nicht, wie das damalige Verhältniss des preussischen Volkes, speziell der Bewohner der Hauptstadt, zu ihrem Könige. Auch das Confessionelle, speziell das Jüdische (die Lessing-Mendelsohn'sche Zeit hatte dafür vorgearbeitet) schuf keine Schwierigkeiten mehr. Ja, „väterliches Regiment“, das alle Klassen gleich herzlich umfasste, für alle Sinn und Verständniss hatte. Nicht nur das Bürgertum, auch das eigentliche Volk nahm an dieser Verbrüderung, an dieser von Demuth und Liebe getragenen Anerkennung des Menschlichen, im Gegensatz zu der nur Phrase gebliebenen Proklamirung der Menschenrechte, Theil

*Glauben, man hätte für uns, Troland
 Troland für Kinder,
 Troland man hat den Mann, auf
 den Kopf der Gans.*

Theodor Fontane.

und jene merkwürdige Epoche brach an, wo nicht blos „Willem, der von's Gerüste gefallen“, sondern, literarisch angesehen, auch der Eckensteher Nante hoffähig wurde. Kein Offiziers-Casino, das damals nicht einen ausgezeichneten Nante gehabt hätte. Die Tage des Königstädtischen Theaters, die Tage, wo der zu spät zur königlichen Tafel kommende Kronprinz sich mit den Worten „Na Meester, darum keene Feindschaft nich“ bei seinem Vater entschuldigte, worauf dieser gnädig antwortete: „Ach, Fritze, Du

*) Die Clichés von dem vortrefflichen Bilde unseres Ehrenmitgliedes Theodor Fontane nach Professor Hans Fechners Meisterwerk sowie von einer Handschrift des Dichters und obiger Aufsatz sind uns von den Autoren und dem Verleger, unserem Mitgliede, Herrn Verlagsbuchhändler Karl Siegismund freundlichst unentgeltlich zur Verfügung gestellt worden, für welche schöne Gabe die Brandenburgia hiermit verbindlichst dankt.

kennst mir doch“. — Diese Tage des „Fest's der Handwerker“, der „Wiener in Berlin“, der „Reise auf gemeinschaftliche Kosten“ brachen jetzt an und schufen, indem sie die Verschmelzung vollendeten, jene weltbekannte Anschauungs- und Ausdrucksweise, die sich mit dem Begriffe des „richtigen Berliners“ deckt, der nun bei Hofe (man denke nur an den damaligen Kronprinzen) gerade so gut existierte wie draussen bei Liesens oder auf dem Wollankschen Weinberge. Das Jahr 30, vielleicht das ganze Jahrzehnt von 30 bis 40, war der Höhepunkt dieser eigenartigen Erscheinung, ein Höhepunkt der Familiarität, der freilich — was auch damals schon von sehr vielen empfunden wurde — keineswegs ein Höhepunkt in allen Stücken war. Vielfach das Gegenteil. Es war, und zwar in einem unglaublichen und auf die Dauer geradezu staatsgefährlichen Grade, die Herrschaft der Mittelmässigkeit, Verschwommenheit und Trivialität, die Herrschaft des Witzes quand même, des Witzes, dem jede Rücksicht auf Andres, unendlich Wichtigeres untergeordnet wurde. Jeder Minister war langweilig, ledern und gleichgültig, aber Beckmann war ein Gott. Ich glaube, dass man diesen Satz, so weit Berlin in Betracht kommt, zur Formel für jenes Jahrzehnt erheben kann. Dazu kam, dass die Witze, auch rein als Witze angesehen, meist sehr anfechtbar und einer aufbessernden Veränderung dringend bedürftig waren. Und diese Veränderung kam denn auch. Aber während dieselbe für eine literarisch gebildete Form sorgte, liess sie doch alles, was im Kern der Sache Gutes gewesen war, fortbestehen, will sagen, es blieb in Berlin im Wesentlichen, wenn auch verfeinert, bei dem Typus, den besonders die letzten 50 Jahre, also die Jahre seit dem Tode Friedrichs des Grossen herangebildet hatten. An die Stelle des Witzes von Angely, Beckmann, Glasbrenner trat der Heinrich Heinesche Witz, der, gemeinschaftlich mit den Mephisto-Parthieen aus Goethes Faust, alle Klassen, bis weit hinunter, zu durchdringen begann, bis abermals einige Jahre später der politische Witz den literarischen ablöste. Die mit 48 ins Leben tretenden Witzblätter, dazu die das Berliner Leben schildernden Stücke (David Kalisch voran) und schliesslich das wohl oder übel immer mehr in Mode kommende, sich aller Tages-Ereignisse bemächtigende Couplet-Wesen, schufen das, was wir das moderne Berlinertum nennen, ein eigentümliches Etwas, drin sich Übermut und Selbstironie, Charakter und Schwankendheit, Spottsucht und Gutmütigkeit, vor allem aber Kritik und Sentimentalität die Hand reichen, jenes Etwas, das, wie zur Zeit Friedrich Wilhelms III. (nur witzigeschulter und geschmackvoller geworden), auch heute wieder alle Kreise durchdringt, bei Hoch und Niedrig gleichmässig zu finden ist, und bereits über den unmittelbaren Stadtkreis hinaus seine Wirkung äussert.

Vor 400 und auch noch vor 200 Jahren war Berlin eine märkische Stadt und stand unter dem Einfluss märkischen Lebens, jetzt ist das

Berlinerthum eine selbstständige, von dem ursprünglich Märkischen durchaus losgelöste Macht geworden, die nun ihrerseits auf dem Punkte steht, zu vielem Andreem auch die, nur hier und da noch, widerstandleistende Mark zu erobern und die Märker nolens volens früher oder später zu Berlinern zu machen.

2. (1. ausserordl.) Versammlung des VI. Vereinsjahres.

Sonntag, den 25. April 1897, mittags 12 Uhr.

Besichtigung des Museums der Geologischen Landes-Anstalt,
Invalidenstr. No. 44.

Herr Geheimer Regierungsrat Friedel begrüßte die erschienenen Mitglieder und Gäste, etwa 50 an der Zahl, indem er daran erinnerte, dass wir schon einen Teil der Sammlungen dieses Hauses unter der Führung des Herrn Geheimen Ober-Bergrats Dr. Hauchecorne in Augenschein genommen hätten und dass nun Herr Professor Dr. Ebert, der Vorsteher der paläontologischen Sammlung, die Güte haben wolle, uns den Rest zu erklären. Darauf ergriff Herr Professor Dr. Ebert selbst das Wort und führte folgendes aus: Die Geologische Landes-Anstalt hat die Aufgabe, die Zusammensetzung und den Aufbau des Bodens im Preussischen Staatsgebiet zu erforschen. Die Resultate dieser Untersuchungen werden neben den Publikationen in den geologischen Karten niedergelegt, welche alsdann für die Landwirtschaft, die Forstwirtschaft und den Bergbau von dem grössten Nutzen sind. Bei derartigen Untersuchungen aber kommt man zu keinen genügend sicheren Resultaten, sobald man nur die Gesteine allein in Betracht zieht, da die Charaktere derselben oft zu gleichförmig sind, obwohl die Gesteine zu ganz verschiedenen Zeiten entstanden sein mögen. Um ein ganz sicheres Erkennungsmittel zu haben, muss man die Versteinerungen mit heranziehen, die sich darin finden. Unter ihnen giebt es solche, welche nur einmal auftreten und daher für bestimmte Schichten als Leitfossilien dienen. Als ein weiteres wichtiges Hilfsmittel für die Erforschung des Bodens, namentlich, wenn es sich um grössere Tiefen handelt, sind die Tiefbohrungen zu erwähnen.

Es werden hierdurch Gesteinscyliner von verschiedenem Durchmesser zu Tage gefördert und oft geben diese kleinen Stichproben aus

der Erdrinde nicht bloss Gesteinsproben, sondern sie schliessen auch Versteinerungen ein und lehren das Gefüge der Erdrinde kennen.

Was nun die Sammlung der Geologischen Landes-Anstalt betrifft, so ist diese in besonderer Weise aufgestellt, die sich aus ihrem Zweck ergibt. Man hat sie zur Zeit nach den geologischen Provinzen unseres Vaterlandes gruppiert, die einzelnen Säle umfassen z. T. ganz bestimmte Distrikte, so ist namentlich zu erwähnen der Saal mit den Handstücken aus dem Harz und dem Rheinischen Schiefergebirge. Die Glaskästen in den einzelnen Sälen umschliessen Handstücke mannigfacher Art, zum grössten Teil sind es Versteinerungen, daneben aber finden sich auch Gesteinsproben und Belegstücke von den Schätzen unseres Bodens.

Diese Art der Aufstellung giebt daher ein Bild von der Bodenzusammensetzung unseres Vaterlandes in seinen einzelnen Landschaften, und es ist dringend zu empfehlen, vor einer Reise in einen bestimmten Strich diese Kästen zu besichtigen.

Die Sammlung unterscheidet sich daher sehr wesentlich von der paläontologischen Sammlung des Museums für Naturkunde, denn letztere giebt eine Übersicht über die Reihe der Tierformen von den ältesten bis zu den jüngsten. In den Schaukästen der Geologischen Landes-Anstalt trifft man daher in den verschiedenen Sälen dieselben Versteinerungen wieder.

Wir begannen unseren Rundgang mit dem Saal, in welchem die Handstücke aus der Randzone des Rheinischen Schiefergebirges ausgestellt sind. Diese Randzone besteht aus jüngeren Gesteinen als der Kern. Es finden sich hier z. B. die vulkanischen Gesteine der Eifel, des Siebengebirges, des Vogelgebirges, die Ammoniten und Belemniten der westfälischen Kreide und die pflanzlichen Überreste aus den Steinkohlen des Ruhrbeckens.

Das nächste Zimmer gehört ganz dem Rheinischen Schiefergebirge. Die Schiefer- und Grauwacken bilden einen Teil der ältesten versteinерungsführenden Gesteine Deutschlands. Hier treten die ersten Vorfahren der Ammoniten auf, daneben zahlreiche Muscheln und muschelähnliche Tiere, sodann auch Tiere, welche in den Verwandtschaftskreis der Seesterne gehören, von diesen ist eine prächtige Seelilie mit Stiel, Kelch und Armen zu erwähnen, welche sich auf einer Schiefertafel befindet, die in einem seitlichen Wandschrank aufgestellt ist.

Hieran schliesst sich das Zimmer für den Harz. Eine Durchsicht der Kästen lehrt sofort die Übereinstimmung in den Tierformen, ein Zeichen, dass die Gesteine beider Gebiete in demselben Zeitraum entstanden sind.

Der nächste, etwas grössere Saal ist der interessanteste. Er ist für die Thüringische Landschaft bestimmt. In diesem Gebiete finden wir die Gesteinsreihen von den ältesten fast ohne Unterbrechung bis zu den jüngsten.

Es fehlt nur die Kreide. Es sei hier auf einige Leitfossilien aufmerksam gemacht. In den ältesten Schiefen des Thüringer Waldes finden sich die Graptolithen, es sind das Skelettstücke eines unbekanntes Tieres, ferner mögen hier die Trilobiten erwähnt werden, das waren Tiere, welche sich am besten mit dem jetzt lebenden Molukkenkrebs vergleichen lassen, sie hatten die Fähigkeit sich zusammenrollen zu können, wie die Asseln, welche unter feuchten Steinen leben. An der Wand ist eine grosse Schiefertafel mit Kriechspuren von Würmern aufgestellt. Es sei hier noch auf die geologische Karte aufmerksam gemacht, welche ein Stück des südwestlichen Randes des Thüringer Waldes darstellt. Es fällt schon durch die Farbengebung der grosse Gegensatz zwischen dem Gebirge und dem Vorlande auf, das Gebirge besteht aus älteren Gesteinen als das Vorland. Ursprünglich aber war der Thüringer Wald nicht vorhanden und die Schichten des heutigen Vorlandes erstreckten sich auch über die Stelle des Gebirges hinweg. Darauf aber sanken neben einem Mittelstück die Seitenstücke in die Tiefe, und dieses mittlere Stück bildete das Gebirge. Ursprünglich lagerten die Gesteine des Vorlandes noch auf dem Gebirge, durch die Verwitterung und die Abtragung ist aber im Laufe der Zeit das jüngere Gestein weggeführt worden. Der Thüringer Wald ist ein altes Gebirge, seine Berge sind niedrig und flach; die Alpen hingegen sind ein junges Gebirge, ihre Berge sind hoch und spitz.

Mit dem nächsten Saal beginnt eine andere Aufstellung. In ihm und den folgenden befinden sich die Handstücke vom Jura bis zur Neuzeit. Diese Aufstellung konnte gewählt werden, weil diese Schichten sich unter der Norddeutschen Tiefebene und am Rande derselben vorfinden. Die Jurazeit war die Blütezeit der Ammoniten und Belemniten. Die Ammonshörner waren die Gehäuse von Tieren, welche die Vorfahren des heutigen Nautilus, des Perlbootes, waren. Diese Tiere ähnelten im Bau den Tintenfischen, nur besaßen sie ein gekammertes Gehäuse, in dessen grösster Kammer sie wohnten. Die Schaukästen lehren, dass die Ammonshörner in ihrer Grösse, in ihrem Bau, ihrer Zeichnung einen sehr grossen Wechsel zeigten. Es giebt solche, die einige Millimeter Durchmesser besitzen, und andere, welche $1\frac{1}{2}$ m Durchmesser haben. Die Belemniten, die Donnerkeile, sind die Ueberreste von Tintenfischen, die auch in der Gegenwart noch einen ziemlichen Reichtum von Formen, namentlich in Bezug auf die Grösse aufweisen, trotzdem können sich die grössten lebenden wohl nicht mit einigen ausgestorbenen messen. Da bei den lebenden Tintenfischen der dem Donnerkeil entsprechende Skelettteil nur eine sehr kleine Spitze bildet, so geben die Abstufungen in den Grössen der Donnerkeile den einzigen Anhalt für die Beurteilung des Umfanges des ehemaligen Tieres. In diesem Saale stehen auch Schaukästen mit Rüdersdorfer Material.

Mit den folgenden Zimmern nähern wir uns immer mehr der Gegen-

wart. Zunächst sind es die losen Massen des Tertiärs, unter denen wir auch Namen aus der Umgegend von Berlin treffen, z. B. Freienwalde, Buckow.

Die letzten beiden Zimmer endlich beherbergen die Überreste der jüngsten Zeit, des Diluviums und des Alluviums. In dem ersten Zimmer treffen wir die wichtigsten Bodenarten der Mark, die aus dem Moränenschutt des grossen Inlandeises herkommen. Es sind Proben von Grundmoränen alpiner Gletscher neben Rixdorfer Lehm gestellt, und es lässt sich zwischen beiden kein Unterschied feststellen. Ähnlich verhält es sich mit den Gletscherschrammen. Unter den tierischen Überresten sind hier die der grossen Säugetiere zu nennen, des Mammut, des Nashorn, des Bär u. s. w.

Nachdem hier der Rundgang beendet war, führte Herr Professor Ebert die Gesellschaft eine Treppe höher hinauf, wo die umfangreiche Bernsteinsammlung aufgestellt ist. Der Bernstein ist das fossile Harz mehrerer Nadelhölzer und findet sich in einer tertiären Bodenschicht des Samlandes, hier wird er durch die Meereswellen ausgespült und weiter transportiert, aber auch durch Menschenhand gewonnen. Das ist seine ursprüngliche Lagerstätte; durch mannigfache Umstände ist er aber auch in früherer Zeit von hier schon entfernt worden, so dass man ihn auch in jüngeren Schichten findet. Wissenschaftlich ist der Bernstein deshalb von Interesse, weil in dem durchsichtigen Material eine Menge von kleinen Lebewesen mit ihren zartesten Organen vorzüglich sich erhalten haben. Der Bernstein diente schon vom Schluss der Steinzeit ab als Schmuckgegenstand.

Hier verabschiedete sich die Gesellschaft von ihrem Führer, Herrn Professor Dr. Ebert, dem Herr Geheimrat Friedel den Dank aller Teilnehmer übermittelte.

3. (1. Arbeits-) Sitzung des VI. Vereinsjahres.

Mittwoch den 28. April 1897, Abends 7 $\frac{1}{2}$ Uhr

im Bürgersaale des Rathauses.

1. Bericht des Vorstandes über den Stand und die Thätigkeit der Gesellschaft während des V. Vereinsjahres 1896/97.

A. Bericht des II. Schriftwarts.

a) Mitglieder-Statistik.

Mit 186 Mitgliedern ist die Gesellschaft in das V. Vereinsjahr eingetreten. In das VI. Vereinsjahr treten wir ein mit 194 Mitgliedern -- 178 Herren,

14 Damen, Institute und Vereine: 2. Durch den Tod verlor die Gesellschaft die Herren Postkommissar Groth und Rentier Steiner.

Zu Ehrenmitgliedern sind die Herren Magistrats-Sekretär Ferdinand Meyer und Professor Jentsch ernannt worden.

Aus dem Vorstand ausgeschieden ist Herr Ferdinand Meyer, an dessen Stelle Herr Dr. Zache getreten ist. Als II Schriftwart wurde Referent seitens des Vorstandes cooptiert.

In der am 29. April v. J. vorgenommenen Wahl wurde Herr Hofgoldschmied Telge in den Ausschuss gewählt. Der Ausschuss wählte an Stelle des ausgeschiedenen Herrn Geh. Seehandlungsrat Dr. Schubart Herrn Geh. Regierungsrat Professor Liebenow als Obmann und Herrn Dr. Galland als dessen Stellvertreter.

b) Sitzungen.

Im abgelaufenen Vereinsjahr fanden insgesamt 19 Versammlungen statt. Davon waren 9 öffentliche (4 im Ständehause, 5 im Bürgersaal des Rathauses) und 10 ausserordentliche Versammlungen:

So am

- 21. März: Feier des Stiftungsfestes im Architektenhause,
- 13. Mai: Besichtigung der hiesigen Klosterkirche,
- 20. Mai: Besichtigung der Brauerei unseres Mitgliedes, des Herrn Julius Bötzwow,
- 10. Juni: Wanderfahrt nach der Pfaueninsel bei Potsdam,
- 14. Juni: Wanderfahrt nach Gross-Raeschen, (fand nicht statt.)
- 27. Juni: Wanderfahrt nach Britz bei Berlin,
- 30. August: Wanderfahrt nach Templin,
- 19. September: Wanderfahrt nach Klein-Machnow,
- 14. Februar: Besichtigung des Kgl. Museums für Bergbau und Hüttenwesen sowie des Museums der Kgl. Geologischen Landes-Anstalt,
- 20. März: Besichtigung der seitens der Direktion des Märkischen Provinzial-Museums anlässlich der Hundertjahrfeier veranstalteten Sonderausstellung.

c) Vorträge und grössere Besprechungen.

Die Gesamtzahl derselben belief sich auf 32. Es sprachen die Herren Geheimer Regierungs- und Stadtrat Friedel achtmal, Kustos Buchholz sechsmal, Professor Dr. Euler zweimal. Je einmal die Herren Ferdinand Meyer, Dr. Bolle, Rechtsanwalt Bürkner, Dr. Graupe, Dr. Zache, Dr. Galland, Dr. Bahrfeldt, Professor Dr. Müllenhoff, Dr. Gensichen und Dr. Albrecht. Ferner die Damen Freitag, Lemke und von Förster.

Von Nichtmitgliedern sprachen je einmal die Herren Oberhofgärtner Reuter, Major Nieber und Geheimer Ober-Bergrat Dr. Hauchecorne.

H. Maurer.

B. Bericht des Schatzmeisters.**Gesellschaft für Heimatkunde der Provinz Brandenburg in Berlin.****Einnahmen.**

1896/97.			
31. März.	Titel I. Bestand.		
	Baarbestand		1661,99 Mk.
" "	Titel II. Mitgliederbeiträge		
	pro I. Semester 172 à 6 Mk.	1032,— Mk.	
	pro II. Semester 168 à 6 Mk.	1008,— Mk.	
			<u>2040,— Mk.</u>
" "	Titel III. Aussergewöhnliche		
	a) Zuschuss der Brandb.-Landes-Kasse	500,— Mk.	
	b) Zuschuss des Magistrats	500,— Mk.	
	c) Verkauf v. Heften und des Archivs	—,— Mk.	
	d) Ueberschuss des Stiftungsfestes	—,— Mk.	
			<u>1000,— Mk.</u>
" "	Titel IV. Reservefonds.		
	Kapitalzinsen		35,— Mk.
			<u>Summe der Einnahmen</u>
			4736,99 Mk.
	Kapitalvermögen.		
	Berliner 3 $\frac{1}{2}$ % Stadt-Oblig.	1000 Mk.	

Ausgabe.

1896/97.			
31. März.	Titel I. Lokal.		
	Vacat		—,— Mk.
" "	Titel II. Drucksachen.		
	a) Monatshefte 1—11	2153,65 Mk.	
	b) Abbildungen etc.	37,95 Mk.	
			<u>2191,60 Mk.</u>
" "	Titel III. Porto und Depeschen.		
	Portiauslagen etc.		71,68 Mk.
" "	Titel IV. Bureau und Schreibmaterialien.		
	Mitglieds-Karten, Couverts etc.		39,— Mk.
" "	Titel V. Remuneration f. gel. Arbeiten		
	Ausfertigung von div. Arbeiten		130,— Mk.
" "	Titel VI. Bibliothek.		
	Buchbinder		45,60 Mk.
" "	Titel VII. Sonstige Ausgaben.		
	Vacat		—,— Mk.
" "	Titel VIII. Aussergewöhnliche.		
	für Wanderversammlungen etc.		190,— Mk.
" "	Titel IX. Reservefonds.		
	Vakat		—,— Mk.
			<u>Summa der Ausgaben</u>
			2667,88 Mk.

Summa der Einnahmen 4736,99 Mk.

Summa der Ausgaben 2667,88 Mk.

Bestand pro 1897/98 2069,11 Mk.

Berlin, den 1. April 1897.

Wilhelm Ritter, Schatzmeister.

Nach den Belägen und den Büchern revidiert und richtig befunden.
Der Bestand pro 1897/98 wird auf 2069,11 Mk. (Zweitausend und neun und
sechzig Mark 11 Pfg. festgestellt.

Berlin, den 26. April 1897.

Der Ausschuss.

W. Liebenow, Obmann.

Gesellschaft für Heimatkunde der Provinz Brandenburg zu Berlin.

1897/98.

Einnahme.

31. März. Titel I. Bestand.

Baarbestand pro 1896/97 2069,11 Mk.

„ „ Titel II. Mitgliederbeiträge

pro 1897/98 175 Mitglieder à 12 Mk. 2100,— Mk.

„ „ Titel III. Aussergewöhnliche.

a) Zuschuss des Magistrats 500,— Mk.

b) Ueberschuss von Wanderv. etc. 5,89 Mk.

505,89 Mk.

„ „ Titel IV. Reservefonds.

Kapitalzinsen 35,— Mk.

Summa der Einnahmen 4710,— Mk.

1897/98.

Ausgabe.

31. März. Titel I. Local.

Vacat —,— Mk.

„ „ Titel II. Drucksachen.

a) Monatsheft 1—12, Archiv 2500 Mk.

b) Zeichnungen etc. 100 Mk.

2600,— Mk.

„ „ Titel III Porto und Depeschen.

Porti etc. 75,— Mk.

„ „ Titel IV Bureau-Materialien.

Couvert, Papier, Karten 50,— Mk.

„ „ Titel V. Remuneration f. gel. Arbeiten.

Kopialien etc. 140,— Mk.

„ „ Titel VI. Bibliothek.

Buchbinder etc. 50,— Mk.

„ „ Titel VII. Aussergewöhnliche.

Wanderversammlungen etc. 95,— Mk.

„ „ Titel VIII. Reservefonds.

a) Kapitalsanlage 1000,— Mk.

b) Baarbestand 700,— Mk.

1700,— Mk.

Summa der Ausgaben 4710,— Mk.

C. Bericht des Bibliothekars.

Am Schluss des Vereinsjahres 1895/96 waren vorhanden: 266 katalogisierte Werke.

Zugegangen sind als Geschenke 14 Nummern und zwar von Herrn Dr. Bahrfeldt: Bahrfeldt, Der Hacksilberfund von Gralow. Berlin 1896. gr. 8. 15 S. mit Abb.

Herrn Geh. Regierungsrat Friedel: 1. Anleitung für die Pflege und Erhaltung der Denkmäler in der Provinz Brandenburg. Berlin 1896. 8. 57 S. 2. Scipio, Staat und Religion; Predigt über Matth. 22 V. 15—22. Berlin. 8. 11. 96. 8. 13 S.

Herrn Oberlehrer Dr. Graupe: Kiessling's Übersichtskarte von 300 Quadratmeilen um Berlin. Berlin 1896. 8. 10 S. Text.

Herrn Heise: Heise, Über den Ortsnamen Berlin-Köln und einige andere. Berlin 1896. 8. 16 S.

Herrn Geheimrat Schubart: Berlin und seine Eisenbahnen. 1846—1896. Herausgegeben im Auftrage des Kgl. Preuss. Ministers der öffentlichen Arbeiten. Berlin 1896. gr. 4. 2 Bände. Mit vielen Abb.

Herrn v. Schulenburg, Willibald: v. Schulenburg, Ein Bauernhaus im Berchtesgadener Ländchen. Wien 1896. gr. 4. 27 S. Mit 118 Abb.

Herrn Geh. Regierungsrat Professor Dr. Schwartz: 1. Pröhle, Germania. Neue Bilder deutscher Grösse, deutscher Sitte und deutscher Natur. Berlin 1862. gr. 8. 2 Bände. Mit vielen Abb. 2. Paris wie es wirklich ist. Leipzig 1843. 8. 3. Alles durcheinander. Eine Sammlung komischer Briefe, Parodien, Zeitungs-Annoncen etc. Berlin 1838.

Märk. Prov.-Museum:

1. Hervorragende Altertums- und Kunst-Gegenstände des Märkischen Provinzial-Museums. Heft I. Die Hacksilberfunde. Berlin 1896. Folio mit 7 Taf. Abb.

2. Verzeichnis der Fischereigeschichtlichen Ausstellung des Märkischen Provinzial-Museums auf der Berliner Gewerbe-Ausstellung 1896. Berlin. gr. 8. 46 S.

3. Festschrift zum deutschen Anwalttage. Berlin 1896. 8. 108 S.

4. Die städtischen Gaswerke in Berlin 1847—1897. Berlin 1897. 4. 45 S. u. 5 Taf.

Ausserdem gingen 19 neue Nummern im Schriften-Austausch ein, so dass der Bestand 295 Nummern in 600 Bänden beträgt.

Im Schriften-Austausch stand die „Brandenburgia“ am Ende des vorigen Jahres mit 46 Vereinen pp.

Hinzugekommen sind 19 „ „

Summa . . . 65 Vereine pp.,

die in folgendem Verzeichnis aufgeführt werden:

Berlin: Touristenklub für die Mark Brandenburg.

„ Redaktion der „Naturwissenschaftlichen Wochenschrift“.

„ „ „ Zeitschrift „Aus allen Weltteilen“.

Bayreuth: Historischer Verein für Oberfranken.

Brandenburg a. H: Historischer Verein.

- Breslau: Verein für das Museum schlesischer Altertümer.
 Bromberg: Historische Gesellschaft für den Netzedistrikt.
 Budapest: Ungarische Landesgesellschaft für Archäologie und Anthropologie.
 Danzig: Westpreussisches Provinzial-Museum.
 Darmstadt: Historischer Verein für das Grossherzogtum Hessen.
 Donaueschingen: Verein für Geschichte und Naturgeschichte der Baar und angrenzenden Landesteile.
 Dresden: Königlich Sächsischer Altertums-Verein.
 „ Zentral-Kommission für die „Wissenschaftliche Landeskunde von Deutschland.
 Düsseldorf: Verein für die Geschichte des Niederrheins.
 Eisenberg: Geschichts- und Altertumsforschender Verein.
 Eisleben: Verein für Geschichte und Altertümer der Grafschaft Mansfeld.
 Erfurt: Verein für die Geschichte und Altertumskunde.
 Frankfurt a. O.: Naturwissenschaftlicher Verein für den Regierungsbezirk Frankfurt a. O.
 Giessen: Oberhessischer Geschichtsverein.
 Görlitz: Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte der Oberlausitz.
 Greifswald: Gesellschaft für pommersche Geschichte und Altertumskunde.
 Guben: Niederlausitzische Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte.
 Halle a. S.: Verein für Erdkunde.
 „ Thüringisch-Sächsischer Geschichts- und Altertums-Verein.
 Heidelberg: Historisch-philosophischer Verein.
 Heilbronn: Historischer Verein.
 Hof: Nordoberfränkischer Verein für Naturgeschichts- und Landeskunde.
 Jena: Verein für thüringische Geschichte und Altertumskunde.
 Insterburg: Altertumsgesellschaft.
 Kahla: Verein für Geschichte und Altertumskunde zu Kahla und Roda.
 Kempten: Allgäuer Geschichtsverein.
 Kiel: Gesellschaft für Kieler Stadtgeschichte.
 „ „ „ Schleswig-Holstein-Lauenburgische Geschichte.
 Königsberg i. Pr.: Altertums-Gesellschaft „Prussia“.
 Landsberg a. W. Verein für Geschichte der Neumark.
 Linz: Oberösterreichisches Gewerbe-Museum.
 Luxemburg: Verein für Luxemburger Geschichte, Literatur und Kunst.
 Marienwerder: Historischer Verein für den Regierungsbezirk Marienwerder.
 Meissen: Verein für die Geschichte der Stadt Meissen.
 Metz: Gesellschaft für lothringische Geschichte und Altertumskunde.
 Münster: Westfälischer Provinzial-Verein für Wissenschaft und Kunst.
 Neuchâtel: Société Neuchâteloise de Géographie.
 Nürnberg: Germanisches National-Museum.
 „ Verein für die Geschichte der Stadt Nürnberg.
 Plauen i. V.: Altertums-Verein.
 Prag: Verein für die Geschichte der Deutschen in Böhmen.
 „ Altertums-Museum.
 Reichenberg: Verein der Naturfreunde.
 Riga: Verein für livländische Geschichte.

Salzburg: Städtisches Museum Carolino-Augusteum.

Schleiz: Geschichts- und Altertumsforschender Verein.

Schwerin: Verein für mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde.

Stettin: Gesellschaft für pommerische Geschichte und Altertumskunde.

Stockholm: Konigl. Vitterhets Historie och Antiquitets Akademien.

„ Nordisches Museum.

Strassburg i. Elsass: Administration der Antiquitäten-Zeitschrift.

Stuttgart: Württembergische Kommission für Landesgeschichte.

Thorn: Copernicus-Verein für Wissenschaft und Kunst.

Torgau: Altertums-Verein.

Ulm: Verein für Kunst- und Altertum in Ulm und Oberschwaben.

Upsala: Königliche Universität.

Washington: Smithsonian-Institution.

Worms: Wormser Altertums-Verein.

Würzburg: Historischer Verein für Unterfranken und Aschaffenburg.

Zwickau: Altertumsverein für Zwickau und Umgegend.

Bilder und Karten.

84—95. Von Herrn Polizei-Lieutnant Schmidt-Neuhaus: Illustrierte Satiren und sonstige historische Blätter aus dem 1848er Jahre. (12 Blatt.)

96—98. Von Herrn Eckardt in Kiel: Ansichten von Potsdam, Charlottenhof und Berlin mit 11 Einzelansichten.

99. Von Herrn Techniker Pütz: Ansicht der Braunkohlengrube „Maria II“ bei Gross-Rüschchen, Aquarelle.

100. Von Herrn Apotheker Schenk: Photographie eines Ebereschensbaums mit Birnen- und Apfelbaum-Ästen.

101. Von Herrn Gaillard, Inhaber einer Kunstanstalt: 4 Kollektionen, à 16 Ansichten, „Edm. Gaillard's Album von Berlin“. 1896.

102. Vom Nordischen Museum in Stockholm: Karte über Skansen. 1896.

Den freundlichen Gebern der Bücher und Bilder pp. wird hierdurch verbindlichst gedankt.

2. Vor der Tagesordnung legte der 2. Vorsitzende Herr E. Friedel noch folgende Schriften vor:

A. Eine Festschrift: „Die städtischen Gaswerke in Berlin. 1847—1797. Rückblick am fünfzigsten Jahrestage ihres Bestehens.“ Nach amtlichen Quellen dargestellt. Mit 6 Tafeln und 18 Textfiguren. Berlin, Verlag von Springer, 1897. 45 S. Folio. Die öffentliche Beleuchtung der Strassen und Plätze Berlins geschah bis 1826 durch Oel-lampen und in der Folge kraft eines am 21. April 1825 zwischen dem Ministerium des Innern mit der englischen Imperial-Continental-Association ohne Zuziehung der städtischen Behörden bis zum 1. Januar 1847 abgeschlossenen Vertrages durch Gas. Von da ab wurde mittels Ministerial-Reskripts vom 6. September 1844 der Stadtverwaltung eine Mitbeteiligung gewährt. Im Wesentlichen dauert das Verhältnis noch heut fort und man muss sagen, dass dasselbe, wenn jene Arbeitsteilung auch Unbequem-

lichkeiten im Gefolge hat, doch der Ansporn zweiseitiger Konkurrenz auf die Leistungsfähigkeit beider Produzenten günstig eingewirkt hat. Ebenso ist die Voraussage, dass die Elektrizität das Gas verdrängen und die vorhandenen kostspieligen Anlagen des Gasbetriebes entwerten werde, nicht eingetreten. Im Gegenteil scheint das Leuchtgas für hauswirtschaftliche und gewerbliche Zwecke eine bedeutsame Zukunft zu haben, zumal wenn die Benutzung des städtischen Gases noch mehr nach kaufmännischen und weniger nach bürokratischen Grundsätzen gewährt wird.

B. Friedrich Krüner: Berlin als Mitglied der Deutschen Hanse. (Wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht des Falk-Realgymnasiums zu Berlin 1897.) Auch der diesmalige Programm-Turnus unserer Berliner Schulanstalten lässt eine erfreuliche Beteiligung an der Forschung auf heimatlichem Boden erkennen. Die Krüner'sche Abhandlung zeugt von einer fleissigen Quellenbenutzung. Freilich werden zwei direkte Punkte: wann Berlin in die Hanse ein- und wann ausgetreten, auch von Krüner nicht beantwortet und dabei wird es wohl für alle Zeit verbleiben, weil die Hanse-Rezesse der Zeit über Berlin schweigen, sofern solche überhaupt vorhanden sind und auch die heimischen Archive weder Jahr noch Datum bieten. Die Juni-Versammlung 1434 ist die letzte auf der Berlin noch erscheint, vertreten durch den „radman Johan Glineke van dem Berlyne“. — Unter den Ausfuhr-Erzeugnissen erwähnt Krüner S. 5 u. A.: „Wein, Bier und Hopfen, letzterer wohl aus der Altmark,“ die vielfachen Flurbezeichnungen „Hoppegarten“ in der Mittelmark lassen es aber als wahrscheinlich erscheinen, dass jene Bierwürze auch aus anderen Landschaften der Mark verführt wurde. Über den uns nicht minder interessierenden Weinbau in der Mark sagt Krüner S. 14: „Der Wein der Mark, dessen Anbau die askanischen Markgrafen erst eingeführt hatten, wurde zwar zuerst hauptsächlich im Lande selbst getrunken, teils rein, teils mit Honig u. a. gemischt; denn man gewann ihn in so beträchtlichen Mengen, dass er z. B. in der Neumark um 25 Prozent billiger war, als das Krossener Bier. Seit dem Ende des 13. Jahrhunderts nahm er unter den Ausfuhrartikeln der Mark bereits eine hervorragende Stelle ein. Stendal war damals (Schwarz, Weinbau in der Mark B. 17. Götze, Stendal 51) der erste Platz für den Handel mit märkischen Weinen; ihr Absatzgebiet war der Norden und der Osten. Selbst im Lübecker Ratskeller wurde Rathenower und Gubener verschänkt, im Hofkeller zu Schwerin lagerte ausser diesen beiden Marken noch Brandenburger. Wie nach Lübeck so ging auch eine starke Ausfuhr nach Hamburg. An beiden Plätzen wurde der Märkische Landwein mit besserem ausländischen verschnitten und als fremder Wein in den Handel gebracht. Drei Orte machten nach Michael Nikolai den Ruhm des edelsten Weines

sich streitig. Brandenburg, Werder und Frankfurt a. O., denen erst in weitem Abstände sich Berlin anreihete.

Den Zusammenhang der Städte mit den ehemaligen Verbündeten der Hanse löste der Fall Berlins i. J. 1442 plötzlich und für immer. Auf die Androhung zehnjähriger Verhansung erwidern die Schwesterstädte Berlin und Köln am 22. Juli 1452 mit der resignierten Darlegung ihrer traurigen politischen Schicksale. Auch als später noch einmal Lübeck, das über Beraubung durch den Kurfürsten Friedrich II. klagt, Berlins Vermittelung und Fürsprache bei seinem Landesherrn in Anspruch nehmen will (12. September 1468), wagen weder Berlin noch Frankfurt, in Erinnerung an den Widerwillen Friedrichs gegen alle Städtebünde, den ehemaligen hansischen Genossen zu Diensten zu sein, sondern beide entschuldigen sich mit der Abwesenheit des Kurfürsten in Nürnberg. So gewaltig war der Schrecken, den die beiden städtebekämpfenden hohenzollerschen Brüder, Albrecht im Süden wie der eiserne Friedrich im Norden, der ehemals gefürchteten Hanse einflössten, dass diese jetzt der ein Jahrzehnt früher im Stiche gelassenen Genossin sich erinnert und um Berlins Fürbitte wirbt, das in der Folge schneller als zu erwarten, seinen Frieden mit dem eisernen Landesherrn macht.

„Berlin hat den Wandel der Dinge nicht zu beklagen gehabt: während des Wittelsbachischen und Lützelburgischen Elends in der Mark hat es teilnehmen dürfen an den ruhmreichen Tagen der Hanse, als dieselbe über nordische Könige triumphierte und in London wie in Nowgorod ihre Satzungen vorschrieb; nachdem der Glanz der nordischen Seestädte zu erbleichen begann und kraftvolle Fürsten ihnen ihre Rechte bestritten, da knüpfte sich das Schicksal des von der Hanse verlassenen Berlin an das aufstrebende Geschlecht der fränkischen Hohenzollern.“

Diesen Schlussworten füge ich gewissermassen als Kuriosum bei, dass in den letzten 20 Jahren zweimal amtliche Anfragen an den Magistrat von Berlin um Auskunft ergingen — das einemal von Lübeck, das anderemal seitens des Germanischen Museums zu Nürnberg — ob nicht Berlin ausser einer Hansestadt auch eine Freie Stadt gewesen sei. Der hiesige Magistrat hat diese Frage gewissenhaft verneinen müssen. Allerdings hat Berlin in seiner Blütezeit, als es Hansestadt war, zeitweilig eine sehr selbständige Stellung gehabt, welcher die Schwäche der Landesherrn zu Gute kam. Aber Berlin hat doch immer unter dem Landesherrn, niemals unmittelbar unter dem Reich gestanden. Selbst bei den Unruhen unter dem zweiten Hohenzollern gingen die Absichten der Berliner sicherlich nicht auf eine Losreissung von Brandenburg, sondern lediglich auf grössere Privilegien. Hier ist jedoch, wie Krünig andeutet, durch die landesherrliche Hoheit ein kräftiger Riegel für alle Zeiten, aber nur zum Segen Berlins, vorgeschoben worden.

C. Dr. Paul Schwartz: Zur Geschichte der Neumark während des dreissigjährigen Krieges. I. Teil. Wissenschaftl. Beilage zum Jahresbericht der VI. Realschule zu Berlin. Ostern 1897. Der Verfasser, durch mehrere verdienstliche Arbeiten über die Neumark (vgl. „Archiv“ Bd. I. S. 127 flg.) wohl bekannt, schildert die Drangsale der Neumark bis zum Jahre 1627, wo Wallensteiner, Dänen, Schweden, Polen sich diesen Landesteil zum Tummelplatz ausersehen. Der Schwerpunkt des Interesses dürfte erst in die ferneren Kriegsjahre und damit in die vorbehaltene Fortsetzung der umsichtlich angelegten Abhandlung fallen.

D. u. E. Zwei Abhandlungen befassen sich mit König Friedrich II.

D. Dr. Georg Bormann: Kronprinz Friedrich von Preussen 1730–1740. Wissenschaftl. Beilage zum Jahresbericht der Charlottenschule zu Berlin. Ostern 1897. Eine warmempfundene Darstellung des Idylls, welches der jugendliche Fürst in dem lieblich belegenen, von ihm verschönerten Rheinsberg, dem Städtchen, das durch ihn für alle Zeiten ein anmutendes Gepräge und dauernden Nachruhm erhalten hat, durchlebte. Da ich erst im verwichenen Jahre die Pfingsttage in diesem märkischen Kleinod zugebracht habe, so stehen mir alle die Örtlichkeiten, welche der Verfasser berührt und in Beziehung zu dem genialen Schöpfer der preussischen Vormacht setzt, noch klar vor der Seele, und wie ich, wird jeder, der jene Gegend kennt, das Schriftchen Bormanns mit Genuss lesen. Das Facit fasst der Verfasser in die Worte: „Tiefgreifend und ungewöhnlich ist die Entwicklung des Kronprinzen in Rheinsberg. Ungeahnte Gaben entfaltend, ungeahnte Gaben der Zukunft vorbehaltend. Das ist nur dadurch zu erklären, dass der sich nun in seinem Eigensten aufsuchende Sinn auch ganz auf die Erfassung eines ungewöhnlichen Zieles gerichtet war: auf die Durchdringung mit den Aufgaben des künftigen Amtes. Das hob schnell über alles Kleine des Tages hinaus und liess selbst den Schmerz dahinten. Von nun an geht der Geprüfte und Sichselbstgewisse ohne Furcht seine Bahn; ohne Furcht, oft auch ohne Hoffnung — immer aber sich eines bewusst — der Pflicht, seiner Königspflicht. Und ob er auch nur noch einmal — im Herbste 1740 — nach der stillen märkischen Oase zurückkehrte und von hier aus fast unmittelbar auf die schlesischen Schlachtfelder eilte, immer hat seine Erinnerung liebevoll geweiht bei den freude- und friedevollen Tagen im Schlosse Rheinsberg“.

E. Dr. Moritz Türk: Friedrichs des Grossen Dichtungen im Urteile des achtzehnten Jahrhunderts. I. Teil. Wissenschaftl. Beilage zum Jahresbericht der VIII. Städtischen Realschule zu Berlin. Ostern 1897. Bei Besprechung der dichterischen Versuche des Grossen Königs, anders hat er sie selbst nicht bezeichnet und wollte er sie nicht angesehen wissen, kann man an den Rheinsberger Aufenthalt anknüpfen,

da er hier die Musse, sich im französischen Versifizieren auszubilden, am besten genoss. Das abschliessende Urteil des Verfassers wird in dem vorbehaltenen II. Teil, in welchem u. A. die Urteile der literarischen Zeitgenossen enthalten sein werden, zu finden sein. Bei den Autoren dieses Jahrhunderts hat die friderizianische Poesie im allgemeinen wenig Gnade gefunden. Die Arbeit Türks zeichnet sich durch grosse Gewissenhaftigkeit und Kenntniss verbunden mit ruhiger Objektivität aus.

F. Georg Galland: Cornelis Ryckwaert, Kurfürstlich-brandenburgischer Baumeister in Küstrin. (Schriften des Vereins für Geschichte der Neumark, Heft V. S. 1 — 17.) Zu den mancherlei Künstlern, Baumeistern und Architekten, welche der Grosse Kurfürst zur Hebung seiner Lande berief, gehört Cornelis Ryckwaert, von welchem aber bisher nicht viel mehr bekannt war, als was Friedrich Nicolai, Nachrichten von den Baumeistern pp. 1786 S. 60 sagt: „Kornelis Ryckwaerts (der auch falsch Ryquart, Rückwärts oder Reichwart geschrieben wird) war ein Holländer; denn er heisst Kornelis, und konnte bey seiner Ankunft noch nicht deutsch. 1667 kam er als Baumeister zu Küstrin in Kurfürstliche Dienste. Gleich nach seiner Ankunft ward der Festungsbau angefangen und um 1668 wurden zuerst Baugefangene nach Küstrin geschickt. In Spandau war es schon seit 1652 geschehen. Er baute zu den Zeiten des Johannitermeisters Fürsten Johann Moritz von Nassau das Schloss zu Sonnenberg. (S. Gundlings brandenburgischer Atlas S. 314.) 1670 baute er das Hauptgebäude zu Schwet. Er machte 1675 auf Kurfürstlichen Befehl eine Zeichnung zu einem Turm für die Petrikirche in Berlin und legte 1682 eine sogenannte Gierbrücke oder fliegende Brücke bey Dessau über die Elbe an. Um 1690 bauete er den Hafen zu Rügenwalde und starb 1693 in Küstrin.“ — Für die Thätigkeit dieses wackern Baumeisters liefert Galland aus archivalischen Quellen eine Menge sorgfältig in Verbindung gebrachter neuer Daten. Nach Nicolai a. a. O. S. 102 erhielt Adrian Daniel Ryckwaerts jun., Sohn des Cornelis, nach seines Vaters Tode 1693 dessen Stelle als Kurfürstlicher Baumeister, soweit sie die Civilbaukunst betraf, unter Nerings Direktion mit 300 Rthlr. Gehalt. Das Urteil über R. sen. fasst Galland S. 16 wie folgt zusammen: „Cornelis Ryckwaert wird man ohne Frage in die Reihe der wirklich tüchtigen und verdienstvollen holländisch-märkischen Bauingenieure des 17. Jahrhunderts zu stellen haben. Und sein Andenken verdient von unserer Seite um so mehr Schätzung als Ryckwaert einem Lande, das erst seine Heimat wurde, jene treuen und ausgezeichneten, die Kultur fördernden Dienste geleistet.“

Die Nachkommen haben sich in hochdeutscher Weise Rückwardt geschrieben, und ist die hierorts blühende Familie dieses Namens auf den holländischen Ahnherrn zurückzuführen.

G. Dr. Alfred Götze: Die Vorgeschichte der Neumark. Nach den Funden dargestellt. Mit 126 Abbildungen. Schriften des Vereins für die Geschichte der Neumark. Heft V Landsb. a. W. 1897 S. 19—79. Beachtenswerte Monographie, die den vorgeschichtlich bis jetzt am wenigsten erforschten Teil der Provinz Brandenburg betrifft und dabei, wenn auch keineswegs das ganze, so doch ein reichliches Fundmaterial berücksichtigt. Die Darstellung ist chronologisch von der jüngeren Steinzeit bis zur slavischen Zeit geordnet, aber ungleichwertig, indem die mehrere Jahrhunderte umfassende römische Kaiserzeit nicht in Perioden getrennt, auch die darauf folgende Slavenzeit ohne vermittelndes Glied angeschlossen mit nicht viel mehr als 7 Seiten abgefertigt wird. Auf das Ethnologische geht der Verfasser nur ganz allgemein ein, indem er die Slaven von den Germanen sondert; ein Versuch, bestimmte germanische Stammesansiedlungen in der Neumark nachzuweisen, unterbleibt. Verwirrend ist es, dass Verfasser zwei hinterpommersche Kreise, Dramburg und Schivelbein, von denen der letztere örtlich sogar recht weit von der jetzigen Neumark entfernt liegt, beständig als zu derselben gehörig rechnet und bei der Würdigung der Fundstücke mit in Ansatz bringt. Dass in früheren Zeiten gewisse brandenburgische Exklaven nördlich im Pommerlande lagen, kann dabei doch nicht zum Vorwand dienen. Die keramischen Funde der jüngeren Steinzeit sind schwach vertreten, häufiger dagegen Steinwerkzeuge. Einzelne Hünengräber werden nachgewiesen; immerhin betrachtet Götze die Besiedelung der Neumark während der Steinzeit als eine dürftige. An Kupfergerät ist auch nur wenig nachweisbar (nach unserer Meinung, weil die unpraktischeren Kupfersachen in der Bronzezeit eingeschmolzen wurden), dagegen lassen sich mehrere Perioden der Bronzezeit nachweisen. Die ostgermanischen Urnenfelder dieses der Feuerbestattung huldigenden langen Zeitabschnittes werden in mehreren Zeitfolgen und, innerhalb der jüngeren Urnenfelder, die vom Göritzer und die vom Aurither Typus unterschieden. Warum die Gesichtsurnen, deren keine einzige in der Neumark gefunden ist, behandelt werden (S. 50 folg.), ist nicht erfindlich. Die Hallstatt-Periode, deren Verwendung für unsere Gegend allerdings recht schwierig ist, wird als solche in der Neumark nicht anerkannt. Die so wichtige la Tène-Zeit fertigt Verfasser auf 2 Seiten ab. Wenn bei der römischen Kaiserzeit gesagt wird, die Töpferei habe im wesentlichen keine Fortschritte gemacht, so ist das nicht richtig, denn unter den in diese Zeit gehörigen schwarzen Mäandergefäßen befinden sich manche von einer Dünne der Wandung und Festigkeit, welche in den früheren Perioden nicht erreicht wird und um so bewunderungswürdiger erscheint, als man auch jetzt noch nicht die Drehscheibe benutzt hat. Bei den Metallarbeiten dieses Abschnitts sagt Götze S. 65: „Die eisernen Waffen scheinen aus dem Süden bzw. Südosten zu stammen,

wenigstens deuten darauf manche Funde, wie ein Schwert vor Reichersdorf, Kreis Guben, mit einer eingestempelten römischen Inschrift, ferner auch tauschierte Arbeiten, wie ein Armband von Reichersdorf; auch der Runenspeer von Münscheberg*) dürfte trotz der Runen aber wegen der Tauschierung nicht im freien Germanien gearbeitet sein.“ Daneben ist sicherlich aber die Eisenschmelze (aus Sumpferz) und das Eisenschmieden bei unseren Brandenburger Germanen längst bekannt gewesen, die man damals doch längst nicht mehr als halb wilde Barbaren wird ansehen dürfen.

Hinsichtlich slavischer Gräber liegt aus der Neumark ein ausserordentlich geringes Fundmaterial vor. Leichenbestattung ist bisher nur von Falkenburg und Neuenhagen bekannt. Ob einige bei Königswalde gefundene Skelette dieser Periode angehören, ist zweifelhaft. Brandgräber wurden noch nicht gefunden, doch können sie möglicherweise noch ans Tageslicht kommen, da Leichenverbrennung in anderen slavischen Ländern durch Funde belegt und auch schriftlich beglaubigt ist. (Thietmar von Merseburg VII, 2. S. 73.)

Als einheimische wendische Arbeiten dürfen die silbernen und bronzenen Schläfenringe gelten. Auch die Eisenringe mögen zum Teil im Lande gearbeitet sein. Spuren von Verhüttung von Eisenerzen, die vielleicht importiert, wahrscheinlich jedoch aus Raseneisenstein gewonnen wurden, entdeckte man im Kreise Greifenhagen (a. a. O.).

3. Herr Prediger Neubauer von der Nazarethkirche zu Berlin übersendet auf Grund der Mitteilungen seines Vaters, des Rektors Neubauer zu Kirchhain (Kreis Luckau), und des dortigen Kantors Niedergesäss folgende mit grossem Dank aufgenommene Mitteilung über das niederlausitzer Kantoreiwesen.

Die Kantorei-Gesellschaft in Kirchhain (Niederlausitz).

Wohl wenige Vereine dürften sich eines solchen langjährigen Bestehens rühmen können, als die noch heute ebenso wie schon vor dem dreissigjährigen Kriege in Kirchhain bestehende Kantorei-Gesellschaft, deren Begründung in die nachreformatorische Zeit fällt. Sie besitzt ein in Pergament gebundenes Protokollbuch, in welchem sich fortlaufend die Protokolle vom Jahre 1649 bis 1892 befinden. Das älteste derselben, welches mit der Neugründung der Gesellschaft im Jahre 1649 beginnt, schildert in lebendiger Weise die Schrecken des dreissigjährigen Krieges, welche eine zeitweise Aufhebung des Vereins nötig machten, und giebt als Stiftungsdatum den 28. Februar 1595 an.**)

*) Vergl. meine Beschreibung desselben: Monatsblatt V, S. 314. E. Fr.

***) Im Jahre 1895 wurde demgemäss das 300jährige Stiftungsfest der Kantorei-Gesellschaft in Kirchhain feierlich begangen.

Die Kantorei-Gesellschaft hat sich als das erhalten, was sie ursprünglich gewesen ist, eine Vereinigung zur Pflege und Ausübung kirchlicher Instrumentalmusik und guten Chorgesanges. In Wahrung des Zusammenhanges mit der Kirche sieht sie noch heute in der Pflege der geistlichen Musik ihre Hauptaufgabe. So bildet sie auch aus ihren Mitgliedern den gemischten Kirchenchor, welcher bei Trauungen und Begräbnissen, in den Festgottesdiensten, besonders in der Christmette, zuweilen auch bei patriotischen Festlichkeiten, mitwirkt, sei es als A-Capella-Chor, sei es unter instrumentaler Begleitung. Der musikalische Leiter ist der jeweilige Kantor.

Wir lassen hier zunächst einige Stellen des obenerwähnten ältesten Protokolls, sowie der Anno 1649 Dom. 1 p. Epiph. festgestellten Leges folgen. — Das Protokoll beginnt:

„Im Nahmen der Heiligen und Hochgelobten Drey-Einigkeit, Amen! Wir, als Christen wissen aus Gottes geoffenbartem Worte gar wohl, wie das Musiciren und singen das Allererste Werk ist, welches die Engel Gottes noch vor Erschaffung der Menschen verrichtet haben. Denn also belehret den frommen Hiob Gott selbst in seinem Buch am 38. v. 7: „Wo warest Du, da mich die Morgensterne lobeten, und jauchzeten alle Kind Gottes?“ d. i. wie es eigentlich nach des Heiligen Gottes Sprache lauttet, „da alle Engel mich lobten mit Gesängen.“ Solche Engelische Freude aber hat der Allerhöchste Herr nachmahls den Menschen auch nach dem Fall vergönnet und Seiner Kirchen und Gemeine als ein besonderes privilegium und Freyheit zugelassen“. . .

In den Leges heisst es im § 1: „Ein Jeder, welcher sich in die Gesellschaft der Erbaren Kantorey begeben will, soll für allen Dingen eines Gottfurchtigen, Christlichen, Ehrlichen Lebens und Wandels; darnach der Music Kundig- und wohlgeübt; auch ferner die Probe-zusingen, und pro introitu 13 gr. in Fiscum zu erlegen schuldig seyn.“*)

Nach § 3 „soll die Cantorey, absonderlich gegen die Drey Hauptfesttage, Weynachten, Ostern und Pfingsten kurz vorhero ein Teutamen zu halten, die Müteten (Motetten) und was sonsten die Feyertage über figuriret werden soll, fleissig zuvor zu übersingen, die von diesem Tentamine Aussenbleibenden mit 4 ſ (Pfennig) zu bestrafen verpflichtet und hingegen aus dem fisko 6 gr. zu vertrinken berechtigt seyn“. —

Eigenartig ist die Feier des Jahresfestes, wie sie noch heute nach dem Quartal Trium regum, also in der ersten Hälfte des Monats Januar sich vollzieht. Die Schulen werden dazu von Sonnabend bis Mittwoch geschlossen, da fast die ganze Bewohnerschaft der Stadt unmittelbar oder mittelbar an den Festlichkeiten beteiligt ist. — Nach der musi-

*) Nicht aktive Mitglieder zahlen ein höheres Eintrittsgeld.

kalischen Generalprobe am Sonnabend, sowie der dabei stattfindenden Probe des eigens zum Fest doppelt eingebrauten Kantoreibieres,*) zu dessen Beschaffung der Magistrat einen Zuschuss von 45 Mark leistet, findet am Sonntag vormittags gemeinsamer Kirchgang und kirchliche Feier statt, abends Konzert im Rathaussaale. Am Montag früh ist im Rathause gemeinsames „Warmbiertrinken“ unter Genuss von „Kantoreibretzeln“; darauf in der Schule die sogenannte „Morgensprache“, abgehalten vom Oberpfarrer, in welcher auch die feierliche Aufnahme und Verpflichtung der neukonfirmierten Mitglieder der Gesellschaft vollzogen wird. Hierbei wird stets eine alte Arie gesungen, welche sich noch als Choral im neuen Dresdener Gesangbuch finden soll: „Gott ruft der Sonn' und schafft den Mond, das Jahr danach zu teilen.“ Nach Schluss der Morgensprache erfolgt unter den Klängen der Kantoreifanfare ein Festzug nach dem Rathause, bei dessen Annäherung auf dem Marktplatze die aus der Kirche geholten Kesselpauken zur Begrüssung geschlagen werden. Es folgen gemeinsame Festtafel im Rathause, bei welcher stets Karpfen gegessen werden muss, nachmittags Kaffeebesuche von Haus zu Haus, besonders bei den neueingetretenen erwachsenen Mitgliedern, deren Aufnahme immer am Quartale Oculi stattfindet, abends Konzert und Unterhaltungsspiele. Der Dienstag und der Mittwoch verlaufen in ähnlicher Weise; auch dem Tanz und Kartenspiel**) wird an den Abenden fleissig obgelegen. Bei sämtlichen Festessen, sowie an den Festabenden werden über 100 Jahr alte Arien gesungen von vergilbten Notenblättern, welche desselben Alters sich rühmen können, z. B. nach einer Mozart'schen Melodie: „Des Lebens Freuden zu geniessen bedarf man grosser Schätze nicht“, „Freundschaft glüh' in jeder Brust“, „Freunde lasst den Frohsinn walten“ u. a. Es sind noch etwa 200 Stück dieser Arien vorhanden, deren Text zumeist noch in altertümlichen Deutsch geschrieben ist.***) —

Bis vor wenigen Jahren sang die Kantorei auch noch am Sylvesterabend um 11 Uhr auf dem Marktplatze vor dem Rathause das Lied von Heinrich Voss: „Des Jahres letzte Stunde ertönt mit ernstem Schlag“ und den Choral: „Nun danket alle Gott!“.

Die Kirchhainer Kantorei erfreut sich so grosser Beliebtheit, dass selbst ausserhalb wohnende Verwandte und Bekannte ihrer Mitglieder ihre Besuche in Kirchhain gern in die Zeit der Kantoreitage verlegen.

Ähnliche Kantoreigesellschaften bestehen noch in einigen Nachbarstädten, als Dobrilugk, Finsterwalde u. a., dürften sich aber an Alter des Bestehens und Grossartigkeit ihrer Feste mit der Kirchhainer kaum

*) 12 bis 15 Tonnen werden jetzt in den Kantoreitagen verbraucht.

**) „Tippen“ (Dreiblatt), „Schafkopf“, neuerdings auch „Skat“.

***) Diese Liedertexte sollen auch zum grösseren Teil in Freimaurerkreisen verbreitet sein.

messen können; diese hat das eigenartige altertümliche Gepräge und Gepränge am reinsten bewahrt.

4. Die Berliner Blücher-Medaille.

Herr Dr. Gustav Sommerfeldt zu Rastenburg Ost-Pr., teilt 2 Separat-abdrücke aus „Schlesiens Vorzeit“ 1897, S. 91—94, bzw. S. 135—137 über die Berliner Münz-Medailleure Anton Friedrich König senior und junior mit. Sonderbarer Weise ist es bis jetzt nicht möglich gewesen, nachzuweisen, von welchem dieser Medailleure, Vater oder Sohn, der Entwurf der berühmten Medaille von 1816 herrührt, welche die Stadtgemeinde Berlin zum Gedächtnis der Thaten Blüchers in den Jahren 1813—1815 anfertigen liess. Nach den Ermittlungen Sommerfeldts wäre König jun. im Jahre 1816 23 Jahre alt gewesen und es ist, so meint Sommerfeldt, doch unwahrscheinlich, dass die Stadtverwaltung einem so jungen Manne diese wichtige Arbeit übertragen haben sollte. Oder aber die Angabe Königs über das Alter seines Sohnes in einer Eingabe an den Ausschuss der neuorganisirten Landwehr zu Berlin, worin er seinen angeblich zwanzigjährigen Sohn wegen Kränklichkeit auszumustern bittet, enthielte eine Unrichtigkeit. Leider enthalten weder die Akten des Magistrats noch der Königlichen Münze etwas Genaueres über die Anfertigung der Medaille. Blücher erhielt 1816 ein goldenes und zwei silberne Exemplare. Der betreffende Roh- und Feinstempel der Medaille befindet sich im Märk. Provinzial-Museum. Den Medailleur König sen. hält Sommerfeldt wieder aus anderen Gründen nicht für den ausführenden Künstler. Der Sohn wurde durch Erlass vom 6. März 1824 zu Dresden als Graveur bei der dortigen Münze mit 500 M. Gehalt bei dreimonatlicher Kündigung angestellt.

Da nach den Etats der Kgl. Münze König jun. als Nachfolger des am 23. Juli 1811 verstorbenen Münzmedailleurs Abrahamsohn zum Assistenten seines Vaters ernannt wird und es in einer an den Kgl. Münzmeister Unger am 20. April 1817 gerichteten Preuss. Finanz-Ministerialverfügung heisst:

„Meine Absicht ist auch den König jun. für das Münzmedaillenfach weiter auszubilden und ihn auf Reisen, zuerst aber bei der Düsseldorfer Münze anstellen und beschäftigen zu lassen, wozu er jedoch nach dem ganzen Mechanismus, welchen das Stempelschneiden, Buchstabeneinschlagung pp. erheischt, unterrichtet werden muss. Diese Kenntnisse sich zu verschaffen, werden Euch Wohlgeboren daher dem König jun. Gelegenheit geben.“

so kann in der That doch nicht König jun. als Verfertiger angesehen werden.

Auf der Medaille selbst steht auf der Vorderseite: Dem Fürsten Blücher von Wahlstatt die Bürger Berlins im Jahr 1816 und unter dem Kopf Blüchers Schinkel inv. — König fecit. Auf der Rückseite zertritt

der heilige Michael den Satan, im Rande die Zahlen 1813. 1815. 1814, (in dieser Reihenfolge!). Neben dem berühmten Schinkel wird nur ein berühmter Medailleur als ebenbürtig erachtet worden sein und das war König sen., der Sohn mag seinem Vater immerhin bei der Arbeit Hülfe geleistet haben. In dieser Weise glaubt Herr Stadtrat E. Friedel die Angelegenheit, wie sie zur Zeit liegt, auffassen zu sollen.

5. Herr Custos Buchholz bespricht 2 vom 1. Vorsitzenden Herrn Oberbürgermeister Zelle überwiesene neue Publikationen:

a) „Der Gesindezwangsdienst in der Mark Brandenburg“, so lautet der Titel eines von Jos. Silbermann bearbeiteten Promotions-Schriftchens, dem das Verdienst zugeschrieben werden kann, diesen Zweig unserer heimatlichen Kulturgeschichte an der Hand der seit dem Anfang des 15. Jahrhunderts erlassenen Verordnungen kurz und doch in umfassender Weise zusammengestellt zu haben.

Es handelt sich hierbei nicht um das Gesinde in den Städten, auch nicht um Gesinde in moderner Bedeutung, sondern um die Verpflichtung der Landbewohner, Bauern, wie Häusler nebst deren Familien, ihren Guts-herrschaften gewisse Arbeitsdienste zu leisten, eine Verpflichtung, die sich in verschiedenen Formen aus der mittelalterlichen Zeit bis in den Anfang des 19. Jahrhunderts erhalten hatte.

Die landesherrliche Normierung des Zwangsdienstes erfolgte auf Betreiben der Ritterschaft. Es sollten dadurch den Gutsherren die namentlich in der Zeit der Aussaat und der Ernte fehlenden Arbeitskräfte gesichert werden. Die ersten Hohenzollern widersetzten sich zunächst dieser Forderung der Ritterschaft, indem sie in einem freien Bürger- und Bauernstande die sicherste Stütze ihrer Territorial-Herrschaft zu finden glaubten; doch die Abhängigkeit hinsichtlich der Staatseinkünfte, die von den Ständen bewilligt werden mussten, drängte die Kurfürsten allmählich zu Zugeständnissen und so sah sich endlich im Jahre 1518 Kurfürst Joachim I. gezwungen, in seinem „Landtagsabschiede“ den Gesindezwangsdienst und einen Höchstlohn einzuführen und zwar zunächst in der milden Form, dass niemand sich wo anders vermiethen durfte, als bei seiner Guts-herrschaft und erst, wenn diese die Annahme ablehnte, durfte eine anderweite Vermiethung erfolgen. 1538 wurde diese Bestimmung dahin erweitert, dass kein Bauer ohne Bewilligung der Herrschaft fortziehen durfte und das Recht der Gutsherren, von den zu Gutsunterthanen herabgedrückten Bauern den Zwangsdienst zu fordern, wurde fast alljährlich proklamiert. Praktisch entwickelte sich hieraus eine Art Leibeigenschaft des Bauernstandes, eine persönliche Unfreiheit desselben, der erst das nach einer furchtbaren Erschütterung des preussischen Staatsgebäudes erlassene, befreiende Edikt vom 9. Oktober 1807 ein Ende machte.

b) Eine im „Archiv für Post und Telegraphie“ kürzlich erschienene Abhandlung, „Berlin vor hundert Jahren“, verdient in den Kreisen unserer „Brandenburgia“ Beachtung. An der Hand eines vollständigen Exemplars des bekannten Rosenbergschen Kupferstichwerks aus der letzten Friedericianischen Zeit, das für das Postmuseum angekauft worden ist, wird der Zustand unserer Hauptstadt insbesondere bezüglich der Strassen und des Verkehrswesens beleuchtet und alles in Betracht gezogen, was nach diesen Richtungen aus den Bildern, sei es als Hauptdarstellung, sei es als Beiwerk, ersichtlich ist. Mit dem Verfasser vermischen auch wir in dem sonst reichen, den Strassenverkehr illustrierenden Beiwerk die Gestalt eines Briefträgers, wie überhaupt alles sonstige an den Postbetrieb Erinnernde, obgleich der letztere in Berlin damals schon seit mehr als 100 Jahren bestanden hatte.

6. Herr Busse, ein sehr thätiger Pfleger des Märk. Museums, übersendet die beiden folgenden Notizen, sowie darin beschriebene Fundgegenstände:

a) Drei Blockhäuser und zwei Krüge aus einem derselben in Lamitsch-Wilmersdorf, Kreis Beeskow-Storkow.

Nach mehrtägigen Forschungen im August 1896 am Scharmützel-See und Umgegend, bei welcher Gelegenheit ich die Urnenfelder bei Diensdorf und Wilmersdorf untersuchte und bei Theresienhof ein Hügelgrab aufdeckte (siehe Verhandlungen der Berliner Anthropol. Gesellschaft im nächsten erscheinenden Heft) hörte ich von einem alten Bauer in Diensdorf, dass sich im nahen Wilmersdorf das älteste Haus der Umgegend befände. Ich liess es mir näher beschreiben und suchte es am andern Tage auf. Es liegt zwischen den östlich gelegenen Häusern Wilmersdorfs, nicht weit vom Dorf-Teich und gehört der Wittwe Poi.

Man erkennt die Wände, namentlich an der Front als die eines alten Blockhauses, das in einem erst später errichteten, aus Fachwerk erbauten Hause eingebaut ist. Deutlich sieht man noch 8 grosse, ein Fuss starke Balken übereinander liegen, 15 Fuss lang und am Ende mit ebenso vielen Balken kreuzweise verbunden, die Enden $1\frac{1}{2}$ Fuss hervorragend. Das Ganze ist weiss gestrichen. Vom Amtsvorsteher Schultze aus dem 1 km östlich von Wilmersdorf gelegenen Dorfe Lamitsch, den ich hier zufällig sprach, hörte ich, dass sich in Lamitsch auch noch zwei derartige Blockhäuser befinden, herstammend noch aus der Zeit vor dem dreissigjährigen Kriege. Das ganze Dorf wäre damals bei einem Brande eingeäschert worden mit Ausnahme dieser beiden Häuser. Ich ging nun nach Lamitsch, um auch diese Bauten aufzusuchen. Das eine gehört der Frau Musche-Schulzen und ist nicht so leicht als Blockhaus zu erkennen, da es mit Lehm- oder Kalk-Putz beworfen ist. Um so besser ist das andere erhalten und als Blockhaus zu erkennen. Sein Besitzer

heisst Reibsch. Sämtliche 4 Wände bestehen aus Balken, die an den Enden kreuzweise verbunden sind. Im Innern ist das Haus in 4 Räume geteilt. Rechts ist der Flur mit Herd, Thür zum kleinen Kellergelass, die Treppe nach dem Boden in der Ecke. Links ist die Stube, dahinter noch eine Kammer und hinter dem Flur noch eine Vorrats-Kammer. Das Haus liegt an der früheren Hauptstrasse, die weiter nach Görzig führt. Bis vor 40 Jahren etwa war in demselben die Krug-Wirtschaft. Ich ersuchte den Besitzer des Hauses, mich nach dem Boden zu begleiten, die Frau wollte dies verhindern, doch weiteres Bitten half. Hier entdeckte ich in einer Ecke zwei alte ganz verstaubte Krüge, die ich unten am Brunnen reinigte und wert hielt, mitzunehmen. Die Krüge stammen wahrscheinlich aus dem 16. Jahrhundert und waren mit Deckeln versehen, die aber jetzt fehlten. Beide Gefässe haben Henkel, der kleinere Krug ist mit einer nach oben stehenden, 3 cm langen Tülle versehen. Der grössere ist 30 cm hoch, grösste Weite beträgt 20, der Boden hat 11, die Oeffnung 9 cm im Durchmesser. Der Henkel desselben ist 12 cm hoch und $2\frac{1}{2}$ cm breit, der Krug ist sehr schön ornamentiert. Von oben bis 7 cm tief herab befinden sich 12 wagerechte Kehlstreifen, wovon 5 Aehnlichkeit mit dem alten Schnur-Ornament zeigen. Der Bauch des Gefässes in Höhe von 12 cm ist in 3 Halbkreise geteilt. Jeder derselben zeigt in der Mitte ein Blatt-Ornament, von jeder Seite mit einem doppeltgestrichenen Viereck umstellt, das wiederum mit 10 eingeritzten kleinen Kreisen umgeben ist. Dicht herumstehend sind noch 6 Gruppen, je aus 3 kleinen solcher Kreise gebildet. Zwischen den Halbkreisen befindet sich eine Stern-Figur, auch mit 10 kleinen Kreisen umzogen, unten und an den beiden Seiten dieser Figur sind nochmals einige Gruppen kleiner Kreise. Unter diesem Bauch-Ornament ziehen sich wieder 5 wagerechte parallele Kehlstreifen herum, wovon 2 das Schnur-Ornament zeigen und unter diesen Streifen ziehen sich senkrecht zum Boden schräge Facetten.

Der kleinere Krug hat eine Höhe von 21 cm, grösste Weite beträgt 16, Öffnung 7, Boden 9 cm, der Henkel ist 9 cm hoch, 2 cm breit und 4 cm abstehend. Am Hals befinden sich drei wagerechte Kehlstreifen und am Anfang des Bauches, da wo die Tülle angesetzt wird, sind 8 solcher Streifen, wovon 3 senkrecht gestrichelt sind. Der Bauch ist schwach gerieft. — Beide Krüge waren mit einer noch erkennbaren braunen Glasur versehen, der grössere war mit einer Hanfschnur umgeben, woran man die ausserordentliche Festigkeit bewundern muss, sie diente wohl zum Tragen des gefüllten Kruges. —

Ich möchte bei dieser Gelegenheit aufmerksam machen, dass es sich wohl lohnt, diese Blockhäuser photographisch aufzunehmen oder zu zeichnen. Mir fehlte dazu die Zeit und es regnete zu stark. Denn lange wird es nicht mehr dauern, dann verschwinden diese alten Bau-

werke. — Ich führte an, dass das alte Reibsche Blockhaus lange Zeit zur Krug-Wirtschaft diente. Wenn man die heutigen Wirtshäuser damit vergleicht, sollte man es kaum glauben, doch die Ansprüche früherer Zeiten waren geringer. Wir finden heut noch in der Mark, namentlich in Dörfern, die abseits von grösseren Landstrassen liegen, derartige kleinere, ganz bescheidene Wirtschaften. Man sollte es kaum für möglich halten, dass die Leute in so kleinen Räumen oft die ganze Nacht hindurch tanzen. Doch habe ich derartiges auch anderswo gefunden, zum Beispiel in Tirol, wo ich es erlebt habe, dass das kleine Tanzstübchen am andern Morgen auf dem Fussboden wie eine Tischlerwerkstätte aussah, so war derselbe von den nägelbeschlagenen Schuhsohlen bearbeitet worden.

b) Ein eisernes Schwert-Messer und ein Henkelgewicht von
Ützdorf, Kreis Nieder-Barnim.

Im Osten des Kreises Nieder-Barnim, drei Meilen nördlich von Berlin, liegt der Liepnitz-See, dessen Umgebung bekannt ist als Fundort vorgeschichtlicher Altertümer. An seinem nordöstlichen Ausfluss liegt das jetzt aus 6 bis 8 Häusern bestehende Dorf Ützdorf; dasselbe ist in der Hussiten-Zeit gänzlich zerstört worden, vordem war es grösser. Hart an der Strasse, die nach Lanke führt, am Ausfluss des Sees, lag die Mühle. Von dieser Stelle 30 m nördlich, dicht an der Landstrasse, baute sich der Rentier Herr Schmidt aus Berlin 1895 ein Landhaus. Beim Bau desselben wurden 4 bis 5 Fuss tief obige Gegenstände gefunden, die mir Herr Schmidt gütigst überliess.

Das Messer, stark verrostet, ist von der Schneide nach dem geraden Rücken zugespitzt. Die ganze Länge beträgt 31 cm, doch fehlt ein Teil vom Heft desselben. Die Länge der Klinge ist 22, die Breite 4 cm, der Rücken 4 mm stark, nach der Spitze zu 2 mm. Das Heft ist am Rücken 5, unten 3 mm dick und von zwei Löchern durchbohrt, hier gingen wohl die Stifte hindurch, die den Holzgriff befestigten. Dicht unten an der Schneide sitzt ein 2½ cm hoher und 2 cm breiter flachkronenförmiger Parier-Stift. Das Gewicht des ganzen Messers beträgt 183 gr.

Nicht weit davon fand sich ein eisernes, kugelartiges Objekt mit einem eisernen Bügel oder Henkel. Die Kugel ist durchbohrt, der Bügel ist dann hineingesteckt und unten umgenietet zur Befestigung desselben. Das Gewicht dieser Kugel beträgt 310 gr. Vielleicht ist es als Uhrgewicht gebraucht.*) Jedenfalls sind beide Gegenstände mittelalterlich.

In nächster Nähe der Fundstelle, nur noch etwas tiefer, kam eine Wasserleitung zum Vorschein, bestehend aus halben Baumstämmen, die übereinander lagen, innen ausgehöhlt. Die Röhren lagen auf einer festen

*) Es ist die Schlagkugel eines Kriegsflegels aus dem 15. Jahrh. Buchholz.

Thonschicht, denn das Erdreich ist hier sumpfig. Ich möchte hier noch bemerken, dass sich in den Birken hinter dem Forsthause ein alter Kirchhof befindet, der bis zum vorigen Jahrhundert von den Bewohnern benutzt wurde. Jetzt werden die Toten im nahen Dorfe Lanke bestattet.

7. Demnächst hielt das Ehrenmitglied Ferdinand Meyer einen Vortrag über

„Altberlinische Stätten“,

unter Ausstellung der betreffenden, von ihm aquarellierten Ansichten.

Der Prozess der Neugestaltung Berlins vollzog sich während der Regierungszeit des verewigten Kaisers Wilhelm stetig und unaufhaltsam im Innern wie in dem immer weiter sich ausdehnenden Umkreise der Stadt. Alte Gebäude, ganze Strassen mit den Ueberresten früherer Architektur sanken in Staub, und auf den freigelegten Trümmerfeldern erstanden in rapider Schnelligkeit schönere und stattlichere öffentliche und Privatgebäude, — entstanden ganze Häuserfluchten, in deren Erscheinung und innerer Einrichtung nichts mehr erinnert an das, was einst an ihrer Stelle sich erhoben.

Manches freilich ist dabei zu Grunde gegangen, was an das alte gemütliche Berlin erinnerte, das wir ältesten Berliner mit aller Liebe durchforscht; manche Stätte auch, die — wie noch geschildert werden soll — berühmte Persönlichkeiten betreten oder bewohnt hatten.

Was hilft's, wir sind eben Weltstadtbürger geworden, und schliesslich muss man sich mit seinem historischen Gewissen doch durch den Gedanken abfinden, dass nichts bleibend ist, als der Wechsel der Dinge.

Eine dieser ältesten Stätten war die von der Sage umwobene des Heiligegeistkirchleins und dessen Hospitals, — eine Stiftung werktätiger Frömmigkeit jener Zeit, in der die Gründung der Stadt sich vollzog, ausserhalb deren ältester Mauer („extra muros“) die Stiftung lag. Ihrer geschieht zuerst Erwähnung in dem Gildebriefe, den die Rathmannen „ihren lieben Mitbürgern“, den Bäckern, im Jahre 1272 erteilten, dass sie das Gewerk wohl halten sollten. Denn der gesunde Mensch könne, wie jener Brief beginnt, nicht lange Zeit ohne Brot sein, es käme denn von Gottes Gnaden. Wäre aber das Brot, das die Rathmannen des Sonntags und Mittwochs in den Scharren besehen sollten, des Geldes nicht wert, dann hätten sie Macht zu gebieten, dass soviel Brot, als in den Scharren sei, nach den beiden Armenhöfen (zum Heiligegeist und St. Georgen) getragen würde.

Der zugleich als Kirchhof dienende Hospitalgarten, an den sich die bekannte, in unserer Gesellschaft jüngst wiederholt behandelte Sage von den drei „Verkehrtlinden“ knüpft, dehnte sich bis zur Spree aus. Nach ihm wurde die Heiligegeistgasse vordem „Am Heiligegeist-Kirchhof“

genannt. Nach Erweiterung der Stadt lagen Hospital und Kirche sowie das angrenzende Predigerhaus (Spandauerstrasse No. 2), nebst einer zur Empfangnahme milder Gaben für die von des Alters Bürde gedrückten Hospital-Insassen männlichen und weiblichen Geschlechts bestimmten Klausen mit Heiligenbild und „ewiger Lampe“, in dem von der Stadtmauer gebildeten Winkel zwischen der Spree und dem Spandauer Thor.

Auf unserm Bilde aus den vierziger Jahren führte die Heiligegeistgasse vorüber an dem kleinen Garten des Hospitals — zur Linken an die einmündende Heiligegeist-Strasse, welche als ursprüngliche Verbindung des Hospitals mit dem Nikolai-Viertel die Bezeichnung „Nach dem Heiligen Geist“ erhielt, — und ging dann in einem Knick mit geringerer Breite gegen die Spree herab. In diesem Teil standen einige Fischerhäuser, während am Ausfluss eines vom sumpfigen Ufer durch die Heiligegeiststrasse sich hinziehenden Spreearmes der sogenannte „Wursthof“ lag. Es war dies das älteste Berlinische Schlachthaus, während das Köllnische auf dem heutigen Grundstück an der Fischerbrücke No. 24 (einem damals noch freien Platze am Spreearm) sich befand. In Folge der grenzenlosesten Verkommenheit beider auf Pfählen im Wasser errichteten Schlachthäuser (in dem Berlinischen brach 1793 ein Geselle mitsamt dem Ochsen durch den Fussboden und stürzte in die Spree) wurde die ganze Einrichtung fraglich und beide Schlachthäuser gingen durch Ministerialbefehl vom 5. Juni 1810 ein.

Inzwischen hatte der „Armenhof“ eine Zeit lang auch als „Stadthof“ zur Unterbringung der Ratspferde und -Wagen sowie der Ackergerätschaften gedient. Im Jahre 1720 erlitt das Kirchlein durch das Auffliegen des alten Pulverturms am Spandauer Thor arge Beschädigungen; dann musste 1816 der Turm abgetragen werden, und in den sechziger Jahren erfolgte die Renovierung des Gotteshauses in seiner jetzigen Gestalt.

Auf einem Teil des Hospitalkirchhofs hatte der bekannte Bankier Itzig, unter Hinzuziehung einiger Fischerhäuser, zu Ende des siebenjährigen Krieges das stattliche Haus in der Burgstrasse sich erbauen lassen. Es fiel 1880 dem Erweiterungsbau der Börse zum Opfer. Gleichzeitig erfolgte der Abbruch des mit seiner hohen Giebelfront in der Heiligegeistgasse aufragenden Eckgebäudes, Heiligegeiststrasse No. 1, dessen Besitzer zu Anfang des vorigen Jahrhunderts der Geheimerat v. d. Osten war. Hier entstand das bis zum Hospital sich hinziehende Telegraphengebäude der Börse, wodurch und zur Erweiterung des Börsengebäudes der zur Burgstrasse führende Teil der Heiligegeistgasse einging. Als Ersatz für dieselbe erfolgte die Anlegung der „St. Wolfgangstrasse“, die ihren Namen durch Kabinetts-Ordre vom 19. August 1885, und zwar auf Wunsch des Kronprinzen Friedrich erhielt, damit

den Einwohnern der Stadt die Wolfgangbrüderschaft, deren Sitz in der Nähe der Marienkirche sich befand, in Erinnerung gebracht werde.

Zwischen der alten Heerstrasse nach Bernau und Prenzlau lag der erste Schützenplatz der Berliner Gilde, dessen Schiesshaus oder „Schützenkrug“ an der Ecke der Alten Schützen- und Neuen Königstrasse (No. 37) stand.*) Hier war schon zu Zeiten Joachims I. der einzige Berliner Volksvergnügungsort, auf dem auch die Hofjunker und kurfürstlichen Diener, selbst in Gegenwart ihres hohen Herrn sich's wohlsein liessen beim Zerbster Bier, und wacker im „Glückstopf“, (den Würfelbuden) spielten, während beim „Bohm mit der Büchse und dem Bogen nach dem Vogel geschossen wurde“, der Rat bei Anwesenheit des Kurfürsten auch Rhein- und andere süsse Weine spendete. Zur Zeit der Türkenzüge schoss man (1608) statt nach dem Vogel nach einem Muselmann. Während der Schrecknisse des dreissigjährigen Krieges verstummte auch hier das lustige Leben und Treiben; das Schiesshaus wurde zum Lazaret für Pestkranke eingerichtet. Im Jahre 1650 wieder neu hergestellt, hatte sich 50 Jahre später das Bedürfnis nach einem gemeinsamen Friedhofe von St. Nikolai und Marien geltend gemacht, deren Begräbnisstätten um die beiden Gotteshäuser gelegen waren. Durch Kabinetsordre vom 25. Juli 1708 wurde der auf beiden Seiten von den Gärten der Grundstücke in der Neuen König- und Prenzlauerstrasse „wohlverschlossene“ Schützenplatz, welcher bis nahe zur „Mudrichsgasse“ (jetzigen Keibelstrasse) reichte, „für die durch Gottes Gnade und Segen täglich sich mehrenden Einwohner nebst deren Gesinde zum Begräbnisplatz gewidmet“. Die Schützengilde erhielt dafür das von beiden Kirchen bereits für 500 Thlr. angekaufte Ackerland des Schlächtermeisters Schäfer überwiesen, welches in einer Länge von 56 und einer Breite von 30 Ruten hinter No. 5 und 6 der heutigen Linienstrasse lag. Hier war bereits ein Totengräberhaus errichtet, das dann behufs Erbauung des neuen Schützenhauses wieder abgebrochen wurde. Nummehr erhielt der zwischen Prenzlauer- und Neue Königstrasse gelegene Strassenteil die Bezeichnung „Neue Schützenstrasse“, von der aus die Schiessgasse über die Mudrichsgasse bis zu dem sogenannten „Alten Schützenkirchhof“ als eine Sackgasse hinlief.

Auf demselben fanden, wie auf den übrigen Kirchplätzen, in den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts während der Sommermonate die sonntäglichen Vesperpredigten statt. Dies gab den „mutwilligen Jungens“ Gelegenheit, den Ort zu einer Versammlungsstätte zu machen und nicht nur viel Lärm zu verursachen, sondern auch Beschädigungen

*) Dasselbe wurde 1617 auf Befehl des Kurfürsten Johann Sigismund vom Rat für die Bogen- und Büchschützen erbaut.

anzurichten. Infolgedessen erhielt der Gefangen-Inspektor den Auftrag, die dort herumschwärmenden liederlichen Jungens einen Tag nach „Kalandshof“ (dem damaligen Stadtgefängnis) zur Bestrafung zu bringen.

Als dann 1768 den Grundstücksbesitzern gestattet war, ihre nach dem Kirchhof gehenden Pforten gegen einen jährlichen Zins von 2 Thalern benutzen zu können, erklärte der Gouverneur v. Ramin, einen Exerzierschuppen daselbst erbauen zu wollen. Denn der Kirchhof liege, wie Se. Exzellenz auf eine Vorstellung der Kirchenbehörden antwortete, den Regimentern von Koschenbahr und Rentzel am bequemsten zum Exerzieren, und es bleibe noch Platz genug zur Begrabung der Toten übrig, welche ohnedies ganz ruhig liegen würden. Im Juni des folgenden Jahres war dann das noch jetzt vorhandene (seit vielen Jahren als Lagerraum verpachtete) Exerzierhaus in einer Länge von 240 Fuss vollendet. Dann erstand neben demselben (Alte Schützenstrasse 2), ebenfalls auf Kirchhofsterrain, ein Militär-Lazaret. Diesen Baulichkeiten gegenüber gesellte sich 1792 noch ein neuerbautes Spritzenhaus hinzu, und sieben Jahre später verlegte das Direktorium die Anstalt des „Strassenreinigungs-Fuhrwesens“ von dem Posthofe ebenfalls nach dem Kirchhofe, seitwärts vom Exerzierhause (jetziges Feuerwehr-Depot, Keibelstrasse 27, 28).

Allerdings war der Kirchhof inzwischen durch die Herrichtung der neuen Begräbnisstätte am Prenzlauer Thor entbehrlich geworden. Nur in dem an die Kirchhofsumfriedigung grenzenden, für die Eximierten und deren Erbbegräbnisse 1726 angelegten „Kleinen Schützenkirchhof“ wurden Bestattungen noch bis zum Beginn unseres Jahrhunderts vorgenommen. Dann erfahren wir, dass die Gitter und Epitaphien durch das herumwohnende Gesindel weggestohlen wurden, dass das einstöckige Gewölbe des Brauers Fischer einzustürzen und diejenigen zu erschlagen drohte, welche so dreist wären, hier einzusteigen, um Handgriffe und Beschläge von den Särgen zu stehlen und „Leichen herumzuwühlen“. Nebenbei trieben die Anwohner ihre Schweine „zum Grasfressen“ auf den Kirchhof. Dieser unerfreuliche Zustand endigte mit der in der zweiten Morgenstunde des 20. Juni 1826 erfolgten Ueberführung der hier noch vorhanden gewesenen Säрге nach dem neuen Begräbnisplatz am Prenzlauer Thor.

Inzwischen hatte Professor Wadzeck das kleine, auf einem zur ehemaligen kurfürstlichen Sandschäferei gehörig gewesenen Wiesenfleck erbaute Haus nebst Garten, an der Ecke der Schiess- und Mudrichgasse zur Gründung einer Wohlthätigkeitsanstalt erworben, deren Eröffnung am Königsgeburtstag, 3. August 1819, stattfand. Bei der täglich zunehmenden Anzahl von Pfleglingen sah er sich genötigt, die Anstalt durch den Ankauf des in der Schiessgasse angrenzenden Grundstücks zu vergrössern. Am 29. Juni 1820 wurde der Grundstein zum Neubau

gelegt; im Oktober 1823 war das Gebäude, wie es auf dem ausgestellten Bilde erscheint, vollendet. Der hochherzige Stifter sollte die Ausführung nicht mehr erleben, bereits am 2. März war er im 61. Lebensjahre sanft entschlummert; edle Menschenfreunde hatten sein Werk vollendet. An seinem Todestage aber versammelten sich noch in späteren Jahren die Zöglinge der Wadzeck-Anstalt um sein Grab auf dem Kirchhof am Prenzlauer Thor, um an der Hand ihrer Lehrer den Tod des vollendeten Menschenfreundes zu feiern. Sein Grab war bereits in den sechziger Jahren verschwunden; auf den Armen des Kreuzes standen damals nur noch die Jahreszahl 1823 und der Name Franz Daniel Friedrich Wadzeck. Möge die von ihm gegründete, jetzt unter dem Protektorat der Kaiserin Friedrich stehende Anstalt noch lange zum Segen der menschlichen Gesellschaft fortbestehen!

Noch in seinem Todesjahre erhielt die bisherige Mudrichsgasse durch Kabinets-Ordre vom 2. Dezember den Namen Wadzeckstrasse verliehen. Für die Schiessgasse war bereits im Jahre 1835 der Name des verdienstvollen Städteältesten Wilhelm Keibel († 1860) ohne Erfolg in Vorschlag gebracht worden. Ebenso 1857 die Benennung „Blücherstrasse“, als dieses Namens nicht entsprechend. Bald darauf wurde auch der Name des verstorbenen Oberbürgermeisters Bärensprung, ferner die Bezeichnung „Schulstrasse“, nach der von demselben veranlassten Gründung der Königstädtischen Realschule in der Schiessgasse, abgelehnt. Schliesslich erhielt durch Kabinets-Ordre des Prinzen von Preussen, d. d. London, den 24. Januar 1858, die Strasse den zuerst beantragten Namen.

* * *

Wie ein Stück aus der Lagunenstadt mutet uns das ausgestellte Bild des „Grünen Grabens“ hinter dem Hausvogtei-Platz an, da wo noch vor einigen Jahren ein gewölbter Hausdurchgang zu der schmalen Fussgängerbrücke führte, über die man in die Taubenstrasse gelangte. Verfolgen wir den nun verflossenen Festungsgraben aus der Zeit des Grossen Kurfürsten. An der Singakademie vorüber bedeckte egyptische Finsternis das ohnehin schwarze Wasser dieses einstigen Schmerzenskindes unserer guten Vaterstadt; hoch und sicher war die von Kanalisationsröhren, Telegraphenkabeln und Rohrpostbehältern durchschnitene, hin und wieder auch durch Pfähle versperrte Wölbung. Endlich dämmerte halbmondförmig das Tageslicht herein: es war beim „Bullenwinkel“ am Ende der Taubenstrasse, zu der die erwähnte Laufbrücke vom Hausvogtei-Platz führte. Hier ragten die alten romantischen Bauten rechts und links und über dem Graben empor, dazwischen dichtbelaubte Baumkronen und darüber ein azurblauer Himmel sich wölbend. So war das Bild gestaltet, das sich dem Blicke darbot. Die Holzbauten an der Seite der Taubenstrasse gehörten teilweise zu den 28 Schlächterscharren,

die um das Jahr 1758 hier im „Bullenwinkel“ als Erbzinsscharren entstanden, während 1796 in Berlin überhaupt 170 dieser Scharren vorhanden waren. Im Jahre 1839 hatte sich ihre Anzahl bis auf 57 vermindert.

Die Bezeichnung „Bullenwinkel“, deren es in Berlin ein volles Dutzend gab, ist älteren Ursprunges, als dass man sie von den Schlächterscharren herleiten könnte. Denn bereits im 17. Jahrhundert pflegte man unreinliche oder von „etzlichem Gesindelein“ frequentierte Winkel und Sackgassen, auch offiziell mit diesem wenig schmeichelhaften Namen zu belegen. So prangte noch vor einigen Jahren am Ende der Waisenstrasse, die ursprünglich einen Gang zwischen Hinterhäusern und Zäunen „An der Stralauer Mauer“ bis zum Klosterkirchhof bildete, eines der antiken blauen Strassenschilder mit der Aufschrift „Bullenwinkel“ in weissen deutschen Lettern.



Eine, wenn auch nicht innerhalb der früheren Ringmauer gelegene Stätte betrachtete doch jeder reguläre Berliner als zu seiner Vaterstadt gehörig: das an der Spree anmutig gelegene Stralau mit seinem zum Wahrzeichen gewordenen Kirchlein, wie es nach der von Schinkel erfolgten Restaurierung auf unserem Bilde aus den vierziger Jahren dargestellt ist. War doch der „Hof Stralow“, den der Rat zu Berlin 1358 nebst den dazu gehörigen Äckern erwarb, als wahrscheinlicher Überrest des altwendischen Fischerdorfes, in das Gebiet der Stadt gezogen worden. Und zugleich auch der Stralauer See, den der Rat für jährlich 6 Pfund Pfennige an die Fischerinnung verpachtete.

Es ist bekannt, wie hier das echte und rechte, von Generation zu Generation lieb behaltene hauptstädtische Volksfest des Fischzuges seit Ende des vorigen Jahrhunderts gefeiert wurde. Uns ältesten Berlinern gehört es noch zu den behaglichsten Erinnerungen aus der Jugendzeit.

Damals, als die ländliche Spree noch in unschuldiger Reinheit dort vorüberrauschte, bevor sie am Oberbaum, als „Mädchen für Alles“ in die Stadt tretend, diesen jungfräulichen Charakter einbüsste, — als Eisenbahnen und Dampfbote nach Stralau noch nicht existierten, bildete sie schon einen der nach dem Fest-Eldorado führenden drei Hauptwege.

Ich muss und kann hier darauf verzichten, eine Skizze der Scenerie des damaligen Volksfest-Schauspiels zu geben. Erwähnt sei nur, dass König Friedrich Wilhelm III., welcher des öfteren mit seiner Familie auf einer kleinen Gondel-Flottille dort erschien, einst die Festwiese bis zur „Mutter Tübbecke“ durchschritt und das historische Wahrzeichen des „roten Riesenkrebses“ in Augenschein nahm. Es war dies eine Papphülle, in der ein jugendlicher Spassmacher steckte — ein „abgebrühter“, wie der Monarch die rote Amphibie nannte.

Gedenken wir noch der Entstehung des Stralauer Kirchleins mit seinen Überresten von Glasmalereien aus uralter Zeit, so ist bisher stets auf Nicolai verwiesen, welcher kurz angibt: sie ist 1464 erbauet. Die Quelle, aus der er dies entommen, ist das „Chronicon Berolinense“ des Konrektors am Joachimsthalschen Gymnasium, Pustius, welcher 1686 an dasselbe berufen wurde. Derselbe meldet: A. 1464 ist die Kirche Strahlo erbauet und der Thurm gefertigt worden sub Pontifice Pio II. anno ejus VI.

Eine Radierung von Bolt zeigt uns das Kirchlein mit dem früheren Turmbau.

Ein pittoreskes Bild gewährte der noch vorhandene alte Mühlengraben. Seitwärts von der Spreestrasse her, zieht er sich als ein Ausläufer des Spreearms (heutigen Schleusenkanals), vor einigen Jahrzehnten noch eingezwängt von einem Konglomerat der zu den Häusern der Brüderstrasse und „An der Schleute“ gehörigen Buden, Badezellen und Waschbänken in einem Bogen entlang; vorüber auch zur linken an einem verwilderten Garten, dessen mächtige Baumäste sich weit über die Quaimauer streckten. Dann entschwand er den Blicken, durch eine mächtige Wölbung unter dem nach der Schleusenbrücke zu gelegenen Teil der Stechbahn seinen Lauf fortsetzend, um schliesslich bei den damaligen Werderschen Mühlen wieder in die Spree zu münden. Zur rechten im Hintergrunde des Bildes ragt die imposante, 1848 in ihrem Äussern vollendete Schlosskuppel auf, vom Strassenpflaster bis zur Spitze des Kreuzes in einer Höhe von 225 Fuss.

1848—1448! Damals durchtobte ebenfalls ein Aufruhr die Stadt, als Kurfürst Friedrich II. seinem Hofrichter Balzer Hake den Auftrag erteilt hatte, die Schleusen beim Werder — der vom Mühlengraben und dem Spreearm gebildeten Insel „Freiheit auf dem Werder“ — wieder zu schützen. In der vorausgegangenen Revolte hatte man nämlich durch das gewaltsame Aufziehen der Schleusen den begonnenen Schlossbau des „Eisernen“ Friedrich auf dem damals noch tiefer gelegenen Terrain unter Wasser gesetzt.

Verfolgen wir nunmehr die unmittelbare Umgebung des Mühlengrabens in ihren vielfachen Wandelungen.

Von dem stark befestigten Teltower (späteren Gertrauden Thor an der gleichnamigen Brücke) zog sich die alte Kölnische Stadtmauer weiter nach der heutigen Spreestrasse her, die im 16. Jahrhundert einen Gang bildete, auf dem man bei Feuersgefahr zum Wasser gelangen konnte. Aus der anfänglichen „Neuen Gasse zur Spree“ wurde dann das „Spree-Gässlein“, die „Spree-Gasse“ und seit 1862 die „Spree-Strasse“. Von jenem Turm lief die Mauer diesseits des Mühlengrabens entlang, wo ein zweiter Turm beim heutigen sogen. Roten Schlosse stand, von dort in

einem Bogen über den Schlossplatz und in der Richtung des königlichen Schlosses bis zum Turm hart am Spreeufer hin.

Noch unbebaut lag die Brüderstrasse vom heutigen Schlossplatz bis zur Spreestrasse, und gegenüber bis zur Neumannsgasse (vordem „Heyses-Gässlein“ genannt), während der ältere Teil bis zum Petri-Platz bereits seinen Namen nach den Dominikanern oder „schwarzen Brüdern“ führte. Erst nach Erhebung der Dominikanerkirche (auf dem Schlossplatz) zum „Neuen Domstift“, 1469, erhielt diesem entsprechend der inzwischen bebaute Teil die Benennung „Nach dem neuen Stift“, bis dann zur Zeit des Grossen Kurfürsten der gemeinschaftliche Name Brüderstrasse eingeführt wurde.

Auf dem Grundstück Nr. 1, das ehemals noch an der alten Strassenfluchtlinie lag und ein Eckgrundstück am Schlossplatz bis zur Stechbahn hin bildete, standen im 16. Jahrhundert drei Häuser: dasjenige des Bürgermeisters Hans Brettschneider, des Bürgers Veit Mader und des Hofpredigers Magister Jeronimus (Hieronymus) Schwollen. Verweilen wir bei der denkwürdigen Stätte des letzteren.

Elisabeth, die Gemahlin Joachims I., eine glühende Verehrerin Martin Luthers, deren grösstes Verlangen es war, offen zur reformierten Kirche überzutreten, musste sich ihrem streng katholischen Gemahl gegenüber die Erfüllung dieses Wunsches versagen. So beschloss sie denn, insgeheim durch den Genuss des heiligen Abendmahls in beiderlei Gestalt von der katholischen Kirche sich loszusagen. Ein verkleideter Prediger der neuen Lehre vollzog die heilige Handlung in einem Gemach der Kurfürstin; doch erfuhr ihr Gemahl durch Verrat von diesem „Verbrechen“, wie er sich ausdrückte, das nur mit dem Tode gebüsst werden könnte. Er soll mit Einkerkelung gedroht haben, und Elisabeth erhielt den strengen Befehl, ihre Gemächer nicht zu verlassen. Dies brachte den Entschluss der Kurfürstin zur Reife, aus dem Schlosse zu entweichen. In der Nacht des 25. März 1528 verliess sie mit ihrer Kammerfrau und geleitet von einem treuen Diener das Schloss durch die „Wasserpforte“, und entfloh auf einem bereit gehaltenen Bauernwagen nach der sächsischen Grenze. Dort wurde Elisabeth von ihrem vorher unterrichteten Bruder Christian von Dänemark erwartet und nach Torgau, seinem damaligen Aufenthalt geleitet. Sodann begab sie sich zu ihrer Mutter Bruder, dem Kurfürsten von Sachsen, welcher ihr das Schloss Lichtenburg unweit Wittenberg zum Wohnsitz anwies. Hier und in letzterer Stadt trat sie mit Luther in regen persönlichen Verkehr. Erst nach dem Tode ihres Gemahls (1535) kehrte Elisabeth auf Wunsch ihres Sohnes nach Berlin zurück; doch nicht wollte sie hier die Stätte wieder betreten, an die so schmerzliche Erinnerungen sich knüpften. Sie nahm daher ihren Aufenthalt in dem vorerwähnten Hause des Magisters Schwollen, welcher dasselbe bis zu seinem am 8. Januar 1563 erfolgten Tode besass.

Das angrenzende Haus des Bürgermeisters Brettschneider befand sich 1587 im Besitze des kurfürstlichen Hofmarschalls und Obermundschenks Hans v. Thümen. In jenem Jahre verlieh Kurfürst Johann George dem Hause die Freihausgerechtigkeit, bestehend in der Befreiung des Besitzes von allen Schossen, Steuern, Wachen und andern bürgerlichen Pflichten und Auflagen. Und weil v. Thümen die ihm bei seinen Bestellungen vom Kurfürsten „aus Gnaden verschriebenen und zugesagten 5000 und 1000 Rthlr. nicht erhoben, sondern auch noch 280 Thlr. darüber baar in die Kämmerei zu etlichen Ausgaben des Kurfürsten eingeworfen, ferner die gebührliche jährliche Versinsung, 6 vom 100, als Leibgedinge für seine eheliche Hausfrau Judith Brandin von Lindenow wollte stehen lassen, so ratifizierte, konfirmierte und bestätigte der Kurfürst im Jahre 1587 dies Leibgedinge. Inhalts desselben sollte die Wittve jährlich 420 Thlr. Zinsen erheben und ihres Gefallens damit thun und lassen, auch zeitlebens ihre häusliche freie Wohnung in dem Hause behalten.“

No. 2 in der Brüderstrasse war der Beghinen-Convent. Er diente einer Gesellschaft weiblicher Personen, welche ohne klösterliches Gelübde — gleich den heutigen Diakonissinnen — sich insbesondere der Krankenpflege widmeten. Im Jahre 1589, am 27. Januar, brannte das Gebäude, wie die Chronik lakonisch berichtet, „aus Verwahrlosung eines alten Weibes ab.“ Die Brandstelle wurde auf Befehl des Kurfürsten mit einem neuen Pfarrhause besetzt, das der Probst zu Kölln bis 1628 bewohnte.

Während der Regierungszeit Johann Georgs (1571—1598) war auch die erste Bebauung des Werders jenseits des Grabens, zwischen diesem und der heutigen Strasse „An der Schleuse“ erfolgt. Wohl hatte dieser Fürst auf der Universität Frankfurt eine hohe wissenschaftliche Bildung erlangt, doch vermochte er nicht, sich über den tief eingewurzelten Aberglauben seiner Zeit zu erheben. Er beschäftigte sich viel mit der Goldmacherkunst und liess an der Schleuse, auf dem Grundstück No. 14, ein Haus für seine Alchimisten, einige andere Bauten aber für die Hofbedienten errichten.

Im Jahre 1628 erwarb der Statthalter der Mark, Graf Adam von Schwarzenberg, das bis dahin von dem Probst bewohnte Haus in der Brüderstrasse No. 2 und vereinigte es mit seinem auf den bereits erwähnten drei Grundstücken (No. 1) erbauten Palais.

Gleichzeitig erhielt er vom Kurfürsten den am Mühlengraben gelegenen Teil des Domplatzes (jetzt Schlossplatz No. 1), auf dem ein altes Beamtenwohnhaus an dem zum Graben führenden Gange stand, das 1628 abgebrochen wurde. Hier liess sich der Statthalter eine Renn- oder Stechbahn „anrichten“, wie dies aus dem kurfürstlichen Reskript, d. d. Cölln an der Spree am 14. September 1634, hervorgeht:

„Von Gottes Gnaden Wir George Wilhelm pp. bekennen hiermit vor uns, unsere Erben und nachkommende Markgrafen und Churfürsten zu Brandenburg, thun auch kund jedermänniglich, dass uns der Wohlwürdige und Wohlgeborene, unser Geheimbter Rath, Ober-Cämmerer, besonders lieber und getreuer Herr, Adam Graf zu Schwarzenberg, des Ritterlichen Johanniter-Ordens in der Mark, Sachsen, Pommern und Wendland Meister, Herr zu Hohen-Landsberg pp., unterthänigst zu erkennen gegeben, dass er bei seiner Behausung allhier zu Cölln keine bequeme Gelegenheit hätte, da er sein Holz und andere Sachen verwahrlich setzen könnte: daher gebeten, Wir möchten ihm, dass er den Ort von seinem Hofe an, so er zuvor zu einer Renn- oder Stechbahn angerichtet, zwischen der Stadtmauer und dem Ausgang der Spree bis an den Thurm, so an St. Gertruden-Thor stehet, mit einer Wand am Wasser (also am Mühlengraben) verwahre und zum Holzplatz gebrauchen möchte, in Gnaden concediren und verwilligen; dagegen er erbötig, über den Ausfluss, so aus der Stadt durch obberührten Ort ins Wasser gehet, ein geraumes Gewölbe schliessen und also versehen zu lassen, dass solcher Ausfluss der Stadt zum Nachtheil nicht sollte verhindert werden“ etc.

Zuvor hatte der Kurfürst das Gutachten seiner Amtskammer-Räte erfordert, worin es u. a. heisst, dass die Stadt von dem abzutretenden Platz nur schlechte Nutzbarkeit habe, denn es könnten daselbst nur etliche wenige Stücke Leinwand gebleicht werden. Dagegen aber „verspürten“ sie, dass derselbe „Gräfl. Gnaden zum Nachteil ziemlich gemissbraucht worden, indem sich etzliches Gesindlein daselbst bisweilen findet, so Musqueten und Rohre auf Ihrer Hochwürden und Gnaden Thüren und Rennbahn lösen, also, dass leicht dadurch Jemand könnte durch einen Schuss verletzt und in Gefahr seines Lebens gerathen, wie wir denn unterschiedliche Male Musqueten und Kugeln in der Thüre steckend, etliche aber, dass sie ganz durchgegangen, gesehen pp. Welches Ew. Kurfl. Durchlauchtigkeit wir unterthänigst referiren sollen, Dieselben nebst Dero Hochgeliebte Gemahlin, junge Herrlein und Fräulein in Gottes gnädige Beschützung und uns zu Dero beharrlicher Churfl. Hulden gehorsamst empfehend. Geben Cölln an der Spree, am 8. September 1634.

Ew. Churfl. Durchlaucht unterthänigst gehorsamste

Amts-Cammer-Räthe

Johann von Willmerstorff.

Petrus Fritze. Weiller.“

Als Berlin im Jahre 1639 von der Schwedengefahr bedroht wurde, liess Schwarzenberg auch den Mauerturm bei der Spreegasse zum Teil abtragen und mit Geschütz armieren.

Beim Regierungsantritt des Grossen Kurfürsten hatte die politische Laufbahn Schwarzenbergs aufgehört; in Ungnade gefallen, verstarb er am 4. März 1641 auf der Veste Spandau.*) Sein Palais erhielt zunächst der Geheimrat und Statthalter des Fürstentums Minden und der Grafschaft Ravensberg, Graf von Waldeck zum bewohnen. In gleicher Weise erhielt es demnächst der damalige Geheime und Lehnsrat Otto Freiherr von Schwerin, mittels Reskripts d. d. Königsberg, den 11. Oktober 1657 (Fidicin sagt irrtümlich: im Jahre 1653). Und zwar sollte er es „zu dem seinigen daran stossenden (No. 3) beziehen und sich dessen zu besserer Accomodation im kurfürstlichen Dienste gebrauchen.“

Zwei Jahre später erliess dann Friedrich Wilhelm unterm 11. Oktober in seinem Hauptquartier zu Richtenberg ein Reskript, inhalts dessen er seinem nunmehrigen Ober-Präsidenten, Oberhofmeister Seiner hochgeliebten Gemahlin, Erbkämmerer der Churmark, Hauptmann zu Oranienburg und Herrn zu Landsberg, Oldewigshagen und Drewitz, das ganze Haus an der Spree und in der Brüderstrasse samt allen Zubehörungen, Gärten, Räumen und Plätzen als ein Burgmannsleben verlieh. Nach Schwerins Tode besass es dessen Sohn, der Wirkliche Geheimrat und Erbkämmerer, bis zum Jahre 1698, in welchem Kurfürst Friedrich III. das Besitztum für 16 000 Rthlr. ankaufte.

Inzwischen war die alte Stadtmauer dem neuen Festungsbau des Grossen Kurfürsten gewichen, wodurch am Ende der Spreegasse, neben dem heutigen Eckhause No. 8, die kleine Sackgasse entstand, die anfänglich „Bullengasse“ oder „Im Bullenwinkel“ genannt wurde, jetzt aber mit ihren vier Häusern die Bezeichnung „Am Mühlengraben“ führt.

Der Mauerturm bei der Spreegasse diente zuletzt als Militär-Arrestlokal, worin auch die sechs kurfürstlichen Trabanten arrestiert waren, von denen die Wendlandsche Chronik berichtet, dass sie am 16. Dezember 1678 wegen Rebellion draussen am Galgen gehenkt und andern Tags begraben wurden.

Die Überreste dieses Turmes traten vor einigen Jahren bei den Kanalisationsarbeiten zu Tage. Der unterste Teil des Fundaments bestand aus grossen erratischen Granitblöcken, über denen sich Mauerwerk aus Findlingen und Ziegelstein in Kalkmörtel und darüber reines Ziegelsteinmauerwerk befand.

Wie bereits erwähnt, hatte Kurfürst Friedrich III. das alte Schwarzenbergsche Palais im Jahre 1698 vom Freiherrn von Schwerin angekauft.

*) Das Gerücht seiner heimlichen Enthauptung wurde durch den „alten“ Heimwiderlegt, welcher das Gerippe Schwarzenbergs untersuchte und den Halswirbel unverletzt fand.

In der betreffenden Ordre vom 1. November heisst es: Demnach Wir sowohl wegen der an Unserm allhiesigen Churfürstlichen Residenz-Schloss vorhabenden Veränderungen und im Werk begriffenen Baues, als auch anderer erheblicher Ursachen halber dahin bedacht zu sein gemüssiget worden, damit die von denen Rats- und andern Collegiis bis-hero eingehabte Logementer geräumt und sothane Collegia anderweitig transferiret und in der Nähe wieder untergebracht werden mögen, zu welchem Behufe aber keine bessere und bequemere Gelegenheit, als das ehemalige Gräflich Schwarzenbergsche Haus sich eignet, haben Wir an den Wohlwürdigen und Wohlgeborenen Freiherrn von Schwerin, uns selbiges zu überlassen, in Gnaden gesonnen pp.

So wurden dann das Kammergericht und andere Behörden darin verlegt, bis ersteres 1735 in der Lindenstrasse ein eigenes Kollegienhaus erhielt.

Dann fand eine Teilung und Veräusserung der Häuser statt, zu denen auch das auf dem bereits erwähnten Terrain am Domplatz zur Erweiterung des Kammergerichts am Schlossplatz No. 1, Ecke der Brüderstrasse erbaute Haus gehörte. In welcher, bisher noch nicht allgemein bekannt gewordenen Weise die Veräusserung zweier jener Grundstücke erfolgte, will ich hier mittheilen.

König Friedrich Wilhelm I. bewohnte, wie bekannt ist, die parterre gelegenen Zimmer des Schlosses an der heutigen sogenannten Adlerecke, von wo ab ein schmaler Vorgarten bis zum Eosander-Portal angelegt war. Um eine bequemere Verbindung mit den jenseits des mittleren Portals befindlichen Gemächern herzustellen, liess er mitten durch das Portal einen hölzernen Gang ziehen, kaum so hoch von der Erde, um dasselbe aufrecht passieren zu können. Und als ihm dann die Wohnzimmer nicht Licht genug gewährten, liess er die Fenster nach der Schlossfreiheit zu ohne weiteres verbreitern, und nach der Lustgartenseite aus einem der Fenster eine Thür herstellen, um direkt nach dem davor gelegenen damaligen Paradeplatz der Truppen gelangen zu können. Ein hölzernes Staket, vor dem zwei Schilderhäuser standen, bildete die Umgrenzung jener Pforte.

Nun aber wurde ihm der Ausblick nach den Linden zu durch zwei an der Schlossfreiheit stehende Gebäude versperrt, über deren Beseitigung der nachfolgende, vom König eigenhändig unterschriebene und besiegelte „Permutations-Kontrakt“ vom 18. April 1736 sich verbreitet:

„Zur Erlangung Unseres Willens und Plaisirs, nämlich den Prospekt des Schlosses nach der Dorotheenstadt zu erweitern und mehr Platz und Öffnung um das Schloss zu haben, hat des Manufacturier Joseph Pinels Ehefrau, Marianne Roumieux, zu Unserm allerhöchsten Gefallen ihr auf der Schlossfreiheit an der sogenannten Hundebücke (Schlossbrücke) neben dem Reichmannschen

Hause belegenes Freihaus Uns überlassen, damit Wir solches mögen niederreißen lassen. Wir dagegen haben einen Theil von Unserm sogenannten Collegien-Hause, worin bisher das Kammergericht und Consistorium gehalten worden, welcher Theil von der Seite der Stechbahn an zu rechnen, bis an denjenigen Theil des Collegien-Hauses, den Wir bereits aus eben derselben bewegenden Ursache an die Reichmannschen Erben abgetreten, in der Front $33\frac{1}{2}$ Fuss, nebst dazu gehörigem Thorweg und Hofraum bis an die Spree, als ein Aequivalent hinwiederum tauschweise als ein Freihaus erb- und eigenthümlich überlassen, damit wir solches mögen niederreißen lassen. Dahingegen sollte die Besitzerin, wie dies auch bei den übrigen Freihäusern vorgeschrieben war, bei „grossen, zu Hofe vorkommenden Ausrichtungen, Zusprüchen oder Visiten, nach Proportion ein gewisses an Zinn- und Leinengeräthen und Betten herleihen oder die fremden Herrschaften logiren pp.“

Dieser Kontrakt wurde dann unterm 16. Oktober 1741 von Friedrich dem Grossen renoviert, konfirmiert und bestätigt.

Ein späterer Besitzer war der Kaufmann (Seidenhändler) Philippe Devrient, welcher es laut Vertrag vom 28. März 1798 für 21 500 Thlr. in Friedrichsdors, das Stück zu 5 Thlr. nach dem Münzfuss vom Jahre 1764, an den Schneidermeister George Schauss verkaufte. In diesem Hause erblickte am 15. Dezember 1784, morgens $1\frac{1}{2}$ Uhr, Ludwig Devrient (der Sohn des Obengenannten) das Licht der Welt. Wenn behauptet wird, dass der unerreicht gebliebene Schauspieler, den man mit Recht als eine dämonische Natur bezeichnete, in dem Hause No. 19 der Brüderstrasse geboren sei, woselbst sein Vater zu Ende des vorigen Jahrhunderts gewohnt, so ist dies bezüglich der Geburtsstätte Ludwigs nicht zutreffend. Wie angeführt, besass der Vater das Haus am Schlossplatz No. 1 bis zum Jahre 1798.

Zu Beginn der dreissiger Jahre befand sich in dem Devrient'schen Laden die renommierte Kunsthandlung von George Gropius.

In dem Hause Brüderstrasse No. 7 hatte Daniel Chodowiecki, der Peintre-Graveur, seine erste Wohnung bis zum Jahre 1777 inne. Von hier, wo er die Hälfte seiner Schaffenszeit verlebte, begab er sich 1773 nach Danzig, um seine hochbetagte Mutter nach dreissigjährigem Zeitraum wiederzusehen. Während dieser Besuchsreise entstand sein aus 108 Skizzenblättern bestehendes Reisetagebuch, das sich im Besitze der königl. Akademie der Künste befindet. Das erste dieser Blätter stellt des Meisters „Abschied von Frau und Kind“ auf dem hochgewölbten Hausflur dar, wo das mit einem Mantelsack gepackte Pferd, auf dem er die Reise zurücklegte, bereits ungeduldig scharrt.

Wir wenden uns nun der Stechbahn zu, jener Häuserreihe, die nach 150jährigem Bestehen dem sogenannten „Roten Schloss“ gewichen ist.

Ihren Namen leitete sie von der Stechbahn her, die Kurfürst Joachim II. 1537 zur Aufführung eines Ritterspiels gelegentlich der Geburt seiner ältesten Tochter hatte errichten lassen, und die dann Joachim Friedrich im Jahre 1600 restaurieren und mit 31 Figuren schmücken liess. Nach und nach entstand darin eine ganze Budenreihe mit Verkaufsgegenständen aller Art, bis der Grosse Kurfürst den Abbruch der Buden anbefahl, und dafür eine dorische Bogenlaube mit steinernen Kaufläden durch Nering erbauen liess. Bei dem weiteren Ausbau des Schlosses erfolgte dann bereits 1702 der Abbruch auch dieser Laube, während die Kaufläden in die „Neue Stechbahn“ verlegt wurden.

Diese war auf Befehl König Friedrichs I. auf dem einst zum Palais des Statthalters v. Schwarzenberg gehörigen Garten am Mühlengraben, nach de Bodt's Entwurf, erbaut worden. Im Erdgeschoss bildete sie eine offene Bogenlaube mit Verkaufsläden, über denen sich zwei mit jonischen Wandpfeilern verzierte Wohngeschosse erhoben. Eine hölzerne Pfahlreihe vor dem Gebäude diente zum Schutz gegen das Befahren der unterkellerten Räume. Hier standen seit 1742 die ersten 15 Fiaker oder Mietskutschen, „vom frühen Morgen bis spät auf den Abend zur Bequemlichkeit des Publikums“. Für eine Fahrt innerhalb der Stadt wurden 4 gGr., für eine solche in die Vorstädte vor dem Königs-, Spandauer und Stralauer Thor bis an jedes Haus innerhalb der Landwehren 5 Gr. Fuhr eine Gesellschaft von 2 bis 4 Personen zusammen in dem Fiaker, so hatte sie für eine Fahrt nicht mehr als eine Person allein zu zahlen.

Erwähnt sei noch, dass die Kaufleute und Makler zur Abschliessung von Wechsel- und Handelsgeschäften täglich gegen 12 Uhr unter der Bogenlaube der Stechbahn seit 1761 ihre Versammlungen abhielten.

Hier befand sich in einem der Läden (No. 5) die Buchhandlung des Kommerzienrats Matzdorff,^{*)} des Verlegers mehrerer der ersten Werke Jean Pauls (Friedrich Richter), welcher während seines denkwürdigen ersten Aufenthalts in Berlin bei ihm wohnte. Im Jahre 1792 hatte Jean Paul das Manuskript zur „Unsichtbaren Loge“ dem ebenso originellen wie geistvollen Professor Moritz übersandt. Dieser erkannte sofort das Genie des einsamen, darbenden Dichters im Fichtelgebirge, welcher später als Hauptvertreter des deutschen Humors eine so eigentümliche und denkwürdige Stelle in unserer Litteratur einnehmen sollte. „Wie heissen Sie? Wer sind Sie? Wo wohnen Sie? Und wenn Sie am Ende der Erde wären, und müsste ich hundert Stürme aushalten, um zu Ihnen zu kommen, so fliege ich in Ihre Arme.“

^{*)} Er war der Urgrossvater unseres Vereinsmitgliedes, des Oberlehrers Dr. Matzdorff.

Ihr Werk ist ein Juwel; es haftet mir, bis sein Urheber sich mir näher offenbart.“

So schrieb Moritz unterm 19. Juni an Jean Paul. Dieser antwortete aus Schwarzenbach, wo er ein Lehramt bekleidete, in einem langen „wonnigen“ Briefe, dem er ein zweites Manuskript: „Leben des vergnügten Schulmeisterleins Maria Wuz in Auethal“ als Anhang nachschickte. Hierauf antwortete Moritz, dass der Buchhändler Matzdorff (mit dessen Schwester er verlobt war) das Werk verlegen und ein Honorar von 100 Dukaten dafür zahlen werde; 30 erfolgten anbei. Überglücklich eilte Jean Paul zu seiner hochbetagten Mutter, welche als Predigerwittwe mit einem jährlichen Gnadengehalt von 12 fränkischen Gulden in Hof ein ärmliches Stübchen bewohnte. Er traf sie noch spät abends am Spinnrade und schüttete ihr unter Thränen die Goldstücke in den Schoß. Am 21. März des folgenden Jahres (seinem Geburtstage) erhielt er das erste Exemplar seines Buches und äusserte in einem Dankschreiben an Moritz: „Wenn ich am Ende des Jahres 1793 meine guten Tage überzähle, so werd' ich anfangen: ich war erstlich in Berlin.“ Doch erst sieben Jahre später traf er, von Weimar aus, in seiner „Glückstadt“ ein, wie er Berlin nannte.

Inzwischen hatte durch das Erscheinen der „Unsichtbaren Loge“, der „Blumen-, Frucht- und Dornenstücke oder Ehestand, Tod- und Hochzeit des Armenadvokaten F. St. Siebenkäs“ — in gewissem Sinne die beste Schöpfung des Dichters — sowie des I. Bandes des „Titan“, welche sämtlich bei Matzdorff erschienen, der Enthusiasmus für den gefeierten Dichter auch in Berlin seinen Höhepunkt erreicht.

Ende Mai 1800 traf Jean Paul hier ein und nahm Wohnung bei seinem gastlichen Verleger.*) „Seit zwei ein drittel Woche“ — so schrieb der Dichter seinem Freunde Otto — „sitz' ich hier und muss noch die folgende bleiben, weil Iffland meinetwegen den Wallenstein geben will. Noch in keiner Stadt wurde ich mit dieser Idolatrie aufgenommen und von einem solchen Heere. Bei Matzdorf logire ich köstlich; seidene Stühle, Wachslichter, Erforscher jedes Wunsches, vier Zimmer zum Gebrauch. Der gelehrte Consistorialrath Zöllner und achtzig Menschen in der York-Loge zusammen meinetwegen — Männer, Frauen und Töchter des Gelehrtenkreises. Viel Haare erbeutete ich — ein Uhrband von dreier Schwestern Haar, und viele gab mein eigener Schädel her, so dass ich eben sowohl von dem leben wollte, wenn ich's verhandelte, was auf meiner Hirnschale wächst, als was unter ihr. Die herrliche Königin (Luise) lud mich brieflich nach Sanssouci ein und ich ass bei ihr; sie zeigte mir alles um dasselbe. Ich war öfters bei dem höchst gebildeten Minister v. Alvensleben — endlich überall.

*) Sein Wohlthäter, Professor Moritz, war bereits 1793 verstorben.

Der Ton bei der Hoftafel war leicht und gut, und bei Alvensleben sprach man so frei wie auf diesem Blatt. Nur in Berlin ist Freiheit und Gesetz, bei Gott!“

In einem andern Briefe an Gleim heisst es: „Noch immer leb' ich in diesem architektonischen Universum, das mich so einnimmt, dass ich es vielleicht im Winter beziehen werde*) . . . Ich sprach und ass in Sanscouci mit der gekrönten Aphrodite, deren Sprache und Umgang so reizend ist, als ihre edle Musengestalt . . . Sie nahm meine Dedikation des „Titan“ und den Brief dabei mit vieler Freude auf“ . . .

Schon am nächsten Tage (29. Mai) schrieb ihm die Königin: „Ich habe Ihren Titan erhalten und daraus mit Vergnügen ersehen, dass Sie noch immer fortfahren, Ihre Zeitgenossen mit Wahrheiten zu unterhalten, die in dem Gewande romantischer Dichtkunst, mit welchem Sie sie zu bekleiden wissen, ihre Wirkung gewiss nicht verfehlen werden. Ihr Zweck, die Menschheit von mancher trüben Wolke zu befreien, ist zu schön, als dass Sie ihn nicht erreichen sollten, und es wird mir daher auch eine Freude sein, Sie während ihres Hierseins zu sehen und Ihnen zu zeigen, wie sehr ich bin Ihre wohlaffectionirte Louise.“

Zur damaligen Zeit und bereits im Jahre 1788, in welchem Berlin 96 Freihäuser mit einer Versicherungssumme von 839 350 Rthlrn. zählte, war die Stechbahn in sechs Freihäuser eingeteilt, von denen Matzdoff dasjenige No. 5 im Werte von 6500 Rthlrn. besass. Nach seinem Tode etablierte hier der Sohn ein Lotterie-Comtoir, das dann auf den Vater unseres Vereinsmitgliedes überging.

Ein anderes weitbekanntes Etablissement Unter der Stechbahn war in den dreissiger Jahren das der Firma Josty & Co., woselbst der Gastronom mit grossem Wohlbehagen die „Original-Chokolade“ schlürfte, während inmitten der ersten Etage das Volpi'sche Café sich befand. Von dem Balkon vor demselben bot sich ein weiter Ausblick über den Schlossplatz mit seinem mittleren Gas-Kandelaber, auf die Lange Brücke und in die belebte Königstrasse dar. Damals befanden sich unter der Stechbahn noch die Mittlersche Buchhandlung, das Militär-Effektenlager von Bock, das Bormannsche Geschäft für Maler- und Zeichnen-Utensilien pp. und die Wechselläden von Jaquier und Securius, der einzigen von jenen Firmen, die in dem heutigen „Roten Schloss“ noch fortbesteht.

In einem dieser Geschäfte konditionierte als Kommis anfangs der zwanziger Jahre Theodor Hering, den die Erweiterung der Kunst des grossen Ludwig Devrient von seinem erwählten Lebensberuf abzog und

*) Während seines zweiten achtmonatlichen Aufenthalts hatte er sich mit der Tochter des Tribunalrats Meyer vermählt, doch blieb eine vom König erbetene Versorgung ohne Erfolg.

zur theatralischen Laufbahn hindrängte, auf der er als Theodor Döring die ehrenvollsten Ziele erreichte. Damals am Tage im Geschäft servierend, benutzte er die Abendstunden zu seiner Bühnenausbildung auf dem Liebhabertheater „Urania“ in der Kommandantenstrasse. Dann verliess der 21jährige Kunstbeflissene seine Stellung und begab sich nach Bromberg. Freilich war sein erstes Auftreten am 25. Januar 1825 kein glückliches; die Angst übermannte ihn dermassen, dass „Der arme Poet“, in welchem Stück er den Julius spielte, nicht zu Ende geführt werden konnte. Dennoch verlor er in der Kraft seines Berufsgefühls nicht den Mut; ohne Geldmittel wanderte er im Frack und dünnem Nankingbeinkleid bei grimmiger Kälte nach Breslau.

Es kann hier nicht meine Aufgabe sein, den weiteren Entwicklungsgang und die Triumphe Dörings zu schildern, welcher nach Seydelmanns Tode vom Hoftheater zu Hannover 1845 durch Königliche Kabinets-Ordre an die hiesige Hofbühne berufen wurde. Noch lebhaft erinnere ich mich seines ersten sensationellen Auftretens als Franz Moor im Opernhause — einst eine der grossartigsten Darstellungen Ludwig Devrients.

Nach dem Abbruch der Werderschen Mühlen und bevor noch die Niederlegung sämtlicher Gebäude der Schlossfreiheit zur Herstellung eines architektonischen Abschlusses für die Westfront des Königlichen Schlosses erfolgt war, erhielt Fritz Helms die Allerhöchste Genehmigung zur Errichtung eines, der Schlossfreiheit einen eleganten Abschluss gewährenden und die damalige wüste Trümmerstätte der abgebrochenen Mühlen zeitgemäss ausnutzenden Restaurants. Die festliche Einweihung des von Ende und Böckmann in den Formen italienischer Ziegelarchitektur auf der Stätte des 1737 errichteten Mühlengebäudes an der Ecke der Schlossfreiheit (über dem Ausfluss des Mühlengrabens in den Schleusenkanal) errichteten Etablissements fand am 22. September 1882 statt.

Jetzt flankiert auf dieser Stätte eine Quadriga das gewaltige Reiterstandbild Kaiser Wilhelms des Grossen, gegenüber dem imposanten Eosander'schen Triumphbogen des Königsschlosses, von dessen Zinnen der preussische Aar seine Schwingen schirmend und schützend ausbreitet über die wieder geeinten deutschen Lande!

Der Vortrag unseres verehrten Ehrenmitgliedes und die ausgestellten Aquarellen fanden den lebhaftesten Beifall.

8. Nach dem Schluss der Sitzung fand ein geselliges Zusammensein im Ratskeller statt.

Erinnerungen an Kaiser Wilhelm I., den Grossen.

Aus einem Vortrag, gehalten am 17. März 1897.

Von Carl Euler.

Vorbemerkung. Die Erinnerungen an Kaiser Wilhelm in meinem Vortrag bezogen sich auf persönliche Begegnisse mit dem hochseligen Herrn. Auf Wunsch unseres verehrten Vorsitzenden Geh. Rat Friedel gedachte ich als Einleitung zunächst der bevorstehenden Hundertjahrfeier des Kaisers Wilhelm des Grossen, gewissermassen als Vorfeier. Diese Einleitung wird hier nur mitgeteilt. Die eigenen persönlichen Erinnerungen werden in einem späteren Heft zugleich mit den Erinnerungen an den hochseligen Kaiser Friedrich III. abgedruckt werden.

Euler.

1807! 1897! Welche Welt von Ereignissen, welche Wandlungen in der Geschichte des erhabenen Hohenzollernhauses!

1807! Das mächtige Preussen, das auf einem rocher de bronze gegründet schien, von einem fremden Eroberer besiegt, gebrochen, zerstückelt, durch unerschwingliche Lasten an den Rand des Verderbens gebracht; die Königliche Familie an die fernsten Grenzen des Reiches vor dem übermütigen Sieger geflüchtet, dort ein trauriges, entsagensvolles Leben fristend, den einzigen Trost nur im innigen Familienleben, in der herzlichen Liebe der Eltern und Kinder findend. Endlich nach zwei Jahren nach der Hauptstadt zurückgekehrt, nach wenigen Monaten die allgeliebte Gattin und Mutter von der Seite des Gemahls, aus der Mitte der Kinder durch den unerbittlichen Tod gerissen! An das Krankenbett war der Gemahl mit den beiden ältesten Söhnen geeilt. Sie konnten noch von der Sterbenden Abschied nehmen, der Gatte konnte ihr die Augen zudrücken, diese einst so schönen, strahlenden, dann von Kummer getrübbten Augen, mit deren Erlöschen auch sein Lebensglück erloschen war! Prinz Wilhelm aber, der Mutter Liebling, der sie sowohl in der äussern Gestalt als auch in seinem einfachen, biederen und verständigen Wesen ganz besonders an ihren Gemahl erinnerte, schlich sich in den Garten und kehrte mit einem von ihm gewundenen Kranz von Wiesenblumen, Rosen und Eichenlaub zurück und legte ihn schweigend der dahingeschiedenen Mutter auf das Haupt! Als teure Reliquie wird der Kranz in dem Sterbezimmer in Hohenzieritz noch aufbewahrt.

In tiefer Trauer und Abgeschiedenheit lebt die Familie in Potsdam, der Königliche Vater stets von dem erbarmungslosen Unterdrücker bedroht.

Dieser aber sonnt sich in Frankreich, in Paris, im Glanz der Kaiserkrone, die er sich selbst auf das Haupt gesetzt. Als Beherrscher der Welt thront er da, umschmeichelt von Höflingen, von Fürsten, die sich vor seiner Grösse und Macht beugen.

Aber nicht blosser Eroberer will Napoleon sein, sein Stolz strebt nach Höherem. Er will auch berechtigter Zugehöriger der alten Fürstenhäuser werden. Er trennt sich von seiner Gemahlin, er führt die Kaiser-tochter aus Europas stolzestem Herrscherhause heim; fünf Königinnen tragen der Braut bei der Vermählung die Schleppe. Und als ihm im nächsten Jahre, 1811, ein Sohn geboren wird, fühlt er sich auf dem Gipfel seiner Wünsche, seines Glücks. In der alten Kaiserstadt Aachen steht auf dem Marktbrunnen das Standbild Kaiser Karls des Grossen. Auf „höheren Befehl“ wird, wie berichtet wird, bei der Nachricht von der Geburt des kaiserlichen Prinzen, der den stolzen Titel „König von Rom“ führt, dieses Standbild von seinem Postament gehoben und durch die Strassen getragen. Auf dem Scepter des alten Kaisers aber liest man in deutscher und französischer Schrift die Worte: „Nur Napoleon ist grösser als ich (je ne suis surpassé que par Napoléon)“.

Wie schnell ist die Herrlichkeit des Herrschers an der Seine geschwunden, ist dieser von seiner Höhe gestürzt! — —

Am 27. Februar 1813 erhält der sechszehnjährige Prinz Wilhelm auf französischer Erde die Feuertaufe, er erwirbt sich das wohlverdiente eiserne Kreuz, das er durch sein ganzes Leben besonders wert hält. — 1815 wird Prinz Wilhelm konfirmiert. Er schreibt selbständig verfasste Lebensgrundsätze nieder, aus denen folgende Sätze hervorgehoben werden mögen: „Meine Kräfte gehören der Welt, dem Vaterlande.“ „Ich will ein aufrichtiges Wohlwollen gegen alle Menschen, auch gegen die geringsten — denn sie sind alle meine Brüder — bei mir erhalten und beleben.“ — „Ich will das Verdienst aufmuntern und belohnen — und besonders das bescheidene und verborgene an das Licht ziehen.“ — „Nie will ich das Gute vergessen, das mir von Menschen erwiesen worden.“ — „Den Pflichten des Dienstes will ich mit grosser Pünktlichkeit nachkommen und meine Untertanen zwar mit Ernst zu ihrer Schuldigkeit anhalten, aber ihnen auch mit freundlicher Güte begegnen.“ — Verderbte Menschen und Schmeichler will ich entschlossen von mir weisen. Die Besten, die Geradesten, die Aufrichtigsten sollen mir die Liebsten sein. Die will Ich für meine wahren Freunde halten, die Mir die Wahrheit sagen, wo sie mir missfallen könnte.“ Durch sein ganzes langes Leben, das wissen wir, ist Prinz Wilhelm diesen Lebensregeln auch als König und Kaiser treu geblieben.

Im Jahre 1827 äussert sich Freiherr von Gagern über den Prinzen: „Die edelste Gestalt, die man sehen kann, der Imposanteste von allen. Dabei schlicht und ritterlich, munter und galant, doch immer mit Würde.“ — Welche Wandlungen hat Kaiser Wilhelm durchgemacht, welche Schicksale erlitten! Wie ist er verehrt, geliebt worden! Aber auch der Hass hat nicht gefehlt. Wir älteren Männer erinnern uns noch lebhaft des

Jahres 1848, als dem damaligen Prinzen von Preussen so unverdientes, hartes Leid zugefügt wurde.

Die schwere Erkrankung König Friedrich Wilhelms IV. 1858 führte den Prinzen Wilhelm an die Spitze der Regierung als Prinz-Regenten. 1861 bestieg er als König Wilhelm I. den Thron. „Meine Pflichten für Preussen“, sagte er unter anderem in der Proklamation „An mein Volk“, „fallen mit meinen Pflichten für Deutschland zusammen.“ Es kamen die bitteren Jahre des Konflikts; es kam der Krieg mit Dänemark 1864, der Krieg mit Oesterreich 1866, der zur Einverleibung Hannovers, des Kurfürstentums Hessen und des Herzogtums Nassau führte.

Wie schwer es den einverleibten Staaten wurde, sich in die vollendete Thatsache zu fügen, ist uns noch in lebhafter Erinnerung. Und da ist es die Persönlichkeit des greisen Königs gewesen, die soviel zur Ausöhnung beigetragen hat.

Im Sommer 1869 war ich in Kassel. Ich wurde im Gasthof mit einem Professor aus Nürnberg bekannt, der die durch die neue Verwaltung wieder zugänglich gemachte berühmte Gemäldegalerie studierte. Ich fragte ihn, ob er — es war Sonnabend — den folgenden Tag mit nach Wilhelmshöhe fahren wolle, er könne dort auch den gerade anwesenden König sehen. Kurz abweisend erwiderte der Professor, nach dem trage er kein Verlangen. Ich fuhr also allein nach Wilhelmshöhe. Oben am Riesenschloss traf ich doch meinen Nürnberger Bekannten. Gleichsam sich entschuldigend meinte er, da er doch einmal in Kassel sei, wolle er doch auch die weltberühmten Wasserkünste in Wilhelmshöhe nicht versäumen.

Als wir noch zusammen sprachen, kam der König angefahren. Unwillkürlich trat der Nürnberger näher und — fort war das Interesse für die Wasserkünste! Er hatte nur Augen für den König; er folgte dem langsam fahrenden Wagen — unten trafen wir uns wieder und leuchtenden Auges sagte er: „Ja, diesen Mann muss man sehen, da ist jeder Zoll ein König!“

Ich fuhr weiter nach dem Rhein. Unterwegs musste ich das Schelten der mitfahrenden „Musspreussen“ — so nannten sich die Hessen und Nassauer — über das neue schneidige preussische Regiment mit anhören. Da kam die Rede auf den König, der sich zum Manöver bei Frankfurt a. M. begeben hatte. „Ja, das ist ein Mann“, hiess es da, „vor dem muss man Respekt haben. In der Nacht reist er nach Frankfurt, fährt sofort zum Manöverfeld, setzt sich aufs Pferd, der alte Herr reitet viele Stunden lang unermüdlich — ja, das ist unser Mann!“

Im Königsschloss zu Versailles, das einst Ludwig XIV. mit ungeheuren Kosten erbaut — jener König, der den Grossen Kurfürsten um die Frucht seiner Kämpfe und Siege gebracht hatte, wird am 18. Januar 1871 König Wilhelm unter jubelndem Zuruf zum deutschen Kaiser ausgerufen! Und der König übernimmt die kaiserliche Würde „in dem Bewusstsein der Pflicht,

in deutscher Treue die Rechte des Reiches und seiner Glieder zu schützen, den Frieden zu wahren, die Unabhängigkeit Deutschlands zu stützen und die Kraft des Volkes zu stärken.“ — „Uns und unseren Nachfolgern in der Kaiserwürde“, lautet der Schluss der Kaiserproklamation, „wolle Gott verleihen, allezeit Mehrer des deutschen Reiches zu sein, nicht in kriegerischen Eroberungen, sondern in den Werken des Friedens auf dem Gebiete nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung“. Wir wissen, mit welcher Treue der hochselige Kaiser gehalten hat, was er versprochen.

1897! Seit neun Jahren ist der alte Kaiser neben den erlauchten! von ihm so heiss geliebten Eltern in die Gruft gebettet. Viel Leid, aber auch viel Freude hatte er seit dem so glorreich beendeten Kriege noch erlebt. Sein neunzigster Geburtstag ist ein Freudentag für das ganze deutsche Volk gewesen. Und nicht hat der so Hochbetagte gerastet im Sorgen und Wirken für das Volk. Selbst auf dem Krankenbette hat er keine Zeit gehabt, müde zu sein. Die Nachricht von seinem Hinscheiden war vom Reichskanzler im versammelten Reichstag mit stockender Stimme verkündet worden. Er hatte mit den Worten geschlossen: „Die heldenmütige Tapferkeit, das nationale, hochgespannte Ehrgefühl und vor allen Dingen die treue, arbeitsame Pflichterfüllung im Dienste des Vaterlandes und die Liebe zum Vaterlande, die in unserm dahingeschiedenen Herrn verkörpert waren, mögen ein nie zerstörbares Erbteil unserer Nation sein, welches der aus unserer Mitte geschiedene Kaiser uns hinterlassen hat.“

Aber ein noch schöneres Denkmal hat Fürst Bismarck einem Herrn und Kaiser noch bei dessen Lebzeiten gestiftet, als der fluchwürdige Angriff auf dessen teures Leben geschehen war. In der Reichstags-sitzung vom 9. Oktober 1878 nennt er ihn einen Monarchen, „der mehr als irgend ein lebender — ich möchte wohl sagen, auch als ein der Vergangenheit angehöriger — mit Einsetzung seines Lebens, seiner Krone, seiner monarchischen Existenz gethan hat, um die Wünsche und Bestrebungen seiner Nation zu verwirklichen, der dies mit einem gewaltigen Erfolge und dabei doch ohne jede Überhebung gethan hat, der dabei ein milder, volksfreundlicher Regent geblieben ist.“ —

Also 1897! Das Jahr, in dem vor hundert Jahren Kaiser Wilhelm geboren wurde! Der Geburtstag wird als ein Freuden- und Festtag von allen guten Deutschen in der ganzen Welt gefeiert werden. Keinem Monarchen, ja keinem sterblichen Menschen, soweit ich mich in der Geschichte umschaue, sind so viele Denkmäler errichtet worden, als Kaiser Wilhelm, und noch immer erheben sich neue und wetteifern in künstlerischer Vollendung und Grossartigkeit mit den schon geschaffenen.

Aber nur wenige Tage, und es wird in unserer Stadt von jenem gewaltigsten Denkmal die Hülle fallen, das vor dem alten Königs-, jetzt Kaiserschloss errichtet, worden ist.

Wilhelm der Grosse! Zum erstenmal lesen wir in unlöslicher Schrift diesen Namen: der Grosse! In der Mitte zweier anderer grossen Fürsten aus dem Hohenzollernhause steht das Denkmal. Dort rechts auf der Brücke das herrliche Reiterstandbild des Grossen Kurfürten, der aus dem niedergetretenen, ausgesogenen kleinen Land durch seine Schöpferkraft ein blühendes Reich geschaffen, der als gewaltiger Kriegsherr nicht allein den preussischen, sondern auch den deutschen Namen wieder zu Ehren gebracht hat. Und links Friedrich der Grosse, umgeben von den Männern, die ihm die Schlachten gewinnen halfen, die ihn unterstützten im Friedenswerk. Was er geleistet, geschaffen, davon wird man noch nach Jahrhunderten singen und sagen! Und nun das Denkmal des grossen preussischen Königs und deutschen Kaisers Wilhelms I!

Die Geschichte ist karg mit der Bezeichnung: der Grosse. Die Männer, die sich diesen Ehrentitel erworben haben, lassen sich rasch zusammenzählen.

Nur zwei grosse Kaiser kannte bis jetzt die deutsche Geschichte: Karl den Grossen und Otto den Grossen. Beide waren Einiger Deutschlands, beide erhoben das deutsche Volk zu nie geahnter Höhe. Und nun der dritte Einiger, unter dessen mildem Scepter die deutschen Fürsten sich geeint haben, sodass Deutschland, das vorher so zerrissen war, eine Macht geworden ist, die nur Gott fürchtet, sonst niemand.

Wir, die noch Lebenden, die all das Wunderbare, das Kaiser Wilhelm mit seinen Palatinen, dem eisernen Kanzler Bismarck, dem Schwertschärfer Roon, dem Schlachtendenker Moltke und andern geschaffen in einem Lebensalter, das andere sterbliche Menschen zur wohlverdienten Ruhe einladet, mit erlebt, jeder in seinem bescheidenen Teil mit erarbeitet, mit erkämpft hat, wir nennen freudig den Kaiser, dessen hundertjährigen Geburtstag mitzufeiern uns vergönnt ist, Kaiser Wilhelm den Grossen!

Zur Geschichte der Kurfürstenbrücke in Berlin.

(Vergl. die Beiträge im Monatsblatt Bd. V S. 87 und S. 382.)

Bei dem Abbruch der früheren „Langen Brücke“, deren Neubau seit dem 9. Mai 1896 „Kurfürstenbrücke“ benannt worden ist, wurde am 19. Juni 1894 eine hinter der obersten Schicht einer Cartouche auf der Nordseite der Brücke eingemauerte Flasche mit folgendem Inhalt gefunden:*)

*) Dies Vermauern der Flasche gehört in weiterem Sinne unter die im Monatsblatt IV S. 250 folg. von mir besprochenen „Bauopfer“, von denen manche wie im vorliegenden Falle der Kurfürstenbrücke, gleichzeitig das Erhalten der Erinnerung an Personen und Ereignisse abzwecken, ähnlich wie dies bei den Grundsteinlegungen der Fall ist.

1. Ein Doppel-Folio-Bogen mit nachstehender Aufzeichnung:

„Im Laufe des Sommers 1867 wurde die Lange Brücke einem Erweiterungsbau und einer damit verbundenen Restauration unterzogen. Diese Erweiterung wurde in der Weise ausgeführt, dass die alten 10—12“ starken Granitplatten abgenommen und durch neue 8“ starke ersetzt wurden, die über das Gesims hinausragen. An Stelle der 16“ breiten eisernen Geländerpfeiler treten neue Säulen und das Geländer selbst wurde möglichst nach vorn gerückt. Es ist dadurch eine Verbreiterung der Fahrbahn um 5' und eine Tieferlegung des Bürgersteiges um 8“ resp. 11“ erreicht. Mit dem Bau einer Interimsbrücke wurde am 6. Mai begonnen, mit dem Umbau der massiven am 1. Juli und steht die Vollendung der letzteren mit dem Schluss des Monats zu hoffen.

Bei dem Bau waren betheiligt:

Ausführender Baubeamter Herr Baurat Schrobitz,*)

Als Bauleitender der Unterzeichnete,

Als Werkmeister resp. Lieferanten

Herr Steinmetzmeister Zeidler,

„ Maurermeister Rabitz,**)

„ Fabrikbesitzer Egells,

„ Cementfabrikant Moeveseck.

Berlin, den 24. October 1867.

gez. Weyer,
Bauführer.“

2. Zwei zusammengehörige Bogen mit folgender Aufzeichnung:

„1867

wurden diese 6 Wappen renovirt durch die Bildhauer Julius Heigiss aus Schwabenland (Stuttgart) und Karl Müller aus Berlin (Ehemaliger Unteroffizier der 2. 6^{ten} Gardie-Batterie, Inhaber des Militär-Ehrenzeichens I. Klasse, der Medaille 1866. Derselbe machte den Feldzug gegen Oesterreich mit und arbeitete nach seiner Entlassung aus dem Militärdienst im Atelier des Bildhauers Herrn Selbach. Letztgenannter Herr übernahm die Ausführung dieser 6 Wappen und wurden dieselben unter Leitung des Herrn Selbach durch Kollege Heigiss und mich ausgeführt.

Karl Müller,
Bildhauer.

Kollege Heigiss befindet sich in Berlin, um seine Studien zu vollenden.

*) Baurat Schrobitz, ein bei vielen fiskalischen Bauten beteiligter Beamter ist in hohem Alter vor einigen Jahren gestorben.

***) Rabitz, bekannt geworden durch die nach ihm benannten Rabitz-Wände überputztes Gitterwerk, welches trotz seiner Dünne und Leichtigkeit recht haltbar ist und, wie zahlreiche Bauten auf der Berliner Gewerbe-Ausstellung im Jahre 1896 erwiesen, die Ausführung selbst grossartiger Bauten in kurzer Zeit und mit verhältnissmässig geringen Kosten ermöglicht.

„Längst werden wir wohl Staub und Asche geworden sein, wenn unsere Nachfolger dies finden.“

Berlin, den 24. October 1867.

Julius Heigiss. C. Müller.

Möge Deutschland unter Preussens Führung ein Kaiserreich geworden sein, wenn diese Papiere wieder zu Tage treten. Dies sind die Wünsche, die heut' einem jeden Deutschen beseelen.“

3. Ein Porträt (Bleistiftzeichnung), den Bildhauer Karl Müller darstellend, mit der Unterschrift: Angefertigt Otto Geyer. 12. September 1857.

4. Ein desgl. mit der Unterschrift Jul. Heigiss. 23 Jahre.

Das Ganze wurde dem Märkischen Provinzial-Museum überwiesen.

Der Schriftsatz vom 24. Oktober 1867, dessen patriotischer Wunsch 1870/71 vollinhaltlich erfüllt worden, ist für Berlin und die Berliner Verhältnisse recht charakteristisch: selbst das, was auf Jahrhunderte hinaus für bestandhaltig und unverletzlich angesehen wird, vor allem ein öffentlicher und staatlicher Monumentalbau, gewährleistet dies nicht, wird vielmehr kurzer Hand ebenso mitleidslos fortgerissen, wie bereits ein Teil der Bauten in Berlin aus den sechziger und siebziger Jahren dieses Jahrhunderts. Hoffentlich sind die Herren Bildhauer Karl Müller und Julius Heigiss inzwischen noch nicht „Staub und Asche geworden“, die Verewigung aber, welche sie durch die Urkundenhinterlegung im Brückenbauwerk anstrebten, möge ihnen hierfür durch das Monatsblatt der Brandenburgia zu teil werden.

E. Friedel.

Kleine Mitteilungen.

Die Stadtgemeinde Berlin und die herrenlosen Erbschaften. Durch Verleihungsurkunde des Kurfürsten Joachim I. vom 27. Dezember 1508 wurden dem Landesherrn bzw. dem Fiskus nur die Erbfälle von „unächten und fremden Leuten“ vorbehalten, im Übrigen das Recht der Stadtgemeinde Berlin auf die herrenlosen Erbschaften anerkannt. Über den Umfang des Erbrechts der Stadt wurde in mehreren Prozessen u. A. Folgendes festgestellt:

1. das Privileg der Stadt ist auf das Ganze, nicht lediglich auf das im Jahre 1508 bebaute Weichfeld auszudehnen.
2. Zu den der Stadt zustehenden Nachlässen gehören auch die von verschollenen und demnächst für tot erklärten Civil- und Militär-Personen.
3. Die herrenlosen Erbschaften der Juden gehören dem Fiskus, nicht der Stadtgemeinde Berlin.

Im übrigen bilden diese Erbschaften seit 1885/86 nur einen durchlaufenden Posten der Kämmerei-Verwaltung, da sie, soweit solche seit dem 1. April 1885 eingehen, von den Gemeindebehörden der Armen-Direktion zur Verfügung gestellt und demgemäss am Schluss jeden Jahres der Hauptstiftungskasse überwiesen werden.

E. Fr.

Scharren-Zins der Stadt Berlin. In alter Zeit waren mehrere Plätze und manche Strassen Berlins mit Scharren für Fleischer, Fischer pp. bedeckt, wie dies z. B. die bekannten Rosenbergschen Kupferstiche aus der friderizianischen Zeit deutlich erkennen lassen, vgl. den Neuen Markt, den Spittelmarkt, den Hausvoigteiplatz, den Köllnischen Fischmarkt u. s. f. Der zunehmende Verkehr liess das Polizei-Präsidium und den Magistrat auf die Forträumung dieser Verkehrshindernisse mehr und mehr Bedacht nehmen. Nachdem die letzten Scharren an öffentlichen Strassen und Plätzen im Jahre 1886 verschwunden sind, existieren nur noch sechs Scharren auf einzelnen Privat-Grundstücken mit der Verpflichtung einer jährlichen Gesamtabgabe von 71 Mk. an die Stadthauptkasse. Die Scharrenstrasse erhielt ihren Namen von den Scharren, welche früher in der Breiten Strasse standen und 1667 an das Köllnische Rathhaus verlegt wurden. Von der Breiten bis Brüderstrasse hiess die Strasse früher „Hinter den Brodscharren“. Anfang des 18. Jahrhunderts wurde sie in ganzer Ausdehnung wegen der benachbarten Petrikirche „Kirchgasse“ genannt. Nach dem Brand der Petrikirche 1730 bekam die Strasse in ganzer Ausdehnung den Namen „Scharren-Strasse“. Vergl. H. Vogt, die Strassennamen Berlins. 1885. S. 81. E. Fr.

Erbzins der Stadtgemeinde Berlin. Einen Erbzins bezieht dieselbe vermöge des Rechts, aus den städtischen Lehm- d. h. diluvialen Ziegelerde-Bergen in der Feldmark Glindow, bei unserem Vorortstädtchen Werder, Kreis Zauche-Belzig, Ziegelerde zu graben, welches anderweitig verpachtet ist. E. Fr.

Wasserzins der Stadtgemeinde Berlin. Ein solcher wird an die Kämmereikasse entrichtet für die Fischerei-Berechtigung auf der Ober- und Unterspree. Für die letztere — von der Schleuse ab gerechnet — zahlen 6 Fischer jährlich 25,80 Mk., für erstere werden 60,75 Mk. entrichtet. Das Rechtsverhältnis betreffend den Oberspree-Wasserzins ist seit 1858 dahin geregelt, dass das Kgl. Domänen-Rentamt gemeinschaftlich mit dem Magistrat das Recht zum Fischfang an die Fischerinnung verpachtet und dass die Stadt die Hälfte des Jahrespachtzinses d. h. 60,75 Mk. erhält. Die neuerlich seit dem Jahre 1893/94 gegen die Vorjahre eingetretene Verschiedenheit (158,57 gegen 184,37 Mk.) beruht darauf, dass die zur Fischerei auf der Unterspree Berechtigten den jährlichen Wasserzins von 25,80 Mk. durch Zahlung eines Kapitals von 462,60 Mk. abgelöst haben. E. Fr.

Der Tabakbau in der Provinz Brandenburg hat in diesem Jahre eine Vermehrung erfahren, grösser als in jedem anderen Bezirke des Deutschen Reiches. Während die Anbaufläche in ganz Deutschland gegen das Vorjahr um 990 Hektar grösser geworden ist, kommen auf unsere Provinz allein 527 Hektar. Im Ganzen sind in der Mark jetzt 2992 Hektar mit Tabak bebaut; das ist der achte Teil des gesamten in Deutschland mit Tabak bebauten Gebietes. In den 24 Jahren 1871 bis 1894 wurden in der Provinz Brandenburg nicht weniger als 840 490 Doppelzentner Blätter im Werte von nahezu 34 Millionen Mark geerntet; der Steuerbetrag ist hierbei nicht mitgerechnet. Angebant wird in erster Linie der spitzblattige, daneben auch

der rundblattige Pfälzertabak. Der Steuerertrag der 1894er Ernte beläuft sich in der Provinz auf 1 458 160 Mk., hiervon entfallen nicht weniger als 1 132 645 M. auf den Bezirk Prenzlau (Uckermark); Frankfurt a. O. brachte 267 893 Mk., Eberswalde 32 921 Mk., Lübben 22 985 Mk. an Steuer auf. Bemerkenswert ist, dass die Zahl der kleinen Pflanzler sich immer mehr verringert. Während es 1880 noch 16 562 Tabakpflanzler in der Provinz Brandenburg gab, beläuft sich ihre Zahl gegenwärtig nur auf 6869. Im Durchschnitt entfällt jetzt auf jeden Pflanzler eine Anbaufläche von 43,6 Ar gegen 12,3 Ar im Jahre 1880. — Vgl. hierzu die Angabe im Monatsblatt III, S. 79 für 1891/92. Berlin, Dezember 1896. E. Fr.

Drei Beiträge zur neuesten Mythenbildung in Berlin.

I. Berlin N., Gartenplatz. Wenn man nachts zwischen 12 und 1 Uhr über den Gartenplatz geht, sieht man oft im Innern der neuen katholischen Sebastiankirche ein Licht, das bald an dem einen, bald an einem andern Fenster erscheint. Das kommt von der Laterne, welche die „alte Meyern“ in der Hand trägt. Die alte Frau irrt verzweifelt in der Kirche von einer Stelle zur andern, sucht Ruhe und findet sie nicht. Seit die neue Kirche gebaut ist, weiss man nicht mehr genau, wo die Grabstätte gewesen ist; es sieht eben jetzt ganz anders aus auf dem Gartenplatz als ehemals.*)

Mitgeteilt durch einen Schüler der 88. Gemeindeschule, der das Licht gesehen haben will. O. Monke.

II. Die Glocken der katholischen Sebastiankirche sollen nachts zuweilen von selber in einzelnen Schlägen ertönen. O. Monke.

III. Der Krebs am Turm der katholischen Sebastiankirche. Als die Sebastiankirche gebaut wurde, hat ein frommer Mann grosse Summen gespendet, damit auch der Turm recht hoch gebaut werden könne. Der Mann hiess Krebs, und um ihn zu ehren, hat man einen Krebs in Stein hauen lassen und diesen steinernen Krebs an der Südseite des Turmes zum ewigen Gedächtnis angebracht.

Leider ist das Bildwerk mit blossem Auge nicht zu erkennen.**)

O. Monke.

Angebliche Erwähnung der Stadt Brandenburg a. d. H. im Jahre 90.
In der Heimatkunde hat auch die Sage ein Recht, das Wort zu verlangen.

*) Das letzte feststehende Hochgericht in Berlin befand sich bis zum 5. Juli 1842 auf dem heutigen Gartenplatz — ehemals mit seiner Umgebung eine dürre Sandebene. Hier wurden zuletzt im Jahre 1813 Horst und seine Zuhälterin Delitz auf einem Scheiterhaufen lebendig verbrannt. Hier auch fand die letzte Hinrichtung mit dem Rade am 2. März 1837, und zwar von unten herauf, an der Wittwe Meyer wegen Ermordung ihres Ehemannes statt. Hier endlich wurde im Jahre 1839 die letzte Hinrichtung mit dem Beile an dem Mörder Gurlt vollzogen. (Ferd. Meyer, Die Richtstätten und Criminal-Justizflüge in Berlin. „Bär“ III. Berlin 1877, S. 232.) Die spukende „alte Meyern“ ist die hier aufgeführte Gatten-Mörderin.

***) Die feierliche Grundsteinlegung der Sebastiankirche fand durch den Kardinal und Fürstbischof von Breslau, Dr. Kopp am 3. Dezember 1890, die Einweihung im Jahre 1893 statt. Der Grund und Boden der Kirchbaustelle ist im Eigentum der Stadtgemeinde Berlin verblieben, die katholische Kirchengemeinde hat aber so lange, als das Kirchengebäude besteht, ein superficiarisches Recht auf die Area der Kirche.

So möge denn auch die Erzählung von dem angeblich aus Brandenburg vertriebenen Juden Gebra, wenn sie auch ganz ungeschichtlich ist, in unserer Brandenburgia mitgeteilt werden, zumal sie in unserer Provinz, wie es scheint, ganz unbekannt oder übersehen worden ist.

Es wird erzählt: Vor etwa 1000 Jahren lebte in der Mitte zwischen den jetzigen Ortschaften Ober- und Nieder-Gebra in Thüringen ein Fischer, der sich kümmerlich von seinem in der Wipper betriebenen Gewerbe nährte. Daneben lieferten ihm Wald und Feld in der Nähe ihre Erzeugnisse. Aber trotz der Fruchtbarkeit hauste ausser dem Fischer keine Menschenseele in der Gegend. Da traf es sich im Jahre 911, dass ein Jude Namens Gebra aus seiner Vaterstadt Brandenburg a. d. Havel flüchten musste und nach vielen Mühsalen und Irrfahrten in das Wipperthal gelangte. Von der Anmut und Fruchtbarkeit desselben überrascht, beschloss Gebra sich hier niederzulassen und baute in geringer Entfernung von einander zwei Höfe, um welche sich später die beiden nach ihrem Erbauer Gebra genannten Ortschaften bildeten. Die eine Niederlassung wurde „Blauer Hof“ genannt, das erste Haus in Nieder-Gebra, während sich um den andern Hof, wie angedeutet, allmählich Ober-Gebra ausbaute.

Ob diese Erzählung irgend einen geschichtlichen Hintergrund hat, ist schwer zu sagen. Die Jahreszahl 911 erscheint als eine sehr bedeutsame, da in diesem Jahre der letzte Karolinger Ludwig das Kind (899—911) stirbt und Konrad I. von Franken (911—918) zur Regierung kommt. Aber erst unter seinem Nachfolger, dem ersten sächsischen Kaiser Heinrich I. (919—936) wird bekanntlich Brandenburg und zwar im Jahre 927*) genannt, in welchem die Deutschen zur Winterszeit die alte Wendenveste erobern, denn dass der Ort damals schon uralt war, daran zweifelt niemand. Es wäre also von Wichtigkeit, falls sich das Jahr 911 bewahrheiten liesse; ich bin dem gegenüber aber völlig ungläubig, halte die angebliche Überlieferung für eine müssige Gelehrten-Erfindung und muss den sächsischen bzw. thüringischen Altertumsvereinen überlassen, anzugeben, wie dieselbe entstanden ist. Dass übrigens damals und noch viel früher unter den heidnischen Slaven jüdische Händler verkehrten, habe ich an anderer Stelle ausführlich berichtet.**)

Herr Lehrer F. Krönig in Bremen, der die Gebra-Sage in „Aus der Heimat“, den leider seit Beginn des Jahres 1897 eingegangenen Sonntags-

*) Vergl. O. Tschirch: Brannibor und Sgorzelica. Ein Beitrag zur Geschichte des Namens Brandenburg. Monatsblatt 1896/97. V. S. 276 figd. — Andere nennen 928 als das Eroberungsjahr, vergl. z. B. M. W. Heffter: Geschichtl. Nachrichten von Brandenburg und dessen Altertümern, 1840 S. 8. — An Brandenburg im Grossherzogtum Sachsen (Witzschel, Sagen aus Thüringen, I, 108, 110, 112) ist nicht zu denken. Die Sage von dem brandenburgischen Juden Gebra befindet sich u. A. in Fr. Krönig: Sagen aus der Grafschaft Hohenstein (1, Wie die Gebradörfer gegründet wurden.). Abgedruckt in dem leider mit Dezember 1896 eingegangenen Sonntagsblatt des Nordhäuser Kourier „Aus der Heimat“ vom 8. November 1896.

***) E. Friedel: Die Hacksilberfunde. Hervorragende Kunst- und Altertums-Gegenstände des Märkischen Provinzial-Museums in Berlin, Berlin 1896. Verlag von Dr. E. Mertens & Cie. S. 7 und 8.

beilage des Nordhäuser Kourier, Dez. 1896, mitteilt, schreibt mir darüber nachträglich am 22. Jan. 1897: „Die fragliche Sage verdanke ich dem Weber Kilian zu Ober-Gebra, einem schlichten und simpeln Manne, der ein besonderes Interesse an der Vergangenheit seines Wohnortes hat. Er hat diese sowie noch andere Sagen einem Buche entnommen, das jetzt nicht mehr vorhanden ist. Um mich zu vergewissern, dass er sie wirklich einmal gelesen habe, liess ich mir diese Sage etlichemal erzählen und immer gab er dasselbe Datum und dieselben Namen an. Nur muss ich bemerken, dass er Brandenburg „Brennabor“ nannte. Wenn ich im laufenden Sommer, will's Gott, wieder in meine Heimat komme, werde ich noch einmal Nachforschungen nach dem Sagenbuche anstellen und ich werde nicht verfehlen, die Ergebnisse Ihnen mitzuteilen. Sollten Sie die Sage von der Gründung der Gebra-Dörfer irgendwie verwenden können, so thuen Sie es in Gottes Namen.“ —

Falls einem unserer Leser die literarische Quelle jener Erzählung, welche durch die Einfügung des verdächtigen Wortes „Brennabor“*) um nichts verlässlicher wird, bekannt ist, wird um gefällige Mitteilung gebeten.

E. Friedel.

Jährlicher und täglicher Gang des Niederschlages in Berlin N. nach zwölfjährigen Aufzeichnungen eines registrierenden Regenmessers auf dem Dache der landwirtschaftlichen Hochschule (26 m Höhe). Herr R. Börnstein veröffentlicht im 14. Jahresbericht der Berliner Meteorologischen Gesellschaft folgendes. Die Regenhöhe (in Millimetern) und die Regenhäufigkeit (in Stunden) haben einen gleichmässigen jährlichen Gang, sie steigen und fallen zusammen mit Ausnahme der letzten Monate. Im Sommer zeigt die Niederschlagsmenge ein Maximum, die Häufigkeit aber ein Minimum, d. h. die Regenfälle sind im Sommer seltener, aber ergiebiger als in der kalten Jahreszeit. Bemerkenswert sind noch die beiden Maxima der Häufigkeit im März und Oktober, welchen sekundäre Maxima der Menge entsprechen; der April hat nur eine geringe Regenhäufigkeit und wird hierin nur vom August und September übertroffen. — Bezüglich des täglichen Ganges lässt der Niederschlag Maxima am frühen Morgen und am Nachmittage erkennen, ungefähr zur Zeit der beiden täglichen Temperaturextreme; das Morgenmaximum tritt mehr im Winter, das Nachmittagsmaximum vorzugsweise im Sommer hervor; im Sommer pflegt einige Stunden nach dem Nachmittagsmaximum noch ein drittes Maximum zu folgen, welches in den Wintervierteljahren nur schwach angedeutet ist. Nat. Rundschau 1897, S. 234.

Fragekasten.

F. A. Die Schwäne und Enten in den Berliner Gewässern. Die Schwäne sind ausnahmslos der Species des Höckerschwanes, *Cygnus olor* Linné angehörig, der Singeschwan (*Cygnus musicus*) mit steiferer Haltung des Halses und gelber Färbung über dem Schnabel, der Schwan der Dichter,

*) Siehe: Tschirch a. a. O. S. 277 und Richard Schillmann: Geschichte der Stadt Brandenburg a. d. H., 1882, S. 21 figd.

von dem seit Jahrtausenden die Sage geht, dass er im Tode singe, ist im domesticirten Zustande in unseren Gewässern nicht vertreten. Nach brandenburgischem Jagdrecht sind die Schwäne Regal der Krone, dürfen also von den sonst zur Wasserjagd Berechtigten nicht erlegt werden. Die Exemplare, welche sich im Tiergarten auf den Gewässern bei den Rousseau-Inseln und im Neuen See befinden, werden abgezählt dort ausgesetzt. Die sonstigen Schwäne der Spree in Berlin sind Herumstreicher, welche sich aus den Havelgewässern zwischen Spandau und Brandenburg hierher ziehen, teils solche Exemplare, bei denen die Flügelverschneidung nicht der Art, um das Fliegen völlig zu verhindern, ausgeführt ist, teils andere Tiere, die der etwas grausamen Operation sich geschickt zu entziehen gewusst haben. Über die Schleuse beim Schloss gehen diese eingewöhnten Schwäne im allgemeinen nicht hinaus. Ganz ausnahmsweise kommt es vor, dass welche ausserhalb und stromaufwärts der Oberbaumbrücke in die Spree einfallen. Sonderbarer Weise pflegen die Tiere sich dort nicht lange zu halten; sie verschwinden bald wieder. Die Gründe hierfür sind nicht ganz sicher festzustellen.

Wilde Enten, sämtlich zur Species *Anas boschas* Linné gehörig,*) haben sich erst seit etwa 30 Jahren im Tiergarten und auf der Spree niedergelassen. Sie werden im Tiergarten an bestimmten Stellen gefüttert, haben in der Nähe auch geschützte Brutstellen; das führt sie immer wieder dorthin. Da diese Wildenten vortrefflich fliegen können, so sind sie in ihren Bewegungen gar nicht behindert und unternehmen oft, namentlich abends, weite Flugpartien. Das Betteln verstehen sie aus dem Grunde. An der Bellevue-Brücke sah ich unlängst ihrer gegen vierzig diesem Geschäft obliegen. Bevorzugte Almosenstellen der Wildenten sind auch im Kanal an der Potsdamer und an der Halleschen Brücke.

Die schlaunen Tiere lassen sich hier durch den Lärm der Grossstadt nicht beirren. Dabei sind sie stets wohl aufmerksam und verschlagen, lassen sich auch von Knaben, die sie mitunter mit Fäden, an die der Köder gebunden ist, zu erangeln suchen, nicht so leicht berücken.

Besungen hat übrigens J. W. L. Gleim**); den Schwan und die Ente der Spree bereits in der fridericianischen Epoche. Das Gedichtchen lautet:

Der Schwan und die Ente.

Ein edler Schwan, so weiss wie Schnee,
Bereiste seinen Strom, die Spree,
Mit ausgespannetem Gefieder.

Ein' Ente schwamm ihm nach. „Gevatter!
Vetter Schwan!“

Fing sie sogleich zu schnattern an,
„Singt ihr denn keine Lieder?
„Ihr schweigt, ich weiss in Wahrheit nicht warum?
„Seid ihr denn etwa stumm?“

*) Auch Märzente genannt, die Stamm-Mutter unserer Hausente.

**) Johann Wilhelm Ludwig Gleim, geboren am 2. April 1719 zu Ermsleben bei Halberstadt, † am 18. Februar 1803, begraben in seinem Garten zu Halberstadt. Das Gedicht vom Schwan und der Ente dürfte bereits um 1750 gedichtet worden sein.

„Frau Ent“, antwortete der Schwan,
 „Weil wie die Nachtigall ich doch nicht singen kann,
 „So schweig ich lieber
 „Und wundre mich darüber,
 „Dass ihr mit eurem Schnatterton
 „Nicht schweigt! Bekommt ihr Lohn?
 „Ihr singt, ich weiss in Wahrheit nicht warum?
 „Seid ihr denn etwa dumm?“
 „Was?“ sprach die Ente, „dumm wär' ich?
 „Bekümm're dich um dich.“
 Sie schnatterte viel Schimpf;
 Der Schwan sprach nicht ein Wort
 Und setzte seine Reise fort.

Dergleichen Unterredungen mag Schwan und Ente mitunter noch jetzt in Berlins Gewässern führen. Jedenfalls sind die Tiere gegeneinander futterneidisch, und suchen die Schwäne die unverschämten Enten mitunter durch Flügelschlag und Schnabelbiss fortzujagen. Dies hält aber die letzteren nicht ab, sich nach kurzer Zeit wieder an die Futterstellen heran zu drängen. Im Sommer sieht man nicht selten in den einsameren Teilen des Tiergartens Wildenten, meist sind es Enteriche, auf dem Lande sich watschend ergehen.

E. Friedel.

Bücherschau.

Handbuch der Anstalten und Einrichtungen zur Pflege der Wissenschaft und Kunst in Berlin. Zusammengestellt unter Benutzung amtlicher Quellen von Wilh. Spielmann, Rechnungsrat im Kultusministerium, Berlin, Mayer & Müller 1897, 8°, 361 S. Preis 2,50 Mk.

Das Buch kann nur warm empfohlen werden, nicht allein Fremden, sondern auch Einheimischen, es begnügt sich nicht mit dem blossen Aufzählen der verschiedenen Anstalten, Einrichtungen, Vereine, Publikationen etc., sondern beleuchtet auch kurz und knapp den Umfang ihrer Thätigkeit, ihre Zusammensetzung, ihre Hilfsmittel, ihre geschichtliche Entwicklung u. a. Es ist unmöglich aus der Fülle des Stoffes Einzelheiten herauszugreifen, es mag genügen darauf hinzuweisen, dass das Buch ein zuverlässiger Ratgeber ist, der trotz des Umfanges des Materials durch die Anordnung desselben ein schnelles Orientieren erlaubt.

Zache.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Demminerstrasse 34. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.

4. (2. ausserordl.) Versammlung des VI. Vereinsjahres.

Sonnabend, den 15. Mai 1897, mittags 12 Uhr

in der Ravené'schen Gemälde-Sammlung, Wallstrasse 5-8.

Die Mitglieder und Gäste der Gesellschaft versammelten sich zur angegebenen Zeit zahlreich in dem von Ende & Böckmann im Übergangsstil der Gothik zur Renaissance aus rotem Backstein aufgeführten neuen Prachtbau der Firma Ravené, dessen oberstes Stockwerk die Bildergalerie enthält.

Der II. Vorsitzende, Stadtrat Friedel, eröffnete die Versammlung mit der nachfolgenden Ansprache:

„M. D. u. H.! Als ich am 10. Dezember 1891 den wenige Schritte von hier, seitens unseres Mitgliedes, Herrn Kommerzienrat Spindler, der Stadt Berlin gestifteten Monumental-Brunnen*) namens derselben an Ort und Stelle übernahm, brauchte ich in meiner Dankesrede u. a. die Wendung, dass Berlin zwar eine hervorragend wohlthätige, aber keine hervorragend kunstfreundliche Stadt sei. Die Summen, welche der städtischen Verwaltung seitens einzelner unserer Mitbürger für Werke der barmherzigen Liebe zur Verfügung gestellt werden, ist, so sagte ich, ausserordentlich gross und braucht Berlin in dieser Beziehung den Vergleich mit keiner Stadt zu scheuen. Auch die Zahl kunstsinniger Personen ist sehr gross, wenn man aber unter kunstfreundlichen diejenigen kunstsinnigen Leute versteht, die entweder aus eigenen Mitteln unmittelbar der Stadt künstlerische oder kunstgewerbliche Werke auf den Strassen und Plätzen unserer Gemeinde stiften oder wenigstens mittelbar das ästhetische Empfinden, die Freude am Schönen und die Liebe zur plastischen Kunst, sowie das volkstümliche Verständnis derselben dadurch fördern, dass sie die in ihren Häusern angesammelten Kunstwerke für jedermann zugänglich machen, so ist die Zahl solcher edlen Gönner in Berlin sehr, ja ich möchte sagen, erschreckend gering, zumal wenn man vergleicht, wie viel derartige Personen in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, in England, in Frankreich, in Italien, in Belgien, in den Niederlanden, in der Schweiz und in anderen Ländern genannt werden können.

Dieser Ausspruch drängt sich uns in dieser gastlichen, den bilden-

*) Modellirt nach dem Entwurf des Baurats Böckmann und ausgeführt in poliertem schwedischem Granit.

den Künsten geweihten Kunsthalle, in der von Peter Louis Ravené vor mehr als 50 Jahren angelegten, seither unausgesetzt jedem Gebildeten in der freigiebigsten Weise zugänglichen Gemäldesammlung heut von neuem als richtig und als, Gott sei's geklagt, noch immer zutreffend auf.

Selbst wenn ich Wilhelm von Humboldts unvergleichliche Schöpfung in Schlösschen Tegel,*) weil in einem Berliner Vorort belegen und vorzugsweise von Berlinern besucht, noch in den Kreis hochherziger kunstfreundlicher Gönner mit einbeziehe, so komme ich doch über wenige Namen nicht hinaus. Da ist die Gemäldegalerie des Konsul J. H. W. Wagner, welche der Stifter grossmütig der Königlich Nationalgalerie vermacht hat (seit 1861 daselbst), ferner die Gemäldesammlung des Grafen Raczynski, welche im oberen Stock der Nationalgalerie dem Publikum zugänglich ist; neuerdings wird die Gräfllich Blankenseesche Gemäldegalerie, Unter den Linden 70, genannt, anscheinend aber wenig benutzt, obwohl sie, wenn auch mit besonderer Erlaubnis, täglich von 12—2 Uhr zugänglich ist. Nehmen wir nun noch die Galerie Ravené dazu, so ist der kleine Kreis der im eigentlichen Sinne und im grossen Stile kunstfreundlichen Berliner abgeschlossen und das ist, wie gesagt, beschämend wenig.**)

*) Schlösschen Tegel 1822—24 von Schinkel gänzlich umgebaut und von Wilhelm von Humboldt bis zu seinem Tode bewohnt, vererbt nach einander auf seine beiden Töchter Adelheid von Hedemann († 1856) und Gabriele von Bülow († 1887), jetzt im Besitz einer Tochter der letzteren, Frau von Heintz. Die Kunstschatze sind zumeist durch Wilhelm von Humboldt gesammelt, Antiken, moderne Bildhauerarbeiten und Gemälde.

***) Dass einzelne Donatoren ab und zu die hiesigen Kunstsammlungen durch einzelne Gaben erfreut haben, soll ja nicht verschwiegen, vielmehr gern und dankbar, zumal angesichts der geringen Ankaufsmittel, die den Museen zur Verfügung stehen, anerkannt werden, allein ein Donator ist noch lange kein Maecenas. Ebenso mag der Kunstsammlung (Bilder, Statuen, Möbel, Kleinkunst) des Herrn Hugo Raussendorff, Kurfürsten-Damm Nr. 91, hier gedacht werden, obwohl sie nicht so unbedingt zugänglich ist, wie die vorgenannten Sammlungen, nämlich erst nach eingeholter Erlaubnis des Sohnes, des Herrn Assessor Dr. Hugo Raussendorff. Vergl. das glänzend ausgestattete „Verzeichnis der Kunstsammlung im Hause Raussendorff, zusammengestellt von Dr. Franz Weinitz,“ Berlin 1895. Die Ansicht des Hauses Raussendorff mit der Devise „Ohn' Fleiss, kein Preis“ ist eine Originalradierung von Bernhard Mannfeld. Seite 12 schreibt Dr. Weinitz: „Haus Raussendorff wurde in den Jahren 1889—1891 durch den ausgezeichneten Baumeister Hans Grisebach erbaut. Im Stile der deutschen Renaissance, in Backstein und schlesischem Sandstein ausgeführt, ragt es mit seinem steilen Dache und den spitzen Türmen, nach deutscher Art mit Schiefer eingedeckt, stattlich empor. Parkähnliche Gartenanlagen umgeben es. Nach Norden hinaus geht im Erdgeschoss ein mächtiges Fenster, es giebt dem Bildersaale — der Gemäldegalerie — ein gleichmässiges ruhiges Licht. Was der Herr des Hauses im alten Berlin nur zerstreut und ungünstig unterbringen konnte, hat hier die rechte Stelle, die richtige Beleuchtung erhalten. Jährlich werden neue Kunstwerke den schon vorhandenen zugesellt, hier ein Gemälde, dort ein Marmorwerk, eine Bronze, ein altertümliches Hausgerät.“

Wir wollen uns aber heut desjenigen erfreuen, was uns die mit Lust und Liebe, mit Kunstsinn und Kunstfreundlichkeit geschaffene Ravenésche Sammlung darbietet.

Auf dem älteren Kirchhof der hiesigen französischen reformierten Gemeinde an der Chausseestrasse befindet sich das in Form einer allseits offenen gotischen Halle ausgestaltete Grabdenkmal des Stifters. Nach der Weise Rauchs in der liegenden Statue Friedrich Wilhelms III. im Mausoleum zu Charlottenburg aufgefasst, als ausgestreckte bronzene Mantelfigur von, wie ich bezeugen kann, grosser Gesichtsähnlichkeit. Zwei Engelgestalten knieen zu Füssen der Figur rechts und links. Die Patina ist leider fahl graubräunlich und wirkt deshalb nicht günstig.

Vorn sind die Worte zu lesen:

Peter Louis Ravené
Nat. X. Febr. MDCCLXXXII.
Obiit XXI. Dec. MDCCCLXI.

hinten:

Mercatori
Vindici Libertatis Patriae
Fautori Artium
Liberorum Pietas.

Beerdigt wurde der Kommerzienrat Peter Louis Ravené hier am 4. Januar 1862 unter grosser Anteilnahme, man sah im Trauergefolge den Feldmarschall Wrangel, viele Ritter des eisernen Kreuzes, Vertreter der städtischen Behörden und der Kaufmannschaft. Die Leichenrede hielt der Konsistorialrat Fournier.

Bevor ich nun noch weiter auf den Begründer der Gallerie Peter Louis Ravené eingehe, möchte ich noch ein paar Worte über die Geschichte der Familie sagen. Die Nachrichten gehen bis 1683 zurück, als dieselbe nach Aufhebung des Edikts von Nantes, ihrem evangelischen Bekenntnis getreu, die französische Heimat verliess und vertrauend auf des Grossen Kurfürsten Edikt von Potsdam von Metz aus hier einwanderte.

Der eigentliche Begründer des Geschäfts war der Bürger Albrecht Butzer, welcher am 3. Januar 1722 die beiden Häuser Stralauer Str. 28 und 29 von Gottfried Kayser für 2750 Thaler kaufte und ein Eisengeschäft darin etablierte, wahrscheinlicher ein bereits bestehendes dort hin verlegte. Es geht nämlich die Überlieferung in der Familie, dass vor dieser Zeit auf dem Molkenmarkt eine Verkaufsbude bestanden, in der besonders Schustergerätschaften und Schusterleisten feilgeboten wurden, aus der dann das Eisengeschäft in der Stralauer-Strasse entstanden sei. Der erwähnte Albrecht Butzer war verheiratet mit Elisa-

beth Hofinger und muss um 1736 gestorben sein, da seine Gattin in den Überlieferungen aus diesem Jahre als Wittwe aufgeführt wird. Sie erwarb die Häuser aus der Nachlassmasse am 5. November 1736 für 1900 Thaler und hinterliess, soweit festzustehen scheint, 2 Söhne. Einer von diesen, Samuel Gottlieb Butzer, verheiratet mit Anna Sophie Hentsch, wird als Butzer senior bezeichnet, setzte das Albrecht Butzersche Geschäft fort und hatte eine Tochter Dorothea Elisabeth, geboren den 16. November 1752. Sein Todesjahr steht nicht fest, doch muss er früh verstorben sein, da das Archiv des Berliner Magistrats den Nachweis liefert, dass seine Wittwe die Häuser aus der Erbschaftsmasse erworben hat.

In diesem Butzerschen Geschäft nun war der Vater des Begründers der Gallerie Jacob Ravené, geboren den 20. Januar 1751, als Commis thätig; doch sind uns weder über den Tag seines Eintritts noch über seine Stellung und den Umfang jenes Geschäfts Nachrichten überkommen. Er muss indes in dem Hause sehr wohl gelitten gewesen sein, denn er heiratete die durch ihre Liebenswürdigkeit und Schönheit ausgezeichnete Tochter des Hauses, die 23jährige Dorothea Butzer, am 14. Dezember 1775.

Schon vor der Hochzeit, am 27. November 1775, wurde Jacob Ravené Bürger von Berlin, auch Mitglied der französischen Kolonie und, da uns näheres über den Zeitpunkt der Übernahme des Butzerschen Geschäfts, welches er unter seinem Namen fortführte, nicht bekannt geworden, so müssen wir annehmen, dass solche am 27. November 1775 stattgefunden. Diesen Tag haben wir also als den Tag der Gründung des Handelshauses Jacob Ravené anzusehen.

Über die weitere Entwicklung des Geschäfts berichtet der Geheime Kommerzienrat Louis Ravené gelegentlich des hundertjährigen Geschäftsjubiläums laut der mir im Original-Manuskript vorliegenden Rede am 27. November 1875 folgendes:

„Unter dem 4. März 1788 wurden meinem Grossvater Jacob Ravené laut gerichtlichen Testaments der Wittwe Butzer, die Häuser Stralauer Strasse 28 und 29 für 5000 Thaler zugeschlagen.

Über die mannigfachen Schicksale und Geschieke, welche das Geschäft unter der Führung dieses ersten Ravené betroffen haben, ist auch nur wenig vorhanden. Die Artikel, welche geführt wurden, waren hauptsächlich Eisenwaaren, Stahlwaaren, Nähnadeln und Werkzeuge, welche von Remscheid, Solingen und Schmalkalden per Fuhre bezogen wurden. Auch englische verzinnte Bleche und feine englische Artikel waren nicht ausgeschlossen. Der Bezug der Waaren war damals langsamer und schwieriger, die Umsätze kleiner doch gewinnbringender wie heute. Ich glaube mich zu entsinnen, wie mein seliger Vater mir noch mitgeteilt, dass zu Zeiten auf steyrische und westphälische Stähle, Ambosse und

Schraubstöcke, Stabeisen nur ausnahmsweise, geführt wurden und schon damals eine lebhaftere Verbindung mit der Artillerie-Werkstatt und anderen Königlichen Instituten bestanden habe, die zu jener Zeit auf reinem Vertrauen, nicht auf dem modernen Submissions-Verfahren basierte.

Ausserdem wurden zu jener Zeit die Messen zu Frankfurt an der Oder mit Waren bezogen, welche dort flotten Absatz fanden und, da die Messgeschäfte sich stets auf sehr kurze Zeit zusammendrängten, so mussten auch die Töchter des Hauses, Julie, Minna und Karoline den Handerer besteigen, um den Vater zur Messe zu begleiten, tüchtig mitverkaufen und die Waaren verpacken helfen.

Es ist von Anfang an das redliche Bestreben des alten Jacob Ravené gewesen, seiner Firma diejenige Achtung und das besondere Vertrauen zu erwerben, welche dieselbe in so hohem Masse unausgesetzt genossen hat. Ältere Leute haben mir mitgeteilt, dass sie sich mit Liebe erinnern, diesen würdigen Herrn in den letzten Jahren seiner Geschäftsführung im langen Rock mit Sammetkäpsel auf dem Kopfe und der weissen Thonpfeife im Munde an der Geschäftsthür seines Ladens in der Stralauer Strasse häufig begrüsst und gesprochen zu haben.

Aus den wenigen vorhandenen alten Skripturen lege ich Ihnen hier einige vor. Es ist zunächst eine Briefadresse: „An den vornehmen Kauf- und Handelsmann Herrn Ravené, logirt in der Stralauer Strasse.“ Dann eine Rechnung über Blei und Zink von Friedr. Schlesing aus dem Jahre 1777. Ebensolche über Draht vom 30. Oktober 1784 vom Kgl. Preuss. Hüttenamt Carlswerck bei Neustadt a. d. W. Ferner eine Stahlbestellung vom Messerschmidt J. F. Steinmetz, de dato Crossen 18. Oktober 1778. Einige Frachtbriefe von 1787, die da beginnen „Unter dem Geleite des Höchsten sende per Fuhrmann“ etc. Auch Rechnungen über Schlösser und Blechlöffel aus derselben Zeit. Den Wein, welchen mein Stammvater genossen, bezog er von J. C. Brode aus Stettin, so besagt wenigstens der vorliegende Frachtbrief aus dem Jahre 1787.*)

Vielfältig müssen die Artikel sein, mit welchen schon damals gehandelt wurde, denn mein Grossvater soll sich öfter gerühmt haben, alles und jedes, was man von ihm begehre, beschaffen und liefern zu können. Daraufhin verlangte einstens einer seiner Gesellschaftsfreunde eine Mistgabel in feinem Futteral. Auch diese wurde in aller Eile bestellt und ehe die Gesellschaft sich trennte, zur Stelle geliefert. Dieselbe ist noch dem Hause verblieben.

Die Geschäftsverhältnisse werden nicht immer leicht gewesen sein,

*) Eingeschaltet mag hier werden, dass der Kommerzienrat Peter Louis Ravené von 1845 ab auch unter der Firma Jacob Ravené Söhne & Co. ein Weingeschäft (meist französischer Rotwein) betrieb, welches nach seinem Tode an die Firma C. Souchay überging, die ihr Lager in das Erdgeschoss und den Keller des Köllnischen Rathauses an der Seite der Scharnstrasse verlegte.

besonders nicht in der Zeit der Freiheitskriege, wo drei Söhne meines Grosvaters als freiwillige Jäger mit Auszeichnung im Felde standen, welche alle wohlbehalten, zwei davon mit dem eisernen Kreuz geziert, nach Hause zurückkehrten. Die nach Umständen reichen Unterstützungen, welche der liebende Vater seinen Söhnen im Felde zufließen liess und die sonstigen harten Kriegslasten mögen einen Teil des bereits Erworbenen wohl angegriffen haben, doch blieben die Verhältnisse geordnet und gestatteten ihm ein sorgenfreies Alter nach Aufgabe seiner Geschäfte.

Diese letztere erfolgte mit dem 1. Januar 1824 und besagt uns das unter diesem Datum gedruckte, noch vorliegende Umlaufschreiben, dass Jacob Ravené nach bald 50jähriger Thätigkeit das Geschäft seinen Söhnen Peter und Louis, in Verbindung mit seinem Schwiegersohn Carl Wilhelm Meister in Stettin, mit Activis und Passivis übergeben habe. Diese drei Socien zeichneten nunmehr „Jacob Ravené Söhne“; Peter Louis Ravené, mein Vater, übersiedelte jedoch erst von Stettin nach hier und übernahm die persönliche Leitung in Berlin erst am 19. April 1824, wo es seine erste Disposition war, die beiden einzelnen kleinen Häuser Stralauer Strasse 28 und 29, zu einem Ganzen vereinigt, umzubauen, welches in diesem Zustande bis 1861 verblieb und auch jetzt nur in der Façade und Ladeneinrichtung eine Änderung erlitten hat.“ —

Peter Louis Ravené ein selfmademan im besten Sinne, pflegte seine Jugenderlebnisse gern und in launiger Weise zu erzählen.*) Er war bei dem Juwelier und Goldschmied Krienitz, welcher am Hausvoigteiplatz, nahe dem jetzigen Durchgang zur Taubenstrasse, wohnte, in die Lehre gegeben, woselbst er seiner Frau Meisterin die Stiefel putzen, Wasser holen und dergleichen häusliche Verrichtungen ausüben musste. Eine fernere Aufgabe war es für ihn auch, diese etwas starke Dame des Morgens fest einzuschnüren, wobei er seine Kräfte anzustrengen hatte. Es mag ihm doch nicht sonderlich gefallen haben, denn noch ehe die Lehre gänzlich beendet, folgte auch er dem Rufe für das Vaterland und erhielt für bewiesene Bravour, wie sein ältester Bruder Peter**) als frei-

*) Auch die nachfolgenden Angaben habe ich teils dem mir von Herrn Louis Ravené gütigst zur Verfügung gestellten Manuskript der Festrede seines Vaters beim 100jährigen Geschäftjubiläum am 27. November 1875, teils meinen persönlichen Familien-Erinnerungen, die bis etwa 1847 zurückreichen, entnommen. E. Fr.

**) Dieser Peter Carl Jacob Ravené, geb. 28. Dember 1777, hatte die Handlung bei dem Kauf- und Handels-Herrn Friedrich Gottfried Nitze hierselbst erlernt und seine Lehre am 3. Oktober 1798, wie der noch vorhandene Lehrbrief ausspricht, vollendet. Später machte Peter den Befreiungskrieg als Freiwilliger im Detachement der freiwilligen Jäger des Brandenburgischen Kürassier-Regiments, wo er die Charge eines Wachtmeisters bekleidete, mit, diente mit Auszeichnung und erwarb im Gefecht beim Ueberfall von Schleusingen das eiserne Kreuz. Es ist ferner von ihm bekannt, dass er in der Festung Magdeburg, woselbst er sich als Handlungskommiss eingeschlichen, wertvolle Rekognoszierungsdienste leistete.

williger Jäger das eiserne Kreuz. Kurz vor Paris erlitt er in einem von seiner Kompagnie verteidigten, zusammenstürzenden Hause eine schwere Verletzung am Hinterkopfe, wurde nur mit Mühe von einigen Kameraden aus dem Schutt hervorgeholt und musste als Verwundeter der Armee folgen, so dass er die Erstürmung von Montmatre mit seinem Regimente nicht mitmachen konnte. Nach Schluss des Krieges trat er als Kaufmann in das Geschäft von G. E. Meister in Stettin und zeichnete sich durch Umsicht und Eifer derart aus, dass er bald zum Disponenten bestellt wurde.

Am 1. Januar 1824 übernahmen Peter Ravené, Louis Ravené und Carl Meister die Handlung Jacob Ravené Söhne hierselbst. Im Jahre 1831 wurde das fiskalische Grundstück Wall-Strasse Nr. 92 und 93, welches die damalige Königliche Eisengiesserei benutzte, gekauft, 1832 ausgebaut und das Hauptgeschäft von der Stralauer Strasse 28/29 dorthin verlegt.

In den oberen Räumen des Hauses in der Wall-Strasse hat sich bis zu ihrem jetzigen Umzuge i. J. 1896 die weltberühmte Ravenésche Bildersammlung befunden. Infolge der Umgestaltung der ganzen Stadtteile vom Kölnischen Fischmarkt und Spittelmarkt ab bis zur Wall-Strasse, verbunden mit einer in Aussicht genommenen Verbreiterung letzterer Strasse ist das gastfreie frühere Heim zum Abbruch bestimmt und schweben zur Zeit noch die Verhandlungen seitens der Stadt wegen Erwerbs der Grundstücke. Von der Gertraudten-Brücke wird eine Fussgänger-Passage längs des linken Spreeufer unter Einbeziehung einer zu verschüttenden Ausbuchtung des Stroms nach der Wall-Strasse geführt, ungefähr gegenüber dem Neubau einmündend, in welchem die Brandenburgia in diesem Augenblick versammelt ist.

Am 1. Juni 1846 trat der älteste Sohn des Begründers der Gallerie, der spätere Geheime Kommerzienrat Louis Ravené in das väterliche Geschäft. Nicht unbedeutende Geschäfte in Stabeisen, hauptsächlich mit den zu jener Zeit in Berlin emporstrebenden Maschinen-Industriellen, wie August Borsig, Sigl. u. a. und mit den sich mehr und mehr ausdehnenden Eisenbahnunternehmungen wurden, soweit dies ohne eigentliches Lager zu halten, möglich war, vorzugsweise durch Bezüge aus England ausgeführt, u. a. die ersten Schienen für die Berlin-Potsdamer Bahn geliefert, später solche für die Anhaltische, dann für die Berlin-Hamburger Eisenbahn. Ein eigentliches reguläres Eisengeschäft und Lager, wie angedeutet bestand indessen noch nicht. Die Einrichtung und das so schnelle wie glückliche Emporblühen derselben erfolgte nunmehr allmählich. Ein kleines Eisenlager der Firma befand sich auf dem Hofe des Hauses Wallstrasse Nr. 13. Im Jahre 1847 wurde das Haus Neue Grünstrasse 17 erworben und dessen Garten in das seitdem dort bestandene Lager umgewandelt. Am 1. August 1856 wurde der vorer-

wähnte älteste Sohn, nachdem er früher bereits die Procura hatte, Associé des Hauses.

Der Begründer der Gallerie Peter Louis Ravené war mit Recht eine volkstümliche Person in Berlin. Seine Förderung der vaterländischen Industrie, das lebhafteste Interesse, welches er seinem Vaterlande und Berlin entgegenbrachte, sein grosser Wohlthätigkeitssinn trugen dazu bei. Als Freimaurer war er ein eifriges Mitglied der hiesigen Loge Royal York, welcher er viele Wohlthaten erwiesen hat. Sein Temperament war das eines Franzosen, leicht entzündlich, phantasievoll, neben aller Geschäftsklugheit und sicherer kaufmännischer Berechnung. Einige Jahre vor seinem Tode kamen hierselbst, von den Vereinigten Staaten übernommen, die spiritischen Experimente in Aufnahme, damals als tierischer Magnetismus bezeichnet. Es waren das die ersten unklaren Versuche, Wahres mit vielem Abenteuerlichen vermischt, aus denen sich jetzt hauptsächlich infolge der Experimental-Vorträge und -Reisen des im vorigen Jahr in traurigen Verhältnissen zu Altona verstorbenen dänischen Magnetiseur Hansen als positiveres Ergebnis die Hypnose und die verschiedenen Formen der Suggestion herausgemauert haben. Der Kommerzienrat Ravené war ein ebenso eifriger Anhänger dieser Richtung, wie sein skeptischer Sohn ein Feind derselben. Es war allgemein bekannt, dass Peter Ravené Somnambülen und andere „Medien“ in seinem Hause experimentieren liess. Ich habe das überirdischen Mächten, Geistern, zugeschriebene „Tischrücken“, welches in dem Hause Wallstrasse 90 eifrig geübt wurde, selbst als Jüngling aktiv mitgemacht. Peter Ravené hielt sich einen eigenen Magnetiseur, den früheren Photographen Kuhn, dessen Weissagungen er blindlings zu vertrauen schien. Kuhn wollte durch ein magnetisches Medium ermittelt haben, sein Mäcen werde das Jahr 1861 nicht überleben. Das war uns, die wir in dem Ravenéschen Hause verkehrten, allgemein bekannt, denn der seit 1860 schwer leidende alte Herr hatte das öfters geäussert. Als er am 31. Dezember 1861 starb, also die Prophezeiung Kuhns bestätigte, war man auf diesen sehr ungehalten, als wenn er durch seine Prophezeiung das Leben des ihm unbedingt vertrauenden Herrn verkürzt hätte. Heute würde man sagen, K. habe ihm das Todesjahr derartig „suggeriert“, dass er infolge dieser Suggestion sich selbst den Lebensfaden zerschnitt.

Bei Ravenés einfachem Sinn war ihm alles Prahlen, alle Aufgeblasenheit zuwider. Ich entsinne mich, dass er, als er zufällig bemerkte, wie ein jüngerer Handlungslehrling sich weigerte, einer Dame ein gekauftes Plätteisen nach der Droschke hinunterzutragen, zur Beschämung des jungen Menschen das Plätteisen selber nahm und der Dame nachtrug. Ich hatte als Student im Jahre 1858 vom August ab bis Oktober meine erste Reise nach Italien unternommen, die mich bis Rom führte. Einer der Söhne des Chefs, Gustav, hatte seinem Vater erzählt, dass ich

zu dieser Reise nur 150 Thaler mitgenommen und obwohl ich für meine Angehörigen kleine Andenken gekauft, noch 5 Thaler heimgebracht habe. Dies imponierte dem alten Herrn so, dass er mich zu einer grossen Gesellschaft, ich selbst wusste garnicht warum, einlud, bei der Tafel plötzlich das Wort ergriff und mich Ahnungslosen der Versammlung als eine Art Musterknaben, als einen besonders sparsamen und tüchtigen jungen Mann vorstellte.

Als am 10. März 1856 Hans von Rochow den Polizei-Präsidenten von Hinkeldey im Duell unweit der Försterei Königsdamm in der Jungfernhaide erschossen hatte und infolgedessen eine grosse Aufregung in der Bürgerschaft entstanden war, weil man in Hinkeldey ein Opfer der sogenannten Junkerpartei erblickte, stellte sich Ravené an die Spitze einer Sammlung für die in bedrängten Verhältnissen zurückgebliebene Wittwe. Hauptsächlich durch seinen Eifer wurden für dieselbe in kurzer Zeit 40000 Thaler, eine für damalige Zeiten sehr erhebliche Summe, unter den Berliner Bürgern aufgebracht.*)

Neben diesen liebenswürdigen Seiten besass Ravené sen. aber auch gelegentlich eine masslose Heftigkeit. Ich entsinne mich, dass er, als er in seinem Kleiderschrank nicht gleich einen Rock finden konnte, sämtliche Kleidungsstücke, so dass die Anhängsel entzwei gingen, abriss

*) Bekanntlich haben die Enthüllungen der letzten Jahre die Verschuldung Hans von Rochows wesentlich herabgemildert und ist man eher geneigt anzunehmen, dass Friedrich Wilhelm IV., vielleicht in einem ersten Ausbruch seiner traurigen geistigen Umnachtung, Hinkeldey zu dem Duell moralisch gezwungen habe.

Die Rechtfertigungsschrift von Rochows betr. das traurige Ereignis vom 10. März 1856 wurde von ihm einigen befreundeten Herren im Provinzial-Landtag gezeigt, hat auch mir vorgelegen und einen tiefen Eindruck hinterlassen. Soeben hat nun Ferd. von Westphalen, Sohn des Ministers und angeblichen Rivalen Hinkeldeys einen Aufsatz „Der General-Polizeidirektor von Hinkeldey und der Minister des Innern von Westphalen“ in der Histor. Zeitschrift N.-F. Bd. 42 München und Leipzig 1897, S. 461 flg. veröffentlicht, der die ungünstige Vorstellung von dem Verhalten des Königs zu bestärken scheint. In einem gnädigen Handschreiben an den unterm 17. März seine Entlassung nachsuchenden Minister von Westphalen, unterzeichnet: „Charlottenburg. 2. 4. 56. Begonnen am Sieges- und Friedenstage: 30. März F. W., R.“ heisst es: „Der Vorwurf, der mich selbst trifft, ist immer grösser; denn ich wusste seit mehreren Tagen, dass es auf die Tötung Hinkeldeys abgesehen war, oder hatte wenigstens die Entschuldigung (?), es glauben zu können. Hier war aber eine äusserst taktvolle und zarte Prozedur erforderlich, um den bereits verbreiteten Verdacht: „Hinkeldey könne kein Pulver riechen, nicht unwiderruflich zu etablieren. Das, ich gestehe es offen, hat mich zaghaft gemacht.“

Hiernach hat zumeist die Unentschlossenheit des Königs den Zweikampf ermöglicht und die öffentliche Stimme, welche Hinkeldey als eine Art Opfer der Verhältnisse bezeichnete, hat im ganzen und grossen Recht gehabt. Daher der Unwille bei derselben Bürgerschaft, welcher H. mit scharfen Polizeimassregeln zugesetzt hatte, und eben deshalb der glühende Eifer Ravenés, der Wittwe durch eine öffentliche Sammlung, welche gleichzeitig als ein politischer Protest aufgefasst werden sollte, zu helfen.

und in die Stube warf. Auch folgender sonderbarer Vorfall ist mir noch erinnerlich. Es wurde Whist gespielt, Ravené sen. bediente sich zum Anlegen des Spiels vier, zwei und einen halben Groschenstücke; nach Beendigung des Spiels vermisste er eins dieser Geldstücke. Es ging nun ein immer leidenschaftlicher und für uns peinlicher werdendes Gesuche los. Der Teppich wurde hoch gehoben, Stühle umgeworfen, das Sofa zerschnitten, um zu sehen, ob die Münze sich in den Falten desselben verirrt habe. Alles umsonst! Der Hausherr mochte wohl schliesslich glauben, freilich war er zu gebildet um dies anzudeuten, dass sich jemand das Geldstück angeeignet hätte. Inzwischen war ihm seine ungarische Meerschampfeife ausgegangen; als er den geräumigen Kopf derselben ausklopfte, fiel zu unserer grossen Erleichterung das Zweigroschenstück etwas angeschmolzen aus demselben heraus. Ravené hatte dasselbe offenbar selbst während des Spiels versehentlich in den Pfeifenkopf hineingekehrt.

Alle dergl. kleinen Schwächen können den Eindruck grösster Herzensgüte, den der eigenartige Mann hinterlassen hat, nicht im mindesten abschwächen. Wir gehen nunmehr zu seinem ältesten Sohne über.

Der Geheime Kommerzienrat Louis Ravené, geb. 1. Juni 1823 war von seinem Vater in der Jugend ziemlich knapp gehalten, und als er zusammen mit dem späteren Kommerzienrat Schlittger (Kotzenau) auf dem Eisenwerk der Seehandlung in Moabit arbeitete, haben beide wackre strebsame Männer sich manchmal mit einem Mittagessen in einem Budiker-Keller begnügt. Immerhin besass er bereits im Jahre 1852 ein Einkommen, mit welchem selbst ein recht verwöhnter Junggeselle zufrieden sein konnte. Louis Ravené sen. hatte von seinem Vater das Verständnis und die Liebe für die Kunst und das Kunstgewerbe geerbt. Er war ein Meister in der Kunst-Dreherei, manche von ihm aus Elfenbein gedrechselten Nippes zieren noch jetzt die Putztische und Wandbörder seiner Freunde. Er hat grosse Verdienste erworben, indem er, die praktischen Bestrebungen des damals noch in den Anfängen stehenden Kunstgewerbemuseums unterstützend, sich bemühte, in Berlin die vergessene Kleinkunst der Email-Arbeit neu zu beleben. Er unterstützte den Künstler Bastanier, welcher das alte Limoges-Email, *pâte sur pâte*, zuerst hier anfertigte. Ein der ersten auf diese Weise entstandenes Bild, Brustbild des Alten Fritz, grau in grau, befindet sich im Märkischen Provinzial-Museum (Kat. B. IX Nr. 366). Ein Gönner des Museums, der leider zu früh verstorbene Banquier Gustav Henckel, kaufte es für ca. 75 Mk. an und stiftete es. Bei den geringen Dimensionen dieses kleinen Ovalbildes, Länge 7,5 cm, Breite 5 cm, erscheint der Preis sehr hoch: er ist dies aber nicht, wenn man die grosse Schwierigkeit und Genauigkeit der Arbeit erwägt. Besonders das Zellen-Mosaik (*Oeuvre cloisoné*), bei welchem die verschiedenen Farbenfelder

durch erhabene dünne Metallstreifen ausgespart und dann mit der Schmelzmasse gefüllt werden, wurde von Louis Ravené sen. eifrigst poussiert. Hier galt es, nicht allein blosses Nippes zu schaffen, sondern wirkliche Gebrauchsgegenstände, als Griffe von Messern und Gabeln, Spiegelrahmen, Tabaksdosen, Bonbonnieren und vielerlei andere Dinge mit Zellenemail- oder Grubenschmelz-Arbeit auszustatten. In wie vielseitiger und vollendeter Weise dies erreicht wurde, davon legte ein Verkaufslager in der Passage, Ecke der Strasse Unter den Linden, viele Jahre hindurch Zeugnis ab. Grosser kaufmännischer Gewinn wurde dabei, das gestand Louis Ravené sen. selbst ein, nicht erzielt. Das war aber auch garnicht die Absicht. Jedenfalls sind diese Bemühungen nicht auf tauben Boden gefallen, im Gegenteile ist seitdem die Emailierkunst hierselbst, Dank der ersten Anregung unseres Ravené, ausserordentlich erblüht und beschäftigt viele fleissige Hände. Nicht minder war Louis Ravené sen. im Interesse der Herstellung und Einführung einer bemalten weichen Töpferwaare in der Art der italienischen Fayence mit der leuchtenden Farbenpracht der Fabriken des Quattrocento und Cinquecento zu Faenza, Pesaro, Urbino pp. in Berlin eifrig thätig und in seinem eigenen Zimmer stand eine hierauf bezügliche kleine Muffel zum Probefbrennen.

Infolge seiner Fachkenntnis in der Metallbranche und im Kunstgewerbe, sowie wegen seines weiten kaufmännischen Blickes zog ihn die Reichs- und Preussische Staatsregierung gern als Sachverständigen zu Rate; in dieser Weise stand er der deutschen Industrie auf der Pariser Weltausstellung 1867 und auf der Wiener Weltausstellung 1873 fördernd zur Seite.

In den Rheinlanden verherrlicht die noch jetzt im Besitz der Familie befindliche, im altdutschen Stile trefflichst hergestellte Burg Cochem an der Mosel den Ravenéschen Namen. Schöne gärtnerische Anlagen schmücken die alte Ritterveste. Damit komme ich noch auf eine neue der im besten Sinne nobeln Passionen des Geheimrat Ravené.

Auch der schönen Gartenkunst, sicherlich auch einem Teil der edlen Künste, wie der Altmeister Fürst Pückler-Muskau jeder Zeit behauptet hatte, widmete Louis Ravené sen. seine besondere Aufmerksamkeit. Ich hatte die Ehre, mehrere Jahre der städtischen Park- und Gartendeputation anzugehören, zur Zeit da der Genannte Bürgerdeputirter dieser Verwaltungsstelle war, und ich entsinne mich lebhaft der schönen mit Gemälden von Paul Meyerheim geschmückten Ravenéschen Villa in der Werft-Strasse, Ecke der Lüneburger Strasse und nahe der Stadtbahn. Um die Villa herum waren schöne Blumenanlagen, insbesondere ein prächtiges Palmenhaus mit auserlesenen Exemplaren. Bei einem Frühstück, welches Ravené den Mitgliedern der Park-Deputation, hervorragenden Botanikern und Gartenkünstlern gab, zeigte der Sohn des berühmten Historienmalers Theodor Hildebrandt, der Afrika-

reisende, Botaniker und Gartenkünstler Hildebrandt, der später auf einer Forschungsreise in Antananarivo, der Hauptstadt der Insel Madagaskar, einer Tropenkrankheit erlag, eine Palme vor, deren Species, ja selbst das Genus noch unbekannt war, und die er Herrn Ravené dedizierte. Es ging nun unter den Anwesenden die Frage um, wie man diese neue Palme benamsen solle. Ich meldete mich zum Wort und schlug die Benennung *Ravenea Hildebrandti* vor. Dies fand allgemeinen Beifall, der Täufing wurde gebührend mit Sekt „begossen“ und hat wirklich in der Botanik diesen Namen erhalten. Das fragliche Exemplar steht, wie ich mich noch unlängst überzeugte, als hervorragende botanische Seltenheit im grossen Gewächshause des jetzigen Botanischen Gartens an der Potsdamer Strasse und wird hoffentlich die Übersiedelung nach dem neuen Palmenhause in dem nach Dahlem-Steglitz verlegten Botanischen Garten gut überstehen.

Die väterliche Gallerie überkam Louis Ravené sen. wie ich in dem hiermit vorgelegten „Verzeichnis der Gemälde-Sammlung von Peter Louis Ravené in Berlin. Gedruckt bei Julius Sittenfeld 1860“ ersehe, aus 143 Nummern bestehend. Er hat dieselbe wie seinen Augapfel gehütet und gelegentlich vermehrt. Dieser Katalog hat einen besondern Wert, weil er vergriffen ist und, wie es scheint, vorläufig nicht die Absicht besteht, ein neues Verzeichnis anfertigen zu lassen, zumal die Bilder zur Orientierung des Beschauers mit den Künstlernamen ausgestattet sind. Gegenwärtig enthält die Gallerie gegen 200, an Aquarellen gegen 100 Nummern, zu denen noch zwei Marmorbüsten kommen, von denen die eine den Begründer der Gallerie, die andere den Sohn, den am 28. Mai 1879 verstorbenen Geheimen Kommerzienrat und österreichisch-ungarischen General-Konsul Louis Ravené darstellt. Beide Büsten sind nach dem Tode der beiden Dargestellten von dem jetzt verstorbenen Bildhauer Professor Heinr. Hoffmeister modelliert. Es sind Werke, die sich durch feine Charakteristik auszeichnen und zu den besten Leistungen des Künstlers auf dem Gebiete der Porträtplastik gehören. In voller Figur sitzend, aus weissem Marmor gebildet, sehen wir die Gestalt Louis Ravenés über seinem Grabmal, das uns sofort in die Augen fällt, sobald wir den bereits genannten französisch-reformierten Kirchhof vor dem Oranienburger Thore betreten. Die sprechend ähnliche Statue ist von einer halbrunden Nische, welche mit poliertem dunkeln schwedischen Granit verblendet ist, umgeben. Da die Nische der Witterung sehr preisgegeben scheint, so haben die an derselben angebrachten Wandmalereien bereits stark gelitten und wäre es zu wünschen, dass sie durch venezianisches Glasmosaik ersetzt würden.

Dem jetzigen Besitzer Kaufmann und Rittergutsbesitzer Louis Ravené, geboren am 13. Dezember 1855, vermählt seit dem 4. Januar 1888 mit dem am 6. Februar 1868 geborenen Fräulein Martha

Ende, Tochter des berühmten Architekten Geheimen Baurats Ende,*) ist das stolze Besitztum schon bei sehr jugendlichen Jahren zugefallen. Er hat die Gallerie getreu den Traditionen des Vaters und Grossvaters gepflegt und ihr in dem von uns heute betretenen neuen Monumentalbau eine würdige Stätte bereitet. Im Januar 1897 wurde die Gallerie dem Publikum geöffnet. Noch ist in unserer aller Erinnerung die interessante holländische Kirmess, welche für die Zwecke des Vaterländischen Frauenvereins unter dem Auspizien Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin Auguste Viktoria am 19. bis 21. Februar d. J. in diesen Prachträumen abgehalten wurde, welche Herr Ravené in hochherziger Gesinnung für den edlen Zweck hergegeben hatte. Wir sehen heute verschiedene der Damen, die bei diesem denkwürdigen stilgerechten Kostümfeste mitwirkten, mit Vergnügen unter uns**) und alle Teilnehmer erinnern sich gern der damaligen schönen Abende.

Ich benutze jetzt die Gelegenheit, dem Herrn Louis Ravené für die lebenswürdige Bereitwilligkeit, mit welcher er uns diese stattlichen Räume und ihre herrlichen Kunstschatze zur Verfügung gestellt hat, den herzlichsten Dank der Gesellschaft des Vorstandes und der Gesellschaft Brandenburgia hiermit auszusprechen, indem ich Herrn Dr. Galland bitte, nunmehr zu einem sachkundigen Vortrag über die Ravenésche Kunst-Sammlung speziell das Wort zu ergreifen.“

Herr Dr. Galland trug hierauf folgendes vor:

„Nach den Worten des Herrn Geh. Reg. Rat Friedel liegt mir die Aufgabe ob, über diese Gallerie und ihre Meister zu sprechen. Die Sammlung besteht jetzt aus ca. 200 Werken, die auf 5 Säle, 3 Oberlicht- und 2 Seitenlichträume, sowie auf 3 Kabinette angemessen verteilt sind. Unter den hier gegenwärtigen ältern Malergruppen überwiegen die Berliner und die Düsseldorfer weitaus, während aus München, Weimar, Karlsruhe, Frankfurt a. M., Wien u. a. O. nur recht wenig vorhanden ist. Die Anfänge der Sammlung dürften in die Zeit um 1840 zu legen sein, und diese Zeit erscheint kunstgeschichtlich bedeutsam durch den Umschwung, der an die Stelle der alten Richtungen des farblosen Klassizismus, der Nazarener, des Romantismus — das moderne Historien-

*) Bislang 2 Kinder: Charlotte geb. 27. Okt. 1889 und Peter Louis geb. 9. Febr. 1891. — Von der sonstigen Genealogie ist noch nachzuholen, dass der Kommerzienrat Peter Louis Ravené zweimal verheiratet war. Aus erster Ehe stammen zwei Kinder Louis Ravené und Henri Ravené (Rittergutsbesitzer auf Blumerode, Kreis Liegnitz, †), aus der zweiten Ehe mit Frl. Ravache 3 Kinder: Gustav Ravené (Techniker, † 1892 in Hamburg), Hans Ravené (Theaterdirektor in Breslau, †) und Dorothea, verh. mit einem höheren Offizier.

**) Vgl. auch die Beschreibung der Kirmess und die Besprechung der dazu gehörigen Festschriften von G. Galland und E. Friedel in diesem Monatsblatt V. S. 484 bis 486.

bild und das moderne Genre, an die Stelle der Zeichnung die Farbe, das Kolorit, als das für den malenden Künstler wichtigste setzte.

Der Begründer dieser Gallerie, Peter Louis Ravené, ganz und voll ein Kind seines jugendlichen Zeitalters der mächtig aufblühenden Industrie, einer Zeit, die seit der Pariser Julirevolution (1830) ein erregtes politisches Leben kannte, die sich mit modernen sozialen Aufgaben zu beschäftigen begann und zugleich ein lebhaftes Interesse für die Ergebnisse der damaligen Gesichtsforschung, eines Guizot u. a. in Frankreich, eines Ranke, Giesebrecht u. a. in Deutschland, an den Tag legte — schloss sich enthusiastisch den damals „jungen“ Kunstrichtungen an und vereinigte in seinen Räumen eine grosse Zahl von Meistern, die einst für das vormärzliche Berlin den künstlerischen Fortschritt repräsentierten: Knaus, Ed. Meyerheim, Menzel, A. Achenbach, Rud. Jordan, dann C. Fr. Lessing, Alfred Stevens, Troyons u. v. a. Als er im Jahre 1861 starb, hatte seine Sammlung schon die stattliche Zahl von 143 Gemälden (nach dem Katalog von 1860) erreicht.

Paris, stets die Heimat des Neuen, eröffnete auch diese künstlerische Aera, für die übrigens H. Heine in seinen Salonberichten bei uns Stimmung machte. Aber weil die berühmten Meister an der Seine, die Delacroix, Delaroche, Couture u. a., zunächst bei uns unbekannt blieben, so konnten die belgischen Historienschilderer der Zeit, die von jenen beeinflusst die gleichen Richtungen einschlugen, als die Vermittler der französischen Kunstideen, die Führer unserer jungen Generation auf der Bahn des Kolorismus werden. Die Geschichtsdarstellungen eines Gallait und de Bièfve erregten auf ihrer Reise durch die Hauptorte Deutschlands Begeisterung und veranlassten die deutschen Kunstjünger, von nun an in den Ateliers zu Brüssel, Antwerpen und Paris ihre Studien fortzusetzen. In der Gallerie Ravené sind freilich sowohl Delaroche und Couture, wie auch der Belgier Gallait vertreten, aber nicht auf jenem Gebiete, das sie machtvoller als ihre Zeitgenossen beherrschten. Von Delaroche sehen wir hier nur eine gerahmte Kreidezeichnung („Schiffbruch im Seesturm“), von Couture einen lebensgrossen „Edelknaben“ im Kostüm, wie in der Malweise ganz auf Rubens hinweisend und von Gallait ein jugendliches Musikantenpaar (1852), das gegenständlich dem ältern Düsseldorfer Geschmack noch nahesteht.

Von den ältern Franzosen der Gallerie fesselt im letzten Saal Horace Vernet (geb. 1789), den man wohl den Vater des modernen Militärbildes nennt. Er schildert eine Scene aus dem napoleonischen Feldzuge in Ägypten: wie ein mitleidiger französischer Soldat einen verwaisten Säugling an das Euter eines Mutterschafes legt. Weit eindrucksvoller wirkt im II. Saale Robert Fleury, der mit seinem Pinsel oft für Humanität agitiert hat, da es ihm möglich war, durch Kraft und Wahrheit des leidenschaftlichen Ausdrucks sein Publikum hinzureissen.

Indes erscheint in seinem figurenreichen Bilde „Judenmord am Krönungstage Eduards II. in London“ (1848 gemalt) für unsern Geschmack die Färbung zu dunkel und schwer, und manche seiner Figuren ähneln ausserdem gewissen Typen der alten Rubensschule. Von Fleury ist noch ein kleines Bild in einem der Kabinette zu sehen, „Der Bericht“, von tiefem goldig leuchtenden Kolorit.

Von den Deutschen, die damals die überlegene französische Maltechnik in Paris studierten, begegnen wir hier unserm Ludwig Knaus, der sich indes der Genremalerei und daneben dem Porträt zuwandte. Auch Julius Schrader, der jetzt 82jährige, gehört in diesen Kreis. Die beiden ruhenden Gestalten „Bacchus“ und „Bacchantin“ (Saal I) wirken prächtig, gesättigt in Kolorit; sie wurden in Rom gemalt (1846). Schraders umfangreiches Hauptwerk „Der Tod Lionardo's“ — dieser Sammlung erst später eingereiht — mag sicherlich bei seinen hervorragenden Eigenschaften in der Physiognomik der Figuren, in der Kraft der Farbe, in der Trefflichkeit der Zeichnung, dereinst Aufsehen erregt haben; heute kommt uns die Auffassung melodramatisch, die Schilderung wie das effektvolle Schlusstableau einer Oper vor. Gleiche malerische Qualität besitzen die drei Historien von Martersteig (Weimar), Darstellungen aus der Reformationszeit mit Huss und Luther nicht; sie wirken etwas gedrängt in den Figuren, bunt und trocken im Kolorit. Karl Becker, der heutige Ehrenpräsident der Berliner Akademie, hatte schon damals sein bekanntes geschichtliches Genre entdeckt; aber neben Venedig (Juwelenhändler und Senator, 17. Jahrh.) hatten es ihm zunächst auch die Muster des alten Caspar Netscher („Morgen nach dem Balle“ u. a.) angethan. Seine später hinzugefügten Gruppen- und Einzelbildnisse ermangeln einer schärferen Individualisierung, zu der sich die novellistische und illustrative Begabung dieses Künstlers auch nur sehr selten vertiefen konnte. Von ältern Berliner Porträtmalern finden wir ausserdem W. Hensel (Brustbild Kaiser Wilhelm IV.), Bussler (Königin Elisabeth von Preussen, Brustbild), Th. Hosemann, Franz Krüger und Ernst Hildebrandt (Kinderbildnis). Das herrlichste Stück ist aber das Knaussche Konterfei des Begründers der Gallerie, das namentlich durch Feckerts Lithographie sehr bekannte Porträt, das den vor einer Staffelei behaglich sitzenden, prüfenden Kunstmäcen unübertrefflich charakterisiert.

Zum Wiederaufleben der realistischen Genremalerei gab aber nicht nur das auf die Weltbühne tretende „Volk“ die Veranlassung, sondern zugleich der Einfluss der alten Niederländer, auf die bei uns Schnaase zuerst in seinen niederländischen Briefen mit Nachdruck hinwies. In einem der Kabinette findet sich von dem Amsterdamer E. de Block ein „Philosoph“, ganz in der Art der Rembrandtrichtung gemalt. Den weitesten und selbständigsten Schritt that ohne Zweifel der 1801 zu Lyon geborene F. A. Biard. Seine „Scene auf einer

französischen Douane“, mit einem beim Schmuggel ertappten Engländer, wirkt ungemein spasshaft und frisch, ist ein virtuos gemaltes Werk humoristischer Genredarstellung. Bei uns wagte man sich zunächst noch nicht so dreist an neue Stoffe. Man begnügte sich, den Bauer, den armseligen Fischer oder Schiffer, zumeist in harmloser Unterhaltung, zu schildern. Oder man erlaubte sich, lieb und brav wie man war, idyllische Dachstuben zu malen, Grossmütterchen mit der Enkelin, Mütterchen mit dem Liebling auf dem Schosse und dergl. mehr. In diese kampflose Welt zufriedener ehrbarer Leute führt uns hier z. B. der alte Ed. Meyerheim. Auch Th. Hosemann erscheint auf seinen beiden Gemälden weit harmloser als auf seinen Zeichnungen. Karl Begas, der in Berlin mit seiner nazarenischen und klassizistischen Vergangenheit abschloss, malte das hier vorhandene, sehr bekannte Genrebild „Mohrenwäsche“. Koloristisch das weitaus beste sind aber in dieser Berliner Gruppe die köstlichen Stücke von Ludwig Knaus „Die Mausefalle“, „Frau mit Katzen spielend“, das blumenpflückende Bauernmädchen (Kabinet) u. a. Später trat in diesen Kreis auch der Berliner Max Michael.

Wenn man Knaus allein ausnimmt, so erscheinen die gleichzeitigen Düsseldorfer, die in der Gallerie vertreten sind, als die viel kräftigeren Talente. Obenan steht der temperamentvolle Ad. Schrödter mit seinem „Till Eulenspiegel als Bäckergehilfe“. Ihm folgt Peter Hasenclever, von dem nicht weniger als 7 grössere Gemälde zum ersten Bestand der Sammlung gehören. Da sieht man von ihm eine seiner einst populär gewesenen Weinkellerscenen „Die Weinprobe“, dann drei Illustrationen zu Kortums Jobsiade, Jobs als Nachtwächter, Jobs im Examen, Jobs als Schulmeister, sämtlich mit ihren steiflinearen Figuren an Hogarths karrikierende Art erinnernd, voll trockenen Humors als Schilderungen und dabei zum Teil nicht übel gemalt. Drei lebensgrosse Porträts in ganzer Gestalt, darunter das Selbstbildnis Hasenclevers, vollenden die Gruppe. Rud. Jordan und sein aus Amerika stammender Schüler Henry Ritter gehören auch hierher und zwar mit zwei tiefsten Szenen aus dem Leben der Helgoländer Fischer. Und ihnen schliessen sich endlich an der Norweger Ad. Tidemand („Norwegische Sonntagsfeier“, „Norwegische Totenfeier“ u. a.) und der Königsberger Karl Hübner mit seiner tragischen Scene „Jagdrecht“, die eigentlich besser das Ende eines Wildschützen hiesse.

Einen analogen Weg von abstrakter Auffassung zu wirklicher und intensiver Naturanschauung hatte inzwischen auch die Landschaftsmalerei eingeschlagen. Ihre Vertreter hatten bisher die schöne Linie in der Natur bevorzugt, den heroischen Charakter gewisser südlicher Gegenden gesteigert: das waren die Klassizisten, welche sog. Stillandschaften komponierten. Carl Graeb's „Italienische Landschaft“

im Saal I mit ihren edlen Formen, ihren zarten grünen Farbenabstufungen gehört noch durchaus hierher; aber sie steht fast vereinzelt da. Graeb hat sonst noch einige seiner brillant gemalten Architekturen in der Sammlung. — Anders empfanden die Romantiker. Sie liebten vielmehr das Hässliche in charakteristischer Grossartigkeit, die überschwängliche Natur mit ihren wild-grotesken Formen, fantastische Scenerien, die mit Burgruinen, Grabsteinen und dergl. staffiert wurden. Jedenfalls lag hier der Keim zu erfreulicher Entwicklung. Arbeiteten die Romantiker doch wenigstens mit nordischen Landschaftsmotiven, konnten sie nach ihrer Übersättigung doch endlich den Weg zurück zur Einfachheit heimischer Naturschilderung, von der einst die alten Holländer ausgegangen waren, allmählich finden. Diesen Weg von der Romantik zur schlichten Wahrheit fand bei uns als einer der ersten Carl Friedrich Lessing (geb. 1808). Ausflüge von Düsseldorf in die Eifelgegend und nach Westphalen regenerierten seine Liebe für die ungeschminkte Natur. Und so entstand u. a. jene einfache, köstlich stimmungsvolle Westphälische Waldlandschaft, die in einem der Kabinette der Gallerie bewundert zu werden verdient.

Wie schwer aber gerade dieser Rückweg zur Einfachheit den meisten, selbst den begabtesten Landschaftern, damals wurde, lässt sich in dieser Gallerie vortrefflich studieren. Sogar A. Achenbach malte, ehe ihn die schlichte Grösse eines Ruysdael, eines Bakhuyzen gepackt, noch jene norwegische Winterlandschaft mit fantastisch aufgetürmten bläulichen Eisschollen (Saal III), übrigens das älteste datierte Stück der Sammlung (1838). Noch wollte sich niemand entschliessen, die letzten Konsequenzen des Realismus zu ziehen, auf das Komponieren und Arrangieren gänzlich zu verzichten. Eduard Hildebrandt suchte exotische Gegenden auf und portraitierte sie bei frappanter Beleuchtung; aber man sieht von ihm hier auch einige ausspruchslose Naturausschnitte mit figürlicher Staffage, erinnernd an Averkamp und Esaias van de Velde, nur härter, fast ohne Luftton gemalt. Ein energisches Studium der alten Holländer, zumal des Berchem und Wouwerman, verraten hier einige farbensatte, mit laubreichen Bäumen staffierte Landschaften des Berliners Charles Hoguet (geb. 1821). Aber neben Ruysdael ist es der alte Everdingen — der einzige jener Alten, der auch das norwegische Hochland geschildert — welchen die Gebirgslandschafter zum Muster wählen. Der Genfer Calame entscheidet sich als erster für das Schweizer Hochgebirge; und ihm folgen u. a. die in dieser Sammlung vertretenen Aug. Leu, Düsseldorf, und Fr. Ed. Pape, Berlin. Vielleicht kennen die meisten letzteren noch besser als einen andern Berliner, Wilhelm Krüger, dessen „Seestück bei aufziehendem Gewitter“ (1847) in dem grauweissen kühlen Ton den Einfluss des alten S. de Vlieger verrät. A. Achenbach dagegen hat im „Hafen von Ostende“ (1858) bereits den so über-

zeugenden, braungrünen Wasserton der Nordsee glücklich gefunden. Koekkoek, dessen gedüftelte, geleckte Art noch heute Liebhaber findet, bietet auch hier in zwei Landschaften nicht gerade erfreuliches; und ebenso wirken die drei Winterlandschaften seines Nachahmers Carl Hilgers (Düsseldorf) unruhig, weil man den alles ausgleichenden Luftton vermisst . . . Zu den Perlen der Gallerie gehören aber die beiden grossen Bilder (Saal III) des berühmten Fontainebleauers Troyon „Rinder“ und „Hunde“ in einer Landschaft. Andere treffliche ältere Tierstücke sind von Verboekhoven, V. Dupré (Kühe), Brendel (Schafe), Schmitson („Transport ungarischer Mutterstuten, Saal III), C. Steffek (Hundepaar) u. a. vorhanden.

Von der „jungen“ Kunst, soweit sie in diesen Räumen vertreten ist, überhaupt zu reden, erscheint manchem gewiss als ein Widerspruch, wenn man da an der Spitze altbekannte Namen wie Ad. Menzel, Meissonnier, Alfr. Stevens, Ad. Schreyer, Bokelmann u. a. nennen muss. Es sind die konsequenten Realisten, die von vorn herein eine scharfe Gegenstellung zu den alten Richtungen einnahmen und sich auch andererseits nicht von den alten Holländern tragen liessen. Allerdings setzt sich diese Gruppe von Malern aus ziemlich verschiedenartigen Elementen zusammen: Menzel und Meissonnier zeigen in ihren Gemälden hier einen mit dem Kostüm des 18. Jahrhunderts verbrämten Realismus. Aber sowohl auf dem zierlichen Rokokobildchen des Franzosen, wie auf Menzels Tableau „Friedrich der Grosse auf Reisen“ erscheint alles Kostümliche wie unter der Lupe studiert; verständlich ist daher der Ausspruch Böcklins, der Ad. Menzel einen „Gelehrten“ genannt hat. Der Menzelschüler Fritz Werner schliesst sich seinem unerreichten Vorbild mit zwei altpreussischen Gardefiguren, im Duodezformat gemalt, an. Aber vor allem muss jedem Besucher im III. Saal die „Husarenattacke“ des genialen Ad. Schreyer, Frankfurt a. M., 1854 entstanden, imponieren. Statt Courbet, der in der Gallerie fehlt, spielt wenigstens Alfr. Stevens, der aus Brüssel stammte, den einstigen Pariser Realisten per excellence; sein Gemälde, ein feines Gesellschaftsstück „Die Visite“ muss mit allen Ehren genannt werden.

Was in dieser reichhaltigen Berliner Sammlung noch sonst aus künstlerischen und gegenständlichen Gründen bemerkenswert erscheint, kann ich leider nicht mehr einzeln betrachten. Nur drei bis vier Sachen empfehlen sich von selbst zur besonderen Hervorhebung. Die eine Leinwand im II. Saale ihres kolossalen Umfangs wegen, nämlich Hugo Vogels ziemlich leer und kalt wirkende Allegorie: „Die Industrie im Schutze der deutschen Wehrkraft“, auf der man u. a. ganz links das Bildnis des Geh. Baurats H. Ende sieht. Mehr malerische Qualitäten besitzt doch immerhin desselben Meisters „Messe in der Brüsseler Gudulakathedrale“ im letzten Saale. Dann erwähne ich hier unseres Kaisers

schwarz-weiße Tuschzeichnung, ein „Marinestück“, und Helene Büchmanns elegante Portraitfigur der jugendlich reizenden Frau Louis Ravené jun. in weisser Atlas-Ballrobe . . . Ganz summarisch schliesse ich diese kurze Uebersicht mit der Angabe, dass die moderne Landschaft durch Douzette, O. Achenbach, G. Oeder, L. Munthe, Hans Gude, das Tierbild mit einer sonnigen Darstellung von Kühen H. Zügels (I. Saal), die Marine durch Saltzmann, das Genre durch Claus Meyer, Breitbach, Warthmüller, L. Noster, das Portrait durch Bokelmann (Klaus Groth) u. m. a. vertreten sind und zwar so, dass ein Vergleich der grossen Mehrzahl jüngster Kunstprodukte mit den ältern Stücken der Gallerie Ravené nicht gerade zu Gunsten jener „Jungen“ ausfällt.“

Ein Rundgang durch die Bildersammlung schloss sich an diesen beifällig aufgenommenen Vortrag an.

5. (3. ausserordl.) Versammlung des VI. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 19. Mai 1897.

Wanderfahrt nach Gross-Beeren.

Etwa 50 Personen, Mitglieder und Gäste, trafen um 1 Uhr 50 auf der Station ein und wurden von unserm Mitgliede, Herrn Pastor Parisius, begrüsst. Nach kurzem Aufenthalt brachen wir auf, um das Schlachtfeld aufzusuchen. Der Weg führt neben den regelmässigen Beeten der Rieselfelder entlang. Auf den meisten von ihnen stand prächtiger Roggen, der schon Ähren hatte, und auf anderen zogen sich parallele Furchen entlang, die darauf hindeuten, dass hier Kartoffeln gelegt worden waren. Überall herrscht die grösste Sauberkeit, und Unkraut scheint es auf den Beeten nicht zu geben. Die Wegränder sind mit jungen Äpfelbäumen bepflanzt, deren Blüten sich eben öffneten.

Der Weg stieg allmählich eine kleine Anhöhe hinan, die mit einer Windmühle gekrönt ist. Von dieser Bodenwelle aus, welche sich nach Osten bis zum Dorfe Grossbeeren fortsetzt, hat man einen freien Blick über die nächste Umgebung. Deshalb hatte Herr Pastor Parisius diesen Punkt gewählt, um den Verlauf der Schlacht zu schildern. In ausserordentlich anschaulicher Weise wusste er die Phasen derselben an den Terrainabschnitten zu verfolgen.

In der folgenden Darstellung sollen nur die wichtigsten Momente festgehalten werden.

Mit dem 16. August 1813 war der Waffenstillstand zwischen Napoleon und den Verbündeten abgelaufen, und der Marschall Oudinot hatte den Auftrag erhalten, gegen Berlin vorzugehen. Er war mit drei Kolonnen in der Gesamtstärke von 75000 Mann am 22. August am Rande des Teltow-Plateaus angekommen, wohin die Verbündeten nach kleinen Gefechten sich allmählich zurückgezogen hatten. Der Oberbefehlshaber war hier der Kronprinz von Schweden, der 100000 Mann unter seinem Befehl hatte, er hatte beschlossen, bis Berlin zurückzugehen, dem aber wider setzte sich Bülow, indem er sagte: „Unsere Gebeine sollen diesseits Berlin bleichen, nicht jenseits der Spree.“

Der Feind hatte für den 23. eine Vereinigung seiner Streitkräfte bei Grossbeeren zu einem gemeinsamen Vormarsch auf Berlin beschlossen. Die Verbündeten standen in einem Halbkreis von Heinersdorf über Ruhlsdorf bis Gütergotz. In Heinersdorf waren die Preussen unter Bülow, in Ruhlsdorf die Schweden und in Gütergotz die Russen.

Am 23. früh hatten Preussische Vorposten den Südausgang des Dorfes und die benachbarten Geländeabschnitte — darunter die Anhöhe, auf der wir standen, mit vier Geschützen — besetzt. Der Feind — allerdings nur die mittlere Kolonne, das Korps des Generals Reynier — entwickelte sich hiergegen aus dem Genshagener Walde heraus, so dass die Vorpostenstellung aufgegeben werden musste.

Nun besetzte der Feind das Dorf und die Höhe. Es war nachmittags 5 Uhr geworden; der General Reynier hielt den Kampf für beendet und ordnete das Bivak an. Da seine Kolonne am weitesten vorgedrungen war, so warnten ihn seine Offiziere; er aber erwiderte ihnen, „sie werden nicht kommen.“

Bülow aber hatte den Angriff beschlossen. Mit 36 Geschützen eröffnete er von der Niederung zwischen Heinersdorf und Kl.-Beeren aus auf 1800 Schritt das Feuer auf die 38 feindlichen Geschütze, welche das Dorf und die Höhe besetzt hatten. Der Kampf begann um 6 Uhr abends unter strömendem Regen, und allmählich wurden die Geschütze beiderseits bis auf 60 verstärkt. Sobald die Überlegenheit im Geschützfeuer erreicht war, befahl General von Bülow den Sturm. Zuerst wurde der Nordausgang von Gr.-Beeren erobert. Es kam auf dem Kirchhofe zu einem blutigen Handgemenge mit Kolben und Bajonett. Bald war das Dorf genommen und der Feind zum Südausgang hinausgedrängt. Ebenso waren die Preussen auf dem Windmühlenberge siegreich. Infolge dessen zog sich der Kampf weiter nach Süden hin auf das freie Feld zwischen der Chaussee und dem Dorfe, und hier kam es abermals zu einem scharfen Handgemenge mit Bajonett und Kolben, bis die feindliche Armee sich wieder in den Genshagener Wald zurückzog.

Mit Einbruch der Dunkelheit hatte der Kampf aufgehört, diesiegreichen Preussen lagerten in und um Gr.-Beeren und schickten sich zum Bivak an.

Als die Nacht schon völlig hereingebrochen war, sollte es noch einmal zum Kampfe kommen. Von Südwesten her ritten feindliche Kavalleriemassen gegen Gr.-Beeren vor. Sie wurden von preussischen Reitern an zwei Stellen in der Flanke angegriffen, und 1500 bis 2000 Pferde stürmten in die dunkle Nacht hinein. Von den Feinden fanden nur wenige den Rückweg, die meisten wurden niedergehauen und gefangen, die letzten erst in der Umgegend von Zehlendorf.

Es hatten sich hier im Kampfe gegenüber gestanden auf Seiten des Feindes 15000 Sachsen und 5000 Franzosen und auf der Seite der Preussen 30000 Mann und 84 Geschütze. Der Verlust an Toten und Verwundeten betrug auf preussischer Seite 1100 Mann und auf Seite der Feinde 3000 Mann. Dazu kamen zahlreiche Munitionswagen und 14 Geschütze.

Das Dorf war arg mitgenommen worden, kaum ein Haus oder Gebäude gab es, in dem nicht Kugeln steckten. Einige waren in Flammen aufgegangen, obgleich der Regen die völlige Einäscherung verhindert hatte. Noch heute zieren die Kugeln die Spitzen der Thorpfeiler und die Giebel der Häuser.

Die Berliner hatten in banger Sorge den Ausgang des Tages erwartet. Nach dem Eintreffen der Siegesnachricht brachen sie in Scharen auf mit Speise und Trank für die Gesunden und Verwundeten.

Der Vortrag des Herrn Pastors war mit grossem Beifall aufgenommen worden, und es wurde beschlossen, noch einen Abstecher zu dem in südlicher Richtung sichtbaren Standrohr der Rieselleitung zu unternehmen. Herr Direktor Giese und Herr Inspektor Bugge hatten bereitwilligst die Führung und Erklärung zugesagt.

An den Hauptabzweigungsstellen des Röhrensystems, gewöhnlich beherrschenden Terrainpunkten, ist ein offenes Standrohr von gleichem Durchmesser wie das Druckrohr eingeschaltet, um der Druckleitung als Sicherheitsventil zu dienen, und um die Menge des unterzubringenden Druckwassers erkennbar zu machen. Letzteres geschieht durch bei Tage und bei Nacht deutlich sichtbare Marken. Am Fusse des Standrohres gab Herr Inspektor Bugge über den Betrieb und die Bewirtschaftung der Rieselfelder interessante Details. Es werden beständig Versuche gemacht, um passende Kulturpflanzen zu finden, die sich für die eigenartige Bewirtschaftung eignen. Die schönsten Erträge z. B. geben Graskulturen, denn die Rieselwiesen können siebenmal geschnitten werden.

Hierauf begab man sich zum Gensertschen Gasthause, wo der Kaffee eingenommen wurde.

Nach der Kaffeepause fand nun die Besichtigung der Kirche statt. Die Dorfstrasse ist mit prächtigen Kastanienbäumen dicht bepflanzt, die in voller Blütenpracht standen. Das Gotteshaus steht in der Mitte des alten Kirchhofs, auf dem sich auch das Denkmal befindet, das etwas an das Kreuzbergdenkmal erinnert; an den Seiten ist es von zwei ausgerangierten Geschützen flankiert.

Das Innere des Gotteshauses ist erst kürzlich restauriert worden. Es hat einen kreuzförmigen Grundriss, eine Orgel und farbige Emporenbekleidungen. An der Rückseite der Kirche, im Angesicht des Denkmals gab Herr Pastor Parisius einen Überblick über die Geschichte des Gotteshauses. Von den zahlreichen interessanten Details mögen hier nur einige wenige aufgeführt werden. Die Kirche war zur Zeit der Schlacht schon eine Ruine und der Gottesdienst wurde seit länger Zeit in improvisierten Räumlichkeiten abgehalten. Die Kirche war im Jahre 1760 von Russen und Österreichern zerstört worden und wurde erst in den Jahren 1818—20 nach Plänen von Schinkel mit Unterstützung des Königs Friedrich Wilhelms III. neu aufgebaut.

Auch dieser Vortrag des Herrn Pastor Parisius fand den lebhaftesten Beifall*).

Ein Teil der Gesellschaft hatte beschlossen, den Abend in Lichterfelde zuzubringen, da von hier aus mehr Gelegenheit zur Rückfahrt nach Berlin vorhanden ist.

Kleinere Mitteilungen.

Die öffentlichen Sammlungen anlässlich der Berliner Märztage 1848 haben unlängst bei Gelegenheit der Propaganda für die Errichtung eines besonderen Denkmals auf dem Friedhof der Märzgefallenen im Berliner Friedrichshain zu allerhand Vermutungen, teilweise auch zu unrichtigen Angaben in der Presse geführt. Im ortskundlichen Interesse dürfte eine aus den Magistrats-Akten geschöpfte Richtigstellung nicht ohne Wert sein.

Es handelt sich um dreierlei:

- I. um einen angeblich vorhandenen Denkmalsfonds,
- II. um die Herstellung eines Denkmals auf dem Friedhof,
- III. um den Unterstützungsfonds der Märzverwundeten bezw. der Witwen und Waisen von Märzgefallenen.

Zu I.

Es ist allerdings seiner Zeit eine Sammlung zur Errichtung eines besonderen Denkmals für die in den Kampftagen vom 13. bis 19. März 1848 in Berlin Gefallenen veranstaltet worden. Was aus dem Gesamtbetrag, der noch nicht 3000 Thaler erreichte, geworden ist, ersieht man aus folgendem gerichtlichen Bescheide, der auf eine Anfrage vom 14. Februar 1866 ergangen ist:

„Verfügung in Sachen Berends und Bathow Deposition. Auf die Eingabe vom 14. huj. gereicht dem Herrn Antragsteller Folgendes zum Be-

*) Im nächsten Heft wird eine ausführliche Geschichte der Kirche von Herrn Pastor Parisius abgedruckt werden.

scheide. Der Bestand der Sammlungen zur Errichtung eines Denkmals im Friedrichshain im Gesamtbetrage von 2647 Thl. 7 Sgr. 6 Pf. an Bankzinsen 6 Thl. 4 Sgr., zusammen 2653 Thl. 11 Sgr. 6 Pf., nebst diversen silbernen Gegenständen ist am 9. Februar resp. 2. März 1853 von den Comité-Mitgliedern Rentier Julius Berends und Kaufmann J. H. Bathow zum gerichtlichen Depositorio eingeliefert worden. Der Auktions-Erlös aus den Silbersachen hat abzüglich der Kosten 5 Thl. 19 Sgr. 3 Pf. betragen. Die Gesamtsumme der 2659 Thlr. 9 Sgr. ist mit den gewonnenen Depositall-Zinsen in Summa 2759 Thlr. 9 Sgr. 6 Pf. nach erfolgtem öffentlichen Aufgebot als herrenlose Masse am 27. September 1854 zur Justiz-Offizianten-Wittwen-Kasse abgeliefert. Von Letzteren sind am 19. Januar 1855 zur Deckung der durch das Aufgebot und Depositionsverfahren entstandenen Kosten 32 Thl. 11 Sgr. zur Stadtgerichts-Salarien-Kasse zurückgezahlt. Berlin, 24. Februar 1866. Königl. Stadtgericht, Abtheilung für Civilsachen. Deputation für Kredit- pp. und Nachlasssachen.*

Es befindet sich im Städtischen Depositorium, wie noch zum Überflus bemerkt werden mag, keinerlei andere, besondere, demselben Zweck gewidmete Masse.

Zu II.

Der Begräbnissplatz im Friedrichshain zu Berlin, woselbst die Märzgefallenen ruhen, ist eine regelmässige Zentralanlage, nämlich ein Quadrat, an dessen vier Seiten die Gräber symmetrisch geordnet sind. In der Mitte ist ein kreisrundes Rasenbeet und als Erinnerungszeichen hat man städtischerseits genau in dessen Mitte eine Linde gepflanzt, die sich im Laufe der Jahrzehnte zu einem weithin wurzelnden, weithin schattenden, recht ansehnlichen, schönen und gesunden Baum entwickelt hat. Mit Recht hat man die Linde bevorzugt und nicht hier, wie es seit 1866 mit Vorliebe geschieht, eine Eiche gepflanzt, denn die Linde ist der eigentliche deutsche Erinnerungsbaum, uralte Mal-Linden finden sich über ganz Deutschland verstreut, die Linde ist aber besonders ein Friedhofsbaum, so recht ein Zeichen des Gottesfriedens auf den Gottesäckern. Der Märzgefallenen-Friedhof ist dem Magistrats-Kuratorium für das Bestattungswesen, Vorsitzender zur Zeit der Unterfertigte, die gärtnerische Pflege dem Städtischen Garten-Direktor Herrn Mächtig unterstellt und wird gewissenhaft besorgt. Um die Zeit vom 17. bis 19. März pflegt der Friedhof von vielen Tausenden aufgesucht zu werden, welche, nach polizeilicher Anordnung, um Gedränge zu vermeiden, auf den ziemlich engen Wegen in einer bestimmten Richtung gehen müssen. Wenn nun zuvor Frostwetter gewesen und dann zu jener Besuchszeit Thauwetter eingetreten ist, dann werden die Wege, trotzdem sie vorher sorgfältig in Stand gesetzt, neu befestigt und bekiest sind, unter den Tritten so vieler Zehntausende, leicht sehr schmutzig; das vermag aber keine menschliche Kunst zu ändern und liegt unabänderlich an unseren Witterungsverhältnissen. Von diesen abnormen Zuständen abgesehen, erscheinen die Wege des Friedhofs sehr gut gehalten.

Zu III.

Ein ausgiebiger Fonds zur Unterstützung hinterbliebener Angehöriger der Berliner Märzgefallenen ist allerdings aufgebracht worden. Am 17. Oktober 1850 erklärte der Gemeinderat sich damit einverstanden, dass die Deputation zur Unterstützung der März-Verwundeten aufgelöst und der bisher von derselben verwaltete Fonds an die Armen-Direktion zu regulativmässiger Verwaltung überwiesen wurde. Der Magistrat traf am 22. dess. die nötigen Massregeln. Diese Deputation hatte sich eine eigene gedruckte „Geschäfts-Ordnung für die städtische Deputation zur Unterstützung der in den Märztagen Verwundeten und der Hinterbliebenen“. [Berlin, Buchdruckerei von C. A. Schiementz & Co., (Commandantenstr. 76) 1849] am 6. September 1848, genehmigt vom Magistrat am 18. Januar 1849, gegeben.

Die noch jetzt bei den Akten der Armen-Direktion befindliche Nachweisung der an März-Verwundete und Hinterbliebene bewilligten Unterstützungen und Pflegegelder nach dem Satze pro Dezember 1850^a unterscheidet A. Wittwen Gefallener: 73 mit 340 Thl. 15 Sgr. — B. Eltern Gefallener: 9 mit 23 Thl. — C. Uneheliche Kinder und Waisen: 12 Partelen mit 15 Kindern, darunter eins unehelich, mit 34 Thl. — D. Arbeitsunfähige Verwundete: 52 (darunter eine Frau) mit 316 Thl. — Ausserdem wurden noch an 13 ausserhalb Berlins Wohnende 24 Thl. gezahlt. Auf die Haupt-Armenskasse wurde der Unterstützungsfonds am 25. Dez. 1850 mit 45 825 Thl. in fünfprozentigen Berliner Stadtoptionen und einem 3 $\frac{1}{2}$ prozentigen Pommerschen Pfandbrief über 25 Thl. übergeführt. Ursprünglich waren über 100 000 Thl. gesammelt, wobei sich die Deutschen des Auslandes, auch Amerikas, beteiligt hatten. Diese Summe war durch Zahlungen aus dem Kapital selbst inzwischen erheblich verringert worden. Am 30. August 1870 war nur noch ein Bestand von 4 Thl. 4 Sgr. 9 Pf. da, welcher ausgeschüttet und damit der Fonds überhaupt aufgelöst wurde.

Berlin, den 18. Mai 1897.

E. Friedel.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Demminerstrasse 34. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.

Personalien.

Unser Ausschuss-Mitglied Herr Geheime Baurat G. Bluth, Landesbaurat der Provinz Brandenburg und Provinzial-Konservator derselben, sowie unser Mitglied Herr Oberstlieutenant a. D. Zoellner, Bürgermeister von Havelberg, feierten im Mai d. J. ihr fünfzigjähriges Dienstjubiläum. Der Vorstand hat diesen verdienten Mitgliedern schriftliche Glückwünsche ausgesprochen und dafür Dankschreiben erhalten.

Der Obmann - Stellvertreter des Ausschusses Herr Dr. Georg Galland, bisher Privat-Dozent an der Technischen Hochschule, hat den Charakter als Königlicher Professor erhalten.

Die Kirche in Gross-Beeren.

Von A. Parisius, Pastor.

Wenn ich jetzt versuchen will, Ihnen einen Abriss der Geschichte unserer Kirche zu geben, muss ich notwendig zunächst von der alten vor dieser auf diesem Platze stehenden Kirche sprechen. Die Nachrichten über dieselbe beruhen hauptsächlich auf Aufzeichnungen des Pastors Joachim Gottlieb Leonhard Kortum, welcher von 1752—1785 Pastor von Gross- und Klein-Beeren gewesen ist. Die Akten der allgemeinen Kirchenvisitationen von 1540—42, 1578—79, 1600 bringen, soweit ich sie bis jetzt einsehen konnte, wohl allerlei sonstige Nachrichten über Gross- und Klein-Beeren, aber gerade nichts über die Kirchengebäude.

Pastor Kortum meldet, dass die alte Kirche im Jahre 1508 erbaut sei, wie an einem alten Pfeiler in Mönchszahlen zu lesen gewesen sei. Ob die Inschrift mehr als die Jahreszahl enthielt, geht aus Kortums Worten nicht hervor. Bezeichnete sie aber nicht ausdrücklich das Jahr 1508 als das der Erbauung, so kann es sich sehr wohl nur um

eine grössere Reparatur gehandelt haben. Pastor Schulze nämlich, der die Ruine der alten Kirche noch Jahre lang vor Augen gehabt hat, denn er war seit 1812 hier Pastor, schreibt in seinen Aufzeichnungen gelegentlich des Kirchenbaues, dass die alte Kirche aus Feldsteinen erbaut gewesen sei. Dieser Umstand lässt den Schluss auf ein viel höheres Alter zu, also auf ein solches, wie das der Kirchen von Klein-Beeren und Heinersdorf, deren Grundmauern wohl bis auf das 13. Jahrhundert zurückweisen. Um 1508 baute man die Kirchen hier zu Lande meist aus Backsteinen, wie Ihnen die von Klein-Machnow zeigt. Unser ältestes Kirchensiegel, welches die Ruine der alten Kirche zeigt, giebt kein deutliches Bild mehr.

Die alte Kirche war eine der ersten im Lande, welche auf Grund der Teltower Einung im April 1539 der lutherischen Lehre geöffnet wurde. Hans und Christoph von Beeren, die damaligen Besitzer von Gross-Beeren, gehörten — ersterer ausdrücklich als auf Gross-Beeren wohnhaft bezeichnet — zu den Unterzeichnern jenes denkwürdigen Aktenstücks.

Jene alte Kirche, mag sie nun 1508 neu erbaut oder nur umgebaut worden sein, hat auch den dreissigjährigen Krieg überdauert. Als der grosse Kurfürst im Jahre 1675 die Verwüstungen der schwedischen Invasion untersuchte, fand er die Kirche zwar nicht zerstört, aber verwüstet und vernachlässigt, das Pfarrgehöft niedergebrannt. Ob das durch die schwedische Invasion geschehen ist, ist jedoch nach dem Folgenden sehr zweifelhaft. Der Kurfürst fand, so wird erzählt; auf dem Kirchhof den Küster und fragte ihn nach dem Namen des Dorfes, Patrons und Predigers. Da hörte er, dass seit 3 Jahren kein Prediger im Orte sei, da das Pfarrhaus abgebrannt und Patron und Gemeinde zu arm seien, es wieder aufzubauen. Da sprach der Kurfürst, wofern der Patron nicht bauen wollte, wolle er selbst bauen. Bis 1676 war durch das Eingreifen des Kurfürsten alles in Ordnung und in Johann Heyde aus Cöpenick ein neuer Pfarrer gewonnen. Dessen Nachfolger wurde 1706 Mag. Blume aus Helmstedt, welcher bis 1751 im Amte war und 1752 in dem schon erwähnten J. G. Z. Kortum aus Aschersleben einen Nachfolger erhielt. Dieser hat den Untergang der alten Kirche mit erlebt.

Schon 1757 war auf dem Streifzuge des österreichischen Generals Haddick gegen Berlin unser Dorf von den Österreichern — wohl besonders Kroaten — geplündert, aber es war noch einigermaßen glimpflich davon gekommen. Schlimmer wurde es am 9. Oktober 1760 in der Nacht zum 10. Oktober. Es war die Zeit der schwersten Bedrängnis Friedrichs des Grossen im siebenjährigen Kriege. Der russische General Tottleben rückte gegen Berlin vor und nahm es nach einer heftigen Beschiessung trotz der heldenmütigen Gegenwehr eines Häufleins tapferer

Preussen ein. Österreicher und Sachsen kamen dazu. In diesen Tagen wurde der ganze Teltower Kreis von einer Flut von Kosaken und anderer irregulären Truppen überschwemmt. Diese hausten, wohin sie kamen, in der rohesten Weise. Auch hierher kam eine Streifpartie. In Klein-Beeren hatten sie die Kirche nur ausgeplündert, die samtene Altarbekleidung und andere Kostbarkeiten geraubt. Hier zündeten sie die Kirche an und hinderten jeden Löschversuch. So ergriff die auflodernde Flamme auch das Pfarrhaus, die damals dicht neben der Kirche stehende Schule und die nächsten Bauerngehöfte. Das ganze Kirchen- und Pfarrinventar, auch sämtliche Kirchenbücher und Akten, auch die grosse Privatbibliothek des Pfarrers Kortum wurden ein Raub der Flamme. Übrigens begnügten sich die Feinde nicht mit Raub und Brand, es kam ihnen auch auf Mord und Totschlag nicht an. So schossen sie den hiesigen Bauer Sitzke, den sie als Wegweiser mitgenommen hatten, einfach nieder. Einen alten Mann, den alten Wendland — was er eigentlich gewesen, ergibt sich aus dem Kirchenbuch nicht — misshandelten sie derartig mit Kantschuhhieben, dass er nach etwa 14 Tagen starb. Pastor Kortum erzählt auch von einem seiner Amtsbrüder, der ebenfalls infolge von Misshandlungen der Russen starb. Ein livländischer Offizier, der ihn im Sterben fand, sprach seine Verwunderung darüber aus, dass er nicht geflüchtet sei, und äusserte, dass sie von ihrer Kaiserin Elisabeth Befehl hätten, alles zu verwüsten, „in preussischen Landen nichts als Luft und Erde zu lassen“. Übrigens ist u. a. damals das Dorf Schöneberg gänzlich eingeäschert. Hier scheint sich die Verheerung durch Feuer auf die Kirche und die genannten Gehöfte der Umgebung beschränkt zu haben. Die Geschädigten mussten wohl ihre erlittenen Verluste berechnen, erhielten aber, wie Kortum schreibt, von Staatswegen keine Entschädigungen. Wahrscheinlich benutzte der König jene auch anderwärts aufgestellten Berechnungen nur, um beim Friedensschluss mit Österreich und Sachsen die Landesschäden festzustellen. Dabei werden wohl die von ihm in österreichischen und sächsischen Landen verursachten Schäden ihnen gleich gekommen und so die Rechnung aufgegangen sein. Dagegen wurde durch Privatwohlthätigkeit etwas gesorgt. Man sammelte in den nicht vom Kriege unmittelbar berührten Gegenden für die Geschädigten, aber allzuviel wird's nicht geworden sein.

Das Pfarrhaus wurde bald wieder aufgebaut, aber die Kirche, von der nach dem erwähnten ältesten Kirchensiegel nur die massiven Umfassungsmauern stehen geblieben waren, wieder aufzubauen, scheint es gänzlich an Mitteln gefehlt zu haben. Die Glocken waren beim Brande geschmolzen und in die Asche geflossen. Man suchte das Glockengut mühsam zusammen und liess mit Hilfe eines kleinen nach dem Kriege geretteten Kapitals von etwa 80 Thalern zwei neue Glocken daraus giessen, die man in einem Holzgerüst neben der Kirchenruine aufhing.

Das geschah 1767 und 1770. Die zersprungene grössere befindet sich jetzt im Märkischen Provinzialmuseum zu Berlin. Sie hat auf einer Seite die Inschrift:

In Feuers Gluth bin ich geflossen
Christian Meyer hat mich gegossen,

auf der anderen: Ex Flammis Russorum et Austriacorum iterum restituta anno 1767; darüber: Soli deo gloria. Die kleinere haben wir noch in Besitz. Sie trägt die Inschrift:

Soli deo gloria
In Feuers Glud bin ich zerflossen
Johann Christian Meyer hat mich gegossen
anno 1770.

Die Gottesdienste wurden zunächst in den unteren Räumen des Gutshauses gehalten. Da diese damals zugleich der Krugwirtschaft dienten, blieben unliebsame Störungen nicht aus. Deshalb wurde der Gottesdienst in ein anderes herrschaftliches Gebäude verlegt, welches auf der Stelle des jetzigen Gensertschen Gasthofes gestanden zu haben scheint. Wenigstens erwähnt Pastor Schulze, dass an seiner Stelle 1818 das neue Kruggebäude aufgeführt worden sei.

Pastor Kortum starb 1785. Die Pfarre erhielt der Kirchenrat Sannow in Teltow, der sie von Teltow aus mit verwaltete. Da so das Pfarrhaus leer stand, wurde nun der Gottesdienst in diesem abgehalten, bis es 1801 von neuem abbrannte. Jetzt richtete man im letzten Hause an der Potsdamer Strasse, an der Sandschelle, wo jetzt das neue zwei-stöckige Gutshaus steht, zwei Tagelöhner-Wohnungen zu einer grossen Stube ein und hielt hier die Gottesdienste. Im Jahre 1811 starb der Kirchenrat Sannow und die höchst verkehrte und unnatürliche Vereinigung der Pfarre von Gross- und Klein-Beeren mit der von Teltow hörte auf. Gross- und Klein-Beeren erhielten in Johann Ludwig Schulze wieder einen eigenen Pfarrer, der am 23. August 1812, genau ein Jahr vor der Schlacht bei Gross-Beeren, in sein Amt eingeführt wurde. Die Gottesdienste hielt er in der erwähnten grossen Stube. Er selbst fand ein Unterkommen auf dem Gutshof in Klein-Beeren. Lag doch das Pfarrhaus seit 1801 in Asche und dachte man nun erst daran, es wieder aufzubauen. Im Sommer 1813 wurde es so ziemlich im Rohbau fertig*), blieb dann aber auf Jahre so stehen und scheint erst 1816 bezogen zu sein. Der Wiederaufbau der Kirche schien in weitem Felde zu liegen.

Dieser überaus klägliche Zustand des kirchlichen Wesens so Jahrzehnte lang, hängt ganz unzweifelhaft mit dem Niedergang der Patronats-

*) So stand es während der Schlacht und wurde, wie es scheint, nur von der einen Vollkugel getroffen und unerheblich beschädigt, die über dem Haupteingang des neuen Pfarrhauses eingemauert ist.

familie von Beeren zusammen. Um 1760 hatte dieselbe in Klein-Beeren ihren Wohnsitz. Pastor Kortum hat nach Verbrennung der Kirchenbücher den Bestand aller Familien in die neuen eingetragen, so auch den der Patronatsfamilie. Danach waren 3 Kinder da, eine Tochter, geb. 1746, und 2 Söhne, Hans Heinrich Arnold, geb. 1747, und Carl Friedrich Hermann, geb. 1749. Der Vater besass Gross-, Klein- und Neu-Beeren, sowie Birkholz. Er starb 1769, erst 51 Jahre alt und ist in Klein-Beeren begraben. Die Familie war damals hoch angesehen und mit den ersten Familien des Landes durch Heirat verbunden. Die Tochter wurde noch vor des Vaters Tode Hofdame der Prinzessin von Preussen, der Mutter König Friedrich Wilhelms III. Der jüngere Sohn Carl Friedrich Hermann soll nach Th. Fontane als Kürassieroberst gestorben sein, gleichzeitig oder kurz vor ihm seine Söhne. Der Erbe der Güter wurde der ältere Sohn Hans Heinrich Arnold. Er scheint sie leichtsinnig verprasst zu haben und sicher ist, dass er ein zuchtloses, liederliches Leben führte. Vom Jahre 1785 an führt er den Namen Geist v. Beeren, wie es heisst, infolge Adoption eines Herrn v. Geist, vielleicht des Obersten in der Leibgarde v. Geist, der als Pate des jüngeren Bruders im Kirchenbuch genannt ist. Er ist unter dem Namen der tolle Geist v. Beeren bekannt. Eine Menge toller Streiche werden von ihm erzählt. Lief auch mancher gute Witz mit unter, so soll doch selbst die Menge der Ordnungsstrafen, die er sich in seinem Kampfe gegen die Behörden zuzog, dazu beigetragen haben, seine Vermögensverhältnisse zu zerrütten. Gegen Ende des Jahrhunderts waren Klein-Beeren und Birkholz der Familie schon verloren und auch der Besitz von Gross-Beeren und Neu-Beeren *) muss stark verschuldet gewesen sein. Wahrscheinlich standen diese Güter schon vor seinem Tode unter gerichtlicher Verwaltung und sicher war es nach demselben der Fall. Noch als fast sechzigjähriger Mann verheiratete er sich mit der blutjungen Tochter des Stadt- und Polizeipräsidenten Eisenberg in Berlin; wie es heisst, um seinen Bruder zu ärgern und ihm das Erbe zu entziehen. Er hinterliess bei seinem Tode, der 1812 erfolgte, eine Tochter, die jedoch schon 1823 im Dezember starb. Die Mutter verheiratete sich dann Anfang 1825 mit einem Major v. Ciriacy in Berlin. Eine bei Fontane erwähnte Überlieferung berichtet, sie habe sich mit einem französischen Offizier, den sie nach der Schlacht bei Gross-Beeren als Verwundeten gepflegt, verlobt, dieser aber sei vor der Verheiratung im Duell gefallen. Nach dem Kirchenbuche ist im Juni 1818 ein Hauptmann v. Willemer im 2. Westpreussischen Infanterieregiment, 24 Jahre alt, an den Folgen einer im Zweikampfe erhaltenen Schusswunde gestorben und

*) Auf der wüsten Dorfstätte Melwendorf oder Möllendorf zu Anfang des 18. Jahrhunderts errichtet.

hier beerdigt. Er wird als aus Frankfurt am Main gebürtig bezeichnet, könnte also, bevor er in preussische Dienste trat, recht wohl in französischen oder sächsischen Diensten gewesen sein. Jedenfalls war er zur Zeit der Schlacht erst 19 Jahre alt und überhaupt mindestens 4 Jahre jünger als Frau v. Beeren oder v. Geist, wie sie in der Regel genannt wird. Bestand eine Verlobung, so bleibt auffallend, dass die Verheiratung so weit hinausgeschoben wurde, falls nicht etwa die Mündigkeit des Bräutigams abgewartet werden sollte. In den Pfarrakten findet sich über ihn nur eine gelegentliche Notiz in einem Briefe, durch welche er aber nicht als Bräutigam der Frau v. Geist, sondern als Hausfreund bezeichnet wird.

Über den Bruder des tollen Geist und über dessen Söhne ergeben die Akten nichts. Dass ein Mann wie dieser tolle Geist von Beeren nichts für die hiesige Kirche that, lässt sich denken. Er war übrigens, wie es scheint, mehr in Berlin als hier, kümmerte sich um die kläglichen kirchlichen Zustände nicht, gab vielmehr der Gemeinde das denkbar schlechteste Beispiel zuchtlosen Lebens. Es musste erst Gross-Beeren noch einmal ein Opfer feindlicher Verwüstung werden, ehe es besser wurde und der Glaube des alten Pastors Kortum, „Gott wird auch für unsere in der Asche liegende Kirche sorgen“, Erfüllung fand.

Die Betstube im Tagelöhnerhause an der Sandschelle wurde am Tage der Schlacht übel zugerichtet. Sie war von den feindlichen Truppen als Pferdestall benutzt und sicher auch von Geschossen getroffen. Da der Raum für gottesdienstliche Zwecke fürs Erste nicht zu benutzen war, hielt man an den nächsten, auf die Schlacht folgenden Sonntagen den Gottesdienst unter freiem Himmel im Pfarrgarten. Dann ging man wieder in das Gutshaus. Das brachte mancherlei Unzuträglichkeiten mit sich. Pastor Schulze klagt in einem Bericht vom September 1814 an die Kirchen- und Schuldeputation zu Potsdam, dass seine Bemühungen um die Herstellung des bei der feindlichen Invasion des Vorjahres arg beschädigten, für die Abhaltung der Gottesdienste eingerichteten Hauses bisher vergeblich gewesen seien. Seit einem Jahre halte er den Gottesdienst im Gutshause; aber dort fänden sich viele Störungen und deshalb wollten viele nicht dorthin kommen. Die Sonntagsentheiligung nähme in Gross-Beeren überhand, auch hielte der Schulze vormittags während des Gottesdienstes Gemeindeversammlung, was doch recht gut nachmittags geschehen könnte. Auch das Gerüst, unter welchem die Glocken hingen, sei schadhafte geworden und bedürfe dringend der Reparatur, wenn kein Unglück passieren sollte. — Eine Wirkung dieses Berichtes ist nicht ersichtlich, aber von anderer Seite sollte Hilfe kommen.

Schon zwei Monate später, im November 1814, berichtet Pastor Schulze der Königlichen Regierung, dass die Vossische Zeitung aufgefordert habe zu Sammlungen für die Wiederherstellung der Kirche zu

Gross-Beeren als Denkmal des denkwürdigen Sieges und der dadurch bewirkten Rettung Berlins vor der feindlichen Eroberung. Auch er habe schon deshalb Anfragen, sowie Anerbietungen von Beiträgen erhalten. Übrigens seien nach dem Urtheil der Sachverständigen die uralten Umfassungsmauern noch stark genug, das Gebäude zu tragen und somit eigentlich nur ein Ausbau erforderlich, zu dem vielleicht auch ein königliches Gnadengeschenk erbeten werden könnte, wie auch Patronat und Gemeinde beitragen würden. Schliesslich bittet er um Auskunft, wie er sich hinsichtlich der angebotenen Gaben verhalten solle. Ein Bescheid ist aus den Akten nicht ersichtlich. Jedenfalls wirkten die neuen Weltereignisse, die Rückkehr Napoleons von Elba, der Wiederausbruch des Krieges höchst störend. Als aber Napoleon bei Belle-Alliance geschlagen und für immer beseitigt war, als neuer Siegesjubel durchs ganze Land ging, da kam auch die Sache des Kirchenbaues mächtig in Fluss. Besonders trug das Siegesfest am 23. August 1815 dazu bei. Schon 1814 scheint Pastor Schulze eine kleine Erinnerungsfeier gehalten zu haben, wenigstens schreibt er nach der von 1816, dass er nun die dritte Feier gehalten habe. Aber die erste grossartige Feier geschah am 23. August 1815. Für Pastor Schulze völlig unerwartet erschien ausser einer nach Tausenden zählenden Menge eine zahlreiche Deputation des Berliner Magistrats und der Stadtverordneten, um an der Feier teilzunehmen. Nach derselben wurde eine Sammlung für die Wiederherstellung der Kirche veranstaltet und auch die Errichtung eines Denkmals ins Auge gefasst, zuerst in Form einer Tafel an der Kirche. Sofort kamen 232 Thaler zusammen, die dann durch weitere Beiträge, besonders durch die Sammlung beim Siegesfest 1816 zu einer Summe von über 800 Thalern anwachsen. Der Magistrat von Berlin hatte das Geld in Verwahrung. Es wird Sie interessieren, dass Prinz Wilhelm, unser nachmaliger Kaiser Wilhelm I., 1816 auch 20 Thaler beisteuerte, nach ihm sein Bruder der Kronprinz, nachmals König Friedrich Wilhelm IV., 30 Thaler.

Da bekam im Jahre 1817 die Angelegenheit auf einmal eine ganz neue Wendung. Der König, der Staat nahm die Errichtung von Siegesdenkmälern auf den wichtigeren Schlachtfeldern selbst in die Hand. Hierbei kam natürlich auch Gross-Beeren in betracht. Als es galt, den Platz für dasselbe zu bestimmen, befahl der König, dass es in der Nähe der Kirche zu stehen kommen sollte, und erfuhr bei dieser Gelegenheit, dass es in Gross-Beeren keine Kirche, sondern nur die Ruine einer solchen gäbe. Auf diese Mitteilung ordnete der König sogleich den Wiederaufbau der Kirche aus Staatsmitteln an unter Entbindung der Gemeinde und des Patronats von ihren sonstigen gesetzlichen Verpflichtungen.

Am Siegesfest 1817 wurde das neue Siegesdenkmal eingeweiht und bei dieser Gelegenheit durch einen Kommissar der Königlichen Regierung

öffentlich bekannt gemacht, dass der König der Gemeinde eine neue Kirche werde bauen lassen. Nun bedurfte es weiterer Sammlungen zu diesem Zwecke nicht. Die bisher zu diesem Zwecke gesammelten Gelder wurden, wie es scheint, den vaterländischen Vereinen zum Besten der Invaliden und der Witwen und Waisen gefallener Krieger übermittelt. Jedenfalls geschah das von nun an auf eine Reihe von Jahren mit den bei diesen Festen gesammelten Beträgen. Später kamen solche in unsere kirchliche Armenkasse, deren Grundstock übrigens ein zweimaliges Geschenk des Königs von je 50 Thalern bildete. Die erste solche Gabe spendete er dem Pastor Schulze zum Besten der Armen, als er 1823 beim Herbstmanöver hier war.

Doch kommen wir auf den Bau zurück. Eine Reihe von Monaten verging natürlich, um den Bauplan und Kostenanschlag zur neuen Kirche festzustellen. Nach Plänen des berühmten Schinkel einigte man sich endlich darüber. Der Grundriss der alten Kirche wurde ganz erheblich überschritten. Diese mag etwa die Grösse des Mittelraumes der jetzigen gehabt haben. Das alte Gemäuer musste gänzlich abgebrochen werden. Am 8. Juni 1818 begann man mit dem Abbruch. Im inneren Raum fand man unter dem Pflaster drei Gewölbe, in welchen Särge standen, die aber bei der Berührung zerfielen. Die darin befindlichen Totengebeine wurden gesammelt und aufs neue der Erde übergeben. Von wem sie herrührten, konnte, wie es scheint, nicht ermittelt werden; jedenfalls von Mitgliedern des Geschlechts v. Beeren aus vergangenen Jahrhunderten.

Am 8. August 1818, also nach zweimonatlicher Arbeit, war die Baustelle soweit gereinigt und geebnet, dass mit der Aushebung des neuen Fundaments begonnen werden konnte. Am 23. August 1818, 5 Jahre nach der Schlacht, fand die feierliche Grundsteinlegung statt. Der Landrat des Kreises (v. Bandemer?), eine Deputation des Magistrats und der Stadtverordneten von Berlin und einige benachbarte Geistliche waren erschienen. Pastor Schulze, dem unmittelbar der Maurermeister Hecker aus Potsdam folgte, führte den Zug zur Stelle des Fundaments, wo der Grundstein seinen Platz finden sollte. Das war an der Grenzmauer zwischen dem Turm und der eigentlichen Kirche.

Nach dem Gesange des Liedes „Lobe den Herrn etc.“ hielt Pastor Schulze die Festrede, worauf die anwesenden Maurer unter Leitung des genannten Meisters den Grundstein vermauerten. Eine sauber gravierte Platte, auf der die Veranlassung des Baues angegeben war, und mehrere Münzen sind in den Stein eingelassen. Hierauf geschahen vom Prediger und den Deputierten je drei Hammerschläge auf den Stein und der Leiter des Baues, der königliche Regierungs-Bauinspektor Eytelwein aus Königs-Wusterhausen, richtete noch einige Worte an die Versammelten.

Mit dem Verse eines Lobliedes schloss diese Feierlichkeit, der unmittelbar die Feier des Siegesfestes folgte.

Binnen Jahresfrist war der Bau bis zum Richten gediehen. Dies fand am 23. August 1819 statt ohne weitere Feierlichkeit, als dass der ausführende Zimmermeister Rust aus Potsdam eine Rede „herlas“, wie Pastor Schulze sich ausdrückt. Doch wurden die Handwerker auf Kosten der Baukasse traktiert.

Man hatte gehofft, bis zum 23. August 1820 den Bau fertig zu stellen, um dann am Siegestage die Einweihung vorzunehmen. Aber es ging damals schon, wie es auch heute noch zu gehen pflegt, man wurde nicht fertig und musste einen anderen Tag zur Einweihungsfeier bestimmen. Am 9. Oktober 1820 waren sechzig Jahre seit der Einäscherung der alten Kirche verflossen. So wurde dann der diesem Tage vorangehende Sonntag, der 8. Oktober 1820 gewählt. (An Wochentagen sollten damals keine ausserordentlichen Gottesdienste gehalten werden.)

König Friedrich Wilhelm III. war bei dieser Feier nicht zugegen. Wohl aber erschien er tags zuvor, wie es scheint, ganz plötzlich und unerwartet mittags 12 Uhr, um den vollendeten Bau in Augenschein zu nehmen. Man war eben beschäftigt, den Fussboden noch einmal zu fegen und Kanzel und Altar zu schmücken, und der König trat deshalb auf eine Viertelstunde in das Pfarrhaus. — Die Arbeit in der Kirche wurde inzwischen schnell beendet, und von dem kräftigen Ertönen der Orgel begrüsst, betrat der König das Gotteshaus. Er sprach seine Zufriedenheit über den Bau aus und nahm den Dank des Ortspfarrers und der Kirchenpatronin, Frau v. Geist, die sich unterdessen auch eingefunden hatte, für das königliche Gnadengeschenk entgegen.

Am folgenden Tage geschah die eigentliche Einweihungsfeier. Die aus dem 1760 in die Asche geflossenen Metall, wie erwähnt, gegossenen Glocken, die so lange in einem elenden Gerüste neben der Ruine gehangen hatten und nun auf den Turm der neuen Kirche geschafft waren, läuteten den Festtag, einen schönen Herbsttag ein. Im Gutshause bei der verwitweten Frau v. Geist versammelten sich die Deputierten der Behörden, des Konsistoriums, der Regierung, des Kreises, der Stadt Berlin und andere hohe Gäste, auch Superintendent Pelkmann aus Berlin und der Ortspfarrer. Nach einem dort eingenommenen Frühstück begaben sich alle in die Kirche, von der gesamten Gemeinde gefolgt. Die Feier begann mit einem Lobliede nach der Melodie „Nun danket alle Gott“. Darauf hielt Pastor Schulze die Liturgie (das Altargebet, wie man damals sagte). Nach drei Versen des Hauptliedes bestieg Superintendent Pelkmann die Kanzel und hielt über Psalm 122, 1: „Ich freue mich dess, das mir geredet ist, dass wir werden in das Haus des Herrn gehen“, die Festpredigt. An dieselbe schloss sich eine von einem

Berliner Sängerkhor gesungene Festkantate. In einem solennen Festmahl im Hause der Frau v. Geist fand die Festlichkeit ihren Abschluss.

Etwa vier Wochen später traf noch als letztes Geschenk des Königs der neue Taufstein ein, welcher noch jetzt diesem Zwecke dient. Die Einweihung desselben gestaltete sich ebenfalls festlich. Am 17. Oktober 1820 war dem Pastor Schulze eine Tochter geboren und sie sollte der erste Täufling werden. Die Tochter des Königs, Prinzessin Alexandrine, und ebenso die Prinzessin Wilhelm, die Schwägerin des Königs, übernahmen eine Patenstelle. Die Prinzessin Wilhelm, damals die erste Dame des königlichen Hauses, hat sich bekanntlich in den schweren Kriegszeiten besonders durch Gründung und Leitung der vaterländischen Frauenvereine zur Pflege der Verwundeten verdient gemacht. Die Prinzessin Alexandrine ist die spätere Grossherzogin von Mecklenburg-Schwerin, die einzige Schwester Kaiser Wilhelms I., die ihn überlebt hat. Prinzessin Wilhelm war bei der am 8. November 1820 durch Superintendent Pelkmann vollzogenen Taufe selbst anwesend und hielt das Kind über der Taufe. Natürlich erhielt die Kleine auch die Namen der hohen Paten: Alexandrine und Marianne*). Pastor Schulze unterlässt auch nicht zu bemerken, dass die Prinzessin einige Zeit im Pfarrhause zu verweilen geruht und seiner kleinen Tochter sehr wertvolle Andenken verehrt habe.

Vielleicht interessieren schliesslich auch die Kosten des Baues. Aus einer von Pastor Schulze aufgestellten Rechnung betragen die Gesamtkosten 16 000 Thaler, davon die des Abbruchs des alten Gemäuers 320 Thaler. Aus Kirchenmitteln sind 500 Thaler zugeschossen, alles Übrige ist, so viel ich sehe, aus der Regierungskasse bezahlt.

Sehr bald stellte sich heraus, dass der Bau sehr viele Reparaturen erforderte, und es war nun die Frage, wer diese bezahlen sollte. Zunächst wurde der Grundsatz aufgestellt, dass zwischen dem Bedürfnis einer einfachen Dorfkirche und dem Luxusbau zu unterscheiden sei. Für ersteres solle die Kirchenkasse aufkommen, für letzteren der Fiskus. Aber nun ergab sich bei jeder einzelnen Reparatur die Schwierigkeit festzustellen, was gehört zum Luxusbau und was zur einfachen Landkirche. Jahrzehnte lang entspannen sich aus jener Unterscheidung die widerwärtigsten Zwistigkeiten zwischen dem Fiskus einer- und Patron und Kirchengemeinde andererseits. Dieselben sind endlich durch einen Vertrag vom 31. Januar 1870 definitiv dahin beseitigt, dass ersterer $\frac{3}{4}$, die letzteren bzw. die Kirchenkasse $\frac{1}{4}$ der Reparaturkosten zu tragen hat.

Übrigens hatte vor Erbauung der Kirche die Umgebung derselben ein ganz anderes Aussehen. Nach einer Zeichnung des Pastors Schulze

*) Prinzessin Wilhelm hiess Maria Anna und war eine geborene Prinzessin von Hessen-Homburg.

von 1818 ist die Einfahrt zur Pfarre ganz eng und es stehen vor dem Kirchhof 3 Gebäude: ein Tagelöhnerhaus gegenüber dem Gut, dann die Schule und der Küsterstall. Zwischen Tagelöhnerhaus und Schule geht's zum Kirchhof, zwischen Schule und Küsterstall zur Pfarre. Die Gebäude wurden weggerissen und der Platz der beiden Häuser zum Kirchhof, der des Stalles zur Einfahrt nach der Pfarre geschlagen. Hinter der Kirche (Nordseite) wären die Reste einer Kirchhofsmauer, die ebenfalls nun weggeräumt wurden. Darauf umzäunte man den ganzen Platz einschliesslich des Denkmals, wie es noch jetzt ist.

Der nördliche Kreuzarm der Kirche war bis vor kurzem vom gottesdienstlichen Raum durch eine Bretterwand getrennt und bildete die Sakristei. Von ihr aus führte eine Treppe auf die in der Mitte davor stehende Kanzel. Bei der vorjährigen Reparatur ist jene Bretterwand gefallen und der Kreuzarm in den gottesdienstlichen Raum hineingezogen. Nun erst wird derselbe seiner ursprünglichen Anlage gerecht und gewährt einen harmonischen Eindruck, den die künstlerische Ausmalung durch einen bewährten Dekorationsmaler vollendet. — Die Kanzel hat infolge dieser Veränderung ihren jetzigen Platz erhalten.

Doch ich breche ab. Sie sehen, wie eng die Geschichte unserer Kirche mit der des Dorfes selbst, ja mit der des Vaterlandes verknüpft ist. Bei dem denkwürdigen Übergange des Landes zur Reformation ist die alte Kirche der ersten eine, in welche die evangelische Lehre einzieht. Und die beiden grossen Entscheidungskämpfe um Preussens Existenz, der siebenjährige Krieg und die Befreiungskriege sind auch die Wendepunkte der Geschichte unserer Kirche. In der dunkelsten Zeit des siebenjährigen Krieges, als alles verloren schien, sinkt die alte Kirche in Trümmer und Asche, die gewaltige Erhebung des Jahres 1813 feiert an ihrer Ruine ihren ersten Triumph und wird dadurch zum Anlass, dass sie in neuer schönerer Gestalt sich aus der Asche erhebt.

Sie steht vor uns als ein augenscheinlicher Thatbeweis, mit welchem Ernst die Edelsten und Besten unseres Volkes 1813 in den Kampf um die Existenz des Vaterlandes zogen, und nach errungenem Sieg dem die Ehre gaben, der mit uns war. So ist sie selbst im Verein mit dem Denkmal für die hier gefallenen Helden das vollkommenste Siegesdenkmal, das sich denken lässt, wie kein schlachtenberühmter Ort der Heimat es aufzuweisen hat.

6. (4. ausserord.) Versammlung des VI. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 16. Juni 1897, nachmittags 4 $\frac{1}{2}$ Uhr
im Museum des Königlichen Botanischen Gartens.

Herr Geheimrat Friedel eröffnete die Sitzung im Hörsaal des Botanischen Museums und führte aus, dass es die Aufgabe unserer Gesellschaft sei, im Winter mehr die kulturgeschichtliche und im Sommer die naturgeschichtliche Seite der Heimatkunde zu pflegen. Alsdann besprach er kurz die neuen Pläne betreffend die Verlegung und Umgestaltung des Gartens. An der Hand eines Planes zeigte er, wie breit das Stück ist, welches durch die geplante Bebauung im Rücken und an den Seiten dem Garten entzogen werden soll. Längs der Pallasstrasse, der Elssholzstrasse und der Grunewaldstrasse sind Häuserreihen geplant, welche mit der einen Front auf die genannten Strassen und mit der anderen nach dem Garten gehen. Durch eine solche Anlage würde ein Hufeisen entstehen, welches seine offene Seite der Potsdamerstrasse zukehrt und das eine freie Fläche einschliesst, die dreimal so gross ist als der Königsplatz.

An diese Ausführungen schloss sich ein Vortrag des Herrn Professor Dr. Ascherson, unseres verehrten Ehrenmitgliedes, über die Geschichte des Gartens und des Museums. Diesem anregenden Vortrage, welcher auf die eingehende, gründliche Arbeit von Professor Urban, dem jetzigen Unterdirektor des Gartens*), Bezug nahm, entnehmen wir die wichtigsten Daten und weisen dabei gleichzeitig auf den Vortrag des Herrn Professor Dr. Müllenhoff**) hin. Die Gründung des Gartens fällt wohl in das Jahr 1679, und der Schöpfer desselben ist Friedrich Wilhelm, der Grosse Kurfürst. Drei seiner Ärzte, Elssholz, Panckow und Mentzel, waren als botanische Schriftsteller thätig gewesen. Der gärtnerische Leiter war der Holsteiner Michelmann, dessen Sohn und Enkel bis zum Jahre 1751 im Garten thätig waren. Unter Gundelheimers Verwaltung hob sich der Garten, er starb 1715; im Jahre 1744 erhielt Gleditsch die Aufsicht über den Garten. Im 18. Jahrhundert war es zuerst das mangelhafte Interesse des Soldatenkönigs für den Garten, alsdann die Drangsale der schlesischen Kriege, welche dem Garten schaden. Er war durch Friedrich Wilhelm I. der Königlichen

*) Eichler, Jahrbuch des Kgl. Botan. Gartens und Museums I (1881), S. 1—164, Taf. I u. II.

**) Die Geschichte des Botanischen Gartens. Mtsbl. Jahrg. IV, S. 302.

Akademie unterstellt worden und dieser fehlten die Mittel zu einem energischen Vorgehen. Erst als mit der Gründung der Universität Berlin 1809 die Verwaltung des Gartens der Akademie abgenommen und der Garten direkt dem Ministerium unterstellt wurde, wurden reichere Mittel flüssig. Im Jahre 1801 übernahm Willdenow die Verwaltung, auf ihn folgten 1812 Link; 1851 Alexander Braun, 1878 Eichler und 1889 Herr Geheimrat Engler, der zeitige Direktor. Unter den Leitern der gärtnerischen Angelegenheiten sind zu nennen: Otto und Bouché, welche nacheinander den grössten Teil des Jahrhunderts hindurch (1805—1881) dem Garten ihre Kräfte widmeten.

Das Botanische Museum wurde 1818 gegründet, es hiess bis zum Jahre 1879 Königliches Herbarium und war untergebracht in der Potsdamerstrasse gegenüber dem Eingange zum Garten, später in der Universität und in einem Privathause der Friedrichstrasse. Im März 1880 erfolgte die Überführung der Sammlung in das heutige Gebäude. Unter den früheren Leitern desselben sind zu nennen von Schlechtendal, von Chamisso, Klotzsch und von Hanstein. Gegenwärtig ist Herr Professor Dr. Garcke erster Kustos desselben.

Auf diese Vorträge folgte der Rundgang durch den Garten und die Palmhäuser. Hierbei übernahm zuerst Herr Kustos Dr. Gürke die Führung. Schon auf dem Korridor und im Treppenhaus trifft man Sammlungsgegenstände. Wir erwähnen hier das Blatt einer Raphiapalme, das 20 m Länge erreichen kann. An der Wand des Treppenhauses sind zahlreiche merkwürdige Wachstumserscheinungen einheimischer Hölzer erläuternde Gegenstände befestigt, z. B. Knollen, Verwachsungen, Überwallungen, Querschnitte von Stämmen u. a. m.

Im ersten Stockwerk ist das Herbarium untergebracht, dasselbe ist nächst dem in Kew bei London befindlichen das bedeutendste der Welt und hat besonders in den letzten Jahren ausserordentlich an Umfang zugenommen, sodass es jetzt für einzelne Gebiete, wie für das tropische Afrika und auch wohl für das tropische Amerika, das Kew-Herbarium übertrifft. Die Pflanzen sind, nachdem sie durch eine Lösung von Quecksilbersublimat gegen die Angriffe der Insekten gesichert wurden, mit Papierstreifen auf je einen halben Bogen Papier befestigt. Die einer Art angehörigen Exemplare befinden sich in Umschlagsbögen und sind dann zu Mappen vereinigt, welche in Glasschränken liegend aufbewahrt werden. Ausser diesem „Generalherbar“ wird noch gesondert aufbewahrt das durch seinen Reichtum an Original Exemplaren ausserordentlich wertvolle Willdenowsche Herbar. Wir haben dem Herbarium keinen Besuch abgestattet, da für uns dort wenig zu lernen war. Durch den Platzmangel, der sich schon seit Jahren bemerkbar macht, ist man genötigt worden, in diesen Räumen Arbeitsplätze für die hier thätigen Beamten und Forscher einzurichten.

In dem zweiten Stockwerk sind diejenigen pflanzlichen Gegenstände ausgestellt, welche ihrer Natur nach nicht in Herbarium aufbewahrt werden können und welche entweder ein wissenschaftliches oder wegen ihrer Verwertbarkeit ein praktisches Interesse haben. Es sind also hier Früchte und Samen untergebracht, ferner Hölzer, Wurzeln, Rinden, Fasern und sonstige Rohprodukte, auch ganze Pflanzen und Pflanzenteile in Spiritus, endlich Präparate, Modelle und eine reiche Sammlung von Abbildungen.

Auf dem Korridor, an den Wänden und in einzelnen Schränken sind die wichtigsten pflanzlichen Naturprodukte und Charakterpflanzen der einzelnen pflanzengeographischen Gebiete aufgestellt. Die Wandflächen des Treppenhauses sind mit Stämmen von Palmen, Cycadeen, Baumfarnen, Lianen, mit grösseren Fruchtständen und Früchten dekoriert, von denen die links befindlichen dem tropischen Amerika, die rechts aufgestellten dem indisch-malayischen Gebiet entstammen. Ausserdem ist die Wandfläche geziert von einem Gemälde, das ein Dorf in Sumatra darstellt, in welchem die Eingeborenen mit dem Ernten des Tabaks beschäftigt sind. Das Bild ist von Herrn Loeser, dem bekannten Tabakfabrikanten, geschenkt worden.

Eine zweite Abteilung ist in dem mittleren Vordersaal dieses Stockwerks untergebracht worden, sie umfasst die in den tropischen und subtropischen Ländern allgemeiner verbreiteten Kulturpflanzen. Dieselben sind geordnet nach ihren Heimatsländern. Zur Erläuterung finden sich ausser zahlreichen Abbildungen gedruckte Beschreibungen und Bemerkungen über das Vorkommen, den Anbau, die Gewinnungs- und Verwendungsweise der einzelnen Produkte. Die Mitte des Saales nehmen fünf Schränke ein mit den Produkten unserer Kolonien, nämlich aus Kamerun, Togo, Südwestafrika, Ostafrika und Neu-Guinea. Ausserdem ist hier das Modell des Botanischen Gartens von Victoria bei Kamerun aufgestellt. An den Wänden sind die Produkte nach den geographischen Gebieten angeordnet. Unter den aus dem indisch-malayischen Gebiet stammenden Pflanzen sind hervorzuheben der Manilahanf, die Jute, Bambus, Reis, die Brotfruchtbäume, Pfeffer, Gewürznelken, Muskatnüsse, Zimmt, Ingwer. Von den aus dem subtropischen Ostasien stammenden Kulturpflanzen sind die wichtigsten der Hanf, der Papiermanulbeerbaum und besonders der Thee. Von den aus dem Mittelmeergebiet und Vorderasien vorhandenen Pflanzen nennen wir den Flachs, unsere Getreide-, Gemüse- und Obstarten, ferner Mohn. Das subtropische Nord- und Central-Amerika hat die faserliefernden Agave-Arten und den Mais, und das subtropische Südamerika die Maniokpflanze, den Mate und die Chinarindenbäume geliefert. Aus dem tropischen Südamerika zählen wir auf den Kakao, die amerikanischen Kautschukbäume, die Orleanspflanze und die Ananas. Aus Westindien und Central-Amerika

heben wir hervor die Batate, den Melonenbaum, die Vanille, das Campecheholz. Im tropisch-afrikanischen Waldgebiet sind von Kulturpflanzen einheimisch die Ölpalme, die Kolanuss, die kautschukliefernden Landolphia-Arten, während das afrikanisch-arabische Gebiet besonders durch den Kaffee, die Negerhirse oder Durra und das Papyruschilf repräsentiert wird.

Dieser Saal hatte uns verhältnismässig lange aufgehalten; wir durchschritten dagegen die Sammlungen der systematischen Abteilung etwas schneller. In dieser ist die Hauptmasse der Objekte untergebracht und zwar nach dem natürlichen System, mit den niedrigsten Pflanzen, den Kryptogamen beginnend, an die sich die Gymnospermen und dann die Monokotyledonen und Dikotyledonen anschliessen. Die Mehrzahl der hier aufgestellten Objekte haben rein wissenschaftlichen Wert, sie sollen teils zur Erläuterung der Eigenschaften der einzelnen Pflanzenfamilien dienen, teils stellen sie wissenschaftliches Untersuchungsmaterial dar. Nur ein Teil dieses Materials ist in den Schaukästen ausgestellt, der grösste Teil liegt dicht aufeinander gehäuft in den Schiebkästen. Unser liebenswürdiger Führer machte uns noch auf manchen interessanten Gegenstand in dieser Fülle aufmerksam.

Die letzte Abteilung, welche erst in jüngster Zeit zusammengestellt worden ist und allmählich noch erweitert werden soll, umfasst eine Anzahl technisch wichtiger pflanzlicher Objekte. Es sind hier z. B. die Gerbstoffe, die Farbstoffe, die fetten und die ätherischen Öle, die Balsame, die Gummiarten, die Kopale und daraus hergestellte Lacksorten, die Guttapercha und die Kautschuksorten, die Fasern vereinigt, und hieran schliesst sich eine sehr vollständige Tabakssammlung.

Von einzelnen ausserhalb der genannten Abteilungen befindlichen Sammlungen und Objekten waren besonders erwähnenswert eine ausgezeichnete von Prof. Schweinfurth geschickte Kollektion von Pflanzenteilen aus altegyptischen Gräbern der XVII. bis XXII. Dynastie (1700—1200 v. Chr.), ferner Pflanzenreste aus Pfahlbauten von Robenhäusern und ein Stück Querschnitt des kalifornischen Mammutbaumes, welcher einen Umfang von 28 m und ein Alter von 1400 Jahren besass.

Nun übernahm Herr Dr. Graebner, welcher sich der Gesellschaft schon durch seinen interessanten Vortrag über die Märkische Heide bekannt gemacht hatte, die Führung durch das Alpinum und die gesamte Anlage, welche die Aufgabe hat, die Pflanzenwelt der nördlich gemässigten Zone in ihrer Zusammensetzung und in ihren charakteristischen Zügen dem Besucher vorzuführen. Jeder, der mit offenen Augen die Natur durchwandert, weiss, dass gewisse, meist sehr konstante Pflanzengemeinschaften immer wiederkehren, deren beständige Zusammensetzung durch klimatische Verhältnisse, Bodenbeschaffenheit, zum Teil auch durch geologische Ursachen bedingt sind.

Unsere Wanderung begannen wir mit dem Gebiet der japanischen Flora. Es treten uns hier bekannte Arten unter den Laubhölzern entgegen, wie Eichen, Ahorn, Ulmen, Linden, Birken, Magnolien, und unter den gebüschbildenden Pflanzen Rhus, Cornus, Lonicera. Es gehört auch hierher der in Japan kultivierte Ginkgobaum mit den merkwürdigen hellgrünen, dreieckigen Blättern, die an der Spitze breit sind, er ist ein Verwandter des Taxus. Aus dieser Flora stammen viele unserer schönsten Zierpflanzen. Nach dieser Gruppe betraten wir das Gebiet der Hochgebirge, den Himalaya und die Alpen. Die hochstämmigen Arten verlieren sich, es bilden sich lockere kleine Gruppen niedriger Stämmchen. Längs des Baches treffen wir das typische Buschwerk subalpiner Weiden, deren Bestände mit Alpenrosengebüschen abwechseln. Dazwischen wuchern hohe Stauden von Eisenhut, Sauerampfer, Steinbrech, hier und da auch kleinere Kräuter, z. B. Veilchen. An trockenen Stellen setzt sich das Buschwerk aus alpinen Rosen, Gaisblatt und Faulbaum zusammen. Derselben Region gehören auch die sehr ausgedehnten Knieholzbestände an. Die alpine Region zeigt allenthalben habituell dasselbe Aussehen. Felsenpflanzen und Arten grasiger Matten herrschen vor und bilden eine niedrige Vegetation. Die alpinen Matten werden von kurzhalbmigen Rasen gebildet, zwischen dem sich eine in allen Farben prangende Flora ansiedelt. Die Stauden liegen mit ihren Stengeln und Blättern dem Boden dicht an und bilden häufig gedrängte Rosetten. Die wenigen vorhandenen Holzgewächse, als deren Typus die Gletscherweiden gelten können, besitzen mehr den Habitus kriechender Stauden, als den von Sträuchern. Leider war die Farbenpracht schon etwas im Schwinden begriffen, immerhin gaben einzelne Stellen noch eine Vorstellung von dem Blütenreichtum. Die alpine Flora gliedert sich in drei durch den Untergrund bedingte Bezirke, die Centralalpen, welche aus Granit und Urgestein bestehen und die nördlichen und südlichen Kalkalpen. Zu den Pflanzen der Voralpen gehört der Alpenmohn, die Alpenaster, die Aurikel, die Gentianen. Zu den allgemein verbreiteten Pflanzen der Centralalpen gehören viele Steinbrecharten, Wiesenraute, Hahnenfuss, Weidenröschen, Habichtskraut u. a. Von den Alpen wanderten wir durch die Sudeten und das Mährische Gesenke in die Vorgebirgswiesen, den Vorgebirgswald bis hinab in die Auen der Ebene.

Nach der Besichtigung dieses Prachtstückes des Gartens, das einzig in seiner Art ist, übernahm Herr Professor Dr. Volkens die Führung durch die verschiedenen Gewächshäuser. Zunächst wurde das Victoriahaus in Augenschein genommen. In demselben herrschte das feucht-warme, echt tropische Klima des Amazonenstromes. Das Glanzstück ist die brasilianische Seerose, welche dem Hause den Namen verschafft hat. Ihre Blätter hatten schon einen Durchmesser von $1\frac{1}{2}$ m, während derselbe bis zu ihrer Reife auf $1\frac{1}{2}$ bis 2 m heranwächst. Neben dieser

Pflanze gedeihen am Rande noch die Papyrusstaude, das Zuckerrohr, der Reis und in Töpfen die Siempflanze, welche die Eigenschaft hat, bei der Berührung ihre Blättchen zusammenzufalten und ihre Blattstiele herabzusenken.

Das imposante Palmenhaus eröffnet uns die Vorstellung eines tropischen Urwaldes. In der Mitte des Hauses fallen uns zunächst zwei Fächerpalmen von überraschenden Dimensionen auf, daneben stehen auch Fiederpalmen, deren Kronen das Dach berühren. Einer zweiten Pflanzenfamilie gehören die Pandanus-Arten an, die mit ihren Luftwurzeln wie auf Stelzen zu stehen scheinen. An der Westseite des Mittelbaues wachsen zwei Bambusen, welche uns von den tropischen Formen dieser Grasgruppe eine Vorstellung gewähren. Weiterhin sind noch zu erwähnen der Kaffeebaum und die Sagopalme, endlich zwei kolossale Exemplare eines Säulenkaktus und mehrere prächtige Zapfenpalmen (Cycas), deren Mark zur Gewinnung einer Art Sago benutzt wird, während die Blätter bei Leichenbegängnissen als Palmen dienen.

Besondere Aufmerksamkeit beansprucht das Orchideenhaus. Die hier beherbergten Pflanzen sind zum grössten Teil im Stande, von der Luft und deren Wassergehalt zu leben. Sie werden daher in Torfmoos kultiviert, teils in Töpfen, teils in lockeren, durchbrochenen Kork- und Holzkästen, welche von der Decke des Glashauses herabhängen. Von den ausländischen gewährt nur die Vanille dem Menschen Nutzen, die übrigen werden allein ihrer merkwürdigen Blüten wegen kultiviert. Allerdings giebt es auch keine zweite Pflanzenfamilie, deren Blüten so kostbare Farben, so zarte Gerüche und so abenteuerliche Gestalten bei ziemlicher Grösse aufzuweisen haben.

Das von uns zuletzt besuchte Haus ist für tropische Nutzpflanzen eingerichtet worden. Die Pflanzen sind in Gruppen geteilt nach den Stoffen, welche sie liefern, und die Schildchen geben über ihre Aufgabe Auskunft. Wir machen hier auf den Kakaobaum, den Kaffeebaum, den Theestrauch, den Zimmtbaum, Pfefferstrauch, Chinabäume, Ölpalme, Gummibaum aufmerksam.

Beim Verlassen des Gartens durchschritten wir endlich noch grosse Gruppen von Gewächshauspflanzen, welche während des Sommers im freien Lande nach geographischen Gesichtspunkten ihre Aufstellung finden, und welche dazu dienen, das Bild von der Verbreitung der Pflanzen auf der Erde zu vervollständigen. Auf dem Rückweg passierten wir zunächst die Neuseeländische Gruppe. Es sind hauptsächlich Holzgewächse und Baumfarne, daneben ist der neuseeländische Flachs, eine wichtige Gespinnstpflanze, zu nennen. Die Australische Gruppe zeichnet sich aus durch eine doppelte Vegetation. Im Westen spielt die Formation der „Scrubs“ eine grosse Rolle; es sind dies fast undurchdringliche Buschwälder aus klein- und schmalblättrigen Gewächsen, und nur die

Eukalyptus-Bäume erreichen eine ansehnliche Höhe. Auch der Artenreichtum ist hier sehr gering. Anders verhält es sich in Ostaustralien. Obwohl auch hier die Kasuarinen und die Akazien vorherrschen, so sind doch auch alle übrigen Familien vertreten. Interessant sind die Gruppen mit den Cappflanzen, unter ihnen fallen die Erikaarten am meisten in die Augen, aber auch einige weitere Familien nehmen ein haidekrautartiges Aussehen an, dadurch, dass sie immergrüne, schmale, kleine Blätter besitzen. Nahe am Ausgang ist eine prachtvolle Gruppe aus Cacteen zusammengestellt, während eine Gruppe von Fettpflanzen den Schluss macht, unter denen die Agaven die Hauptrolle spielen.

Für einen Besuch des „Systems“ war leider die Zeit schon zu weit vorgeschritten. Diese umfangreichste und wichtigste Abteilung des Gartens zieht sich neben der Potsdamer Strasse hin. Sie hat die Aufgabe, eine Übersicht über fast alle höher stehenden Familien des Pflanzenreichs zu geben und dadurch eine Vorstellung von der Verwandtschaft der Pflanzen unter einander hervorzurufen.

Zum Schluss sei es gestattet, allen Herren, welche sich bei dem Besuch des Gartens belehrend beteiligt haben, den Dank der Gesellschaft auch an dieser Stelle abzustatten.

7. (5. ausserord.) Versammlung des VI. Vereinsjahres.

Sonntag, den 27. Juni 1897.

Wanderfahrt nach Havelberg.

Begünstigt vom herrlichsten Wetter unternahm die „Brandenburgia“ unter reger Beteiligung am 27. Juni die längst geplante Wanderfahrt nach Havelberg. Kurz nach 12 Uhr langten die Teilnehmer auf dem Bahnhof in Havelberg an und wurden von dem Bürgermeister, Herrn Oberstlieutenant a. D. A. Zöllner, einem Mitgliede der „Brandenburgia“, in der alten „Bischofsstadt am Fusse des heiligen Havelberges“ herzlich willkommen geheissen. Herr Geh. Rat Friedel dankte im Namen der Gesellschaft für den lebenswürdigen Empfang, worauf sich die Teilnehmer, begleitet von der Jugend Havelbergs, durch die Bahnhofstrasse an der St. Annenkapelle vorüber, nach den Anlagen auf dem Domberge begaben.

Die St. Annenkapelle, vor dem Steinthor am Fusse des Lehmberges gelegen, ist ein kleines, achteckiges Backsteingebäude mit spitzem Ziegeldach und wird zur Zeit zur Aufbewahrung von Totengräber-

Gerätschaften und zur Bergung der im Gemeindebezirk aufgefundenen Leichen benutzt. Die Kapelle, welche gegen Ende des 15. Jahrhunderts erbaut wurde, diente anfangs als Gotteshaus für die Hospitaliten von St. Anna und später als Begräbniskapelle; der bei der Kapelle befindliche Kirchhof wurde 1822 geschlossen und in neuerer Zeit vom Verschönerungsverein planiert und mit Sträuchern versehen, so dass die von wildem Wein umrankte und von Gebüsch umgebene Kapelle einen traulichen Eindruck hervorruft. Die St. Annenkapelle soll, wie man vielfach angegeben findet, von dem Domprobst Christian Wultzke († 1525) gegründet sein, doch dürfte dies auf einem Irrtum beruhen, da die Inschrift auf dem Grabsteine des Propstes, welche zu dieser Annahme Veranlassung gegeben hat, falsch gedeutet worden ist. Die Inschrift auf dem im südlichen Seitenschiffe des Doms befindlichen Grabstein (reg. sub 39 No. 30) lautet: dominus Christianus Wultzke prepositus ecclesie Havelbergensis fundator hujus capelle sante anne und bezeichnet den Probst, wie die Worte hujus capellae beweisen, nur als Stifter einer der heiligen Anna geweihten Seitenkapelle im südlichen Seitenschiff des Doms, in welcher sich die Gruft und der Grabstein befinden, nicht aber als Stifter der St. Annenkapelle vor dem Steinthor.

Nach flüchtiger Besichtigung der Annenkapelle erfolgte der Aufstieg nach den Anlagen, woselbst nach kurzer Wanderung im Garten des Domrestaurants ein kleiner Imbiss eingenommen wurde. Darauf lenkte die Gesellschaft ihre Schritte nach dem hervorragendsten Bauwerk von Havelberg, nach dem altherwürdigen Dom.

Der Dom von Havelberg erhebt sich auf einem ziemlich hochgelegenen Hügelplateau dicht am Ufer der Havel und schaut drohend ins Land hinein. Die kraftvollen, massigen Formen des Doms und der sich anschliessenden Stiftsgebäude deuten mehr auf eine zur Verteidigung erbaute Feste, als auf ein Gotteshaus hin, und dieser burgartige Charakter der ganzen Anlage tritt noch mehr hervor, wenn man von weit ab, beispielsweise vom Elbdeich oder von der Sandauer Chaussee aus, einen Blick auf den Dom wirft. Der steinerne Unterbau des Turmes, welcher sich im Westen breit und massig vor das Kirchenschiff vorlagert, ist einem Bergfried vergleichbar und weist mit seinen schmalen, Schiesscharten ähnlichen Fensteröffnungen auf ferne, kriegerische Zeiten zurück. Der Mangel der schlanken Türme, an deren Stelle ein Glockenhaus aus Backsteinen mit einem Dachreiter getreten ist, vermehrt den burgartigen Charakter; der Schmuck zweier Türme, deren Bau die Havelberger schon lange sehnlich wünschen, würde dem Dom ein mehr kirchliches Gepräge verleihen und sicher nicht zum Nachteil des interessanten Bauwerkes. An den Turm schliesst sich die 65 m lange und 24,5 m breite dreischiffige Kirche an, welche in gotischem Stil aus gemischtem Material — teils Bruchsteine, teils Ziegel — erbaut und durch einen abgesetzten,

polygonen Chor geschlossen ist. An das südliche Seitenschiff lehnen sich im Viereck die Stiftsgebäude an.

Betritt man durch das Hauptportal des Westturmes das Innere des Doms, so verschwindet der erste Eindruck, der die Erinnerung an frühere Kämpfe wachrief, gänzlich und macht einer feierlichen, weihevollen Stimmung Platz, wenn man diese herrliche Architektur, die schlanken, zu bedeutender Höhe aufsteigenden Pfeiler des Mittelschiffs, diese kunstvollen Chorschranken, diesen imposanten Chor mit seinem gewaltigen Altarbilde und seinen prächtigen Glasmalereien erblickt. Verstärkt wird dieser weihevolle Zauber, wenn, wie bei unserem Besuche, die Töne der Orgel durch die weiten Hallen dahinbrausen.

Neun gewaltige, reich gegliederte Backsteinpfeiler tragen das Kreuzgewölbe des Mittelschiffs, welches durch seine Höhe von 19 m die Seitenschiffe (Höhe 7,5 m) fast um das Dreifache überragt. Zur Verbindung der einzelnen Pfeiler dienen zwei Reihen spitzbogiger Arkaden, von denen die unteren auf ihrem Scheitelpunkt eine mit einfacher Brüstung versehene Laufgalerie — meist fälschlich als Büsser- und Martergang der Mönche bezeichnet — tragen, während die oberen die reich profilierten, mit dreiteiligem Maasswerk versehenen Fenster des Mittelschiffs enthalten. An dem vierten Pfeiler, linker Hand vom Westeingange aus, befindet sich die im Barockstil gehaltene, reich vergoldete Kanzel, die im Jahre 1693 erbaut worden ist. Der Fuss der Kanzel wird von Wolken umhüllt, aus denen Engel aufsteigen, welche die Brüstung tragen; der Schalldeckel wird gleichfalls von zwei Engelsingestalten gestützt und ist mit Laubgewinden und Blumenvasen verziert. Zwischen dem sechsten und siebenten Pfeiler wird der hohe Chor vom Predigtraum durch einen mit Skulpturen und Maasswerk reich geschmückten Lettner getrennt.

Vor dem Lettner hielt Herr Dr. Gustav Albrecht den folgenden Vortrag „Zur Geschichte des Bistums Havelberg“:

Hochansehnliche Versammlung!

Eine althistorische Stätte ist es, auf welcher sich der Dom von Havelberg erhebt. Wütender Kampf hat hier oben getobt, ehe es den Deutschen gelang, festen Fuss zu fassen auf der Kultstätte altwendischen Göttertums, ehe die Anhänger Gerowits anbetend zum Kreuze des Christengottes aufblickten.

Bereits in vorwendischer Zeit müssen die germanischen Bewohner der Mark hier auf dem Hügelplateau eine Siedlungsstätte besessen haben, wie mannigfaltige Funde von Hausgerät und Töpferware mit germanischem Typus andeuten, aber wohl schon um die Mitte des 5. Jahrhunderts haben sie ihre Niederlassung auf dem Havelberge verlassen, um sich im Süden des germanischen Landes am Rhein und an der Donau geeignete Länder zur Besiedlung auszuwählen.

Die verlassenen Heimstätten der Germanen wurden von den Slaven in Besitz genommen und auch um diesen hochgelegenen Punkt der Havelandschaft herum siedelten sich Einwanderer aus dem Stamme der Wilzen an. Hoch oben auf der Kuppe des Berges wurde eine Kultusstätte zu Ehren des Kriegsgottes Gerowit angelegt, während der Werder in der Havel durch Pfahlwerk und Steinpackungen zu einem festen Eiland umgeschaffen und daselbst unter dem Schutze der Bergfeste eine Ansiedlung begründet wurde.

Zwei Jahrhunderte hindurch lebten die neuen Bewohner ungestört an den Ufern der Havel und gingen ruhig ihren friedlichen Beschäftigungen, der Jagd und dem Fischfang, dem Ackerbau und der Bienenzucht nach, nur zuweilen wurden sie durch Fehden einzelner Stämme untereinander aus ihrer Ruhe aufgerüttelt. Aber schon gegen Ende des 8. Jahrhunderts drang die Kunde von den siegreichen Zügen des grossen Frankenkaisers weithin durch die wendischen Gaue und veranlasste die Wenden, ihre Westgrenze, welche durch den Lauf der Havel gekennzeichnet wurde, an den schwächeren Punkten stärker zu befestigen. Obwohl die Havel in jener Zeit mit ihren ausgedehnten Sumpfgebieten, deren Spuren ja heute noch in den Verzweigungen des Havelländischen Luchs zu erkennen sind, eine fast unüberschreitbare Grenzscheide bildete, gab es doch einige schwache Punkte, wo die Ausläufer niedriger Hügelketten das Havelbett einengten und den Übergang erleichterten, so bei Brandenburg, Plaue, Pritzerbe, Rathenow und Havelberg. Diese strategisch wichtigen Punkte wurden nun im Anfang des 9. Jahrhunderts durch mehr oder minder starke Befestigungen geschützt, andere weniger gefährdete Punkte der Grenzlinie durch wallartige Aufwürfe gesichert, wie beispielsweise bei Döberitz, Gülpe und Jederitz, wo sich die Spuren derartiger Burgwälle noch jetzt finden.

Auch das Heiligtum des Gerowit auf dem Havelberge wurde durch starke Mauern befestigt, um den Bewohnern der Ansiedlung unten auf dem Werder und am Abhange des Burgberges, dem sogenannten Wendenberg, bei einem plötzlichen Überfall Zuflucht und Schutz zu gewähren. War der Ort durch die beiden Flussläufe, Elbe und Havel, welche sich etwa eine Stunde nordwestlich von Havelberg vereinigen, und durch Sümpfe und ausgedehnte Lachen geschützt, so zeigte doch das Schicksal der gleichfalls durch Wasser und Sumpf gesicherten Burg Branibor, welche Kaiser Heinrich I. 928, mitten im Winter, eroberte, als strenger Frost eine Brücke über das sumpfige Gelände geschlagen hatte, dass dieser natürliche Schutz dem kühnen Wagemut der christlichen Eroberer gegenüber nichts nützte. Und sicher vor feindlichen Einfällen waren die Bewohner auf dem Werder bei Havelberg nicht mehr. Schon Markgraf Bernhard hatte 929 bei Wallislewo, dem heutigen Wallleben, und bei Lunkini, dem heutigen Lenzen, vielleicht eine Tagereise von

Havelberg entfernt, die Redarier, einen wendischen Volksstamm, aufs Haupt geschlagen und seit 938 dehnte der gefürchtete Markgraf Gero seine Eroberungszüge immer weiter die Havel abwärts nach Norden aus. Schwere und langwierige Kämpfe haben in jener Zeit stattgefunden, ehe die Deutschen in den Havelniederungen festen Fuss fassen konnten — die Geschichte jener Kämpfe ist, wie ein alter Schriftsteller sagt, mit Blut geschrieben — aber schliesslich muss die Unterwerfung der wendischen Gaue längs der unteren Havel zwischen Brandenburg und Lenzen doch gelungen sein, denn Kaiser Otto I. gründete nach der Angabe des Chronisten Saxo, bereits 939 an Stelle der alten Kultusstätte in der Burg Havelberg einen bischöflichen Sitz, um in den nördlichen Teil des Slavenlandes durch die Macht der Kirche Zucht und Ordnung, Kultur und christliches Leben einzuführen. Wir sind über die Einzelheiten der Kämpfe und der Unterwerfung dieses nördlichen Teils nicht unterrichtet, aber so viel die am 9. Mai 946 zu Magdeburg vollzogene Stiftungsurkunde des Bistums Havelberg erkennen lässt, muss der unterworfenen Besitz ziemlich umfangreich gewesen sein, wenn auch zu berücksichtigen ist, dass ein grosser Teil der dem Bistum verliehenen Besitzungen erst erobert werden musste. Der Urkunde zufolge sollte die Diözese Havelberg das Gebiet umfassen, welches im Osten von der Peene, im Westen von der Elbe, im Norden von der Ostsee und im Süden von der Stremme, einem Flüsschen zwischen Pritzerbe und Rathenow, begrenzt wurde. Thatsächlich haben aber die Bischöfe nur die Priegnitz, das Land Ruppin, einige angrenzende Landesteile von Mecklenburg und Pommern und das Gebiet zwischen Elbe, Havel und Stremme unter ihrer Verwaltung gehabt.

In der erwähnten Stiftungsurkunde wird auch der Name Havelberg zum ersten Male erwähnt und zwar als „civitas et castrum Havelberg“. Die deutsche Form des Namens weist darauf hin, dass die Deutschen bereits festen Fuss auf dem Plateau gefasst und den Ort germanisiert hatten. Wann die Eroberung durch die Deutschen vor sich gegangen ist, lässt sich bei dem Mangel an Nachrichten nicht feststellen, aber wahrscheinlich 938 oder 939 durch Gero, darauf deutet die Angabe des Annalisten Saxo hin; für das Jahr 927, wie Berghaus (Landbch. I, 619) annimmt, liegt kein triftiger Grund vor. Ferner ist es verfehlt, weil keine slawische Form für den Namen Havelberg vorkommt, den Ort als eine aus der Ottonenzeit stammende deutsche Kolonie zu bezeichnen; auf den altgermanischen Ursprung deuten die oben erwähnten Funde hin, auf die slavischen Bewohner gleichfalls verschiedene Fundstücke und der Name Wendenberg, welchen früher der Teil der Stadt, längs der Weinbergstrasse führte und dessen Bewohner sich auch heutzutage noch hauptsächlich mit Fischerei und Schifffahrt beschäftigen. Schliesslich lässt auch der ganze Verlauf der uns bekannten Geschichte

des Bistums klar erkennen, dass Havelberg eine alte slavische Niederlassung gewesen ist.

Das 946 gegründete Bistum Havelberg war, wie auch die andern um jene Periode gegründeten märkischen Bistümer und Stifter, eine Missionsstation im heidnischen Wendenlande. Unter dem Schutze der kleinen Besatzung auf dem Burgberge zogen der Bischof und seine Stiftsgenossen in ihrem Sprengel umher und predigten den umwohnenden Heiden die lautere Lehre von der Herrlichkeit des dreieinigen Gottes. Sicherlich werden sie bei ihrer begeisterten Hingebung für das Werk Christi manche Erfolge errungen und zahlreiche Heiden zu der neuen Lehre bekehrt haben, andererseits aber erregte ihr frommer Glaubenseifer den Grimm der wendischen Priester und Häuptlinge, welche die Bevölkerung gegen die Eindringlinge und Glaubensfeinde aufwiegelten. Mehr als einmal hat deshalb die Missionsstation auf dem Burgberge bei Havelberg den Ansturm der empörten Wenden aushalten müssen, und wenn sie durch die kleine deutsche Besatzung tapfer verteidigt und von Kaiser Otto I. thatkräftig geschützt wurde, beispielsweise 955 durch den Sieg über die Obotriten an der Raxa (in der Nähe von Wittstock), so erlag sie doch einem erneuten Angriff der Wenden bei dem allgemeinen Aufstande im Jahre 983. Die Burg wurde am 29. Juni 983 erobert, die Besatzung niedergemetzelt, das kleine hölzerne Kirchlein in Brand gesteckt und der Ort dem Erdboden gleichgemacht. Am 1. Juli desselben Jahres fiel auch Brandenburg in die Hände der Slaven.

Zwar unterwarf Kaiser Otto III. um 991 die Wenden wieder und eroberte Brandenburg und auch Havelberg zurück, aber seine Bemühungen, das Christentum wieder einzuführen, waren erfolglos, und anderthalb Jahrhunderte hindurch waren die Havelberger Bischöfe von Udo bis Gumpert gezwungen, ausserhalb ihrer Diözese zu residieren, und blieben ohne Macht und Einfluss auf ihre Unterthanen.

Erst unter Albrecht dem Bären gelang es den Bischöfen, wieder festen Fuss im Havelberger Bistum zu fassen. In welchem kirchlichen Zustande sich aber der bischöfliche Sprengel in damaliger Zeit befunden hat, geht aus einem Bericht über die Missionsreise des Bischofs Otto von Bamberg hervor, welcher im Jahre 1128 bei seiner zweiten Bekehrungsreise zu den Pommern auch Havelberg berührte. Er fand die Bewohner der Stadt, deren Mauern mit zahlreichen Fähnchen geschmückt waren, bei einem rauschenden Feste zu Ehren des Kriegsgottes Gerowit, dessen Heiligtum sich ja seit den ältesten Zeiten auf dem Havelberge befunden hatte. Das Christentum war also vollständig ausgerottet worden. Der in Havelberg residierende Häuptling Witikind war zwar dem Namen nach Christ, musste sich aber dem Willen seiner Unterthanen beugen und die Ausübung der heidnischen Feste gestatten.

Bischof Otto von Bamberg versuchte sofort, vom heiligen Eifer erfüllt, die Bekehrung der Wenden anzubahnen, und es gelang ihm auch, sie zur Annahme des Christentums geneigt zu machen, indem er versprach, ihnen einen frommen und duldsamen Geistlichen als Verwalter des Bistums zu senden. Der neuernannte Bischof Anselm, ein glaubenseifriger und energischer Prämonstratenser aus der Schule Erzbischofs Norberts von Magdeburg, wollte indes von Duldsamkeit nichts wissen und veranlasste den Kaiser Lothar, im Jahre 1132 einen Kriegszug gegen die Wenden des nördlichen Landes zu unternehmen. Dieser Zug hatte den gewünschten Erfolg, Havelberg wurde erobert, Witikind vertrieben, seine Unterthanen zum Gehorsam gezwungen und das Bistum wiederhergestellt. Bischof Anselm begann sogleich den Bau einer neuen steinernen Kirche. Diese wurde aber vor ihrer Vollendung, während der Bischof 1136 als kaiserlicher Gesandter in Konstantinopel weilte, von den Söhnen Witikinds, die sich empört und Havelberg erobert hatten, wieder zerstört und der wendische Götze an Stelle des Kreuzes Christi wieder aufgerichtet. Zwar unternahm Albrecht der Bär im folgenden Jahre 1137 einen Rachezug gegen die Slaven und vertrieb die Söhne Witikinds aus Havelberg, seine Fehde mit den sächsischen Fürsten hinderte ihn aber, seine Siege erfolgreich auszunutzen, und erst 1144 konnte Anselm es wagen, dauernd seinen Wohnsitz in Havelberg aufzuschlagen und ein ständiges Domkapitel zu gründen. Der Bau der Kirche und der Stiftsgebäude schritt nun rüstig vorwärts. Bereits 1148 konnte in einer Kapelle der im Bau begriffenen Kathedrale eine bedeutende Handlung, die Taufe des Pommernfürsten Ratibor vorgenommen werden, 1169 wurde der Bau vollendet und 1170 in Gegenwart Albrechts des Bären und vieler anderer Fürsten und Prälaten vom Erzbischof Wichmann von Magdeburg feierlich eingeweiht. Bischof Anselm, der den Besitzstand seines Bistums nach Kräften gesichert und durch Ansiedlung niederländischer Kolonisten in seinem Sprengel segensreich gewirkt hatte, erlebte die Vollendung seines Werkes nicht mehr. Im Jahre 1154 war er als Erzbischof nach Ravenna berufen worden und hatte bereits 1158 das Zeitliche gesegnet.

Die bischöfliche Stiftskirche, welche die fleissigen Prämonstratensermönche in mehr als zwanzigjähriger Arbeit erbauten, war eine mächtige, dreischiffige Basilika im Rundbogenstil. Die Seitenschiffe, deren Grundmauern zum Teil heute noch stehen, und vermutlich auch das Mittelschiff, waren an der Ostseite gerade geschlossen; die von kreuzförmigen Pfeilern getragene Decke des Hauptschiffes war eine einfache Balkendecke. Der Westturm war aus Hausteinen breit und massig angelegt und hauptsächlich zur Verteidigung bestimmt, ein mit drei kleinen Rundbogenfenstern gezielter Backsteinaufsatz nahm die Glocken auf. Die Westseite hat sich ziemlich unverändert erhalten. Noch heute streckt

sich der breite steinerne Unterbau des Turmes trutzig dem Besucher entgegen und weist mit seinen schmalen Fensteröffnungen auf jene kriegerische Zeiten zurück. Der Kirche entsprechend waren denn auch die im geschlossenen Viereck sich anreihenden Stiftsgebäude im einfachen romanischen Stil erbaut und mit starken Befestigungen umgeben.

Eine derartige Befestigung geistlicher Stifte war in jenen unruhigen Zeiten äusserst notwendig, denn nicht nur die aufständischen Wenden, auch die christlichen Feinde und Gegner des Bischofs und des Markgrafen von Brandenburg bedrohten oftmals den stillen Bischofssitz auf dem Havelberge. Auch in späteren Jahrhunderten muss eine Befestigung der Stiftsgebäude noch notwendig gewesen sein, denn auf dem Merianschen Stich von Havelberg von 1652 finden wir das Gebiet des Domhofes mit starken Mauern und von Wall und Graben umgeben.

Die stattliche Befestigung konnte es jedoch nicht hindern, dass der Dom und wohl auch die Stiftsgebäude im Jahre 1269, wie das Kopialbuch des Domkapitels von 1748 angiebt, von Feinden zerstört und durch Brand verwüstet wurden. Die Wiederherstellung der Baulichkeiten erfolgte unter Bischof Heinrich II. (1270—90) in den nächsten Jahren und zwar in dem neuen germanischen Baustil: die alte flachgedeckte Basilika wurde in eine altgotische Hallenkirche mit Gewölbedecke verwandelt und dementsprechend auch die anliegenden Baulichkeiten, der Kreuzgang, das Refektorium und der Kapitelsaal in demselben Stile restauriert.

Eine weitere grössere Bauausführung erfolgte unter der Regierung des Bischofs Johann III. (Wöpelitz, 1385—1401), welcher auch die ganze Kirche mit prächtigen Skulpturen ausschmücken liess. Ihm verdankt der Dom die prachtvollen Chorschranken mit dem Lettner, die Wölbung der Seitenschiffe und den Umbau des hohen Chors. Die Mittel zu diesem Verschönerungsbau entnahm der Bischof den Einkünften aus dem heiligen Blute zu Wilsnack, von denen ein Drittel allein für die Bauten des Havelberger Domkapitels bestimmt war. Bischof Johann erlebte die Vollendung des von ihm begonnenen Werkes nicht mehr, er starb 1401 und wurde im hohen Chor bestattet. Ein prächtiger Sarkophag bezeichnet seine Ruhestätte.

Erst 1411 wurde der Umbau des Doms vollendet und von dem Nachfolger Johanns, dem Bischof Otto von Rohr, eingeweiht. Seit jener Zeit ist der Dom trotz vielfacher Verwüstungen, namentlich zu Zeiten des dreissigjährigen Krieges, im Innern und Äussern ziemlich unverändert geblieben, erst in neuerer Zeit wurde er einer gründlichen Renovation unterzogen.

Seit 1144, in welchem Jahre, wie erwähnt wurde, Bischof Anselm ein ständiges Domkapitel gegründet hatte, waren Bischöfe und Domherren ihrer Aufgabe, die heidnischen Wenden zu bekehren, mit uner-

müddlichen Eifer nachgekommen. War das Werk auch mühselig und beschwerlich und oftmals von Gefahren begleitet, so krönte doch schliesslich ein herrlicher Erfolg die Bestrebungen der Geistlichen und das Bistum Havelberg wurde eine Hochburg des christlichen Glaubens im märkischen Lande. Wie sich der Umfang des bischöflichen Besitzes durch fromme Stiftungen immer mehr erweiterte, so wuchs auch das Ansehen und die Macht des Bischofs und des Kapitels in hohen Masse und die Stimme des Havelberger Bischofs hatte einen gar gewichtigen Klang im Rate der adligen Herren aus der Priegnitz und aus Ruppin. Diese suchten deshalb den Havelberger Bischof stets auf ihre Seite zu ziehen und holten seinen Rat in allen wichtigen Angelegenheiten ein. Keine geistliche Stiftung wurde ohne vorherige Genehmigung des Bischofs ins Werk gesetzt, die Klöster Marienfliess und Heiligengrabe, die Kathedralen zu Wilsnack und Wittstock verdanken zum grössten Teil den Havelberger Bischöfen ihre Entstehung. Der grösste Anteil aus den Einkünften dieser geistlichen Stifter, namentlich aus dem Wunderblut zu Wilsnack, floss natürlich in den Seckel des Bistums und setzte die Bischöfe in den Stand, die herrlichen Bauten, welche wir heute noch mit Bewunderung betrachten, zu errichten, nicht allein den Havelberger Dom auch die Wallfahrtskirche in Wilsnack und die Marienkirche in Wittstock, ferner die Burg daselbst und die Plattenburg bei Wilsnack. Andererseits gestatteten diese ergiebigen Einkünfte den Bischöfen auch eine ausserordentliche Prachtentfaltung und eine umfangreiche Hofhaltung. Wenn der Bischof von Havelberg mit grossen Gefolge über das Land reiste oder Einzug in seine Burg Wittstock hielt, dann strömte das Volk stundenweit herbei, um dem pomphaften Zuge zuzuschauen und dem Prälaten wie seinem Landesherrn zuzujubeln — das Havelberger Bistum bildete eine Macht im Kleinen in der Priegnitz. Es war daher nicht wunderbar, dass bei dem bekannten Streite des ersten Hohenzollern mit den Adligen der Priegnitz sowohl der Kurfürst wie die Quitzows sich bemühten, den mächtigen Kirchenfürsten für sich zu gewinnen, der damalige Bischof Otto von Rohr zog in diesem Falle das Aussichtsvollere dem Ungewissen vor und trat auf die Seite Kurfürst Friedrich I., welchem hierdurch ein mächtiger Rückhalt und Anhang geschaffen wurde, denn auch die andern geistlichen Herren traten, so weit sie es noch nicht gethan, zu ihm über. Auch in der Folge haben sich die Havelberger Bischöfe als treue Bundesgenossen und Ratgeber der Hohenzollern erwiesen, sowohl der durch seinen Streit um das Wilsnacker Wunderblut bekannte Bischof Konrad von Lintdorf als auch der streitbare, von seinen Feinden als „de Köster von der Wilsenack“ bezeichnete Bischof Wedego (Gans Edler zu Puttlitz), der sogar den Kurprinzen Johann 1477 auf seinem Heereszuge gegen den Herzog von Sagan begleitete.

Sämtliche Bischöfe haben ihre Macht und ihre angesehene Stellung benutzt, um den Besitz des Bistums in erheblicher Weise zu mehren, und als nach Einführung der Reformation und Auflösung des Bistums Havelberg ein Teil der bischöflichen Tafelgüter in kurfürstliche Domänen umgewandelt wurde, blieb für das bis 1817 bestehende evangelische Domkapitel noch ein so stattlicher Besitz übrig, dass jeder der Domherren eine ausgiebige Präbende erhalten konnte.

Die Reformation wurde 1545 in der Stadt Havelberg eingeführt, das Domkapitel trat nach langen Streitigkeiten 1561 über. Noch 1535 hatte Kurfürst Joachim II. im Havelberger Dom die Messe gehört und knieend das ihm von Bischof Busso dargereichte Marienbild geküsst, indem er gelobte, die bischöfliche Kirche in ihren Rechten allzeit zu schützen, vier Jahre später trat er bereits zum evangelischen Glauben über und befahl den märkischen Bischöfen und Äbten die neue Kirchenordnung einzuführen. Während der Brandenburger Bischof Matthias von Jagow dieselbe ohne Zögern annahm, weigerten sich die Bischöfe von Lebus und Havelberg beharrlich, dieselbe anzunehmen und gingen deshalb ihrer Würden verlustig. Bischof Busso starb 1548 hochbetagt als getreuer Katholik zu Wittstock. Nach seinem Tode wurde zwar der Sohn des Kurfürsten, der evangelische Markgraf Friedrich, vom Domkapitel zum Bischof gewählt und der evangelische Gottesdienst in der Havelberger Parochie eingeführt, aber das Domkapitel weigerte sich hauptsächlich auf das Betreiben des Domdechanten Peter Conradi beharrlich zur neuen Lehre überzutreten. Erst als nach dem Tode des Markgrafen Friedrich 1552 die Wahl eines katholischen Bischofs verhindert und die Verwaltung der bischöflichen Tafelgüter einem kurfürstlichen Hauptmann übertragen worden war, sah das Domkapitel schliesslich ein, dass fernerer Widerstand vergeblich sei, und trat 1561 zum evangelischen Glauben über. Der grösste Teil des bischöflichen Besitzes wurde 1571 in kurfürstliche Domänen verwandelt und damit dem Havelberger Bistum ein Ende bereitet.

Diese in kurzen Zügen geschilderte Geschichte des Bistums Havelberg ist zugleich eine Geschichte der Stadt Havelberg. Erst seit 1561 bilden der Dom und die Stadt zwei getrennte Gemeinwesen und ihre Geschichte ist infolgedessen meist getrennt zu behandeln. Viel ist indes nicht zu berichten. Der dreissigjährige Krieg brachte, wie auch an anderen Orten, viele Schrecknisse über Havelberg. Kaiserliche, Dänen und Schweden lagerten abwechselnd in der Stadt und brandschatzten sie mit ungeheuren Kontributionen. Am 16. Mai 1626 wurde die Stadt vom Domberge aus von den Dänen vollständig in Brand geschossen. Sie erholte sich von diesem Unglück sobald nicht wieder und ein weiterer grosser Brand 1658 vernichtete, was von alten Gebäuden noch vorhanden gewesen war. Deshalb sind, obwohl Havelberg auf eine beinahe tausend-

jährige Geschichte zurückblickt, nur wenige Spuren seines hohen Alters vorhanden. Die ältesten Zeugen aus früherer Zeit sind der Dom mit seinen zahlreichen Kunstwerken und Grabdenkmälern, die St. Laurentiuskirche aus dem 13. Jahrhundert und die St. Annenkapelle aus dem 15. Jahrhundert, ferner einige alte Giebelhäuser mit Inschriften aus dem 17. Jahrhundert. Aber diese wenigen Zeugen genügen, um uns einen Einblick in das Leben der alten Bewohner von Havelberg, in den Kunstsinne und die Prachtentfaltung der alten Bischöfe und Domherren zu gestatten. —

Nach dem beifällig aufgenommenen Vortrage wies Herr Geh. Rat Friedel auf die Verdienste des Herrn Bürgermeisters Zöllner um die Lokalgeschichte von Havelberg hin und sprach seinen Dank für die Freigebigkeit des Herrn Bürgermeisters aus, welcher jedem Mitgliede der „Brandenburgia“ ein Exemplar des Domgrundrisses nebst Verzeichnis der Kunstwerke und eine synchronistische Tabelle zur Geschichte des Bistums verehrt hatte.

Unter Führung des Herrn Küster Aue nahm die Gesellschaft hierauf die Kunstwerke und Baulichkeiten des Doms in Augenschein. Zuerst wurden die aus dem 14. Jahrhundert stammenden Glasmalereien des nördlichen Seitenschiffs besichtigt. Diese Malereien, welche von dem Königlichen Institut für Glasmalerei in Charlottenburg renoviert worden sind, verteilen sich auf 7 Fenster und enthalten Darstellungen aus der Geschichte des Heilandes von der Darstellung im Tempel bis zur Auferstehung; die Umrahmungen der Bilder und die unteren Felder sind mit architektonischen Gebilden in prächtiger Farbenwirkung ausgefüllt. Im südlichen Seitenschiff befinden sich ferner zwei farbige Fenster, deren Malereien aus alten Überresten von Fenstern des nördlichen Schiffes zusammengesetzt und von dem obengenannten Institut kunstvoll ergänzt sind, sie enthalten Darstellungen aus der Geschichte Johannes des Täufers und aus der Marienlegende. (Diese Fenster waren auf der Berliner Gewerbe-Ausstellung 1896 in der Heilige-Geist-Kirche in Alt-Berlin ausgestellt). Beachtenswert sind ausserdem die vier neuen farbigen Glasfenster des hohen Chors, die von den Familien von Rohr, von Jagow, von Saldern und von der Stadt Havelberg gestiftet wurden und Szenen aus dem Alten und Neuen Testamente (Moses, vom Sinai mit Gesetzstafeln kommend; Elias, im feurigen Wagen gen Himmel fahrend; Taufe und Auferstehung Christi) darstellen; den Fond bilden Teppich- und Grisaillemuster. Das mittelste Chorfenster, welches durch den Hochaltar fast völlig verdeckt wird, soll nach Entfernung desselben gleichfalls eine farbige Darstellung der Kreuzigung Christi erhalten.

Hierauf wurde der hohe Chor und die denselben umgebenden Chorschranken besichtigt. Den vorderen, dem Predigtraum zugekehrten Teil der Chorschranken bildet der mit Skulpturen reich geschmückte Lettner,

welcher, in der Mitte quadratisch vorspringend, ein erhöhtes Lesepult, den Ambon, bildet; unter demselben befindet sich der kleine Altar, der zu den gewöhnlichen Amtshandlungen benutzt wird. Der Ambon wird von zwei Heiligengestalten gestützt und zeigt auf seiner Vorderseite den Heiland als Weltenrichter in Arabeskenumrahmung. In den Zwickeln der beiden durch den Lettner führenden Gitterthore ist einerseits die Verkündigung, andererseits die Krönung der Maria dargestellt. Die Aussen-seiten der erwähnten Schranken, welche den Chor in Süden, Westen und Norden abschliessen, sind mit figurenreichen Skulpturen geschmückt, welche an der Südseite, der Sakristei gegenüber, mit dem Einzuge Jesu in Jerusalem beginnend, Scenen aus der Passionsgeschichte und der Verherrlichung Christi darstellen und mit dem jüngsten Gericht abschliessen. (Über den Inhalt der einzelnen Scenen s. Zöllner, Chronik von Havelberg I, 309 f.) Zwischen den einzelnen Scenen stehen unter Baldachinen Statuen der Apostel, des Heilandes, der Mutter Gottes, der Maria Magdalena und des Bischofs Johann Wöpelitz, des Erbauers der Schranken; Baldachine und Postamente sind stets verschiedenartig verziert. Ueber dem Lettner, etwa in halber Höhe des Kirchenschiffs, erhebt sich auf einem Querbalken ein kolossaler Crucifixus nebst den Gestalten der Maria und des Johannes, ein Bildwerk, das einen erhabenen Eindruck ausübt.

Durch die Gitterthür des Lettner gelangt man in den hohen Chor. Reichgeschnitztes Chorgestühl mit biblischen Figuren, phantastischen Gestalten und vielfach verschlungenen, zierlichen Laubgewinden bezeichnet die Sitze der Domherren zu beiden Seiten des Chors; es stammt nach Adler aus der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts. An der Innenseite des Lettner steht ein zweisitziger Bischofsstuhl aus dem Ende des 14. Jahrhunderts, ebenfalls mit Schnitzereien verziert, welche auf der südlichen Seite die Anbetung der Schlange durch Moses (wegen der bekannten Strahlen auf dem Kopfe häufig als Teufel erklärt) und Aaron, sowie ein auf einem Schwein reitendes nacktes Weib, Symbol der Sünde und Üppigkeit, auf der nördlichen Seite drei musicierende Engel darstellen. Vor diesem Stuhl befindet sich, von einem eisernen Gitter umgeben, der Sarkophag des Bischofs Johann Wöpelitz, welcher auf seiner marmornen Deckplatte die Gestalt des Prälaten in vollem Ornat zeigt. Zu den Füßen der Figur liegt ein kleiner schlafender Hund oder Löwe, welcher ziemlich verstümmelt ist, so dass das Volk ihn für einen Lindwurm ansah, und diese Auffassung, sowie der Umstand, dass sich am Haupte der Figur des Bischofs im Marmor ein kleines Loch befindet, führten zu der Sage, dass der Prälat durch den Stich eines Lindwurms getötet worden sei. In der Nähe des Sarkophags, mehr nach dem Hochaltare zu, steht der Taufstein in Kelchform, an welchem sich in feiner Meisselung Darstellungen der Empfängnis der Maria, der Geburt, Taufe

und Auferstehung des Heilandes befinden. Das Taufbecken ist unbedeutend.

Zum Hochaltar steigt man auf einigen Stufen hinauf. Dicht hinter denselben sind drei kräftige Steinkandelaber aufgestellt, welche gleichfalls aus der Zeit des Johann Wöpelitz stammen. Während der mittelste in Form eines gotischen Türmchens gebildet ist, stellen die beiden anderen gotische Rundsäulen dar, an welche sich je drei Mönchsgestalten: ein älterer Prämonstratenser, ein Novize und der Küchen- resp. Kellermeister anlehnen; eine tüchtige Arbeit, welche den Humor der mittelalterlichen Steinmetzen veranschaulicht.

Der Hochaltar ist neueren Datums: er wurde laut der in Alexandrinern abgefassten Inschrift (abgedr. b. Becker, Bist. Havelberg, S. 43 ff.) im Jahre 1700 vom Domdechanten Heinrich von Estorff und seiner Gemahlin zum Andenken an ihren verstorbenen Sohn errichtet. Die Mitte des Hochaltars nimmt ein sehr einfaches Gemälde, die Einsetzung des Abendmahls, ein, welches von zwei mächtigen korinthischen Säulen flankiert wird, neben denen sich die lebensgrossen Gestalten des Moses und Johannes Baptista erheben. Die Bekrönung des Altarbildes bildet eine Allegorie der göttlichen Liebe, von Engelsköpfen und Lichtstrahlen umgeben, zu deren Seiten die Figuren, Glaube und Hoffnung, gelagert sind. Der mächtig emporstrebende Hochaltar verdeckt zum grössten Teil die schlanken Chorfenster, welche wie erwähnt, bis auf das mittelste mit neuen, farbenreichen Glasmalereien geschmückt sind.

Ausser dem Hochaltar und dem vor dem Lettner stehenden kleinen Altar sind noch sieben steinerne Nebenaltäre in den Seitenschiffen und den Kapellen der letzteren vorhanden. Diese stammen aus katholischer Zeit, waren einzelnen Heiligen gewidmet und enthalten zum Teil noch die Statuen, mit denen sie geziert waren. So erblickt man auf einem in der nördlichen oberen Zwillingskapelle die drei gut erhaltenen Figuren der Jungfrau Maria, der heiligen Agnes und einer unbekanntenen Heiligen, auf einem andern an der nördlichen Aussenseite der Chorschranken eine Pietas nebst den Gestalten der heiligen Katharina, des Johannes und eines Propheten auf der einen, der heiligen Margaretha, des Laurentius und des St. Petrus mit Tiara und Schlüssel auf der anderen Seite und andere mehr. (Die verschiedenen Bildwerke zählt Zöllner a. a. O. I, 308 f. auf.) In den Seitenschiffen, den Seitenkapellen und im Kreuzgange sind ferner zahllose Grabsteine ehemaliger Bischöfe und Prälaten, sowie edler Herren und Frauen aufgestellt, welche zum Teil früher den Fussboden der Kirche bedeckten und durch die Tritte der Kirchenbesucher vielfach abgeschliffen und unleserlich geworden sind. Sie stammen aus dem 13.—16. Jahrhundert und zeigen die Verstorbenen teils in eingravierten Umrissen, teils in flachem Relief, mit entsprechender Umschrift. Es würde zu weit führen, wollte man nur einen Teil derselben anführen

oder beschreiben, wir müssen uns daher darauf beschränken, nur einige der historisch wichtigsten hervorzuheben und in Bezug auf die übrigen auf andere Beschreibungen verweisen (Zöllner, Chronik I, 294 ff., Becker Bistum Havelberg S. 50 ff., Schwebel, Kulturhistor. Bilder S. 58 ff.)

Hinter dem hohen Chore stehen die Grabsteine der Bischöfe Hermann († 1291) und Johann († 1292), zweier Markgrafen von Brandenburg aus dem Hause Askanien. Der erstere ist mit Fürstenhut, Krummstab und Bibel dargestellt, neben seinem Haupte der brandenburgische Adler und der sächsische Rautenkranz, der andere in ähnlicher Bekleidung ohne Krummstab, da er vor der Consecrierung starb; ausser dem Adler liegt der Stier von Mecklenburg am oberen Ende der Grabplatte. In einer Seitenkapelle lehnt an der Wand der ziemlich abgetretene Leichenstein des Bischofs Wedego von Puttlitz, († 1487), des „Kösters von der Wilsenack“, bekannt durch seine vielfachen Fehden mit Herzog Heinrich von Meklenburg; an anderer Stelle befinden sich noch weitere Steine dieses berühmten Geschlechts der Edlen Gänse von „potlist“, ferner Grabsteine derer von Buch, von Schlabrendorf, von Quitzow, von Beust u. a. — Bischöfe, Dompröbste, Ritter und Frauen. Sehr viele dieser Steine stehen auch an der Wand des Kreuzganges aufgerichtet, welcher sich im Süden der Kathedrale innerhalb der Stiftsgebäude herumzieht. Dieser Kreuzgang zeichnet sich durch eigenartige Gewölbezusammensetzungen, schöne Säulenkapitäle und zierliche Ornamente aus; namentlich das Portal, welches von der Kirche in den östlichen Teil des Kreuzganges führt, ist seiner Verzierungen wegen äusserst interessant. Die Wände des Kreuzganges waren ehemals mit Malereien aus der Geschichte des Stifts geziert, wurden aber, wie auch die Ornamente und Kapitäle, unter der Administration des Kurprinzen Johann Georg mit dicker, weisser Tünche überzogen und dabei sicherlich vollständig vernichtet. Der vom Kreuzgang und der Kathedrale umschlossene Domfriedhof diente in früherer Zeit zum Begräbnisplatz der Domherren und Stiftsbrüder, weshalb er auch den Namen Mönchskirchhof führte und später bis in den Anfang dieses Jahrhunderts hinein zur Beisetzung der Beamten des Doms; 1826 fand die letzte Beerdigung daselbst statt. Dieser hoch mit Gras bewachsene Platz bildet in seiner Umrahmung der alten Klostergebäude, der Kathedrale und des traulichen Kreuzganges einen malerischen Anblick, zumal im Schein der Abendsonne, wenn die hohen Fenster des Kirchenschiffs vergoldet erscheinen und einzelne Sonnenstrahlen über das verwitterte Gemäuer und die Säulen des Kreuzganges dahinhuschen. Friedlich muss es sich hier oben ruhen, wo die alten Bischöfe und Ritter ihrer Auferstehung entgegenharren und das Geläut der Domglocken über die Grabhügel dahinklingt.

Die im Viereck erbauten Stiftsgebäude dienen jetzt zumeist weltlichen Zwecken. Das östliche Gebäude enthielt zur Zeit des Bistums

Altertümer aus dem Kreise Teltow.

Von

Wilibald von Schulenburg.

(Vortrag gehalten in der Brandenburgia-Sitzung am 18. März 1896.)

Bevor ich auf gewisse Altertümer aus dem Kreise Teltow eingehe, werde ich einige Mitteilungen machen über die Gegend, in der sie sich vorgefunden haben und zu einem geringen Teile noch vorfinden.

Wenn man von Zossen aus die Strasse nach Sperenberg verfolgt, so kommt man zuvörderst nach dem Dorfe Mellen an dem grossen See gleichen Namens. In Mellen haben sich, in der Gegend bereits eine Seltenheit, noch mehre altertümliche Gehöfte erhalten. Es wird der Hof durch einen hohen Bretterzaun von der Dorfstrasse abgeschieden. Auf dem Hofe selbst liegt das geräumige Wohnhaus, aus Fachwerk wie früher die meisten Häuser hier, mit einem Strohdach, und in seiner Längsrichtung, also mit der vordern Giebelseite, nach der Dorfstrasse zu. Zwischen Wohnhaus und Zaun liegt der Spieker, ein kleines Gebäude mit Strohdach, zur Aufbewahrung von allerhand Sachen, ebenfalls mit dem Vordergiebel nach der Strasse zu. Der Spieker ist hier im Aussterben. In vielen Dörfern wird man vergeblich nach einem solchen suchen. Doch findet man ihn auch in Niederdeutschland, so an der unteren Elbe. Ebenso im Aussterben, indess noch vorhanden in Mellen, ist die Schur, ein scheunenartiges Gebäude mit hohem Thordurchgang. Dann findet man noch in Mellen, wie allerdings auch in andern Dörfern, die hübschen alten Stallgebäude aus Fachwerk mit vorstehendem Trempel und einem Strohdach. Am Ausgange von Mellen steht eine ungewöhnlich schöne alte Linde von gewaltiger Grösse. Sie sollte beim Bau der Kunststrasse niedergehauen werden und nur der warmen Fürsprache des damaligen Landrats ist ihre Erhaltung zu danken. So erzählt man allgemein. Eine grosse alte Linde steht auch in Kummersdorf bei Sperenberg, vor der Oberförsterei. Daraus kann man sich eine Vorstellung machen, wie einst die Linden das Land in alter Zeit geschmückt haben. Unmittelbar hinter der grossen Linde von Mellen dehnt sich der

See aus. Er wirkt erfrischend wie jede grosse Wasserfläche, aber seine flachen Ufer sind, im grossen ganzen genommen, keineswegs malerisch, dazu fehlt es ihnen zu sehr an älteren Bäumen und Baumgruppen.

Von Mellen kommt man nach Saalow. Im Wiesengrunde rechts von Saalow sieht man noch ein Stück Erlenhochwald, um so mehr zu schätzen, als Erle und Weide jetzt fast geächtet sind, und doch wirken sie landschaftlich so schön bei uns. An demselben Wiesengrunde führt jenseit Saalow ein Weg entlang, der noch mit sehr alten Maulbeerbäumen bestanden ist, wie die Landleute sagen: vom alten Fritz her. Wir verfolgen den Weg nach Gadsdorf. Das Gelände steigt hinter Saalow bei der Mühle an und dehnt sich aus zu einer weiten bergigen Erhebung, die ihre Höhepunkte findet in zwei bekannteren Bergen, dem Dommberg und dem (Saalower) Höllenberg. Zwischen beiden führt der Weg durch. Dieses bergige Gelände ist jetzt mit dürrem Kiefernwalde bestanden, früher standen vermutlich auch Eichen hier. Denn die ganze Landschaft westlich war vormals reich an schönen alten Eichen. Sie sind fast alle in den letzten vierzig, fünfzig Jahren niedergehauen worden. Jetzt ist die Gegend in dieser Hinsicht verarmt. Dommberg soll die richtige Form sein, doch wird auch Doberg gesagt. Vielleicht kommt das Wort aus dem Deutschen, vielleicht aus dem Wendischen. Dann könnte man denken, hiess Domm einst duby, die Eichen. Im deutschen Volksmunde wurde daraus Duben und, bei dumpfer bequemer Aussprache, Duhn, doch mag es auch anders zusammenhängen. Ich kenne zwei Männer, die noch die wilde Jagd auf dem Dommberge gehört haben, wie das Blasen auf einer Kindertrumpete, aber nichts gesehen. Auch soll ein gemauerter Gang vom Dommberg nach dem Saalower Höllenberg führen.

Der Höllenberg (225 Fuss über Meer) fällt auf der Westseite einige hundert Schritte weit steil ab. Dieser Abfall schimmert im Herbst und im Frühjahr in rötlicher Färbung weithin sichtbar. Es kommt daher, weil er mit Heidekraut bestanden ist und mit Bucksbart, einer Grasart. Dazu gesellt sich als drittes Finkenposch oder Finkenmoch, wie die grauen Moose hier heissen, weil die Finken ihre Nester davon bauen. Posch und Moch, Worte für Moos im Kreise Teltow, gebrauchen manche gleichmässig für einander, andere machen Unterschiede. Mir scheint, als wenn die alten Leute früher das Wort Moos nicht gebraucht haben. Moch ist das slavische und wendische Wort für Moos, davon die Namen Mochwitz und Mochow und die Mochheide, südlich Linow, in der Forst bei Baruth. In dem Kräuterich dieses Abhanges sieht man die wilden Kaninchen laufen; auch ein schwarzes bemerkte ich. Von der Höhe hat man eine hübsche Aussicht und sieht im Herbst bei der Neubestellung die Ackerstücke in allen Schattierungen von Schwarz bis Weiss unter sich liegen. Diesem Höllenberg gegenüber, auf etwa

1300 Schritt Entfernung, liegt ein anderer Höllenberg, nämlich der Gadsdorfer Höllenberg. Von diesen Bergen haben sie gekämpft, wird erzählt, und der Saalower Höllenberg soll eigentlich Heldenberg heissen. Höllenberg sei nur so platt für Heldenberg, wurde von einem einzelnen geäussert. Die Bemerkung ist nicht so ganz unbegründet, denn man spricht hier balle für balde (bald), Schwalle für Schwalbe u. d. Es giebt und gab in der Mark eine ganze Menge Höllenberge, aber auch Heldenberge; Beckmann erwähnt solche mehrfach.

Wo der Weg nach Gadsdorf aus dem Thal zwischen Höllenberg und Dommberg heraustritt bei dem Hofe des Besitzers Lutze, führt er durch ehemals sumpfiges Land. Nach einzelner Meinung soll unter ihm, früher genannt Joels-Damm, ein Steindamm liegen. Jedenfalls hatte dieser Durchgang vormals eine Bedeutung als Verbindung zwischen den Dörfern diesseits und jenseits. Bald steigt das Gelände wieder an bis zum Windmühlenberg. Am jenseitigen Abfall liegt der Kietz, ein Vorort mit zwei Dorfstrassen, zur Dorfgemeinde Gadsdorf gehörig. Früher, angeblich im Jahre 1825, bestand der Kietz nur aus einem Gehöft, dem Schmidt Poble gehörig. Damals brannte das Dorf Gadsdorf zu einem Teile ab und „die beiden Alt-Büdnere Wolter und Spieth mussten heraus nach dem Kietz und sich da aufbauen“. Man ersieht hieraus, wie vorsichtig man sein muss bei der Beurteilung solcher landschaftlicher Verhältnisse der Vorzeit, wenn bestimmte Urkunden oder Zeugnisse fehlen.

Am Ausgange des Kietz liegt ein kleiner Teich oder Pu'l. Denn von den alten Leuten wird noch das alte o und e, z. B. Du*k (Tuch) und Fu'da (Futter) vielfach gesprochen. Dieser Teich heisst Tränke. Das Wort Tränke führt uns zurück in die Zeit der alten Gemeinde-Felderwirtschaft und des Hütewesens. Als das Vieh noch draussen weidete, was ihm wahrscheinlich auf die Dauer besser bekommen ist, als die heutige Stallfütterung, vielfach in dunklen Ställen ohne Luft, Licht und Bewegung, wie ja dem Menschen das andauernde Stubensitzen auch nicht bekommt, da wurden hier wie anderwärts Tränken ausgegraben, Wasserlöcher, wo natürliche Wasserstellen fehlten. Tränke wird und ist deshalb schon Flurname geworden, ähnlich wie Upstall und Nachtbucht. Upstall (hochdeutsch Aufstall) war die Gänseweide, irgendwie ein Grasanger mit einer Tränke, auch mit Büschen bestanden und mit einem Gehäge umgeben, wo die Gänse weideten. Ohne Kenntnis der Sachlage wäre aus dem Worte allein die Bedeutung nicht zu erklären. Welche Irrtümer mögen über uralte Namen ungehen! Eine Nachtbucht hatte früher jedes Dorf; die Pferde wurden des Abends hineingetrieben und weideten die Nacht darin. In der Tränke am Kietz sind jetzt noch Hechte, „Piezen“ (Peizger) und „Stäkerlinge“, die die Kinder, nackt im Wasser, mit Körben fangen und in dem Graben, der von der Tränke durch den

Luderbusch sich hinzieht, blühen in stiller Pracht die weissen Blüten der Plumpen (*Nymphaea alba*). Früher sollen hier die natürlichen „Wasserlöcher“ reich an Fischen gewesen, seit der Nutheregulierung der Fischbestand geschwunden sein.

Einige hundert Schritte weiter kommt man nach dem Dorfe Gadsdorf, platt gesprochen Gōasdörp. Durch Gadsdorf führt die „Chaussee“ von Trebbin nach Sperenberg. Früher hatte das Dorf als Fahrweg nur einen Ein- und Ausgang. Es war rund gebaut und am südlichen Ende, nach Sperenberg zu war nur eine Jazze (Gasse), auf der das Vieh zur Weide getrieben wurde, und die Pferde nach der nahen Nachtbucht. Die Nachtbucht besteht heute aus sieben Gehöften, früher aus einem schönen Hain, von dem noch alle älteren Leute mit einer wahren Begeisterung sprechen. Es waren darin alte Eichen, Rüstern, Elsen und Birken, und viel Unterholz. So werden namentlich genannt Faulbaum, Hendersckene und Malineken. „Das Holz der Eichen war wie Eisen; solch Holz giebt es nicht mehr.“ Es waren Laubgänge ausgetreten und wer nicht bescheid wusste, fand sich nicht wieder heraus. Viele Vögel sangen darin, Nachtigallen, Drosseln, Grasmücken und Staare. Jetzt giebt es keine Nachtigallen mehr in der Gegend, vor acht bis zehn Jahren waren die letzten im Dorf und im Gebüsch an den Sumpfwiesen. Auch habe ich keine einzige Schwarzdrossel bemerkt, doch giebt es viel Drosseln in der Kummersdorfer Forst. Ebenso wenig sah ich Staare nisten, wenschon sie in grossen Schwärmen umherzogen. Gelegentlich der „Separation“, nach 1848, wurde die Nachtbucht niedergehauen und heute sind an ihrer Stelle dürre Grasanger, unfruchtbare Wiesen und leichter schlechter staubiger Ackerboden. Aber das ganze weit ausgedehnte Gelände heisst noch heute Vogelgesang im Munde des Volkes und bewahrt im Namen die Erinnerung an die einstige Herrlichkeit.

Auf dieser Seite des Dorfes, 500—600 Schritte lang bietet die Chaussee einen merkwürdigen Anblick. Sie ist auf beiden Seiten bepflanzt mit einem fremdartigen Baum, der seine hässlichen Äste und Zweige wie Gespensterarme in die Luft streckt. Noch Mitte Mai (1895) sah ich die Blätter unentwickelt, während unsre Bäume und Sträucher schon im frischen Maiengrün prangten. Schatten giebt er auch nicht und an den langen Dornen, so klagen die Landleute, verwunden sich die Kinder. Er ist also hässlich, unnütz und schädlich. Wie mir Herr Professor Ascherson freundlichst mitteilte, ist es *Gleditschia Triacanthos*. Als Eingang in ein märkisches Dorf erwartet man Linden, oder andere heimatische Bäume.

Eine halbe Stunde von Gadsdorf liegt das Dorf Lüdersdorf, im Volke gesprochen Lühsdörp. Oben, nördlich vom Dorfe, der Twarchberch (Zwergberg), auch auf der Generalstabskarte verzeichnet; etwa zwischen beiden das Gut Wilhelminenau, neueren Herkommens. Drei-

viertel Stunden von Lüdersdorf. gegen Norden, Christinendorf. Zwischen diesen drei Dörfern erhebt sich ein bergiges Gelände. Es muss von Bedeutung gewesen sein im Altertum für die Ansiedlung, auch in Hinsicht auf Schutz und Verteidigung. Als ich in den letzten Jahren zufällig hier war, hörte ich eines Morgens Kanonendonner und als ich dem Schall nachging, sah ich die Höhen südlich von Christinendorf von mehren Regimentern Fussvolk besetzt und Geschütze im lebhaften Feuern. Ein Landmann, der sich zu mir gesellte, — er hatte den ganzen Krieg 1870 und 71 mitgemacht — erklärte mir, diese Stellung sei uneinnehmbar und setzte die Gründe auseinander. Es schien, als sollte er Recht behalten, denn der Feind versuchte den linken Flügel zu umfassen. Ob dieser Angriff als gelungen betrachtet wurde, ist mir unbekannt geblieben. Ich habe früher einmal gehört, 1866 sei die Nuthelinie zur Verteidigung, für Berlin, ins Auge gefasst worden, falls unglückliche Ereignisse eintraten, was in jedem Kriege vorkommen kann. Ob es richtig war, weiss ich nicht. Noch jetzt ist das ganze Berggelände zwischen den drei Dörfern rings von sumpfigen Wiesen umgeben, früher von offenen Morästen und Seen. Über den Rücken der Erhebung zieht sich die „Chaussee“ von Trebbin nach Sperenberg, beschwerlich für das Lastvieh, wegen ihrer Steigungen und Senkungen. Sie folgt dem Laufe der alten Landstrasse, und jedenfalls ging hier auch im Altertum ein Verbindungsweg. Denn vormals legte man die Wege über die Höhen, wie in unserer Zeit durch die Niederungen.

Wenn man beim nördlichen Ausgang von Gadsdorf einen Feldweg verfolgt, so gabelt sich dieser nach einigen hundert Schritt. Der linke Seitenweg heisst Weidemarkweg; der rechte Dahrenweg, weil er durch eine Feldmark führt, genannt die Dahren.

Das Wort Dahren mag deutsch oder wendisch sein. Wendisch heisst dar die Gabe, das Geschenk, darjenje das Geben; ein Dorf in der sächsischen Oberlausitz im deutschen Volksmunde Dahren, im wendischen Darin, das Schmalzer herleitet vom Eigennamen Dara, der Geber. Es giebt noch ein Landstück hier nach der „Chaussee“ zu, nahe dem jetzigen Kirchhof, das die „kurzen und die langen Bahren“ heisst. Bahren mag auch deutsch oder wendisch sein. Baran heisst wendisch der Widder, und nach Zwahr die Ramme und der grosse Hammer in den Öl- und Eisenhammern. Ein Dorf bei Sorau in der Niederlausitz heisst wendisch Baran und deutsch Bahren. Doch hängt es vielleicht ganz anders zusammen. Landleute sagten mir, dass früher in Lüdersdorf ein Mann lebte, der Bahr hiess und „von den Wenden abstammte“. Noch fand ich ein Landstück, genannt die Gliene. Der Boden ist dort zum Teil lehmig. Glina heisst wendisch Lehm, davon Glienicke u. a. Dies sind die einzigen wendischen Flurnamen, die ich um Gadsdorf herum gefunden habe. Herr Dr. Hammer hat, in seinen Schriften über

die Ortsnamen der Provinz Brandenburg, den Namen Gadsdorf aus dem wendischen gat erklärt. Noch heute heisst in der serbischen Sprache der lausitzer Wenden gat der Teich. Ebenso dürfte man auch das deutsche Wort Gat zur Erklärung herbeiziehen. Trotz aller Nachforschungen sind mir auch keine Altsachen aus wendischer Zeit zu Gesicht gekommen.

Am Weidemarkwege linker Hand liegt zunächst der spitze Berg, ein häufiger Name mit ähnlicher Bedeutung wie Scharfenberg. Jetzt zu einem Teile abgestochen, zeigt er am Wege eine steile weisse Sandwand so recht wie ein „witten“ Berg ins Land hinein. Hinter dem spitzen Berg liegt ein Sumpf, das Kerkluch, hochdeutsch Kirchluch. Beziehungen zur Kirche waren nicht nachweisbar, sind auch nicht wahrscheinlich, da die nächste Kirche in Christinendorf liegt. Eine mehr als siebzigjährige „kluge Frau“ aus Thyrow, Grossmutter Becker, eine Allraune, die neben einem ausgezeichneten Gedächtniss eine vorzügliche Erzählergabe besitzt, wie man sie in jüngeren Kreisen jetzt vergeblich sucht, meinte, das Kerkluch heisse daher, weil die Leute zur Kirche da vorbeigehen, und thatsächlich sind solche Namen so entstanden. Ich glaube aber nachweisen zu können, dass hier der Name Kerkluch viel älter ist und eine ganz andere Bedeutung hat.

Hinter dem Kerkluch liegt ein Kiefernstangenholz, etwa 500 mässige Schritt lang, genannt das Hobrechtsche. Im Beginn desselben sieht man ganz flache sandige Erhebungen, genannt Twerchberje. Vor 50, 60 Jahren noch waren hier Hügel. Darin sah ein alter Mann, als Kind, Töpfe und Scherben und Knochen und „Ziegel“ (wohl rot gebrannte Scherben) und einen „Gang“, der hineinführte, und mit einem Steine bedeckt war. Seine Aussage wurde mir gegenüber von „Gebildeten“ als Schwindel bezeichnet, aber sie hat sich glänzend bewährt. Das Hobrechtsche ist erst, seit angeblich 36 Jahren, bewaldet. Früher wurde es beackert mit Ausnahme der Twerchberje, weil sie zu „berjich“ waren, also wohl lange Zeit hindurch.

Hinter diesem Kieferngehölz liegt der Klappbusch. Busch heissen auch hier Sümpfe und Niederungen, wenn sie mit Laubholz bestanden sind, mag dies jung oder alt sein, im Gegensatz zur Fichtenheide oder Heide, die in der Mark vorzugsweise aus Kiefern besteht. Ich erfuhr, dass der Klappbusch so hiesse, weil früher hier eine Pflanze wuchs, deren Blätter man kiepenweise schnitt und an die Schweine verfütterte, die davon fett wurden; dann dass sie wie Löffel aussahen. Da wurde klar, dass es die Blätter der Schlangenzwurz waren, der *Calla palustris*, die auch in Büchern Schweinekraut heisst und nur vereinzelt noch im Klappbusch wächst, weil er nicht mehr so wasserreich ist wie vordem. Dagegen sah ich die Klappe in grosser Menge, in Beeten, von 15—20 Fuss Länge, in offenen Sumpflöchern der Kummersdorfer Forst.

Hinter dem Klappbusch, nach Norden zu, steigt das Gelände bergig an und heisst Weidemark.

Westlich vom Klappbusch liegt, ebenfalls schon auf bergiger Erhebung, ein Kieferngehölz, auch genannt das Hobrechtsche und zu dem erstgenannten gehörig. Ich werde weiterhin das Land zwischen Kerkluch und Klappbusch „Hobrechtsche I“, und das westlich vom Klappbusch gelegene „Hobrechtsche II“ nennen.

In der Nähe beider liegt ein runder Sumpf, Springluch, vereinzelter Sprintluch, genannt. Spring heisst Quelle, die hier sein sollen. Sprint heisst auch ein ausgetrockneter Teich an der Mühle beim Dorfe Wittstock. In der Altmark, fand ich, machte man einen Unterschied zwischen Spring und hamelflötigen Stellen. Spring bezeichnet dort eine Quelle, die sichtbar aus der Erde vorquillt, hamelflötige Stellen sind feuchte, nasse Stellen im Acker oder Gelände, weil eine Quelle unter der Erde ist.

Auf der rechten Seite des Weidemarkweges hebe ich hervor die Sandkute (Sandgrube) von Bauer Weber, die Äcker von Bauer Weber und das wüste sandige Landstück Steenstückn (Steinstücken), so genannt, weil viele Steine hier waren, jetzt zum Teil mit Kiefernpflanzen besetzt; früher, etwa noch vor 50—60 Jahren, beackert, seitdem als Acker aufgegeben. Hinter Steinstücken liegt eine Wiese, die früher durch eine schmale Niederung mit dem Klappbusch verbunden war.

Hinter derselben liegt der Hörzeberg oder Herzeberg. Wie ich das erste Mal den Namen hörte, dachte ich unwillkürlich an den Hörselberg und die schöne Frau Holla. Hörze, Herze heisst hier bei den Landleuten die Hirse. Dieses z hörte ich auch in mehreren andern Worten, so mehrmals von alten Leuten Mi'ze, statt des üblichen Mi'se. Eine Mi'se heissen die doppelbordigen Grasraine zwischen Äckern. Oft zieht sich in der Mitte der Mi'se ein Graben hin, sei es ein trocken oder nasser. Für Mi'se hörte ich vereinzelt auch Schönung, nicht von schön, sondern für Schonung. Küzeln heisst hier ganz allgemein der Wockenstock, unzweifelhaft von dem wendischen Worte kuzel (= Rocken). Es hat sich sogar im deutschen Volksmunde ein Zeitwort küzeln davon gebildet. Wenn ich, um die Bedeutung festzustellen, alte Frauen oder junge Mädchen darnach fragte, so ging immer ein stillvergnügtes Lächeln über die Gesichter. Es war nämlich früher Brauch und ist es noch jetzt, wenn „die Jungen“ (d. h. junge Männer) abends in die Spinustube treten, dass sie den Wocken vom Wockenstock abziehen. Die Spinnerin muss ihn dann mit einem Kuss wieder einlösen, das heisst küzeln. Ebenso heissen frei stehende junge Kiefern, die sich deshalb nach allen Seiten üppig entwickeln und anderwärts Kuseln (kurzes u und weiches s) oder Kuscheln genannt werden, hier auch Kuzeln. In Berlin hört man, allerdings nur im gröberen Volkston, aber das giebt ihm im vorliegenden

Fallo Wert, du-zig (kurzes u) für dumm, und ebenso Nu-ze (kurzes u) für Nase. Frauen in Berlin hörte ich kleine Kinder mit dem beständig wiederholten „bu-ze, bu-ze“ einwiegen. Es wird deshalb das *z*, das hier im deutschen Volksmunde auftritt, zum Teil wenigstens, aus dem Slavischen herstanmen. Beiläufig bemerkt, spricht man hier auch neuschierich statt neugierig, wie ich, früher, in Hinterpommern im Rügenwalder Bezirk abwechselnd Jarmund und Zarmund hörte u. d. m. Wenigstens ein älterer märkischer Schriftsteller schrieb Hirsche. Herr Geheimrat Friedel hat seiner gedacht im Anschluss an den Vortrag des Herrn Professor Ascherson über die Bluthirse in der Mark. Ich vermute, dass die Leute früher, wenigstens hier und da, Hirze sprachen, und nicht Hirsche. Wenn es nicht geschrieben wurde, mag es daran liegen, dass man, wie früher überhaupt, das Volkstümliche besonderer Beachtung nicht für wert hielt, oder den Unterschied zwischen *sch* und *z* nicht heraushörte, oder aber weil man kein entsprechendes Buchstabenzeichen hatte. Für wissenschaftliche Zeitschriften bei uns ist die Einführung des Buchstaben *z* durchaus notwendig. Er ist schon seit langer Zeit üblich in der wendischen Bauernschrift der Lausitz. Es ist doch zu umständlich, jedesmal auf die Aussprache des *j* im Französischen hinzuweisen. In seiner Abhandlung über die Mundart des Kreises Guben*) verzeichnet Herr Dr. Kupka Hirsche für Hirse. Auf Anfrage teilte mir Herr Gander mit, dass sowohl in Guben selbst, in der Crossener Vorstadt wie in der Werdervorstadt, und auch nördlich von Guben, z. B. in Coschen, Hirze gesprochen wird.

Ein jetzt 85 Jahre alter Greis, Grossvater Schulze, noch vor kurzem eine lebende „Chronik“ dieser Gegend, dessen Erinnerungen leider nicht niedergeschrieben wurden, sagte mir vor einigen Jahren, dass der Hirseberg früher zum Lehnschulzengute in Gadsdorf gehörte und die Nutzniesser jährlich einen Scheffel Hirse dafür geben mussten, wie heute „Rente“. Im vorigen Jahr war sein Gedächtnis bereits erloschen und er wusste nichts mehr davon. Thatsache ist, dass der Hirseberg früher beackert wurde an den Seiten, nur die Höhe war bewaldet, und man Hirse und Buchweizengrütze dort baute. Jetzt habe ich Hirse und Buchweizengrütze hier nirgends mehr gesehen; Buchweizen nur noch als Grünfutter im Herbst für das Vieh.

Hinter dem Hirseberg dehnt sich eine weite Sumpfwiese aus, die auf drei Seiten den Höllenberg umfasst. Sie hat in ihren verschiedenen Teilen verschiedene Namen. Meist wird sie schlechtweg unter einem ihrer Teilnamen „die Fulsei, die faule See“, auch Fäulensee vereinzelt, genannt. Sie liegt 124 Fuss über Meer. Ein Blick auf diesen Wiesengrund lehrt, dass hier einst ein langgedehnter See war, auch zeigt es

*) Niederlausitzer Mitteilungen. III. 371.

der Name an. Faule See, oder ähnlich, heissen öfter zuwachsende Wasserflächen. Faul heisst dieses Gelände, weil es keinen festen Grund hat und der Boden schwankt.

Jener Grossvater Schulze stiess vor langen Jahrzehnten in der faulen See, die früher nasser war, mit dem Fuss gegen einen harten Gegenstand. Es war die Spitze von einem Kahn, der im Sumpfe lag.

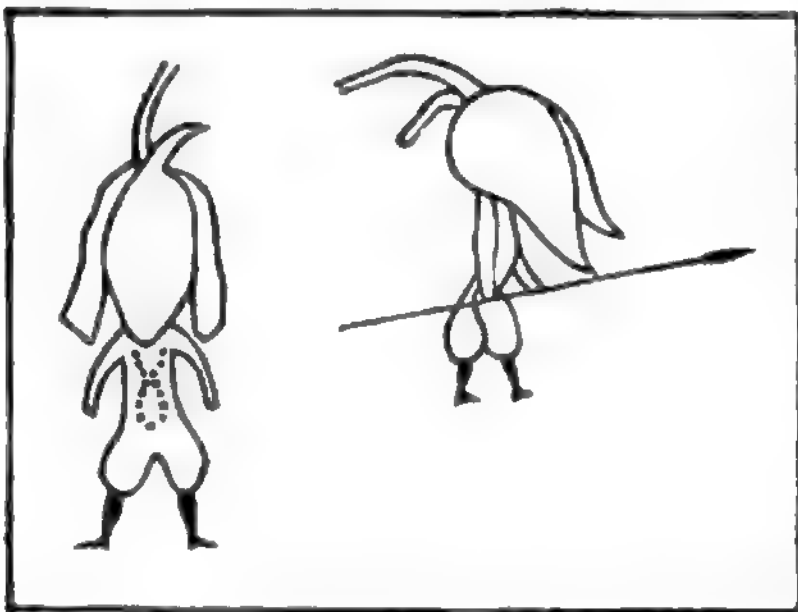
Im weiteren Umfange ist der Höllenberg, auch heute noch auf der vierten Seite gegen Norden, von Sumpfwiesen umgeben. Es muss in der Vorzeit ein sehr stattlicher Berg gewesen sein. Noch jetzt fällt er auf zwei Seiten, gegen Süden und Westen, ziemlich steil ab. Tiefe Schluchten sind hier durch Regengüsse eingerissen. In unserer Zeit verliert der Berg sehr an Masse, auch verflacht er mehr. Es hat dies wunderbarer Weise einen rein landwirtschaftlichen Grund. Aus verschiedenen Ursachen wird in den Bauernheiden viel Mull oder Müll geharkt, das heisst Streu, nämlich Nadeln und was sonst noch von den Kiefern abfällt. Deshalb fehlt dem Erdboden die fruchtbare Narbe, von Moos ist überhaupt nichts mehr zu sehen. Er ist so glatt wie ein Tanzsaal, hier wie in den sonstigen Bauernheiden. Alles fruchtbare Erdreich wird fortgeschwemmt. Nach andauernden Regen zeigt der Berg, wie andere Höhen, fast eine ähnliche Erscheinung wie, bei ruhiger See, der flache Grund des Meeres und unserer Landseen, wo man im Sande einen vollständigen Abdruck von dem Netzwerk der Wellenbewegung sehen kann, nur dass hier, so zu sagen, die Wellenkämme aus dem Antrieb der fruchtbaren Bodennarbe bestehen. Infolge davon wird das Holz immer schlechter. Das Holz aus den Bauernheiden hat viel weniger Holz- und Geldwert als das aus der benachbarten königlichen Kummersdorfer Forst. Das ist die Folge des übermässigen Streuharkens. Ein Wasserloch am Fusse des Höllenberges, ein uralter Torfstich, ist in einer Gewitternacht mit Sand zugeschwemmt worden. Als ich im vorigen Sommer auf dem Berge nach Altertümern graben liess, war in drei Fuss Tiefe der Boden noch wie Asche, so trocken und ausgedörnt, und das war in der ersten Hälfte der trocknen Zeit.

Nach vereinzelter Aussage haben sie sich früher von den beiden Höllenbergen aus beschossen, und nach der Aussage eines, wie ich hinzufüge, belesenen Landmannes, „ist der Hirseberg eine Verschanzung gewesen, und der Höllenberg die zweite, gegen die Wenden, und sie haben gekämpft.“

Hier am Höllenberge, der 206 Fuss über Meer liegt, muss in der Vorzeit die Landschaft wunderbar schön gewesen sein. Denn Erhebungen springen hier und da vor und schnitten ein in die Wasserfläche. Früher war hier mehr Laubholz; uralte Eichen zeigten ihre breitgewölbten Kronen. Diese und die Berge spiegelten sich in der klaren Wasserfläche der Seen mit ihren geschwungenen Umrisslinien.

Viele Vögel sangen in den Bäumen und Büschen, die schmalen Kähne der Bewohner eilten über das Wasser und Fischer fingen mit leichter Mühe die Fische am Schilfgelege oder im Röhricht. Jetzt ist das alles verschwunden, die Landschaft verödet und verarmt. Nur wenn im Herbst die Abendsonne mit ihrem milden Glanz die Wipfel der Kiefern auf dem Berge erleuchtet, während unten die Wiesen schon im kühlen Schatten liegen, dann gewinnt auch diese Landschaft noch einen Reiz. Bedenkt man, wie reich die Mark an solchen Gegenden ist, so kann man sich mit voller Sicherheit vorstellen, wie reich sie einst an Naturschönheiten, an anmutigen, lieblichen, aber auch grossartigen Bildern war. Von „Sandbüchse“ keine Spur. Es liegt in der Hand der Menschen, das wieder aus ihr zu machen. Das Laubholz ist gänzlich im Schwinden, und mit ihm das Wasser und die Fruchtbarkeit. Nur am Saum der Sumpfwiesen sieht man noch Eichen, Elsen, Rüstern, Hainbuchen, Birken und Espen, und von Büschen Werft und Weiden, Faulbaum, Älen, Schneeball, Spillbaum, Hendrischken, Haselnüsse und Brombeeren. Je mehr man die Büsche von Jahr zu Jahr niederhaut, desto mehr schwinden die Singvögel. Darin finden sie Schutz vor ihren Feinden und können nisten. Dazu kommt, mit den Schnellfeuerwaffen, die Vertilgung unsrer deutschen Sänger in Italien und Südtirol. Sind sie ausgerottet, wird der Schaden nicht ausbleiben. In den sumpfigen Wiesen am Höllenberg waren immer Schildkröten; noch im letzten Sommer wurde eine gefangen, ebenso vormals eine im pflanzenreichen Pule des Dorfes bemerkt.

Das Gras dieser Sumpfwiesen taugt nicht viel, dagegen wird im Frühjahr das Auge vielfach durch die Pracht der Kuckuksblumen erfreut. Die alten Leute wussten noch, dass bei einer Art an der Wurzel eine



weisse Hand ist und eine schwarze. Die weisse Hand ist grösser, das ist die Gotteshand, und die schwarze, das ist die Teibelshand. Diese Wurzel wurde früher zu mancherlei gebraucht. Der Liebhaber hat hier Gelegenheit, sich einen kleinen weissen und schwarzen Gott aus der Wurzel zu schnitzen, den beliebten bely bog und den cerny bog, den weissen und den schwarzen Gott der Wenden. Auch bemerkt

man vielfach die prächtige *Orchis militaris*, die jedem Blumentisch zur Zierde gereichen würde, in Büchern Helmert genannt, weil die einzelne Blüte einem grossen Helme gleicht, unter dem man den ganzen Kriegermann sieht, mit seinem Rumpf und den beiden Armen und Beinen, wenn man will auch noch Knöpfe und Zierrat auf dem Wamms. Ich

habe nebenbei eine solche Blüte, einen solchen kleinen Helmerding, etwas vergrössert nach der Natur gezeichnet, und unten noch Füsse hinzugefügt. Man ersieht daraus, wie das Volk, auch ohne grossen Aufwand von Einbildungskraft, manche Erscheinungen der Pflanzenwelt lebensvoll gestalten kann. Es wäre wünschenswert, wenn einmal ein Pflanzenkenner, mit volkstümlichem Sinne begabt, die „mythologischen“ Beziehungen unserer Pflanzenwelt nach dieser Richtung hin klarlegte. Es würde das eine wertvolle Ergänzung des mythologischen Wissens bilden, denn bisher waren unsere Mythologen wohl nicht pflanzenkundig.

Auf Wiesen nördlich vom Höllenberg, und südlich von Gadsdorf an der Strasse nach der Forst zu, bemerkt man mehrfach Hexenringe; unbeachtet und ohne Namen hier im Volke. Doch hatte der grösste nur 11 Schritt Durchmesser, während ich in Oberbayern an einer Leite einen „Hexentanz“ sah von 35 Schritt Durchmesser und einem Alter von mindestens 30—40 Jahren. Auf den Wiesen hatte ich auch mannigfach Gelegenheit, mich im eignen Heiligenschein zu sehen. Bekanntlich, wenn man im Herbst morgens früh bei niedrigem Stand der Sonne vor ihr steht und der Schatten auf thaunasses Gras fällt, bildet sich um den Kopf ein lichter Schein, zurückgeführt auf die Strahlenbrechung in den Thautropfen des Grases. Ohne auf die Tierwelt einzugehen, bemerke ich nur, dass in dieser Gegend zwei seltener gesehene Vögel vorkommen, die Trappe und der schwarze Storch.

Es hatten sich hier noch allerhand bemerkenswerte Sitten, Gebräuche, Anschauungen und sonstige Überlieferungen erhalten, weil die Ortschaften, bisher mehr abgelegen vom Grossstadtverkehr und den Eisenbahnen, in der bisherigen Einfachheit und dem früheren schlichten Wesen verblieben. Doch vollzieht sich ein vollständiger Wandel in unseren Tagen. Mancherlei von Grossschulzendorf habe ich bereits in meinem „Wendischen Volkstum“ gebracht. Nur das hebe ich hervor, dass sich das Plattdeutsch der ganz alten Leute, nach meinem Gehör wenigstens, in der Klangfarbe bemerkenswert abhebt von der Sprache der jüngeren Leute. So hörte ich bei greisen Leuten für hochdeutsch „kommen“ nicht nur „kōamen“, sondern fast „kwamen“, wie im Holländischen. Noch will ich bemerken, dass hier in gebildeteren Kreisen die Volksforschung vielfach, trotz ihrer heimatlichen Bedeutung, nur geringer Achtung sich erfreut. Meine Nachforschungen galten in diesen Kreisen als oberflächliche Spielerei. Alte Leute, die noch Sagen wissen, werden einfach als „Lügner“ und „alte Schwindler“ bezeichnet. Also so ungebildet ist man in gebildeten Kreisen noch in dieser Hinsicht, dass man alte, von der Wissenschaft hochgeschätzte Überlieferungen, die zum Teil zurückgehen in das graue Altertum unseres Volkes, zum Teil in die ältesten Zeiten der Menschheit überhaupt, als Lügen einzelner Leute

brandmarkt und schlecht macht, so dass sich schon niemand mehr damit hervortraut.

Ich gehe nun zu den Altertümern selbst über.

1. Oben auf dem Gadsdorfer Höllenberg fand ich die letzten Spuren von einem alten germanischen Rundwall, alten Männern bekannt unter dem Namen „alte Schanze“, angeblich aus dem Schwedenkriege, länglich-rund, lang etwa 140—150 mässige Schritt, breit 110—120 und in der Mittellinie des ehemaligen Walles 480—490. Der Wall ist ganz verwaschen, der Rundwall selbst nach innen zu flach schüsselförmig. Ich habe im Jahre 1894 mehrmals hier nachgraben lassen. Es fanden sich an drei, vier Stellen im Innenraum germanische Scherben, alles ganz kleine Bruchstücke nur; einmal an einer Stelle im Wall ein Scherben; ausserhalb des Walles an einer Stelle Scherben und kleine Knochenstücke von Leichenbrand. Die anwesenden Landleute meinten, dass die Erde zur Aufschüttung unten von einer ebneren Stelle des westlichen Abhanges des Höllenberges entnommen sei.

2. Der Hirseberg, 20—30 Fuss etwa hoch, und lang etwa 200 kleine Schritt, ist getrennt nach Westen hin durch eine 15 Schritt breite Mulde von einer anderen bergigen Erhebung. Vielleicht war hier einst ein Graben, doch ist das nur Vermutung. In seiner Lage erscheint er fast wie ein Vorwerk zum Höllenberg. Vor Jahrzehnten wurden hier Steine herausgenommen und zum Chausseebau verkauft; dabei kamen Gräber zum Vorschein. Ich habe wiederholentlich mir berichten lassen über dieselben von Landleuten, die damals als Gräber beim Steinesuchen thätig waren. Nach ihren Aussagen ergibt sich folgendes. Es waren hier etwa 12—15 vorgeschichtliche Gräber vorhanden, die sie für Wohnungen der Zwerge hielten und als solche erklärten. Sie sagten: „Sie waren wie Backofen, später ist das Dach eingebrochen und Sand darüber geweht.“ Auf dem Lande bestehen die „Backen“, wenigstens wenn sie so zu sagen vorschriftsmässig sind, aus dem runden Lehm- oder Steinmantel und zwei kurzen Mauern vor dem Ofenloch, den „Windkehrern“, die verhindern sollen, dass Funken und Feuer nicht so ausfliegen. Das ist das Bild, das bei dem genannten Vergleiche den Leuten immer vorschwebt. Dass Tote hier beerdigt, davon wussten sie nichts, auch jetzt nicht. Jedes Grab bestand aus einer kreisrunden Mauer, aus grossen Feldsteinen gelegt, etwa 2—2½ Fuss hoch und ebenso breit. Dieselbe hatte eine Öffnung, einen Ausgang; wie ich feststellen konnte, nach Westen. Von diesem Ausgang führte ein Gang nach aussen, etwa 10 Fuss lang und 3 Fuss breit, auf jeder Seite mit einer Mauer eingefasst. Vertiefungen in der Erde wurden mir noch als die „Rinnen von diesem Gang“ gezeigt. In der Mitte der runden Mauer war eine Fläche von Steinen. Manchmal lag auch noch so ein Stein darauf, „der von der Mauer darauf gefallen war“. In der Mitte fanden sich „Töpfe,

Scherben, Knochen, Gehirn (d. h. Schädel), alles von der Erde eingedrückt“; es heisst auch: „in der Mitte ein Topf mit kleinen Knochen“. — Auch soll einmal ein Ring von Messing sich dabei gefunden haben (?) — Mehrmals fanden sich kleine „Pfeifen von Thon“, eine Spanne lang (etwa 17—18 cm); auch „Asche“ von Brandherden. Es sollen mehr als 100 (?) Schachtruten Steine ausgegraben sein. Ein „Naturforscher“ war zugegen. Soweit die Aussagen. Alle diese Gräber sind bei dem Steinegraben zerstört worden. Ich habe bei wiederholentlichem Nachsuchen noch germanische Scherben gefunden, meist rötlich gebrannt, zum Teil von grossen Gefässen. Es zeigen diese Gräber denselben Grundriss wie die Steinkammergräber in Dänemark und Schleswig-Holstein. Ich hatte schon in meinem Vortrag über die Lutchen der Niederlausitz hingewiesen darauf, dass auch im Spreewald, wenigstens in einem Dorfe Boblitz daselbst, die Lutchen (Zwerge) solche Löcherchen (d. h. Wohnungen, hier Gräber) hatten, „wie Backöfen in die Erde hinein“. Sicherlich darf man einen Zusammenhang zwischen solchen Gräbern annehmen.

Die Angabe von den Pfeifen könnte wunderlich erscheinen. Ich bemerke aber, dass ich auf dem vorgeschichtlichen Friedhof zu Müschen (1878?) ebenfalls zwei Thongeräte*) fand, aussehend wie grosse Tabakspfeifen, an einem Hauptgrabe, deren Zweck bis jetzt noch nicht mit Sicherheit erklärt ist. Sie wurden von mir der vorgeschichtlichen Abteilung des Museums für Völkerkunde übergeben. Der Pfeifen wegen erwähne ich, dass sich in jenem Grabe zu Müschen, und zwar neben die grosse Totenurne gelegt, ein runder Gegenstand von Sandstein vorfand, so frisch und neu, wie ich ihn aus der Erde nahm, als wäre er eben aus einer Werkstatt gekommen.

3. Das Landstück Steinstücken war noch in den letzten Jahren auf der vordern Hälfte vielfach mit Scherben von germanischen Gefässen bedeckt. In der nördlichen Ecke lag ein grosser Steinhaufen. Diese Steine hatten in der Erde gelegen und waren ausgegraben worden. Sie stammten von dem Grabe einer, sicherlich hervorragenden, Persönlichkeit, denn ich fand unten an einem der ziemlich grossen Steine noch die Reste von einer Totenurne und von Leichenbrand mit dem grauen Sande einer hiesigen tieferen nassen Bodenschicht festgeklebt, „angebacken“. Im vorigen Jahre wurde eine „Chaussee“ von Trebbin aus über Lüdersdorf gebaut. Dazu, zum Verkauf, sollten wieder Steine auf Steinstücken ausgegraben werden. Mittels eines eisernen Suchers konnten wir, ich und der Sohn des Besitzers, einen grossen Steinkreis in der Erde feststellen. Mein Vorschlag, ihn gleich freizulegen, wurde wegen dringender Feldarbeiten abgelehnt. Ich musste dann wieder auf einige Tage nach Berlin, wo sich mein Aufenthalt verzögerte. Vorher aber

*) Abgebildet in der Zeitschrift für Ethnologie. Verhandlungen. 1879. XI. 442.

hatte ich mir das bestimmte Versprechen geben lassen, dass vor meiner Rückkehr der Steinkreis auf keinen Fall ausgegraben würde. Als ich wiederkam, waren die Steine ausgegraben und der Steinkreis zerstört. Es war Regenwetter inzwischen gewesen und da hatte man diese Arbeit vorgenommen. Ich habe alsdann wiederholentlich an dieser Stelle nachgraben lassen. Aus alledem, was ich selbst noch sah, ergab sich folgendes.

Der Steinkreis lag in der Erde, ziemlich hoch von Flugsand bedeckt. Er bestand aus einer länglich runden Mauer, von Osten nach Westen im Durchmesser (soweit festzustellen war) 13 m, von Norden nach Süden 10,5 m. Das Gemäuer war $2\frac{1}{2}$ —3 Fuss hoch und ebenso breit, sehr sorgfältig und glatt gelegt aus grossen Feldsteinen, von denen viele 3—4 Fuss und länger waren, die meisten so gross, „dass nur zwei, drei Mann sie heben konnten“. Sie mussten meist in der Erde mit dem eisernen Hammer zerschlagen werden, um sie herauszubekommen. Die Lücken zwischen den grossen Steinen waren mit kleinen ausgefüllt. Mir wurde gesagt, dass 6 Fuhren Steine, zu zwei Pferden die Fuhre, hier herausgekommen sind. Der Kreis hatte zwei Ausgänge, scheinbar etwa 4 Fuss breit, zwischen beiden ein Stück Steinmauer etwa 5—6 Fuss lang. Beide Ausgänge lagen nach Westen, der sinkenden Sonne zu, der eine nach meiner Bestimmung in der Mittellinie nach S. W., der andere gegen Nordwest. Wie ich, es war wohl am Tage Allerseelen (2. Nov.), im Steinkreis stand und die Sonne schon sehr niedrig war, sah ich sie von meinem Standpunkt aus genau in einer Linie mit der Mitte des südwestlichen Ausganges. Die Erscheinung war so auffällig, dass ich meinen ländlichen Begleiter darauf aufmerksam machte und auch dieser sein Staunen kundgab. In der Mitte, etwa 4 Fuss tief, fand ich Knochen, Scherben und ein Stück von einem kleinen flachen Gefäss. Es war also ein Grab in der Mitte. Ebenso lagen 47, meist faust- bis kopfgrosse Steine, nur 4—5 waren grösser, auf dem Quellboden, aber nicht als Pflaster. Weshalb? lautet hier die Frage. Ein zweites Grab fand ich ausserhalb, 2 Fuss westlich vom Kreise, in einer Tiefe von 4 Fuss. Es war die Füllung von einer grossen Totenurne, bestehend aus Knochenasche und sehr hart gewordenen grösseren Knochenstücken von Leichenbrand. Die „Urne“ war nicht mehr vorhanden. Es fanden sich nur wenige Scherben, und zwar von verschiedenen Gefässen, neben dem Leichenbrand, also war das Gefäss vergangen. Diese Überreste von den beiden Gräbern fanden sich schon im nassen schweren grauen „Seegrund“ oder „Seeboden“, wie ihn mein Gefährte nannte. Nun kann man überall erkennen, dass die Alten die Verstorbenen nicht im nassen Boden, im Grundwasser, beigesetzt haben. Es sollten eben die irdischen Überreste der Toten möglichst lange erhalten bleiben. Die Seele weilt auch bei der Ruhestatt des Toten. Wenn jetzt die Gräber im Nassen lagen, so folgere ich, dass der Wasserstand hier ein anderer ist als vor

2000—2400 Jahren, entweder weil der Grundwasserstand damals ein niedrigerer war, oder aber, weil eine Senkung des Geländes inzwischen stattfand. Auch sonst findet man in der Mark deutliche Beweise, dass in der Vorzeit einmal jetzige nasse Gründe trocken waren. Noch bemerke ich, dass ich Wurzel- und Stammstücke, vermutlich von jungen Kiefern, in einer Tiefe von 4 Fuss und mehr vorfand.

Als ich zuerst die Durchmesser des Steinkreises, abschreitend mit kleinen Schritten, mass, ergaben sich für den längeren 20 Schritte, insoweit überhaupt diese Messung möglich war nach den Rändern des Grabens, der entstanden bei Herausnahme der Steine. Diese Zahl 20, also auch 21, fiel mir auf, weil darin die heilige 7 enthalten ist. Als ich später Beckmann nachschlug, ersah ich, dass ihm ebenfalls die Zahl 7 bei alten Steinkreisen aufgefallen ist. So fand er, dass von vier Steinkreisen auf einem Felde bei Arensdorf unweit Frankfurt die Länge bei jedem „sich etwa auf 21, die Breite auf 14 Fuss“ belief, und lässt dahingestellt, „ob man dadurch die 7 Planeten oder Tage in der Woche oder sonst etwas habe wollen vorstellen“.

Ich halte es für zweifellos, dass das Grab inmitten des grossartig angelegten Steinkreises ein Fürstengrab gewesen ist. Entsprechend den Verhältnissen im Altertum ist es auch nicht bloss ein Grab, sondern ebenso ein Heiligtum gewesen. Die Ahnen standen in hoher Verehrung, sie waren die guten Geister des Hauses und der Familie. Noch heute finden wir den Ahnendienst bei vielen Völkern*). Wir müssen uns vorstellen: in der Mitte lag der Grabhügel mit den Gebeinen des hohen Verblichenen. Rings um ihn herum war ein breiter Gang und diesen umschloss die niedrige Steinmauer. Die runde Form der Mauer wird auch ihren guten Grund gehabt haben. Sie umfasste geweihten Boden, böse Einflüsse blieben aussen gebannt. Im Schutze der christlichen Kirchen, geweiht durch ihr Heiligtum, wurden Gräber und Kirchhöfe angelegt. Der heilige Kreis ist gewiss zuerst der Sonne und vielleicht dem Mond entlehnt. Beider Hof führt ausserdem dem Menschen den Kreis vor Augen. Erhalten, mit seiner bedeutenden Bannkraft und seiner schützenden Abwehr ist noch der Zauberkreis unserer Sagen. Die Angehörigen knieten nieder am Grabe, beteten und brachten Opfer dar. Als ich in der Mitte vom nordwestlichen Ausgang des Steinkreises

*) M. von Brandt berichtet „vom chinesischen Hofe“ (in der Unterhaltungsbeilage der Deutschen Warte, 21. Sept. 1894): „Für einen der Neujahrstage lautete das Programm: Um 4 Uhr morgens begibt sich Seine Majestät in den ausserhalb des Palastes gelegenen Ahnentempel, um dort die vorgeschriebenen Opfer zu bringen; um $\frac{1}{4}$ vor fünf Uhr wird Seine Majestät Weihrauch in der Halle des Confucius und vor dem Altar des Gottes der Heilkunde verbrennen... Nach den in der Peking-Zeitung veröffentlichten Hofnachrichten hatte der Kaiser in einem Monat... fünfmal in dem Ahnentempel seine Andacht verrichtet, zweimal um Schnee gebetet“ u. s. w.

graben liess, fand sich in 2 Fuss Tiefe ein schwarzer schmieriger klebriger Kohlenfleck, etwa einen halben Fuss mächtig und 2 Fuss in der Weite. Vielleicht war es eine Opferstätte. Es ist sehr zu bedauern, dass dieses merkwürdige Denkmal des Altertums, vielleicht das letzte in hiesiger Gegend, vernichtet worden ist. Bei sorgsamer Betrachtung und Vermessung desselben wären sichere Ergebnisse nicht ausgeblieben, die wieder Rückschlüsse auf ähnliche Denkmäler gestattet hätten.

Auf den Äckern südlich von Steinstücken, ebenso wie Steinstücken selbst dem Krüger Schulze in Gadsdorf gehörig, sah ich vorgeschichtliche, germanische Scherben und Knochen von Leichenbrand in ausserordentlich kleinen Bruchstücken, jedenfalls durch Pflug und Egge so zertrümmert, in weiter Ausdehnung verstreut. Also auch hier waren Gräber.

Auf dem Weidemarkwege, wo er an Steinstücken vorbeiführt, fand ich ein Stück von einem Bronzeschwert. Ebenda und weiter nach Süden sowohl auf dem Wege selbst wie im Gekränge der eben erwähnten Äcker eine Anzahl kleinerer Stücke Eisenschlacke. Ich bemerke, dass der Weidemarkweg früher nicht hier war, sondern, beim Kirchluch, durch das Hobrechtsche westwärts abbiegend, dort am Westrande des Kieferngehölzes entlang ging, dann umbog und am Südrande des Klappbusch wieder ostwärts führte.

4. „Auf Bauer Weber seinen Acker“ befand sich früher ein Kreis von Steinen gesetzt, etwa 10 Fuss weit, die Mauer etwa 1—1½ Fuss hoch. Im Kreis war ein zerfallener Topf, Scherben und „Asche“. Nach anderen Angaben waren es eine Anzahl verschiedener Mauern, wie Backofen. Die Angaben waren sehr schwankend. Jedenfalls ist alles zerstört worden. Ohne Zweifel war es ein Grab oder Gräber.

5. In Bauer Weber seine Sandkute, am spitzen Berg, östlich des Weidemarkweges, sind seit längerer Zeit, wie es heisst, menschliche Gerippe beim Sandholen ausgegraben worden, auch Schädel mit vielen Zähnen; Kinder haben mit Pustrohren in die Augenhöhlen geschossen. Die Leute meinen, sie wären aus dem dreissigjährigen, oder aus dem siebenjährigen Kriege; andere: es wären Franzosen aus dem Franzosenkrieg im Anfang dieses Jahrhunderts; noch andere, die Menschen wären wohl bei einer Seuche massenhaft da eingegraben worden. Ich selbst habe noch vor zwei Jahren weissgebleichte Arm- und Beinknochen in dieser Sandgrube gesehen. Mir scheint aber ausgeschlossen, dass sie der Franzosenzeit angehören, denn es sind weder Knöpfe, noch Tuchreste noch Haar u. d. gefunden worden. Vorgeschichtlich sind sie auf keinen Fall. Sie gehören wohl den letzten Jahrhunderten an.

6. Das Hobrechtsche I, das Kieferngehölz zwischen Kerkluch und Klappbusch, gehörte früher zur Gadsdorfer Feldmark, jetzt aber zum Gute Wilhelminenau, im Besitze des Herrn Stadtbaurat Hobrecht. Ich

erhielt im vorigen Jahre in Berlin Mitteilung, dass hier Steine ausgegraben und viele alte Töpfe dabei gefunden wurden. Ich konnte aber damals vorläufig nicht von Berlin abkommen. Es sollte nämlich eine „Chaussee“ von Trebbin über Lüdersdorf bis zur „Chaussee“ Trebbin-Sperenberg gebaut werden. Dazu mussten die anliegenden ländlichen Besitzer bedeutende Steinmengen auf ihre Kosten aufbringen. Zu diesem Zwecke waren auch hier zwei Steingräber beschäftigt. Sie gruben zuerst Steine aus in dem Kieferngehölz westlich des Klappbusch, ebenfalls Herrn Baurat Hobrecht gehörig, jetzt also nicht mehr Gadsdorfisch. Da sie in „Akkord“ arbeiteten, gebot es ihr Vorteil, möglichst schnell vorzugehen, weil sie sonst zu ihrem Schaden kommen konnten. Sie fanden hier viele vorgeschichtliche Gräber ziemlich tief, sorgfältig mit Steinen ausgesetzt, und die Gefässe vielfach gut erhalten. Sie zerschlugen sie aber alle, weil sie glaubten, es wäre Geld darin. Da sie aber kein Geld fanden, wurde ihnen das langweilig, und sie stellten die Gefässe, die trotz der Eile der Arbeit ganz herauskamen, unter die Bäume. Wenn dann mittags der kleine Junge des einen kam, „zertöpperte“ er sie mit einem Stock, was ihm viel Freude machte. Nachdem sie dort fertig waren, gruben sie Steine aus in den Twerchberjen (Zwergbergen), im Hobrechtschen unmittelbar am Kerkloch. Auch hier waren Gräber, und zwar reichhaltige, mit Steinen ausgesetzt, und ganz gut erhalten, weil, wie schon erwähnt, diese Hügel nicht beackert worden sind. Als sie hier fertig waren, gingen sie weiter vor, nordwärts, in dem Stangenholz. Zu der Zeit kam ich aus Berlin hierher. Ich fand zahllose Scherben unter den Bäumen vor und vielfach runde weisse leuchtende Flecke. Es war der Inhalt der zerschlagenen Totenurnen, die zerstreuten Gebeine der Germanen, die an der Sonne bleichten und bloss in Wind und Wetter dalagen. Ich unterwies die Steingräber, wie sich zu verhalten und war bemüht, den entstehenden Zeitverlust fortan durch kleine Geldentschädigungen zu ersetzen. Obwohl an harte und rauhe Arbeit gewöhnt, zeigten beide Männer nunmehr rühmenswerte Geschicklichkeit und Sorgfalt bei der Herausnahme der Gefässe. Aber leider war nicht mehr viel zu finden. Denn in diesem Stangenholz bis zum Klappbusch hin waren die Gräber fast alle sehr flach, weniger sorgfältig mit Steinen ausgesetzt und alle Urnen ausnahmslos zertrümmert, wie die Ansicht war: durch den Pflug in früherer Zeit. Was ich an bemerkenswerten Scherben und zum Teil ganz erhaltenen Gefässen, dann meist sehr groben Töpfen, vorfand, sammelte ich und nahm es unter meine Obhut. Als bald darauf Herr Baurat Hobrecht selbst kam, stellte ich ihm diese Gegenstände zur Verfügung. Herr Baurat Hobrecht überliess sie aber mir und gestattete auch weiteres Nachgraben im Hobrechtschen, wofür ich hiermit öffentlich besten Dank sage. Es wäre mir ja lieber gewesen, wenn Herr Baurat Hobrecht diese Altertümer unter seine Obhut ge-

nommen hätte, denn ich weiss von früheren eignen Sammlungen her, welche Umstände, Mühen und Zeitverlust demjenigen daraus erwachsen, der mit einer gewissen Liebe und Zuneigung den heimischen Altertümern gegenübersteht.

Trotzdem die nun eröffneten Gräber nach der gewöhnlichen Auffassung nur sehr dürftig waren, boten sie bei genauer Beobachtung doch immerhin eine ganze Menge bemerkenswerter Einzelheiten. Ich werde aber nicht auf alles eingehen, vielleicht findet sich später Gelegenheit, darauf zurückzukommen, und werde nur einige Dinge hervorheben.

Mir erzählten die Gräber, dass im Gehölz westlich vom Klappbusch, an einer Stelle in der Erde nur Scherben lagen. Dies fiel mir auf. Es gelang, die Stelle zu finden. Die Grube wurde wieder ausgeräumt und bei sorgfältiger Untersuchung des Bodens fand ich 25 bearbeitete Knochenstückchen, zum Teil Bruchstücke von Knochenpfeilen, zum Teil von anderen Gegenständen. Knochenpfeile sind in der Mark bisher nur selten erst in Brandgräbern gefunden worden, vielleicht liegt es auch an der mangelhaften Beobachtung. Ohne weiter auf die Knochenpfeile einzugehen, bemerke ich nur, dass Tacitus in der Germania (46), nachdem er die deutschen Volkstämme beschrieben, zum Schluss die Peuziner, Veneter (Wenden) und Fennen (Finnen) erwähnt, und von den wilden und in elender Dürftigkeit lebenden Fennen hervorhebt, dass sie, aus Mangel an Eisen, ihre Pfeile mit einer Knochenspitze versehen (*solae in sagittis spes, quas inopia ferri ossibus asperant*).

Der Steingraber Hansche zeigte mir ein Stück Eisenschlacke, das er in einem Grabe gefunden und ich hatte die Freude, schon am nächsten Tage in Gräbern mehre Stücke Eisenschlacke vorzufinden, ein grosses und kleinere. Nähere Angaben mögen für später vorbehalten bleiben. Es dürfte dieser Fund eine gewisse Bedeutung haben. Denn die Eisenstücke — und von Eisen scheint die Masse zu sein — wären also dann bearbeitetes Eisen. Daraus folgt, dass die Bewohner das Eisen kannten und dass sie es bearbeitet haben. Dann haben sie naturgemäss auch Waffen und Werkzeuge damals geschmiedet. Wenn von alledem nichts erhalten blieb, so muss man darin die Wirkung des Rostes in unserem nassen Gelände sehen. Ich habe auf dem alten Friedhof zu Müschen mit voroslavischen Gräbern ebenfalls Stücke Eisenerz gefunden, und ganze Haufen jedenfalls vorgeschichtlicher Eisenschlacken haben sich auf dem Schlossberg zu Burg gefunden. Beim Schlossberg zu Burg steht nicht fest, welcher Zeit sie angehörten, denn er war germanisch und slavisch. Probestücke von beiden habe ich dem Museum für Völkerkunde übergeben, sie sind aber dort fortgeworfen worden, so dass ein Vergleich nicht mehr möglich ist. Kleine Stücke Erzschlacken, dem Anschein nach Eisen, sah ich vielfach liegen am Weidemarkwege, am Rande von Steinresten und ebenso im Gekränge des nächstliegenden

Ackers, nach Süden zu. Heutzutage scheint in der allernächsten Umgebung kein Sumpfeisen mehr zu Tage zu treten. Soviel ich feststellen konnte, wussten die Landleute grade hier nichts mehr von Raseneisenstein. Doch habe ich hier eine Probe ausgestellt von Sumpfeisen aus der Kummersdorfer Forst, etwa drei Viertel Stunden von den Gräbern. Als Herr Förster Balke (1895) dort im sumpfigen Gelände Löcher ausheben liess, stiess man auf eine Schicht Eisen. Es können die alten Bewohner, in den Jahrhunderten vor Christus, hier wohl nur Sumpfeisen verarbeitet haben. Über das Vorkommen des Raseneisensteins habe ich bereits Mitteilungen gemacht in meinem Vortrage über den Spreewald.

Ich muss hervorheben, dass die Gräber mit dem Eisen nicht zu entfernt von einander lagen und dass das Eisen nur an dieser einzigen Stelle in Gräbern vorkam, im südlicheren Teile des Hobrechtschen nach dem Kerkluch zu.

Es fragt sich: weshalb that man jene Eisenstücke in die Gräber? Nur an die Stelle von Steinen? oder aber aus einem andern besondern Grunde? Vielleicht darf man sich für die letztere Annahme entscheiden. Um alte Gebräuche aus einer bestimmten Gegend zu erklären, wird man immer am besten thun, zuvörderst etwa dort noch bestehende ähnliche Gebräuche zum Vergleich heranzuziehen. Hier auf den Dörfern war und ist es noch Brauch, dass man, unter Umständen, den Toten gewisse Dinge mit ins Grab gab, und auch noch giebt. So, um von unsrer Zeit zu reden, legten sie einer alten lahmen Frau, die immer an einem gelben Krückstock gegangen, wie sie starb, 91 Jahre alt, den Stock mit in den Sarg; in manchen Dörfern angeblich grosse Ketten und Armringe und Broschen, „wer was hatte dazu“, den verstorbenen Töchtern; hier Kindern allerhand Gedenksprüche, auf die Brust der Toten, z. B.:

Du warst ein Gast auf Erden
Nur eine kurze Zeit.
Der Himmel wird Dir werden
Dort in der Ewigkeit.

Nun ruhe sanft in Frieden,
Bis an den jüngsten Tag.
Einst folgen Deine Lieben
Dir dort in den Himmel nach;

einem alten Manne, der immer eine lange Pfeife rauchte, die Pfeife; Frauen, wenigstens in entfernteren Dörfern, Schlüssel; einem Mann, der noch die Franzosenkriege mitgemacht, wurde das Rasiermesser „ut'n Kriech“ und seine Brille von den Angehörigen mitgegeben; einem Trinker eine Brantweinflasche; und einem Geizhals ein Thaler in die Hand gedrückt. Jedenfalls werden ungewöhnliche Beigaben in vorgeschichtlichen Gräbern auf besondere Beziehungen in Leben und Thätigkeit des Toten hindeuten. Hier also könnte man vielleicht denken, dass die Verstorbenen heidnische Schmiedemeister waren oder Besitzer einer Eisenschmelze, Gewerbetreibende in Erzen oder Eisenwaaren oder dergleichen. Indessen mag es auch ganz anders zusammenhängen.

Nicht allzu weit von den Gräbern mit diesen Eisenbeigaben hatten die Steingräber ein flaches Lager von Eisen- (?) Schlacken, $1\frac{1}{2}$ Fuss tief in der Erde, nah am Graben des Weidemarkweges, vorgefunden. Einen Teil davon, ungestört in der Erde verblieben, konnte ich selbst noch herausnehmen lassen. Es ergab sich nun nach allem, dass dieses Lager eine Ausdehnung von etwa 6 Fuss Länge und 3 Fuss Breite gehabt hatte und dass die Eisenschlackenstücke flach wie ein Pflaster, mehr oder weniger als handhoch, jenachdem, nebeneinander gelegen hatten. Nur ein Stück ganz fester schwerer Eisenschlacke fand sich, die übrigen waren leichter. In mehren Stücken fand sich noch halbverkohltes Holz, dessen Art sicher zu bestimmen wäre, auch schwarze Holzkohle, ebenso waren Löcher sichtbar, wo solche gewesen. Die zwischen gelegten Holzstücke sind, zum Teil wenigstens, eckig gewesen. An manchen Schlackenstücken war in Hitze geschmolzener Thon. Eine fachmännische Beurteilung dieser Funde steht noch aus. Ich selbst bin, durch anderes fortwährend in Anspruch genommen, auch nicht dazu gekommen, sie eingehend und sorgfältiger in Augenschein zu nehmen. Dicht neben diesem Schlackenlager, gegen Süden, war eine kleine Stelle „wie von einer alten Ziegelei“, wie die Landleute sagten, das heisst einzelne kleine Stücke roter Ziegel lagen zwischen lebhaft braun gefärbter Erde. Landleute, die vorbeikamen, meinten, die Schlacken wären „Schmiedekoten“. Schmiedekoten nennen die Landleute, hier wenigstens, die Eisenschlacken, die sich als Abfall in den Schmieden ergeben. Wenn ich mich recht entsinne, werden auch in Rüdersdorf die wertlosen Abfallstücke vom Kalk Koten von den dortigen Bergleuten genannt. Der Schmidt auf dem Kietz sagte dagegen „Eisenschlacken“. Die Schmiede haben die Gewohnheit, solche, wenn sie sich angesammelt, irgendwo in einem stillen Winkel zu vergraben, damit sie nicht „im Wege“ sind. Dass die Schlacken des Lagers solche Schmiedekoten sind, erscheint mir ausgeschlossen. Was sollte vormals ein Schmidt vom Kietz, wenn es in den früheren Jahrhunderten überhaupt einen dort gab, soweit hierher laufen, um seine Koten zu vergraben! Zudem würden es wohl schwerlich die Bauern gelitten haben, dass ihnen jemand grade in den Acker solchen Abfall schüttete, und dieses Stück Land zwischen Kerkluch und Klappbusch, mit Ausnahme der Twerchberje, wurde vormals beackert, wie bereits erwähnt. Mir ist wohl bekannt, dass die Bauern vordem, also auch in früheren Jahrhunderten, hier in unserer Gegend, wenn sie beim Pflügen Steine fanden, sich nicht viel Umstände damit machten, sondern einfach ein Loch machten, die Steine hinein und Erde darüber thaten und dann drüber weg pflügten. Denn damals war die Landbestellung nicht so sorgfältig wie heute und sie pflügten sehr flach. Jetzt wird immer tiefer gepflügt. Zu erinnern ist auch daran, dass der Weidemarkweg früher nicht hier entlang führte. Wo er jetzt ist, auf

der Strecke zwischen Kerkluch und Klappbusch, war damals Acker. Also Schmiedekoten aus der Neuzeit scheinen hier ausgeschlossen. Alles in Betracht gezogen, möchte ich glauben, dass dieses Schlackenlager vorgeschichtlich war, wie die Gräber südlich und nördlich davon, und alles sonstige, was hier gefunden worden ist von mir. Zudem finden sich in den Schlackenstücken der Gräber ebenso Reste von Holzkohle oder deren Stellen wie in den Schlackenstücken des Lagers. Ich nehme deshalb, bis auf weiteres, an, dass hier in der ersten Hälfte des Jahrtausends vor Christus eine Eisenschmelzhütte war, und wenn hier eine sicher nachgewiesen werden kann, dann waren sie auch sonst, weiterhin in der Mark.

Auf dem Boden einer Tasse fand ich ein Kreuz eingezeichnet. Solche Kreuze an vorgeschichtlichen Gefäßen kommen östlich und westlich der Elbe vor und manche Forscher wollen sie als „Fabrikmarke“ erklären. Ich habe hier, obwohl ich alle ganz oder teilweise erhaltenen Gefäße und eine Unmenge von Scherben genau angesehen, nur dieses einzige Kreuz gefunden. Ebenso habe ich in Müschen hunderte von ganzen oder zerschlagenen Gefäßen und tausende von Scherben mehrmals durchsucht und nur ein Kreuz an einem Gefäßboden vorgefunden; ingleichen auf dem Schlossberg zu Burg nur auf einem Scherben ein Kreuz bemerkt. Eine Sammlung von ausgesuchten Schlossbergscherben, die ich mühevoll zusammengesucht, ist im M. f. V. entweder fortgeworfen oder ins Ausland verschenkt worden, so dass ich das Stück zum Vergleich nicht mehr betrachten kann. Doch ersehe ich aus einer Zeichnung von demselben, dass es vermutlich kein Bodenstück war. Ausserdem besass ich vom Schlossberg das Bruchstück eines länglichen durchbohrten Steinbeils (jetzt im M. f. V.), das an einer Seite ein eingeschnittenes Kreuz zeigt. Ein gleiches Kreuz zeigt ein Steinbeil aus dem Kreise Sagan (Schlesien), im Besitze des Herrn von Werthern zu Berlin. Es ist die Annahme zulässig bis auf weiteres, dass in diesen Fällen hier das Kreuz ein Wahrzeichen des Glaubens war. Auch in unserem Heidentum tritt schon das Kreuz auf, am bekanntesten in der Form des Hakenkreuzes.

In einer Totenurne fand ich Sand, der hier und da glänzte, was mir auffiel, obwohl unser weisser Sand diese Erscheinung am Lichte zeigt. Unter der Lupe ersah ich kleine glänzende Teilchen. Bei weiterem Ausräumen der Urne fand ich Bruchstücke von Glasperlen und auch ganz erhaltene, trotzdem sie im Feuer gewesen. Bruchstücke von solchen klebten ferner an einem Stück Hirnschale und an anderen Knochen vom Schädel an. Auch Herr Doktor Olshausen, dem ich später diese Stücke vorzeigte, hielt sie für Glasperlen. Daraus folgt also, dass auch dieser abgelegene, von Morästen und Seen umgebene Winkel im Kreise Teltow schon in den Jahrhunderten vor Christi Geburt Handelsverkehr hatte,

jedenfalls im Verkehr stand mit dem Ausland. Ferner nehme ich an, dass in dieser Urne die Gebeine einer germanischen Frau beigesetzt wurden. Denn mit Perlen schmückten sich auch im Altertum wohl mehr die Frauen als die Männer. Jedenfalls war es ein Halsgeschmeide gewesen, von einer vornehmen Frau. Denn nur einmal haben sich solche Perlen hier vorgefunden.

Ich habe nun aus dieser Urne die besser erhaltenen Knochen, die sämtlich im Feuer gewesen, namentlich aber alle Wirbelknochen, festgemacht mit einer Auflösung von Fischleim und Wasser. Es war dies eine sehr zeitraubende Arbeit, denn ich habe die meisten Knochen allmählich, nacheinander, 6—8 mal mit einem Stäuber so bespritzt, weil sie sehr mürbe waren und bei starker Befeuchtung auseinandergeflossen wären. Dazu kam, dass es an den genügenden Vorbereitungen fehlte. Die menschliche Wirbelsäule hat 33 Wirbel. Die 5 Kreuzwirbel sind im Kreuzbein verwachsen, aber bei alten Gerippen werden sie lose. Manche Wirbel hatten noch Querfortsätze. Es gelang mir, 24 Wirbel in der Urne aufzufinden. In einem besonders dazu eingerichteten langen schmalen Kasten habe ich aus später hartgemachtem Sande eine Unterlage für diese Wirbel ausgeformt, so dass sie, darauf ruhend, mit ihrer Aussenseite, einigermaßen in grader Linie, die Wirbelsäule zur Anschauung bringen. In demselben Kasten habe ich ebenso 19 Wirbel aus einer andern Urne, die einem germanischen Manne angehören mögen, aneinander gereiht. Es ist mir nicht bekannt, ob derartige Versuche bereits von anderen gemacht worden sind. Ich habe dann aus beiden Urnen, indes getrennt für sich, noch Stücke von Arm- und Beinknochen, Hand- und Fussknochen, vom Becken, Rippen und Schädel, sowie zwei Gebissstücke mit Zahnkammern, festgemacht. Ich habe in der Perlenurne ein Zahngewiss, mit sechs Zahnkammern, erhalten können, genau so an der Innenwand der Urne, wie es sich in der Erde befand. Doch fanden sich hier, soweit ich gesammelt habe, mit Ausnahme eines Kinderzahns, nur Zahnwurzeln. Auf dem vorgeschichtlichen Friedhof zu Müschen im Spreewald fand ich dagegen in Urnen nicht bloss die Wurzeln, sondern auch die Kronen der Zähne, und zwar von Back-, Eck- und Schneidezähnen; letztere sehr schön erhalten, wie denn auch jetzt die Alten auf dem Lande behaupten, dass die Leute früher bessere Zähne hatten. Ich fand in Müschen ein wohl erhaltenes Kiefernstück, einen Gelenkkopf in die Breite glatt durchschnitten, vorzüglich erhaltene Fingerglieder, ein Stück Knochen, scheinbar mit einer Verwundung durch Bronze u. d. m., was alles der vorgeschichtlichen Abteilung im Museum für Völkerkunde übergeben und dort fortgeworfen wurde. Vielleicht wäre anzunehmen, dass man bei sorgfältigerer Behandlung der Knochenreste in gewissen Totenurnen und Festmachen derselben, unabhängig von Beigaben, der Entscheidung der Frage nähertreten könnte: ob Mann

oder Frau, die Gebeine von mehren Verstorbenen u. a., in einer Urne beigesetzt wurden. Ich will noch bemerken, dass ich beim Ausräumen der Totenurnen mich mit Erfolg der langen rundgebundenen Staubpinsel bedient habe, die weich wie sie sind, das mürbe Gebein schonen. Zu feinerer Arbeit dienten die feinen Malerpinsel aus Eichhornhaar.

In einer Urne fanden sich beim Durchsieben des betreffenden Inhalts mehre Krümel, grau glänzend wie Erz, aber sehr leicht. Bei einer chemischen Untersuchung, die gütigst Herr Dr. Radau vorgenommen, wurden sie als Koaks festgestellt. Erst beim drittmaligen Durchsieben von Sand und Knochenasche einer Urne zu Müschen fand ich s. Z. zwei kleine perlförmige Stückchen von einem weisslichen Metall, das wie Silber oder Zinn aussah. Eine nachträgliche Untersuchung war nicht möglich, da sie im Museum für Völkerkunde weggeworfen worden sind. Jedenfalls finden sich noch mehr derartige Überreste, als beachtet werden.

In einer Tasse vom Hobrechtschen fand sich eine weisse Masse, die mehr als eine Erdart denn als Knochen erscheint. Vielleicht verdient derlei Beachtung. Ich fand s. Z. neben der Haupturne in dem Pfeifengrab zu Müschen ein oder mehre mittelgrosse Gefässe, die zum Teil oder ganz mit einer weissen Erdmasse (Kalkmergel?) angefüllt waren. Ein Vergleich ist nicht mehr möglich, da im Museum für Völkerkunde die weisse Masse entfernt und weggeworfen worden ist.

7. Auf den Dahren, der erwähnten Feldmark, die östlich gelegen ist von Steinstücken und den südlich angrenzenden Äckern, und von diesen geschieden ist durch einen dazwischenliegenden Wiesenstreifen, sind schon seit Menschengedenken Urnen mit Leichenbrand und sonstige alte „Töpfe“ ausgepflügt und gefunden worden. Das Land gehört jetzt dem Kossäten Zernicke. Neben anderen berichtete mir auch jene alte Frau, Grossmutter Becker, darüber: „Auf den Dahren haben wir Schüsseln und Scherben gefunden und eine Unmasse Feldsteine als wie ein Fundament. Da haben die Leute gesagt: „Hier wird wohl der Kirkhof (Kirchhof) gewesen sein, das ist von de Zwerje. Es waren da Knochen und Stücke von det Jehirn (Schädel) und Schüsseln, manchmal 4—6 in einander. Die, wo Knochen drin waren (die grossen Totenurnen) waren man schlechte und stachen sich inzwei. Das war vor 35 Jahren.“ Aber ich habe darüber viel ältere Nachrichten. Genau wie von der alten Frau geschildert, verhielt es sich auch im Hobrechtschen. Die eigentlichen Urnennester, ähnlich verpackt, waren alle mürbe, da wo ich sie noch zu sehen bekam. Im vorigen Jahr, gerade zur Zeit, als ich im Hobrechtschen I mit den Altertümern beschäftigt war, hat der Kossät Zernicke, in einer Entfernung von da, dass ich ihn hätte sehen können, mehr als eine „Mandel alter Töpfe“ zerpflügt. Ich konnte nachträglich nur noch das Bodenstück einer Totenurne retten.

8. Auf der Weidemark, da wo sie sich unmittelbar nördlich vom Klappbusch ausdehnt und bergig erhebt, vormals z. T. wenigstens Besitz des ehemaligen Bauern Schulze, und z. T. jetzt noch Besitz des Bauern Schwitzke, sind zu verschiedenen Zeiten alte Gräber aufgefunden worden, auch zwei Bronzenadeln, und ein halb zerbrochenes Steinbeil. Auf dem Lande des früheren Bauern Schulze daselbst — jetzt ist diese Bauernwirtschaft nämlich zerteilt und verkauft — waren „runde Steinpflaster, 2 Fuss unter der Erde, 2 Fuss hoch und 2 Fuss breit, von Steinen gesetzt, in der Mitte eine Schüssel mit Knochen.“

Alle diese Gräber oder Friedhöfe lagen auf Gadsdorfer Feldmark. Rechnen wir den Höllenberg und den Hirseberg nicht mit ein, so ergibt sich von Norden nach Süden gerechnet, den Klappbusch mit eingeschlossen, westlich von dem ja aber auch Gräber waren, eine Entfernung von etwa 700 kleine Schritt und von Westen nach Osten, allerdings bezüglich der Breite nur in einem Streifen, etwa von 500 Schritt. So weit waren die Gräber verstreut, also eine wahrhaftige Totenstadt. Die Gräber auf dem Hirseberg, der Steinkreis auf Steinstücken — es soll noch ein zweiter Steinkreis nach schwankenden Angaben dort gewesen sein — und das oder die Gräber auf dem Bauer Weberschen Acker, sind jedenfalls Fürstengräber gewesen, sie ruhten da umgeben von ihren „Völkern“. Deshalb habe ich die Gebeine aus der Mitte des Steinkreises, von mir hier ausgestellt in dem Kasten mit Glasdeckel, bezeichnet als „die Gebeine eines germanischen Fürsten, vom Volkstamm der märkischen Semnonen“, auf deren alte Sitze hierselbst, nach ihrer eignen Stammsage, ich hingewiesen habe in meinem Vortrage über den Spreewald.

Ich möchte nun behaupten, dass alle grösseren heidnischen Friedhöfe angelegt waren an einem Wege. Ein solcher war notwendig, um die Leiche nach dem Grabe zu tragen, und für das Leichengefolge. Aus der Feststellung solcher alten Friedhöfe würde man also unter Umständen kartenmässig auch die Wege von denselben nach den etwaigen Ansiedlungen verzeichnen können. Wir finden das auch bei andern Völkern des Altertums. Am bekanntesten ist ja bei Rom die alte Gräberstrasse, die Via Appia, an der lang hingestreckt die oft kostbaren Gräber der alten Römer sich ausdehnen. Noch neuerdings hat Herr Professor Hirth aus dem Innern Chinas berichtet, dass er dort an Seiten der schmalen Wege die Reihen der Gräber fand.

Vielleicht ist aber, nebenbei, noch ein anderer Grund bisweilen massgebend gewesen. Mich brachte darauf vor fast zwanzig Jahren, als ich wendische und auch deutsche Volkslieder im Spreewald sammelte, der Schluss eines wendischen Volksliedes. Es hat denselben Stoff als Inhalt wie Hero und Leander, von Schiller nach einer griechischen Sage behandelt. Wäre unser unsterblicher Dichter mehr im deutschen Volkstum als im griechischen zu Hause gewesen, hätte er sicher eine

der schönen niederdeutschen Fassungen beachtet. Am Schluss heisst es da:

„Zakopšo naju při droze,
Žož šykne luže mimo du.“

„Begrabt uns beide am Wege, wo alle Leute vorbeigehen“, und weiterhin: „Wer dann bei uns vorbei geht, der wird also sprechen: Hier liegen zwei junge Leute begraben allein um ihrer Liebe willen.“ Das junge Mädchen, das in diesem Liede freiwillig dem Geliebten in den Tod folgt, will am Wege mit ihm begraben sein, damit ihr beider Gedächtnis unter den Menschen erhalten bleibt. In Böhmen, im Salzburgschen und in Oberbayern sind noch die Totenbretter üblich, bezeichnet mit dem Namen des Toten und geweiht durch zwei Kreuze. Immer werden sie an viel begangenen Wegen angebracht, sei es an Bäumen, Häusern oder sonstwie. Sie werden auch über Gräben und Bäche gelegt, damit der Andächtige genötigt ist, beim Überschreiten des Brettes liebevoll im Gebet ihrer zu gedenken. Ähnlich ist es mit den Martertäfelchen, so vielfach im Gebirge, wo Menschen verunglückten. Der Wanderer soll für sie, jäh aus dem Leben geschieden, ohne die Gnadenmittel der Kirche, nunmehr in den Qualen des Reinigungsfeuers, zum besten der Seelen, ein stilles Gebet verrichten. Ähnlich wird man auch in unserem Altertum Wert darauf gelegt haben, dass wenigstens vereinzelte Gräber an belebten Wegen lagen, wo die Menschen ihrer gedenken konnten.

9. Ich habe ferner vorgeschichtliche germanische Scherben gefunden auf dem Acker am Westabhang des Gadsdorfer-Höllenberges.

10. Einen desgleichen östlich des Dahrenweges, am südlichen Ende der dortigen sandigen Bergerhebung. Sehr viele Steine sollen früher auf den daselbst angrenzenden Äckern gewesen sein.

11. Mehre Scherben im Garten südlich von der Fachwerkscheune des Lehnschulzengutes in Gadsdorf.

12. Desgleichen eine Anzahl Scherben am nordwestlichen Abhang des Windmühlenberges, östlich vom Kietz bei Gadsdorf.

13. Allerhand Altertümer, Knochen und alter „Kram“ sollen gefunden worden sein in den Bahren, Landstücke, gelegen westlich vom Hobrechtschen nach der Chaussee hin, in der Gegend, wo jenseit derselben der jetzige christliche Kirchhof liegt.

Dies sind die vorgeschichtlichen Altertümer von der Feldmark von Gadsdorf, ausgenommen die beiden Hobrechtschen Kieferngehölze, westlich und südlich vom Klappbusch, die jetzt zum Gute Wilhelminenau gehören. Einzelheiten über alle diese Fundstätten mitzuteilen, wird vielleicht später Gelegenheit sein.

Die von mir noch aufgefundenen Altsachen habe ich dem Märkischen Museum übergeben.

Es giebt eine Behörde oder Vereinigung zur Erhaltung der Kunstdenkmäler und Altertümer in der Mark Brandenburg. Leider ist ihr Dasein den Landleuten gänzlich unbekannt. Will sie ihren Zweck hinsichtlich der Altertümer erreichen, dann müssten jährlich zweimal entsprechende Bekanntmachungen stattfinden in Kreisblättern, oder sonstigen kleinen Landzeitungen, aber nicht in Gelehrtendeutsch und nicht in Gerichtsdeutsch und nicht in Beamtendeutsch, wie Kungebungen oft genug erfolgen, denn um diese drei Sprachen zu verstehen, dazu gehört eine besondere, stark fremdgeistige, Fach-Vorbildung. Die Hinweise müssen abgefasst sein in einfachem, schlichtem, klarem und das heisst gutem Deutsch, wie es die Landleute sprechen und verstehen. Das eine Mal müsste der Erlass im Winter erfolgen, die einzige Zeit, wo der sonst mit Arbeit überhäufte Landmann Musse hat zum Lesen. Dann müsste man, in sehr beschränkter Auswahl, buntfarbig auf Tafeln, Altertümer zur Anschauung bringen. Eine Tafel wäre in der Schule, und eine im Krug aufzuhängen. Denn auf der „Bierbank“ wird noch immer viel besprochen und abgemacht, genau wie bei den Germanen zur Zeit des Tacitus. In Österreich hat man solche Tafeln längst hergestellt.

14. Ein vorgeschichtlicher Kirchhof, gut beglaubigt, war nördlich von Lüdersdorf auf dem Zwergberg. Es sind dort ausserordentlich viel Steine herausgegraben worden. Im Jahre 1894 oder 1895 lagen da so viele Steine aufgehäuft, dass ich von weitem glaubte, eine alte Burgmauer zu sehen.

15. Alte Gräber sind desgleichen gewesen östlich von Christinendorf.

16. Nach allerdings nicht ganz verbürgten Aussagen wären Scherben gewesen auf dem runden Lanzenberg südlich von Wittstock, der allein für sich liegt. Ich bin mehrmals dort vorbeigekommen, habe ihn aber nicht untersucht.

17. Eigentümliche Brandherde, mit Steinen, von Sand überweht, der Jetztzeit wohl nicht angehörig, sah und untersuchte ich, östlich vom Gehöft des Besitzers Lutze, am Fuss des Domm- oder Doberges, zur Feldmark von Saalow gehörig.

18. Von Dergischow, nordöstlich von Saalow gelegen, führt in der Richtung nach Westen, eine sandige Strasse beim Kirchhof vorbei. Etwa 400 Schritt weiter biegt rechts ein Weg von derselben ab. Dieser stösst, nordwärts, auf den Weg, der von Nächst-Neuendorf nach Werben führt. Etwa hundert Schritt von diesem Werbener Wege, also südlich von demselben, und zwar rechts von jenem nordwärts führenden Wege, ist eine Kieferschonung des Schulzen Schultze. Hier sind beim Kiefernsetzen „Stücker“ 10 (?) Gräber gefunden worden. Einen Fuss tief im Sande lag ein grosser, auch kleinere Steine, darunter war ein „Kranz“ von Steinen, in dem die Urne mit Knochen stand, zugedeckt mit einer Schüssel. Oft standen um die Steine noch andere Töpfe herum. Meist waren sie

zerdrückt. So die Aussagen. Ich habe diese Stelle selbst besucht unter Führung des ältesten Sohnes des Herrn Schultze. Beim Nachgraben fanden sich die Überreste von einem Grab. Wie berichtet wird, hat hier in der Nähe der frühere Nachtwächter Klaus (vor 20—30 Jahren?) Steine herausgenommen und viele Urnen, auch „eiserne Sachen“ gefunden und an einen Kaufmann in Zossen verkauft.

19. An der Nordseite des Dorfes Kliestow bei Trebbin führt ein Feldweg entlang. Wo er an den Wiesen endet, führt ein zweifellos, ehemals künstlich erhöhter Weg oder Fahrdamm in grader Linie auf einen Burgwall*), und zwar an die Südseite. Die Entfernung beträgt 300 Schritt. Der Burgwall ist aufgeschüttet auf einer natürlichen Erhebung, die sich auf zwei Seiten mindestens ebenso lang wie der Burgwall selbst erstreckt. Dem Anschein nach war der Burgwall innen gefüllt — es ist dies auch ersichtlich aus der Erde, dem Boden, oben im Burgwall — und diese Füllung überragt von dem Wall, der jetzt etwa 2—5 Fuss (?) hoch ist. Jetzt ist der Innenraum sehr uneben, höher und tiefer. Die Süd- und Nordseite des Walles sind noch sehr gut erhalten, an einigen Stellen vielleicht noch in der ursprünglichen Höhe, die Ostseite dagegen bereits sehr abgetragen, noch mehr aber die Westseite, an der unmittelbar, wenigstens jetzt, die grade gelegte Nuthe vorbeifliesst. Die Lage in den noch jetzt nassen Wiesen an der Nuthe ist sehr geschützt. Der Durchmesser von S. nach N. beträgt etwa 70 kleine Schritt, von O. nach W. etwa 60 Schritt, die Höhe des Walles vielleicht 15—18 Fuss und die Breite des Grabens etwa 18 Fuss. Der Graben ist noch deutlich in seiner Vertiefung zu erkennen. Landleute bei Kliestow sagten mir: Es war früher eine Burg darauf. Raubritter haben da gehaust. Es ging ein unterirdischer Gang vom Burgwall bis da, wo jetzt der Schornstein der Dampfschneidemühle (Trebbin) ist, genau bis zum Schornstein.“ Genannt wurde er „Burgwall“ und „Borchfall“. Eigentümer des Burgwalls ist der Bauer Sieweke in Kliestow. Es wurde auch von der Absicht des Besitzers gesprochen, das Erdwerk ganz abzutragen. Ich konnte den Burgwall von Kliestow aus trocknen Fusses erreichen, da eine ungewöhnlich lange Trockenheit im vorigen Jahre gewesen war. Der Burgwall ist oben bestanden mit Buschwerk. Es stehen dort Haselsträucher, Eichen, eine Esche, Spillbaum, Hainbuche und wilde Rosen. Unter den Kräutern fielen mir auf in einer gewissen Üppigkeit, am 3. Oktober, Rainfarren (*Tanacetum vulgare*), Beifuss, Flockenblume (*Centaurea jacea*) und Wiesenbocksbart (*Tragopogon pratensis*), welch letzteren auch Herr Professor Ascherson bestätigte.

*) Wie ich nachträglich erfahre, hat Herr Geheimrat Friedel bereits diesen Burgwall eingehend untersucht.

Was nun den Namen Höllenberg anbetrifft, im besondern den des Gadsdorfer, so ist bekannt, dass nach christlicher Auffassung alle Heiden in die Hölle kamen. Als Radbot, Herzog der Friesen, getauft werden sollte, er hatte bereits einen Fuss im Wasser, und ihm gesagt wurde, dass alle seine Ahnen in der Hölle wären, da zog er seinen Fuss wieder zurück und sagte, dann wollte er lieber mit den Seinen in der Hölle sein, als mit den Christen im Himmel, und blieb Heide (Wolff, Sagen). Hier auf dem Gelände, in der Nähe vom Höllenberg, lagen die Scharen der heidnischen Germanen beerdigt, für die Christen späterer Zeit waren sie in der Hölle, also wird der Berg seinen Namen wohl daher haben. Vielleicht kommt noch anderes dazu. Denn Hel war bei den alten Deutschen die Göttin der Unterwelt, die Göttin der Toten, u. a. m. Holle, Hölle, Höhle, Hel sind sicherlich oft für einander eingetreten. Die Überlieferung vom Höllenberg mag unmittelbar aus dem germanischen Heidentum durch das Mittelalter hindurch, in unsere Zeit gekommen sein. Die Wenden und auch die ersten Christen in dieser Gegend sahen noch viel deutlicher die alten Grabhügel und germanischen Anlagen. Ist die Überlieferung vom Höllenberg uralt, dann wäre sie ein Beweis, dass einer dem andern immer wieder davon erzählte, dass also hier die Bevölkerung ständig sich folgte.

Wir werden schliessen dürfen, auf Grund anderer ähnlicher Erscheinungen, dass „Höllenberg“ bei uns öfter als alter Name solcher Berge alte heidnische vorgeschichtliche Friedhöfe anzeigt. Es wird sich erweisen, ob die Annahme oft oder nur für einzelne Fälle berechtigt ist. In dieser Hinsicht möchte ich hinweisen auf die mir nur aus der Generalstabkarte bekannten „Hollberge“ südlich von Treuenbrietzen und „Hell-Berge“ östlich von Treuenbrietzen, im Kreise Zauche-Belzig. Östlich von den Hellbergen dehnt oder dehnte sich früher wenigstens ein dem Anscheine nach sumpfiges Gelände aus, genannt der Zarth. Hier, wo es sich wesentlich um Deutsch oder Wendisch handelt, darf der Name Zarth vielleicht als wendisch angesehen werden. Zart heisst noch im heutigen Serbisch der Niederlausitz der Teufel. Aus der Form des Namens könnte dann wohl hervorgehen, dass es sich hier um eine persönliche Gestaltung der Vorzeit handelt, um den Teufel selbst in Person, also etwa um ein heidnisches Götterbild, das vielleicht sogar im Sumpf dort versenkt sein mag. Ein solches Götterbild, aus Holz geschnitzt, aufgefunden in einem Moore bei Friesack, wird aufbewahrt im Museum für Völkerkunde. Südlich von Treuenbrietzen liegen die Holl-Berge. Es dürfte sich also verlohnen, den Hollbergen und dem Zart bei Treuenbrietzen eine gewisse Aufmerksamkeit zu schenken. Bei den Hollbergen ist eine „Landwehr“ und aus dem Zart fliesst das „Wendewasser“ ab. Vielleicht wäre festzustellen, ob so genannt, weil es sich wendet oder von den Wenden her. —

Zweimal, nicht weit von einander, kommt hier der Name „Twerchberch, Twarchberch“ (Zwergberg) vor und beide male bezeichnete er einen vorgeschichtlichen Kirchhof. Wir dürfen annehmen, dass er weiterhin in der Mark dieselbe Bedeutung hat. Durch Nachforschen wäre er weiter festzustellen, was vermutlich die Kenntniss von den alten Gräbern erweitern würde. Ich wies hin in meinem Vortrage über die Lutchen, worauf auch schon Haupt in seinem Sagenbuch der Lausitz aufmerksam machte, dass der Name Lutchenberg (richtiger geschrieben Luttchenberg), deutsch Zwergenberg bedeutend, auf heidnische Gräber hinweist, und in beiden Fällen, in den Zwergbergen, wie in den Lutchenbergen, handelt es sich um voroslavische Gräber, für uns germanische.

Noch muss ich der Riesen in dieser Gegend gedenken. Riesen sind gewesen auf dem Höllenberg bei Gadsdorf und auf dem Osswinkelberg bei Wittstock. Der Osswinkelberg liegt an der Kunststrasse von Wittstock nach Grossschulzendorf, unmittelbar südlich derselben. In der Nachtucht bei Gadsdorf lagen früher „mächtige“, grosse Steine, noch jetzt sieht man einzelne da an den Häusern. Diese Steine haben die Riesen vom Höllenberg nach der Nachtucht geworfen. Die Riesen vom Osswinkelberg haben Sand in der Schürze „durch den Moor“, jetzt Wiesen, bei Wittstock getragen. Dabei riss die Schürze und der Sand fiel herunter. Daraus ist die „Bienenhorscht“ entstanden. Auch den Schlossberg bei Burg, der, ursprünglich germanisch, später erst einen wendischen Burgwall trug, haben drei Riesenweiber in Schürzen zusammengetragen. Von Riesen habe ich sonst auch nicht das Geringste unter den Wenden zu Burg gehört, nur von diesen Riesenweibern des Schlossberg wussten sie. Also in zwei Fällen finden wir die Riesen in Beziehung mit germanischen Anlagen auf Bergen in der Mark. Vielleicht waren und sind auch Altertümer auf oder an dem Osswinkelberg. Nicht allzufern von ihm lag der Eulenspiegelstein.

Vorgeschichtliche Friedhöfe heissen in Deutschland u. a. Heidenkirchhöfe, Kirchhöfe und, in Westdeutschland nachweisbar, auch Kirche (Kerke). Es wird deshalb das Kerkluch (Kirchlug) am Spitzenberg, unmittelbar an den Zwergbergen und jenem ausgedehnten Gräberfelde, vermutlich nach dem vorgeschichtlichen Kirchhof so heissen. Wir haben demnach vier volkstümliche Namen mit vorgeschichtlichen Beziehungen hier, nämlich: Höllenberg (Heldenberg?), Zwergenberg, Kerkluch und Riesen.

20. Bärensgraff, Berensgrab.

Eine gute Viertelstunde südlich von Gadsdorf dehnt sich die Kummersdorfer Forst aus. Im nördlichen Teil derselben, am Sicherheitsgraben, im legen Gelände daselbst, bildet der Wald eine ausgedehnte Parklandschaft vorherrschend von Elsen, untermischt mit Birken. Hier sieht man noch ein Stück Erlenhochwald, dem selbst der erlenberühmte

Spreewald nichts Gleiches an die Seite stellen kann. Auch diesem Erlenhochwald sind schon die Tage gezählt. Leider zu spät erst entdeckte ich im Walde bei Alexanderdorf ein Waldinneres, so urwaldartig und so schön, wie ich niemals etwas Ähnliches sah, weder in der norddeutschen Tiefebene noch im gebirgigen Süden. Alte Elsen und Birken wölbten unter dem Himmel ihr grünes Dach; manche lagen gegen einander. Dazwischen tiefschwarze Wasserspiegel, zu denen, von den Höhen herum, Hollunder und Brombeergesträuch träumerisch niederneigten und in der ernsten Tiefe sich spiegelten, über der die roten Beeren des Nachtschatten glänzten, oder Wasserflächen überzogen mit lichtem Pflanzengrün und umsäumt von Blättern und Dolden des Schierling. Hier spielten die Finken, bädeten und kamen zur Tränke; Finkenkrug mochte man es nennen. Farren schoss mannshoch empor, Kräuter und Sträucher wucherten in üppiger Fülle. Doch überall konnte der Blick durch Lichtungen schweifen; dazu das goldige Sonnenlicht, das um Zweige und Blätter spielte. Zahllose Vögel sangen im Laubwerk, durch das der heisse Tag nicht drang. Hoch oben an den Stämmen hämmerte und pochte der stattliche Grünspecht und unten kamen die „Illinge“ zu zweien, dreien hervor und eilten einer hinter dem andern durch das Gras davon, während vertrauensvoll in nächster Nähe die Rehe im Gebüsch sich bargen. Wenn aber die Holderbeeren sich schwärzten, dann waren im Unterholz alle Zweige und Blätter beständig bewegt von all den Drosseln und kleinen Vögeln, ein fortwährendes Wegeilen und Kommen, doch auch das Eichhorn legte sich in den Hinterhalt und die Katze, der schlimmste Feind, schlich umher durch das Strauchwerk. Ein unbeschreiblicher Waldzauber ruhte über dem Ganzen und märchenhafte Schönheit lag ausgebreitet. Zwanzig Maler hätten zu gleicher Zeit hier malen können, ganze Bilder und Einzelheiten. Im vorigen Herbst ist alles niedergehauen worden, eine unsagbare Fülle von Schönheit. Alle guten Worte waren vergeblich. „Die Bäume müssen herunter, das ist alles höheren Ortes schon so bestimmt.“

Wie ganz anders verfährt man in Bayern, auch grade in den Forsten, und wie lohnt sich das durch den Fremdenverkehr, während unsere Landschaft immer öder und ärmlicher wird, nicht durch sich, sondern durch die Schuld der Menschen. Aber wie schön muss einst die Mark gewesen sein in alter Zeit! —

Doch erinnert dieser Wald an die verwunschnen Wälder in Sagen und Mären, die man nur betreten konnte mit Gefahr für Leib und Seele. Ähnlich hier, denn er umfasst den grossen „Artillerie“-Schliessplatz.

Ich hörte von verschiedenen alten Männern (Grossvater Schulze und Köppen, Vater Heinrich u. a.), dass in einem abgelegenen Teile der Kummersdorfer Forst früher „drei Gräber“, „drei flache Grabhügel“ waren. Noch vor 30—40 Jahren hat jeder „Tackene“ (Zacken) darauf

geworfen. Grosse Haufen Reisig haben da gelegen (nach einzelnen: fuhrenweise). Die zwei ersten Gräber waren etwa 100 Schritt (nach anderer Angabe 50 Schritt von einander entfernt, das dritte lag weiter (300 Schritt). Diese Gräber hiessen „Bärensgraff“. Es waren drei Brüder. Die sind in Streit gekommen und haben sich verwundet und sind alle drei da tot verblieben. Der jüngste war der stärkste. Der ging noch weiter, und sein Grab war auch weiter entfernt. Es sollen drei Jäger gewesen sein, nach andern: drei Hirten, die haben mit ihren Schafen den Wald „behütet“, nach vereinzelter Angabe: drei Musikanten. So die Sage. Ich habe im vergangenen Frühjahr mit dem Kossäten Wilhelm Heinrich Vater, der hier oftmals auf der Fahrt nach Luckenwalde durchgekommen, die Gräber selbst noch sah, und durch gutes Gedächtnis und volkstümlichen Sinn sich auszeichnet, diese Stätte aufgesucht. Es lagen eine ganze Anzahl Reishaufen unter den Bäumen da, aber sie schienen sämtlich von Holzsuchern herzurühren, wenigstens war kein Unterschied festzustellen. Eine längliche, natürliche sandige Erhebung dort heisst „Grabwall“.

Es ist klar, dass es sich hier um „tote Männer“ handelt, um drei, während man sonst nur einen sieht. Ich selbst habe einen „toten Mann“ aufgesucht vor Jahren in einem Walde der Oberlausitz. Grüne Zweige, hingeworfen von Vorüberkommenden, lagen auf dem Hügel, auch ein Block Eisenschlacke, den ein Fuhrmann hinzugefügt. Ein Schweinehändler sollte da erschlagen sein.*) Es giebt und gab Leute des Namens Behrend hier auf dem Lande, in der Umgegend, aber solche Beziehungen zu Bärensgraff erscheinen vollständig ausgeschlossen. Auch die Sage von den drei Brüdern ist allgemeiner in der Mark. Erst neuerdings hat Karl Gander, der hervorragendste Volksforscher zur Zeit in der Niederlausitz, in seinen vortrefflichen Sagen des Stadt- und Landkreises Guben, diese Sage vom Kampf zweier oder dreier miteinander mehrfach dort festgestellt. Im „Forstrevier Grimnitz, Schutzbezirk Kölln“, bei Joachimsthal (Kreis Angermünde) war und ist (?) ein Hünengrab, von 16 Steinen im Viereck ausgesetzt, und im Volke Bärenskirchhof**) geheissen. Beim Nachgraben fand man dort Urnen und eine Bronzefibel. Es knüpft sich daran eine Sage. Der Jäger Barend sollte nach einer Verkündigung durch ein starkes wildes Schwein seinen Tod finden. Auf Geheiss des Kurfürsten bleibt er von der Jagd zurück. Als er aber am Abend vom Wagen mit dem erlegten Wild die Sau herunterlangen will, entgleitet sie seinen Händen und reisst ihm mit dem Gewehr den Leib auf, dass die Eingeweide herausquellen. Jedesmal, wo er in qualvollem Schmerze zusammengebrochen, hat man einen Stein

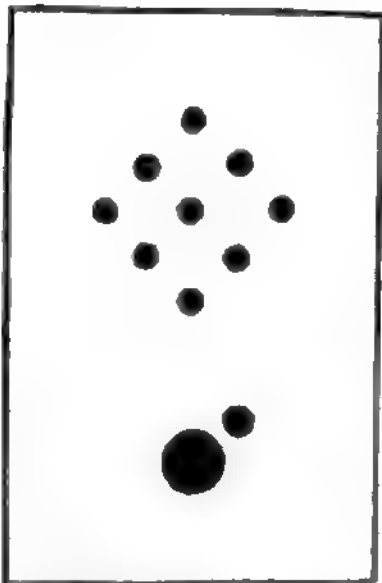
*) Vergleiche mein Wendisches Volkstum. 111. Anm. 3.

**) W. Schwartz, in der Zeitschrift für preussische Geschichte. 1867.

gesetzt, und einen besonderen da, wo er tot niedersank. Schon Grimm*) hat den Jäger Behrend mit dem Gotte Wodan verglichen, der im wilden Jäger bei uns fortlebt und den Namen Hackelbärend führt, und nach einer schwedischen Sage wurde Odin von einem Keiler getötet. Anderweitig giebt es auch „Bärenhügel“. Wenigstens eröffnete Herr Dr. Götze einen solchen „Bärenhügel“ bei Wohlsborn im Grossherzogtum Sachsen-Weimar. Darin vorgefundene Gebeine deuteten auf Menschenopfer. „Der Name „Bärenhügel“, schreibt Herr Dr. Götze**), „ist wohl nicht von „Bär“ abzuleiten, sondern reiht sich an die in Norddeutschland ziemlich häufigen „Bornhöcks“ an, welche meist auch Grabhügel sind. Es liegt hier das Wort „brennen“, englisch „to burn“, angelsächsisch „birnan“ (intrans.) und „baernan“ (trans.) zu Grunde; es sind also Hügel, welche mit grossen Feuern in Zusammenhang gebracht werden.“ Ich führe dies hier an, weil es ergibt, wie wertvoll es ist, auf solche alten volkstümlichen Namen zu achten.

Ich habe leider nicht feststellen können, ob etwa unter „Bärensgraff“ Altertümer in der Erde sich befanden.

21. Der Uhschpeelschteen. Früher lag bei Wittstock der Eulenspiegelstein oder Eujenspielstein, platt im Volke genannt Uhschpeelsteen. Er lag etwa 2 km östlich von Wittstock, und etwa 500 Schritt südlich von der Strasse ab, die von Wittstock nach Grossschulzendorf führt, fast an der Grossschulzendorfer Gränze, auf einem Felde des Bauern Bergemann, grade mitten auf der Schönung oder Miese dieses Ackerstücks. Er war nach einer Angabe etwa 10—12 Fuss lang und 6—8 Fuss breit und ragte drei Fuss über die Erde hervor. Ob diese Masse annähernd stimmen, muss dahingestellt bleiben. Es heisst auch: er war fast ebenso breit wie lang und rundlich. Oben, auf der Seite, wo er höher war, war ein grosses „Loch“ ausgehöhlt wie eine Schüssel oder Napf und etwa 1—1½ Zoll tief. Rechts von diesem grossen Loch, aber etwas mehr nach vorn, war eine kleineres wie eine Untertasse. Ein paar Fuss ab von der grösseren Vertiefung, nach dem anderen Ende zu, waren 9 kleinere Löcher, so gross „wie Kegellöcher“ (d. h. wie die Kegel unten breit sind, etwa einen guten Schuh von einander entfernt und jedes etwa 1½ Zoll tief. Diesen Stein hat der Steinschläger Rathmann im Jahre 1848 mit Pulver gesprengt und es sind die Bruchstücke vermauert in einem Stallgebäude des Bauern Bergemann in Wittstock. Er soll ergeben haben 2—3 Schachtruten, etwa 15—18 Fuhren



*) Grimm, Mythologie. 1876. II. 767—770.

**) Zeitschrift für Ethnologie. 1893. Verhandlungen 142—146.

Stein. Diese Beschreibung gebe ich, in der Hauptsache, nach den wiederholentlichen Berichten des Vater Heinrich aus Wittstock. Doch haben mir noch mehre der angesehensten Bewohner von Wittstock das Vorhandensein des Steines bezeugt.

Die „Rede“ (Sage) war: „Uhnspael hat auf dem Stein Schuhe geflickt und Kegel geschoben (auf den 9 Löchern). Das kleinere Loch war der „Pechnapp“, wie ihn die Schuster brauchen; in dem grossen hat er gesessen“, oder, nach anderer Fassung: „In das grosse Loch hat er sein Schusterwerkzeug 'rein gelegt, wenn er Schuhe geflickt.“ Eine alte Frau sagte mir, dass früher in Gross-Schulzendorf (?) die Jungen sich Kegeln gemacht haben, wie ein Finger so lang, von Holz, neune, mit dem König, und dass sie gesagt haben zu einander: „Will'n wi man nâ'n jroten Steen löpen unn Keeln schieben“, oder „nâ'n Soltpu'l.“ Sie sagten auch immer: „Da kommt einer und botzelt (auf dem Stein!)“, dem wollten sie „helfen schmieten“. Botzeln sagte man früher statt kegeln. — Es würden sich bei eingehender Nachforschung in Wittstock, Grossschulzendorf und Glieneck sicherlich genauere Nachrichten noch ergeben.

Es scheint, der Uhnspaelsteen war ein alter Opferstein, ein altes Heiligtum. Neun ist eine heilige Zahl. Dazu kommen die vertieften Näpfe und Schalen. Auch erscheint verdächtig, dass Eulenspiegel*) hier Schuhe geflickt. Wo gewisse Persönlichkeiten unsrer Sage mit Schuh oder Schustern zu thun haben, darf man, unter gewissen Umständen, dem Vorgang vielleicht höhere Bedeutung zumessen. Ich habe bereits früher auf eine Schusterei des Teufels hingewiesen**) im Hinblick auf das Teufelsloch im Teufelskopf am Hintersee in Oberbayern und füge dem hinzu, dass auch in den Pyrenäen Roland seinen Stiefel durch den Fels geworfen, wodurch eine Schlucht entstanden. Ich will indessen keine weiteren Vermutungen hier aussprechen. Es fehlt leider noch an einer zusammenfassenden Arbeit über diese alten Steindenkmäler der Mark. Es wäre eine leichte und sehr dankbare Aufgabe, in den wesentlichsten Angaben zusammenzustellen, was über solche Steine in Sagen der Mark und sonstigen Mitteilungen sich vorfindet. Es würden daraus ganz von selbst bestimmtere Gesichtspunkte sich ergeben.

Wir können uns vorstellen, dass dieser Opferstein einst dalag unter dem Schatten eines schönen alten Baumes, vielleicht einer Eiche oder Linde, vielleicht auch tempelartig geschützt durch ein Dach, umgeben von einem runden freien Platz, der wohl eingehegt war und das ganze umschlossen von einem heiligen Hain mit uralten Bäumen. Um den Stein versammelten sich dann die Gläubigen zum Gottesdienst,

*) Betreffs des Eulenspiegelsteins in Möllen möchte ich hinweisen auf die eingehenden Mitteilungen von E. Friedel in der Zeitschrift „Bär“. Berlin. 1894.

**) Zeitschrift für Ethnologie. Verhandlungen. 1894. 252.

Gebete wurden verrichtet und Opfer wurden dargebracht. Oft war ein Heiligtum, wo ein grosser Stein war. Man hat in unsrer Zeit die Heiligtümer der Vorzeit zerstört und zerstören lassen, und jetzt sind andere daran, die Heiligtümer unserer Zeit zu zerstören.

Nach dem Vortrage teilte mir Herr General von Erkert freundlichst mit, dass im Russischen *mesbá* (sh = französ. j) die Acker-Gränze heisst (sonst *graniza* Gränze) und *mjesdu* zwischen, und im Polnischen *miedzy* (deutsch zu schreiben *mi-éendsy*) zwischen und dass die Tischler in Ostpreussen einen Einschnitt in Holz *Mese* nennen. Ich füge dem hinzu, dass im Oberwendischen *mjeza* (z = s), im Niederwendischen *mjaza*, *Rain*, Gränze bedeutet, ebenso von *Pfuhl* und *Zwahr* zurückgeführt auf *mjez* und *mjazy*, zwischen. Es ist deshalb das von mir aus dem Kreise Teltow erwähnte Wort *Mi'se*, gesprochen mit einem deutlichen Einschnitt zwischen i und e, aus dem Wendischen und entspricht auch im Sinn vollständig der *mjaza* und dem *mjazy*, weil es den *Rain* bildet am Acker oder sonstwie und gleichzeitig auch die Gränze.

Kleine Mitteilungen.

Geologie. Sitzung der Deutschen Geologischen Gesellschaft vom 6. Januar 1897.

Herr Wahnschaffe sprach über Aufschlüsse im Diluvium bei Halbe an der Berlin-Görlitzer Eisenbahn.

Nahe bei der Station befinden sich drei tiefe Gruben der Vereinigten Halber Dampfziegelelen Aktiengesellschaft. Die daselbst abgebauten Thone bilden die ältesten Schichten des Diluvium und werden von den märkischen Braunkohlenbildungen unterteuft. Das Hangende des an einigen Stellen über 35 m mächtigen Thonlagers wird durch diluvialen Spathsand gebildet, der 6–10 m mächtig und in der am Rande der Diluvialhochfläche gelegenen Grube interglacialen Alters ist, dagegen in den beiden anderen in der Thalfläche befindlichen Gruben noch von jungdiluvialem Thalsande überlagert wird. Zwischen dem Thon und Sand bemerkt man eine aus oft sehr grossen und z. T. geschrammten Geschieben gebildete Steinsohle, die bis zu 0,5 m Mächtigkeit besitzt und als Rest eines zerstörten Unteren Geschiebemergels anzusehen sein dürfte. Der Sand zeigt nach unten zu häufig Einlagerungen von zerriebener Braunkohle und von Lignitgeröllen. Ausserdem kommen in ihm sowie in der Steinsohle zahlreiche Bernsteinstückchen vor. In der Steinsohle wurde vor kurzem eine sehr schön erhaltene, rechte Stange eines

Rentiergeweihs aufgefunden, die der Vortragende vorlegte, und welche ihm von Herrn Direktor Gieche für die Sammlung der geologischen Landesanstalt gütigst überlassen wurde. Sie zeichnet sich durch bedeutende Grösse aus, zeigt fast keine Spuren von Abrollung und dürfte auf die hocharktische Art, *Rangifer groenlandicus*, zu beziehen sein. Da auch Mammuthreste hier gefunden sind, so wird aller Wahrscheinlichkeit nach bei Halbe das interglaciale Rixdorfer Niveau der grossen Säugetiere vorliegen.*

Sitzung vom 4. März 1897.

Herr Keilhack sprach über neuere Tiefbohrungen auf dem Fläming.

„Der Fläming ist der südwestliche Höhenrücken der Mark, an der Grenze der Provinz Sachsen. Er erhebt sich in seinem westlichen Teile auf mehr als 200 m Meereshöhe und macht völlig den Eindruck eines Gebirges. Es lag der Gedanke nahe, dass die Erhebung einem Kern von älterem Gebirge ihre Entstehung zu danken habe, um so mehr, da in geringer Entfernung von seinem westlichen Ende älteres Gebirge an zahlreichen Stellen die Erdoberfläche erreicht. Auf Grund dieser Annahme wurden schon vor 30 Jahren in der Gegend zwischen Wittenberg und Jüterbog einige Bohrlöcher gestossen. Das eine derselben, bei Kropstädt in 110 m Meereshöhe angesetzt, traf unter nur 7,8 m Diluvium das Miocän, welches in 130 m Tiefe, also 15 m unter Meeresspiegel, noch nicht durchsunken war. Im Gegensatz zu dieser Bohrung, die nur wenige Kilometer vom Südrande des Flämings entfernt ist, zeigen die weiter nach NO, also mehr in der Mitte des Flämings gelegenen Bohrungen bei Ottmannsdorf und Blönsdorf ein mächtig entwickeltes Diluvium. Am erstgenannten 100 m über Meeresspiegel gelegenen Orte wurde bis 32 m Quartär, bis 157 m Miocän, in letzterem, der 115 m Seehöhe besitzt, bis 90 m Tiefe nur Diluvium angetroffen. Die geologische Spezialaufnahme des nördlichen Teiles lehrte, dass nur an ganz wenigen Stellen vordiluviale Schichten zu Tage anstehen, und zwar Miocän im Osten, Oberoligocän weiter nach Westen hin und Mitteloligocän ganz im Westen hin bei Burg. Diese Beobachtungen ergaben eine quer über den Fläming ungefähr von Nord nach Süd verlaufende Grenzlinie für die Ausdehnung der miocänen märkisch-pommerschen Braunkohlenbildung und den breit bandförmigen Ausstrich der oberoligocänen marinen Bildungen zwischen jener Grenze und dem weiten nach Westen und Süden folgenden Gebiete, in dem der Septarienthon die unmittelbare Unterlage des Diluviums bildet.

Von Bohrungen der letzten 10 Jahre kommen folgende in Betracht:

1. Thalrand bei Lütte, unweit Belzig, ca. 50 m über Meeresspiegel. Das Bohrloch steht am Rande des sog. Gesundbrunnens, eines sehr wasserreichen Quellbeckens. Bis 32 m Tiefe wurden ausschliesslich grobe, nordische Grande erbohrt, die so kolossale Mengen von Druckwasser enthielten, dass die Bohrung nicht weiter geführt werden konnte.

3. Kalkgrube bei Belzig, 70—75 m über Meeresspiegel. Angesetzt in einem Aufschluss, der früher von mir als präglazial, jetzt als ältestes Interglazial gedeuteten Süsswasserkalke des Flämings. Die Bohrung hatte folgendes Ergebnis:

- 0—5 m Süsswasserkalk.
 5—20,7 „ feinkörniger Sand, umgelagertes Tertiär mit etwas kohlensaurem Kalk und deutlichen Beimengungen nordischen Materials.
 20,7—83 „ Tertiärer Sand, wahrscheinlich der miocänen Braunkohlenformation zuzurechnen.

Die Bohrung liefert den Nachweis, dass unter den Süsswasserkalken keine Moränenbildungen mehr folgen.

3. Hagelberg bei Belzig, ca. 180 m über Meeresspiegel.

0—9 m alter Brunnen	} Oberes Diluvium.
9—13 „ Geschiebemergel	
13—49 „ Sand	} Untereres Diluvium.
49—51 „ Geschiebemergel	
51—60 „ Grand	
60—62 „ Sand	
62—65 „ Grand	
65—73 „ Sand	
73—74 „ Grand	
74—95 „ Sand	

Auffällig ist das Vorwalten grober, fluvioglacialer Bildungen vor solchen von Grundmoränen.

4. Wiesenburg. Ganz dasselbe Verhalten zeigt die etwa 5 km westlich auf dem Grundstück der Wiesenburger Schlossbrauerei ausgeführte Brunnenbohrung, die in etwa 160 m Meereshöhe angesetzt ist. Sie lieferte bis 73 m Tiefe nur thonige und sandige geschichtete Bildungen diluvialen Alters und gar keine Grundmoräne und darunter Sand miocänen Alters.

5. In der Gegend südlich und südwestlich von Ziesar sind 8—10 km südlich vom Nordrande des Fläming im Interesse der Wasserversorgung der Stadt Magdeburg eine Anzahl von Bohrlöchern entlang der zwischen Dretzen und Küsel sich erstreckenden Quellen- und Gehängemoorzone niedergebracht worden, von denen ein grosser Teil in Tiefen von 10—20 m tertiäre Schichten miocänen Charakters angetroffen hat.

6. Eine Tiefbohrung bei Deetz unweit Nedlitz, einer Station der Wetzlarer Eisenbahn zwischen Belzig und Calbe, lieferte folgendes Profil:

0—2,5 m Geschiebelehm	} Diluvium.
2,5—6 „ Geschiebemergel	
6—8 „ desgl. durch Braunkohle dunkel gefärbt	
8—55 „ Feiner Quarzsand — Oberoligocän	} Diluvium.
55—57 „ Grand	
57—60 „ Geschiebemergel	
60—80 „ Glimmersand — Oberoligocän.	
80—165 „ Septarienthon — Mitteloligocän.	
165—175 „ Reibungsbreccie.	
Von 175 m an Sandstein — Buntsandsteinformation.	

7. Bohrung bei Zieko, nördlich von Coswig, etwa 75 m über Meeresspiegel, hat folgende Resultate ergeben:

0–10,5 m Grand und Sand — Diluvium.

Das grobe Material ist überwiegend südlichen Ursprungs und besteht aus Milchquarzen und Kieselschiefern, enthält aber auch Feuersteine und anderes auf nordischen Ursprung hinweisendes Material.

10,5–11,5	m	Kohlensand	} Miocän.
11,5–11,9	„	Braunkohle	
11,9–15	„	Grand und Geröll, wie oben	— Diluvium.
15–15,3	„	Quarzsand	} Miocän.
15,3–15,8	„	Braunkohle	
15,8–21	„	Grand und Geröll, wie oben	— Diluvium.
21–22,1	„	Feiner Quarzsand	— Miocän.
22,1–24	„	Grand, wie oben	— Diluvium.
24–72,5	„	Quarzsand	— Miocän.
72,5–102,1	„	Glaukonitsand mit zahlreichen Phosphoriten	— Oberoligocän.
102,1–211	„	Septarienthon	— Mitteloligocän.

Die untersten 11 m von eigentümlich pappig-filziger Beschaffenheit mit zahlreichen, kleinen, speckig glänzenden, abgerollten Steinchen.

Von 211 m an Buntsandstein — Buntsandsteinformation.

Es tritt als weitere Bereicherung unserer Kenntnisse die seit langer Zeit bekannte Thatsache hinzu, dass der Südrand des Fläming bei Wittenberg, Coswig und Rosslau in einer Breite von etwa 10 km aus Miocän mit sehr geringer, meist nur wenige Meter betragender Quartärdecke besteht, dass dieses Tertiärgebiet sich bis etwa 120 m Meereshöhe erhebt und dass etwas westlich von Rosslau bei Brambach oberoligocäne Glaukonitsande und Eisensteine anstehen, die in das oben bereits erwähnte Oberoligocänband hineinfallen.

Alle Beobachtungen zusammengenommen gestatten den allgemeinen Schluss, dass über dem Meeresspiegel der Fläming einen Kern von älteren als tertiären Schichten nicht besitzt, und dass diese selbst in seinen südlichen Randgebieten bis ganz oder fast an seine Oberfläche, sowie bis zu beträchtlicher Meereshöhe emporreichen. Daneben findet sich noch eine zweite parallele Zone in einiger Entfernung vom Nordrande, wo jedoch der erreichte Höhenbetrag weit geringer ist, und der Zusammenhang der einzelnen Punkte viel weniger in die Augen fällt. Dagegen führt der dazwischen liegende Teil Quartärbildungen von grosser Mächtigkeit, und zwar sind es überwiegend fluvioglaciale, nur wenig Moränenbildungen. Nordsüdlich gelegte schematische Profile durch den Fläming geben also etwa das Bild einer schiefen Ebene, deren höchste Punkte am Südrande, deren niedrigste am Nordrande des Fläming liegen, und über deren mittleren Teilen die Mächtigkeit der Quartärbildungen am grössten ist. Dass der mächtige südliche Randwall dem heranrückenden Eise einen starken Widerstand bot und die diluviale Aufschüttung des Hohen Fläming veranlasste, ist wohl ziemlich

sicher; in welcher Weise dies aber geschah, ob durch Bildung und Ausfüllung eines grossen Stausees oder in Form von Sandr-Aufschüttung entzieht sich vorläufig unserer Kenntnis. Auf den Widerstand, den der südliche Randwall dem Vorrücken des Eises entgegen stellte, ist jedenfalls auch die merkwürdige Wechsellagerung quartärer und tertiärer Schichten in den Bohrlöchern Zieko und Deetz zurückzuführen.“

Strassennamen. Badstabe: In Wriezen a. O. giebt es eine schmale Gasse, welche im Volksmunde diesen Namen führt und deren Bewohner Badstabiner genannt werden. Christian Samuel Ulrich sagt hierüber in seiner Beschreibung der Stadt Wriezen und ihrer Umgegend, Berlin 1830, auf S. 30: „Von dem Jahre 1324 an bis 1373 hatte sich die fürchterlichste Pest des Morgenlandes, der Aussatz, auch in der Mark verbreitet, und man nahm daher zu dem schon aus der heiligen Schrift bekannten Mittel des Badens seine Zuflucht. Auch in Wriezen wurden Badestuben errichtet, und das Baden hier, wie überall, mit allen Ereignissen des Lebens in Verbindung gebracht; kein Paar ward getraut, ohne vorher das Brautbad genommen, zu keiner feierlichen Handlung ward gegangen, ohne vorher gebadet zu haben. Die Handwerker gingen alle Sonnabend ins Bad, und die Meister gaben den Gesellen an diesem Tage eine Stunde früher Feierabend. Der Ort, wo diese Anstalt war, führt noch heute den Namen der Badstuben, die bis auf die neueren Zeiten das Eigentum eines zunftmässigen Baders waren, der einen bestimmten Zins an die Kämmerei zu entrichten hatte, selbst nachdem das Baden längst aus dem Gebrauch gekommen war.“

Denkmalspflege in Preussen. Die von der Staatsregierung angeregte einheitliche Organisierung der Denkmalspflege ist nunmehr von sämtlichen Provinzial-Verbländen angenommen und in allen Teilen der preussischen Monarchie, mit Ausnahme des Regierungsbezirks Wiesbaden, durchgeführt worden. Es sind Provinzial- bzw. Bezirks-Kommissionen zur Erforschung und zum Schutze der Denkmäler gebildet, denen der betreffende Oberpräsident und zumeist der Landesdirektor, Delegierte des Kreisausschusses, des Konsistoriums, der bischöflichen Organe sowie Mitglieder der grösseren Geschicht- und Altertumsvereine angehören, und welchen als sachverständiger Beirat und zugleich als staatlicher Delegierter der Provinzial- bzw. Bezirks-Konservator zur Seite steht. Letzterer fungiert, ebenso wie die Mitglieder der Denkmäler-Kommissionen, im Ehrenamt. Zu Provinzial- bzw. Bezirks-Konservatoren sind ernannt: für die Provinz Ostpreussen der Architekt Adolf Böttcher zu Königsberg, für die Provinz Westpreussen der Landesbauinspektor Heise in Danzig, für die Provinz Brandenburg der Landesbaurat, Geh. Baurat Bluth in Berlin, für die Provinz Pommern der Gymnasialdirektor Prof. Lemcke in Stettin, für die Provinz Posen der Landesbibliothekar und Direktor des Provinzialmuseums Dr. Franz Schwarz in Posen (Sohn unseres Ehrenmitgliedes W. Schwartz), für die Provinz Schlesien der Landbau-Inspektor Lutsch in Breslau, für die Provinz Sachsen der Archiv-Assistent Dr. Theuner in Magdeburg, für die Provinz Schleswig-Holstein

der Gymnasial-Oberlehrer Prof. Dr. Haupt in Schleswig, für die Provinz Hannover der Direktor des Provinzial-Museums Dr. Reimers in Hannover, für die Provinz Westfalen der Provinzial-Bauinspektor Ludorff in Münster, für den Regierungsbezirk Kassel Dr. Bickell in Marburg, für die Rheinprovinz der Privatdozent Dr. Paul Clemen in Bonn, für die Hohenzollernschen Lande der Architekt Wilhelm Friedrich Lauer in Sigmaringen. Da die Genannten für ihren Amtsbezirk in jeder Hinsicht den Konservator der Kunstdenkmäler in Berlin vertreten, so sind an sie auch alle bezüglichen Anzeigen und Anträge zu richten. Berlin ist speziell dem Konservator der Kunstdenkmäler des Preussischen Staats, der gleichzeitig die staatliche Instanz für die Aufsicht über die Thätigkeit der Provinzial-Konservatoren bildet, unterstellt, z. Z. dem Geheimen Ober-Regierungsrat und vortr. Rat im Kultusministerium R. Persius.

Weinbau in der Provinz Brandenburg. I. H. W. Dahlen-Wiesbaden, Generalsekretär des Deutschen Weinbauvereins, macht für 1895/96 folgende Angaben über die Weinbauflächen von Preussen in Hektar:

Preussen insgesamt	20393,3, hiervon in Ertrag	17292,9
daran beteiligt:		
Brandenburg (Reg.-Bez. Frankfurt a. O.)	. . . . .	432,1
Posen . . . . .	. . . . .	114,9
Schlesien . . . . .	. . . . .	1429,6
Sachsen . . . . .	. . . . .	796,8
Hessen-Nassau . . . . .	. . . . .	2927,3
(wovon Reg.-Bez. Wiesbaden 2823,8)		
Rheinprovinz . . . . .	. . . . .	11592,6
(wovon Reg.-Bez. Coblenz 7743,5, Reg.-Bez. Trier 3616,8, Reg.-Bez. Köln 226,2, Reg.-Bez. Aachen 6,1).		

Der Anteil, den die Provinz Brandenburg nimmt, ist um so beträchtlicher, als hier nur der Regierungsbezirk Frankfurt aufgeführt wird, wahrscheinlich weil die Weinerzeuger dort keltern und ihr Erzeugnis auch nach ausserhalb verkaufen. Der produktive Rebenbau ist aber auch in dem Regierungsbezirk Potsdam, welcher in jener Statistik übergangen ist, noch immer recht beträchtlich. Namentlich fallen hier gute Tafel-Trauben in Betracht, die oft hohe Preise erzielen. Alles in allem genommen, braucht sich unsere Provinz Brandenburg im Weinerzeugungskonzert des preussischen Staats seiner Stellung unter den preussischen Provinzen nicht zu schämen.

II. Potsdamer Rebensaft. In Johann Gottfried Seumes Spaziergang nach Syracus findet sich aus dem Jahr 1801 in dem Bericht über Znaym in Mähren die folgende Stelle: „Hier in Znaym musste ich zum ersten Mal Wein trinken, weil der Göttertrank der Germanen in Walhalla nicht mehr zu finden war. Der Wein war, das Mass für vier und zwanzig Kreuzer, sehr gut, wie mir Schnorr versicherte; denn ich verstehe nichts davon und trinke den besten Burgunder mit Wasser wie den schlechtesten Potsdamer.“ Damals, im Anfange des 19. Jahrhunderts, und noch Jahrzehnte

später wurde der Rebensaft von den Weinbergen Potsdams und Umgegend (Caputh, Werder, Glindow etc.) noch nach ausserhalb versendet. Zwischen den Jahren 1851 und 1856 habe ich zum öfteren in Werder bei Potsdam ganz leidlichen weissen Wein getrunken, den die Herren Ziegeleibesitzer August Schnetter und Maurermeister Hermann Stechow auf ihren Weinbergen innerhalb der eigentlichen Stadt, also auf der Insel Werder gekeltert hatten. Als Weinsuppe oder als Grundstoff einer Waldmeister- (Mai-), Erdbeer- oder Pfirsich-Bowle machte sich dieser leichte, wohl bekömmliche Wein ganz gut.

E. Friedel.

Die Irrlichter und Irrwische. Im Anschlusse an den von Herrn W. v. Schulenburg in Nr. 11 „des Monatsblatts“ v. J. 1897 unter vorgenannter Spitzmarke gebrachten Artikel möchte ich mir gestatten (abgesehen von meiner persönlichen Ansicht, die dahin geht, dass wir es bei den Irrlichtern mit stark phosphorescierenden Würmern oder Käfern zu thun haben dürften, wie ja das von uns Norddeutschen vorzugsweise auf der Insel Helgoland beobachtete „Meeresleuchten“ auch auf kleine Seethiere, Infusorien, Polypen, Seesterne etc. etc. zurückzuführen ist), auf eine Stelle im Heine zu verweisen, in welcher bereits dieses Thema behandelt wird, wenngleich Heine dasselbe nach Dichterart nur vergleichsweise heranzieht.

Heine schreibt nämlich in der Abhandlung über „Shakspeare's Mädchen und Frauen“ (1838) (Siehe: Heinrich Heines Sämmtliche Werke. Hamburg. Hoffmann & Campe 1867. Band III Seite 175):

„Die Dichter präsentieren sich der Welt im Glanze ihrer Werke, und besonders, wenn man sie aus der Ferne sieht, wird man von den Strahlen geblendet. O lasst uns nie in der Nähe ihren Wandel beobachten! Sie sind wie jene holden Lichter, die am Sommerabend aus Rasen und Lauben so prächtig hervorglänzen, dass man glauben sollte, sie seien die Sterne der Erde... dass man glauben sollte, sie seien Diamante und Smaragde, kostbares Geschmeide, welches die Königskinder, die im Garten spielten, an den Büschen aufgehängt und dort vergassen... dass man glauben sollte, sie seien glühende Sonnentropfen, welche sich im hohen Grase verloren haben, und jetzt in der kühlen Nacht sich erquicken und freudeblitzen, bis der Morgen kommt und das rote Flammengestirn sie wieder zu sich heraufsaugt... Ach, suche nicht am Tage die Spur jener Sterne, Edelsteine und Sonnentropfen! Statt ihrer siehst du ein armes nichtfarbiges Würmchen, das am Wege kläglich dahinkriecht, dessen Anblick dich anwidert, und das dein Fuss dennoch nicht zertreten will, aus sonderbarem Mitleid.“

B., d. 20. VI. 97.

H. Seide.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Demminerstrasse 34. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.

Ein Bruchstück aus der ältesten Geschichte Brandenburgs.

Von Dr. Carl Platner.

Das Jahr 1150 bildet den wichtigsten Wendepunkt in der Geschichte der Mark und der Stadt Brandenburg. In diesem Jahre starb der letzte wendische Häuptling Pribizlaw, der sich schon zum Christentum bekehrt hatte, und der deutsche Markgraf Albrecht der Bär konnte infolge eines Erbvertrags das Havelland und die wichtige Feste Brandenburg in Besitz nehmen.*) Wohl war schon über zwei Jahrhunderte früher, i. J. 928, die Brandenburg von König Heinrich I. erobert worden; wohl hatte zwanzig Jahre nachher Otto der Grosse hier ein Bistum für die Havelgegenden gegründet; aber die deutsche Herrschaft hatte damals nur eine sehr kurze Dauer gehabt. In dem grossen Wendenaufstande des Jahres 983 war zuerst Havelberg überfallen worden, hierauf war die Brandenburg verloren gegangen. Alle militärischen und kirchlichen Anstalten der Deutschen im Osten der Elbe waren auf mehr denn anderthalb Jahrhunderte hinaus vernichtet worden. Wechselvolle Grenzkriege zwischen Deutschen und Wenden hatten dann diese ganze lange Zeit erfüllt, soweit nicht das deutsche Reich mit seinen eigenen inneren Wirren beschäftigt war; die Bischöfe von Brandenburg, ebenso wie die von Havelberg, hatten durchweg im Westen der Elbe auf gesichertem deutschen Boden geweiht**), und wenn die Brandenburg zwischendurch einmal, wie in den Jahren 991 und 1100, von einem tapferen deutschen Markgrafen erobert wurde, stets hatten sich die Wenden sehr bald wieder in ihren Besitz gesetzt. Bis zu den Tagen Albrechts des Bären also waren die Deutschen noch durchaus nicht im stande gewesen, vom Westen der Elbe her etwa durch neue Ansiedelungen auf die inneren Bevölkerungsverhältnisse der Havelgegend irgendwie einzuwirken: dazu

*) O. v. Heinemann, Albr. d. Bär S. 107. 179.

**) G. W. v. Raumer, Regesta hist. Brand. Nr. 379 u. viele der folgenden Nummern; Forschungen zur Brandenb. u. Preuss. Gesch. I, 385 ff.

hatte sich die wendische Herrschaft viel zu stark erwiesen. Selbst nachdem Albrecht der Bär das Land in Besitz genommen, konnte ihm die Brandenburg noch einmal streitig gemacht werden, und er war genötigt, sie am 11. Juni 1157 mit stürmender Hand wieder zu erobern, was nur unter grossem Blutvergiessen geschehen konnte.

Bischof Wilmar errichtete nun i. J. 1165 das Brandenburger Domkapitel. Bei dieser Gelegenheit übereignete Markgraf Otto, Albrechts des Bären ältester Sohn, den dazu herbeiberufenen Prämonstratenser-Chorherrn eine Kirche, die wahrscheinlich schon von dem oben erwähnten Fürsten Pribizlaw, als er sich zum Christentum bekehrte, erbaut worden war: die Marienkirche auf dem Harlungeberg bei Brandenburg*). Die Wenden hatten ehemals auf dieser Anhöhe das Bild ihres Götzen Triglaw errichtet, und dennoch hatte sich hier der deutsche Name Harlungeberg erhalten; er wurde um die Mitte des zwölften Jahrhunderts von den Deutschen vorgefunden, als ihre Herrschaft eben erst in diesen Gegenden Fuss zu fassen anfing. Es war kein erst jetzt eingeführter Name, er wurde vielmehr sehr bald durch den neuen Namen Marienberg verdrängt.

Von dieser Anhöhe eröffnet sich uns ein weiter Blick in entlegene Fernen. Wie sie jetzt das Kriegerdenkmal zu Ehren der grössten Siege der Neuzeit trägt, um deren Andenken den kommenden Geschlechtern vor Augen zu halten, so führt uns ihr alter Name Harlungeberg in die graue Vorzeit zurück und hat dafür gesorgt, dass die Erinnerung an längst verschollene Volksstämme doch nicht völlig entschwinde. Suchen wir diese Erinnerung ein wenig aufzufrischen.

Um den Harlungeberg her liegt zunächst das weite, reich bestellte Feld der altdeutschen Heldensage ausgebreitet. Vor unserem geistigen Blicke taucht jenes königliche Geschlecht der Harlunge auf, das in die gotische Stammsage tief verflochten war**). Der Gotenkönig Ermanarich, so hören wir alte Sänger unseres Volkes erzählen, liess sich von seinem treulosen Ratgeber Sibich verleiten, gegen sein eigenes Geschlecht zu wüten und insbesondere seine beiden Neffen, die Harlunge Embrica und Fritla, gefangen zu nehmen und durch den Strang zu töten. Diese Harlungensage muss im ganzen Mittelalter allgemein bekannt gewesen sein; in solchem Sinne wird sie in zahlreichen Quellenschriften erwähnt. Das älteste Zeugnis dafür findet sich schon in dem angelsächsischen Wanderersliede***), jenem überaus merkwürdigen Heldengedichte, das in seinen Urbestandteilen noch ganz auf dem Grunde von Anschauungen

*) Bestätigungs-Urk. des Bischofs Wilmar v. J. 1166 in Riedel's Cod. dipl. Brdb. I, T. 8, S. 107. Vgl. R. Schillmann, Gesch. der Stadt Brandenb. a. d. H. 110. 141.

***) W. Grimm, Die deutsche Heldensage, an vielen Stellen.

****) Vidsith. Deutsche Übertragung von L. Ettmüller. Zürich 1839.

und Zuständen der festländischen Heimat der Angelsachsen ruht und uns mitten hinein in das bewegte Getriebe der Völkerwanderung versetzt. Der weitgewanderte angelsächsische Sänger will auf seinen Fahrten durch die Gebiete der deutschen Geschichte und Heldensage auch den König Ermanarich und die Herelinge (Harlunge) besucht haben. Wie sehr uns aber auch seine Stabreime anziehen mögen, noch wichtiger ist für uns, dass der älteste Teil der Pegauer Annalen, die früher sogenannte *Vita Wiperti**), um die Mitte des zwölften Jahrhunderts die Genealogie des Grafen Wiprecht von Groitzsch unmittelbar an die Harlunge anknüpft. Dabei wird der Wohnsitz des Vaters der Harlunge geradezu nach Brandenburg verlegt, ebendahin, wo um dieselbe Zeit unser brandenburgischer Harlungeberg zum ersten Mal aus dem Nebel der Vorzeit emportaucht. Man dachte sich eben damals den Wohnsitz der Harlunge meist noch im Osten der Elbe. Auch in der Gegend von Brandenburg selbst muss die Erinnerung an diesen bedeutenden Teil der deutschen Heldensage noch lebendig gewesen sein; der Name Harlungeberg würde sich sonst schwerlich erhalten haben.

Aber die Aussicht von dieser Anhöhe gestaltet sich noch umfassender. Der Name der Harlunge hängt aufs engste zusammen mit dem Volksnamen der Heruler, und wir werden somit an einen deutschen Volksstamm erinnert, der im Laufe der Völkerwanderung in den verschiedensten Teilen von Europa aufgetreten ist: bald an der Ostsee, bald am schwarzen Meere, bald an den Küsten von Gallien, bald in den Ebenen der mittleren Donau, endlich auch in Italien. Seine Wohnsitze, von denen die verschiedenen Wanderscharen zu verschiedenen Zeiten ausgingen, haben wir jedenfalls in der Nähe der schon von Tacitus erwähnten Avionen zu suchen; mit diesen in Gemeinschaft werden Heruler in den Jahren 289 und 291 als beutelustige Eindringlinge in Gallien genannt. Der uns hierüber berichtet hat, der Panegyriker Mamertin, setzt zu ihrer Charakteristik noch hinzu: *Chaviones Erulique viribus primi barbarorum, locis ultimi.**)* Die Sitze dieser Völkerschaften, deren Kriegshaufen sich in solcher Weise zusammengesellten, müssen wir uns demnach fern von den römischen Grenzen, in naher Nachbarschaft zu einander denken, und da die Avionen zu dem alten Bunde der Nerthus-Völker gehörten, der etwa das heutige Schleswig-Holstein, Mecklenburg und die anstossenden Gebiete umfasste, so haben auch ihre Waffengefährten, die Heruler, gegen das Ende des dritten Jahrhunderts ungefähr in denselben Landstrichen gewohnt. Ebendahin weist uns dann zwei Jahrhunderte später ein Ausdruck des Sidonius Apollinaris aus der Regierungszeit des westgotischen Königs Eurich:

*) Pertz, M. G. SS. XVI. 234.

***) Kasp. Zeuss, Die Deutschen und die Nachbarstämme S. 477. 478.

Herulus inos Oceani colens recessus. Er deutet auf die Heimat der Heruler an der Ostsee.

Die nächste Nachricht von den Herulern betrifft zwar einen Volksteil, der im fernen Südosten von Europa auftaucht, aber sie weist uns schliesslich doch wieder in den Norden zurück. Schon seit den Tagen des Kaisers Gallienus waren Heruler am schwarzen Meere unter den gotischen Völkern aufgetreten und hatten an deren Raubzügen durch die griechischen Küstenländer teilgenommen; sie müssen sich also sehr zeitig von dem Kern ihres Volkes abgesplittert haben. Dann war dieser herulische Volksteil, einer Nachricht des Jordanis zufolge, die wieder an die Harlungensage erinnert, von dem Gotenkönig Ermanarich in einer unglücklichen Schlacht grossenteils aufgerieben oder doch der gotischen Herrschaft unterworfen worden (um 360). Die Nachkommen der Überlebenden hatten sich dann zwischen der mittleren Donau und den Karpathen niedergelassen. Hier gerieten sie um 495 in Kampf mit den aus ihrer nördlichen Heimat ausgezogenen Langobarden, die sich damals auf ihrer Wanderung nach dem Süden in den weiten Ebenen, welche „Feld“ hiessen, zeitweilig niedergelassen hatten.*) Die Heruler wurden vollständig von den Langobarden besiegt; ihr König Rodulf fiel in dem Kampfe. Die Hauptmasse der Geschlagenen sah sich hierauf nach längeren Irrfahrten genötigt, i. J. 512 den römischen Grenzfluss, die Donau, zu überschreiten und im Römerreiche Zuflucht zu suchen; ein kleinerer Teil dagegen weigerte sich dessen. Diese Minderzahl der Heruler bestand unstreitig aus den ersten und tüchtigsten Männern; sie beschlossen, in die entferntesten Länder des Erdkreises zu entweichen. Nach dem Bericht des byzantinischen Geschichtschreibers Prokop von Cäsarea, der sich jedenfalls auf die Erzählung herulischer Söldner im Heere des oströmischen Feldherrn Belisar gründet**), nach diesem den Ereignissen also sehr nahestehenden Berichte wandten sich die freiheitstolzen Heruler von der Donau hinweg nach Norden und Nordwesten. Unter der Anführung vieler Prinzen von königlichem Geblüte durchwanderten sie der Reihe nach die verschiedenen slavischen Völkerschaften, kamen dabei durch vieles unbewohnte Land, gelangten dann zu den Warnen, sowie weiterhin zu den Dänen, und fuhren schliesslich nach der Insel Thule hinüber, wo sie sich neben dem zahlreichen Gauten-Volke niederliessen***). Wir werden somit an die Ostsee,

*) Paulus Diaconus, Hist. Langob. I, 20; vergl. F. Dahn, die Könige der Germanen II, 8. 9. Anm.

**) F. Dahn, Prokopius v. Cas. S. 15 ff. 26. 60 ff.

***) Procopius, de bello Goth. II, 15. An diese Erzählung knüpfen sich noch weiter reichende Folgerungen, auf die wir jetzt nicht zurückkommen wollen. Es sei auf den im Korrespondenz-Blatt der Deutschen anthropologischen Gesellschaft, Jahrg. 1893, Nr. 2, 3 u. 4, abgedruckten Vortrag hingewiesen.

in die Gegenden, wo die Stammsitze der Heruler lagen, zurückgeführt.

Ein höchst merkwürdiger Reisebericht!

Zwar die Insel Thule verdankt ihre Erwähnung wohl nur der Phantasie von Prokops herulischen Gewährsmännern, bei denen aus weit älterer Zeit noch die Erinnerung an ihre skandinavische Herkunft lebendig war und nun in die Erzählung von der Fahrt ihrer reisigen Volksgenossen mit hereinspielte. Aber dass diese letzteren überhaupt nach Norden und Nordwesten abgezogen sind, um dem Römerdienste zu entgehen, kann keinesfalls bestritten werden, und was sie über die von ihnen berührten Länder und Völker durch Vermittelung der anderen Heruler überliefert haben, ist im höchsten Grade lehrreich. Besonders wichtig für uns ist ja schon der Umstand, dass sie überhaupt daran denken konnten, eine so weite Fahrt nach dem Norden zu unternehmen; denn wenn sie etwa nicht gewusst hätten, dass sie dort oben Stammesgenossen treffen würden, so wäre ihre Fahrt in die Ferne überhaupt nicht zu erklären. Bei den Ostsee-Herulern suchten sie Aufnahme und Heimat; dieser Grundstock ihres Volkes, von dem ihre eigenen Vorfahren einst ausgegangen waren muss also damals noch irgendwo in Norddeutschland zu finden gewesen sein, wahrscheinlich in der Nähe der Warnen, die im heutigen Mecklenburg wohnten.

Von den Ostsee-Herulern hat sich aus derselben Zeit noch eine andere Spur ihres Daseins erhalten; nur hatten sie sich allmählich auch etwas mehr landeinwärts nach Thüringen hin ausgebreitet, oder es war vielmehr wohl nur eine Abteilung ihres Volkes dorthin gezogen. Der Ostgotenkönig Theodorich sandte i. J. 507 an den König der Heruler, den König der Warnen und den König der Thüringer einen gemeinschaftlichen Brief (aufbewahrt in Cassiodors Varien III, 3), der nach seiner ganzen Ausdrucksweise, sobald man ihn mit Aufmerksamkeit liest, nicht anders verständlich ist, als indem man sich die von diesen Königen beherrschten Länder einander benachbart denkt. Die drei Könige werden durchaus als zusammengehörig betrachtet, und am Schlusse seines Briefes sagt Theodorich: *ut vos, qui nostrum sequimini, Deo juvante, dispositum, unus vos complectatur assensus*. Diese Worte lassen ein gemeinschaftliches Auftreten der Könige erwarten, welches nur möglich war, wenn ihre Reiche sehr nahe bei einander lagen*). Demnach kann die Existenz eines Heruler-Reiches in unmittelbarer Nähe des thüringischen und des warnischen Reiches am Anfang des sechsten Jahrhunderts durchaus nicht bezweifelt werden.

Eine genauere Angabe, wo sich dieses Heruler-Reich wohl befunden haben mag, wird vielleicht zu ermöglichen sein, wenn wir das halbe

*) Forschungen zur deutschen Gesch. XVII, 459 Anm. 2.

Jahrtausend überspringen, während dessen die Wenden ihre Herrschaft über die Länder im Osten der Elbe begründet und behauptet hatten. Da scheint in dem Geschichtswerke des Domherrn Adam von Bremen aus der Mitte des eilften Jahrhunderts eine verblasste Erinnerung an Heruler aufzutauchen. Der genannte Geschichtschreiber, ein für seine Zeit mit aussergewöhnlich umfassendem Blicke begabter Mann, bietet uns eine genaue Übersicht über die slavische sowohl wie über die skandinavisch-nordische Völkerwelt. In seiner Beschreibung des Wendenlandes nennt er unter den übrigen slavischen Völkerschaften zwischen Elbe und Oder auch die Hevelder an der Havel; über dem Worte Hevelder aber ist in zweien der besten Handschriften seines Werkes die Notiz hinzugefügt: vel Heruli*). Das ist natürlicherweise nicht so zu verstehen, als ob die beiden Namen Hevelder und Heruler einander gleichgestellt werden sollten; sondern es tritt hier eine Spur zu Tage, dass in derselben Gegend, wie die Hevelder, einstmals Heruler sesshaft gewesen waren. Ja, es hatte sich wohl neben den wendischen Haveländern strichweis ein Grundstock herulischer Bevölkerung aus jener früheren Zeit erhalten, und die Daheimgebliebenen hatten mit ihrem Namen ein gewisses Bewusstsein ihrer nationalen Eigenart unter der langen Herrschaft der Wenden nicht ganz verloren**). Diesem Reste der Heruler also verdanken wir im Havellande auch die Fortpflanzung der Harlungensage, die zugleich am Harlungeberg bei Brandenburg einen festen Stützpunkt gewonnen hatte. Sie erscheint uns jetzt wie ein Nachklang aus dem alten, längst vergessenen Heruler-Reiche an der Havel.

Dazu fügt sich folgendes. Im angelsächsischen Wanderersliede, das wir schon oben einmal angeführt haben, und dann auch in dem Epos Beowulf (Vers 521)***) wird eine Völkerschaft der Brondinge erwähnt, und zwar an der erstgenannten Stelle unmittelbar neben den Warnen. Der Name der Brondinge leitet uns in altgermanische Göttersagen hinauf: er knüpft den Adel der Brondingefürsten an einen Göttersohn, der unter den beiden Namensformen Brand und Brond†) in den mythischen Genealogien mehrerer angelsächsischen Königsgeschlechter als ein Sohn

*) Adam Br. II, 18, bei Pertz M. G. SS. VII, pag. 312 nota e.

***) In der Sitzung des Vereins für die Geschichte der Mark Brandeb. am 12. Dezbr. 1894 (Forschungen zur Brandeb. u. Preuss. Gesch. VIII, 638) machte der Gymnasialdirektor Dr. Schwartz darauf aufmerksam, dass gerade im Havellande noch heutzutage verschiedene uralte deutsche Bezeichnungen für gewisse Amphibien fortleben und von einem in das Altertum zurückreichenden selbständigen Deutschtum Zeugnis geben. Auf die dortigen Überreste heidnischen Volksglaubens, die zu demselben Schlusse führen, hatte er schon früher hingewiesen. Vgl. auch Forschungen zur Deutschen Gesch. XVII, 488 ff.

****) Grein, Biblioth. der angels. Poesie I, 269 (in der neuen Bearbeit. v. Wülcker I, 167).

†) A und O wechseln im Angelsächsischen häufig mit einander.

des Bældäg (des nordischen Baldr) und als Enkel des obersten deutschen Gottes Woden (oder Wuotan) erscheint*). Wegen der doppelten Namensform dieses ihres Stammheros können die Brondinge ebensogut Brandinge heissen. Um aber wieder auf historischen Boden zu kommen, so lesen wir in der Langobarden-Geschichte des Paulus Diaconus (II, 3) auch von einem König der Brenten, Namens Sinduald, der ehemals abenteuerlustig mit Odoaker nach Italien gekommen war und später am Kampfe des oströmischen Feldherrn Narses gegen die Ostgoten teilnahm. Es heisst von ihm weiter: er sei noch vom Stamme der Heruler übrig geblieben; bei Agathias (I, 20. 21. II, 7. 9) wird er einfach als Führer der Heruler bezeichnet. Neben ihm und seinen Herulern gedenkt Agathias auch einer Schar Warnen unter Wackar und Theudibald, die ebenfalls unter Narses Dienste thaten. Dort im fernen Italien gesellten sich demnach Brenten und Warnen ebenso zu einander, wie oben in Norddeutschland die Brondinge und Warnen des Wanderersliedes neben einander auftreten und als benachbarte Völker angesehen werden müssen. Brenten und Brondinge stehen überhaupt in engster Beziehung zu einander. Im Beowulf (Vers 2807) findet sich das Wort „brenting“, das ein Seeschiff bedeuten soll und von dem Adjektiv bront oder brant und dem Substantiv brond oder brand hergeleitet wird. Dieselbe Etymologie wie für dieses Gattungswort muss natürlich auch für den Eigennamen Brenting gelten, der in der That als Personen-Name in einer angelsächsischen Urkunde des Jahres 944 vorkommt**); er ist aber zugleich nichts Anderes, als die patronymische Erweiterung von „Brenten“. Die Namen Brenten und Brondinge kommen also schliesslich auf ganz dasselbe hinaus; beide haben denselben Ursprung, beide bezeichnen einen und denselben Volksverband.

Aus der oben angeführten Nachricht des Paulus Diaconus geht nun aufs deutlichste hervor, dass die Brenten als eine Abteilung der Heruler, wohl die Gefolgschaft eines herulischen Fürstengeschlechtes, anzusehen sind. Sie haben in den ältesten Wohnsitzen des Heruler-Volkes, dort in der Nachbarschaft seiner ersten Waffengefährten, der Avionen, das Andenken auch ihres Namens und Daseins den Heimstätten späterer Geschlechter untilgbar aufgedrückt. In Nordschleswig und dem südlichen Jütland weist eine grosse Zahl von Ortsnamen, die mit Brand, Brönd, Brend beginnen***, auf die Gegend hin, wo wir die frühesten sicher erkennbaren Sitze der Brondinge und somit überhaupt der Heruler suchen dürfen. Nachher zog dieses Volk oder nur ein Teil desselben

*) J. Grimm, Deutsche Mythol. 1. Aufl. Anhang.

***) Kemble, Cod. dipl. aevi Saxonici II, 250. III, 422. Es ist beide Male dieselbe Flurbeschreibung.

***) Nordalbing. Studien I, 154.

weiter nach Süden; wir fanden am Anfang des sechsten Jahrhunderts ein Heruler-Reich in der Nähe der Thüringer, und eine spätere Andeutung wies uns an die Havel. Sollten die Brondinge nun nicht auch in diesen späteren Sitzen eine Spur ihres Daseins, eine Erinnerung an ihren Namen hinterlassen haben? Auf diesem nur von ganz vereinzelt Lichtstrahlen erhellt Wege finden wir so doch eine Spur, die uns zu einem Aufschluss über Bedeutung und Herkunft des Namens der Stadt Brandenburg leitet. Man will zwar diesen Namen gewöhnlich aus dem Slavischen erklären und hat eine Form Brannibor (oder Brennabor) ersonnen; aber auch abgesehen von der Thatsache, dass die Brandenburg einen selbständigen slavischen Namen führte (Szgorzelcia), muss man doch sagen: so gut unsere mittelalterlichen Gewährsmänner andere slavische Namen richtig überlieferten, würden sie es wohl auch mit dem Namen Brannibor gethan haben, wenn er ursprünglich so gelautet hätte*). Es ist durchaus nicht einzusehen, wie sie dazu gekommen sein sollten, gerade diesen Namen zu verändern und ganz willkürlich einen D-Laut, der ihm ursprünglich gefehlt hätte, in seine Mitte einzufügen. Die älteste Form, in der er überliefert ist, findet sich in dem Stiftungsbrief Ottos I. für das Brandenburger Bistum vom Jahre 948**); sie lautet „Brendunburg“ und ist sehr leicht und einfach auf ein althochdeutsches Brentonoburg zurückzuführen. Sie bezeichnet also eine Burg der Brenten.

Schon durch den nahen Harlungeberg hatte Brandenburg uns an Heruler gemahnt. Dieselbe Stadt lässt uns jetzt um ihres eigenen Namens willen genauer noch auf eine Ansiedelung der herulischen Brenten, der älteren Brondinge, schliessen. Sie knüpft ihren Namen, zugleich mit demjenigen ihrer Begründer, an jenen mythischen Stammheros Brand, den Sohn des Gottes Balder, den Enkel Wuotans; und es hat einen tiefen Sinn — einen tieferen noch, als es demjenigen, der diesen Ausspruch that, selbst wohl bewusst war —, wenn i. J. 1170 auf einem feierlichen Botding***) einer der obersten Hausvasallen des Markgrafen Otto I. in Bezug auf die Brandenburg sagte: *prae caeteris castris totius Marchiae Brandenburg gloriosum ejus nomen est et famosum.*

*) Ähnlich aussert sich auch R. Schillmann, *Gesch. der Stadt Brd'bg.* S. 21.

***) Riedel, *Cod. d. Brand.* I T. VIII, pag. 91. Die Eroberung der Brandenburg durch Heinrich I. ist zwar früher geschehen, aber später aufgezeichnet worden; denn der älteste Gewährsmann für dieses Ereignis, der Niedersachse Widukind, hat sein Geschichtswerk nicht vor 967 geschrieben.

***) Riedel, *Cod. d. Brand.* I T. IX, pag. 2.

Kaiser-Wilhelm-Medaillen.

Von Dr. **Gustav Albrecht** (Charlottenburg).

Zum Andenken an die 100jährige Wiederkehr des Geburtstages Sr. Majestät des hochseligen Kaisers Wilhelm I. hat die Berliner Medaillen-Münze von L. Ostermann, vorm. G. Loos (Holzmarktstr. 6 u. 7; Inh. A. Krüger) zwei Medaillen schlagen lassen, welche infolge ihrer künstlerischen Ausführung geeignet sind, ein treffliches Erinnerungszeichen an die Hundertjahrfeier zu bilden.



Die grössere der beiden Medaillen hat einen Durchmesser von 50 mm und ist in der neuen französischen Manier, ohne hervorstehenden Rand und mit mattem Grunde, hergestellt; sie zeigt auf der Vorderseite das mit einem Lorbeerkranz geschmückte Brustbild des greisen Kaisers im Hermelinmantel und die Umschrift

WILHELM I DEUTSCHER KAISER KOENIG VON PREUSSEN

GEB. 22 MÄRZ 1797

GEST. 9 MÄRZ 1888

auf der Rückseite die auf einem Kissen über gekreuztem Reichsschwert und Scepter ruhende Kaiserkrone, von einem Lorbeer- und einem Eichenzweig umrahmt und das Datum

22 MÄRZ 1897.

Die kleine Medaille hat die Grösse eines preussischen Thalers und zeigt wie dieser auf der Vorderseite den nach rechts gewendeten Kopf des Kaisers mit derselben Umschrift wie die grosse Medaille. Auf der

Rückseite befindet sich ein auf Lorbeerzweigen ruhendes, von der Kaiserkrone gekröntes W und die Inschrift

1797. 22 MÄRZ. 1897.

Diese beiden Medaillen bilden den Abschluss einer Reihe von Denkmünzen, welche die Berliner Medaillen-Münze*) auf bemerkenswerte Ereignisse im Leben Kaiser Wilhelms I. hat schlagen lassen. Im ganzen sind es 13 verschiedene Medaillen, welche die erwähnte Firma zu einer Sammlung vereinigt hat und an Liebhaber zu erheblich ermäßigtem Preise ablässt.

1. Auf die Vermählung des Prinzen Wilhelm mit der Prinzessin Augusta von Sachsen-Weimar im J. 1829.

(D. 43 mm. C. PFEUFFER FEC.)



Avers: Doppelbildnis des hohen Paares — die Prinzessin in der charakteristischen Haartracht der zwanziger Jahre — mit der Umschrift: GUILIEMUS BORUSSIAE ET AUGUSTA VINARIAE PRINCIPES.

Revers: Über einem von Lorbeer- und Rosenzweigen umkränzten Sockel mit dem preussischen und dem sächsischen Wappen die Inschrift:

SOLLEMN.
NUPTIARUM
AUGUSTAR. CELEBR.
D. XI. M. JUN.
A. MDCCCXXIX.

*) Die Berliner Medaillen-Münze wurde im Jahre 1776 von dem Kgl. Münzmeister Daniel Loos in der Neuen Friedrichstr. 56 gegründet. Von diesem übernahm sie 1819 sein Sohn Gottfried Bernhard Loos, der sie 1843 an Franz Ludwig Ostermann abtrat. Letzterer verkaufte die Münze 1879 an Emil Krüger, unter welchem sie 1884 nach der Holzmarktstr. 6 u. 7 verlegt wurde. Der jetzige Inhaber seit 1895 ist der Sohn des vorigen, Arthur Krüger.

2. Auf die Aufnahme des Prinzen Wilhelm von Preussen in die Loge und die Übernahme des Protektorats über dieselbe im Jahre 1840. (D. 45 mm.)

Avers: Porträt des Prinzen mit der Umschrift:

FRID. GUIL. LUD. PRINCEPS BORUSSORUM.

Revers: An einem Eichenstumpf angelegt drei Wappenschilder der grossen Loge, darüber der preussische Adler mit Krone und Palmenzweig; auf dem Stumpf ein Kissen mit Maurerinsignien. Die Umschrift lautet: PROTECTOR ORDINIS LATOMORUM PER BORUSSOS FLORENTIS. Auf einem unteren Abschnitt: INITIATUS BEROLINI D. XXII. MAII MDCCCXL.

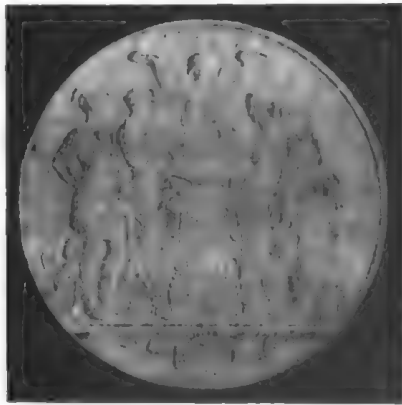
3. Auf die silberne Hochzeit 11. Juni 1854. (D. 50 mm.)

Av.: Porträts des Prinzen und der Prinzessin mit der Umschrift:

FRIEDR. WILH. PR. V. PREUSSEN.

AUGUSTE. PRINCESS. V. PR. G. PR. v. SACHSEN.

Rev. Über einem mit Fackeln geschmückten Altar reihen sich die Ehegatten, beide in römischer Patrizierkostüm, die Hände und werden von Hymen bekränzt; neben dem Prinzen Wilhelm steht sein Sohn



Friedrich Wilhelm, neben der Prinzessin Augusta die Tochter Luise (jetzige Grossherzogin von Baden), beide gleichfalls in römischer Gewandung. Zu Füssen des Prinzen Friedrich Wilhelm sitzt ein Adler mit dem Spruchbande: „Suum cuique“. In einem unteren Abschnitte befinden sich das preussische und sächsische Wappen, von einem Bande mit der Inschrift: 1829. 1. Juni. 1854 umschlungen.

4. Auf das 50jährige Dienstjubiläum des Prinzen von Preussen 1857. (D. 44 mm. K. Fischer fec.)

Av. Kopf des Prinzen mit schmalem Backenbart. Umschrift:

FRIEDR. WILHELM PRINZ V. PREUSSEN.

Rev: Prinz steht in römischen Ritterkostüm, mit der Krone auf dem Helm, auf einem Felsen; eine sitzende Borussia mit Speer und fliegendem Mantel, zu ihren Füßen der preussische Adler, hält in der erhobenen Rechten eine Viktoria, welche dem Prinzen einen Kranz aufs Haupt drückt.

Umschr.: NACH 59 DIENST-JAHREN 1857.

5. Auf die Krönung 1861. (D. 43 mm. F. Staudigel fec.)

Av.: Das von den Krönungsthalern bekannte Doppelporträt des Königspaares mit der Umschrift:

WILHELM KOENIG AUGUSTA KOENIGIN V. PREUSSEN.

Rev.: Auf einem auf Stufen erhöhten und mit Lorbeerkränzen geschmückten Thron in antiken Formen sitzt das Herrscherpaar, bekleidet mit den Insignien der neuen Würde. Zu Füßen des Thrones, auf dessen Stufen der preussische Adler, in den Fängen die Verfassung von 1850 haltend, sitzt, kniet eine Borussia in griechischer Gewandung, die Hände huldigend zu dem gekrönten Paar erhoben. Neben dieser Gestalt steht eine Opferschale mit brennender Flamme; der Sockel der Schale trägt die Inschrift: MIT GUT UND BLUT. Die Umschrift auf der Rückseite lautet: ZUR KRÖNUNG D. 18 OCTBR. 1861.

6. Auf die Einigung Deutschlands. (D. 55 mm. W. Kullrich fec.)

Av.: Kaiser Wilhelm steht, Hand in Hand mit dem König von Sachsen und dem König von Baiern, umgeben von den deutschen Bundesfürsten. Über dieser Gruppe befindet sich die Zahl 1870. Auf einem unteren Abschnitt befinden sich die Worte: WIR WOLLEN SEIN EIN EINIG VOLK VON BRÜDERN IN KEINER NOTH UNS TRENNEN UND GEFAHR.

Rev.: (H. Weckwerth fec.)

Die Kaiserkrone und die Zahl 1871 von Palmen und Eichenzweigen umrahmt.

7. Auf die Enthüllung der Siegestsäule am 2. September 1873. (D. 61 mm.)

Av.: Porträt des Kaiser Wilhelm mit Umschrift: WILHELM DEUTSCHER KAISER KOENIG VON PREUSSEN.

Rev.: Darstellung der Siegestsäule, darunter 2 SEPT. 1873.

Umschrift: DAS DANKBARE VATERLAND DEM SIEGREICHEN HEERE.

8. Auf die goldene Hochzeit des Kaiserpaares am 11. Juni 1879. (BURGER INV. — KULLRICH fec. — D. 61 mm.)

Av.: Auf einem einfachen, mit Greifen als Armlehnen gezierten Sessel sitzt das hohe Jubelpaar Hand in Hand: Kaiser Wilhelm

im Hermelin mit Krone und Scepter, Kaiserin Augusta in idealer Gewandung mit Schleier und Diadem. Vor dem Paare steht Hymen mit



brennender Fackel und reicht ihm die goldenen Lorbeerkrone dar. In einem Abschnitt unter dieser Darstellung eine von dickem Lorbeerkranz umrahmte 50 und das Datum 11. Juni 1879.

Rev.: (E. Weigand sc.)

Auf einem aus Lorbeer- und Rosenzweigen geflochtenen Kranze liegen aneinander gelehnt das preussische und das sächsische Wappen mit der Königskrone und einem Spruchband — 11. Juni 1829 —. Darüber befindet sich die Inschrift: ZUR GOLDENEN HOCHZEIT, darüber die Kaiserkrone.

9. Auf das 25jährige Regierungsjubiläum des König Wilhelm am 2. Januar 1886. (D. 70 mm. W. Uhlmann sc. O. Schultz fec.)

Av.: Profilporträt des Königs in grosser Generalsuniform mit der Umschrift: WILHELM DEUTSCHER KAISER KOENIG V. PREUSS.

Rev.: Auf den Flügeln und Fängen des Reichsadlers liegen die Verdienstkreuze von 1864 und 1866 und das Eiserne Kreuz von 1870, auf dem Brustschilde Königskrone, Scepter, Schwert und Apfel und eine XXV. Der Adler wird von der Kette des Schwarzen-Adler-Ordens umrahmt; auf dem erhabenen, mattgehaltenen Rand der Denkmünze zieht sich die Umschrift herum: GOTT WAR MIT UNS IHM SEI DIE EHRE. 1861. 2. JANUAR. 1886.

10. Auf das 80jährige Dienstjubiläum am 1. Januar 1887. (D. 38 mm).

Av.: Brustbild Kaiser Wilhelms im Interimsrock mit der Umschrift: WILHELM DEUTSCHER KAISER KÖNIG V. PREUSSEN.

Rev.: Einfacher Eichenkranz, welcher das Datum 1. JANUAR 1887

umschließt. Um den Kranz umlaufend: ZUR ERINNERUNG AN DAS 80 JÄHR. DIENST-JUBILÄUM.

11. Auf den 90jährigen Geburtstag Kaiser Wilhelms I. (D. 48 mm. W. Uhlmann sc. — O. Schultz fec.).



Av.: Schön ausgeführtes Brustbild des Monarchen in Kaiserkrone und Hermelinmantel mit der Umschrift:

WILHELM DEUTSCHER KAISER
KÖNIG V. PREUSSEN.

Rev.: Sitzende Borussia in griechischer Gewandung, den linken Arm auf den Schild gestützt, im rechten Arm die Lanze, in der Hand einen Lorbeerkranz.

Umschrift:

ZUR ERINNERUNG AN DEN 90 JÄHR.
GEBURTSTAG 22. MÄRZ 1887.

12a. Auf den Tod Kaiser Wilhelms am 9. März 1888. (D. 70 mm. W. UHLMANN sc. — O. SCHULTZ fec.).

Av.: Trefflich ausgeführtes Brustbild des Verschiedenen im Hermelinmantel, auf dem Haupte einen Lorbeerkranz mit der Umschrift:

WILHELM DEUTSCHER KAISER KÖNIG V. PREUSS.

Rev.: Trauernde Germania am Sarge Kaiser Wilhelms I.



Der Hintergrund zeigt die von schmalen Rundbogenfenstern erhellte Apsis einer Kapelle, zu deren Seiten sich in Nischen die Gestalten des

des Glaubens und der Hoffnung erheben. Am unteren Ende des Sarkophags, der mit der Kaiserkrone und mit Lorbeerguirlanden geziert ist, sitzt links der Engel des Todes, auf die umgekehrte Fackel gestützt, während rechts die trauernde Germania einen Lorbeerkranz auf den Sarkophag niederlegt. Eine kleine Engelsingestalt, in die Posaune stossend, fliegt zur Wölbung der Kapelle empor.

Auf einem unteren Abschnitt: 9. MÄRZ 1888.

12b. Auf den Tod. (D. 38 mm).

Av.: Gleiche Prägung wie Avers von Nr. 10.

Rev.: Kreuz mit den Daten:

22. MÄRZ 1797 — 9. MÄRZ 1888

und der Umschrift:

ICH UND MEIN HAUS WOLLEN DEM HERRN DIENEN.

(Anlässlich der Hundertjahrfeier waren diese Medaillen, von denen sich auch Exemplare im Kgl. Münzkabinet befinden, in der Sammlung des Märk. Provinzial-Museums ausgestellt.)

Tiefwerder und der Faule See.

Von W. Pütz.

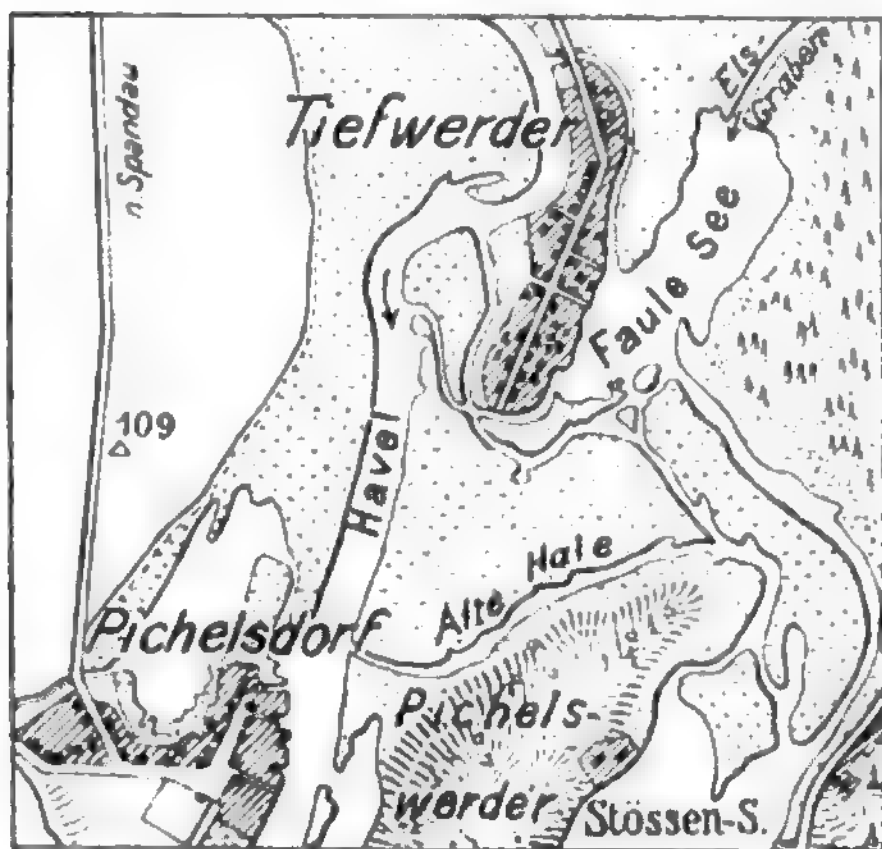
Unweit nördlich von der als allbeliebter Ausflugsort der Berliner Bevölkerung sich eines wohlberechtigten Rufes erfreuenden walddreichen Insel Pichelswerder erstreckt sich am linken Ufer der hier zwischen moorigen Wiesen dahinziehenden Havel das kleine Fischerdorf Tiefwerder. Einsam und bislang scheinbar vergessen von den seine niedrigen Häuschen allseitig umflutenden Wogen des Verkehrs heimelt es den Wanderer an wie ein Nachklang jener vergangenen Tage, da auch in der Nähe unserer Hauptstadt die Bezeichnung „Dorf“ noch etwas anderes als ein nur politischer Begriff war.

Tritt der Ort solchergestalt in Gegensatz zu dem etwa einen Kilometer südlich am jenseitigen Flussufer liegenden Pichelsdorf, dessen weitaus grösster Teil sich infolge der Pferdebahnverbindung zu einer Vorstadt von Spandau entwickelt hat, so lenkt der Vergleich mit dieser durch das merkwürdige Naturereignis einer plötzlich entstandenen Insel*) in der Wissenschaft bekannt gewordenen Ortschaft das Augenmerk auf eine ebenfalls landbildende, aber im Gegensatze zu jenem „akuten“ Fall mit der langsamen Sicherheit des „steinhöhlenden“ Tropfens vor sich gehende Erscheinung.

*) Brandenburgia Heft 12. März 1896.

Alle im Handel befindlichen Kartenblätter zeigen auf der Ostseite des Dorfes ein etwa 600 Meter langes, 200 Meter breites Gewässer, der „Faule See“ genannt, das mit nordost-südwestlicher Richtung an den Ort unmittelbar herantretend, die volle südliche Hälfte desselben bespült, während zwei von hier nach der Havel gehende Gräben die wasserumflossene Lage dieses „Werders“ vollenden. Ein derartiges Situationsbild, welches in untenstehender, nach der v. J. 1867 herrührenden Messtischaufnahme des Generalstabes gezeichneten Skizze wiedergegeben ist (Fig. 1), entspricht jedoch nur noch zum Teil dem gegenwärtigen Zustand der Dinge, der an Stelle des Sees eigentlich nur eine Fortsetzung des vom Nordende des Dorfes herabkommenden Grabens bis zu dem

Fig. 1.



1 : 25000.

weiterhin nach dem Stössensee mündenden Wasserlauf aufweist. Den Faulen See aber, der sich, wie Fig. 2 zeigt, nur als eine fennartige Verbreiterung des Elsgraben, jenes von der Spree östlich von Rubleben ausgehenden, in den Stössen-See mündenden und auf diese Weise eine Verbindung zwischen Spree und Havel diesseits Spandau bildenden Wasserarms darstellt, vermag das Auge vom Dorfe aus überhaupt nicht mehr zu erblicken; denn gerade dort, wo ehemals (Fig. 1) seine Fluten bis an die südliche Dorfhälfte heran-

reichten, sehen wir heute schon festes, nahe an 100 Meter breites Wiesensland und als letzten kümmerlichen Rest des Sees nur eine unscheinbare Wasserrinne. Letztere gewinnt aber durch den Umstand an Bedeutung, dass die Fischer zwei von hier bis dicht an das Dorf gezogene Gräben offen halten (s. Fig. 2), um nicht die unmittelbare Verbindung mit dem sowohl durch seinen Fischreichtum, wie durch den Überfuhrtdienst zwischen Pichelsberg und Pichelswerder ihre wesentlichste Erwerbsquelle bilden den Stössensee zu verlieren.

So sehen wir in diesen unscheinbaren, künstlichen Wasserarmen gewissermassen ein Stück Dorfgeschichte „im Kampf ums Dasein“ wieder gespiegelt, im Verlauf dessen die Fischer mit „zunftgemäsem“ Gleichmut die unabwendbare Thatsache hinnahmen, dass man heute dort Heu erntet, wo sie in ihrer Jugend auf leichtem Kahn zum Fischfang auszogen.

Wohl verwandelt das Hochwasser, welches nach niederschlagreichem Winter die vielen Niederungen der Mark zur Frühjahrzeit meilenweit überflutet, zuweilen auch hier das ganze Wiesenland in einen bis zum hohen Grunewaldsaum reichenden See, aber dieser vorübergehende Zustand vermag an der Thatsache nichts zu ändern, dass hier in der kurzen Frist von etwa 30 Jahren eine Landbildung von mindestens 2500 Quadratmeter vor sich ging, und dass dort, wo vordem ein See von etwa 50,000 Quadratmeter Flächengehalt sich ausdehnte, heute von einem solchen überhaupt nicht mehr die Rede sein kann.

Eine weitere Abweichung der heutigen Situation von derjenigen des Kartenbildes v. J. 1867 finden wir in der südwestlichen und südlichen Umgebung des Dorfes.

Von den zwei Gräben, die dort (Fig. 1) von der Havel ausgehend und nahe unterhalb des Dorfausganges sich kreuzend in den Faulen See einmündeten, ist nur noch einer vorhanden, und jener breite, dicht vor dem Pichelswerder das Wiesen- gelände durchquerende, von den Fischern die „alte Hale“ genannte Wasserarm, der noch vor 20 Jahren schwer beladene Heukähne trug, ist heute nur am östlichen Ende in seinen letzten Spuren durch einen Streifen hohen Schilfwuchses nachweisbar, dessen in immer fester werdender Verfilzung begriffenes Wurzelwerk einen Blick in die Werkstätte der unablässig schaffenden Natur gestattet.

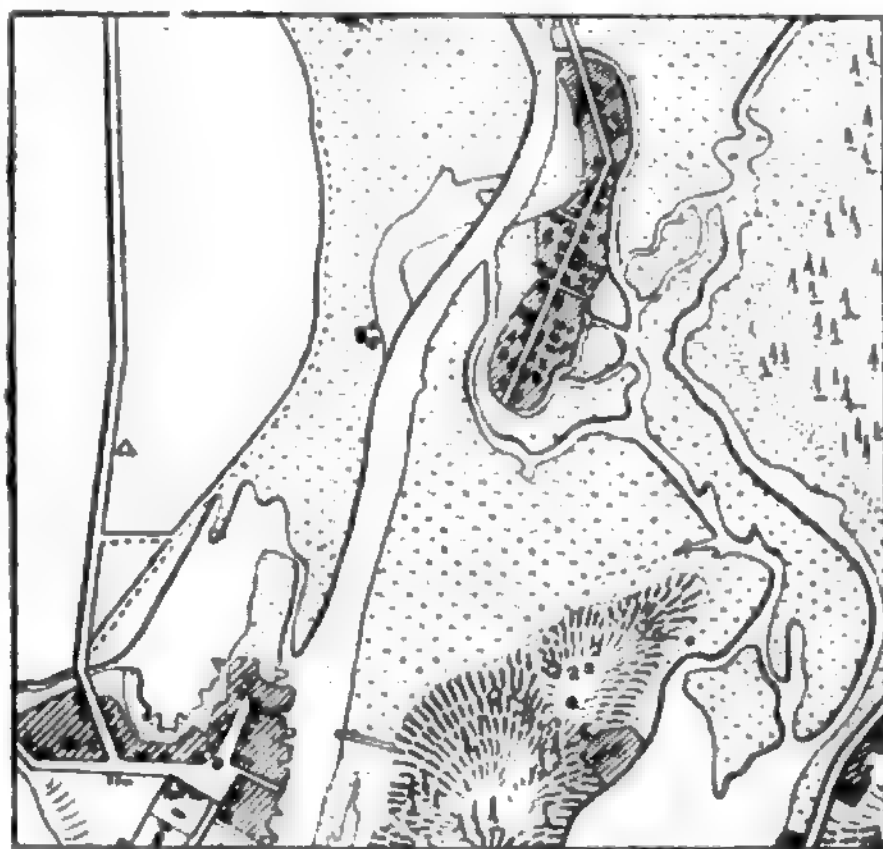


Fig. 2.

1 : 25000.

Forschen wir nach dem Grunde dieser Erscheinung, die sich gemäss unserer Schilderung theils als Wasserschwind, zum Teil aber auch als Landzuwachs darstellt, so ergeben sich drei in ihrer Wirkung einander ergänzende Faktoren. Als erste, ziemlich klar zu Tage tretende Ursache wird ein Vorgang anzusehen sein, dem schon manches märkische Gewässer teilweise oder gänzlich zum Opfer ward, und der z. B. zwischen dem nur etwa 13 Kilometer nach S.W. entfernten Fahrlander — und dem Schlänitz-See nachgewiesen ist*), welche beiden Gewässer noch in historischer Zeit einen einzigen See bildeten, heute aber nur durch einen etwa 4 Kilometer langen, zudem sehr von Versandung bedrohten Schiffs-

*) Berendt, Diluvial-Ablagerungen der Mark Brandenburg. Berlin 1865.

Kanal verbunden sind. Dieser Vorgang, welchen der volkstümliche Ausdruck „zuwachsen“ sehr treffend bezeichnet, besteht darin, dass zunächst die überaus üppige Wasserflora durch Verfilzung der Wurzeln sog. Schwimmheben bildet, die vorerst wirkliche, schwimmende Inseln von meist nur wenigen Fuss Durchmesser sind und dann an irgend einer Stelle des Ufers zur Ruhe kommen. Allmählich wird nun der bislang vom Wasser eingenommene Zwischenraum zwischen diesen „Heben“ und dem Grunde des Sees durch Schwemmsand ausgefüllt, der sich mehr und mehr festigt und mit der Zeit trocknes Land bildet.

Begünstigt wird dieser natürliche Vorgang durch die beiden anderen, auf menschlicher Thätigkeit beruhenden Faktoren, nämlich den Dampferverkehr und die Flussregulierung und zwar nicht nur der Havel, sondern in höherem Masse der Spree insofern, als die mit einer grossen Schleussenanlage verbundene Korrektur ihrer Ufer zwischen Charlottenburg und Spandau dem Elsgraben und somit auch dem Faulen See den bisherigen Zufluss fast gänzlich abschnitt.

Tritt uns in der eben genannten Thatsache nur eine interessante Nebenwirkung jener das Landschaftsbild im allgemeinen nicht zur Freude seiner Liebhaber beeinflussenden Kulturarbeit entgegen, welche seit dem ersten Spatenstich unserer Vorfahren im wesentlichen eine trockenlegende war, so sehen wir zum andern eine durch die örtlichen Verhältnisse bedingte Wirkung der Schiffsschraube, von deren weiterem, unheilvollem, dem Auge des an dem buntbelebten Flussbilde sich ergötzenen Naturfreundes verborgen bleibendem Einfluss diese Blätter unlängst eine sehr beredete Schilderung brachten.*) Es sind dieselben den Grund des Flussbettes aufwühlenden und die Fischbrut vernichtenden heftigen Dampferwellen, welche immer neue Sandmassen in den zur Havel mündenden und mit dem Reste des Faulen Sees in Verbindung stehenden Graben werfen, so dass die Fischer nur durch wiederholtes Ausbaggern das völlige Versanden dieses ihres nächsten und unmittelbaren Verbindungsweges zum fischreichen, weil bislang noch von keinem Dampfer beunruhigten Wasser des Stössen-Sees zu verhindern, im stande sind.

Eine Fahrt auf diesem nach unten sich allmählich verbreiternden Graben vermag den Naturfreund mit einer Fülle eigenartiger, durch die bedenkliche Nähe der Millionenstadt zu ganz besonderer Wirkung gesteigerter Reize zu fesseln.

Einem Festschmuck gleich säumt ein reicher Flor duftiger Teichrosen die im anmutigen Spiel ungezwungener Uferlinien den weiten Wiesenplan durchziehende Wasserstrasse, wo bald in kräftiger Silhouette das Querprofil des in mannigfaltigem Waldesschmuck prangenden Pichelswerder aufsteigt. Weithin begrenzt der dunkle Kiefernsaum des Grune-

*) Brandenburgia V. Jahrg. Nr. 6. S. 235 u. f.

waldes in markigem Gegensatz die lichtgrüne, wasserdurchblitzte Ebene und dort, wo die alten Föhren des Murellenberges, des nördlichsten der gegen das Havelthal vorgeschobenen Diluvialhöhen des Grunewaldes zur Niederung herabsteigen, mischt sich auch das leuchtende Gelb einer Dünenreihe in das charakteristische Farbenspiel märkischer Landschaft. Malerisch erhebt sich in reichem Blätterschmuck auf sanft ansteigender Bodenwelle das kleine Fischerdorf, und wo das bunte Gefüge von Strohdach und Ziegeldächern, schwellenden Baumkronen und freundlich aufblickenden Giebeln nebst dem in regelloser Willkür entstandenen Anhängsel von Stall und Schuppen und dem beweglichen Fischereigerät sich zu wirkungsvollen Einzelbildern sondert, erscheint auch hier und dort, wie eine Bestätigung für unser Empfinden und als „stimmungsvolle“ Staffage der Landschaft das luftige Zeldach eines Jüngers der Palette in dem grünen Gelände.

Doch die Tage so idyllischen, mit der Nähe einer Weltstadt auf die Dauer unvereinbaren Behagens werden gezählt sein, wenn das schon seit Jahren schwebende Projekt, die Insel Pichelswerder durch eine feste über Tiefwerder führende Chaussee mit Spandau zu verbinden, seine Verwirklichung erlangt haben wird. Diese Verwirklichung ist insofern bereits zum Teil erfolgt, als der Verbindungsweg mit Spandau, der zugleich den einzigen zum Dorfe führenden Landweg bildet, im verflossenen Sommer in eine Chaussee umgewandelt wurde. Aber noch endet die Dorfstrasse, welche als Fortsetzung der Chaussee leider bei dieser Gelegenheit ihres schönen, alten Baumschmucks z. T. verlustig ging, als Sackgasse am Südende des Dorfes*), wo das malerisch-ungezwungene Ufergehänge des a. a. Orte erwähnten Wassergrabens der modernen Kunststrasse zur Zeit noch ein, auf die Dauer freilich ohnmächtiges Halt zuruft, während über das bisher noch unentweihete Wiesengelände nur ein verlorener Fusspfad den Naturfreund zu genussreicher Wanderung an den das Flussufer säumenden Weidenbüschen entlang nach dem Pichelswerder führt.

Auch hat jenes Strassen-Projekt, welches durch die inzwischen laut gewordene Absicht der Militär-Verwaltung, zur Entlastung der engen Strassen von Spandau eine Heerstrasse nach dem neuen Übungsplatz bei Döberitz in der Nähe von Tiefwerder über die Havel zu führen, eine Verschiebung erfahren hat, grossen Ereignissen gleich, bereits seine Schatten vorausgeworfen, in Gestalt einiger, den Dorfeingang verunzierender, moderner Zinshäuser. Welch ein unversöhnbarer Gegensatz,

*) Eine derartig abgeschlossene Lage bietet genügende Erklärung dafür, dass sich das in der Luftlinie nur etwa 2 Meilen von Berlin entfernte Dorf bis in die Gegenwart in ziemlich unveränderter uralter Eigenart erhalten und noch einige Reste alter Sitten bewahren konnte, die Anlass zu besonderer Mitteilung in diesen Blättern bieten.

diese nüchternen Mietskasernen, deren Stockwerke in solcher Umgebung fast zum Himmel schreien, und jene altersgrauen, behaglichen, mit dem Grund und Boden, sowie dem biederem Charakter ihrer Bewohner, ich möchte sagen, so organisch verwachsenen Dorfhäuser, unter deren anheimelnden, bemoosten Dach mit dem uralten, ehrwürdigen Hausrat der Väter auch deren schlichte Sitten sich forterbten von Geschlecht zu Geschlecht.

Unablässigen Wandel der Zeiten zu hemmen, giebt es nicht Macht noch Pflicht; aber nicht ohne Bedauern wird man in diesem in uralter, unverfälschter Eigenart sich fast vor den Thoren unserer Hauptstadt darbietenden Landschaftsbilde ein Stück märkischen Dorflebens dahinschwenden sehen, welches als lebendiges Verbindungsglied aus vergangenen Zeiten in die Wende unseres Jahrhunderts hineinragt.

Kleine Mitteilungen.

Berliner Aberglaube. (Aus der Praxis eines Geistlichen.) 1. Gespenst. Ein Handwerker, welcher nicht an ein ewiges Leben und kaum an Gott glaubt, weiss ganz bestimmt, dass eine Verwandte, welche ausserhalb gestorben ist, ihm und der ganzen Familie keine Ruhe lässt und hier im Hause spukt. 2. Das heil. Abendmahl. Eine Frau war lange nicht zum heil. Abendmahl gegangen. Da sie mit ihrem Anzug schlecht bestellt war, so bot man ihr an, ihr etwas Kleidung zu der Feier zu leihen. Darauf sagte sie: „Wenn ich die Sachen nicht behalten darf, dann nützt mir das Sakrament nichts“, und lehnte das Anerbieten ab.

3. Träume. Ein Kranker erzählte: Meine Krankheit ist mir durch einen Traum angezeigt worden. Mir träumte von sehr schmutzigem Wasser, und das bedeutet Krankheit. Klares Wasser aber zeigt Gesundheit und gute Tage an. — Feuer mit heller Flamme bedeutet grosse Freude, besonders baldige Hochzeit oder Geld. Man thut daher gut, in die Lotterie zu setzen. Dagegen bedeutet Rauch oder Flamme grosses Unglück und Tod.

4. Begegnung. Wenn einem bei dem ersten Austritt aus dem Hause ein altes Weib begegnet, so bedeutet das Unglück. Eine Frau glaubte, eine Bestätigung dafür anführen zu können. Als sie ausging, um eine Schuld einzufordern, begegnete ihr eine alte Frau. Sie wollte eigentlich umkehren, ging aber doch weiter, weil sie wenigstens einmal wieder ausgewesen sein wollte. Sie fand den Schuldner zwar zu Hause, er konnte aber nicht zahlen. Sie war nun fest überzeugt, dass die alte Frau ihrem Glück hinderlich gewesen. — Auf dem Lande gilt die Begegnung eines Hasen als unglückbedeutend. — Ein verwandter Aberglaube ist: Wenn jemand das Haus verlässt und er muss noch einmal umkehren, so bedeutet das Unglück.

5. Glück und Unglück. Als Zeichen des Glücks gelten alle möglichen Dinge, heilige und profane, denn der Glücksjäger ist in der Wahl nicht im geringsten peinlich. Bei einer Familie stand auf einer Komode ein Kreuzifix. Die Hausfrau wurde gefragt: „Was denken sie sich beim Anblick dieses Kreuzes?“ Sie antwortete: „Wenn man dies ansieht, dann geht die Arbeit nicht aus.“ Eine evangelische Frau sagte: „Ich habe meinen Heiland immer bei mir, darum habe ich immer Glück.“ Darauf zog sie ein Marienbildchen aus ihrem Kleide und sagte: „Hier ist mein Heiland, welcher mir Glück bringt.“ — Man findet im Laden ungläubiger Leute die Inschrift: „Gott mit uns,“ weil das Glück bringen soll. — Sehr verbreitet ist ein Hufeisen, als Glück bedeutend oder Unheil abhaltend, vor die Thürschwelle genagelt, mit der offenen Seite nach aussen; es muss aber auf der Strasse gefunden sein. Vor einem Laden zieht es Käufer an. — Auch Pflanzen gelten als glückverheissend. Eine Frau näht ihrem Manne jedesmal, wenn er einen wichtigen Gang vorhat, Salz, Dill und Kümmel in die Hosentaschen, weil sie meint, er gewinne dann jeden Prozess und was er vornimmt, müsse gelingen. — An anderen Orten gilt dies als Schutz gegen Behexung. Zu Grunde liegt dabei die altheidnische Vorstellung von der wohlthätigen Zauberwirkung gewisser Pflanzen. — Den Gegensatz dazu bildet folgendes: Epheu gilt als unheilvoll. Ein Handwerker, dem es traurig ging durch Krankheit seiner Frau, Mangel an Arbeit etc., hörte von seinem Nachbar: „Ihr ganzes Unglück kommt von den beiden grossen Epheutöpfen, die Sie haben.“ Er warf sie deshalb in die Müllgrube, aber es ging ihm trotzdem nicht besser, sondern schlechter. — Brot. Manche Leute sagen, wenn man eine neue Wohnung bezieht, so muss man zuerst Brot und Geld hineinschaffen, dann geht einem beides nie aus. — Manche meinen, es gebe Zank, wenn man Brot auf den Rücken legt. — Manche machen beim Anschneiden des Brotes drei Kreuze auf die untere Seite, weil sie meinen, dann gehe das Brot im Hause nie aus. — Ein Mann wendete immer sorgfältig die angeschnittene Seite des Brotes von der Thür weg, weil er fürchtete, das Brot gehe sonst zur Thür hinaus. — Handgeld etc. Manche Handwerker haben die Sitte, dass sie das Handgeld, d. h. das erste Geld, das sie am Tage einnehmen, anpusten oder auch anspucken, weil dadurch noch mehr Geld ins Haus komme. Es ist eine altheidnische Meinung, dass Anhauchen und Anspucken eine schützende Wirkung hat. — Manche Kaufleute verbrauchen von ihren neuangekauften Waaren nie zuerst etwas zum eigenen Bedarf, weil sie fürchten, dann den ganzen Rest auf dem Halse zu behalten. — Manche Leute meinen, wenn man Kehricht aus einer Stube in die andere über die Schwelle fegt, dann kommt Unglück ins Haus. Einige Geschäftsleute meinen: Je mehr Schmutz man in den Laden hineinkehrt, desto mehr Kunden kommen. — Manche Leute sagen: Wenn man Schuppen von einem Fisch, den man am Sylvesterabend gegessen hat, im Portemonnaie trägt, dann hat man immer Geld. (Die Schuppen bedeuten Geld.) — Andere sagen: Es bringt Glück, wenn man einen Hundezahn oder einen Sargnagel bei sich trägt.

6. Tagewählerei: Eine Hochzeit oder Taufe am Freitag soll Unglück bringen. Auch gilt es als verhängnisvoll, wenn eine Krankheit sich an

einem Freitag wendet. — Eine nicht ungebildete Frau, die sich auch zur Kirche hält, zieht nie Freitags ein neues Kleid an, beginnt auch nie an diesem Tage eine neue Arbeit, weil sie sonst kein Glück habe. Als Grund giebt sie den Charfreitag an. — Wenn eine Wöchnerin am Sonntag zuerst aufsteht, so wird sie schwer krank. — Weihnachtszeit. Manche Leute halten strenge darauf, dass in der Woche zwischen Weihnachten und Neujahr die Wäscheleine nicht auf dem Trockenboden ist, weil sonst jemand in der Familie stirbt. In Pommern hat man den Aberglauben: Wenn in dieser Zeit gewaschen wird, so stirbt der, dem die Wäsche gehört. Es liegt dabei ein heidnischer Gedanke zu Grunde, dass nämlich die in das Gebiet des Wodansdienstes gehörige Zeit der Wintersonnenwende, in welche das Julfest fiel, die Zeit der Zwölfnächte von Weihnachten bis Dreikönigstag (6. Januar), verhängnisvoll sei.

Prediger Hausig.

(1882.)

Diese Formen des Aberglaubens sind in Berlin noch heut am Ende des 19. Jahrhunderts, selbst bei den sogenannten Gebildeten, gewöhnlich. Die sogenannten Aufgeklärten lachen über diese Dinge, abergläubisch sind sie deshalb nicht minder, der Aberglaube hat bei den „klugen“ Leuten nur eine mehr moderne, mehr rationalistische Form. In der That scheint der Aberglaube, namentlich der Animismus und der Fetischismus, von dem Vorstellungsvermögen der Menschheit nicht lösbar, vielmehr ein geistiges Zubehör des Homo sapiens zu sein, wie dies u. a. Adolf Bastian mit einem bewundernswürdigen Aufwand von Thatsachen überzeugend nachgewiesen hat.

E. Fr.

Wer hat die Polka erfunden? Eine Antwort auf diese öfters aufgeworfene Frage giebt die „Neue Musikzeitung“. Sie schreibt: In der Stadt Elbekosteletz in Böhmen lebte ein junges, hübsches Bauernmädchen, das in der unbefangenen Lust seines siebzehnjährigen Herzchens eine später weitberühmte „Erfindung“ machte. Die Kleine erfand nämlich die Polka. An den Sonntagnachmittagen hüpfte sie singend und mit anmutigen Bewegungen umher und dem Lehrer Neruda, der sie belauschte, gefiel das so sehr, dass er Rhythmus und Melodie aufschrieb und den neuen Tanz nach Prag schickte, wo er bald allgemeine Aufnahme fand. Nach Paris gekommen, wurde er aber erst berühmt und eroberte von dort aus die Welt. 1844 wurde er sogar auch, wie jede andere Berühmtheit, angefeindet, nämlich als „direkt unanständig“ in Lüttich verboten. Aber selbst diese Anfechtung hat die Polka siegreich überstanden, wenn auch neuere Tänze ihr starke Konkurrenz auf unseren Bällen machen. Vergl. hierzu die Mitteilungen über die Polka im Monatsblatt Bd. V, S. 151 von O. Pniower und S. 239 vom Unterzeichneten.

Berlin, 2. Februar 1897.

E. Fr.

Der Judentotschlag bei Grimnitz, Kreis Angermünde. Wenn man auf dem Kirchhof von Grimnitz steht, erblickt man nordwärts hinter den Wiesen den Wald. Dort liegt an der Strasse, die von Grimnitz kommt, ein Reisighaufen, „der Judentotschlag“ genannt. Vor vielen Jahren wurde an

der Stelle ein Jude erschlagen; er hatte nur 3 Pfennige bei sich*). Jeder vorübergehende Jude wirft noch heut einen Zweig auf den Haufen. Früher war der Haufen grösser; weil aber die Zahl der Juden in dem benachbarten Joachimsthal von Jahr zu Jahr abnimmt, wird er immer kleiner.

Die Stelle heisst auch „der tote Mann“ oder „der Schweden-totschlag“.

Nach mündlicher Mitteilung einer alten Frau in Joachimsthal am 8. Oktober 1896. Otto Monke.

Der Totschlag bei Branitz, Kreis Cottbus. Am 21. Juni 1888 fuhr ich in der Nähe von Branitz, dem bekannten durch die Gartenanlagen des Fürsten Plückler-Muskau verschönerten Herrensitz, mit unserem Mitglied Dr. Bolle zusammen. Bei einer Waldlichtung erblickten wir einen auffallenden Reisighaufen. Auf Befragen teilte uns der Kutscher mit, dass die Stelle „der Totschlag“ heisse. Dort sei ein Mensch vor langen Jahren umgebracht worden, seitdem würfen die Vorübergehenden Reisig auf die Stelle. Dem Oberförster sei das lästig geworden und er habe deshalb den Weg verlegen lassen. Das vermindere allerdings das Aufhäufen des Reisigs, ganz habe es aber trotzdem nicht aufgehört.

Das Hinwerfen des Reisigs soll ursprünglich den Toten bedecken, damit er dem Anblick entzogen wird und ihn die wilden Tiere nicht verzehren. Vielleicht könnte man auch gleichzeitig an das Material zur Feuerbestattung des Toten denken, welches auf diese Weise durch milde Gaben beschafft wurde. Jetzt ist die Sitte nur mehr eine symbolische.

*) Man denkt unwillkürlich an die Verse des 1827 von Adalbert von Chamisso gedichteten, in unseren Schulen von den Kindern noch jetzt mitunter aufgesagten Gedichtes „Die Sonne bringt es an den Tag.“

7. Da kam mir just ein Jud in die Quer,
Ringsum wars still und menschenleer:
Du hilfst mir, Hund, aus meiner Not;
Den Beutel her, sonst schlag ich dich tot!
Die Sonne bringts nicht an den Tag.
8. Und er: Vergiesse nicht mein Blut,
Acht Pfennige sind mein ganzes Gut!
Ich glaubt' ihm nicht, und fiel ihn an;
Er war ein alter, schwacher Mann —
Die Sonne bringts nicht an den Tag.
9. So rücklings lag er blutrot da;
Sein brechend Aug in die Sonne sah;
Nun hob er zuckend die Hand empor,
Noch schrie er röchelnd mir ins Ohr:
Die Sonne bringt es an den Tag.
10. Ich macht' ihn schnell noch vollends stumm,
Und kehrt' ihm die Taschen um und um;
Acht Pfennige, das war das ganze Geld,
Ich scharrt' ihn ein auf selbigem Feld —
Die Sonne bringts nicht an den Tag.

Der entsprechende Brauch kommt in holzarmen, aber steinreichen Gegenden in Gestalt des Aufhäufens von Steinen vor. Schon das alte Testament berichtet dergleichen von den Juden. Ähnlich bei den Kelten. Als ich am 9. Juni 1874 den baumlosen Mount Mangerton bei Killarney in Irland, begleitet von einem Führer John O'Dannaghue („Happy Jack“), bestieg, machte dieser auch auf einen Steinhaufen (irisch: Cain) aufmerksam, der an der Stelle eines Totschlags errichtet sei. Der Führer warf einen Stein dazu, ich folgte seinem Beispiel.

E. Friedel.

Fragekasten.

In einem Aufsätze „Walfische auf Reisen“ von Ludw. Maas (Danzig) in der Staatsbürg. Ztg. vom 9. 6. 97 heisst es:

„Die Nachrichten über an deutschen Küsten beobachtete Walfische gehen bis in das 12. Jahrhundert zurück. So zogen im Jahre 1325 zahlreiche junge Bartenwale die Trawe hinauf und zum Teil an Lübeck vorbei. Einige dieser verschlagenen Reisenden, die eine Länge von 20 und 24 Fuss hatten, wurden bei der Holstenbrücke in Lübeck erschlagen. Zwölf Jahre später trieb ein solcher „Fisch“ bei Nordweststurm und Hochflut bei Damerow auf der Insel Usedom an. Er gab 20 Lasten Fleisch zum Thransieden und seine Rippen wurden als Kuriosität nach Stettin, Stralsund und Brandenburg geschickt. Reste dieser Walrippen liegen noch in einem Privathause in Brandenburg.“

Diese Notiz ruft unwillkürlich den Gedanken wach, ob die bekannte „Ribbe“ am Molkenmarkt zu Berlin, über deren Ursprung man nichts Genaues weiss, nicht auch aus jener Zeit stammt und durch einen ähnlichen Umstand wie die obenerwähnten Rippen nach Berlin gekommen ist. Kosmar in seinen „Sagen und Miscellen aus Berlins Vorzeit“ (Berlin 1831) sagt S. 115, die „Ribbe“ sei aus Holz gemacht und hätte als Wirtshausschild gedient. Letzteres scheint sehr wohl glaublich, ersteres aber zweifelhaft. Ist die Rippe thatsächlich aus Holz, so erübrigt sich weiteres Forschen, ist sie aber echt, so wäre es interessant, festzustellen, woher die Rippe stammt. Der Verfasser der obigen Notiz giebt leider keine Quelle für seine Nachrichten an, vielleicht weiss jemand aus dem Leserkreise näheres darüber, besonders ob in Stadt Brandenburg wirklich noch Reste jener Rippen vorhanden sind.

Dr. G. Albrecht.

In einem kurzen Artikel „Berliner Kinder-Spiele“ im Lok.-Anz. vom 2. 6. 97 findet sich folgende Stelle:

Knöpfe scheinen übrigens bei den Kindern ein Wertobjekt zu sein, welches eine bestimmte Valuta hat. Als Münzeinheit gilt der gewöhnliche Blech- oder Hosenknopf, „Gnidde“ genannt, ein Perlmutter- oder Steinnussknopf heisst „Orscht“ und gilt sechs Gnidden, während die „Oluche“, der Soldaten- bzw. der Livrecknopf aus Metall, den höchsten Preis hat und den Wert von drei bis vier Orschen repräsentirt.

Woher mögen diese Bezeichnungen stammen? Dr. G. Albrecht.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Demminerstrasse 34. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.

Die Glockeninschriften von Sternebeck und Tempelhof.

Studie von K. Altrichter.

Tafel I.

In meiner Eigenschaft als Archivar der Berliner Gesellschaft für Heimatkunde halte ich es in Anlehnung an die Geschäftsanweisung für die Königlichen Staatsarchivare für meine Pflicht, die archivalischen Schätze des mit der gedachten Gesellschaft im Zusammenhange stehenden Märkischen Provinzial-Museum durch Einzelarbeiten einem grösseren Kreise nutzbar zu machen. Ich habe dies schon seit Jahren gethan, als ich noch nicht den Vorzug hatte, dem Vorstande der Brandenburgia anzugehören und mache diese Anmerkung nur deshalb, um auf meine bisher auf diesem Gebiete gelieferten Arbeiten, die nicht ganz unbeachtet geblieben sind, hinzuweisen und damit die Erklärung abzugeben, dass ich in der Entzifferung rätselhafter Inschriften fortfahren werde, obschon es gelehrte Leute giebt, die sich von der Richtigkeit meiner Entzifferungen nicht glauben überzeugen zu können, ohne doch nur eine Andeutung von etwas Besserem oder Richtigerem zu machen im Stande zu sein.

Es könnte leicht der Vorwurf einer ausschweifenden Phantasie erhoben werden, die mich diese oder jene Auslegung finden liess. Allerdings ist eine starke Phantasie dazu erforderlich, aber nur eine solche, deren Thätigkeit durch strenges Denken geregelt, im gewöhnlichen Leben als Kombinationsgabe bezeichnet wird. Abgesehen von mehrfachen anderen Spezialkenntnissen führt in erster Linie die Phantasie insofern zu einem Ergebnis bei der Entzifferung einer Inschrift, als sie den Arbeitenden befähigt, seinen Standpunkt um 6 und mehr Jahrhunderte zurückzuschrauben und mit den Männern jener Zeit sich in ihrem Denken und Empfinden zu identifizieren. Nur aus diesem heraus, der nach allen Richtungen dem Jugendlichen in der Entwicklung eines ganzen Volkes entsprechen muss, wird es möglich, annehmbare Lösungen zu finden.

Die Glocken, deren Inschriften in nachstehendem eine Erklärung finden sollen, hängen in Türmen, die räumlich weit getrennt liegen, der

eine im Nordosten, der andere im Süden Berlins. Dass ich beide Inschriften hier zusammenstelle, geschieht lediglich aus taktischen Rücksichten, nämlich wegen der Darstellung des Buchstaben E, denn im übrigen besteht weder inhaltlich, noch in der Schriftart der geringste Zusammenhang.

I.

Die Glockeninschrift von Sternebeck.

Herr Custos Rudolf Buchholz hat in dem Dezemberheft der *Brandenburgia* von 1896 die beiden Inschriften facsimiliert mitgeteilt. Nach demselben ist die beiliegende Tafel hergestellt, auf der ich zur Erläuterung, um darauf in dieser Arbeit hinweisen zu können, noch weitere Schriftzeichen und Schriftzeichen-Entwickelungen hinzugefügt habe.

Die Sternebecker Inschrift ist keine sogenannte Schablonenschrift, sondern stellt sich als eine handschriftliche Leistung dar. Darin liegt nun aber die Schwierigkeit der Entzifferung, dass die Schriftzeichen nicht durchweg die allgemein gang und gebe gewesene Form zeigen. Eine weitere Schwierigkeit bereiten die Abkürzungen, die nicht selten nur einen Buchstaben für ein Wort geben, zur Zeit ihrer Entstehung wahrscheinlich allgemein verständlich waren, jetzt aber ein Rätsel darstellen. Man braucht nur eine Handschrift aus dem vorigen Jahrhundert zu lesen zu versuchen und trotz der uns nahestehenden Schriftformen wird nicht selten, namentlich in den Abkürzungen, ein Nachdenken erforderlich werden, um den Wortlaut festzustellen. In meiner Eigenschaft als Handschriftenvergleicher lag mir erst kürzlich eine Urkunde aus dem Jahre 1777 vor, über die bezüglich einer Stelle heftiger Streit entstanden war, indem die eine Partei das gerade Gegenteil dabei herauslas von dem, was die andere behauptete.

Auf der beiliegenden Tafel umfasst die eigentliche Glockeninschrift die mit den Ziffern 1 bis 34 bezeichneten Buchstaben und Zeichen. Die beiden nächsten Zeilen enthalten Erläuterungen unter den Ziffern 35 bis 46; die in Parenthese gesetzten Ziffern weisen auf die entsprechenden der Inschrift hin.

Wenn man sich nun die vorliegende Inschrift um die Glocke laufend vorstellt, so teilt das verzierte A dieselbe, so dass leicht der Anfang festzustellen ist. Dieses A ist nicht nur anklingend an die Initialen mittelalterlicher Handschriften verziert; die Verzierungen selbst haben eine Bedeutung. Zunächst fällt der Abschluss nach oben auf, der eine stilisierte Flamme darstellt. In solcher wurde von Alters her das Vorhandensein der Erleuchtung durch den heiligen Geist zur Darstellung gebracht. Sie hatte sich im Laufe der Zeit zu einer Feuergarbe ausgewachsen, wie aus den Bildern der Bibel von Hans Holbein hervorgeht. Aber auch Moses und andere heilige Männer zeigen dieses Symbol

auf ihrem Haupte, so dass die Annahme berechtigt ist, dass diese Flamme überhaupt auf die Heiligkeit einer Person hinweist. Das darunter befindliche etwas eingeknickte Parallelogramm ist nun nicht etwa eine Art Spruchband, sondern ein zusammengesetztes Schriftzeichen. Die untere Linie stellt den oberen Abschluss des A dar, wie es im früheren Mittelalter fast durchweg gemacht wurde und darüber ist eine Figur ähnlich wie ein Klammerhaken, wie ihn die Zimmerleute gebrauchen, gemacht. Sie ist in Figur 38 besonders dargestellt. Die Stiftungsurkunde des Magdeburger Domstiftes von 949 bringt in seinem am Schlusse stehenden „Amen“ dasselbe Zeichen als n. Die offizielle Schrift bediente sich in der Diplomatie für n und m nur eines einfachen Striches, den man über den diesen Schriftzeichen vorangehenden Buchstaben setzte; diesen Gebrauch hat man missverständlicher Weise bis in die Gegenwart in so fern beibehalten, als man die Doppel-m und n durch die einfachen Buchstaben mit einem Strich darüber darstellt. Jetzt kann man, da der Strich schliesslich nur als Verdoppelungszeichen galt, in dem vorgeschrittenen Berlin sogar die Wahrnehmung machen, dass z. B. das doppelte a auf Firmenschildern durch a und einen Strich darüber geschrieben wird: „Wären“, statt „Waaren“.

Hiernach wäre im vorliegenden Falle Figur 1 als An mit dem Zeichen der Heiligkeit zu lesen. Da nun vielfach Glocken auf den Namen der heiligen Anna getauft wurden, so kann kein Zweifel darüber obwalten, dass der Name der heiligen Anna damit gemeint war, sodass „Sancta Anna“ als Name der Glocke zu lesen ist.

Wenn man zunächst die Zeichen 2 und 3 übergeht, so findet sich in 4, 5, 6 zweifelsohne die Abkürzung für „voco“, mithin „Ich, die heilige Anna, rufe . . .“ Es liegt wohl auf der Hand, dass in so arg abgekürzten Wörtern, wie sie mir in ähnlichen Inschriften schon öfter vorgekommen sind, das Objekt nicht allzuweit vom Subjekt und Prädikat entfernt stehen darf, weil es sich verlieren und die Lesbarkeit unmöglich machen würde. Deshalb finde ich in 2, 3 das Objekt und lese a. f. als agmen fidelium, „die Schaar der Gläubigen.“

Die Bedeutung des Folgenden folgt beinahe von selbst aus der Bestimmung der Glocke in Verbindung mit dem eben erläuterten Eingang der Inschrift: Es folgen a. d. d. d. i. i. In diesen Zeichen machen sich doch einige Unterschiede bemerkbar, die ich nicht auf Zufall, sondern auf eine wohl überlegte Absicht zurückführen möchte. Ich fange von hinten an. Das dii ist in der Diplomatie die gebräuchliche Abkürzung für „domini“. Dieser Begriff in diesem Casus könnte sehr wohl in einer Glockeninschrift vertreten sein, wenn nicht das zweite i erkennbar von dem ersten dadurch abwicke, dass seine Spitze gegabelt ist und diese Gabelung auf das griechische Kreuz hinwiese. Es wird diesem i unbedingt eine höhere Bedeutung beizumessen sein, als die einer

Deklinationendung; es stellt einen Begriff für sich dar und ist mit dem di nicht als Endung zu verbinden. Eine ähnliche Beobachtung kann man an den 3. d machen. Das dritte, obschon ebenso gestaltet wie das vorhergehende, ist erkennbar grösser als dieses. Das erste d überragt nicht nur die beiden erwähnten, indem es so gross wie das davor stehende a gemacht ist; es ist auch vollkommener ausgestaltet, indem es sich durch sein vollkommeneres Untergestell als ein sogen. grosses D ausweist. Auch dass das a im Verhältnis zu dem a, Figur 1, einfacher gemacht ist, indem der Querstrich fehlt, weist darauf hin, dass dem ersten a wiederum ein höherer Wert inne wohnt als dem a No. 2 und 7. Das verschwindend kleine d, Figur 9, kann nur eine adverbiale Bestimmung zum Ausdruck bringen, wenn No. 10 ein Hauptwort ist. Ich lese diese Zeichen wie folgt:

a(d) d(omum) d(ie) d(omin)i J(esu).

Rätselhaft erscheint das folgende Schriftzeichen 13. Sieht man sich in den Schriftformen des Mittelalters nach einem ähnlichen Zeichen um, so bleibt man bei dem X wie es unter No. 35 dargestellt ist, als dem ähnlichsten stehen. Im wesentlichen ergeben die Enden der Figur 13 die Bestandteile der Form 35. Den wesentlichen Unterschied kann man nur in dem Verbindungsstrich zwischen diesen beiden Winkeln finden. Das Mittelalter kennt noch nicht den Horizontalstrich der heut nach der schulmässigen Form des grossen X diesen Buchstaben kreuzt. Ich glaube aber keinen Fehlgriff zu thun, wenn ich behaupte, dass dieser Querstrich sich aus einer Verbindungslinie, ähnlich der vorliegenden entwickelt hat und dass in dieser hier eine besondere Bedeutung nicht gefunden werden kann. Es ist immer zu berücksichtigen, dass eine vorherrschend handschriftliche Leistung vorliegt und in einer solchen ist der individuelle Geschmack massgebend. Es würde sonach kein begründetes Bedenken bestehen können, in der etwas gestreckten Figur 13 ein X zu erblicken und zwar, auf Grund des Querstriches, ein grosses X. Dieses ist aber noch bis heut die Abkürzung des Namens „Christus“.

In No. 16 und 20 erscheinen zwei Zeichen, die scheinbar übereinstimmend, doch bei genauer Vergleichung recht erhebliche Unterschiede zeigen. In No. 16 ist der erste Strich stark und gerade. Dasselbe gilt von No. 20, aber er ist durchzogen von einem wellenförmigen dünnen Strich, der mir den Eindruck zu machen scheint, als solle er den geraden starken Strich beseitigen und dann ersetzen und somit der Anfang dieses Zeichens ein anderer als in No. 16 sein. Der dritte Strich in No. 16 ist wieder stark, der entsprechende in No. 20 aber dünn. In seiner Abänderung weist das Zeichen 20 auf v in der Bedeutung von u hin. Wenn in No. 16 der erste Strich gerade ist und rechtwinkelig gegen die Grundlinie steht, so möchte ich darin ein l gelesen wissen und in der Verstärkung des zweiten Vertikalstriches die Andeutung

finden, dass ausserdem beide Striche mit ihrer Verbindungslinie als ein Zeichen zu lesen seien. Das möchte aber wieder $v = n$ sein. In No. 20 ist das l hinwegverbessert und zwar glaube ich dies um so eher annehmen zu müssen, als unter No. 19 ein l vorhergeht; der Schreiber also wahrscheinlich in seinem Eifer irrtümlich die Form lv geschrieben hat, indem er die schon einmal gebrauchte Form, die ihm also schon geläufiger war, wiederholte, weil er das bereits geschriebene l übersah, oder vergass, dass No. 16 lv bedeute. Er muss diesen Irrtum alsbald gewahr geworden sein, weil der zweite Vertikalstrich nicht verstärkt wurde.

In den Zeichen 14, 15, 16 lese ich hiernach „volu“ und 17, 18 „su“, so dass m. E. „voluntate sua“ gemeint gewesen ist.

No. 19 und 20 sind nach obigem als lu zu lesen. Das Zeichen No. 21 habe ich in No. 36 auf die Form zurückgeführt, die es in der mittelalterlichen Schönschrift hat und in der sie typisch geworden ist; es ist ein m. Ob nun der hochaufragende mittelste Strich eine besondere Bedeutung hat, ist schwer zu entscheiden. Fast möchte ich eine solche darin finden, dass derselbe nicht wie der erste und dritte mit einem kleinen Horizontalstriche abgeschlossen ist, sondern eine lanzenförmige Spitze hat. Nimmt man eine besondere Bedeutung an, so ist die nächstliegende die, dass der Spiess in der Mitte des Ganzen eine Art Axe vorstellt, um die das m sich dreht, so dass dasselbe einmal zu No. 20 und sodann zu No. 22 gehört. Eine ähnliche Erscheinung ist mir in den Abkürzungen bei rätselhaften Inschriften schon öfter aufgestossen, indem der Endbuchstabe einer Abkürzung zugleich der Anfang des folgenden Wortes war. So liegt auch hier augenscheinlich die Sache. Das Zeichen No. 22 kommt mir in seiner Zweiteilung so vor, als ob eine Gestalt wie Nr. 37 beabsichtigt gewesen, aber die Verbindungslinie zwischen Anfang und Ende nicht klar zum Ausdruck gebracht sei, so dass sie beim Kopieren am Original übersehen werden konnte. Der Abschluss gleicht dem d-Kopf in No. 8 und 10 und der Fuss hat die Lage wie der in No. 8, nur dass er rund und erheblich einfacher gestaltet ist. Ich lese No. 19—22 als lu(minis) m(un)d(i).

In der Stelle 23—25 kommt ein Zeichen No. 24 vor, das sich in 31. wiederholt. In No. 38, 39, 40 habe ich dasselbe in seine Einzelteile zerlegt dargestellt. Über No. 38 habe ich schon oben eingehende Anführungen gemacht. In No. 1 ist dieselbe Figur nach oben gekrümmt. Sieht man sich daraufhin No. 21 an, so ist dieselbe Figur nach unten gekrümmt und darauf, um n in m zu verwandeln, ein Strich gesetzt. Hier ist wie No. 39 auf den geraden Strich des n ein Strich gesetzt, mithin lese ich zunächst m. Dies ist, indem von dem geschichtlich begründeten m ausgegangen wurde, zugleich die Probe auf das Exempel hinsichtlich der No. 21. Es ist aber noch ein Strich, dem m-Strich ent-

sprechend, nur in entgegengesetzter Richtung gemacht. Dieser Strich ist aber nicht einfach, sondern bildet an seiner Spitze einen Winkel, der mit dem im Zusammenhange steht, den dieser Strich mit dem horizontalen n-Strich bildet, sodass die Figur 40 herauszulesen ist. Das ist aber die Grundform des e im Gegensatz zu der Grundform des c, Figur 5 und 32, jenes eckig, dieses abgerundet. Dass der übliche mittlere Querstrich fehlt, darf wenig überraschen. Denn der Strich ist erst zur Notwendigkeit geworden, als in einer späteren Zeit die scharfgeeckte e-Form sich zur abgerundeten c-Form abschliff und dieses Erkennungszeichen daher auch ganz willkürlich angebracht wurde, wie die authentischen Formen No. 44—46 erkennen lassen.

Das Zeichen 25 war mir zunächst rätselhaft, da im 9. und 10. Jahrhundert vielfach das o in dieser Weise hergestellt wurde. Zweifellose o-Formen sind aber in No. 6 und 15 enthalten. Ich ging deshalb weiter zurück und fand, dass in der Runenschrift das Zeichen No. (25) als Nasallaut geschrieben wurde. Dasselbe ist hier augenscheinlich missverständlich in ein Viereck zusammengezogen. Dass hier im geschichtlichen Mittelalter runische Schriftzeichen gelegentlich auftauchen, darf um so weniger auffallen, als auch in heutiger Schrift vereinzelt veraltete Schriftformen aus besonderer Vorliebe gebraucht werden. Es ist nicht unwahrscheinlich, dass der Schreiber hat Raum sparen wollen, wie weiter gezeigt werden soll, und dass er deshalb die Form No. 38 nicht angewendet hat.

Das Kreuz No. 26 ist das übliche Schlusszeichen. No. 23—25 heisst hiernach, und dies wird durch das Schlusskreuz bestätigt, „Amen“.

Die Zeichen 27—30 sind ungemein gedrängt, dem „cit“ (No. 32—34) ist notwendig ein „fe“ vorzusetzen und No. 28 ist offenbar ein symbolisches Zeichen, denn in keiner Schriftart lässt sich ein ähnliches Zeichen auffinden. Hierin findet sich die Annahme bestätigt, dass dem Schreiber der Raum zu eng geworden war, seine beabsichtigte Inschrift vollständiger niederzuschreiben.

No. 27 ist wieder ein zusammengesetztes Zeichen. Ich lese zunächst ein v wie in No. 14 als f-Laut, daran ein s-artiges Zeichen, dazwischen einen dicken Punkt, so dass „vitus“-Veit erscheint. In No. 28 erscheint das Profil eines Vogels mit aufgehobenem Flügel. Wer sich der Siegelabdrücke preussischer Behörden, wie sie noch in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts nicht so selten waren, erinnert, wird in No. 43 den Adler daraus wieder erkennen und wenn man sich diese Formen noch eckiger vorstellt, kommt annähernd die Figur 28, den Adler als von der Seite gesehen, heraus. No. 29 und 30 gehören zusammen, ich lese darin f und l. No. 31 ist nach No. 24 als me zu lesen und das „cit“ (No. 32—34) lässt sich unschwer zu „fecit“ ergänzen, so dass Vi(tu)s Avis f(i)l(ius) me (fe)cit zu lesen wäre. Im

frühen Mittelalter wurden Familiennamen, namentlich wenn sie in lateinisch verfassten Schriftstücken Aufnahme fanden, nicht selten latinisiert, eine Gepflogenheit, die sich in Gelehrtenkreisen noch viele Jahrhunderte lang erhalten hatte, so dass unser Glockengiesser wahrscheinlich im bürgerlichen Leben Veit Vogel hiess und „der Sohn“ zum Unterschiede von seinem gleichnamigen Vater.

Die ganze Glockeninschrift würde hiernach lauten:

Sancta Anna agmen fidelium voco ad domum die domini Jesu Christi voluntate sua luminis mundi, Amen † Vitus Avis filius me fecit.

Ich, die heilige Anna, rufe die Schaar der Gläubigen zum Gotteshause am Tage des Herrn Jesu Christi nach seinem, des Lichtes der Welt, Willen, Amen † Veit Vogel der Sohn hat mich gemacht.

Oben habe ich angedeutet, dass der Schreiber der Inschrift mit dem Raum etwas ins Gedränge gekommen sei. Es dürfte deshalb doch geboten erscheinen, noch einen Blick auf die wahrscheinliche Herstellung der Glockeninschrift zu werfen. Den Schlüssel dazu bietet die Korrektur an Figur 20.

Wenn nämlich der dicke erste Grundstrich durch Versehen des Glockengiessers in den Mantel der Glocke gekommen wäre, so wäre es ein Leichtes gewesen, die Stelle wieder mit der Formmasse zu füllen und darauf das richtige Zeichen, das in der schwachen Wellenlinie vorliegt, einzugraben. Das geschah aber nicht. Es muss hiernach angenommen werden, dass eine getreue Nachbildung einer Vorlage von der Hand eines Mannes vorliegt, der selbst weder schreiben noch lesen konnte und somit das ganze Zeichen auf die Glocke übertrug. Schon der Inhalt der Inschrift ergibt, dass der Pastor der Verfasser gewesen zu sein scheint. Ich denke mir die Sache so, dass dieser oder sonst eine des Schreibens mächtige Person auf einen dünnen Zeugstreifen, der genau die Länge des Umfanges der Glocke in der Höhe der Inschrift hatte, mit der vorher festgestellten Inschrift bemalte, dass dann dieser Streifen von dem Former oder Giesser gegen die Glockenform gelegt und die Figuren in die noch weiche Formmasse eingedrückt oder darauf durchpunktiert und später tiefer ausgearbeitet wurden. So wird es erklärlich, dass ein verbesserter Schreibfehler samt der Verbesserung an die Glocke kam und in Figur 22 eine nur schwach durchgedrückte Verbindungslinie beim Nachholen der Schriftformen übersehen und somit die Verbindung zwischen Kopf und Fuss des d nicht sichtbar wurde. Ein erfahrener Glockengiesser würde andernfalls unter Berücksichtigung der damals jedenfalls primitiven Herstellungsweise eine bessere Aufklärung schaffen können.

Bezüglich der Zeit der Herstellung dieser Glocke wird die Zeit der Herstellung der Glocke von Tempelhof annähernde Aufklärung geben.

II.

Die Glockeninschrift von Tempelhof.

Im Gegensatz zu der Inschrift von Sternebeck liegt hier eine Art Schablonenschrift vor. Ihre Zeichen unterscheiden sich zum Teil recht wenig von einander, zum Teil sind sie auf den ersten Blick gar nicht zu verstehen. Der Schlüssel dazu liegt aber schon im ersten Zeichen. Diese wunderbare Figur 2 mit dem dreieckigen Auge scheint keinem der bekannten Alphabete anzugehören und doch, wenn man dieses wie die folgenden Zeichen aufmerksam studiert, lässt sich eine Lösung des Rätsels finden.

Vorweg sei angeführt, dass die Kreuze 1 und 9 zweifellose Johanniterkreuze sind und auf den Stifter, den Johanniter-Orden, hinweisen. Es ist dies dieselbe Kreuzform, welche in dem Knauf des Paretzer Schwertes, das sich in den Sammlungen des Märkischen Provinzial-Museums befindet, wiederkehrt.

Der dreieckige Einschnitt in der Figur 2 in Verbindung mit den Ausbuchtungen des L (Figur 4) führte mich darauf, dass hier in jedem Zeichen zwei oder mehr Zeichen in einander gezogen und in eine neue Figur umgewandelt seien. Bei Figur 2 ist die linke Seite augenscheinlich die Grundform des S, während die rechte die Form des C andeutet. Im L (Figur 4) würde kaum mehr als eine Zierform hervortreten, wenn nicht in der Grundlinie zwei Einschnitte vorhanden wären, die einen nach unten gerichteten Bogen umgrenzen.

Ich habe nun nach diesen und ähnlichen Erscheinungen versucht, die Buchstaben festzustellen, die in jedem Falle zusammengezogen sind und in der Zeile unter der eigentlichen Inschrift die beiden Figuren durch Schraffierung des einen Zeichens den einen Buchstaben von dem anderen abgehoben dargestellt.

Darnach löst sich nach Anleitung der vertikalen Aussenkanten das Zeichen 2 in Sc auf. Figur 3 bot aber erhebliche Schwierigkeiten, weil vielleicht eine gewisse Symmetrie der Einzelformen dazu verleiten mochte, noch weitere symmetrische Ausgleichungen vorzunehmen, aber gerade nicht zur Erleichterung des Verständnisses. In der dritten Zeile habe ich die Zeichen der Figur 3 auseinander gehalten gezeichnet, weil eine Schraffierung der Figur in der zweiten Zeile die Sache nicht viel deutlicher gemacht hätte. Die oben erwähnte Ausgleichung besteht in einer Abrundung nach dem oberen Balken, der dort zugespitzt erscheint und in einem nicht recht motivierten geraden Abschluss gegen die Grundlinie. Wenn ich darin Ao gelesen habe, so hat mich dazu wesentlich die diplomatische Abkürzung für anno verleitet.

Hinsichtlich der Figur 4 habe ich schon die in der Grundlinie

hervortretende Ausbauchung und den auf der rechten Seite aufsteigenden schrägen Strich mit der knopfartigen Verdickung oben als führend angegeben. Das dadurch angedeutete o ist überaus klein und soll augenscheinlich nur erläuternd eine Endung in Bezug auf das o in Figur 3 und damit einen Zusammenhang zwischen Figur 3 und 4 andeuten. Das L ist in den römischen Ziffern das Zeichen für 50 und das o weist auf eine Ordnungs-Zahl in Verbindung mit anno. Ich lese anno quinquagesimo.

Figur 5 zeigt rechts unten keinen Ansatz, ihr Innenraum ist unten eben, oben gerundet. Der Dorn rechts oben ist der Schlüssel zu dem zweiten damit verbundenen Schriftzeichen. Ich lese darin eine Verbindung von d und i.

Figur 6 erschien wieder sehr schwierig, indem links oben eine Erweiterung erscheint, für welche ohne weiteres keine Erklärung zu erbringen ist, so weit man eine Absicht zum Grunde legen will. Die ungeschickte Form könnte aber dafür sprechen, dass hier eine ungewollte Erweiterung entstand, vielleicht, indem beim oder richtiger nach dem Eingraben der Figur in die Formmasse unbemerkt sich ein Stück derselben herauslöste und niederfiel. Es wäre auch denkbar, dass beim Einschneiden der C-Rundung schon ein Scherben der Masse gelockert wurde, der dann durch seine eigene Schwere sich löste und herabfiel. Der Hohlraum im Inneren der Figur 6 zeigt links eine Rundung wie das C in Figur 2, während die Umgrenzung rechts geradlinig ist; ausserdem tritt in der Grundlinie ein flacher Bogen nach unten hervor. Ich trug kein Bedenken, unter Benutzung der eben erwähnten Merkmale ein C in die Figur hinein zu zeichnen. Es bleibt dann, abgesehen von der eben erklärten Erweiterung, links oben eine dünne Vertikallinie übrig, die oben einen kurzen, unten einen sehr langen Balken als Abschluss hat; mithin die Grundform des L.

Wenn man nun von dem Vorliegen einer Zufälligkeit hinsichtlich der oben gedachten Verdickung sich nicht überzeugen kann und ich selbst vermag das nicht recht mit Rücksicht auf die von den alten Meistern angewendete Sorgfalt, die wohl alsbald eine Ausbesserung herbeigeführt hätte, und berücksichtigt, dass im Mittelalter die Schreibweise in der lateinischen Sprache doch manche Vergewaltigung erfuhr, ich erinnere nur an die Endung *o* statt *ae*, so könnte man, wenn man den nach links geöffneten Bogen als die Linie eines umgedreht gestellten *c* ansehen will, hier die Wiederholung des *c* erblicken und zwar in der Absicht des Schreibers, dieses *c* hintenanzustellen. Zuweilen deutet nämlich die Umkehrung auf den Wunsch hin, den umgekehrten Buchstaben zu versetzen. Ergänzt würde dies Verlangen noch durch den unteren Balken des L, der erkennbar nach links weiter als nach rechts geht. In dieser Verlängerung nach ungewöhnlicher Richtung erblicke

ich den Schlüssel zur Lösung des Zeichens. Die Lesung würde sonach so zu erfolgen haben, dass zunächst das weisse C erscheint, dann das L, welches durch seine Umstellung auf das umgekehrte C hinweist und dieses gewissermassen herumholt, so dass man Cle zu lesen hätte.

Derartige und in dieser Absicht ausgeführte Verstellungen kommen in ganz ähnlicher Weise in der Taufbrunneninschrift der St. Johannis-kirche zu Thorn vor, nur dass dort die Sache noch verwickelter ist und der Inschriftenfertiger einen unverkennbaren Schlüssel beigab.

In Figur 7 ist die Verbindung eines a mit einem anderen Buchstaben unverkennbar. Hier bin ich nun bei dem Punkte angelangt, der mich veranlasste, die beiden vorliegenden Inschriften in ein und derselben Arbeit zu behandeln, einmal, weil hier ein ungewöhnliches Zeichen erscheint, das an der anderen Stelle unverkennbar auch vorhanden ist und zum anderen, weil der Gebrauch derselben Form auf eine räumlich nicht sehr verschiedene Zeit der Herstellung schliessen lässt.

In der Sternebecker Inschrift habe ich bei Figur 24 und 31 auf die e-Form hingewiesen, welche vom c sich nur dadurch unterscheidet, dass die Schenkel im Winkel nach rechts gehen, während die des c dies im Bogen thun, so dass ein Halbmond entsteht. Hier in Figur 7 gehen die Schenkel gleichfalls im Winkel nach rechts und die so gebildete Figur zeigt im wesentlichen nicht nur die e-Form der Sternebecker Inschrift, sie steht auch in demselben Gegensatze wie dort zu der hier auftretenden c-Form. Figur 8 könnte man lediglich als t ansprechen, indessen kann die Entwicklung der Grundlinie nach rechts nicht übersehen werden, namentlich, da die erkennbare Verdickung rechts am Fusse darauf hinweist, dass hier noch ein ferneres Schriftzeichen beteiligt sei. Der Form nach kann dies nur ein l sein.

In der dritten Zeile habe ich die einzelnen Figuren 2—8 auseinander gezogen dargestellt.

Ich lese dieselben wie folgt:

Sacrata (sc. campanula) **anno Lo** (quingagesimo) **Dei**
clemencia aedificati templi. Geweiht im 50. Jahre, nachdem
durch Gottes Gnade der Tempel erbaut war.

Hier ist nun nicht der Glockengiesser, wohl aber der Stifter, der Johanniterorden, durch die beiden Kreuze benannt.

Das ist eine recht sonderbare Inschrift in Bezug auf die Zeitbestimmung, kann man mit Recht einwerfen und doch ist diese Inschrift nicht so unwesentlich für die Zeitbestimmung. A. von Winterfeld schreibt in seiner „Geschichte des Ritterlichen Ordens St. Johannis vom Spital zu Jerusalem“ auf S. 645: „Die Tempelherren hatten bei ihrer Ausbreitung in den Marken bedeutend mehr Glück als die Johanniter,

zeigten jedoch auch mehr Fleiss und Strebsamkeit, indem sie, namentlich in der Neumark, viele Städte, Dörfer, Kirchen und Kapellen entweder selbst anlegten oder zu ihrer Anlage behilflich waren. Indem sie sich auf diese Weise in hohem Grade nützlich und verdient für das Land machten, erlangten sie zu gleicher Zeit für sich selbst eine grosse Anzahl von Wohnplätzen und ausgedehnte Distrikte und noch heutigen Tages sind viele Spuren ihrer Tempelhöfe erkennbar, wie uns auch noch mancher Ort in seinem Namen seine Erbauer nennt.“

Zu diesen Orten gehört auch Tempelhof bei Berlin.

Es mag zunächst dahingestellt bleiben, wann die Kirche und der Ort erbaut worden ist. Markgraf Waldemar hatte es nicht so eilig mit der Einziehung der Güter des Ordens, nachdem der Papst am 27. März 1312 denselben aufgehoben hatte. In seinen vielfachen Kriegen war ihm die stets kampfbereite Ordensritterschaft ein viel zu kostbarer Schatz, als dass er sich desselben ohne Not hätte entschlagen sollen. Erst durch den Vergleich von Cremmen vom Sonntag vor Lichtmess 1318 wurde die Angelegenheit geordnet und damit auch Tempelhof dem Johanniter-Orden zugewiesen. Es liegt nun wohl auf der Hand, dass die neuen Herren sich ihren Unterthanen verpflichten mochten und der Kirche des Ortes bald darnach eine neue Glocke verehrten. Im Jahre 1160 waren die ersten Tempelherren und Johanniter mit dem Markgrafen Albrecht ins Land gekommen. Sie werden in den ersten Jahrzehnten hinreichend mit kriegerischen Angelegenheiten zu thun gehabt haben, um an Werke des Friedens denken zu können. Es mag ihnen auch in Tempelhof anfangs eine Kapelle in ihrem festen Hause zu gottesdienstlichen Verrichtungen genügt haben, sodass sehr wohl erst um 1270 herum die eigentliche Kirche von Tempelhof entstand, sodass man füglich die Glockenschenkung und damit die Entstehung der Inschrift um das Jahr 1320 setzen kann. Zu bemerken ist, dass Tempelhof etwas mehr wie 100 Jahre später 1435 von dem Johanniter-Orden an den Rat der Stadt Berlin abgetreten wurde.

Der eben erwähnten Zeitbestimmung hinsichtlich der Glockeninschrift kommt folgende Erwägung zu Hilfe. In der St. Johanniskirche zu Thorn befindet sich ein massiver bronzener Taufbrunnen, dessen Inschrift überaus verwandte Schriftzeichen wie die Tempelhofer Glockeninschrift enthält, ja dort erscheint die Zusammenziehung von Schriftzeichen noch weit mehr ausgebildet als hier, so dass es mir ohne einen dort ziemlich deutlich angegebenen Schlüssel gar nicht möglich gewesen wäre, die Thorner Inschrift, welche eine lange lateinische Periode in Bezug auf die Taufe enthält, zu entziffern. Ich rechne, dass die Thorner Inschrift nur wenig älter als die von Tempelhof ist. Nun ist aber Thorn 1231 in dem altpreussischen Gau Kulm vom Landmeister Hermann Balk gegründet. Um 1271 wurde erst die Ringmauer vollendet. Da nur,

namentlich bei der feindlichen Nachbarschaft der Polen, die Befestigung der Stadt die nächste Sorge gewesen sein wird, so kann man wohl mit einiger Sicherheit annehmen, dass zuunächst die Kapelle in der Ordensburg dem religiösen Bedürfnis genügen musste und die Erbauung der kostbaren Johanniskirche erheblich später fiel. Dann aber wird ihre Ausschmückung, Altar, Taufbrunnen u. s. w. erst in die Zeit nach Vollendung des Kirchenbaues zu legen sein, so dass man auch wieder — unter Berücksichtigung der oft recht langen Bauzeit damaliger Zeit — auf die Zeit gegen 1300 kommen könnte.

Hinsichtlich der Schriftzeichen in Thorn greife ich nur das E heraus, das nicht wie in Figur 45 der beiliegenden Tafel, sondern gerade umgekehrt, also wie ein D mit einem Querstrich dargestellt ist. Dieser Querstrich weist augenscheinlich auf eine erkennbar ältere Zeit als die der Glockeninschrift von Tempelhof hin. Denn zweifellos steht fest — ich erinnere hier an die Grabsteinumschriften in der Havelberger Domkirche — dass die aus dem C entwickelte E-Form mit Querstrich und geradem Abschluss nach rechts einer uns näher liegenden Zeit angehört; die aus dem D entwickelte E-Form wie in Thorn daher, und weil sie in jüngerer Zeit nicht mehr vorkommt, einer älteren Periode angehören muss, sodass die gewinkelte Form ohne Querstrich sehr wohl als Übergangsform gelten kann. Darauf weist auch die oben erwähnte Zusammenziehung der Schriftzeichen. In der Tempelhofer Inschrift besteht sie in einer Aufeinanderlegung derselben und nur in No. 6 ist eine kaum bemerkbare Umkehrung angeordnet. In der Thorner Inschrift sind nicht nur Zeichen an einander angereiht, sondern nebenher noch in umgekehrter Ordnung zu lesen. Ich meine, dass das einfachere und klarer hervortretende immer einen Fortschritt, eine Entwicklung aus dem Unklaren darstellt. Diese Zeitfolge findet eine weitere Unterstützung in der Form des M. Aus dem , Figur 38 der beiliegenden Tafel, entwickelt, ist in Thorn ein M in der Weise hergestellt, dass entgegen der Sternebecker Inschrift ein mittelster Strich nach unten geht, dass dann aber diese Figur aufgerichtet ist, sodass, indem der erste Strich etwas länger geriet, dies Zeichen wie ein verkehrt gestelltes F erscheint. Eben dieselbe M-Form kommt in der Glockeninschrift von Mühlenbeck vor, welche ebenso wie die von Sternebeck eine handschriftliche Leistung ist und deshalb zeitlich jedenfalls dieser näher als der von Tempelhof steht, mithin mit Recht gefolgert werden kann, dass die Zeitfolge, obgleich die Thorner Inschrift eine Schablonenschrift ist, diese ist: Mühlenbeck, Thorn, Sternebeck, Tempelhof. Es würde demnach die Mühlenbecker Glocke als eine der ältesten der Mark angenommen, die Zeit von 1250 bis 1320 oder etwas später herauskommen, sodass die Sternebecker Glocke etwa gegen Ende des 13. Jahrhunderts oder mindestens im Laufe der 2. Hälfte desselben gegossen sein kann.

Dies Ergebnis deckt sich dann auch mit der Zeitschätzung, die Herr Custos Buchholz in seinem Bericht vom 9. Dezember 1896 gemacht hat.

Diese geschichtliche Abschweifung erschien mir notwendig sowohl zur Unterstützung meiner Lesung der Tempelhofer Inschrift, als auch zur annähernden Feststellung der Zeit der Entstehung beider Inschriften.

Der Rosenthaler Gold- und Silberfund.

Archäologische Studie

unter Berücksichtigung der Untersuchungen der Herren E. Friedel und Max Bartels
von K. Altrichter.

Tafel II.

Vorwort.

In Jahre 1890 wurden bei Gelegenheit der Herstellung von Riesel-
feldern auf dem der Stadt Berlin gehörigen Gute Rosenthal augenschein-
lich vorgeschichtliche germanische Gräber aufgedeckt. Leider ist dabei
nicht mit der nötigen Vorsicht und Umsicht vorgegangen worden, sodass
als kulturgeschichtliche Funde nur ein mit einem Ohr versehener Gold-
brakteat und eine silberne Fibelplatte auf uns gekommen sind.

In der Sitzung der anthropologischen Gesellschaft zu Berlin vom
25. Oktober 1890 hat Herr Geheimer Regierungs-Rat Friedel diese
Stücke vorgelegt und über den Fund eingehender berichtet, während
Herr Sanitätsrat Dr. Bartels das Ergebnis seiner Studien hinsichts des
Brakteaten in einem eingehenderen Vortrage kundgegeben hat.

Den Fundbericht habe ich, soweit er hier interessiert, wörtlich
aufgenommen.

Die Gestalt der Fibelplatte stellt eine Pflanzenform sicherlich nicht
dar. Sollte es ein Tier sein, so vermisse ich in der Friedel'schen Aus-
lassung jede Andeutung darüber.

Den allgemeinen Ausführungen des Dr. Bartels bezüglich der Brak-
teaten ist unbedingt beizupflichten. Was er hinsichtlich der ein-
zelnen Figuren des vorliegenden sagt, halte ich aber für bedenklich.
Er kommt zu dem Ergebnis, dass in den bildlichen Darstellungen des
Brakteaten der Niedergang dieser Art bildender Kunst zu finden sei,

indem verständnislos unzusammenhängende Teile eines früher klar und unverkennbar dargestellten Gegenstandes zusammengebracht seien. Dies Ergebnis will unsoweniger einleuchtend sein, als diese Behauptung sich lediglich auf die Deutung selber stützt. Eine Deutung ist eine Hypothese und eine solche kann niemals Beweismittel sein. Jeder Beweis muss auf mehr oder weniger positiver Grundlage ruhen und das sind in erster Linie Thatsachen.

Diese Bemerkung in Verbindung mit der im ganzen recht gesuchten Erklärung der einzelnen Figuren veranlasste mich, mich mit dem ganzen Funde eingehender zu beschäftigen, der schon vorher mein lebhaftes Interesse erregt hatte.

Das Ergebnis meiner Studien enthalten die nachfolgenden Blätter, denen ich zur Erklärung eine Tafel mit erläuternden Entwicklungen sowohl von unten her nach dem Untersuchungsobjekt zu, als auch darüber hinaus zur Probe auf das Exempel beigegeben habe.

In der nicht unberechtigten Hoffnung, dass ich in diesem Hefte wenigstens einige Anregungen gegeben habe, die der Weiterentwicklung von berufener Seite wert erscheinen möchten, übergebe ich dasselbe hiermit einer wohlwollenden Öffentlichkeit.

Berlin, den 28. Februar 1897.

K. Altrichter.

I.

Fundbericht.

(Nach Seite 518 der Verhandlungen der Anthropologischen Gesellschaft zu Berlin vom Jahre 1890).

Auf dem zu Berieselungszwecken seitens der Stadt Berlin angekauften, eine Meile nordwestlich von Berlin gelegenen Gute Rosenthal wurden im Sommer 1890 Planierungsarbeiten ausgeführt. In der Gegend des Weges von Rosenthal nach Franz. Buchholz, 700 m westlich vom Kreuzpunkt dieses Weges und der Strasse Niederschönhausen-Blankenfelde, wurden hierbei am 5. August 1890 einige vorgeschichtliche Funde gemacht:

a) 300 Schritte nördlich von dem Wege, auf der Spitze eines kleinen flachen Anberges, fand sich in der Erde eine in mehrere Stücke zerbrochene vorgeschichtliche Mühle, bestehend aus zwei rundlich-scheibenförmigen Steinen von 40 cm Durchmesser. Die obere dünnere Scheibe hatte in der Mitte ein durchgehendes Loch von 9 cm Durchmesser, welchem ein nur 4 cm tief in die untere Scheibe konisch eingearbeitetes Loch entspricht. Die ganze Mühle zeigte an der Abreibung

der Flächen sowohl, wie des centralen Loches*), dass sie sehr lange Zeit in Gebrauch gewesen ist. Diese zwei Mühlsteine unterscheiden sich auffällig von denjenigen, die unter den Wenden der Zeit vom 6. bis 12. Jahrhundert üblich waren und welche aus flachen, meist rundlichen Scheiben bestehen, die nicht selten oben und unten bearbeitet, häufig auch bis zu dünnen Platten abgearbeitet sind. Die vorliegenden, nach nordgermanischer Art hergerichteten Mühlsteine sind viel höher und dicker, mehr rundlich an den Aussenseiten und ähneln denen, die in Schweden, Dänemark, unter den Angeln, Friesen und Niedersachsen der jüngsten heidnischen Zeit vorkommen.

b) Südlich von eben diesem Wege, nur 30 Schritte von demselben entfernt, wurden einige Urnenscheiben beachtet und aufbewahrt, welche die Thontechnik der germanischen Zeit zeigen, was dadurch bestätigt wird, dass mehrere Scherben tiefe geradlinige Einschnitte, wie sie bei den Slaven fehlen, als ein rohes lineares Ornament zeigen.

c) Ungefähr 100 Schritte südwestlich von derselben Stelle (b) fanden sich, 1,20 m tief, in Abständen von 4—6 m, 3 einzelne menschliche Gerippe. Das zuerst gefundene war sehr morsch und wurde unbeachtet mit der Erde fortgeräumt, so dass es nicht mehr wiederzufinden ist. Das zweite war ebenfalls sehr zerfallen, die Knochen liess der Bauführer jedoch sammeln und aufbewahren. Am linken und am benachbarten rechten Oberschenkelknochen fanden sich Grünspahnspuren, eine Hindeutung, dass hier Bronzegegenstände gelegen haben. Nach Hrn. Sanitätsrat Dr. Bartels ist dies zweite Gerippe weiblicher Herkunft. Es spricht dafür der Winkel, welchen beiderseits, besonders rechts, der Schenkelhals mit dem Schaft des Schenkels bildet, ferner die verhältnismässige Breite des Kreuzbeins und des Beckens, die Schlankheit der Oberarme, die Kleinheit der Schulterblätter und ganz besonders die Zierlichkeit des Schlüsselbeins. An den Oberarmen bekunden stark entwickelte Knochenvorsprünge, den Ansatzstellen der Muskeln entsprechend, eine kräftige Ausbildung der Armmuskulatur, so dass die Arme wahrscheinlich zu anstrengender Arbeit benutzt worden waren. — Von dem defekten Schädel lässt sich wenigstens negativ aussagen, dass er nicht zu den Kurzköpfen zu rechnen ist.

Als noch ein drittes Skelet zum Vorschein kam und der leitende Baumeister davon erfuhr, ordnete derselbe an, dass dieses Gerippe unberührt gelassen und der Erdkegel stehen bleiben solle, bis das Märkische Museum benachrichtigt sei und dieses eine sachkundige Untersuchung

*) Das durchgehende Loch ist überall an dieser Art Mühlen weiter als das des unteren Steines, welches bestimmt ist, die Welle für den oberen Stein aufzunehmen; es ist auch mehr oder weniger trichterartig gestaltet, weil es zur Aufnahme der Körner bestimmt war. Durch die Drehung des Obersteins wurden diese zwischen die Steine gewälzt und dort geschrotet. Anm. des Verfassers.

vorgenommen habe. Zwei Metallstückchen, welche in der zuerst angegebenen Brustgegend des Skelets von den Arbeitern gefunden waren, wurden mit an das Museum gesandt. Diese beiden Metallstückchen erschienen im Museum von solcher Wichtigkeit, dass sofort ein Lokaltermin mit dem leitenden Baumeister verabredet wurde. Herr Custos Buchholz berichtet hierüber folgendes: Als er mit dem Baumeister dort ankam, war der Erdkegel samt dem darin befindlich gewesenen Skelet gänzlich verschwunden. Die Arbeiter sagten aus, am Tage vorher wäre der Amtsvorsteher aus Schildow mit dem Gendarm und dem Amtsdienner dort erschienen, hätte das Gerippe ausgegraben und, nachdem er daran nichts Verdächtiges erkannt, die sofortige Wiedervergrabung durch die Arbeiter, und zwar 1,5 m tief angeordnet. Da der ganze Boden auf 1,5—2 m abgegraben, auch einige der bei der Wiedervergrabung beschäftigt gewesenen Arbeiter nicht mehr zur Stelle waren, so konnten die Arbeiter nur ungefähr die Gegend angeben, wo das Gerippe liegen könne, einen bestimmten Anhalt dafür hatten sie nicht. Hiernach wurden noch 25 qm in einer Tiefe von 1,5 m durchgegraben, ohne dass das Gerippe wieder zum Vorschein kam, und die Arbeit musste endlich aufgegeben werden. Weitere Skelette haben, dies kann bestimmt ausgesagt werden, in der Nachbarschaft nicht mehr gelegen.

Was nun die beiden Metallstücke betrifft, so ist das eine ein durch einen geperlten Ring um den Rand verstärkter und mit einem Hängeöhr versehener goldener Brakteat von 2 cm Durchmesser mit dem aus Figur 5 ersichtlichen Gepräge . . . Das zweite Metallstück war 4,8 cm lang, auf einem Ende 2, auf dem andern 1,5 cm breit und gänzlich mit grünlichem körnigen Rost, auf der unteren Seite auch mit Spuren von Eisenrost bedeckt, so dass es als der Bügel einer Bronzefibula erschien . . .

Hier breche ich den Bericht ab, um später an anderer Stelle darauf zurückzukommen; aus dem Bericht des Herrn Bartels werde ich die die Momente herausgreifen, die einer besonderen Beleuchtung und Erörterung bedürfen. Vorläufig genügt das Mitgeteilte zu einem allgemeinen Überblick.

II.

Der Goldbrakteat.

Um ein möglichst klares Bild der auf der sehr kleinen Fläche durcheinander laufenden Linien zu gewinnen, zeichnete ich zunächst in Figur 6 eine mehrfache Vergrößerung der inneren Fläche des Brakteaten. Schon hierbei ergab sich, dass augenscheinlich in einer bestimmten Absicht das Öhr an einer Stelle angelötet war, die beim Niederhängen des Brakteaten die Darstellung verschob, so dass ihr Inhalt nicht ohne weiteres erkennbar war. Eine gewisse Symmetrie, die durch die Bogenlinie e b a mit ihren gewinkelten Ansätzen gegenüber dem gerade

darüber sitzenden Ohr angedeutet ist, in Verbindung mit der horizontal darüber liegenden Figur f ist allerdings geeignet zu übersehen, dass die senkrecht zu stellende Linie a b eine Hauptrichtung darstellt, die in Beziehung zu der fast horizontal verlaufenden Linie e b c steht. Diese Linien, welche die Hauptrichtungen jeder einfacheren bildlichen Darstellung angeben, sind nun mit ihren Erweiterungen in der That die Hauptfiguren, während die übrigen Linien und Figuren mehr oder weniger begleitende und erklärende Umstände vorstellen. Ich habe deshalb dieser Beobachtung entsprechend die Vergrößerung um einige Grade nach links herumgedreht und so die Grundlage für eine einfache und natürliche Erklärung des Ganzen gewonnen.

Mit Hrn. Bartels stimme ich durchaus darin überein, dass man es hier mit einer Darstellung aus der Siegfried-Sage zu thun hat; auch dass der von ihm angegebene Moment daraus festgehalten ist; endlich auch darin, dass die Herstellung einer jüngeren Zeit angehört als der sonst vielfach aufgefundenen Brakteaten, aber nicht darin, dass man es hier mit einem „Endprodukt der Rohheit“ zu thun hat. Denn alles das, was er von diesen Erscheinungen als Eigentümlichkeit anführt, indem er sagt: „Es macht den Eindruck, als wenn die ungeschickten, verzeichneten Nachbildungen eines guten Vorbildes von immer ungeschickteren Händen kopiert worden seien, bis es endlich nur noch mit einer gewissen Anstrengung möglich ist, mit Sicherheit darüber ins Klare zu kommen, was von dem Künstler eigentlich gemeint worden ist“ findet sich in dieser Darstellung nichts; eher könnte man auf den Gedanken kommen, man habe eine Darstellung aus der frühesten Epoche dieser Kunst vor Augen. Dass dies Letztere nicht der Fall, werde ich später nachzuweisen versuchen und doch besteht ein Zusammenhang mit dieser frühesten Epoche, er ist aber künstlich zu einem Zwecke, der uns noch beschäftigen wird, hergestellt.

Zunächst wiederhole ich, was Herr Bartels S. 521 a. a. O. sagt, nachdem er die Darstellungen auf den Brakteaten in 4 Gruppen geordnet und auf vorkommende Verzeichnungen und Verundeutlichungen in den Figuren hingewiesen hat:

Bei diesen allerrohesten Kunstprodukten ist nun natürlicherweise der Phantasie des Betrachtenden ein sehr weiter Spielraum gelassen: denn aus solchen scheinbar unregelmässig über die Bildfläche verteilten Strichen und Punkten kann man alles Mögliche herausdeuten und herauslesen. Es scheint mir aber gerade für die Deutung der Zeichnungen auf den Goldbrakteaten als unumstössliche Regel*) festgehalten werden

*) Die hier aufgestellte Regel dürfte weder unumstösslich, noch richtig sein. Ich glaube nicht fehl zu greifen, wenn ich behaupte, dass man bei dieser Reihenfolge der Untersuchung leicht, von den herangezogenen Vorbildern beeinflusst, zu falschen Schlüssen geführt werden kann. Ich halte es für richtiger, ohne jeden Seitenblick

zu müssen, dass man in allererster Linie versuchen soll, ob sich nicht aus diesen rätselhaften Ornamenten einer der bereits bekannten Typen herauskonstruieren lässt. Erst wenn man sich von der absoluten Unausführbarkeit dieses Versuches überzeugt hat, soll man es wagen, einen neuen, bisher unbekanntem Typus darin erkennen zu wollen.

Wenn wir alles dieses im Auge behalten, dann wird es, wie ich glaube, auch ohne übermässige Schwierigkeit gelingen, die scheinbar ganz planlose Zeichnung des Goldbrakteaten von Rosenthal in das richtige Licht zu stellen. Für mich unterliegt es keinem Zweifel, dass er als ein Ausläufer der dritten der vorher erwähnten Hauptgruppen (Menschen zu Fuss) angesehen werden muss. Allerdings kann ich nicht leugnen, dass er innerhalb dieser Gruppe das roheste Stadium repräsentiert, welches mir bisher zu Gesicht gekommen ist. Ich halte das Gepräge für die Darstellung eines Mannes zu Fuss und zwar, wie ich gleich hinzusetzen möchte, eines knieenden Mannes, welcher von allerhand Beiwerk umgeben ist. Als Vorbild für den Rosenthaler Goldbrakteaten muss eine Darstellung gedient haben, ganz ähnlich derjenigen, wie wir sie auf einem in Schonen gefundenen Goldbrakteaten finden (Figur 7) welcher vor George Stephens und Worsaae abgebildet ist. *) Die Bildfläche wird zum grössten Teile von einem Manne eingenommen, welcher auf den Knien liegt, jedoch so, dass sein rechtes Bein weiter vorgestreckt ist, als sein linkes. Die rechte Hand hat er zum Munde erhoben, der linke Oberarm ist nahezu horizontal nach hinten gestreckt, während der Vorderarm senkrecht nach unten gerichtet ist. Auf dem Kopfe hat der Mann einen absonderlichen kappenartigen Helm, welcher nach hinten in eine sich aufwärts krümmende Spitze ausläuft, die in einem Vogelkopfe endigt. Vor dem Gesicht des Mannes schwebt ein Vogel und am unteren Seitenrande der Bildfläche, ebenfalls vor dem Manne, erblickt man ein aufrecht auf dem Hinterteile sitzendes vierfüssiges Tier, höchst wahrscheinlich ein Pferd, dessen vier Beine gegen den knieenden Mann ausgestreckt werden. Das übrige Beiwerk ist für uns ohne Interesse (?); es besteht aus Runenzeichen, welche sich auf den einstigen Besitzer

auf ähnliche Erscheinungen, zunächst ein solches Bild an sich zu studieren und zu versuchen, festzustellen, ob überhaupt miteinander im Zusammenhang stehende Figuren, seien es solche von Menschen, Tieren oder anderen Gegenständen, dargestellt sind, oder ob man es mit einer Schrift zu thun hat, deren Zeichen einem gerade nicht gegenwärtig sind — ich denke dabei an alte arabische Münzen, deren Zeichen mit einiger Phantasie ebenso leicht in missgestaltete andere Figuren umgedeutet werden könnten — und dann im ersteren Falle, ob unter Berücksichtigung der ungefähren Zeit der Entstehung eine Regel festzustellen ist, nach der die Figuren entwickelt sind. Von diesem Gesichtspunkte aus bin ich z. B. bei der Entzifferung rätselhafter Inschriften immer zu befriedigenden Ergebnissen gelangt. Der Verf.

*) Eine im wesentlichen ähnliche Abbildung findet sich S. 647 in Friedrich v. Hellwalds „Der vorgeschichtliche Mensch“, Auflage 1880 abgedruckt. Der Verf.

beziehen, aus Gruppen von Punkten und offenen Dreiecken, aus einer Zickzacklinie und einem Hakenkreuz.

Vergleichen wir nun mit diesen Darstellungen den Brakteaten von Rosenthal, so müssen wir in dem rundlinigen grossen Dreieck den Kopf, in dem eingeschlossenen kleinen Dreieck das, wie so oft auf solchen rohen Brakteaten, übermässig grosse Auge*) erkennen; der senkrecht unten von dem grossen Dreieck abgehende Strich ist der Rumpf, und die sich unten an ihn ansetzenden schrägen Linien bedeuten die Oberschenkel, deren Kniegelenkgegend durch je einen dicken Punkt angedeutet ist. Der zweite Punkt unter dem rechten Knie ist der Rest des rechten Fusses, das offene Dreieck über dem linken Knie wird als der linke Fuss mit nach oben gerichteter, langgestreckter Sohle angesehen werden müssen. Höchst charakteristisch ist es, wie dieser als Fusssohle zu deutende Dreiecksschenkel in Form und Richtung mit der Fusssohle des Mannes auf den Brakteaten aus Schonen übereinstimmt. Über dem Kopfe schwebt ein an eine Hantel erinnernder Gegenstand; das ist wahrscheinlich der Rest von dem oberen Contour des Helmes. Der an der hinteren Spitze des grossen Kopfdreiecks befindliche Punkt mit dem daranhängenden, nach oben offenen Dreieck lässt sich unschwer als die Vogelkopfspitze am Helme des Vorbildes wiedererkennen. Den Anhang an dem vorderen Ende des Kopf-Dreiecks deute ich als Analogon des vor dem Gesichte schwebenden Vogels. Ganz deutlich ist der linke Arm, der hier auf dem Rosenthaler Brakteaten einen hantelartigen Gegenstand hält, von dem später noch die Rede sein wird. Schwer zu erkennen ist der rechte Arm; er ist von dem rohen Künstler in einfache Ornamentierungen aufgelöst worden, die sich als ein schräg liegendes und ein an den Enden mit Knöpfen versehenes Kreuz darstellen. Die an dem unteren Seitenrande der Bildfläche befindliche Bogenlinie, welche sich an ihrem oberen Ende gabelt, nimmt genau diejenige Stelle ein, auf welcher wir auf dem Vorbilde in ganz ebenso aufgerichteter Haltung das Pferd erblicken. Da aber an dem gleichen Platze auf anderen Goldbrakteaten anstatt des Pferdes ein drachenartiges Wesen auftritt, so haben wir die Wahl, ob wir in der Bogenlinie die Überreste eines Drachens oder eines Pferdes erkennen wollen.

Bei solchen rohen Kunstwerken, wie der Brakteat von Rosenthal, kann man natürlicherweise nicht mehr wissen, ob der, das ihm vorliegende edlere Vorbild kopierende Künstler sich noch klar darüber war, was für einen Gegenstand er zur Darstellung brachte, und ob er sich noch das Gleiche oder etwas anderes dabei gedacht hat. Das kann uns aber nicht daran hindern, dass wir heute die rohere Darstellung aus

*) Dem Berichterstatter hat augenscheinlich ein Kopf, wie ich ihn auf Figur 14 dargestellt habe, vorgeschwebt. Der Verf.

der vollkommeneren erklären. Für den Brakteaten von Schonen und seine Verwandten ist es nun Worsaae in der oben citierten Arbeit*) gelungen, durch eine Reihe von Vergleichsmaterial und Analogien die zweifellose Deutung zu finden. Ich kann hier selbstverständlich seine Erörterungen nicht wiederholen, sondern nur das Resultat seiner Forschung geben. Der knieende, behelmte Mann ist Sigurd Fafnirsbane, Sigurd der Fafner-Töter. Er ist in dem Augenblick dargestellt, wie er, neben dem Bratspiess knieend, das Herz des Drachen brät. Das Herzblut hat ihm die Hand verbrannt, die er im Schmerze zum Munde geführt hat. Das Lecken des Drachenblutes macht ihm den Gesang des vor ihm schwebenden, weissagenden Vogels verständlich, des Waldvögleins, um mit Richard Wagner zu sprechen. Das aufgerichtete Ross ist Graue, oder sollte die Bogenlinie auf dem Rosenthaler Brakteaten nicht ein Pferd, sondern einen Drachen bedeuten, dann ist es natürlicher Weise Fafner selber. Nun verstehen wir auch das hantelartige Instrument in der linken Hand des Mannes von Rosenthal; es soll wahrscheinlich den Bratspiess bedeuten. Übrigens ist der Vogelkopf am Ende des Helmes wahrscheinlich auch schon eine Verrohung**), denn auf anderen Darstellungen findet man an diesem Platze einen Vogel, im Baumwipfel sitzend, der dann also allmählich, unter gleichzeitigem Verschwinden des Baumes, mit dem Helm zu einem Stück geworden ist.

Zum Schluss möge noch ein Wort über die Zeit gestattet sein, welcher der Goldbrakteat von Rosenthal zugewiesen werden muss.

*) Dr. M. Bartels führte u. And. an: Les empreintes des bractéates en or, essai d'interprétation in Mémoires de la Société royale des Antiquaires du Nord; Nouvelle Série. 1866—1871. Copenhague. Pl. 16. (XIX) bei der ersten Erwähnung des Brakteaten von Schonen. D. Verf.

**) Nach meiner Auffassung hat man es hier überhaupt nicht mit einem Helm zu thun. Eine genaue Untersuchung des Männerkopfes auf dem Brakteaten von Schonen ergibt, dass dicht hinter dem Ohre, also etwa da, wo das Hinterhaupt endet, auch die Schraffierung aufhört, die scheinbar in dem sogenannten Helm angebracht ist. Ich erblicke in dieser Schraffierung das Haupthaar angedeutet. Um diesen behaarten Kopfteil zieht sich eine doppelte, durch kleinste Punkte angedeutete Perlenschnur, welche wahrscheinlich den königlichen Kopfschmuck andeuten soll. Die 5 grossen Punkte darüber sind nicht als eine am Helm befindliche Art Pompons aufzufassen, sondern stellen Baumblätter dar, welche den Wald symbolisch vorzustellen bestimmt sind, ebenso wie die 4 Punkte rechts über dem sog. Helm und die drei kleinen Punkte zwischen dem Mann und dem Drachen. Dass nur ein solcher vorliegt, bezeugen die dreizehigen Klauen. Ich glaube nun in dem zweiten Vogelkopf mit der daran hängenden Wellenlinie eine symbolische Darstellung zu erblicken. Der vor dem Gesicht des Mannes befindliche Vogel spricht etwas gegen die Stirn, den Sitz des Verstehens, hinten kommt dasselbe — deshalb ist ihm die Gestalt desselben Vogelkopfes gegeben — in gleicher Gestalt heraus. Es ist ihm nicht nur einfach durch den Kopf gegangen, sondern es ist auch verstanden worden und das ist meines Erachtens durch ein Herauswachsen des zweiten Vogels aus dem Männerkopf zur Dar-

Nach der wohl unbestrittenen Annahme der nordischen Archäologen sind die Goldbrakteaten in der Zeit vom 5. bis 8. Jahrhundert unserer Zeitrechnung angefertigt worden. Wir dürfen nun nicht vergessen, dass wir in den rohesten Ausführungen hier nicht die primitiven Anfänge einer aufblühenden Kunstübung vor uns haben, sondern im Gegenteil gerade die letzten Ausläufer einer verfallenden Kunst. Je roher also die Ausläufer sind, um so jünger, um so später müssen sie ausgeführt sein. Da nun der Rosenthaler Goldbrakteat fast alle seines Gleichen an Roheit der Ausführung übertrifft, so werden wir ihn naturgemäss auch als einen der allerjüngsten anzusehen haben. Er wird wohl sicherlich nicht vor dem 8. Jahrhundert, vielleicht sogar erst gegen das Ende desselben angefertigt worden sein.

Soweit der Bericht des Herrn Bartels.

Noch bevor mir der Inhalt der Verhandlung vom 25. Oktober 1890 zu Gesicht gekommen war, hatte ich Gelegenheit gehabt, im Märkischen Provinzial-Museum zu Berlin den Gold- und Silberfund von Rosenthal eingehend zu studieren. Ich hatte mir davon eine genaue Zeichnung gefertigt, um daran nach Zeit und Gelegenheit meine Betrachtungen fortzusetzen. Nach den mir von den Museumsbeamten mitgeteilten allgemeinen Fundverhältnissen war mir es zweifellos, dass es sich um Kunstprodukte aus vorgeschichtlicher Zeit oder mindestens aus einer Zeit handelte, die dieser sehr nahe lag. Deshalb erschien es mir notwendig, zunächst einen Standpunkt zu finden, von dem aus die Stücke

stellung gebracht. Dieses Verstehen ist aber eine bleibende Fähigkeit geworden, was darin seinen Ausdruck gefunden hat, dass man aus dem zweiten Vogelkopf eine Wellenlinie herausgehen liess. Die Wellenlinie bedeutet fließendes Wasser. Flüsse und Bäche fließen ohne je abzulaufen. Was aus dem Kopf des ersten Vogels kam, ging durch den Kopf des Mannes, wurde verstanden und dies Verstehenkönnen geht wie ein fließendes Wasser ohne je aufzuhören fort. Das Verstehen der Vogelsprache ist somit eine bleibende Fähigkeit. Wenn in anderen Darstellungen ein zweiter Vogel hinter dem Mann dargestellt ist, der auf einem Baume sitzt, so scheint dies auf die Darstellung der Edda (Hans von Wolzogen: „Die Edda“, Reclam No. 781—784, S. 299) hinzuweisen, nach der nicht weniger als 12 Adlerinnen nach Fafnirs Tötung durch Siegfried zu Worte kamen. Zwecks Raumersparnis erscheinen nur deren zwei in der bildlichen Darstellung. Zwar könnte man annehmen, obwohl kein erkennbarer Grund dafür vorliegt, dass dieser zweite Vogel in missverständlicher Auffassung des sogen. Helmes, als Verzeichnung, angebracht sei. — Übrigens ist der Drache als auf der Erde liegend aufzufassen. Dort liegen auch die durch drei Punkte angedeuteten Blätter, von denen eins, als Sigurd sich im Drachenblut seine Unverwundbarkeit holte, ihm zwischen die Schultern zu liegen kam, sodass er an dieser Stelle, wohin das Drachenblut nicht drang, verwundbar blieb.

Ich finde auch hier keine Spur der S. 523 „d. Verh.“ angedeuteten Verrohung, sondern die sorgfältigste Durchführung einer Hauptidee unter leisen Hinweisen auf nicht unerhebliche Nebenerscheinungen. D. Verf.

zu betrachten waren. Denn es ist notwendig, obwohl meist dagegen gefehlt wird, wenn man derartige Sachen erklären will, soweit figürliche Darstellungen in Frage kommen, dass man sich selber den Grad kultureller Bildung unterstellt, den annähernd die Leute gehabt hatten, die solche Gegenstände herstellten. Man muss alles vergessen, was Kunst und Handfertigkeit seit jener Zeit zu schaffen gelernt und wie der moderne Mensch sich durch Jahrhunderte hindurch währende Fortschreitung zu denken und zu sehen gewöhnt hat.

Ob nun die beiden vorliegenden Gegenstände keltischer, nordischer oder germanischer Herkunft sind, sie gehören auf jeden Fall dem Jugendalter einer Bevölkerung an, die nicht mehr auf den unteren Stufen der Entwicklung stand. Es handelt sich eben nicht um einen Schmuck- und einen Gebrauchsgegenstand roherer Herstellung, sondern um Stücke, die wiederum geziert waren, von denen die Ornamentierung des Brakteaten augenscheinlich eine sinnbildliche ist. Mithin hat man darin ein Spiegelbild von Vorstellungen und ihrer Darstellung zu erblicken. Ich versetzte mich deshalb in ein sehr frühes Jugendalter zurück, in eine Zeit etwa des Anfanges der Schulzeit und stellte mir vor, dass ein nicht unbegabtes Kind dieses Alters — d. h. nicht etwa ein Berliner Junge, der täglich schon sehr früh an Bildern und Bildwerken sein Vorstellungs- und Darstellungsvermögen bilden und erweitern kann, sondern etwa ein Dorfkind oder das Kind einer kleinen Stadt — versuchen möchte, das ihm am Nächsten Liegende, die menschliche Gestalt bildlich darzustellen. In Figur 1 bis 4 habe ich Formen gebracht, die die Hand solcher Kinder hervorzubringen pflegt und denen man nicht so selten an Zäunen und Planken, Türen und Wänden begegnet. Es ist wohl, ohne dass ich auf nähere Erklärungen eingehe, eine stufenweise Entwicklung zum Vollkommeneren erkennbar, wenn schon das Mangelhafte noch scharf hervortritt. In Figur 4 z. B. soll der Kopf im Profil stehen; deshalb ist bei a die Nase angesetzt, aber beide Augen sind angedeutet, weil eben der Mensch deren zwei hat und der kleine Künstler noch nicht erkannt hat, dass die Phantasie im Profil sich das Aussehen der anderen Gesichtshälfte ergänzt.

Wenn hier Erzeugnisse des Kunstsinnes im Kinde zur Darstellung gelangen, bringt Figur 13 Menschengestalten in schon etwas vollendeter Form und zwar wie sie auf den sogenannten Alsengemmen durchschnittlich ausgeführt sind. Es ist ein Kunsterzeugnis einer noch im Kindesalter hinsichtlich seiner Darstellungsfähigkeit stehenden Bevölkerung. Die Darstellung ist derjenigen in Figur 4 überaus ähnlich, nur wird die Figur natürlicher, Gliederung macht sich bemerkbar, nur die Verzeichnungen sind unverkennbar. Ich will damit keineswegs auf die Köpfe hindeuten, deren absichtlicher Darstellung ich eine besondere Bedeutung beimesse, sondern lediglich auf die Missverhältnisse in den

Gliedmassen. In Figur 7 tritt ein unverkennbarer Fortschritt hervor. Das Wichtigste ist am grössten, der Kopf des Mannes; mit dem Herabgehen der Bedeutung der einzelnen Stücke verringert sich ihre Ausführung. Ich will dies somit nicht als einen Mangel an Fähigkeit im Zeichnen aufgefasst wissen, sondern als die Folge eines Denkprozesses; ähnlich wie vom modernen Künstler Nebensächliches im Durchschnitt oberflächlich behandelt wird, ist die Sache auch hier aufzufassen. Deshalb könnte es auch in Figur 14 die Frage sein, ob man in dem Kopf auf einem Pferde das Erzeugnis einer heruntergekommenen Kunst oder die Absicht zu erblicken hat, dem Anschauenden das für die Darstellung Bedeutungsvollere, den mit einer besonderen Begabung erfüllten Reiter nur in seinem Kopf und das Pferd als notwendiges Attribut vorzuführen. Fast möchte ich mich für das letztere entscheiden. Warum? Der am Ende der Kopfbedeckung dargestellte Vogelkopf weist wieder auf Sigurd, der die Sprache des Vogels verstehen gelernt hat. Sigurd ist wahrscheinlich eine Symbolisierung des Baldur und das Pferd ein Asenpferd. Beide Stücke ergänzen sich und sind zu verstehen, ohne dass man den Reiter sieht. Es ist eine Art aphoristischer Darstellung. Ohne weiteres könnte man dies nicht als einen Niedergang der Kunst bezeichnen; es sieht mehr aus, als sollte durch eine solche Darstellung nur dem Wissenden etwas geboten werden, während der Nichtwissende nichts hineinzulegen und nichts herauszulesen vermag. Auf diesen Punkt komme ich später zurück*), da auch Anzeichen zur Unterstützung einer entgegenstehenden Ansicht vorliegen. Wenn man nun von dem angedeuteten Standpunkt aus die Zeichnung des Rosenthaler Goldbrakteaten, die in Fig. 6 vergrössert dargestellt ist, betrachtet, so drängt sich einem ganz von selbst die Erkenntnis auf, dass man es hier mit einer Linearzeichnung nach Analogie von Figur 1 bis 4 zu thun hat. Die Punkte finden, ohne dass man darnach sucht, eine Erklärung, nur lässt sich bemerken, dass Gliederungen hervortreten, die starke Anklänge an die Gestalten in Figur 13 enthalten. Die Ausführung selbst aber ist so überaus regelmässig und in gewissem Sinne schön, dass man sich von vornherein versucht fühlt, die Zeit der Herstellung in diejenige nach Anfertigung der Alsengemme zu stellen. Doch darüber später einige Bemerkungen.

Den Fall gesetzt, die Linien auf Figur 6 bedeuten Leiber oder Glieder, die Punkte Köpfe oder Endglieder, Hände, Füsse oder dergleichen, so lässt sich das Gewirr wie folgt auflösen:

Nimmt man bei Punkt a den Kopf eines Menschen an, so ist ohne weiteres klar, dass seine geradlinige Fortsetzung bis zu der schraffierten

*) Die Bilder 8, 9, 14 sind aus Hellwald's „Der vorgeschichtliche Mensch“ S. 647, Fig. 13 ist S. 248, Band von 1888 der Verh. der anthrop. Gesellsch., entnommen.

Stelle den Leib, während die oben rechts und links abgehenden Linien die Arme darstellen. Der Leib setzt sich über der schraffierten Stelle in einer gewinkelten Linie fort, die unten quer das oben erwähnte hantelartige Zeichen trägt. Dass der Winkel Ober- und Unterschenkel darstellt, darüber kann wohl kaum ein Zweifel bestehen. Bezüglich der Hantel folgere ich so. Sieht man die Punkte als Endgliedmassen an, so dass darin die Füße einer menschlichen Figur zu erblicken wären, so könnte mit einiger Phantasie in dem Strich je bis an den Unterschenkel sehr wohl der eigentliche Fuss dargestellt sein, so dass die Füße auffallend auswärts gestellt und die Schenkel eng aneinanderstehend zu denken sind. Nach meiner Auffassung liegt die Sache aber anders. Durch den Strich zwischen den beiden Punkten möchte angedeutet sein, dass die Füße in einiger Entfernung von einander stehen, aber zu den im Winkel als eine einzige Linie gezeichneten Extremitäten gehören, so dass die ganze Figur als mit gespreizten Beinen sitzend aufzufassen ist. Wo sie sitzt, zeigt die schraffierte Stelle an. Diese verbindet das Gesäss des Mannes mit der mehrfach gebrochenen Linie *e b c* und daraus in Verbindung mit der eigentümlichen Fussdarstellung folgt, dass der Mann auf dem durch die gebrochene Linie dargestellten Körper mit gespreizten Beinen sitzt. Was ist das nun für ein Körper? Wenn man in *c* den Kopf annimmt, so stellt *d* die Lage der Ober- oder Vordergliedmassen dar, während man in dem Punkt bei *e* die Lage der unteren oder hinteren Glieder zu erblicken hat, die analog der gebrochenen Linie, welche die Schenkel des Mannes darstellt, durch je einen Strich mit dem Körper verbunden sind. Da hinten und vorn nur je ein Punkt gezeichnet ist, so will der Künstler im Gegensatz zu den Füßen des Mannes sagen, dass die Füße der Gestalt nebeneinander wie die entsprechenden Glieder liegen. Die im Körper dargestellte Gestalt ist nicht schwer zu erraten. Von *c* ausgehend zeigt Hals und Oberkörper zunächst eine gerade Linie; der übrige in einen spitzen Schwanz endigende Körper ist aus krummer und gerader Linie gewinkelt, an welche letztere sich die Hinterglieder ansetzen: Halb Vierfüßler, halb Schlange erscheint hier die Drachengestalt, welche wahrscheinlich einem krokodilartigen Tier der Mammutzeit entnommen ist und die durch Fabeleien durch ungezählte Jahrhunderte auch noch Flügel erhalten hat, wie die Kunst den Drachen stilisiert.

Die Hauptdarstellung umfasst nun folgendes: Der Drache liegt, die Beine von sich gestreckt, auf der Erde, darauf sitzt mit darüber gespreizten Beinen ein Mann.

Was thut dieser Mann noch? Die eine Hand führt er nach dem Kopf, den anderen Arm hat er von sich gestreckt. Dazwischen liegt ein Gegenstand *h*. Es sieht so aus, als sei dieser Gegenstand unter den Arm geklemmt, als ob die Hand sich scheute, um ihn zwecks Fest-

haltens herumzugreifen, was sehr einfach durch eine mässige Winkelung des Armes darstellbar gewesen wäre. Das Ding h muss sonach eine Eigenschaft besitzen, die eine Berührung mit der Hand nicht wünschenswert macht.

Während alle Figuren auf dem Brakteaten in technischer Beziehung eine lineare Durchführung mit punktartigen Verdickungen zu bestimmten Zwecken aufweisen, ist h die einzige Figur, die mehr oder weniger plastisch herausgearbeitet ist, indem sie etwa die Gestalt eines umgekehrten stilisierten Herzens hat. Diese abweichende Behandlung lässt erkennen, dass der Künstler sehr wohl auch menschliche und andere Gestalten hätte in ähnlicher Weise darstellen können, dass er somit seine Gründe gehabt haben muss, auf die Linearzeichnung einer längst vergangenen Zeit zurückzugreifen. Vielleicht mag aber der Grund in diesem Stücke h von der angenommenen Regel abzuweichen, leicht der gewesen sein, dass er andeuten wollte, dass darin die Ursache der dargestellten Scene, also gewissermassen der Schlüssel dazu zu erblicken sei.

Aus dem bisher Vorgetragenen kann es nicht schwer werden, zu folgern, dass die Figur f einen Vogel darstellt und zwar einen sitzenden, dessen Flügel mit dem Körper scheinbar eine einzige Masse bilden. In dieser Auffassung treten allerdings Kopf und Füsse als die einzigen anders gearteten Glieder hervor, so dass der Künstler sehr wohl in Anlehnung an die Drachengestalt diese durch je einen Punkt darzustellen berechtigt war. In Figur 9 ist auch ein Vogel von mehr Deutlichkeit wiedergegeben; Kopf und Schenkel sind aber auch hier als Verdickungen gezeichnet. Nimmt man vollends die schräge Richtung zum aufrecht-sitzenden Mann hinzu, so kann es keinem Zweifel unterliegen, dass man in f den weissagenden Vogel zu erblicken hat. Dann wird aber auch klar, dass h das Drachenherz, mit dem die Hand in Berührung zu kommen sich scheut, und die andere Hand den Augenblick zur Darstellung bringt, in dem Sigurd die am Drachenblut verbrannte Hand nach dem Munde führt und dadurch die mehrgedachte eigentümliche Fähigkeit erlangt.

Die hier gebotene Darstellung deckt sich sonach in der Hauptsache mit derjenigen in Figur 7, nur dass auf dieser das Drachenherz fehlt.

Das in den Figuren g, i, k, l, m enthaltene Beiwerk ist durchaus nicht bedeutungslos und nebensächlich. Dasselbe ist geeignet, eine weitere Probe auf das Exempel machen zu lassen.

Das Kreuz g ist eine vereinfachte Form des in Figur 7 dargestellten Hakenkreuzes. Hier ist die Stelle, einmal auf die Bedeutung des Hakenkreuzes tiefer einzugehen; es ist dazu aber nötig, etwas weiter auszuholen. Baldur, der Gott des Lichtes, der Glück- und Segenspender, stand in einem ewigen Kampfe mit der Finsternis, mit den Unheil bringenden Gewalten, aus dem er als Sieger hervorgeht. Es ist eine

Übertragung aus dem Wechsel von Licht und Finsternis, von Sommer und Winter, wie er gerade in den nordischen Ländern scharf hervortritt. Dieser Vorstellung hat sich die Sage bemächtigt; Baldur wird zum Sigurd und die finsternen Mächte sind in Fafner, den in einen Drachen verzauberten Bruder Baldurs, verwandelt. Fafner bewacht das Gold des Nibelungenhortes, des Goldes, das für die Menschheit die Bedeutung des Glückes hat. Dem Baldur war das Pferd heilig; er bediente sich des Pferdes. Diese Asenpferde waren unermüdlich wie das des Wodan, weshalb man sich das letztere als achtbeinig vorstellte, so dass immer vier Beine liefen, während die anderen vier ruhten. Greift man auf die Vorstellung zurück, dass Punkt und Strich ein Paar Beine vorstellt, so findet man, wenn man das Pferd auf seine vier Beine stellt, dass die anderen vier Beine, wenn sie ruhen sollen, darüber nach oben gestreckt sein müssen. Die Einknickung stellt aber die Gliederung in Unterschenkel und Fussknochen dar. So hat sich das Hakenkreuz, als Symbol der ununterbrochenen Bewegung, aus der linearen Darstellung des Asenpferdes entwickelt. Es ist somit in dem Hakenkreuz in Figur 7 und in dem einfachen Kreuz in Figur 5 und 6 nur die Andeutung enthalten, dass dem dargestellten Mann ein Asenpferd zur Verfügung steht, er mithin selbst aus göttlichem Geschlecht ist.

Die Figur i könnte unerklärlich erscheinen, wenn nicht in Figur 7 und auch auf anderen Brakteaten dieselbe Figur in grösserer Vollkommenheit vertreten wäre. In Figur 7 erscheint rechts eine Art Doppelsäge. Aus einem anderen Brakteaten habe ich die Figur 8 entnommen, in der hinter einem stilisierten Pferdekopf jener Kulturepoche eine ähnliche Säge zum Vorschein kommt, nur sind die Zähne aufwärts gerichtet. Wenn man nun nur die Figur i hätte, könnte man versucht sein, darin die Gabelung der Mistel (*Viscum album*) zu erblicken, die dem Thor heilig war. Die sägenartige Gestalt nimmt dieser Hypothese aber den Halt. Ich erblicke darin die Rohrstaude, die in den nordischen Gewässern ebenso heimisch wie in den unseren ist. Wenn Thor heilige Handlungen vornahm, ergriff er statt des Hammers eine Rohrstaude. Die Tötung des Drachen geschah zweifellos unter dem Beistande Thors und in diesem Augenblicke vollzog sich unter seiner Leitung eine heilige Handlung. Diese Darstellung findet einen sinnbildlichen Ausdruck in den Rohrstauden auf Figur 7 und 8. In i ist aber thatsächlich dasselbe Symbol durch Darstellung eines Teils für das Ganze erkennbar gemacht; eines Blätterpaares für die ganze Staude.

Den Punkt k fasse ich entsprechend den Punkten auf Figur 7 als Blatt auf; es ist das verhängnisvolle Lindenblatt, das die einzige Stelle an Sigurds Körper bedeckte, als seine sonst freiliegende Haut unverwundbar gemacht wurde, und an der er verwundbar blieb. Wer denkt

nicht hier des Todes Baldurs, der so überaus ähnlich und doch auf ganz andere Weise wie der Siegfrieds oder Sigurds herbeigeführt wird.

In l und m sind nur zwei runische Zeichen zu sehen: $\times\uparrow$ oder $\uparrow\uparrow$, welche eine Schriftreihe von oben nach unten darstellen, während sich sonst an den Brakteaten diese Zeichen als Umschriften wiederfinden. Die beiden hier vorliegenden Zeichen stellen höchstwahrscheinlich eine Abkürzung des Namens des Herstellers oder des mit dem Brakteaten Beschenkten dar. Das schräge Kreuz würde, je nachdem man annimmt, dass der Brakteat der Zeit vom 3. bis 5. oder der Zeit vom 5. bis 8. Jahrhundert angehört, als G oder N oder als E zu lesen sein, während in dem nach unten geöffneten Winkel ein L in jedem Falle erblickt werden muss.

In den zahlreichen, namentlich in Dänemark und Jütland aufgefundenen Brakteaten, welche den nordischen Forschern zur Veranlassung geworden sind, eine besondere zweite Eisenperiode zwischen dem 5. und 8. Jahrhundert als die der Brakteaten zu bezeichnen, kehrt immer diese Darstellung aus der Siegfriedsage wieder. Es liegt deshalb die Annahme überaus nahe, dass man in diesem gehenkelten Brakteaten weniger ein Schmuckstück als vielmehr eine Art Talisman oder auch ein Zeichen der Verehrung zu erblicken habe, ähnlich wie in der ganzen Christenheit das Kreuz von den Frauen vielfach als Halsschmuck getragen wird. Und wie heut nicht selten dem Verblichenen ein Kreuz in die Hände gelegt wird, ehe man den Körper zur Ruhe bestattet, so liess man damals auch dem Toten seinen Brakteaten, der Zeit seines Lebens sein Schutz und Schmuck gewesen war.

Nebenbei war der Brakteat in Anbetracht des verwendeten kostbaren Metalles sicherlich auch Schmuck, den man offen und nicht verborgen am Leibe trug. Stellt man sich nun eine frühe Zeit des Mittelalters vor, als die ersten Sendboten des Evangeliums in die noch heidnischen Gebiete Germaniens vordrangen, so wird, sobald die neue Lehre Fuss fasste, die nächste Aufgabe die gewesen sein, die Macht der alten, der bisherigen Vorstellungen zu brechen. Äusserlich geschah dies, wie männiglich bekannt, vornehmlich dadurch, dass man überall da, wo vorher den Göttern Opfer gebracht worden waren, Kapellen, Kirchen und Klöster erbaute, um den Neubekehrten die Möglichkeit zu nehmen, heimlich und in der Stille der Nacht der alten Gewohnheit nachzugehen; den inneren Aufbau der Machtfülle heidnischer Vorstellung suchte man aber dadurch zu vernichten, dass man die erhaltenden und schaffenden Kräfte auf Gott Vater übertrug, während man die ebenso mächtigen vernichtenden Kräfte und was damit zusammenhing, in das Reich des Teufels verwies. Es war weiter notwendig, den bisherigen Vorstellungen

den Boden zu entziehen, indem man alles verketzerte und vernichtete, was die Erinnerung an die alte Zeit erhalten konnte. Es war aber alles vergeblich. Die alten Anschauungen erhielten sich, sie haben sich erhalten zum Teil bis auf unsere Tage, wenn auch vielfach der Ursprung derselben der grossen Menge verloren gegangen ist. Es lag nun sehr nahe, vor allem die Brakteaten, die das Sinnbild des Lichtgottes enthielten, unschädlich und unwirksam zu machen; oder solchen Schmucksachen eine andere Bedeutung unterzulegen, indem man eine christliche Legende zur Darstellung brachte wie vielfach in den sog. Alsengemmen. In wieweit das letztere sonst noch geschehen, steht nicht fest; sicherlich wird das Nächstliegende gewesen sein, dass man das Tragen der Brakteaten verbot. Da sich aber bisher gegen Moden und Sitten alle Priestergewalt als machtlos erwies — ich denke dabei nur an das der Priesterschaft verhasste Tanzen — so wird man nach wie vor Brakteaten getragen haben. Die Künstler aber mussten notwendig darauf denken, um eine gewaltsame Entfernung unmöglich zu machen, die gewohnte Darstellung so umzugestalten, dass nicht obenhin und ohne weiteres der Gegenstand der Darstellung klar war, sie mussten auf ein Mittel sinnen, wie sie durch unverfängliche Bildungen im Grunde doch das Alte darstellten. Verbote sind doch eben da, damit sie umgangen werden. Was lag nun wohl näher, als die Figuren der alten Darstellung in Striche und Punkte zusammenschwinden zu lassen und auf eine kindliche Darstellungsweise zurückzugreifen.

Wie vortrefflich diese List dazu beiträgt, den wahren Inhalt der Darstellung zu verbergen, lehrt die Gegenwart, welche in diesen regellosen Strichen das Erzeugnis einer vollständig verrohten Kunst zu finden beliebt.

Vollendet wird die Verbergung des wahren Inhaltes der Darstellung noch durch das Anbringen der Öhse an einer seitlich belegenen Stelle, so dass selbst die Runenzeichen kaum mehr als solche erkennbar sind.

III.

Die silberne Fibel.

Bevor ich auf das eingehe, was in der Platte dieser Fibel dargestellt sein soll, trage ich zunächst das Hierhergehörige aus dem Bericht vom 25. Oktober 1890 nach.

Herr Friedel sagt: Nach Entfernung der Oxydschicht ergab sich aber, dass das Metall (vornehmlich der Fibel) Silber und die Oberfläche vergoldet war. Der Eisenrost war die letzte Spur des Fibuladorns, dessen federnde Spirale zwischen zwei, etwa 0,6 cm vom breiteren Ende auf der unteren Seite abstehenden Oesen befestigt war, während das

Lager für die Dornspitze auf dem gegenüberliegenden Bügelende angebracht ist, so dass der vielleicht 2 cm lange Dorn selbst zwischen Spirale und Lager nur auf einer Länge von 1,2 cm frei lag d. h. zum Aufstecken benutzt werden konnte. Gerade über dieser Stelle macht der Bügel eine Wölbung von $\frac{1}{3}$ Bogen, während die sonstige Oberfläche ganz flach liegt. Figur 10 zeigt die Form dieses Bügels*) und die in sehr tiefen Furchen ausgravierte Verzierung; das untere Ende ist von zwei vorspringenden Vertiefungen flankiert, in welchen vermutlich roter Glasfluss oder Almandine gesessen haben. Der Bügel ist demnach als der Rest einer vergoldeten, mit 2 Steinchen und tiefer Linear-, auch Perlstab-Verzierung versehenen Silberfibula mit eisernem Dorn zu betrachten. Soweit der Bericht.

Je jünger eine Kunst ist, desto mehr ist sie geneigt, in ihrem Erzeugnis einen Gedanken darzustellen und dazu bedient sie sich des Symbols. Das lehrt in ganz auffallender Weise die Baukunst. Von dem gotischen Gewölbe, das von überaus schlanken Pfeilern getragen wird, sagt man, es versinnbildliche den deutschen Buchenwald mit seinen schlanken Stämmen und seinem sich wölbenden Laubdach. Das letztere könnte man sehr wohl in dem Liniengewirr der vielgliederten Gewölberippen wiederfinden.

Die vorliegende Fibel ist nicht vollständig. In Figur 10 habe ich durch Punktierung an der Stelle a erkennbar gemacht, dass ein der anderen Ecke entsprechendes Stück fehlt. Dass in dieser Figur irgend etwas aus dem Reiche der Natur dargestellt sei, war mir zweifellos. Die Frage nach dem Was? war aber nicht so leicht zu beantworten. Der oben gedachte Fundbericht schweigt nach dieser Richtung vollständig.

Da ohne weiteres aus dem oberen Teil der Fibelplatte nichts zu machen ist, beginne ich mit dem unteren Teile. Zwei Figuren, die dem alten Sonnenzeichen gleichen, machen den Anfang. Von hier aus geht je eine Linie nach oben, die zwei Längsriefen hat, entsprechend den beiden Hohlkreisen der Scheiben. Dazwischen bewegt sich eine Fläche, die, soweit sie nicht durch Lötung in ihrer Zeichnung ungenau geworden ist, im wesentlichen eine doppelte Zickzack-Linie aufweist, deren letzte Ausläufer sich unten zu einem flachen Bogen runden. Geht man von der kindlichen Darstellung eines menschlichen oder tierischen Körpers aus, wie sie oben eingehender besprochen ist, so hat man zwei Beine nebst Füßen vor sich. So unerklärlich die zwischen den Beinen liegende Zeichnung ist, so leitet sie doch auf die Erklärung des Mittelstückes

*) Eine in mancher Beziehung ähnliche Fibel, aber von doppelter Grösse, gleichfalls aus Silber, findet sich Seite 19 des „Guide illustré du musée des antiquités du nord à Copenhague“ von O. Engelhardt von 1870 abgebildet.

über, welches in seinem mittleren Teile sich aus der sonst ebenen Fläche mässig herauswölbt. Unschwer ist darin der zu den Beinen gehörige Körper zu erblicken. Hiernach könnte in der gezickzackten Fortsetzung des Rumpfes nur ein Schwanz gesehen werden, der sich nach unten verbreitert. Eine Umschau im Tierreiche verweist auf einen Vogel. So einfach es nun wäre, das nun folgende Obergestell als Kopf zu betrachten, so falsch würde diese Deutung sein, wenn man die Einzelheiten genauer ansieht. Von dem sich herauswölbenden Teil des Körpers gehen zunächst zwei Stege schräg nach aussen sich wendend nach oben und münden etwa da, wo links noch die sphärisch dreieckige Einbuchtung erhalten ist; von da wenden sie sich wieder nach innen, so dass sie in ihrem oberen Teile ein Dreieck umschliessen, woran sich links ein schnabelartiger Ansatz schliesst, der rechts (bei a Figur 10) zum grösseren Teil abgebrochen ist. Wenn man nun annimmt, dass das nach oben sich verbreiternde Viereck zwischen den beiden Stäben der Hals des Vogels ist, so stellt das Dreieck den Schädel dar, der aber wunderbarer Weise einen doppelten, nach rechts und nach links hin liegenden Schnabel hat. Dass nur der an das Dreieck anschliessende Teil den Schnabel darstellt und nicht die ganze geöffnete Partie des Oberteils, beweist der Umstand, dass durch eine erhabene Linie die Schnabelkanten des geschlossenen Schnabels erkennbar gemacht sind.

Wie soll man sich nun den Doppelschnabel erklären? Geht man davon aus, dass hier ebenso wie im Brakteaten ein Hinweis auf Sage oder volkstümliche Vorstellung enthalten sein soll, so braucht man sich nur bei anderen Kulturvölkern umsehen, um den Grundbegriff der Verdoppelung zu finden. Bei den Indiern, bei den Römern, bei den Slaven finden sich mehrfach Gottheiten, die in einzelnen Gliedern und Körperteilen eine abnorme Vielheit aufweisen, eine Venus, die mit vielen Brüsten dargestellt, die göttliche Nährkraft, vielarmige Götter die Allmacht, namentlich die Unbesiegbarkeit im Kriege, Vielköpfigkeit die grösste Weisheit im Regieren zum Ausdruck bringt. Hierzu gehört auch Baldurs achtbeiniges Ross. Die Römer verehrten in Janus, dem Gott mit dem Doppelgesicht, nicht nur den Gebieter über Krieg und Frieden, sondern auch den Behüter der Ein- und Ausgänge und stellten ihn dar mit einem Gesicht, das vorn aus sah, und einem anderen, das nach hinten sah. Wenn man sich die Bedeutung dieses Doppelgesichts in seiner inneren Bedeutung klar macht, so kommt man darauf, dass das eine Gesicht in die Vergangenheit zurück, das andere in die Zukunft vorausblickt. Die Verknüpfung der Vergangenheit und Zukunft ist aber die Grundlage weiser Handlung, die aus der Voraussicht und Vorsicht entspringt.

Überträgt man das Doppelgesicht auf den hier vorliegenden Doppelschnabel, so würde man in diesem Vogel sehr wohl den weissagenden Vogel wiederfinden, der auf Figur 6 in f dargestellt ist.

Dieser Vogel kehrt immer in sitzender Stellung wieder. Ist er einmal fliegend dargestellt, so ist der Hinweis auf den Einfluss des Christentums nahe liegend, welches symbolisch den heiligen Geist in einer fliegenden Taube zur Darstellung bringt. Der innere Zusammenhang zwischen diesen sinnbildlichen Darstellungen der inneren Erleuchtung ist unverkennbar.

Nach der heidnisch-germanischen oder wohl richtiger nordischen Vorstellung stand oder sass der Vogel. In dieser Stellung treten die Ecken der Flügel, woran die Schwungfedern befestigt sind, ähnlich wie die Schultern an der Figur des Menschen aus dem Oval des Körpers hervor. Ich finde in Figur 12 dieses Hervortreten durch die Ecken angezeigt, über denen sich die kleinen Pfeile befinden und in der Fibel — Figur 10 — auf beiden Seiten vollständig erhalten sind. Sieht man sich diese Ecken im Zusammenhange mit der Zeichnung an, wie sie den etwas vorgewölbten Rumpf begleitet, so kann man in den daneben herlaufenden Linien sehr wohl die Andeutung der an dem Körper anliegenden Schwungfedern erkennen. Man muss sich dabei immer gegenwärtig halten, dass man in allen diesen Figuren und Linien das zu sehen haben wird, was man in der Kunst stilisiert nennt.

Die Platte der Fibel stellt mithin einen sitzenden doppeltgeschnabelten Vogel dar. Die Darstellungsweise selbst ist als Anfang der später immer deutlicher hervortretenden Stilisierung eines Vogels zu bezeichnen und zwar derjenigen des sitzenden Doppel-Adlers. Wenn man sich vorstellt, dass ein solcher sitzender Vogel die Flügel lüftet, um aufzufiegen, erhält man zweifelsohne eine Figur wie die in Nr. 12. Es wird hieraus unschwer die Entwicklung zu dem in Nr. 11 dargestellten stilisierten Adler der Frühgotik*) gefunden werden können, wie er nicht selten neben den Portraits mittelalterlicher Fürsten dargestellt ist. Ich verweise besonders auf die von der Darstellungsweise der Neuzeit abweichende Stellung der Ständer auf Nr. 11 hin, die durchaus derjenigen in der Fibelplatte entspricht.

Wer mit einiger Einbildungskraft beglückt ist, wird sich nun ohne Mühe die Entstehung des alten deutschen und anderer Doppeladler erklären können.

IV.

Zeitbestimmung.

Oben habe ich versucht den Nachweis zu erbringen, dass der Brakteat einer Zeit angehört, in der das Christentum in Norddeutschland

*) Der Adler ist entnommen der „Wappenfibel“ von Ad. M. Hildebrandt.

nicht nur Fuss gefasst, sondern schon Verbreitung gefunden hatte, einer Zeit, in der trotzdem die heidnischen Anschauungen noch sehr lebhaft umgingen und der Künstler sich genöthigt sah, eine List anzuwenden, um die Wachsamkeit der Priester zu täuschen. Ich bin geneigt die Entstehungszeit des Brakteaten in die Blütezeit des Düringenreiches zu legen, das sich damals weit nach Osten und bis zur Niederelbe erstreckte. Dieses Reich wurde in der Zeit um 725 endgiltig christianisiert. Es wäre doch der Fall sehr gut denkbar, dass aus diesem christlichen Reiche dort hergestellte Brakteaten, sei es als verwandtschaftliche Geschenke, sei es durch Handelsbeziehungen an einzelne nach Osten vorgeschobene oder zurückgebliebene germanische Bevölkerungsteile gelangt sind. Bei dem verwendeten Material hinwiederum ist es ebenso denkbar, dass ein solcher Brakteat ein Jahrhundert lang und länger sich in einer Familie fortgeerbt hat, ohne dass erhebliche Spuren des Gebrauches zurückgeblieben sind, so dass der Annahme nichts entgegensteht, dass der Brakteat von weiter her schon viel früher an die Familie gelangte und der letzte Inhaber vielleicht doch erst im 7. Jahrhundert mit seinem Kleinod beerdigt wurde. Auf eine noch spätere Zeit möchte ich nicht gern zurückgehen mit Rücksicht auf die gleichzeitig an derselben Stelle gefundene Fibel. Ihre starke Abnutzung bis zur teilweisen Zerstörung, ihre schon einmal stattgehabte Ausbesserung sprechen für einen langjährigen Gebrauch, ihre sinnbildliche Darstellung hinwiederum auf sehr starke heidnische Auffassung, indem durch den Doppelschnabel entschieden auf den weissagenden Vogel hingewiesen ist, sodass man sehr wohl auf eine Einführung aus dem noch heidnischen Nordwesten, vielleicht durch Sachsen schliessen kann. Das würde annähernd die Zeit sein können, zu der zwischen Weser und Elbe das Christentum festen Fuss gefasst hatte, sodass vielleicht nur ein Menschenalter zwischen der Herstellung beider Stücke liegt. Es ist deshalb m. E. gar nicht nötig, wie Herr Bartels gethan, einen augenfälligen Niedergang in der Kunst der Brakteatenherstellung anzunehmen, der ziemlich künstlich aus der Beschaffenheit des vorliegenden Brakteaten konstruiert ist. Eher wohl könnte man eine Verrohung dieser Kunst in dem in Figur 14 dargestellten Brakteaten erblicken. Dort sind nämlich auch die beiden Runenzeichen wie auf 5 sichtbar, aber als solche nicht mehr erkennbar. Das schräge Kreuz ist zu einem Stern, das andere Zeichen in veränderter Lage zu einer Figur wie eine Pincette geworden. Das spricht für ein Missverständnis der Figuren, wie es in einer im Niedergang begriffenen Kunst vorkommen kann. Das ist eine Erscheinung, wie ich sie in meinem Vortrage in der „Brandenburgia“ vom 22. Juni 1892*) über die Taufschüssel-

*) Siehe Notiz S. 68 d. Monatsblatts d. Gesellsch. für Heimatkunde, I. Jahrg. 1892/93.

inschriften, die bisher als solche gar nicht galten, sondern als willkürliche Zusammenstellung veralteter Schriftzeichen aufgefasst wurden, eingehend besprochen habe.

Trotz alledem kommt Herr Bartels dennoch hinsichts der Zeit der Herstellung auf annähernd dieselbe Zeit wie ich, indem er sagt: „Nach der wohl unbestrittenen Annahme der nordischen Archäologen sind die Goldbrakteaten in der Zeit vom 5. bis 8. Jahrhundert unserer Zeitrechnung angefertigt worden“, und weiter: „Er wird wohl sicherlich nicht vor dem 8. Jahrhundert, vielleicht sogar erst gegen Ende desselben angefertigt worden sein“.

Dieser letztere Satz allerdings vernetwendigte sich aus der Hypothese, dass hier das Erzeugnis einer vollständig verrohten Kunst vorliegt. Sie machte eine erkennbare Zeitverschiebung notwendig. Allerdings macht sich um die Wende des 8. Jahrhunderts ein Niedergang in dieser Kunst bemerkbar, er äussert sich aber, wie Figur 14 zeigt, in ganz anderer Weise, indem typische Einzeldarstellungen durchaus festgehalten sind, was vom Rosenthaler Goldbrakteaten eben nicht gilt.

In der Fibelplatte kann man noch weniger eine missratene Figur erblicken. Der Übergang, den ich zur ältesten Darstellung eines heraldischen Adlers glaube nachgewiesen zu haben, weist eher darauf hin, dass hier ein Anfangsstadium der heraldischen Darstellung auf uns gekommen ist; es erscheint ein neuer Zweig der damaligen Metallgiesserei oder Schmiederei. Der Umstand, dass dieser selbige Vogel sich bei den Franken später zum Hahn, oder Geier, von Napoleon I. fälschlich Adler genannt und bei den Germanen zum Adler bzw. Doppeladler entwickeln konnte, weist darauf hin, dass das hier vorliegende Kunsterzeugnis einer Zeit angehört, zu der Franken und Germanen im geschichtlichen Sinne noch nicht klar genug getrennt waren, also frühestens auf die Zeit, als die Karolinger zur Herrschaft kamen. Die Fibel wird sonach etwa dem Anfange des 8. Jahrhunderts angehören können.

Diese Ermittlung deckt sich mit dem, was Herr Friedel S. 519 der Verhandlungen sagt: Die Fibula gleicht der merovingischen, welche bei Lindenschmit, Heidnische Altertümer Band II, Heft X, Taf. VI Nr. 7, abgebildet ist. Ähnliche Spangen kommen bei fast allen spätgermanischen Völkern von Kertsch in der Gegend des Asowschen Meeres und von Süd-Ungarn bis Frankreich, sowohl bei den noch heidnischen, wie bei den christianisierten vor; auch in Skandinavien und im Nordosten Deutschlands haben sie sich dort häufig, hier seltener erhalten . . .

Es ist hiernach annähernd dieselbe Zeit herausgerechnet, die ich von anderen Gesichtspunkten aus ermitteln konnte, und ich kann diese Arbeit durchaus mit den Worten schliessen, mit denen Herr Friedel seiner Zeit seinen Vortrag endigte, indem er sagte:

Ich nehme keinen Anstand, den gesamten Fund für einen heidnisch-germanischen*) zu erklären, welcher in die Zeit etwa zwischen 600 bis 800 fällt.

Es ist dies eine Zeit, in welcher bei uns unbestritten die Slaven oder Wenden bereits seit Jahrhunderten zur vollen Herrschaft gelangt sind. Erwägt man nun, wie von erfahrenen Forschern, ganz neuerlich von Dr. W. Schwartz in einer zur General-Versammlung der deutschen Geschichts- und Altertums-Vereine zu Schwerin i. M. im September 1890 eingereichten Abhandlung, aus mythologischen, sprachlichen und anderen Gründen, immer wieder darauf hingewiesen wird, dass ein Bestand heidnisch-germanischer Bevölkerung unter den zur Herrschaft gelangten heidnischen Wenden bei uns zurückgeblieben sein müsse, so bringt der Rosenthaler Fund eine ungeahnte Bestätigung für diese Behauptung und er erscheint von diesem Standpunkt aus als einer der beachtenswertesten, welcher seit langer Zeit in Norddeutschland gemacht worden ist. Dass er einer Gegend dicht vor den Thoren der deutschen Reichshauptstadt entstammt, giebt ihm ein besonderes Relief.

Kleine Mitteilungen.

Weihnachtsgebräuche in Pichelsdorf und Tiefwerder bei Spandau. (Aus den Sammelkästen des Märk. Provinzial-Museums.) Im Dezember 1885 theilte die „Neue Preussische Zeitung“ Folgendes mit: „In Tiefwerder und Pichelsdorf hat auch in diesem Jahre wieder, einer alten Überlieferung gemäss, am Mittwoch das sogenannte Weihnachts-Austuten begonnen, und es wird, wie immer, bis Weihnachtsheiligenabend fortgesetzt. Allabendlich ziehen Schulknaben, auf Hörnern blasend, im Dorfe umher. Am zweiten Weihnachtsfeiertag versammeln sich fast sämtliche Dorfbewohner und gehen in die Häuser, um dort das Lied zu singen, das mit den Worten beginnt: „Wir heiligen drei Könige“. Herkömmlicher Weise werden von den Besuchten Geld oder Esswaren verabreicht.“

Diese Nachricht veranlasste die Direktion, Herrn Lehrer G. Mähliß um Auskunft zu ersuchen, wie die Sache zur Zeit liege. Er erteilte hierauf d. d. Pichelsdorf, den 2. Februar 1897 folgenden Bescheid:

„Leider bin ich nicht in der Lage, den ausführlichen Bericht, den ich über die Sitten und Gebräuche zugesagt habe, schon jetzt zu bringen. Nur eine Sitte, das sogenannte „Antuten“, ist in Tiefwerder und Pichelsdorf noch im Gebrauch. Andere Sitten und Gebräuche, wie z. B. das „Sternfest“ und dergl. sind vor vielen Jahren schon eingegangen. Aber gerade über diese Gebräuche wollte ich gern berichten. Da ich aber diese Aufführung nur einmal in ganz veränderter Form gesehen habe, so kann ich meine eigene

*) Wenn schon der Brakteat hinsichts der Herstellung auf christliches Gebiet hinweist.

Anschauung nicht bringen. Ich möchte aber gerade über diesen Gebrauch im Urstil berichten. Da sind aber leider nur noch einige Personen zu haben, welche mir Details geben können über Text, Melodie, Anzug pp. Auch möchte ich gern einen Gegenstand, den sogenannten „Stern“, welcher bei der Aufführung gebraucht wurde, dem Märk. Provinzial-Museum stiften. Dazu gebrauche ich aber längere Zeit. Ich werde aber später, hoffentlich schon bis Ostern, darüber berichten. Anbei folgt der ganz kurze Bericht über das sogen. „Austuten“, welches noch in diesem Jahre war.

Am 15. December gehen die grösseren Knaben von Haus zu Haus und „tuten“ auf Ziegen- und Kuhhörnern das Weihnachtsfest an. Eine Harmonie haben die Töne nicht, wohl aber sind sie im Stande, Menschen rasend zu machen. So geht dies 10 Tage lang. Nachdem sie am Christabend „abgetutet“ haben, gehen die Knaben bezw. ein „Obmann“ derselben in die Häuser und fragen an, was ihnen der heilige Christ bescheert habe. Die Hausväter und Hausmütter geben dann den Knaben Geld, Kuchen, Äpfel und Nüsse. Diese Sammlung wird hierauf unter den Kindern gleichmässig verteilt. Die alten Leute der Pichelsdorfer Fischergemeinde, vornehmlich die alten Frauen, werden von dem „Tuten“ so feierlich ernst gestimmt, dass ihnen beim Anhören dieses Geheuls die Thränen über die Wangen rollen. Den eingewanderten „Fremdlingen“ dagegen ist es so lästig, dass sie alle Hebel in Bewegung setzen, um auch diese Sitte auszurotten. Es scheint auch nur noch in diesem Jahre gewesen zu sein.

Ein weiterer Bericht folgt.“ —

Diesem dankenswerten Berichte des Herrn G. Mähliß fügen wir hinzu, dass über das Sterndrehen zwischen Weihnachten und Neujahr und auch bis Gross-Neujahr (Heiligen Dreikönigs-Tag) zu Pichelsdorf Adalbert Kuhn in den Märkischen Sagen und Märchen pp. (Berlin 1843) S. 347 flg., unter Mitteilung des dabei gesungenen Liedes, erzählt. In Greifswald habe ich das Herumziehen der Heiligen Drei-Könige noch selbst mit erlebt und darüber im „Bär“ VI 1880, S. 7 flg. berichtet. Auch in Swinemünde findet ein solches Herumziehen armer Kinder in Kostüm der Heiligen Drei-Könige aus dem Morgenland noch hier und da statt. Jetzt erfolgt, wo die Sitte noch besteht, der Umzug am Heilig-Abend vor dem 1. Weihnachtsfeiertag, weil da die Angesprochenen williger zum Schenken sind. Es wird gebeten, mitzuteilen, wo in der Provinz Brandenburg das Austuten und Sterndrehen noch jetzt stattfindet. E. Friedel.

Ein hochinteressanter Fund wurde gelegentlich der Neubauten für das Feierabendhaus des Elisabeth-Krankenhauses gemacht. Beim Ausheben der Fundamente stiessen die Arbeiter auf eine silberne Grundsteinsplatte mit folgender Inschrift:

„Friedrich Wilhelm Wendlandt erbaute dieses Haus im Jahre MDCCCXV. Sieben Jahre hindurch hatte Preussen unter dem Drucke des übermüthigen Ausländers geschmachtet, da erwachte die Kraft und der volle Muth unserer Brüder. — Im Verein mit Russland, England, Österreich und den übrigen

*) Vgl. auch „Bär“ XI. 1885 S. 208 und besonders S. 223 u. XIII. S. 230.

verbündeten deutschen Staaten erkämpften die Preussen ihr verlorenes Vaterland wieder, und das Panier der Freiheit wehte überall im deutschen Lande — Schmach und Verachtung war das Loos des Tyrannen Napoleon Bonaparte, der die Welt bezwingen wollte. — Mögen die Segnungen des Friedens noch lange unser Vaterland beglücken, und mögen unsere Nachkommen die herrlichen Früchte des blutigen Kampfes einernnten.“

Die Platte wurde der Oberin des Elisabeth-Krankenhauses überwiesen und wird mit einem neuen Grundstein wieder versenkt werden. („Berl. Lok.-Anz.“ v. 21. 4. 97.)

Zahlreiche Fischottern sollen sich auf den Nebengewässern der Oberspree zeigen. Diese Tiere scheinen auf einem Wanderzuge begriffen zu sein und fügen dem Fischbestande der Gewässer grossen Schaden zu. Zahlreiche tote Fische, denen der Rücken abgefressen ist, sind die sicheren Anzeichen von dem Vorhandensein dieser Fischräuber, denen mit Fanggeräten aller Art und auch mit Schusswaffen nachgestellt wird. („Staatsbürger - Ztg.“ v. 9. 6. 97.)

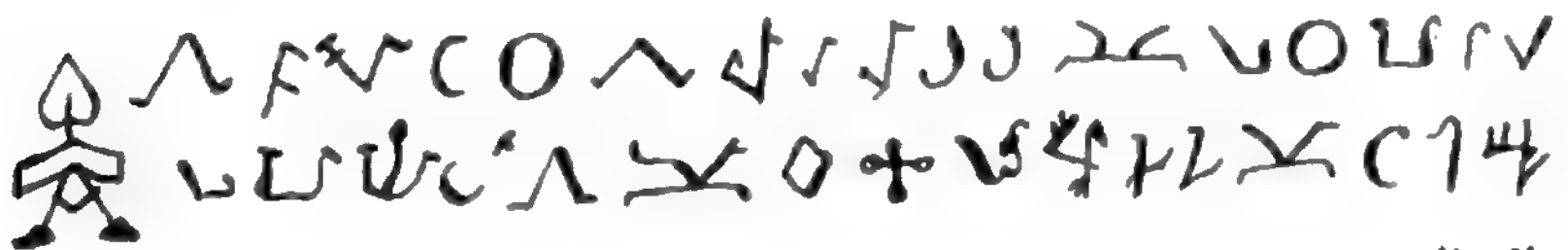
Kreuzottern in der Wuhlheide. Zur ganz besonderen Vorsicht für die Ausflügler mahnt eine Mitteilung, welche uns aus der an Sonntagen so überaus beliebten Wuhlheide zugeht. Danach sind in ihr, speziell in der Gegend der neuen Scheune, Oberförsterei Köpnick, auffallend viele Kreuzottern bemerkt worden, die hauptsächlich an Erderhöhungen im Grase, an dem sogenannten Käfergraben, verweilen. Es empfiehlt sich infolgedessen beim Lagern im Walde grösste Vorsicht walten zu lassen und speziell die Umgebung des als Ruhestätte ausgewählten Platzes auf das sorgfältigste mit einem Stock zu untersuchen. („Staatsbürg.-Ztg.“ v. 13. 6. 97.)


Schlachtensee. Eine botanische Seltenheit, die das Interesse aller Fachleute und Laien erregen dürfte, ist gegenwärtig in dem parkähnlichen Garten des hiesigen „Erholungsheims“ in der Victoriastrasse zu sehen. Dort kommen demnächst zwei Prachtexemplare von *Yucca recurvata* zur Blüte, die schon ihre fünfzig bis sechzig Jahre hinter sich haben und jetzt zum ersten und — letzten Male blühen. Denn: Blühen und Sterben, das ist das tragische Geschick dieser Pflanze, das der Poesie nicht entbehrt; einmal nur erfreut sie das Auge des Menschen durch die unerreichte Pracht ihrer an einem 3 bis 4 m hohen Schaft in grosser Anzahl entfalteteten Blüten. Nur die vielen Schösslinge, die die Pflanze treibt, und die sich zur Fortpflanzung eignen, zeugen von der entschwundenen Pracht, während die Pflanze selbst nach dem Abblühen zu Grunde geht. Die Besichtigung dieses Unicum im Pflanzenreich wird von dem Besitzer gern gestattet. („Staatsbürger - Ztg.“ v. 16. 6. 97.)



Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Demminerstrasse 34. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.




Tafel I.

1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15 16 17 18

 19 20 21 22 23 24 25 26 27 28 29 30 31 32 33 34

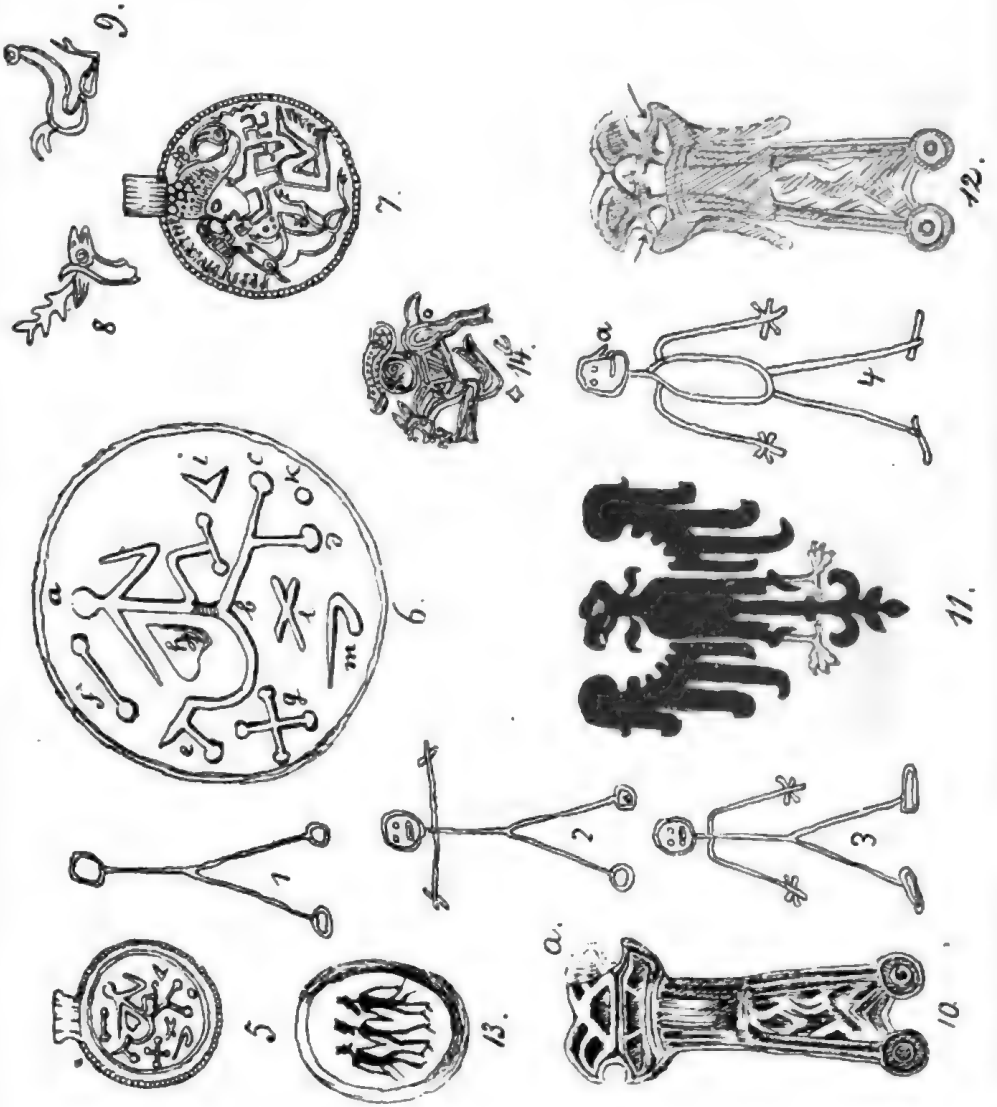

 (13) 35 (16) (21) 36 37 38 39 40 (25) 41 42


 43

 44 45 46

Zur Glockeninschrift von Sternebek


 1 2 3 4 5 6 7 8 9


 2 3 4 5 6 7 8

Zur Glockeninschrift von Tempelhof.



8. (6. ausserordentl.) Versammlung in Schönholz, am 4. September 1897.

Ausser den Mitgliedern und deren Angehörigen waren auch Vorstands- und andere Mitglieder der Berliner Schützengilde erschienen. Seitens der letzteren waren die hauptsächlichsten Erinnerungsstücke der Gilde zur Ausstellung im Versammlungslokal gebracht worden. Dazu gehörten: 2 kleine Kanonen von 1680; die vom Grafen Haacke 1753 geschenkte Büchse; 2 Pauken von 1755 und 1793; die grosse Königskette mit dem Vogel (Papagei), deren ältester Ring allerdings erst von 1842 datiert, wogegen der Vogel älter zu sein scheint; die 1847 vom Könige geschenkte Fahne; eine Standarte und zwei Fahnen von 1802; einige bemalte Scheiben von 1747, 1751 und 1785 u. a. m.

Nach Eröffnung der Sitzung durch den 2. Vorsitzenden erhielt Herr Kustos Buchholz das Wort zu folgendem Vortrag:

Hochverehrte Versammlung!

Für eine der Hauptaufgaben der „Brandenburgia“, die örtliche Geschichtsforschung, finden wir hier trotz des viel verheissenden Namens „Schloss Schönholz“ einen wenig ergiebigen Boden. Die nächstliegenden vorgeschichtlichen Fundstellen — das Eiderfenn nach Rosenthal hin und die Gegend der Schulzestrasse in Pankow — sind 2—3 km von hier entfernt und soweit die Märkische Geschichte reicht, war dieses Gelände ein Zubehör zu Nieder-Schönhausen ohne einen besonderen Namen und ohne irgend ein zum Wohnsitz bestimmtes Bauwerk. In neueren Gelegenheitschriften ist bedauerlicherweise dadurch einige Verwirrung angerichtet, dass man Schönholz mit Pankow und Nieder-Schönhausen verquickte, dass man nämlich ältere Nachrichten über die Anlage eines Vogelherdes und eines von Gräben umzogenen Hauses seitens des Kurfürsten Johann Cicero, auch über die Erbauung eines Hauses für die

„schöne Giesslerin“ unter Joachim II durch Caspar Theiss, auf Schönholz bezog. Für solche Beziehung besteht aber keinerlei ernste Grundlage.

Die Geschichte von Schönholz beginnt vielmehr erst mit der Zeit, in welcher Elisabeth Christine, die Gemahlin Friedrichs des Grossen, das Schloss Nieder-Schönhausen bezog und die älteste gedruckte Quelle, aus der wir die ersten Nachrichten über Schönholz schöpfen, ist Friedrich Nicolais Beschreibung von Berlin und Potsdam. Er berichtet auf Seite 1093 der Ausgabe von 1786, gelegentlich der Beschreibung von Nieder-Schönhausen: „Zum Zweck des Seidenbau's war bereits 1743, am Ende der vom Schlosse abgehenden Charlottenburger Allée, im Walde eine weitläufige eingehetzte Plantage von vielen Maulbeerbäumen gepflanzt worden. In dieser Plantage wurden zugleich allerlei schöne Sorten Obstbäume gepflanzt und, nach der eigenen Angabe der Königin, innerhalb derselben ein sehr anmuthiges Lustwäldchen von allerlei wilden und zum Theil fremden Bäumen angelegt, zwischen welchen drei Weinberge befindlich sind. Die in mannigfaltiger Richtung angelegten Alleen sind nunmehr oben zusammengewachsen und stellen natürliche Bogenlauben vor. Dieses Lustwäldchen ist besonders im Junius, wenn die vielen darin angelegten wilden Rosensträucher und Bäume und die Akazien blühen, äusserst anmuthig.“

Aus dieser Beschreibung Nicolais geht unzweifelhaft hervor, dass das jetzige Schönholz gemeint ist. Denn es liegt am Ende der von Schloss Nieder-Schönhausen nach Charlottenburg führenden Allée und von den beschriebenen Anlagen können wir noch heute in den vorhandenen alten wilden und fremden Bäumen und Sträuchern die zuverlässigen Spuren finden. Selbst die Anordnung des Lustwäldchens nach der von Nicolai beigegebenen Karte lässt sich aus dem Stande der verbliebenen alten Bäume und Wege wiederfinden. Einen Grundriss dieser „Königinplantage“ genannten Anlagen habe ich danach herzustellen versucht. (Kann leider nicht mit abgedruckt werden.)

Das alte Haus, das neben dem erst von der Schützengilde errichteten Saalgebäude liegt, wird seit Jahrzehnten „Schloss Schönholz“ genannt. Es steht, wie eine genaue Untersuchung der Fundamente und Kellereien ergeben hat, seit höchstens 100 Jahren und seine äusseren Ornamente, die ihm ein altertümliches Ansehen geben sollten, datieren vielleicht aus der Zeit von 1840—50. Eins der Zimmer darin ist mit seidenen Tapeten aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts ausgestattet; aber es sind verschiedene Muster und die Tapezierung ist keine einheitliche; es scheint deshalb, als wenn beseitigte Tapetenreste aus Schloss Nieder-Schönhausen hier zusammengestüekelt verwendet worden sind. Auch für die Tradition, dass die Königin Luise in diesem Zimmer mit Hardenberg konferiert habe, hat sich kein geschichtlicher Anhalt gefunden.

Aus dem Jahre 1849 liegt eine im Besitz der Schützengilde befindliche Ansicht der Hinterseite des Hauses, mit den kleinen Anlagen vor.



Schönholz bei Berlin.
dem Gutsbesitzer Herrn G. W. Obermann gewidmet den 19. 12. 1849.

Es scheint, als wenn diese Zeichnung angefertigt worden ist, nachdem der mit gotischen Reminiscenzen verzierte Anbau des „Rittersaals“ vollendet war.

Auch die in den kleinen Anlagen bei der ausgepflasterten Grotte aufgestellte steinerne Zierurne mit mystischen Tiergestalten an der Wandung, deren Modellierung in die Zeit Friedrich Wilhelms II. fallen dürfte, hat offenbar nicht ursprünglich an dieser Stelle gestanden; sie ist vielleicht auch zur Zeit jenes Anbaus aufgestellt.

In Bezug auf die Entstehung der zu Schönholz gehörigen Häusler-Kolonie konnte ich aus den Grundakten zweier der 12 Kolonistenhäuser näheres ermitteln. Danach erhielten in den Jahren 1772 und 1774 die böhmischen Kolonisten Papesch und Hollup je eine Stelle von 1 Morgen 22 Ruten zum Eigentum mit der Verpflichtung, an einem Tage in jeder Woche Arbeitsdienste in der „Plantage“ zu leisten.

Die ursprüngliche Anlage dieser Kolonie ist noch heute erkennbar. Die Häuser sind meistens repariert oder ganz neu erbaut; nur eins derselben steht noch unverändert, wie es um 1772 erbaut war, aus Fachwerk, mit Strohdach und dem Verfall nahe, so dass das Bewohnen polizeilich untersagt ist. An die Hausthür hat jemand, wohl aus Uebermut,

die Zahl 1602 geschrieben; als Jahreszahl der Erbauung darf diese Zahl nicht angesehen werden.



Schiesshalle der Berliner Schützengilde



Schloss und Park Schönholz.

Wie die angezogenen Quellen ergeben, hiess die Anlage mindestens bis zum Jahre 1786: „Plantage“, oder „Königin-Plantage“. Den Namen „Schönholz“ finde ich zum frühesten in einem Dokument von 1808 er-

wähnt, er muss also erst in der Zeit zwischen 1786 und 1808 entstanden sein.*)

Seit 13 Jahren ist Schönholz in engere Beziehungen zur Reichshauptstadt getreten. Die Berliner Schützengilde, deren Turnier-Platz durch die riesig fortschreitende Ausbreitung der Bebauung immer weiter hinausgedrängt und beengt war, hat seit 1884 hier ein neues, gegen weitere Beengung gesichertes und darum dauerndes Heim gefunden.

Und diese Schützengilde hat eine wohl halbtausendjährige Vergangenheit, die mit der Berliner Ortsgeschichte eng verknüpft ist und aus deren urkundlichen und aktenmässigen Überlieferungen die stadtgeschichtliche Forschung mit reicher Nahrung versorgt werden kann.

Bevor wir dieser Vergangenheit näher treten, möchte ein Blick auf die Entwicklung des Schützengildewesens im allgemeinen angebracht sein.

(Es folgte nun ein kurzer Überblick, dem das wegen des Umfangs nicht hier, sondern im „Archiv III“ abgedruckte Material zu Grunde liegt.)

9. (7. ausserord.) Versammlung des VI. Vereinsjahres,

Sonnabend, den 25. September 1897, nachmittags 4 Uhr,
im Dienstgebäude des Kaiserlichen Gesundheitsamtes,
Klopstockstr. 19/20.

In dem prachtvollen Sitzungssaale eröffnete der 2. Vorsitzende, Herr Geheimrat Friedel, vor den zahlreich erschienenen Mitgliedern und Gästen die Sitzung und sprach der Direktion den Dank dafür aus, dass sie der Gesellschaft für Heimatkunde erlaubt habe, diese neue Wohlfahrtseinrichtung in Augenschein zu nehmen. Er führte weiterhin noch kurz aus, dass auch städtischerseits ein Gesundheitsamt geplant werde, in welchem gleichfalls mikroskopische und bakteriologische Untersuchungen angestellt werden sollen. Alsdann erteilte er zuerst unserem Mitgliede, Herrn Regierungs-Baumeister Körner das Wort zu seinem Vortrage über die Geschichte des Amtes und dessen Thätigkeit, sowie über die Bauanlage und darauf Herrn Regierungsrat Ohlmüller zu seinem Vortrage über die Aufgaben des Kaiserlichen Gesundheits-Amtes.

Wir hoffen in dem nächsten Heft einen ausführlichen Bericht aus der Feder unseres Mitgliedes, des Herrn Baumeisters Körner, bringen zu können.

*) Wie nachträglich von Herrn Amtsvorsteher Moldenhauer in Niederschönhausen dem Verfasser mitgeteilt wird, hat nach dem Tode der Königin, also Ende vor. Jahrhunderts, der Polizei-Kommissar Obermann die 48 Morgen grosse „Plantage“ und 15 Morgen „Unterthanenheide“ gekauft. Von diesem Obermann dürfte dann auch wohl das „Schloss“ erbaut worden sein und danach träfe obige Altersschätzung zu.

Parchent und einige ähnliche Namen.

Wenn ich noch einmal die Aufmerksamkeit der Leser auf dieses in der „Brandenburgia“ schon mehrfach besprochene Wort zu lenken versuche, so geschieht es deswegen, weil meines Erachtens der geschichtliche Zusammenhang, in dem dasselbe erscheint, bisher viel zu wenig oder gar nicht hervorgehoben worden ist. Und doch kann ein so altes Kulturwort — um ein solches handelt es sich hier! — nur dann richtig verstanden werden, wenn man es in allen seinen Verzweigungen und Beziehungen kennen gelernt hat.

Durch die bisherigen Besprechungen¹⁾ ist festgestellt worden, dass das Wort in verschiedenen Städten des nordöstlichen Deutschlands (Luckau; Marienburg²⁾; Posen; Sagan; Sprottau; Grünberg; Lübben) zur Bezeichnung des zwischen (d. h. ausserhalb) der Stadtmauer und dem Wallgraben oder, wo noch eine Aussenmauer vorhanden war, zwischen den beiden Mauern belegenen Raumes angewendet wird oder früher angewendet wurde. Weitere Belege, die auch das Vorkommen des Namens in früherer Zeit bezeugen, finden sich in dem mittelhochdeutschen Wörterbuch von Ch. F. Benecke und W. Müller, wo (II. S. 465) zunächst aus einem Breslauer Vokabular, über dessen Alter nichts angegeben ist, die Glossen angeführt werden:

parcham intervallum dicitur spacium inter fossam (!) et fossatum:

parchan vel plank, vallus;

parchin vel blanke, vallus

und weiterhin aus dem am Anfange des 14. Jahrhunderts in Schlesien nach einem älteren thüringischen oder rheinhessischen Gedichte umgearbeiteten Liede über die Kreuzfahrt des Landgrafen Ludwig des Frommen³⁾ zwei Stellen citiert sind, welche lauten:

2959: des lac ir nv manich hundirt tot
In dem parchane, in den graben etc.

3174: Die Cristen wurden gar vf gehalten,
ane die iene, die in dem graben,
An di in dem parkame lagen,
tzu den wolde er sich nicht wagen u. s. w.

Zweifellos ist in dem Gedichte, trotz der verschiedenen Form de-

¹⁾ Brandenburgia III (1894) S. 148 f.; 198; 238. IV (1895) S. 63 f.; 97 ff.

²⁾ L. Passarge, Aus dem Weichseldelta, Berlin 1857, S. 276, citiert bei Frischbier, Preuss. Wörterbuch II S. 121: „Parcham m. Wallgang um das rechte Haus der Marienburg, zugleich Begräbnisstätte der entschlafenen Brüder“.

³⁾ Herausgeg. von Friedr. Heinr. v. d. Hagen, Leipzig 1854.

Wortes¹⁾, beidemale dieselbe Örtlichkeit gemeint, aber auch die aus dem Vokabular beigebrachten Wörter dürften kaum von einander verschieden und damit die schon von anderer Seite vermutete Identität des Wortes Parchent²⁾ mit dem slavischen *parkanŭ (z. B. russ. parkánŭ, a. m.; poln. parkan; čech. parkán, u. m.; niederlaus. parchan, wo ch statt k auf deutschen Einfluss zurückzuführen ist) ausgesprochen sein, umso mehr, als z. B. auch das čechische Wort die Bedeutung „pomoerium“ hat.³⁾

*Parkanŭ macht durchaus den Eindruck, als ob es ein echt slavisches Wort sei, was dadurch noch wahrscheinlicher wird, dass wir z. B. im Čechischen die Wortbildungen prkno, a; prkénce, e; prkénko (prkynko), a, n., alle mit der Bedeutung „Brett, Bohle, Diele“ finden, die sicherlich mit parkán desselben Stammes, aber kaum Fremdwörter oder spätere Analogiebildungen sind, wobei freilich zugegeben werden muss, dass diese Wörter mit der weiter unten zu besprechenden romanisch-germanischen Wortsippe höchst wahrscheinlich urverwandt sind. Sollte man aber, wozu man heutzutage leicht geneigt sein wird, in *parkanŭ ein altes Kultur- und Lehnwort erkennen wollen, so könnte dies nur aus dem Germanischen hinübergangen sein⁴⁾, wo wir für gewöhnlich zwar nur die Fortsetzungen einer Grundform *parricus (ags. pearroc m. „Verschluss,

¹⁾ In „parkam“ hat eine Angleichung des Suffixkonsonanten an den labialen Anlaut der Wurzelsilbe stattgefunden, wie z. B. sonst in Pilgrim (= lat. pelegrinus, peregrinus), mhd. varm (neben varn), ahd. feim, bodam, cf. Fr. Kluge, Etym. Wört. d. deutschen Sprache⁵ unter d. betreffenden Wörtern. Das Nebeneinandervorkommen beider Formen in demselben Gedicht erklärt sich vielleicht dadurch, dass der Umarbeiter das eine Mal die ihm geläufige Form, das andere Mal die Form seiner Vorlage gebrauchte, vorausgesetzt, dass in dem betreffenden Dialekt das Wort gleichfalls vorhanden war.

²⁾ Die Sprachneigung, k nach l und r zu ch zu verschieben, findet sich auch in niederdeutschen Dialekten, cf. O. Behagel in Pauls Grundriss der Germ. Phil.¹ I. S. 590 § 101. In Parchent wurde wie in andern Fällen an das auf -n auslautende Wort ein t angefügt, weil man eine innere Beziehung desselben zu andern Wörtern auf -nt herauszufühlen meinte, vergl. nhd. gewohnt (:ahd. giwon, mhd. gewon); weiland (schon mhd. wilent neben wilen, aber ahd. wilôn, hwilôm, Dat. Plur. zu (h)willa, „Stunde, Zeitpunkt“); Dechant (schon mhd. dechent, techant, aber ahd. techân = lat. decanus); Dutzend (mhd. totzen = franz. douzaine, ital. dozzina etc.). Diese Lauterscheinung gilt für alle deutschen Mundarten.

³⁾ Frz. St. Kott, Čech.-Deutsches Wörterbuch II (Prag 1880) p. 498 giebt für parkán folgende Bedeutungen an: 1. Bretterzaun, Planke. 2. Mauerwerk ohne Kalk. 3. Freier Platz zwischen den Häusern und der Stadtmauer („prostor mezi domy a městskou zdí“), pomoerium. Wenn v. d. Hagen (Ludwigs Kreuzfahrt S. 278) parchan, parkam und neuerdings W. Hammer (Brand. III S. 149) Parchent, sei es direkt, sei es indirekt durch Vermittelung romanischer Wörter wie z. B. franz. barbacane, aus dem Arabischen herleiten, so ist zu bemerken, dass wir direkte auf das Kriegswesen bezügliche Lehnwörter aus dieser und den benachbarten Sprachen im Deutschen für die Zeiten des Mittelalters nicht haben, und dass ferner die Herkunft jener romanischen Wörter aus dem Morgenlande sehr zweifelhaft ist, cf. G. Körting, Lat.-romanisches Wörterbuch S. 93 No. 999.

⁴⁾ Cf. russ. tynŭ „Mauer“ = westgerm. *tūn, russ. valŭ „vallum“ = westgerm. *Wall u. a. m. bei Fr. Kluge in Pauls Grundr. d. Germ. Philol.¹ I S. 321.

Gehege“, niederländ. perk „eingehogter Raum“, ahd. pferrih, pfarrih m. „Umhegung, Umzäunung besonders zur Aufnahme der Herde“, mhd. pferrich, nhd. Pferch)¹⁾, in mundartlichen Formen, z. B. in dem westfälischen parchem m. „Park, Pferch“²⁾, jedoch eine Weiterentwicklung der Grundform *park-, ja wenn wir annehmen wollen, dass auch in dem zuletzt genannten Worte die beiden oben erwähnten Lautveränderungen, der Übergang des k in ch und die Angleichung des Suffixkonsonanten an den Wortanlaut eingetreten sei, eines altgermanischen *parkan-a- antreffen. (Altgerm. *parkan-a-: *park-a- = ahd. hagan m. „Dornstrauch“, mhd. auch „Verhau“: ahd. hac, hag. m. n. „Dorngebüsch, Einfriedigung, eingehogter Wald, Park, Stadt.“)

In Deutschland war, wie die Übereinstimmung des Angelsächsischen mit den kontinentaldeutschen Mundarten und das Vorkommen des Wortes in den ältesten germanischen Rechtssammlungen³⁾ beweist, dasselbe schon frühzeitig, spätestens seit dem 4. nachchristlichen Jahrhundert, einheimisch. Da es nun aber auch ebenso in den west- und südromanischen Sprachen vorkommt (franz. parc, provenz. parc-s, span.-portug. parque, ital. parco)⁴⁾, von wo es wiederum in andere Sprachen, z. B. auch in die keltischen, übergegangen ist, so möchte ich den Ausgangspunkt dieser ganzen romanisch-germanischen Wortsippe in dem sermo castrensis der in Gallien und Germanien stationierten römischen Soldaten suchen, die mit einem Worte *parricus *parcus⁵⁾ etwas Ähnliches bezeichnet haben mögen wie mit vallus, welches Wort auch in sehr viele Sprachen eingedrungen ist. Jenes *parricus *parcus ist nun zwar aus der lateinischen Schriftsprache bis jetzt nicht nachgewiesen⁶⁾, doch könnte es sehr wohl in der Vulgärsprache vorhanden gewesen sein, da in dem altumbrischen Dialekte der Eugubinischen Tafeln⁷⁾ der Ausdruck vorkommt „tertiam-e praco pracatarum“, was nach Buechelers⁸⁾ sicherer Deutung

¹⁾ Fr. Kluge, Etym. Wört. d. deutsch. Sprache⁵ u. d. W. Pferch.

²⁾ Woeste, Westfälische Mundart, Leipzig 1883, S. 195.

³⁾ Parcus, parricus Leg. Rip., Angl.; parc, parch Leg. Baj. (2,9: granarium, quod parch appellant), cf. Fr. Kluge, Etym. Wörterb. der deutschen Sprache⁵ u. d. W. Pferch.

⁴⁾ G. Körting, Lat.-romanisches Wörterb. S. 539 No. 5888. — Im Romanischen hat das Wort manchmal eine Bedeutung, die nahe an die von Parchent heranstreift, z. B. wenn es in einer französischen Urkunde v. J. 1371, welche Du Cange (Glossarium mediae et infimae latinitatis in der Neubearbeitung von L. Faure, Bd. VIII, Niort 1880, S. 181) anführt, heisst: Les Anglois se logerent en la ditte ville — et visiterent Parrigue forte de muraille et une cohue près du dit fort etc.

⁵⁾ Ähnliche Doppelformen haben wir in porrigo und porgo, surripio und surpio, cf. Fr. Stolz, Hist. Gramm. d. lat. Sprache I S. 205.

⁶⁾ Einen Eigennamen Parricus führt Pauly's Reallex. d. klass. Altert. s. h. v. an.

⁷⁾ VIa 12. Diese und die Tafel VII, welche beide in lateinischer Sprache geschrieben sind, stammen etwa aus der Mitte des 1. vorchristl. Jahrhunderts.

⁸⁾ Buebeler, Umbrica, Bonn 1883, S. 48, der nicht nur parricus, parcus, Pferch vergleicht, sondern auch lat. pergula, für das nach Quintilians Zeugnis (Institut. I, 5, 12) ein aus Placentia gebürtiger Redner precula gesagt habe, heranzieht. In der That

nur heissen kann: (die eine Hälfte des Pomoeriums geht) bis zur dritten der vorgebauten Vorbauten.

So haben wir es hier augenscheinlich mit einem alten indogermanischen Worte zu thun, dessen Grundform *parros „Bohle“ kaum noch in dieser Gestalt vorhanden sein dürfte, das aber in seiner Weiterbildung *parrekos, woraus parcus, in dem ganz bestimmten Sinne „Bohlenwerk, Bolwerk“ zur Bezeichnung einer vor einer stärkeren Verteidigungslinie errichteten Aussenbefestigung sowie des von beiden eingeschlossenen Raumes diente. Da man diesen Raum vielfach zur Einschliessung des Viehes oder zur Aufbewahrung von Lebensmitteln benutzte, finden wir das Wort auch in der Bedeutung von „Viehhürde“ und „Kornspeicher“ angewendet; in ähnlichem Sinne spricht man auch von einem Munitions-, Geschütz-, Fuhr- und Belagerungspark.

Wie Parchent möchte ich noch einige ähnliche Wörter, wenn auch in kürzerer Weise, behandeln, Wörter, die ebenso interessante Aufschlüsse über frühere Einrichtungen bringen können, wenn es gelingt, sie richtig zu deuten und in den richtigen kulturgeschichtlichen Zusammenhang zu bringen. Manche von ihnen sind offenbar slavischen Ursprungs, so z. B. der (heutigen Tages nicht mehr gebräuchliche) Name der Pribe kentstr. in Neu-Ruppin (Urkunde v. J. 1365 bei Riedel, Cod. Dipl. Brandenb. A IV S. 303), welchen ich aus dem slavischen *pri-bokü (z. B. oberlaus. pribok „Seite, Seitenteil“, čech. pribok, poln. przybok u. s. w.) erklären möchte, umsomehr, als diese Strasse bis an die Stadtmauer reichte und als Hinter- oder Nebenstrasse wahrscheinlich das Quartier der Wenden war.

Andere Benennungen, die auf den ersten Anblick durchaus fremdartig erscheinen, sind dagegen aus dem Deutschen zu erklären. In Stendal und, wenn ich nicht irre, auch in Belzig giebt es eine Karnip(p)-, älter Karnappstrasse.¹⁾ Die Deutung des Namens giebt das mittelniederdeutsche Lexikon von Schiller u. Lübben (II, 430), wonach das Wort „karnap“ einen Ausbau am Hause, einen Erker oder Balkon bedeutet. Der Ursprung desselben — an ein Kompositum von nap(f), dessen Herkunft übrigens auch unbekannt ist, kann wohl kaum gedacht werden — bleibt uns freilich vorläufig noch dunkel²⁾, ebenso, weshalb gerade

lassen sich alle Bedeutungen von pergula, das als ein Wort der Vulgärsprache sehr wohl für *perc(u)la stehen könnte, cf. gragulus aus graculus Varro d. l. l. V, 76; gurgulio für *curgulio = curculio; neg-lego = nec-lego u. a. m., auf die eine Grundbedeutung „herausgebautes Holzdach“ zurückführen. — Lat. paries „Wand“, span.-portug. parra „Weinlaube, Rebengeländer“ — anders urteilt G. Körting, Lat.-rom. Wörterbuch S. 541 No. 5901 —, vielleicht auch lat. pertica „Stange“ dürften gleichfalls hierher gehören. Auch gr. *πεύρον* „Stamm“ und ags. *franca* hasta altnord. *frakke* dass. lassen sich vergleichen, die letzteren falls sie wirklich ursprünglich „Knüttel“ bedeuten.

¹⁾ In früherer Zeit kam der Name auch in Neuruppin vor, cf. G. Bittkau, Ältere Gesch. d. Stadt Neuruppin S. 43.

²⁾ Das Verbum „karnappen“ wird von dem Aufbauschen der Kleider gebraucht. cf. Schiller-Lübben a. a. O.

die genannten Strassen, die beide Hinter- resp. Mauerstrassen sind, ihre Benennung nach den Erkern erhielten.

Noch andere Benennungen sind zwar ihrem Wortlaute nach klar, aber man sieht nicht ohne weiteres ein, wie sie dazu kommen, die betreffende Oertlichkeit zu bezeichnen. Zwar für Seiden- und das daneben vorkommende Seitenbeutel, ein Name, der z. B. in Spandau, Rathenow, Freienwalde und Wriezen vorkam oder noch jetzt vorkommt, findet jeder, der des Plattdeutschen mächtig ist, sofort die Erklärung: es ist durch Missverständnis entstellt aus dem niederd. *siden-büdel, d. h. Seiten-ge-bäu, in dem später hinzugekommene Bürger ihre Wohnungen hatten. Schwieriger gestaltet sich die Sache, wenn wir z. B. (bei O. Kuntzemüller, Urkundl. Gesch. der Stadt u. Festung Spandau, daselbst 1881, S. 14) lesen, dass in dieser Stadt bis zu dem J. 1764, wo verschiedene Strassennamen umgeändert wurden, der zwischen dem jetzigen Potsdamer Thor und der Breitenstrasse gelegene Teil der heutigen Mauerstrasse die Bezeichnung „Unvernunft“ geführt habe. Auch hierüber giebt das mittelniederdeutsche Wörterbuch Aufschluss (V S. 89), indem es unter dem Worte „unvornunft“ zunächst die Erklärung des Lexikographen Frisch anführt („vernunft, examen, da man einen gerichtlich vernimmt; unvernunft, tortura, quaestio, ohne lang mit andern examina vorzunehmen“) und dann aus andern Autoren Stellen beibringt, aus denen sich die Bedeutung „Werkzeug zum Foltern“ ergibt. Wir werden m. E. nicht fehl gehen, wenn wir annehmen, dass man hier in Spandau, wie auch sonst wohl in andern Städten, mit dem Namen „Unvernunft“ den Ort bezeichnete, wo in früheren Zeiten die Tortur, event. auch die Hinrichtung der Delinquenten vollzogen wurde. Dazu stimmt, dass nach Dilschmann (Diplom. Gesch. u. Beschreib. der Stadt u. Fest. Spandow, Berlin 1785, S. 53) die 1751 vor das Potsdamerthor in die Nähe des — späteren — Hochgerichts (auf dem jetzt so genannten Galgenberge) verlegte Scharfrichterei vor dieser Zeit sich innerhalb der Stadt dicht an der Mauer befand, also vermutlich an der Stelle, wo vordem die „Unvernunft“ war.

Ich habe hier nur einige wenige Namen herausgegriffen, deren Deutung mir gerade zur Hand war; aber diese paar Beispiele werden, so mein' ich, genügen, um zu zeigen, dass man noch verschiedene Aufschlüsse von solchen — richtig gedeuteten — Ortsbezeichnungen erwarten darf. Freilich verschwinden diese alten Benennungen, wenn sie überhaupt noch im Gebrauch sind, immer mehr und mehr, weshalb es höchste Zeit sein dürfte, dieselben so viel wie möglich zu sammeln. Gilt doch für sie dasselbe, was man schon so häufig inbetreff der Flurnamen gesagt hat, wofür es mir erlaubt sein mag die beherzigenswerten Worte A.Brückners (Arch. f. slav. Phil. IX, J. 1886, S. 147) zu wiederholen:

„Zum Schlusse eine Aufforderung: man beschränkt sich in der

Regel auf Sammlung der Ortsnamen und fügt die urkundlichen Belege hinzu; dies ist weder mühevoll noch verdienstlich, kann ebenso gut z. B. in Berlin gemacht werden; was man jedoch nicht in Berlin machen kann, was zwar äusserst umständlich, aber desto verdienstvoller ist, ist die Sammlung der alten, heute immer mehr verloren gehenden Flurnamen, die an Ort und Stelle noch am ehesten ausführbar ist. Es wäre eine schöne Aufgabe für die einzelnen historischen Vereine von Mecklenburg, Pommern, der Mark Brandenburg etc., durch ihre Mitglieder derartige Erhebungen in den einzelnen Provinzen machen zu lassen; die polnische wissenschaftliche Gesellschaft in Posen z. B. hat eine Zusammenstellung der Flurnamen unlängst in Angriff genommen und ich ersehe aus den Zeitungen, dass ihr reiche Beiträge derselben fortwährend zukommen; das Beispiel sollte allenthalben nachgeahmt werden, vor allem jedoch in Ostdeutschland selbst, wo oft in Orts- und Flurnamen allein die Spur dahingegangener Völkerschaften erhalten ist; was früher schon z. B. für die Altmark und das Magdeburgische Behrendt u. a. gesammelt haben, zeigt die Wichtigkeit, ja Notwendigkeit dieses Unternehmens, welches nicht mehr lange aufgeschoben werden sollte.“

Berlin, 10. Oktober 1897.

H. Pieper.

Militärische Beziehungen zwischen Preussen und Russland.

Beitrag zur Geschichte des freundschaftlichen Verkehrs der Herrscherfamilien beider Reiche.

(Aus dem Archiv des Märkischen Museums.)

Von Dr. phil. Freiherrn B. v. Köhne ist im Jahre 1882 in den Schriften des Vereins für die Geschichte der Stadt Berlin eine Reihe wertvoller Berichte unter dem Titel „Berlin, Moskau, St. Petersburg. 1649 bis 1765. Ein Beitrag zur Geschichte der freundschaftlichen Beziehungen zwischen Brandenburg-Preussen und Russland“ veröffentlicht worden.

Die nachstehenden Mitteilungen, beginnend mit dem am 1. Oktober 1754 geborenen Zar Paul I. (1796—1801), schliessen sich zeitlich an jene Epoche ungefähr an und bekunden ebenfalls das gute Einvernehmen zwischen den beiden nordischen Grossmächten, welches hoffentlich für alle Zeiten erhalten bleibt.

Die Handschrift befindet sich seit den achtziger Jahren im Archiv des Märkischen Museums. Der Verfasser dieser Erinnerungen, welcher der Brandenburgia nahe steht, wünscht nicht genannt zu werden.

Auch soweit spezifisch russische Verhältnisse erörtert werden, sind dieselben für den deutschen Leser von Interesse.

Der Schlusspassus stammt aus dem Jahre 1893.

Der Kaiser Paul I., von seiner Mutter gehasst und bei Seite geschoben, und in Gattschina mit einigen Truppen lebend, deren Ausbildung bis in alle Details, für die er auch in Ceremoniell und Etikette Anforderungen stellte, seine Hauptthätigkeit und Sorge bildete -- hatte eine ausserordentliche Vorliebe für preussische, noch auf den Erinnerungen Friedrichs des Grossen beruhende, Verhältnisse und Formen. Die Truppe trug den preussischen Schnitt, nur das Tuch war grün, statt blau; massenhaft zog Kaiser Paul deutsche Offiziere herbei und hatte eine besondere Vorliebe auch für die Ostseeprovinzen. Er selbst kleidete und hielt sich wie Friedrich der Grosse, bis auf die Tabaksdose und den Stock. — Er warb preussische Instruktoren an, namentlich auch einen Oberst, den General von Diebitsch, Vater des Feldmarschalls, einen an sich unbedeutenden Mann und keinen Charakter, der nachmals ein Kadettencorps kommandierte und lange Jahre Direktor der Tulaschen Gewehrfabrik war. Dieser war ein Projektenmacher, und erfand unter Anderem ein hölzernes Pferd, das sich durch eine Maschinerie bewegte, um dadurch die lebendigen Pferde der Kavallerie zu ersetzen. So wurde dem Verfasser vor 40 Jahren erzählt.

Einst bei einer der täglichen Wachtparaden, die noch bis zum Tode des Kaisers Alexander I. fort dauerten und selbst im Winter bei jeder Kälte in Uniform ohne Mantel in einem Riesen-Exerzierhause abgehalten wurden, soll der Kaiser den Diebitsch gefragt haben, ob alles genau nach preussischem Muster sei, und dieser geantwortet haben, ja wohl, nur passiert es einem preussischen Offizier nicht, dass er eine Ohrfeige erhält (Paul soll einem Offizier eine solche dort gegeben haben), worauf Diebitsch eine Zeit lang in Ungnade fiel.

Paul hatte vortreffliche edle Eigenschaften, Pflichttreue und Gerechtigkeitssinn; aber sein eigenartiges, jähzorniges Gemüt und sein Misstrauen, der böse Einfluss von Hof-Kreaturen und die schlechte Behandlung seitens seiner Mutter hatten ihn immer mehr verdorben und zuletzt unmöglich gemacht, so dass nach seinem bekannten Tode sich die Leute auf der Strasse umarmten aus Freude, von solcher Angst und solchem Druck befreit zu sein. Das Schloss in Gattschina und das gegenwärtige Ingenieur-Schloss zu Petersburg, das in 10 Monaten vollständig als Kastell mit Graben, Zugbrücken, geheimen Gängen und Kirche als Caponnière zur Bestreichung des Grabens gebaut wurde, waren festungsartig eingerichtet; ein unterirdischer Gang führt noch heute aus dem Schloss in Gattschina nach einem grossen Teich im Parke daselbst, in welchem ein grosses Kriegsschiff liegt, um sich dorthin retten zu können. Trotz dieser Vorsichtsmassregeln wurde Kaiser Paul eben in jener Veste ermordet.

Als der König Friedrich Wilhelm III mit der Königin im Winter 1808/9 längere Zeit in Petersburg war, wo ihn u. A. der herrliche Kirchengesang, den er in der lutherischen Kirche bei der Liturgie hörte, begeisterte, bat er in Erinnerung an die Sympathieen Pauls für alles Preussische, dass das Regiment der Garde in Petersburg, das aber damals noch nicht den vollen Rang der Garde hatte und den Namen „Kaiser Paul“ seit jener Zeit trägt, die preussische Grenadiermütze zur Erinnerung erhalte. Diese hohe, konische Mütze ist die, welche das Regiment noch heute trägt, ganz ähnlich oder

gleich der, welche die beiden Grenadierbataillone des preussischen 1. Garde-Regiments führen, und werden den besten Leuten solche Mützen aufgepasst, in welchen ein Loch, ab und zu auch zwei, vorn durch das Blech mittels einer Flintenkugel geschossen worden ist, in Erinnerung an den blutigen und siegreichen Sturm auf die Festung Otschakoff. Das Regiment hat einen eigens komponierten Marsch zur Parade und Kaiser Nikolaus sowie Alexander II. liessen auf Paraden das Regiment in Regimentskolonnen immer mit gefälltem Gewehr vorbeidefilieren. Die Leute dienten damals 25 Jahre, und wurden bei den Rekrutierungen als Leibeigene von Gutsbesitzern in verschiedenem Alter abgegeben, auch in der Kirche ihres Heimatsdorfes wie Tote abgesungen; nur wenige Verheiratete konnten ihre Frauen mitnehmen. In den Kasernen gab es noch bis 1856 pro Regiment der Garde etwa 2—300 Familien, welche Brot-Portionen und Grütze erhielten, auch gab es eine eigene Regimentshebamme und eine Soldatenschule für uniformierte Kinder, aus denen Schreiber, Musikanten, Chirurgengehilfen hervorgingen, selten wirkliche Soldaten, da die Kinder meist zu schwächlich waren. Sie marschierten bei Patronatsfesten der Regimenter besonders auf, zwar uniformiert, aber ohne Waffen.

Da Kaiser Paul eine auffallend aufgestülpte Nase hatte, so wurden in das Regiment Paul nur solche Rekruten eingestellt, die eine Stupsnase besaßen. Die Zuteilung wurde vom Kaiser Nikolaus und Alexander II. persönlich im Laufe des Winters, je nach Eintreffen der monatelang dauernden Rekrutentransporte, besorgt, indem der Zar den auf dem Korridor im Winterpalais harrenden Ausgehobenen, die als geeignet erschienen, einen dicken Kreidestrich auf den Pelz malte. Die Backen- und Schnurrbärte wurden zu allen Paraden und Besichtigungen, Wachen u. dgl. schwarz gewichst und gefärbt und im Regiment Paul von unten nach oben gestrichen, das bei den echtrussischen breiten Gesichtern, Stupsnasen und bei den nach vorn überstehenden Grenadiermützen mit Pompon oben nach vorn, sehr eigentümlich und originell aussah.

Alle Garde-Regimenter hatten einen besonderen Typus des Äusseren, der höchst seltsam ausgewählt wurde und noch heute für den Anthropologen ein gewisses Interesse beansprucht.

Das 1. Garde-Regiment Preobraschensk (Verklärung), mit roten Kragen, hatte im ganzen die grössten und anständigst aussehenden blonden Rekruten. 2. Stemenoff (blaue Kragen), wie Tannen gewachsene schöne Leute mit dunklem Haar und blauen Augen. 3. Ismaïloff (schwarze Kragen), dunkler Teint, schwarze Haare und Augen. 4. Leibjäger-Regiment, möglichst jung aussehend und voraussichtlich auch möglichst so verbleibend, mehr bartlose Leute. Zweite Division: 1. Regiment Moskau, in welchem der Verf. diente, alle Rotköpfe oder Hochblonde, weil der Chef, Grossfürst Michael, Bruder von Nikolaus und Garde-Chef, rötlich schimmerndes Haar hatte (rote Kragen). 2. Regiment: Leib-Grenadiere (blaue Kragen), ebenso wie Ismaïloff, nur kleiner von Wuchs. 3. Regiment: Paul (schwarzer Kragen) Stupsnasen. 4. Regiment: Finland, wie das Jäger-Regiment, nur kleiner. Dritte Division: 1. Litthauen, alles Pockennarbige, deren es damals eine Unzahl gab, (rote Kragen). 2. Österreich, dunkel (blaue Kragen). 3. Preussen, die

Allerhässlichsten (schwarze Kragen). 4. Wolhynien, ähnlich wie die Jäger, nur kleiner (schwarze Kragen). Während der Periode der früheren längeren (fünfzehnjährigen) Dienstzeit, bis zum Krim-Kriege, unterschieden sich in allen Garderegimentern auch die 12 Kompagnieen untereinander, nach Nasen, Augen, Gesichtsschnitt, Grösse, Bärten, so dass ein geübtes Auge ziemlich sicher die Kompagnieen erkennen konnte.

Kaiser Paul exerzierte sein Kürassier-Regiment in Gattschina einst vor einem fremden Prinzen und ritt bei der Attaque en ligne voran. Leider hatte das Regiment das Kommando „Marsch, Marsch!“ nicht gehört und blieb stehen, was der Kaiser später, nachdem er bereits weit vorangeritten war, gewahr wurde. Schäumend vor Wut kommandierte er sofort: „In Zügen rechts schwenkt marsch nach Sibirien!“ Nach einigen Tagemärschen wurde das Regiment indessen, nachdem der Zar milderer Sinnes geworden, durch einen Feldjäger zurückgeholt.

Einstmals sah Kaiser Paul einem Detailexerzieren einer Truppe zu; ein sehr gut aussehender und marschierender Lieutenant fiel ihm vorteilhaft auf, und bei jedem Vorbeimarsch avanzierte er ihn um einen Offiziergrad; zuletzt ward Paul wieder unzufrieden, degradierte ihn und befahl, ihn auf sein Gut zu verschicken in die Verbannung; als man ihm sagte, der Offizier besässe kein Gut, blieb er bei seiner Ordre, befahl aber, dem Offizier ein Gut zu geben.

Bei dem damals allerdings sehr langsamen Fahren auf den Strassen der Stadt Petersburg musste jeder, selbst alle Damen, aus Sänften und Equipagen auf der Strasse bei jedem Wetter aussteigen, wenn sie Paul begegneten, und ihre Reverenz machen. Die Besitzerin eines Hauses (jetzt Hôtel de France), unweit des Winterpalais, nahe dem Triumphbogen, verkaufte deshalb ihr Haus, da sie dort so oft dem Kaiser Paul begegnete. — Er hielt alle runden Hüte für revolutionär und verfolgte die Träger derselben oft persönlich, wenn sie flohen und warf ihnen seinen Stock nach, alle mussten dreieckige Hüte tragen und Zöpfe. — Es wird erzählt, dass das Palais von Zarskoje-Szelo ein vergoldetes Dach hatte, und dass es einst auf einer Fahrt von Gattschina dorthin bei untergehender Sonne so schien, als ob das Schloss brenne. Daraufhin habe Paul das Dach mit Oelfarbe überstreichen lassen. Das Zimmer, in dem Paul ermordet ward, ein Eckzimmer eine Treppe hoch nach dem Marsfelde hinausgehend, war bei Kaiser Nikolaus' Lebzeiten vermauert, wurde später unter Kaiser Alexander II. wieder eröffnet und diente General von Totleben, dem Chef der Ingenieure unter Grossfürst Nikolaus Nikolajewitsch als Kabinet.

Die gemeinschaftlichen Beziehungen zum preussischen Militärwesen gingen aber noch viel weiter. So waren, so unglaublich das auch heut klingen mag, abgesehen von den Chargennamen der Offiziere die bei weitem überwiegenden Benennungen in der Truppe und bei den Militärbehörden deutsch, also z. B. „Feldwebel“, „Unteroffizier“, „Gefreiter“, „Soldat“, „Paradeplatz“ und „Platzparad“. Ferner hiess der Profoss mit dem vor Jahrhunderten in den deutschen Heeren üblichen Namen „Gewaltiger“, auch die Worte „Reithose“, „Bereiter“ und „Stallmeister“ waren direkt sozusagen ins Russische übernommen; ebenso die Charge der „Pfeiffer“, letztere beiläufig lauter

kleine Soldatenkinder), „Tambour“, „Kommandant“, „Ordonnanz-Gaus“ (statt Haus, da der Russe kein „H“ hat), „Patronentasche“, „Säbel“, „Feldmarschall“, „Patrouille“ u. dergl. m. Die erst nach dem Kriege von 1812—15 eingeführten Hornsignale waren durchaus dieselben wie in Preussen, nur teilweise mit anderen Bedeutungen.

Ein Herr von Thümen vom preussischen 1. Garde-Regiment brachte die Signale etwa 1817 oder 1818 nach St. Petersburg und wurde dafür Flügeladjutant. Zuletzt war dieser selbige v. Thümen Gouverneur der Bundesfestung Mainz. — Als Kaiser Nikolaus noch als Grossfürst und Bräutigam in Potsdam 1817 eine längere Zeit sich aufhielt und dort im Stadtschloss wohnte, trat er den Offizieren nahe und besonders auch dem damaligen Hauptmann der Leibkompagnie v. Möllendorff, später Kommandeur des 2. Garde-Regiments und Kommandeur der Garde-Infanterie, mit dem er bis zu seinem Tode in Verbindung, auch ab und zu in Briefwechsel blieb und den er, wenn er bei Sendungen nach Petersburg kam, sehr auszeichnete. — Der Grossfürst Nikolaus trommelte vorzüglich, blies auch die Signale sehr gut und, da ihm das preussische Tirailiren nach Signalen gefiel und dergleichen in der russischen Armee eingeführt werden sollte, so geschah es, dass der Grossfürst aus dem Parterrefenster des Schlosses in Potsdam nach Angabe des Hauptmanns v. Möllendorf die Signale blies, und dass nach diesen die Leibkompagnie des 1. Garde-Regiments die Tirailleur-Bewegungen vornehmen musste. Die Prinzen des Königlichen Hauses besuchten häufig Petersburg, besonders gern der Prinz Karl von Preussen. Im Jahr 1846 war Kaiser Wilhelm I. als Prinz von Preussen dort, 1850 nochmals und zusammen mit Prinz Friedrich Karl, 1852 der Kronprinz Friedrich Wilhelm, 1855 Prinz Karl, 1856 der Kronprinz, 1860 Prinz Karl und Prinz Albrecht, 1862 Prinz Albrecht u. s. w. bis in die neueste Zeit; ebenso bezeugten freundschaftliche Besuche des russischen Kaisers und der Grossfürsten in Berlin das herzliche Einvernehmen, welches zwischen den beiden Höfen bestand.

Bis zum Tode des Kaisers Nikolaus und noch beim Regierungsantritt Kaiser Alexanders II. konnte man die verschiedenen Waffengattungen nach den Uniformabzeichen in Analogie mit der preussischen Armee erkennen; einzelne Spuren davon reichen bis zur Gegenwart hinüber.

Der alte preussische Zapfenstreich wurde zu Anfang des Jahrhunderts, wohl durch die Kriegsjahre, von dem noch üblichen russischem im Geschwindschritt ersetzt, ebenso der russische Abendsegen als Gebetsmelodie geblasen. Der Kaiser Nikolaus schenkte 1835 sehr viele Pferde an sein preussisches Kürassierregiment (Nr. 6) und eine Batterie Einhörner an die Garde-Artillerie im Jahre 1838. Diese Geschütze stehen noch jetzt beim Invalidenhaus. Endlich stiftete der Kaiser Alexander II. Fahnenbänder für das Kaiser Alexander-Garde-Grenadier-Regiment zu Berlin. Zusätzlich sei bemerkt, dass im März 1893 Kaiser Wilhelm II. in Erinnerung an diese kameradschaftlichen militärischen Beziehungen zwischen Preussen und Russland dem genannten Garde-Regiment ebenfalls hohe Blechmützen mit rotem Tuchbesatz verlieh. Er betonte die guten Beziehungen zwischen den beiden nordischen Höfen bei dem Festmahl des Offizierkorps und brachte ein Hoch auf den Chef des Regiments Kaiser Alexander III. von Russland aus, wobei

er dem russischen Botschafter Graf Schuwalow zutrank, während die Musik die russische Nationalhymne spielte. Bald darauf erhob sich der Botschafter, dankte und brachte die Gesundheit des preussischen obersten Kriegsherrn aus.

Eine Wendenhochzeit.

Mein Weg führt mich in den wenig oder nie von Fremden besuchten Teil der Wendei unweit des Städtchens Peitz, welches aus seinen grossen Karpfenteichen nah und fern mit dem beliebten Fisch versorgt. Auf offenem Korbwägelchen gehts nach jenem weltentlegenen, urwendischen Stückchen Erde. Wohin das Auge über die weite Ebene schaut: Felder, Wiesen und kleine Waldungen, am Horizont begrenzt von der Königlichen Forst. Endlich, nach einstündiger Fahrt taucht hinter einer Fichtenschonung mein Reiseziel, das freundliche, grosse Wendendorf Drachhausen, auf. Lang gestreckt, präsentiert es sich mit seinen „Ausbauten“, seinen massiven, ziegelgedeckten Bauernhöfen, seiner freundlichen, ganz neuen, im Winter erst eingeweihten Dorfkirche, einem geschmackvollen märkischen Rotbau, gotisch, mit spitzem, schiefergedektem Turm, ungemein anmutend.

Kurz vor dem Dorfe biegen aus einem Seitenweg einige offene Bauernwagen in die Landstrasse ein. Festlich geschmückte, junge, fröhliche Mädchen darauf in ihrer malerischen Tracht, die aber ungleich schöner hier erscheint als in Berlin, wo sie oft den Eindruck eines Maskenkostümes macht. Statt der Kopftücher tragen sie den grossen Kirchkopfsputz, d. h. das grosse, dreieckig umgelegte weisse Damasttuch, dessen Zipfel nach rückwärts gelegt sind, und die mächtige, steife Halskrause, so dass das ganze Gesicht wie aus einem weissen Rahmen schaut. Die Tracht der Burschen ist dunkel und unscheinbar; nur die beiden auf Pferden einherreitenden Brautdiener erscheinen mit buntseidenen, langflatternden Bändern und Knopflochsträussen geschmückt. Am Eingang des Dorfes sind bekränzte Stangen aufgestellt, und Guirlanden ziehen sich über die Strasse, denn Hochzeit giebt's im Dorfe, und zur Hochzeit kommen jene Wagen mit den Gästen. Vor den Thüren schauen alte und junge Frauen, Mädchen und Kinder den Kommenden nach, die auf dem grossen, freien Dorfanger, an dessen Ende sich die Kirche hinter dem Pfarrhause erhebt, Halt machen. Das Thor des zunächstliegenden grossen Bauerngehöfts trägt ebenfalls reichen Guirlandenschmuck, es ist das Haus des Bräutigams, eines begüterten, verwitweten Grossbauern, dessen Wirtschaft und zwei halberwachsene Kinder wieder einer weiblichen Leitung bedürfen.

Mit einem wendischen Segensspruch werden dort die Gäste begrüsst und gebeten, einzutreten. In der grossen Wohnstube, in der die Bank um den dunklen Kachelofen nicht fehlt, in der die Truhen stehen, die den prächtigen Staat der wendischen Frauen bewahren, ist ein langer Tisch sauber mit blütenweissem Tuch bedeckt, und ehrbare, sonnenverbrannte Männer, die übrigens fast ausnahmslos alle ganz bartlos sind, junge blühende Mäd-

chen, Frauen und Kinder sind versammelt. Grosse runde Brote, Salz, Butter und Käse, Blechkuchen, einige Gläser mit leichtem, braunem, sogenanntem Lübbener Bier gefüllt, Kaffeekannen und Tassen, Milch, Sahne, Zucker u. s. w. sind aufgestellt, und die althergebrachte wendische Gastfreundschaft macht es den Gästen zur Pflicht, vor allen Dingen Brot und Salz zu kosten. Während Männer und Burschen einen leichten Ingwer nicht verschmähen, ist den Frauen und Mädchen eine Tasse sehr guten Kaffees nach der Fahrt in dem kalten Wetter recht willkommen. Mitten im Zimmer steht jetzt die Braut. Sie soll einer reichen, grossen Wirtschaft vorstehen, sie repräsentieren, was dadurch geschieht, dass sie jeden Sonntag in möglichst anderem Staat, Rock, Kopf- und Halstuch und Schürze zur Kirche geht. Zehn verschiedene, prächtige, bunte Röcke mit breiten, buntseidenen Bändern besetzt, haben die wendischen Schneider ihr gearbeitet; durch und durch mit Leinwand gefüttert, ist es für Frauen unmöglich, die Röcke zu nähen. Die wendischen Frauen tragen nie weisse Schürzen, nur bunte, und die reichen meist seidene.

Die Braut trägt einen schweren, schwarzen Tuchrock, eine breite, prachtvolle, schwarze Atlasschürze und schwarze Tuchjacke (die Wendinnen gehen nie ohne Jacke zur Kirche), aber über dieser das weisse Spitzenhalstuch, das sonst unter derselben getragen wird; weisse Strümpfe und schwarze Lackschuhe. Über dem weissen, oben beschriebenen Kirchkopfputz prangt die grüne Brautkrone, in der unbehandschuhten Hand trägt sie ein grosses, gesticktes, weisses Taschentuch und — — den Regenschirm. Die Burschen und Männer verlassen das Zimmer, die Braut und Brautjungfern bleiben. Und nun erscheinen die beiden Brautdiener, die in wendischer Sprache dem Mädchen erzählen, dass ihr Freund eine Frau suche und sie geträumt hätten, hier sei eine Braut für ihn.

Sie möchten diese nun herausgeben. Die Mädchen bestimmen einen Preis für die Braut, der den Burschen zu hoch ist, es folgt ein förmlicher Handel, bis unter Scherz und Lachen die Braut gekauft ist. Den Kaufpreis teilen die Brautjungfern unter sich.

Inzwischen — der standesamtliche Akt hat bereits Morgens vor dem Amtsvorsteher stattgefunden — beginnen mit schönem Klang die Kirchenglocken zu läuten, und der Zug geht zur Kirche. Die Braut geht zwischen den Brautdienern, gefolgt von den Brautjungfern und der Schar der Gäste. Beim Eintritt in das schöne, freundliche Gotteshaus ertönt Orgelspiel, und vor dem Altar wird die Braut an den Bräutigam abgetreten. Letzterer ist ganz schlicht in einen langschössigen, schwarzen Tuchrock gekleidet, die Schirmmütze hält er in der linken Hand. Das Brautpaar steht, während die Gäste im Gestühl Platz nehmen. Während der Trauung nimmt eine Freundin der Braut den Regenschirm ab, wie bei unseren städtischen Hochzeiten die Braut der ersten Brautjungfer den Strauss giebt. Es folgt eine schöne, zu Herzen gehende Trauredede des Ortspfarrers.

Die Trauung wird ohne Ringwechsel vollzogen — die wendischen Bauern tragen keine Trauringe — der Weihespruch erfolgt auf die zusammengelegten Hände.

Unter Gesang und Orgelspiel geht nun das Paar, von allen Gästen gefolgt, um den Altar, auf den jeder seine Gabe, „das Opfer“, niederlegt. Dann

verlässt der Zug die Kirche. Am Ausgang des Kirchhofes stehen wendische, nicht zur Gesellschaft gehörende Mädchen, die den Weg mit Leinen versperren. Erst nach einer Zwiesprache und Opferung klingender Münze wird geöffnet.

Ausserdem stehen noch einige mit bunten Tüchern geschmückte Holzstühle an dem Wege, den der Zug nimmt, und blumengeschmückte Teller darauf lassen unschwer ihre Bestimmung, Geldspenden für die Ärmeren aufzunehmen, erkennen. Nachdem noch das Gesinde des Hofes vor der Thür des Bauernhofes den ebenfalls gesperrten Eingang freigegeben, tritt man in das Haus des Bräutigams ein.

Nach Glück- und Segenswunsch verschwindet der weibliche Teil der Gesellschaft, die Braut an der Spitze, um den Kirchkopfputz und Schürze, sowie die Jacke abzulegen. Mit weissen oder bunten Kopftüchern, anderen Schürzen erscheinen sie nun in den frisch gewaschenen und sauber gebügelten Hemdärmeln, deren spitzengeschmückte Säume immer nach oben umgeschlagen sind, wieder. Dann nimmt man an der hübsch gedeckten Tafel Platz.

Nach dem Tischgebet bittet der Hausherr seine Gäste, sich's an seinem und der „Anka“ Ehrentage wohl sein zu lassen, es beginnt das Mahl wieder nach wendischer Sitte mit Brot, Butter und Käse, worauf Rindfleischsuppe mit Rindfleisch, danach Schweinebraten mit Kartoffeln und Sauce, sowie Backobst und schliesslich ein Gebäck von Quark-Käse aufgetragen und mit gutem Appetit verzehrt wird. Als Getränk giebt es das leichte braune Bier. Die Thür zum Hausflur bleibt keine Minute geschlossen, es kommen Kinder scharenweise, die sich etwas vom reichen Tisch ausbitten; jedem wird gegeben, was er mag, am beliebtesten ist eine Schnitte des grossen kräftigen Brotes mit Butter und Käse. Nach beendigter Mahlzeit wird abgeräumt und von der ganzen Gesellschaft ein wendisches Kirchenlied angestimmt. Alle singen mit, Jung und Alt, selbst die in der Küche beschäftigten Frauen treten dazu ein in das Zimmer. Darnach folgt zum Schluss: „Nun danket alle Gott.“

Gegen Abend wird Kaffee und Kuchen und wiederum Brot mit Butter und Käse gereicht. Den Abend beschliesst die Jugend mit einem Tanz im Saale des Gasthofes.

Der nächste Tag — Sonntag — bricht an. Früh schon ist im Hause des jungen Paares alles wieder gerüstet, und von 8 Uhr an stellt sich die Schar der Kaffeegäste ein. Heut tragen die Mädchen die grellfarbenen roten Röcke, während gestern die blaue, grüne und lila Farbe getragen wurde, denn rot schiekt sich nicht für den Tag, da ihnen „eine ihres Kreises verloren geht“.

Alle Gäste geleiten das Paar zum Gottesdienst in die Kirche, wo die Bäuerin zum ersten Mal den ihr von nun an gebührenden Platz einnimmt. Den ganzen Nachmittag widmet sich die Jugend dem Tanz, während die anderen Gäste das gute Wetter zu einem Spaziergange benutzen. Mit dem Sonntag ist die Feier dieser Hochzeit beendet, „weil er doch Witwer war“, beim „freiledigen“ Bräutigam wird der dritte Tag auch noch gefeiert. v. B.

(„Berliner Lok.-Anz.“ No. 318, 10. Juli 1897.)

Die Grabstätte Ludwigs des Römers.

In dem vorigen Jahrgang der „Brandenburgia“ (Bd. V No. 3 — Juni 1896 — S. 90) ist von der Grabstätte Ludwigs des Römers die Rede und dabei als selbstverständlich angenommen, dass dieselbe in der Klosterkirche zu Berlin zu suchen sei. Wenngleich dies die gewöhnliche Meinung ist und für dieselbe sich auch Zeugnisse von Schriftstellern beibringen lassen, so darf doch auf der andern Seite nicht verschwiegen werden, dass es eine zweite Tradition giebt, nach welcher der genannte Fürst in seinem Heimatlande, in Bayern, seinen letzten Ruheplatz gefunden hat.

Der bekannte Geschichtschreiber der Reformationszeit Joh. Aventin (eigentlich Turmair, 1477—1534) berichtet in der während der letzten Jahre seines Lebens in deutscher Sprache niedergeschriebenen „Bayerischen Geschicht-Chronica“^{*)} dass Ludwig der Römer, den er freilich schon 1359 verstorben sein lässt, zu Landshut in dem Kloster Seligenthal begraben liege. Diese Notiz des sonst wohlunterrichteten Forschers muss jedoch in Zweifel^{**)} und die schon wegen der unrichtigen Angabe des Todesjahres nahe liegende Vermutung, dass er oder sein Gewährsmann Ludwig den Römer mit einem andern gleichnamigen Mitgliede des damals weit verzweigten Wittelsbachischen Hauses verwechselt habe, näher in Erwägung gezogen werden, wenn wir finden, dass die Urkunden von Seligenthal nichts davon wissen, dass Ludwig daselbst bestattet worden sei. Es kommt hier vornehmlich in Betracht ein altes, vom 13. bis zum 16. Jahrhundert reichendes, sorgfältig geführtes Necrologium,^{†)} in dem alle Standespersonen, die in dem Kloster

^{*)} Bayerische Geschicht-Chronika, herausgeg. 1580 zu Frankf. a. M., Buch VIII S. 405. In den zehn Jahre früher in lateinischer Sprache verfassten *Annales Bojorum* weiss er von dem Tode dieses Fürsten nur zu erzählen, dass derselbe, ohne Kinder zu hinterlassen, das Zeitliche gesegnet habe, cf. *Ann. Boj.*, herausgeg. 1554 von Hieron. Ziegler zu Ingolstadt, lib. VII S. 795. Bekanntlich sind diese erst nach dem Tode des Verfassers veranstalteten Ausgaben seiner beiden Hauptwerke nach schlechten Abschriften und mit willkürlicher Veränderung des Textes gemacht worden. Eine kritische Ausgabe, besorgt von Riezler und Lexer, erschien zu München 1880—86, die ich aber diesmal nicht habe benutzen können.

^{**)} Aventin folgt hier wahrscheinlich den Angaben Ladislaus Suntheims († 1513), der in seiner *Genealogie der Familia ducum Bavariae* (bei Oefele, *Rerum Boicarum Script.* II S. 562ff) von Ludwig dem Römer sagt (p. 573): *Nihil in chronicis laude dignum inveni. Obiit anno Domini MCCCLXXIX. in Monasterio Saldntal Lanntzhutae sepultus.* Suntheim ist dafür bekannt, dass er alles durcheinander wirft.

^{†)} Abgedruckt unter den *Monumenta Seeligenthalensia* im 15. Bande der *Monumenta Boica* (München 1787) als *Excerpta Necrologii* S. 506—550.

begraben worden sind, aufgeführt werden. So heisst es z. B. von Markgraf Ludwig dem Älteren (p. 537; September): XIII. Kal. Oct. An. dni. MCCCLXI obiit dns. Ludwicus Markgrafius Dux Bawarie comes palatinus Reni. ist bei uns begraben. Desgleichen wird auch von Otto dem Faulen berichtet (p. 543; November): XVII. Kal. Decemb. . . . Anno dni. Milles. CCC. LXXVIII obiit inclitus dns. Otto Marggrafius comes palat. Reni et dux Bawarie. Ist bei uns begraben, während z. B. von seinem Vater, dem in der Frauenkirche zu München bestatteten Kaiser Ludwig, dessen Memorie jedoch in Seligenthal festlich begangen wurde, gesagt wird (p. 540; October): V. Jd. Octob. Anno dni. MCCC. XLVII obiit dilectus dominus Ludwicus inclitus Imperator. Und wie von diesem so heisst es auch, vorausgesetzt, dass hier wirklich Ludwig der Römer gemeint ist. *) was wegen des Beinamens „Junior“ sehr wahrscheinlich ist, von seinem zweiten Sohne desselben Namens (p. 523. Mai): XVI. Kal. Jun. Ludwicus iunior dux Bawarie, ohne weiteren Zusatz, woraus wir mit ziemlicher Sicherheit schliessen dürfen dass derselbe nicht an diesem Orte begraben liegt.

Die Klosterkirche zu Berlin als Ruhestätte dieses Fürsten nennen verschiedene brandenburgische Chronisten des 16. Jahrhunderts, indem sie sich auf eine Tafel berufen, die zu ihrer Zeit daselbst vorhanden gewesen sei. So zunächst Paul Creusing, der in seiner in den Jahren 1571 und 72 für den Magistrat von Beelitz verfassten Märkischen Chronik sagt: **) Sed Epitaphium ex Berlino mihi allatum a M: Samuele Jockerritz ***) viro humanis. aliter docet: Est autem tale. Anno 1365 obiit illustrissimus princeps et dominus D. Ludovicus Bavarus Marchio Brandenburgensis filius invictis: imperato: Ludovici etc. h: inferius sub altari condigna reverentia et honore ut par fuit tumultatus. †) Item Anno domini 1357 obiit inelyta Domina D. Cunigundis uxor Magnifici principis D. Ludovici Romani antedicti filia quoque Sereniss: Regis Cracoviae sub altari inferius apud Dominum et martium suum honorifice tradita sepulturae. Dieselbe Doppelinschrift, jedoch mit etwas verändertem Wortlaut, bringt auch Zacharias Garcaeus (Gartz, 1544—86)

*) Schon der Herausgeber der Monumenta Seelighenthalensia sagt (a. a. O.): forte Romanus, Ludovici Imp. filius, quem ferunt Berolini sepultum, et cui fixa dies obitus, quod sciam, nullibi assignatur. Dieses Todesdatum (17. Mai 1365) wird jetzt allgemein angenommen, cf. A. Buchner, Gesch. von Bayern, 6. Buch (München 1840), S. 73; S. Riezler, Gesch. Bayerns, III (Gotha 1889), S. 82. In märkischen Urkunden erscheint Ludwigs Name zum letzten Male am 24. Okt. 1364 (Cod. dipl. Brand. A, XII, 395).

**) Ich citiere hier nach Creusings Autographum, das sich im Geh. Staatsarchiv zu Berlin befindet. Holtzes Ausgabe der Chronik (Schriften d. Ver. f. d. Gesch. Berlins, Heft XXIII, Berlin 1886) ist nach einer späteren Abschrift gemacht worden. Bei ihm S. 106.

***) Samuel Jockert Belicensis und Jacobus Jockert Belicensis wurden nach Ausweis der Universitätsmatrikel am 3. September 1551 in Wittenberg inscribiert; von Samuel Jockert hat Creusing auch den Bericht eines Havelbergischen Domherrn über Jan Kuck erhalten, cf. S. 151 ed. Ho. Jacob Jockeritz wurde 1572 erster Ziesenermeister in Belitz, ebenda S. 179.

†) Msc. tumultuatus.

in seinen *Successiones praesidium Marchiae Brandenburgensis*¹⁾ und zwar schon in der ersten 1582 begonnenen Niederschrift, woraus hervorgeht, dass er dieselbe nicht von Creusing, den er erst in den Nachträgen citiert, übernommen hat; wahrscheinlich hat er sie, was ja auch wegen der genauen Ortsangabe („In coenobio Franciscanorum ad parietem versus sinistrum“), die sich nicht bei Creusing findet, anzunehmen ist, von einem Berliner Freunde erhalten oder selbst an Ort und Stelle abgeschrieben.

Ein Jahrzehnt später war die Inschrift verschwunden. Andreas Angelus (Engel, 1561–1598), der 1592, also gerade in der Zeit, wo er, nach dem Schlusswort an die Leser, sein *Rerum Marchicarum Breviarium* (erschienen 1593 zu Wittenberg) schrieb, auf einige Monate Konrektor an der Schule zum Grauen Kloster war,²⁾ giebt sowohl in diesem Werke (S. 67) wie auch, fast genau mit denselben Worten, in seinen fünf Jahre später erschienenen *Annales Marchiae Brandenburgicae* (S. 159) an, Otto der Römer liege begraben im Grauen Kloster zu Berlin „nach M. Abrahami Bucholceri³⁾ meinung / vnd nach aussweisung einer alten Taffel / so noch vor wenig Jahren in gemelter Closter Kirch zum Berlin vorhanden gewesen,“ und die Vermutung liegt nahe, dass dieselbe bei der i. J. 1584 von Leonhard Thurneisser vorgenommenen Renovation der Kirche⁴⁾ wenn nicht abhanden gekommen so doch an einen Ort gebracht worden ist, wo sie der allgemeinen Besichtigung nicht zugänglich war. Vorhanden war sie, wenn wir Michael Hierfurth († 1759)⁵⁾ Glauben schenken dürfen, noch i. J. 1728, bis sie dann, wie es scheint, auf immer spurlos verschwunden ist.

¹⁾ S. 264 des Autographums (Fürstlich Stolberg'sche Bibl. z. Wernigerode Zh. 31 = p. 133 der Krause'schen Ausg. v. 1729), wo die Inschrift mit Auflösung der Ligaturen lautet: Anno Dni. M.CCC.LXV. obiit Illustriss. et Dns. D. Ludovicus Romanus Marchio Brandenburg, filius invictissimi principis ac Dni. D. Ludovici Imperatoris, hic inferius sub altari condigna reverentia et honore, ut par fuit, tumulatus. — Anno Dni. M.CCC.LVII obiit Inclyta dna., D. Conegundis, uxor magnifici principis Dni. Ludovici Romani antedicti, filia quoque Serenissimi Regis Cravoviae, sub altari hic inferius apud Dominum et maritum suum honorifice tradita sepulturae. (Gefällige Mitteilung des Herrn Archivrat Dr. Jacobs in Wernigerode.)

²⁾ cf. Jul. Heidemann, *Gesch. d. Grauen Klosters z. Berlin*, S. 131.

³⁾ Dieser (1529–1584) bringt in seinem 1580 veröffentlichten *Index chronologicus*, ein erfrucht 17jährigen Studiums, die Notiz (No. 5335, Bl. F. F. III z. J. 1365): „Ludovicus Romanus Marchio Brandeburgensis, filius Imperatoris Ludovici, obiit: sepultus Berolini apud Franciscanos. Auch er hat wohl die Inschrift genannt und auf sie seine Angabe gestützt.

⁴⁾ R. Borrmann, *Die Bau- und Kunstdenkmäler von Berlin*, S. 191.

⁵⁾ Handschriftliche Chronik der Klosterkirche im Archiv des Grauen Klosters, vol. 62. Die erste Niederschrift ist 1728 gemacht worden, die Erweiterungen gehen bis 1750, cf. Jul. Heidemann a. a. O. S. 40. — Nach einer freundlichen Mitteilung des Herrn Prof. Dr. Nohl vom Grauen Kloster lautet die betreffende Stelle: „Ludovicus Romanus Churfürst allhier ist Anno 1366 (!) und seine Gemahlin zuvor Anno 1357 beyderseits in diesem Closter begraben worden, im steinern Chor, nach ausweisung einer alten Taffel, so zu Angeli Zeiten und noch bis diese Stunde vor Handen ist.“

Ist uns somit die Möglichkeit benommen, selbst*) die Tafel nach ihren Schriftzügen auf ihr Alter hin zu untersuchen, so bleibt uns nichts weiter übrig, als aus dem Texte, dessen Wortlaut uns ja ziemlich genau überliefert ist, einige Schlüsse zu ziehen. Da ist es nun jedem, der sich mit solchen Dingen irgendeinmal beschäftigt hat, sofort klar, dass wir es hier nicht mit einer Grabinschrift im eigentlichen Sinne zu thun haben. Zu einer solchen gehört vor allen Dingen die Angabe des Todestages, die für beide, den Fürsten sowohl wie für seine Gemahlin, fehlt, und ganz aussergewöhnlich würde es sein, dass für beide, die doch zu verschiedenen Zeiten gestorben sind, nur eine Grabinschrift gesetzt wäre; auch würde wahrscheinlich auf einem wirklichen Epitaphium des tragischen Schicksals der jungen Fürstin, die bald nach ihrer Verheiratung, noch in demselben Jahre, starb, wenigstens kurz gedacht worden sein.

Alle diese Bedenken schwinden, wenn wir in jenem sogen. Epitaphium nichts weiter als eine einfache Kircheninschrift sehen, wie sich deren gerade in der Klosterkirche und den dazugehörigen Bauten mehrere erhalten haben**). In den letzten Jahrhunderten des Mittelalters hatte sich nämlich die Sitte herausgebildet, wichtige Ereignisse, welche die Kirchen resp. die Gemeinden betrafen, auf Tafeln, Gesimsen oder sonst an auffälligen Punkten der Gotteshäuser zu verzeichnen, damit die Erinnerung daran den kommenden Geschlechtern aufbewahrt bliebe. Solche kurzen Inschriften vertraten an minder bedeutenden Orten das, was für die Bischofssitze und andere Centren der Bildung die litterarischen Aufzeichnungen waren. Trat nun der Fall ein, dass die Kirche durch eine Feuersbrunst oder ein anderes elementares Ereignis verwüstet wurde, dann pflegte man bei der Restauration des Gebäudes auch die alten Inschriften, manchmal wohl bloss nach dem Gedächtnis, wiederherzustellen. So zeigt z. B. die Inschrift der Klosterkirche, welche von der Schenkung des Grundstückes durch die Markgrafen Otto und Albrecht im Jahre 1271 und von einer etwas späteren Dotation an das Kloster berichtet, Schriftzüge, die dem 15. Jahrhundert angehören. †) Ja, man kann sich dem Verdacht nicht verschliessen, dass Begebenheiten, deren Gedächtnis sich bis dahin nur mündlich verpflanzt hatte, erst Jahrhunderte, nachdem sie geschehen, auf diese Weise öffentlich verzeichnet und damit gewissermassen als beglaubigte Thatsachen hingestellt worden seien. Und dann hat sicherlich der fromme Eifer und die gläubige Phantasie der Kirchendiener noch so manches hinzugedichtet, was den Thatsachen nicht entsprach! So sind die famosen Grabinschriften in der Marienkirche zu Brandenburg, die man bisher als eine Fälschung des Georgius Sabinus (1508—60) angesehen hat, jedenfalls schon im 15. Jahrhundert entstanden, was man ohne Schwierigkeit aus seinen

*) Man wende nicht ein, dass Angelus von einer „alten“ Tafel spricht. Ein solcher Ausdruck in dem Munde eines Schriftstellers des 16. Jahrhunderts will wenig bedeuten. So sagt z. B. der Pfarrer Dionysius (amtiert in Hohen-Schlentzer bei Jüterbog von 1586—1626), er habe seine Treuenbrietzener Chronik *ex antiquo codice* abgeschrieben, und doch erwähnt diese Ereignisse aus d. J. 1537, cf. weiterhin S. 249 f.

***) Cf. R. Borrmann a. a. O. S. 195; 200 f.

†) R. Borrmann, a. o. O. S. 195.

eigenen Worten herauslesen kann:*) *Horum sepulera extant apud Brandenburgenses, sed ita pedibus attrita sunt, ut nullum paene vestigium literarum in iis appareat. Epitaphia, quae erant inscripta ante annos centum, ubi nondum penitus oblitterata fuere, homo antiquitatis studiosus descripsit in tabulam ad parietem hemicycli suspensam: quae tabula me adolescente adhuc in templo habebatur.**)* Qui vero descripsit, testatus est nihil suo tempore legi potuisse praeter etc. Gehen wir bei Bestimmung des Zeitausdruckes „ante annos centum“ von dem Jahre aus, in welchem die Schrift des Sabinus erschien, dem Jahre 1552, so gelangen wir in die Regierungszeit des Kurfürsten Friedrich II., von dem wir wissen, dass er, wie er überhaupt viele in der wilden Raubritterzeit verfallene Kirchen wieder herstellen liess, so auch das berühmte Heiligtum auf dem Marienberge zum religiösen Mittelpunkte des von ihm gestifteten Ritterordens Unserer lieben Frauen machte. Dem letzten Ereignisse werden auch wohl jene apokryphen Epitaphien ihr Dasein verdanken.†)

Wenn wir nun berücksichtigen, dass in der Klosterkirche zu Berlin sich kaum ein Kunstdenkmal befindet, das noch in das 14. Jahrhundert zurückreicht, dagegen sehr viele, die dem 15. Jahrhundert angehören, so dürfen wir daraus wohl den Schluss ziehen, dass Friedrichs II. fromme Fürsorge sich auch auf dieses Gotteshaus erstreckt hat. War es doch diejenige Kirche, in der sein Vater denen, welche hier in der Mark zuerst von allen seinen Waffengefährten ihr Blut für ihn verspritzt hatten, den in der Schlacht am Kremmer Damm (24. Okt. 1412) gefallenen Rittern Graf Johannes von Hohenlohe, Kraft von Leutersheim und Philipp von Utenhofen als Anerkennung ihrer grossen Verdienste um ihn Grabdenkmäler ††) hatte errichten lassen! Friedrichs eigenes Interesse für die Kirche können wir wenigstens noch aus einer Urkunde vom Jahre 1443 erschen, in der er alte Schenkungen an diese und das Kloster bestätigt.

Worauf ich bei dieser Auseinandersetzung hinauswollte, ist, davor zu warnen, dass man jener „alten“ Tafel, auf die sich die Chronisten des 16. Jahrhunderts berufen, wenn sie Ludwig hier begraben sein lassen, nicht zu viel Beweiskraft beilege: aller Wahrscheinlichkeit nach war dieselbe nicht so alt, dass sie den von ihr erwähnten Thatsachen zeitlich gleichstand oder denselben auch nur nahe kam.

Die Thatsache kann dabei doch richtig sein. Wenn in vorreformatorischer Zeit ein märkischer Regent aus irgend einem Grunde in Berlin seine letzte Ruhestätte finden wollte oder sollte, so musste hierfür in erster Linie die Klosterkirche in Betracht kommen, da es vor Einrichtung der Domkirche eine eigentliche Hofkirche in dieser Stadt nicht gab, die Kloster

*) G. Sabinus, Hugo Marchio Brandenb. Cap. VII in den *Scriptores rer. Marchiae Brandeb.* Frankf. a. O. 1742 I. S. 201. (Reiner Reineccius, *Orig. stirpis Brand.* 1581 p. 70).

**) Hätte Sabinus selbst die Inschriften gefälscht, so hätte er es jedenfalls nicht gewagt, die letzten Worte, die von sehr vielen älteren Brandenburgern gelesen wurden, zu schreiben.

†) Dieselben machen eher den Eindruck, als ob sie auf einen Ordensritter jener Zeit denn auf einen Markgrafen aus der voraskanischen Epoche verfertigt seien.

††) E. Wusterwitz bei *Angelus Ann.* S. 190. Zwei von den Grabdenkmälern haben sich bis jetzt erhalten, cf. *Berlinische Chronik* S. 1412 (156 f.).

kirche aber mit dem in derselben Strasse gelegenen „Hohen Hause“ der Markgrafen in engster Beziehung stand. Es ist nun sehr wohl möglich, dass Ludwig der Römer nicht wie seine beiden Brüder in seinem eigentlichen Vaterlande begraben wurde, weil er, eine Creatur Karls IV., seinen bayerischen Verwandten feindselig, zuletzt sogar mit den Waffen in der Hand gegenübergestanden hatte. Doch wo in der Mark sollte man ihn bestatten? Lehnin, wo z. B. noch später die Hohenzollern Johann Cicero und Joachim I. beigesetzt wurden, bis ihre Gebeine später in die neue Domkirche zu Berlin überführt wurden, und Chorin, die alten Begräbnisstätten der Askanier, mochte ein Wittelsbacher aus politischen Gründen nicht besonders gern wählen: so blieb beinahe nur noch Berlin übrig, wengleich man auch noch an andere Orte, wie z. B. Frankfurt, denken konnte.

Wie wir sehen, reichen die bisher bekannten litterarischen Zeugnisse nicht aus, um die Frage zu entscheiden. Ob sich noch neue werden finden lassen, muss die Zeit lehren. Die Mark Brandenburg besitzt bekanntlich für die Epoche der Wittelsbacher keine chronistische Aufzeichnung, aber auch die bayerischen Geschichtschreiber erwähnen Ludwig den Römer der für sie keine grosse Bedeutung hat, immer nur beiläufig; doch wird vielleicht noch gelegentlich eine versteckte Notiz ans Tageslicht gezogen werden.

Noch auf einem andern Wege lässt sich eine Entscheidung treffen. Wenn es wahr ist, dass bei dem in diesem Jahrhundert zu Anfang der zwanziger Jahre stattgefundenen Umbau der Kirche die gemauerte Doppelgruft als leer erwiesen hat*), so spricht dies sehr stark gegen die Annahme, dass Ludwig hier bestattet liegt. Dass Fürstengräber in wilden Kriegszeiten aufgerissen und geplündert werden, ist häufig vorgekommen, und in der Mark z. B. noch im dreissigjährigen Kriege mit den Gräbern der Askanier zu Chorin geschehen; aber dann sind doch für gewöhnlich die Särge und die Gebeine an Ort und Stellen verblieben. Wenn man dagegen ein solches Grab ganz leer findet, so kann man getrost sagen, dass in demselben entweder, die Leiche niemals gewesen oder später anderswohin überführt worden ist. Für eine Überführung muss aber immer ein bestimmter Grund vorliegen; auch pflegt eine solche noch eher wie die eigentliche Bestattung von den Schriftstellern erwähnt zu werden: beides ist bei Ludwig dem Römer nicht der Fall.

Also: Nachforschungen in der Kirche selbst, Nachforschungen in den ausserbrandenburgischen Historikern des 14. Jahrhunderts, dann wird sich vielleicht noch einmal Licht über diese Frage verbreiten. Für den Berliner aber ist es von Interesse, festzustellen, ob seine Stadt ausser in der Hohenzollerischen Fürstengruft noch anderswo die Gebeine eines Regenten bewahrt, der in der Mark regiert hat.

H. Pieper.

*) K. F. Kloeden, Diplom. Gesch. des Markg. Waldemar IV. S. 282. 305.

Creusings Märkische Chronik.

Auf S. 236 Anm. ** des vorangehenden Aufsatzes habe ich, ohne einen Beweis für meine Behauptung beizubringen, die Bemerkung gemacht, dass das Exemplar von Creusings Märkischer Chronik, welches das Geh. Staats-Archiv zu Berlin besitzt, das Autographum des Verfassers sei. Es möge mir gestattet sein, im folgenden die Gründe, die mich zu dieser Meinung veranlassen, auseinanderzusetzen, umso mehr, als dabei eine bis dahin unbekannte und unedierte Vorrede Creusings zu seiner Chronik, die nicht nur über ihn selbst und sein Werk, sondern auch allgemein darüber Aufschluss giebt, wie und zu welchem Zwecke im 16. Jahrhundert Chroniken verfasst wurden, zum Abdruck gelangen wird. Vorher möchte ich jedoch das wenige, was wir über Creusings Leben wissen, noch vorbringen.

Nach seiner eigenen Angabe auf dem Titelblatte des Autographums seiner Chronik (s. u.) stammte Creusing aus Stolberg im Meissen'schen; denselben Ort giebt auch Heinrich Sebald an, der seit 1614 in Beelitz Pfarrer war und ein *Breviarium historicum**) schrieb, in dem er u. a. ein Verzeichniss der bis zu seiner Zeit in dieser Stadt thätig gewesenen Geistlichen giebt. Die ungefähre Zeit von Creusings Geburt lässt sich aus der Thatsache entnehmen, dass er nach Ausweis des *Album academicum* der Universität zu Wittenberg**) am 6. Juli 1559 daselbst immatrikuliert wurde. Seit frühestens 1569 — aber nicht eher, da nach Sebalds Angabe es zu den Zeiten des am 10. Februar 1569 verstorbenen Predigers Gerson Voldenscher noch keinen Diaconus in Belitz gab und Creusing erst der dritte war, der dieses Amt bekleidete †) —, wahrscheinlich aber erst seit 1570 war er als 2. Prediger in der genannten Stadt thätig. Als solcher begann er alsbald seine litterarische Thätigkeit. Er verfasste kurz nach einander mehrere kleinere Schriften, Flugschriften, die alle den Zweck gehabt zu haben scheinen, für die durch Feuersbrunst stark heimgesuchten Beelitzer Geldbeiträge zu erlangen. Es sind dies:

1. *Hostilis irruptionis, quae in Marchiae Mediae oppido, Belitia, anno Christi 1478 facta est a . . . Boemo . . . Jan Cuc, descriptio latina et germanica in gratiam et honorem Belicensium dedita a Paulo Creusingio, Evangelii ministro ibidem. Wittenberg 1570. ††)*
2. *Descriptio quadruplicis incendii oppidi Belicensis. Gleichzeitig und*

*) M. Hinricus Sebaldus, *Breviarium historicum*. Wittenberg 1655. 4.^o Die Liste der Prediger beginnt auf S. 712, die der Diakonen S. 714.

**) *Alb. Acad. Viteb.* I, 3626,⁴⁰. Ein jüngerer Bruder von ihm dürfte der am 21. Dez. 1567 inscribierte Johannes Kreusing Stolbergensis (*ibid.* II p. 135,6, ⁴¹) gewesen sein.

†) *Brev. hist.* S. 714.

††) In etwas veränderter Gestalt hat Creusing diese (lateinische und deutsche) Beschreibung auch seiner Chronik einverleibt (S. 152. 53 ed. Ho.) Einen Neudruck der Erstausgabe, zusammen mit der Schrift No. 2, hat G. G. Küster in der *Collectio opusculorum Historiam Marchicam illustrantium*, 18, 19. Stück, Berlin 1734, S. 96—102, veranstaltet.

wahrscheinlich auch zusammen mit No. 1 erschienen. Zu dieser Schrift bildete wohl das

3. Gebeth um Behütung für Feuers-Noth für die Jugend zu Belitz (citiert bei G. G. Küster, Bibliotheca Brandenburgica p. 795) nur einen Anhang oder Beigabe.
4. Wie sehr viele Geistliche der Mark liess auch Creusing seine auf den Kurfürsten Joachim II. am 26. Januar 1571, dem Tage der Beisetzung, gehaltene Gedächtnissrede drucken (G. G. Küster a. a. O. p. 428.).

Durch diese kleineren Schriften, wie es scheint, veranlasst, ging Creusing auf Wunsch des Rates von Beelitz noch in demselben Jahre daran, eine Chronik der Mark Brandenburg zu schreiben, die er dann im nächsten Jahr vollendete. Über sie wird nachher ausführlicher die Rede sein.

Seit dem Jahre 1572 hören wir nichts mehr von ihm. Ist die Liste der Diakonen bei Sebald vollständig und sind seine Daten richtig, so wäre Creusing bis zum Jahre 1582 in diesem Amte geblieben, wo er dann von seinem Nachfolger Wilh. Schmidt abgelöst wurde. Wir wissen nicht, ob er damals gestorben oder nach einem andern Orte gegangen ist; auf das erstere deutet Angelus hin, wenn er in seinen (bereits 1596 abgeschlossenen) Annales Marchiae Brandenburgicae (S. 243) ihn „weyland Caplan zu Belitz“ nennt.*)

Charakteristisch für Creusing ist das, was Sebald (S. 714) von ihm erzählt:

„Herr Paulus Crusingius Stolbergensis / welcher zwar ein gelahrter Mann inuss gewesen seyn / aber ein Tockmäuser / denn Herr Joachimus Schultze Pastor**) hat von diesem Crusingio hinterlassen / wenn einmahl der Knopff vom Thurn an unserm Müllenthor würde herab kommen, würde offenbahr werden / wer Crusing gewesen / welches sich auch gefunden / denn als man den Thurn mit einem newen Knopff zieren wollen†) / hand man darin Crusings Hand gefunden / und in seiner Schrift unter andern solche Wort: Zu dieser Zeit hat auch gelebet D. Jacob. Andreae / welcher den gewlichen Schwarm de Communicatione Idiomatum zum ersten erdacht / was diese Wort in residuo haben / ist den Gelahrten satt wissend.“

Als strenger Anhänger Ph. Melanchthons, als ein sogen. Philippist, verwarf Creusing auf das sicherlich entschiedenste die Lehre des Tübinger Prof. Jac. Andreae (1520 – 1590), der angeblich zwischen den einzelnen Richtungen der evangelischen Kirche vermitteln wollte, selbst aber ein Verteidiger Lutherischer Strenggläubigkeit war, und die anderer Württembergischer Theologen von der *communicatio idiomatum realis*: dadurch setzte er sich aber zu der damals auch

*) S. Friedr. Holtze, Schriften d. Ver. f. d. Gesch. Berlins XXIII (Berlin 1886) S. 23, mit dessen übriger Darstellung ich nicht übereinstimme. — Auch der Umstand, dass Garcaeus in seinen *Successiones* Creusing erst in den von 1583 - 86 gemachten Nachträgen, nicht schon bei der ersten Niederschrift von 1582 citiert, spricht dafür, dass Creusing nach d. J. 1582 tot war; bei seinen Lebzeiten hätte man einem Fremden eine Einsicht in die Chronik wegen der darin enthaltenen freien Meinungsäusserungen wohl kaum gestattet.

**) Pfarrer in Beelitz von 1569 bis 1610 (cf. Seb., S. 712). Vorher war er vielleicht daselbst Diaconus (ebend. S. 714).

†) 23. Apr. 1624, cf. Sebald, S. 723.

in der Mark zur Herrschaft gelangenden Partei, vor allen auch zu dem späteren Kirchen-visitor*) Andreas Musculus, den er in seiner Chronik heftig angegriffen hatte, in einen scharfen Gegensatz.

Doch gehen wir nunmehr zu unserm eigentlichen Thema über.

Meine Gründe, in der genannten Handschrift**) das Original Exemplar des Verfassers zu sehen, sind folgende:

1. Den Schriftzügen nach gehört die Handschrift in das Ende des 16., spätestens in den Anfang des 17. Jahrhunderts, jedenfalls in die Zeit vor dem dreissigjährigen Kriege. Die Handschrift würde, selbst wenn es nur eine Abschrift wäre, doch älter als die andern Handschriften sein, wenigstens soweit mir dieselben bekannt sind.

2. An vielen Stellen des Werkes sind ganze — oft mehrere hintereinander! — und halbe Seiten freigelassen worden, offenbar, wie das auch ausdrücklich in der Vorrede gesagt wird, zu dem Zweck, dass zu jedem Kapitel Nachträge gemacht werden können. So etwas thut nur ein Autor, welcher die Absicht hat, sein Werk noch weiter zu vervollständigen, nicht aber ein Abschreiber, der nur das, was ihm ein anderer als fertiges Ganze bietet, kopiert. Für einen Abschreiber wäre es, zumal da hier ziemlich starkes Papier verwendet ist, eine für jene Zeit unbegreifliche Verschwendung.

3. Vielfach, und zwar nicht bloss in der Vorrede, ist im Text verbessert worden, teils an einzelnen Wörtern, teils in den Satzgebilden; ja öfters sind ganze Abschnitte durchgestrichen und andere, entweder unmittelbar hinterher oder am Rande, an deren Stelle gesetzt worden. Die andern Handschriften bieten nur den verbesserten Text.

4. Es wäre unerklärlich, weshalb ein so solider, für jene Zeit geradezu wertvoller Band genommen sein sollte, wenn es sich nicht um das Handexemplar eines Autors handelte.

Die Schriftzüge sind fest und ausgeschrieben, aber ziemlich klein und daher manchmal undeutlich. Besonders werden in den Zusätzen und Korrekturen die Buchstaben so klein, dass man sie nur mit grosser Mühe lesen kann.

Überall ist deutsche Schrift angewandt; nur verschiedene Eigen- und Fremdwörter und selbstverständlich auch die lateinischen Citate sind mit lateinischen Buchstaben geschrieben.

Inbetreff der Orthographie bemerke ich, dass, was ja einem jeden bekannt ist, der einmal eine Schrift aus jener Zeit gelesen hat, am Anfange der Wörter bei manchen Buchstaben, z. B. h und z, sich gar nicht, bei andern, wie d, e, k, st, sehr schwer erkennen lässt, ob es grosse oder kleine Buchstaben sein sollen. Anlautendes u wird stets v geschrieben.

Trennungsstriche finden sich selten, ebenso das Zeichen des Umlautes. Im folgenden bringe ich eine wortgetreue Abschrift der Vorrede. Die

*) Die Kirchenvisitation erfolgte in Beelitz 1575 (cf. Sebald, S. 103).

**) Prov. Br. Rep. 16 I cß 20 (Rep. XI no 36). Es ist ein in Schweinsleder dauerhaft gebundener Quartband, auf dessen Rücken mit Golddruck der Titel eingepresst ist: Pauli Creusingii Chronica March. Mss. Dieser ist erst später aufgedruckt worden, der Einband ist jedoch ursprünglich d. h. so alt als der Band. Das Wasserzeichen des Papiers zeigt den Namen BVDISSIN.

im Texte gemachten Veränderungen habe ich unten in den Anmerkungen angegeben.

Der mit roter Tinte geschriebene Titel lautet:

Cronicon Aller Re-
girender Markgraven vnd Chur-
fürsten zu Brandenburgk von Anfang her so
lang dies Land ein Marggraveschafft des H. Romi-
schen Reichs gewesen, Bies auff den durchlechtig-
sten Hochgebornen Churf. vnd Hern Joannem Geor-
gium Jtz Regirenden unsern gnedigsten Hern, sampt
den furnemesten Historien*) der Stad Belitz mit vor-
zeichnus und abschrieft Ihrer Confirmationen so
sie von hern zu hern haben
auff Bitt vnd Begehren auch
zu sonderlichen Ehren vnd wolfartt**) des Ersam-
men †) vnd wolweisen Raths der Stad Belitz zu
sammen getragen vnd gefast durch

PAVLVM C CREVSINGIVM Von Stolbergk
Jn Meissen. Ihrer Kirchen Diaconum.
ANNO CHRISTI

MD LXXII

Auf der Rückseite des Titelblattes befinden sich die Gedichte zweier Freunde des Creusing in lateinischen Distichen, das eine überschrieben: Epigramma in Historiam Marchionum et electorum Brandenburgensium conscriptum a Joachimo Groblero Brandenb., und unterschrieben: Anni 724. die Martii, das zweite mit der Ueberschrift: Nicolaus Rislebius Soltwede. lensis ††)

*) Hinter „Historien“ steht ein Auslassungszeichen und mit demselben am Seitenrande hinzugefügt: „der Marck vnd“

**) „vnd wolfartt“ durchstrichen.

†) Verbessert in: „Erbarn.“

††) Beide Gedichte sind bereits bei Holtze (p. 182 u. 46) abgedruckt worden, wenn auch nicht ohne Fehler. Joachim Grobler aus Brandenburg wurde am 17. März 1571, Nicolaus Rislebius aus Salzwedel bereits am 17. Juli 1570 an der Universität zu Wittenberg immatrikuliert. Grobler, vorher schon 1566 in Greifswald ob egestatem gratis inscriptus, später Korrektor in Wittenberg und darauf bei Leonhard Thurneisser, wurde bald des letzteren Gehilfe bei dem Stellen der Nativität. Auf Thurneissers Empfehlung ging er 1583 als Hofmathematicus an den Hof zu Wolgast, cf. J. C. W. Moehsen, Beiträge zur Geschichte der Wissenschaften in der Mark Brandenburg. 1. Leben Leonh. Thurneissers S. 103. Nicol. Rislebius Soltquellensis wird auch von Leutinger (p. 1187 ed. Küster) genannt.

S. 3.

Den Erbarñ Vorsichtigen Vnd Wolwey-
sen Burgermeistern vnd Rathsvorwanten
der Churf. Stadt Belitz meynen gross
gunstigen freundlichen Lieben

Hern vnd Patronen

Gottes gnade vnd fried durch vnsern Einigen Er-
loser vnd Seligmacher Jhesum Christum auch Wund-
schunge Zeitlicher Wolfartt vnd gluckseliger Regirung
vnd¹⁾ mein Inniges gebett vnd willige Dinste zuvor.
Erbare Wolweise fursichtige gönstige Liebe Hern, Nach
dem mich e. e g vleisig, dass vorgangene Jar²⁾ gebe-
ten, dieser Stad alte furstenbriefe vnd vortrege so
noch vorhanden zu vbersetzen, Ju ein Ordnung zu
bringen, vnd dieselben abzuschreiben mit beygesetztem
bericht der durchlauchten Hochgebornen Marggraff.
vnd Churf. zu Brandenburgk Historien vnd vorneme-
sten geschicht³⁾ aufs Kurtzte vorzeichnet, damit diesel-
ben brief desto eher vorstanden wurden. Wiewol ich
mich zu solcher arbeit viel zugering geachtet vornem-
lich auch des beschwert, dass mir gelartter leut, Nach
hulff vnd vnderweisung alhier, vnd vieller bucher so

S. 4.

dazu gehorig, auch sonst sehr viel Notiger Erkundigung er-
farenheit vnd andere Ding mher mangelten, Jdoch weil
e e g sehr angehalten, vnd ich von Natur lust zur Histo-
rien hab vnd sonderlich zur Merckischen Histori, dieweil
mich gott in die Marek gefuget, vnd allerley guttes da-
rin guttlich mitgeteilt hatt, vnd ich mich kegen e e g
für viel wolthaten mir bezeichnet schuldiges Dinstes vnd
danckbarkeit erkenne, hab ich mich Im Namen Gottes
vnderstanden, vnd⁴⁾ nicht alein dieser Stad⁵⁾ brief ordent-
lich von einem Landeshern zum andern abgeschrieben son-
dern auch Jre Histori vnd nicht alein so fern diese brief ge-
hen, besondern von Anfang so lang dies land eine Marek

1) „vnd“ ist durchstrichen und darüber „sampt“ geschrieben; danach sind die folgenden Worte durch Korrektur an den Endungen geändert in: „meinem Innigem gebett vnd willigen Dinsten.“

2) „dass vorgangene Jar“ ist durchstrichen.

3) Hinter „geschicht“ ist ein Auslassungszeichen gesetzt und darüber geschrieben: „von dieser Marek“.

4) Hinter „vnd“ steht das Auslassungszeichen, und darüber geschrieben sind die Worte „erstlichen In ein Buch“, die dann aber wieder durchstrichen sind.

5) Über „Stad brief“ ist hinzugeschrieben: „furstliche vnd Churf. Confirmationen vnd.“

gewesen¹⁾, des H. Römischen Reichs²⁾ kurtzlich zusam getragen vnd gefasset, so viel mir auf diesmal vnd an diesem Ortt zuerkundigen muglich gewesen³⁾, hab auch bey einem Jdem Hern vnd Marggraff.⁴⁾ Spatium gelassen auf das Man noch könne darzu zeichnen, so mir etwas vorborgen gewesen were, Erbiette mich auch wo ich der Historien mher erfahren werde, zu Jder Zeit solche zuvorbessern wie dan auch sonst die Jherlichen geschichten so lang ich hier bin, durch gottes schickung hinzu⁵⁾ zuschreiben. Bitte derhalben vnd vormane e e g wollen In solchen meinen vleis arbeit vnd mhu angemem vnd gefellig sein lassen, gerne lesen nicht vmb meinet sondern vmb Ihrer Hochloblichen Chur vnd Landesfursten, vmb Jres Vaterlandes, vnd vmb der Histori selbst willen.

Dan Historien seind fur sich selbst lustig zulesen, sonderlich S. 5. des Vaterlandes, vnd darumb seint wir desto vnwilliger auf vnser Vorfahren, dass sie in beschreibung vnd vorzeichnung, vieller herlichen geschichten so sich in Germanien begeben, so vn vleisig gewest. Vnd ist warlich eine schande In der Margk gebhoren sein, vnd wass sich darin begeben nicht wiessen Turpe est domestica ignorare sagt der herr Philippus. Sonderlich aber ist solchs eine schande ge lartten leutten vnd Regenten, dieweil gesagt ist vom Polybio vnd gewiesslich war ist. Historiae cognitio est verissima institutio et praeparatio ad actiones politicas et illustris imago ad perferendas fortunae vices, dass ist die historien vnderweisen vnd bereitten einen zu weltlichen emptern, vnd weisen als in lebendigen exempeln wie Man gut vnd boss gluck ertragen soll. In dem Anfangk dieses Jtzigen⁶⁾ 1571

1) „gewesen“ ist durchstrichen, wie auch das darüber geschriebene, nachträglich hinzugefügte „ist.“

2) Zunächst war darüber geschrieben „gewesen“, dann ist dieses Wort gestrichen und dafür gesetzt „ist.“

3) Hinter „gewesen“ ist ein Anlassungszeichen gesetzt und dann mit demselben Zeichen an den Rand geschrieben: „vnd haben mir zu solchem wergk viel furneme Hern vnd freunde, auss Wittenbergk, Berlin Francfurt Brandenburgk vnd andern Orttten gute hulffe vnd forderung gethan denen ich des auch guten Dank weiss.“

4) Über „gewesen“ ist zuerst „Ich“ geschrieben, dann wieder durchstrichen worden. Darauf sind die Worte „auch — Marggraff.“ durchstrichen und darüber geschrieben: „Doch gleichwol — viel“.

5) Durchstrichen „hinzu“ und darübergesetzt „auff.“

6) „dieses Jtzigen“ durchstrichen und darüber geschrieben: „des vorlaufenen.“

jares, begiebt sichs*) : : Welchs gott erbarme : / : das die durchlauchtigen hochgebornen fursten vnd Hern Churf. Joachimus, vnd Joannes zu Custrin Gebrudere vnd Marggraffen zu Brandenburgk, vnvorsehens innerhalb 12 tagen, Joachimus den 3 Januarii zu Kopenick, vnd Joannes den folgenden 13 tag eiusdem mensis zu Custrin dahin storben.***) Welchs one zweifel diesen landen gross vnderung bedeuten wird. Der Almechtige got wende es zum besten, dergleichen ist nicht gescheen, das da wissentlich were. weil die Marck gestandenn. Dass man solchs nicht wölle aufzeichnen beneben dem so drauf folgen möcht were eine ewige schande, vnd höchster vnvleis vnd vnachtsamkeit. Vber dass so hat man vielfeltigen nutz aus den Historiis, dan sie nicht allein viel vnbekante Ding berichten sondern vermheren den vorstandt, scherffen das Judicium geben weisheit vnd geschickligkeit, erregen Gottseligkeit, reizen an zur Tugent durch lebendige Exempell vnd schrecken ab von Sunden widers gewiessen, machen einen vorsichtiger geben ein Ansehen vnd Authoritet dem der sie weis zu rechter zeit zu gebrauchen, vnd ist hier gar wol zumercken der schone spruch Thucididis von †) welcher von der Histori schreibt, das sie ein schatz sey den man bey der Hand haben soll damit man sich in gleiche felle schicken könne, dieweil Jimmer gleiche sachen wieder fur fallen, vnd Carion in der Vorrede vber seine Cronicka bezeugt dass sie ein rechter furstlicher Schatz sey dadurch sich ein Regent Mancherley erinnern Kontte.

Wass es ferner fur schaden bringt einer Stad, Jr eigene brief Privilegia vnd vortrege nicht wissen hat dies Stedlein nicht one geringe schaden erfahren Lob derhalben euer e, g Dass sie zu solchen Nutzlichen vnd löblichen Dingen Jmer lust genommen, vnd bitt sie wollen mit der anfangen vnd hernach andere bessere vnd vornemere Historien auch zur Zeit fur sich nemen, Ich hof genzlichen solche meyne geringschetzige Arbeit soll einem vorstendigem Leser angenehm sein, diesem Rathaus mit der Zeit ein ehr vnd rhum sein ††) vnd vielleicht zu hohen Dingen einmal noch gelengenheit, vor

*) „begiebt sichs“ durchstrichen und darüber geschrieben: „hat sichs begeben.“

**) Darüber hinzugesetzt „ge.“

†) „von“ durchstrichen.

††) „sein“ durchstrichen und darüber geschrieben „geben.“

vrsachen*), Befehl hiermit E E G gottlichem Almech- S. 7.
 tigem Schutz, vnd Bitte von Herten der gott alles Heils
 wolle e e g, dieser gantzen gemein, vnd Kirchen
 alle nötige vnd selige wolfartt hie zeitlichen vnd Ewiglichen
 vorleihen, vnd Bitte e e g mich vnd die mey
 nen wie biesher gescheen auch also forthin sich gonstig-
 lichen lassen befholen sein.

Mancherlei ist es, was wir aus dieser Vorrede lernen, und was wir im Auge behalten müssen, wenn wir bei Beurteilung dieser und ähnlicher Chroniken den richtigen Massstab anlegen wollen.

1. Creusing hat sein Werk nicht für ein grösseres Publikum geschrieben, sondern für einen bestimmten Kreis von Lesern, d. h. zunächst für die Ratsmitglieder der Stadt Beelitz. Daraus ergibt sich,

2. dass er dasselbe nicht für den Druck bestimmt hat, sondern dass, wenn er überhaupt auf eine Verbreitung desselben rechnete, er nur an Abschriften gedacht haben kann. Deswegen

3. erlaubte er sich auch über hohe und höchste Persönlichkeiten so manche freimütige Äusserungen und für jene Zeit geradezu unerhörte Urteile, da er ja wusste, dass er zu gleichgesinnten Personen redete.

4. Die Chronik sollte in erster Linie wenn nicht ausschliesslich dazu dienen, die Ratsherren über die Persönlichkeiten der Fürsten, von denen die Stadt ihre Privilegien und Freibriefe erhalten hatte, zu informieren, sie sollte gewissermassen für das Urkundenbuch einen begleitenden resp. verbindenden Text, einen historischen Commentar abgeben. Die Urkunden selbst waren ebenfalls von Creusing abgeschrieben und die Kopieen geordnet worden, während die Originale wohlverwahrt in Kapseln an sicherer Stelle aufbewahrt wurden: aus jenen sollten die Ratsherren ihre Kenntnisse schöpfen, diese aber wurden für gewöhnlich der Benutzung und Besichtigung entzogen.**)

Was hier für Creusing und sein Werk ausdrücklich bezeugt ist, das gilt mutatis mutandis auch für ähnliche Chroniken. So werden die (lateinisch geschriebenen,) von 1582 bis 1586 verfassten Successiones praesidium Marchiae Brandenburgensis des Zacharias Garcaeus (Gartz, 1544—86), der während der letzten zehn Jahre seines Lebens Stadtschreiber (d. h.

*) „vorvrsachen“ durchstrichen und darüber geschrieben: „geben.“ Dahinter ist ein Auslassungszeichen gesetzt und mit demselben am Ende der Vorrede hinzugefügt:
 „wass aber ferner Eines Erbarn Raths alte Vortrege brieff belanget
 das hab ich In ein besondern buch auffgeschrieben, welchs ich beneben dieser
 Cronica vberantwortte vnd ein exempel will gegeben haben das Euer
 e g, mit andern dergleichen vnd denen Vortregen daran mher gelegen
 thun lassen wollen, vmb voller vrsach willen die Ich zur andern Zeit melden will.

**) Chronik und Urkundenbuch wurden auf dem Ratshause aufbewahrt. Erstere ist dann wahrscheinlich zur Zeit des Grossen Kurfürsten nach Berlin eingeschickt worden; dort hat sie vermutlich der Hofhistoriograph Christoph Hendreich benutzt, da die bis S. 83 gehende Paginierung, wenn ich mich nicht täusche, von seiner Hand herrührt.

Syndikus) von Brandenburg-Altstadt war, zunächst wohl nur für den Magistrat dieser Stadt berechnet gewesen sein: auf diese Weise erklärt es sich, dass bei einem jeden Fürsten alle von demselben der Stadt erteilten Freibriefe und Privilegien, auch wenn ihr Inhalt zu dem Texte in keiner Beziehung steht, wörtlich und vollständig mitgeteilt werden. Waren doch hier schon zwei Jahrzehnte früher von dem hochverdienten Bürgermeister Simon Roter die Urkunden eigenhändig in ein neu angelegtes prächtiges Copiarium eingetragen worden*).

Noch ein drittes Geschichtswerk dieser Art würde sich sicherlich hier nennen lassen, wenn wir Genaueres über dasselbe wüssten: ich meine die in der v. d. Hagen'schen Familienbibliothek auf Hohennauen (bei Rathenow) vergrabene Chronik des Thomas Neumann, welche wir bisher nur aus den Citaten bei Friedrich Förster**) kennen. Dieselbe führt zwar den Titel: *Privilegia, Donationes et Concessionones civitatis Rathenoviae; conscripsit in hunc librum Thomas Neumann, Notarius et Secretarius hujus loci* †). D. 1. Martii 1598, enthält aber, wie die bei Förster wörtlich abgedruckten Stellen zeigen, auch längere historische Darstellungen von einzelnen Abschnitten der brandenburgischen Geschichte, z. B. von dem sogen. falschen Waldemar, der Zeit der Quitzows, dem angeblichen Testament des Kurfürsten Johann Cicero. Leider ist die Chronik von dem mit der Neuordnung der Bibliothek beauftragten Pfarrer auf Hohennauen, Herrn Dr. Werther, an den ich mich in dieser Angelegenheit brieflich gewandt habe, noch nicht wieder aufgefunden worden.

Einen Ansatz zu einem Geschichtswerk dieser Art müssen wir auch in dem bisher falsch datierten und falsch beurteilten „Fragment einer Brandenburg-Brietzenschen Chronik erblicken“ ††) Indem man sich bemühte, die in den ersten Teil dieser „Chronologia“, wie die Compilation sich selbst nennt, aufgenommene resp. verarbeitete alte märkische Fürstengeschichte herauszuschälen, hat man dem zweiten Teile, welcher Daten aus der Geschichte der Stadt Treuenbrietzen bringt, zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt. Derselbe ist, wie die Notiz über die Verheiratung der Elisabeth, der Tochter Joachims I., mit Erich von Braunschweig beweist, nicht vor 1537, wahrscheinlich aber erst später zusammengestellt worden. Es will nichts sagen,

*) Cf. O. Tschirch in den Beiträgen zur Gesch. d. Saldria. Brandenb. 1889. S. 22. Die beiden Folianten sind noch erhalten.

**) Ausführl. Handb. d. Gesch., Geogr. u. Stat. d. preuss. Reichs. III. Berlin 1822, S. 87. 178; man vergl. auch S. 135, wo, wahrscheinlich infolge eines lapsus calami, eine Petri Naumanni chronica manuscripta in derselben Bibliothek als Quelle angegeben wird. Cf. G. Sello, Zeshr. f. Preuss. Gesch. u. Landesk. XIX, 118.

†) Der Verfasser ist jedenfalls identisch mit dem von Leutinger erwähnten gleichnamigen Bürgermeister von Rathenow. Es heisst nämlich bei diesem Schriftsteller in dem nach Ausweis der Dedication (Leutingeri opera ed. Küster p. 1288) im J. 1606 veröffentlichten 25. Buche der Commentarii (a. a. O. p. 843): *ad Ratenoviam urbem . . . Senatus, quem habet egregium, et literis literatisque amicissimum, cujus Princeps est Thomas Neumann, vir et Poëta in omni doctrinarum genere excultissimus.*

††) A. Riedel, Cod. diplom. Brand. D. I., XXIII–XXVII und 276–82.

wenn der Pfarrer Dionysius*), dem wir die Erhaltung dieses Fragments verdanken, erzählt, er habe dasselbe *ex antiquo codice* abgeschrieben: wir wissen, dass man zu jener Zeit mit diesem Ausdruck sehr freigiebig war. Wichtiger erscheint uns die Bemerkung, dass er manches nicht habe lesen oder verstehen können: er hatte eben die ersten flüchtigen Notizen vor sich, die im 16. Jahrhundert sich jemand, welcher sich für die Geschichte von Treuenbrietzen interessierte, gemacht hatte.

Rathenow, Brandenburg, Beelitz, Treuenbrietzen — diese Städte bilden eine Reihe für sich. Aber auch die soeben besprochenen Chronisten nehmen eine eigenartige Stellung in der historischen Litteratur des 16. Jahrhunderts ein. Deutlich sondern sie sich ab von einer älteren Gruppe von Historikern oder solchen, die es zu sein glaubten: es ist dies der Frankfurter Kreis, der sich um Sabinus schart und aus Männern wie Wolfgang Jobst, Reiner Reineccius, Joh. Schosser, Bernhard Holtorp u. a. besteht. Diese berücksichtigen als Vertreter der Kurfürstlichen Universität besonders die Familie des Landesherrn oder verherrlichen in Versen auf überschwängliche Weise die einzelnen Mitglieder derselben: es sind entweder Genealogisten oder Panegyriker. Aber ebenso sehr unterscheiden sich jene Chronisten von einer jüngeren Generation, die durch Leutinger, Angelus und Haftitius repräsentiert wird. Dies sind sozusagen Litteraten aus Not (wie Haftiz) oder aus Neigung (wie Leutinger u. z. T. auch Angelus) und schreiben für das grosse Publicum; sie treiben mehr oder weniger alle Plagiat, es bezichtigt aber der eine den andern dieses Vergehens, ohne an sich selbst zu denken.

In der Mitte zwischen diesen beiden Gruppen, und nicht blos zeitlich, stehen nun Männer wie Creusing und Gartz. Bei aller Verehrung für den Landesherrn und seine Familie suchen sie doch zunächst den Interessen der Bürgerschaft zu dienen, indem sie, wenigstens bei den Gebildeten und denen, die die Stadtverwaltung in Händen haben, den Sinn für Geschichte zu erwecken suchen, in dieser Beziehung getreue Jünger ihres grossen Wittenberger Lehrers Phil. Melanchthon**).

H. Pieper.

Kleinere Mitteilungen.

Die Dorfstelle Alt-Lindow bei Bernau. Am Sonntag, den 12. September 1897 unternahm Herr Geheimrat Friedel in Begleitung des Herrn Maurer und des Verfassers, sämtlich aus Berlin, sowie der Herren de Martincourt und A. Wernicke aus Bernau einen Ausflug nach der $\frac{1}{4}$ Stundesüdlich von Bernau gelegenen wüsten Dorfstelle von Alt-Lindow. Das ehemalige Dorf, dessen Feldmark 5266 Morgen (1344 ha) oder 84 Hufen umfasste, gehört wie Alt-Liepnitz zu denjenigen Ortschaften in der Umgebung von Bernau, welche bereits vor dem 30jährigen Kriege, ja noch vor dem Hussitenzuge von 1432

*) Antierte von 1586 bis 1626 in Hohen Schlentzer bei Jüterbog, cf. Riedel, a. a. O. S. XXIII.

***) Selbst in dem „Fragment einer Brandenburg-Brietzenschen Chronik“ wird inmitten von Brietzener Ereignissen die Gründung der Universität zu Wittenberg erwähnt.

wüst wurden. Liepnitz und Lindow sind nach Ausweis der brandenburgischen Stiftsmatrikel von 1459 vor ihrer Verwüstung Pfarrdörfer gewesen. Vermutlich war es die Pest, der schwarze Tod, der 1348 den Ort entweder gänzlich entvölkerte oder doch die Einwohnerzahl derartig verringerte, dass der Rest es vorzog, nach Bernau überzusiedeln, wenn nicht ein allmählicher Auskauf der Dorfhufen von Bernau aus erfolgt ist. Wie die Pest in Bernau noch später gehaust hat, beweisen folgende Zahlen: es starben an der Pest 1598 von ca. 2000 Ew. 1137, 1516 ebenfalls über 1100 Personen und 1638 (im letzten Pestjahr) noch 953, sodass der Bernauer Chronist Seiler (gest. 1741) mit Recht sagen konnte: „Wen das Schwert verschonet, hat der Hunger aufgerieben, und wen der Hunger nicht betroffen, den hat die Pest erwürgt!“ Wenn nun Bernau nicht von demselben Schicksal betroffen wurde, dem die jetzt wüste Stadt Blumenthal bei Straussberg anheimfiel, so ist nur anzunehmen, dass mehrfach ein starker Zuzug von aussen stattgefunden haben muss. Der Volksmund bringt freilich den Untergang des Dorfes mit dem Hussitenkriege in Verbindung; dass Alt-Lindow indessen schon weit früher eingegangen ist, geht daraus hervor, dass die Carolingische Statistik von 1375 des Ortes nicht mehr erwähnt, während von Alt-Liepnitz noch bemerkt wird, es sei von Alters her nicht mehr angebaut worden. Die Liepnitzer Feldmark wurde in eine Kiefernheide (Bernauer Hinterheide) verwandelt, die von Lindow hingegen zu den Bürgerhufen geschlagen, von welchen dann der Kämmereikasse ein Hufenzins entrichtet wurde.

Das Lindower Gebiet liegt zwischen den Feldmarken von Bernau, Börnicke, Elisenau, Blumberg, Birkholz, Schwanebeck und Zepernick. Die Kirche befand sich unweit der ehemaligen „einsamen Pappel“ auf dem an dem „Lindowschen Busch“ belegenen de Martincourtschen Wordlande, östlich von dem sogenannten Wordländer- bzw. Breitenwiesenwege und ca. 180 m nördlich von dem Lindower Damm. Die Fundamente waren noch im ersten Viertel dieses Jahrhunderts deutlich sichtbar und sind von den betreffenden Besitzern behufs anderer Verwendung der Feldsteine herausgebrochen worden. Von diesem Wordlande wird im Lagerbuch von 1719 gesagt: „Ein wüster Kirchplatz nebst dem wüsten Kirchhofe vor den Lindowschen Wördeländern gehöret dem Magistrat als Patron.“ Den Platz, wo die Kirche einst gestanden hat, machen noch heut zahlreiche Backstein- und Mörtelreste deutlich kenntlich. Nachgrabungen in der Nähe der ehemaligen Kirche ergaben nun eine grosse Zahl Knochen, die von menschlichen Skeletten herrührten; es gelang sogar, zwei vollständige Gerippe blosszulegen, und Herr Geheimrat Friedel förderte alsbald eigenhändig einen gut erhaltenen Schädel (einen weiblichen Langkopf) zu Tage, während Herr Maurer einen zweiten (einen Rundkopf) ausgrub. Hierauf wurde die alte Dorfstelle selbst besichtigt, deren Hauptstrasse durch den erwähnten (gepflasterten) Lindower Damm bezeichnet wird. Dieselbe zieht sich etwa von Osten nach Westen. An dieser Stelle wurden von mir bei einer früheren Besichtigung einige mittelalterliche Scherben und auch ein Stück eines verrosteten Schlüssels gefunden.

Zu erwähnen ist noch, dass Herr Friedel auf der Dorfstelle Alt-Lindow mehrere lege artis zugeschlagene Feuersteine fand, welche nebst den im Feuer geplatzten, charakteristischen Feldsteinen, Schal- und Kantstücken

von solchen und kohlungeschwärzten Stellen der Feldmark den Eindruck machten, dass hier bereits in spätsteinzeitlicher Epoche unsere Altvorderen gehaust haben. Einige Belagstücke wurden dem Märkischen Museum überwiesen.

In Bernau besuchten die Teilnehmer noch das Hussitenmuseum und besichtigten u. a. den sogenannten „Hungerturm“ am Königsthor. Ein Rundblick auf die Umgebung der interessanten Stadt, der einzigen in der unmittelbaren Nähe Berlins, welche sich ihre mittelalterliche Befestigungsanlage bewahrt hat, beschloss den Ausflug.

Im Nordwesten überblickt das Auge die Fluren des ehemaligen Dorfes Schmetzdorf; im Norden verhüllt jenseits des Dorfes Ladeburg der Wald in blauer Ferne die wüste Feldmark von Woltersdorf, und weiterhin verbirgt die Bernauer Stadtheide die Stelle, an der vor mehr als 500 Jahren das alte Dorf Liepnitz unterging, von dem heut nichts mehr geblieben ist als der Name, der sich auf den herrlichen, buchenumkränzten See übertragen hat. Aus geheimnisvoller Tiefe tönen dem einsamen Wanderer an klaren Sommerabenden bei sinkender Sonne wohl noch heut die Glocken ins Ohr, leise mit verhallenden Klängen den ganzen Zauber, den Geschichte und dämmernde Sage über die märkische Heide breitet, in die Züge des stimmungsvollen Bildes webend.

Otto Monke.

Von den Teltower Rüben. — Der Rübenbau ist in der Mark alt und als eine besonders feine Spielart galt schon immer die sogen. Teltower Rübe. Sie wurde nicht blos in Brandenburger Landen geschätzt, sondern war auch ein weitverbreiteter Handelsartikel. Schon Beckmann und Buchholtz rühmen sie in ihren Geschichtswerken um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in dieser Hinsicht.*) „Zu Teltow in der Mittelmark und zu Freienstein in der Priegnitz,“ sagt der erstere, „werden die kleinen oder sogenannten Steck- oder Treugerüben stark gebaut, und (sind) nicht allein binnen Landes sehr beliebt, sondern (werden) auch in die Seestädte, sogar bis nach Portugal verführt.“ Buchholtz rühmt überhaupt den märkischen Rübenbau, „der alles dergleichen in Deutschland übertrüfe“ und nennt ausser den erwähnten Orten noch „als die vornehmsten Rübenfelder“, die in der Altmark um Stendal, im Löwenbergischen Gross- und Klein-Mutz, im Havellande die Grätzischen,**) in der Uckermark die Wegguhnschen und um Ruppin die Röggelinschen, wie auch Beckmann noch in verschiedenen Teilen der Mark andere Dörfer in dieser Beziehung hervorhebt. Den Preis aber erteilen beide der Stadt Teltow. Bei der Charakteristik derselben sagt Buchholtz: „eine Amtstadt im Lande, gehörte vormals dem Bischof von Brandenburg, giebt dem Kreis den Namen und ist „das rechte Vaterland der schmackhaften Teltower Rüben.“ Dem entsprechend sagt auch Bekmann: „die Teltowischen aber behalten

*) Bekmann, historische Beschreibung der Chur und Mark Brandenburg. Berlin. 1751. I. S. 676. Buchholtz, Geschichte der Churmark Brandenburg. Berlin 1765.

***) Bekmann nennt im Havellande u. a. Karzo, Priort, Marquard, Bredow und Rówend.

doch den Vorzug und zwar so gar,*) dass alle die übrigen beim Verkauf sich oftmals unter dem Namen Teltowischen verstecken, sich aber bald teils durch das Kochen, teils durch den Geschmack verraten, welcher bei den Teltowischen aromatisch und lieblich, aber etwas pikant ist, wenn sie halbe oder ganze scheffelweise auf der Post nach Königsberg in Preussen oder Hamburg verschicket werden.*

Was Bekmann da übrigens für die damalige Zeit andeutet, soll noch immer gelegentlich vorkommen. Die charakteristische Kleinheit der Rübe soll nämlich noch immer öfter die Veranlassung sein, dass man, wie jener Bauer sagte, „Teltower macht.“ Der war nämlich nicht gerade aus dem berühmten Rübenlande, wollte aber doch gern für seine Rüben möglichst denselben Preis wie die dorthier stammenden erzielen. Da suchte er denn, wie es heisst, aus seiner Rübenernte die kleinsten heraus und that sie in einen besonderen Sack, und wie ihn ein guter Freund bei der Arbeit traf und fragte, was er denn da mache, sagte er mit schlaudem Blinzeln: ick macke teltower.*

In betreff der Zubereitung der Rüben giebt es schliesslich im Lande Teltow noch eine eigene Tradition. Man darf, heisst es, die Rüben nicht schaben, sondern muss nur die feinen Wurzelfasern, die überall an denselben hervorkommen, mit Sand abreiben, dann das Kopf- und äusserste Schwanzende abschneiden und sie schliesslich nur noch sauber waschen. Auf diese Weise soll sich namentlich das feine, unmittelbar unter der Schale sitzende Aroma erhalten. In Berlin scheint man dies auch früher allgemeiner ähnlich gemacht zu haben, wenigstens deutet darauf die zu Anfang dieses Jahrhunderts hier noch vielfach übliche Redeweise hin, dass man weisse (Teltower-) Rüben, wie es hiess, nur „fegte“, was wohl eine viel sanftere Art des Schabens, als die z. B. bei den Mohrrüben übliche bezeichnen sollte. W. S.

Zu Vorstehendem füge ich auf Anregung des Herrn W. S. noch folgendes hinzu: Zunächst eine Probe davon, wie wenig Verständnis mitunter selbst Norddeutsche für die Zartheit und Schmackhaftigkeit der kleinen Teltower Rüben haben. Der berühmte Dichter Johann Heinrich Voss (geb. zu Sommersdorf bei Waren in Mecklenburg i. J. 1751) hatte sich, als er nach Heidelberg übersiedelte, dorthin Samen der echten Teltower Rüben kommen lassen. Dieselben veränderten sich unter dem milderen Klima und in dem sehr fetten humosen Gartenboden vollständig und erreichten die Grösse ansehnlicher Petersilien-Wurzeln. Als ein Märker Voss besuchte, zeigte Voss ihm triumphierend die „verbesserte Teltower Rübe“, erwähnte aber nicht, dass dieselbe vollständig den pikanten Geschmack verloren hatte und fade geworden war. — Papst Pius IX. war in früheren Jahren ein grosser Verehrer der Teltower Rübe und liess sie sich von Berlin nach Rom schicken. — Jenseits des Mains kennt man die Teltower Rübe weniger, doch habe ich sie auf den Speisekarten erstklassiger Gasthöfe in Salzburg und Nürnberg in diesem Jahr gefunden.

Berlin, 13. Oktober 1897.

E. Fr.

*) Aus dem Kreise Teltow macht er noch ausser dem gleichnamigen Städtchen die Dörfer Blankenfelde, Klein-Machnow, Stansdorf und Sputendorf namhaft.

Die sieben gegenwärtig noch bestehenden erblichen Hofämter der Mark Brandenburg lassen zum Teil sich schon aus der Zeit der Markgrafen aus dem Hause Wittelsbach als in der Mark vorhanden nachweisen. Nur eins derselben ist erst im Anfange unseres Jahrhunderts entstanden, es ist das Erbhofmeisteramt, welches König Friedrich Wilhelm III, im Jahre 1802 der gräflichen Familie von Königsmark verlieh. Zwei dieser Ämter sind noch heute im Besitze derselben Familien, die schon im vierzehnten Jahrhundert als deren Inhaber genannt werden: die Herren von d. Schulenburg sind seit 1369 im Besitz des Erbküchenmeisteramts, und die Gans Edle Herren zu Putlitz seit 1372 in dem des Erbmarschallamts. Ursprünglich waren die Inhaber der Erbämter zu Dienstleistungen verpflichtet, die indes in den Lehnbriefen nicht genau bezeichnet werden und auch nur selten werden beansprucht worden sein, da für den gewöhnlichen Dienst des Kämmerers und des Schenken andere Hofbeamte vorhanden waren. Nur bei Huldigungen, Leichenbegängnissen und sonstigen feierlichen Gelegenheiten mögen die Träger der Ämter in Thätigkeit getreten sein; insbesondere waren es der Erbmarschall und der Erbkämmerer, die bei solchen Anlässen zu agieren hatten, der erstere hatte das Kurschwert, der letztere in früherer Zeit den Kurhut, später das Szepter vorzutragen. Als König Friedrich Wilhelm II den Thron bestieg, wurden in dem Reglement über das Ceremoniell bei der Huldigungsfeierlichkeit die Erbämter von der Ausübung ihrer Funktionen dispensiert. Mit den Erbämtern waren, den Lehnbriefen zufolge, früher auch Einkünfte verbunden, die indes wohl in Vergessenheit geraten sein mögen. Das Erbschenkenamt befindet sich am 11. November d. J. volle dreihundert Jahre in der Familie von Hake.

„Deutsche Tageszeitung“ vom 2. Oktober 1897.

Johannes Wedigen. Mit Recht bemerkt Georg Büchmann in seinen „geflügelten Worten“, 12. Aufl. S. 134, dass Dr. P. F. Weddigen, welcher von 1758—1809 lebte und ein bekannter geistlicher Liederdichter war*), der Urheber des geflügelten Wortes „Spreethen“ für die Reichshauptstadt Berlin gewesen ist. Das Wort wurde von ihm zuerst gebraucht in Morgenstunden der Grazien, Bremen 1795, S. 83.

Weniger bekannt dürfte sein, dass ein Vorfahre Dr. P. F. Weddigen's: der wackere Bürgermeister von Cölln-Berlin, Johannes Wedigen, im Jahre 1637 Berlin vor den Schweden und dem Kurfürsten Georg Wilhelm den Thron rettete. Er wie sein Sohn starben den Heldentod. Dem leider einer unverdienten Vergessenheit anheimgefallenen Andenken Johannes Wedigen's hat 1890 Oskar Schwebel in dem historischen Roman „Die Schweden vor Berlin“ ein würdiges Denkmal gesetzt, ebenso Ernst Remin in dem Roman „Neue Bahnen“. Es wäre zu wünschen, dass der Name Johannes Wedigen's auch in dem Standbilde Georg Wilhelms in der Siegesallee nicht vergessen würde.

*) vergl. P. F. Weddigen, geistliche Oden und Lieder. 4. Auflage. Herausgegeben und mit Einleitung versehen von Dr. Otto Weddigen, Leipzig 1879.

Fragekasten.

Humoristische Inschriften an Kirchenstühlen. An dem Kirchenstuhle der Kaufmannsgilde (Krämerkompagnie) in der Nikolaikirche zu Stralsund fand ich kürzlich unter der Darstellung eines Mannes mit Keule die Inschrift:

„Dat ken kramer is, de bliv buten,
stünst schla ick em up de schnuten.“

Es dürfte von Interesse sein, ob ähnliche Proben eines urwüchsigen Volkshumors aus gleicher Veranlassung auch an anderen Stellen sich erhalten haben? Mir wurde solches bisher nicht bekannt. Schm.-N.

Frl. W. Denkmal und Bild der Berlinischen Dichterin Karschin. Luise Karschin (vgl. über sie Monatsblatt III, S. 314 und V, S. 254) verweilte einige Wochen zu Besuch bei Gleim in Halberstadt, der in seinen weitläufigen Kreisen das Interesse der literarischen Welt für diese eigentümliche, selbst von einem Goethe geschätzte Persönlichkeit erweckte. Die deutsche „Sappho“ des 18. Jahrhunderts hat denn auch in der Nachbarschaft ein Denkmal erhalten und zwar auf jener Hügelkette, die als ein Ausläufer des Harzes aufzufassen, unter dem Namen „die Spiegelschen Berge“ bis hart an Halberstadt streicht und mit ihrem prächtigen Laubwald, ihren Aussichtspunkten, Erinnerungszeichen und Erholungsstätten noch jetzt einen beliebten Spaziergang für die Bewohner der Stadt des kinderfreundlichen Bischofs Buko bildet. — Ferner befindet sich ein vorzügliches Brustbild der Karschin, Ölgemälde auf Leinen, 0,320 m hoch, 0,266 m breit, unter Nr. 38, als Vermächtnis des Herrn Leo Lehmann (1859) in der Kunsthalle zu Hamburg. Dasselbe rührt her von dem berühmten Balthasar Denner (geb. zu Hamburg 1655, gest. zu Rostock 1749), der wegen seiner meisterhaften Behandlung von Greisen und Greisinnen, einen ausgezeichneten Ruf als Feinmaler ersten Ranges genießt und dessen Werke ausser in der Hamburger Kunsthalle hauptsächlich in der Grossherzoglichen Galerie zu Schwerin i. M. zu finden sind. E. Fr.

Dr. F. „Die Schusslinie“ auf dem Gesundbrunnen.“ Unter diesem Namen bezeichnete man früher die jetzige Christiania-Strasse von der Kolonie- bis zur Schweden-Strasse, zur Erinnerung, dass von Friedrich dem Grossen ab bis in die ersten Jahrzehnte dieses Jahrhunderts hinein in dieser Richtung von der Panke nach den Rehbergen geschossen wurde.

„Die Granatenberge“ am nördlichen Endpunkt der Berliner Kolonie-Strasse und zum teil schon auf der Gemarkung Reinickendorf haben aus ähnlicher militärischer, speziell artilleristischer, Veranlassung ihren Namen.

„Die Esplanade“ nicht minder; dieselbe liegt aber nicht mehr in Berlin, sondern in dem benachbarten Teil der Gemarkung Pankow zwischen dem Wilhelms-Platz und der nach Pankow führenden Allee.

Th. A., Berlin, als Bergname, kommt mehrfach vor. In der Glambecker Forst des Kreises Angermünde befinden sich die bewaldeten ansehnlichen Berliner Berge, deren hervorragendster Punkt 106 m hoch liegt, während allerdings in derselben Forst der Blocksberg mit 138,2 m, der lange Berg mit 125 m, der Pfingstberg mit 138,2 m, noch erheblich höher aufstreiben.

Die **Berlinekens** (plattdeutsche Form für „die Berlinchens“) sind sandige mit Kiefern bestandene Hügel unweit Kloster Lehnin.

Da des hauptstädtischen Berlins ältester Teil der Kirchhügel von St. Nikolai ist, welcher sich aus den sumpfigen Altwässern auf dem rechten Spreeufer erhob, wie sowohl bei den Kanalisationsarbeiten wie bei dem Ausbau der Nikolaikirche unter Stadtbaurat Blankenstein festgestellt wurde, so ist bei der Deutung des Namens Berlin wohl auch auf den Umstand, dass Hügel den Namen „der Berlin“ etc. führen, mit Rücksicht zu nehmen.

E. Fr.

Frl. E. Die Sage von der blitzerschlagenen Lindower Klosterfrau findet sich bei Schwartz, Sagen und alte Geschichten aus der Mark Brandenburg, nicht und lautet etwa so. An einem Sommertage zog ein überaus schweres Gewitter über die drei Seen Wutz, Vielitz und Gudelak nach Kloster Lindow, namentlich schwoll der Wutz-See, d. i. der wütende See, so an, dass er Stadt und Kloster zu überschwemmen drohte. Da verlangte eine erst kürzlich eingetretene, aus weiter Ferne gekommene junge Nonne, die ein verschlossenes, dabei kummervolles und bedrücktes Wesen gezeigt hatte, während des Rasens des Sturmes ins Freie zu treten. Die Oberin wollte dies nicht zugeben, aber die Nonne riss sich los und eilte mit dem Bemerkten, dass nur ihr des Himmels Zorn gelte, ins Freie. Kaum zur Pforte hinaus, wurde sie unter entsetzlichem Krachen von einem Blitz getroffen, der sie tötete und vollständig verbrannte. Gleich darauf hörte das Unwetter auf und Kloster und Stadt waren gerettet. Was eigentlich das Verschulden der jugendlichen Büsserin gewesen, kann nur erraten werden. (Vgl. auch Erich Fromme: Aus der Vergangenheit von Stadt und Kloster Lindow. Neu-Ruppin 1884. S. 27.)

O. P. Das Preussische Etatsjahr, welches seit einigen Jahren bekanntlich in Übereinstimmung mit der Reichsverwaltung vom 1. April bis 31. März läuft, war zuvor keineswegs immer, wie Sie annehmen, mit dem Kalenderjahr zusammenfallend. Sie können dies aus der Kabinets-Ordre vom 19. Mai 1814 ersehen, welche König Friedrich Wilhelm III. vom Hauptquartier Paris dem Staatskanzler Freiherrn von Hardenberg und Staats- und Finanzminister von Bülow, wie folgt, zugehen liess: „Ich finde Ihren, des Staats- und Finanzministers Freiherrn v. Bülow Antrag wegen Vereinigung des Etats-Jahres mit dem Kalenderjahre sehr zweckmässig, und bestimme daher: dass das bisherige Rechnungsjahr vom ersten Juni bis zum letzten Mai aufgehoben und vom 1. Jan. 1815 ab, bei sämtlichen Kassen und Instituten in allen Provinzen meines Königreichs, das Rechnungswesen nach dem Kalenderjahre geführt werde. Ich überlasse Ihnen darnach das Nöthige zu verfügen.“ — Dies alte preussische Rechnungsjahr vom 1. Juni bis 31. Mai würde gerade in der Gegenwart ausserordentliche Vorzüge haben und vielleicht vom Verwaltungsstandpunkt noch zweckmässiger sein, als das Etatsjahr 1. April bis 31. März.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Demminerstrasse 34. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.

10. (8. ausserordent.) Versammlung des VI. Vereinsjahres

Sonnabend, den 9. Oktober 1897, 2^{1/2} Uhr nachmittags
auf dem Königlichen Turnplatz in der Hasenheide.

Unter der Führung unseres Ausschussmitgliedes, des Herrn Unterrichtsdirigenten der Königlichen Turnlehrer-Bildungs-Anstalt, Schulrat Professor Dr. Euler, wurde der Turnplatz, das Jahndenkmal und mit Genehmigung der Königlichen Kommandantur der Karlsgarten und der Friesenhügel besichtigt.

In Anschluss an obigen kurzen Bericht bringen wir den ausführlichen Vortrag des Herrn Schulrats Professor Dr. Euler im folgenden.

Die Turnplätze in der Hasenheide und das Jahndenkmal.

Besuchen wir in den Sommernachmittagsstunden die Hasenheide und nähern uns dem Platze, dessen Gerüste schon von ferne seine turnerische Bestimmung andeuten, so schallen uns jubelnde Knabenstimmen entgegen. Wir schauen in das Treiben eines deutschen Turnplatzes. Alles ist Leben und Bewegung. Aber mitten unter diesen Knaben und Jünglingen ragt, von hohen Bäumen beschattet, das Standbild eines Mannes empor, in Erz gegossen. Und ehern ist die ganze Gestalt, fest und gewaltig, gross und selbstbewusst, in vorschreitender Stellung, die geballte Rechte auf einen knorrigen Eichstamm gelegt, die Linke auf die Hüfte gestützt, den Kopf mit dem wallenden Bart, dem mächtigen, kahlen Schädel hoch aufgerichtet. So steht der Mann da; sein Blick geht drohend in die Ferne, als wittre er Gefahr, als wolle er herabsteigen, um die ahnungslos umherspielende und turnende Jugend gegen Unheil zu schützen. In den Sockel, welcher das Erzbild trägt, ist mit goldener Schrift eingeschrieben: „Friedrich Ludwig Jahn.“

Aber so grossartig auch die Gestalt des Mannes ist, so mächtig auch dieser an die alten Seher erinnernde Kopf auf den Beschauer wirkt, bald wird der stannende Blick auf den Unterbau gelenkt, auf dem das Standbild sich erhebt. Eine Masse von Gesteinen mannig-

fachster Formen ist hier zusammengesetzt zu einem Felsgrund, so bunt und wirr, so eigenartig, dass der Blick anfangs wie ratlos von einem Stein zum andern irrt, bis das Auge sich an das Ganze gewöhnt und darin die ordnende Künstlerhand erkennt. Tritt man näher, so bemerkt der Kundige mit Verwunderung eine Vereinigung der verschiedenartigsten Steinarten, hierher zusammengebracht nicht nur aus allen deutschen Gauen, sondern auch aus den fernsten Ländern und Erdteilen. Der Basalt Sachsens lagert neben dem Eisenerzblock aus Missouri, der Marmor des Appennin neben dem Marmor aus Kansas, der Kalkstein Rheinhessens neben dem Findlingsblock der norddeutschen Tiefebene, der Marmor Californiens neben dem Granit aus der Heide Hannovers und dem Sandstein des Schwarzwaldes.

Das sind die Gaben, welche die deutschen Turner aller Orten dem Alten im Barte dargebracht, die sie zum teil „mit wunden Schultern“ selbst von den Bergen herabgeholt und nach Berlin gesandt haben, damit aus ihnen ein Malhügel emporwachse, auf dem der alte Jahn für alle Zeiten fest und sicher stehen könne, als Beweis der Dankbarkeit gegen den Vater der Turnkunst, zugleich aber auch als sichtbares Zeichen der geistigen Zusammengehörigkeit aller deutschen Turner, ob sie im Vaterlande oder weit in der Ferne und Fremde leben. Nur ein Deutscher konnte einen solchen Gedanken erfassen, nur Deutsche konnten ihn ausführen.

Es ist dieser Steinhügel aber auch eine Geschichte im „Lapidarstil“, wie sie nicht wieder gefunden wird. Jene Steinmassen von den Gestaden des Bodensees, der gewaltige rohe Granitblock vom Hünengrab bei Osnabrück, führen sie uns nicht in die Urzeit zurück, „da die Väter noch in ihren Wäldern lebten,“ sind die Steine aus dem Teutoburger Wald nicht Zeugen gewesen, wie deutsche Tapferkeit die „frech gewordenen“ Römer mit deutschen Hieben zurückwies? Und der Granit, den die Turner Bremens aus der Grundmauer ihrer ältesten Kirche hergesandt, giebt er nicht Kunde von der frühesten Zeit christlicher Lehre und Gesittung in unserem Vaterlande? Aber nicht kamplos brach das Christentum sich Bahn. Der Granit von den Müggelsbergen bei Berlin erzählt von dem Wendenfürsten, der unter ihm sein Grab gefunden, von den Geistern erschlagener wendischer Heiden, den zähesten und hartnäckigsten Gegnern der neuen Lehre, die noch jetzt in gewissen Nächten dort umgehen sollen.

Giebt es würdigere Vertreter der deutschen Kaiserzeit, als die Steine von Königslutter, vom Hohenstaufen, vom Kyffhäuser, vom Hohenzollern? Dort in der alten Pfeilerbasilika zu Königslutter liegt der tapfere Kaiser Lothar begraben. Ihm folgte das gewaltige Kaisergeschlecht, das vom Hohenstaufen herabgestiegen war. Der gewaltigste aber, Kaiser Rothbart, sitzt im Kyffhäuser und träumt von der deutschen

Herrlichkeit. Er hat sie nicht wieder aufgerichtet, aber der Hohenzollernstein kann ihm melden, dass die deutsche Herrlichkeit wieder-gekehrt ist, herrlicher als je zuvor.

Und steigt nicht beim Anblick des Steines des noch in seinen Trümmern so mächtigen Kynast die ritterliche Romantik des Mittelalters in ihrer ganzen Pracht vor uns auf?

Der Stein von Franz von Sickingens Burg, der von der Stamm-burg Ulrichs von Hutten, rufen sie uns nicht jene letzten tapferen und echten Ritter in das Gedächtnis zurück, welche, der eine mit dem Schwerte, der andere mit der Feder, die aber in seiner Hand, in der eines wahren Ritters vom Geiste, ein scharfes schneidiges Schwert wurde, das von Wittenberg aus neu aufgehende Licht in edler Begeisterung zu schirmen bemüht waren! Dort in der Feste Landstuhl, aus deren zerfallnen Mauern die Turner der Pfalz ihren Stein ausgebrochen, hat Franz von Sickingen seine letzten Seufzer ausgehaucht. In ihm erlag die freie edle deutsche Ritterschaft für immer der Fürstenmacht.

Aber der Sandstein von Deutschlands „schönster Ruine“, vom Heidelberger Schloss, welchem Deutschen treibt sein Anblick nicht jetzt noch die Röthe des Zorns und der Scham ins Gesicht über das Unglück, über die Schmach, welche der „allerchristlichste“ König von Frankreich ungestraft und ungerächt mit seinen Raub- und Brandhorden über unsere blühendsten Fluren, unsere schönsten Städte bringen durfte?

Gern wenden wir uns von diesem Stein zu anderen, die uns erfreulichere Bilder vorführen. Da erzählt uns der Stein aus Quedlinburg von dem trefflichen deutschen König Heinrich dem Finkler und seiner frommen Gemahlin Mathilde, die dort auf dem Felsen ihre letzte Ruhestätte gefunden haben, von dem deutschen Sänger Klopstock, von Karl Ritter, dem Begründer der wissenschaftlichen Erdkunde und Schüler GutsMuths', jenem hochverdienten Vorarbeiter Jahns, dem „Erz- und Grossvater der Turnkunst,“ dem der Stein besonders gewidmet ist. Wir werden durch den Stein aus Wolfenbüttel an den grossen Denker und Geisteshelden Lessing, wir werden durch den aus Bonn an den glühenden Sänger der Befreiungskriege, Freund und Mitstrebenden Jahns, an E. M. Arndt erinnert. Auch ihm hat das dankbare Vaterland ein Denkmal errichtet. Dort in Bonn steht es auf der hohen Warte am Rhein, der ihm „Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze“ war. Von seinem Hause haben die Bonner Turner den Stein als Gabe für Jahn dargebracht. Der gewaltige Staatsmann aber, der unversöhnliche Feind Napoleons, der adliche, d. h. edle Freiherr von Stein, auch er tritt vor uns in dem Stein aus seiner Stammburg. Wir gedenken bei den Kanonenkugeln von dem Schlachtfeld bei Belzig, bei dem Stein von den 24 Turnvereinen des Leipziger Schlachtfeldes der grossen Befreiungskämpfe, in denen ja auch unsere Turner die Bluttaufe erhalten haben.

Wie bedeutungsvoll ist jener Stein der Turnvereine Saarbrücken und St. Johann mit dem Trümmerstück von der Brücke, welche die Franzosen bei ihrem Rückzug aus Deutschland am 7. Januar 1814 in die Luft sprengten! Vorahnend schrieben die Turner 1862 auf den Stein die Mahnung — — „dass nimmer wiederkehre der Tag, wo straflos der Fusstritt des Fremden deutsche Erde entweiht!“

Und auch in die gegenwärtige Zeit führen uns die Steine ein. Sie geben uns einen Ueberblick über die Kämpfe in Schleswig-Holstein. Der Stein mit der Inschrift: Bau, den 9. April 1848 erzählt von dem unglücklichen Kampfe der kleinen schleswig-holsteinschen Armee mit den Dänen. Die Kanonekugel von dem in dem Kampfe bei Eckernförde am 5. April 1849 in die Luft gesprengten dänischen Linienschiffe Christian VIII. wirft einen letzten Lichtstrahl auf jenes damals vergebliche Ringen eines tapferen Volkes um seine Selbstständigkeit. Der Stein aber von Oeversee, der von dem Pulvermagazin von der zweiten, die Granitblöcke von der sechsten Schanze bei Düppel und von der Kirchhofsschanze auf Alsen bezeugen, dass Schleswig-Holstein „up ewig ungedeeft“ wieder zu uns gehört.

Und selbst aus der Ferne bringen die Steine Bericht von der Tapferkeit der Deutschen. Haben doch auch sie ihr mannhaftes Teil in jenem Riesenkampf in Amerika, dessen Kampfpreis die Abschaffung der Sklaverei war, zur Erringung dieses Kampfpreises beigetragen. Mit berechtigtem Selbstgefühl durften sie dem vom Missouri herübergesandten Eisenerzblock die Aufschrift geben: „Der Gott, der Eisen wachsen liess, der wollte keine Knechte.“ Am Tage der Abschaffung der Sklaverei in Missouri, am 11. Januar 1865;“ und auf den vom Ohio schreiben: „Freiheit ist des Kampfes Preis.“

Und endlich erzählen uns die Steine auch von dem Manne, dessen Standbild sie tragen; sie erzählen von dem Hause, in dem seine Wiege gestanden, von dem Hause, das er sich gebaut, worin er gestorben.

Womit aber könnten wir besser schliessen, als mit dem Sandstein von der Ruhr, worin der Turnverein zu Wetter (vor 1865) die Worte eingemeisselt: „Zu Deutschlands Einheit!“ — —

Verweilen wir noch etwas bei dem Denkmal, dem ja zunächst unser Besuch gegolten hat.

Fünf Jahre nach Jahns Tode, der am 15. Oktober 1852 in Freiburg a. U. gestorben war, regten Jenenser Studenten den Gedanken an, dem Erwecker der Turnkunst in Freiburg ein würdiges Denkmal zu setzen. Der Gedanke fand lebhaften Beifall; von allen Seiten gingen die Gelder reichlich ein, und bereits am 16. Oktober 1859 konnte das Grabdenkmal, eine von dem Bildhauer Schilling, dem späteren Schöpfer der Germania auf dem Niederwald, trefflich gearbeitete, in Bronze gegossene Büste auf granitenem Sockel, feierlich enthüllt werden.

Die Berliner Turner aber dachten an ein würdigeres Denkmal in Berlin und zwar auf der Geburtsstätte des deutschen Turnens in der Hasenheide.

Auch Jahns noch lebende älteste Schüler, Dürre und Massmann stimmten einem würdigen Denkmal in der Hasenheide freudig bei. Sie wollten dieses aber da aufgerichtet sehen, wo Jahn einen „Malhügel“ hatte aufwerfen lassen, unter dem dann Friesens und der an der Gohrde am 16. September 1813 gefallenen jungen Helden Pischon und Zenker, vielleicht auch seine Gebeine ruhen sollten. Ein solches Denkmal, an jener Stätte aus Steinen errichtet, welche die deutschen Gebirge liefern sollten, mit Jahns Bildnis geschmückt, würde seiner am würdigsten sein.

Auch die übrigen deutschen Turner stimmten in der Mehrzahl mit den Berlinern darin überein, dass Jahn in Berlin ein grossartiges Denkmal errichtet werden sollte. Es bildete sich im Juni 1861 ein „Ausschuss zur Errichtung eines Denkmals für Fr. L. Jahn,“ bestehend aus General von Pfuel als Vorsitzendem, Geheimem Regierungsrat Kerst als dessen Stellvertreter, Dr. med. E. Angerstein, als erstem, Privatgelehrtem Busse als zweitem Schriftführer, Stadtverordnetem Heyl d. Aelt. als Schatzmeister, Kaufmann G. Keibel als seinem Stellvertreter, Gymnasialdirektor Dr. August, Maler Engelbach; dazu Bildhauer Professor A. Fischer, cand. med. Haussmann, (Vorsitzender des akad. Turnvereins), Turnanstaltsvorsteher H. O. Kluge, Baurat Knoblauch, Stadtverordneter Kochhann, Schulvorsteher und Stadtverordneter Dr. Marggraff, Professor Dr. H. F. Massmann, Bildhauer Möller, Stadtschulrat Schulze, Realschullehrer Dr. F. Voigt und Redakteur Dr. Zabel.

Die Grundsteinlegung des Denkmals sollte mit der Jubelfeier des fünfzigjährigen Bestehens des Turnens und dem Geburtstage seines Schöpfers, 11. August, verbunden werden.

Nun aber kam die Frage: wo soll das Denkmal seine Stelle finden? Der jetzige Turnplatz in der Hasenheide ist keineswegs der alte Jahn'sche.

Jahn eröffnete 1811 seinen ersten Turnplatz „auf der ebenen oder sanft sich absenkenden lichter Seite der Heide.“ Dorthin führte 1810 Jahn die Schüler des Grauen Klosters und Werderschen Gymnasiums; einige Turngeräte wurden aufgestellt, auch an einer hohen Kiefer ein Klettertau befestigt. Der Platz wurde bald zu klein und eng, auch die Nähe einiger dort einsam liegender Bier- und Kaffeehäuser störte. So ersah sich Jahn im Herbst 1811 einen zweiten Platz, der links aufwärts im Dickicht des Waldes auf der Hochebene des Hügelrückens lag, nach den sogenannten Rollbergen zu, am Rande der Heide und freien Saatfeldes, von drei Seiten gegen die Winde, namentlich Westwinde durch die dichteste Eckschonung (Eichen und Nadelholz) geschützt.

Diesen Platz nahm Jahn ohne weiteres in Besitz; gefragt hat er keinen. Stillschweigend scheint die Behörde eingewilligt zu haben. Man liess

ihn wenigstens gewähren, ja unterstützte ihn seitens der Forstverwaltung, gewiss nicht ohne höhere Weisung, auf mannigfache Weise.

Jahn schaltete und waltete auf dem Platze nach freiem Belieben, fällte Bäume, wenn sie ihm im Wege standen, pflanzte neue, ebnete hier, erhöhte dort Hügel, stach die Anlauf- und Rennbahnen ab, vertiefte Gruben zum Springen. Ausserhalb des Platzes wurde der Friesenhügel aufgeschüttet. Während Jahns Abwesenheit von Berlin, 1813 und 1814, begannen 105 gefangene Franzosen einen Graben um den Turnplatz zu ziehen, der dann von den Turnern weiter geführt wurde.

Nach seiner Rückkehr ging Jahn mit erneutem Eifer an die Vollendung des Turnplatzes, den er mit einer reichen Fülle von Geräten und Gerüsten versah. Er verwandte die Mitgift seiner Frau, 1500 Thaler, auf diese Einrichtung — einen Ersatz dafür erhielt er erst 1841 von König Friedrich Wilhelm IV. in Form eines Gnadengeschenks. Ein Aussichtsturm mitten auf dem Platze wurde aus dem Erleuchtungsgerüst hergestellt, das 1814 auf dem Schlossplatze zur Feier der Rückkehr der siegreichen Truppen aus Frankreich errichtet und dann dem Turnplatz überwiesen worden war.

Als 1819 die Turnplätze auf höheren Befehl geschlossen wurden, traf dieser Befehl auch den Jahn'schen Turnplatz. 1820 wurden auch die Turngeräte von dem Platze entfernt. Vergebens machte der verhaftete Jahn sein Eigentumsrecht auf dieselben geltend. Der Platz wurde 1837 dem Gardeschützenbataillon als Schiessplatz überwiesen, Schiessbahnen wurden angelegt, Sandwälle als Kugelfänge aufgeworfen; für das Turnen war er für immer verloren. Die militärischen Besitzer machten Anlagen und feierten hier Feste. Den Namen „Karlsgarten“ erhielt der Platz nach dem Prinzen Karl von Preussen.

Der Karlsgarten ist jetzt ganz mit Bäumen bewachsen und verwildert. Neben jungem Bestand giebt es auch grössere Bäume, die noch von Jahn angepflanzt sein mögen. Einzelne Bäume, besonders Eichen, ragen auch über Jahns Zeit hinaus. Die ursprüngliche Anlage des ehemaligen Turnplatzes ist nicht mehr zu erkennen. Der Friesenhügel, zum Besten zweier Erdpyramiden (für die Schiessstände) abgeflacht, zeigt nur noch eine geringe Erhöhung, mit Epheu bewachsen, dem „Friesenstein“ geschmückt und vom Turnverein „Friesen“ gut in stand gehalten. Eine stattliche in der Nähe stehende Eiche mag die gewesen sein, an dessen wagerechtem Ast Jahn den ersten Reckaufschwung machte; jetzt würde es allerdings nicht mehr möglich sein.

Da der ursprüngliche Turnplatz nicht mehr zu erlangen war, hatte Massmann 1844 den jetzigen Turnplatz unterhalb des alten angelegt. Er steigt von der Ebene aus am Hügelrücken in Abstufungen allmählich auf, und ist sehr zweckmässig angelegt; sein Gesamteindruck ist sehr schön.

Auf welchem Platz nun sollte das Denkmal errichtet werden? Von dem von Dürre und Massmann vorgeschlagenen Friesenhügel musste von vornherein abgesehen werden. Auch auf den Vorschlag, einen Platz in der Stadt zu gewinnen, dort eine Turnhalle zu erbauen und inmitten des Platzes ein Jahndenkmäl zu erbauen, konnte ebensowenig eingegangen werden, als auf die Errichtung eines Standbildes vor dem Halleschen Thor.

Es blieben nur zwei Plätze übrig, indem von einer dritten Stelle vor dem Kirchhofe, der für die an ihren bei Grossbeeren und Dennewitz erhaltenen Wunden Gestorbenen hergerichtet war, wegen der Schiessstände und ihrer einsamen Lage ebenfalls abgesehen werden musste.

Der erste dieser Plätze lag am Beginn der Heide, an der Ecke, wo die von der Stadt kommende Blücherstrasse rechts mit der „Hasenheide“ eine Ecke bildet. Jeden, so meinten die Vertreter dieses Platzes, der in die Heide eintrete, werde das Denkmal „begrüssen und erinnern, dass hier die Thätigkeit des Mannes, dem es gesetzt worden, gewaltet habe“. Gegen die Wahl dieses Platzes sprachen sich besonders Baurat Knoblauch und Professor Fischer aus, und man stand auch davon ab.

So blieb allein der jetzige Turnplatz übrig. Freilich machte auch gegen ihn sich manches Bedenken geltend; besonders befürchtete man Störung des Turnunterrichts durch die Beschauer des Denkmals, „das jedermann gehöre“, von dessen Besichtigung man also niemand ausschliessen könne. Wie berechtigt dies Bedenken war, hat sich sehr bald nach Errichtung des Denkmals gezeigt. Trotzdem wurde der Turnplatz endgiltig gewählt und dessen unterste Stufe als eine vorzüglich geeignete Stelle ausersehen.

Nun musste aber der Platz erst bewilligt werden. Der Direktor des kgl. Friedrich-Wilhelms-Gymnasiums und der kgl. Realschule, Professor Dr. Ranke, gab als Benutzer des Platzes seinerseits mit Freuden die Zustimmung. Es musste aber auch der Eigentümer des Platzes, der kgl. Fiskus, den zur Errichtung des Denkmals benötigten Raum „cedieren“. Auch dies geschah und es wurde bestimmt und auch vom König genehmigt, am 10. August (1861) bei dem bevorstehenden Turnfest auf den in der Hasenheide belegenen Turnplatz den Grundstein zu einem Denkmal „für Friedrich Ludwig Jahn zu legen.“ Die Genehmigung ging am 3. August ein.

Bereits am 18. Juni war ein Aufruf zu Sammlungen für ein Denkmal des Turnvaters Friedrich Ludwig Jahn seitens des oben genannten Ausschusses erlassen worden. Es musste nun alles zur Grundsteinlegung vorbereitet werden. Die Zeit war sehr kurz. Bekanntlich wurde vom 10. bis 14. August jenes Jahres (1861) in Berlin das zweite Allgemeine deutsche Turnfest gefeiert. Es war zugleich die Feier des fünfzigjährigen Bestehens des Turnens. Jene Tage stehen den noch Lebenden in lebhaftester und freudigster Erinnerung. War doch das Fest in jeder Beziehung

vortrefflich, ja wahrhaft grossartig verlaufen. Der Festzug mit seinen 2900 Turnern und den Zügen der Schulen, die Ehrengäste und Festausschussmitglieder an der Spitze, bewegten sich von der Karlstrasse aus durch die Friedrichsstrasse nach dem Turnplatz, wo die Schüler des kgl. Fr. W. Gymn. und der kgl. Realschule mit dem Direktor Ranke und Turnlehrer Kawerau die Heranziehenden erwarteten. Ranke begrüßte sie mit schwungvollen Worten. „Und so sei denn,“ schloss er, „das Denkmal, zu dem wir jetzt den Grundstein legen wollen, ein Denkmal des Sieges der Ideen und Bestrebungen Friedrich Ludwig Jahns! Es ermuntere noch die fernsten Geschlechter, seinem Beispiel nachzuahmen, wenn es gilt, unser Volkstum gegen Eroberungsgelüste und ungerechtfertigte Angriffe zu wahren! Es mahne aber auch das lebende Geschlecht daran, dass ihm die Pflicht überkommen ist, an dem uralten unveräusserlichen Recht, ein Volk zu sein, unwandelbar festzuhalten. Das Andenken Fr. L. Jahns blühe in Ehren und wirke fort in Segen durch die Jahrhunderte! Seinen Mahnen weihen wir aus vollstem Herzen ein dreifaches Hoch!“

Direktor Dr. August verlas darauf die auf Pergament geschriebene Urkunde, die mit Jahns und anderen auf ihn bezüglichen Schriften in die Grundsteinkapsel gelegt wurde.

Nachdem die Ehrengäste und die Mitglieder des Denkmal- und Festausschusses, ferner ein Enkel Jahns und der jüngste Festteilnehmer, ein Knabe von 7 Jahren, die üblichen 3 Hammerschläge gethan hatten, trat in priesterlichem Gewande Prediger Albert Baur aus Belzig, ein alter Turner und Schüler Jahns, vor und hielt die Weiherede. In sein „Amen!“ stimmte die Versammlung ein und sang das Schlusslied: „Frei und unerschütterlich wachsen unsere Eichen.“ Darauf geschah in bester Ordnung der Rückzug.

Prof. Massmann hatte zu der Feier ein Lied gedichtet, das noch jetzt von den Turnern viel gesungen wird; die erste Strophe lautet:

„Im Dorfe Lanz bei Lenzen,
Dort auf der Priegnitz Plan,
Da ward ein Mann geboren,
Hiess Friedrich Ludwig Jahn,
Dem gab Gott in zerriss'ner Zeit
Ein Herz, so gross, so stark, so weit
Für's heil'ge Vaterland.“

Der letzte:

„Nun sind es fünfzig Jahre:
Das Senfkorn wuchs zum Baum,
An unsres Danks Altare
Verwirklicht sich Sein Traum. —

Ja, heil'ges deutsches Vaterland,
Wir schwören dir mit Herz und Hand:
Wir wollen einig sein.“

Den weiteren Verlauf des so schön gelungenen Festes übergehe ich als nicht hierher gehörend.

Für den Unterbau des Jahndenkmals waren bereits Steine eingesandt worden. —

Der Grundstein war also gelegt, aber nun trat eine grosse Meinungsverschiedenheit hervor. Zwar waren mit Errichtung eines Malhügels die meisten Turner und Turnvereine einverstanden, und es gingen noch immer Steine ein, aber von einem anderen Denkmal als diesem Malhügel wollten viele nichts wissen.

Zwei Vorschläge traten einander gegenüber. Der eine ging vom Turnlehrer Böttcher in Görlitz aus: das Jahnhaus in Freiburg anzukaufen, darin eine Bildungsstätte für Vereins-Turnlehrer zu gründen und auf dem Grundstein in der Hasenheide einen „kolossalen Malhügel“ sich erheben zu lassen.

Der andere Vorschlag war, dass für die deutsche Flotte alle deutsche Turnvereine Sammlungen veranstalten, die Beiträge an den Berliner Turnrat abführen, und dieser sie dem preussischen Marine-Ministerium anbieten solle als Gabe der deutschen Turnerschaft zur Erbauung eines Kriegsfahrzeuges, das den Namen trage, „auf den wir alle einig uns berufen; „Vater Jahn““.

Man erkannte sehr bald, dass eine solche Summe niemals einkommen werde.

Der Ausschuss der deutschen Turnvereine, der am 29. Dezember 1861 in Gotha tagte, beschloss: „Das Jahndenkmals soll in Form eines Malhügels aus den von den Turnvereinen eingesandten Steinen, geziert durch ein Brustbild oder eine Platte, einfach und mit möglichster Kostenersparnis ausgeführt werden.“ Mit diesem Beschluss war man besonders in Berlin nicht einverstanden. Man wollte ausser dem Malhügel auch wenn möglich ein Standbild, wenigstens eine Büste Jahns aufgestellt wissen. Man sprach dem Ausschuss der deutschen Turnvereine zu solchem Beschluss überhaupt das Recht ab.

Angeregte Geldsammlungen, bei denen besonders Fritz Siegemund in Berlin thätig war, der den Gedanken, Jahn in der Hasenheide ein Denkmal zu errichten, zuerst ausgesprochen hatte und die Angelegenheit mit wahren Feuereifer betrieb, ergaben bis zum Juni 1862 9486 Mark, davon aus Berlin 5097 M.

Es waren bereits 48 Steine eingegangen.

Aus dem Jahre 1863 verdient die kühne und gefahrvolle Besteigung des Zuckerhuts (Pico de Assucar), des steilen Granitkegels am Eingang der Bucht von Rio de Janeiro, durch deutsche Turner Erwähnung. Wollten

sie doch nichts Geringeres, als des Felsens Spitze abzuschlagen und sie als Gedenkstein für das Jahn-Denkmal einzusenden. Leider war die Spitze aber zu sehr zerbröckelt, es musste also aus einer noch harten Schicht der Stein, 12 $\frac{1}{2}$ Zentner schwer, gebrochen und nach Berlin gesandt werden, wo er glücklich ankam und auch in das Denkmal eingefügt wurde. — — Lange ruhte die Denkmalsfrage, doch gingen die Sammlungen fort und es wurden Beiträge eingesandt.

Erst nach Beendigung des schleswig-holsteinschen Krieges hielt am 31. Oktober 1864 der Ausschuss wieder eine Sitzung ab. Zur Herstellung einer Bronzestatue fehlten noch 9000 Mark. Also erneuter Aufruf zur Sammlung! 79 Steine waren bis Ende des Jahres 1864 eingegangen, im Gesamtgewicht von 690 bis 691 Zentner. Die Einsendung von Steinen ging auch noch in den folgenden Jahren fort.

Und wieder erhoben sich Stimmen gegen das Denkmal überhaupt. Man sprach von „Monumentenschwindel“ und hielt ein „Denkmal in Form einer Stiftung für verunglückte Turner oder arme Turnlehrer u. s. w. u. s. w. für dauernder und würdiger als eine Statue! Selbstverständlich verhallten solche Stimmen unbeachtet und hinderten nicht die Fortsetzung der Geldsammlungen für das Denkmal.

Bemerkt sei, dass 1865 in Lanz, Jahns Geburtsort, ein einfaches aber würdiges Denkmal auf Kosten des Gauverbandes der Turn-Vereine der West- und Ostpriegnitz errichtet wurde, das Dr. Angerstein als Kreisvertreter einweihte.

Man war nun so weit, dass an die Errichtung des Denkmals im Ernst gedacht werden konnte. Es wurde also am 15. Februar 1866 ein „Bewerbungs-Ausschreiben an alle deutschen Künstler für das Jahn-Denkmal in der Hasenheide bei Berlin“ erlassen. Bis zum 15. Oktober und auch noch später hatten die (meist jüngeren) Künstler: Stürmer, Keil, Thomas, Walger, Encke, Pohle, Pfuhl, L. Drake, C. Möller, Genutat, Dorn, Franz, Adolf Richter, Peter Kramer und Pawlowski ihre Modelle eingeliefert. Sie wurden in einem Nebensaal der grossen städtischen Turnhalle ausgestellt. Den Beurteilungsausschuss bildeten Alb. Wolff, Professor Eybel und Hofbaurat Strack. Am 19. November wurde die Ausstellung eröffnet und sehr zahlreich besucht. Die Modelle wurden in den öffentlichen Blättern besprochen, am eingehendsten in der Vossischen Zeitung durch Ludwig Pietsch und in der Nationalzeitung durch Jul. Lessing. Enckes Entwurf wurde für den besten und empfehlenswertesten erklärt; die zweite Stelle nahm das Modell von Keil, die dritte das von Drake ein.

Encke wurde die Ausführung des Denkmals übertragen. In der Denkmalskasse befanden sich 25 500 M.

Man hatte, besonders von seiten derer, die noch Jahn gekannt hatten, manches auszusetzen, da der Künstler sich im Gesichtsausdruck zu genau

an das bekannte Bild von Engelbach gehalten habe. Encke fertigte deshalb einen neuen Entwurf an, der gut geheissen wurde.

Die Anfertigung des Modells zog sich etwas lange hin, sodass die Turner ungeduldig wurden. Auch war man mit der Aufbewahrung der Steine in Verlegenheit. Und alles lag auf den Schultern des Dr. Angerstein, der damals schwere Zeiten durchmachte. Endlich konnte er zum 21. Oktober 1868 die Mitglieder des Ausschusses zur „Besichtigung des Modells des Jahndenkmals Jägerstrasse 27 im Atelier des Herrn Encke“ einladen! Einstimmig wurde die Ausführung in der Form des Modells genehmigt. Der Eindruck auf die Beschauenden war ein gewaltiger. In einem Aufsatz in der deutschen Turnzeitung versuchte ich den Eindruck zu schildern, den ich von dieser grossartigen Manneserscheinung empfing: „Eine herrliche, kraftvolle Männergestalt, das gewaltige Haupt auf dem nicht minder gewaltigen Körper ruhend, die fest geballte rechte Faust auf einen Eichstamm gestützt, vorwärts schreitend wie ein rechter Bahnbrecher, die kraftvollen Glieder vom deutschen Rock umschlossen, das echte Bild eines durch harte Arbeit gekräftigten Mannes.“

Noch aber fehlten 9000 Mark zur Bestreitung der Kosten des Denkmals. Wieder wandte man sich in einem Aufruf vom 26. September 1869 an die Turner. Das Modell aber wanderte nun in die Münzstrasse zu Meister Gladenbecks Giesserei! — Das Jahr 1870 war gekommen und noch war die Summe nicht zusammen. Ein Gesuch an den Magistrat, das noch fehlende Geld aus der Stadtkasse zu bewilligen, wurde abschlägig beschieden. Da legte sich der Stadtverordneten-Vorsteher Kochhann ins Mittel. Er wandte sich persönlich an seine Kollegen und an zwei der bedeutendsten Geldmänner Berlins und bald war alles in Ordnung. Bereits im Mai 1870 stieg das Erzbild, im Guss vollkommen gelungen, aus der Dammgrube hervor.

Die Enthüllung des Denkmals zog sich aber bis zum Jahre 1872 hin. Am 21. Mai ging die Genehmigung des Kaisers zu seiner Aufstellung ein. Es bildete sich nun das Zentral-Fest-Komitee, im ganzen 50 Personen. Aus ihm gingen die einzelnen Kommissionen hervor. Die Enthüllungsfeier wurde auf den 10. und 11. August festgesetzt; der Kaiser, der Kronprinz, Prinz Karl und Prinz Friedrich Karl wurden eingeladen, sagten aber mit freundlichen Worten des Bedauerns ab. „Seine Kaiserliche und Kgl. Hoheit,“ lautete es in dem Antwortschreiben des Kronprinzen, „würde mit Vergnügen diesen Anlass benutzen, um Höchstihrer Teilnahme für das Turnwesen einen erneuten Ausdruck zu geben, und bedauern deshalb aufrichtig, dass anderweite Dispositionen, deren Aenderung leider nicht thunlich ist, ein persönliches Erscheinen verhindern.“

Am 11. Juni wandte sich der Denkmal-Ausschuss an den Magistrat der Stadt Berlin mit der Bitte um Zuschuss zu den Kosten der Ent-

hüllungsfeier; es wurden 1500 Mark bewilligt in der Erwartung, dass der städtischen Schuljugend eine möglichst ausreichende Beteiligung an der Feier eingeräumt werde.

Nun ergingen nach Festsetzung des Programms die schriftlichen Einladungen; am 16. Juli an die ganze deutsche Turnerschaft. Eine grössere Zahl der an der Enthüllungsfeier beteiligten Turnlehrer und Turner besuchte vorher noch die am 30. und 31. Juli und 1. August in Darmstadt stattfindende Allgemeine deutsche Turnlehrer-Versammlung, bei welcher Gelegenheit das Grabdenkmal von Adolf Spiess, dem Begründer des deutschen Schulturnens, enthüllt wurde. Von Darmstadt fuhr eine Anzahl der Teilnehmer an der Versammlung zu dem leider verregneten Allgemeinen deutschen Turnfest nach Bonn (3. bis 6. August), und dann nach Berlin zur Denkmalfeier.

Unterdessen hatten die in Berlin Zurückgebliebenen alles in Ordnung gebracht. Das grossartige Fest näher zu beschreiben, gestattet der Raum nicht. Der greise Massmann, durch körperliches Leiden an der Teilnahme am Feste verhindert, sandte durch seinen Freund Dr. Marggraff ein „Weihelied“ ein, dessen erste und letzte Strophe lauten:

„In der Heide grünen Hallen
Soll heut, Jahn, dein Lob erschallen,
Und durchs ganze Vaterland:
Von dem Niemen bis zum Rheine,
Von dem silberblauen Maine
Bis zum fernen Isarstrand.“ —

„Alle Sehnen woll'n wir spannen,
Uns an Leib' und Seel' ermannen,
Ganz zu deutschen Männern Weih'n:
Ja wir wollen uns geloben,
Vor Dir, Himmelsvater droben,
Frisch, frei, fröhlich, fromm zu sein.“

Die Enthüllung des Denkmals am 10. August verlief bei herrlichem Wetter programmmässig aufs schönste.

Der Vorsitzende des Denkmal-Ausschusses, Geheimrat Kerst, hielt die Festrede. Das zum Schluss auf den Kaiser ausgebrachte Gut Heil! pflanzte sich von der Festversammlung auf die draussen auf der Strasse stehenden Volksmassen fort, es klang weiter und weiter wie Sturmgebraus.

Dr. Angerstein, der viel geplagte — hatte er doch auch in Darmstadt und Bonn reden müssen — gab eine Geschichte des Denkmals. Aus dem darauf folgenden Bericht des Schatzmeisters, Kommerzienrat Keibel, entnehme ich folgende Zahlen.

Es gingen ein insgesamt 44 607 Mark. Verausgabt wurden an den Bildhauer Encke und an Gladenbeck für Modell und Guss der Statue ein-

schliesslich Erze 29 100 Mk., an Bildbauer Keil für die bewilligte zweite Prämie des Denkmalentwurfs 600 Mk.; für Zeichnungen, Porto, Frachten der Steine, Lagergeld für letztere, ihre Ueberführung nach der Hasenheide, für Unkosten bei der Grundsteinlegung rund 3060 Mk.; für Aufstellung des Denkmals 6000 Mk. Also insgesamt rund 38 202 Mk. Die übrig bleibende Summe von 6435 Mk. sollte nach dem Beschluss des Ausschusses zu weiteren unvorhergesehenen Kosten und zur Gründung eines Fonds zur Erhaltung des Denkmals verwandt werden.

Nach Beendigung des Berichts befahl der anwesende Minister Graf Eulenburg die Enthüllung. Und die Hülle senkte sich und in leuchtendem Goldglanze stand, gleichsam emporgewachsen aus dem Felsgrunde, die herrliche Bildsäule, stand Friedrich Ludwig Jahn da, trotzig herabblickend auf eine Versammlung, so zahlreich, wie er sie wohl kaum im Leben geschaut hatte. Eine lautlose Stille herrschte, als die Hülle fiel, es war ein feierlicher Augenblick, alle waren überwältigt von dem ersten Eindruck. Dann aber brach ein Jubel aus, unermesslich und nicht enden wollend!! —

Damit schliesse ich das Enthüllungsfest. Herrlich war der weitere Verlauf des Festes, an dem noch viele wackere Reden „geschwungen“ wurden und das der Berliner Jugend und den Berliner Turnvereinen Gelegenheit gab, zu zeigen, dass sie auch als Turner würdige Nachfolger Jahns waren.

Dr. Angerstein konnte endlich mal ruhig schlafen nach all den Mühen der verflossenen Tage. Wirkliche Ruhe trat aber erst ein nach der Abwicklung der Geschäfte, die noch auf seinen Schulter lasteten, und das dauerte noch einige Zeit.

Von den Steingaben bin ich ausgegangen und kehre dazu zurück. Nicht wenige Vereine fühlten sich enttäuscht, dass ihre Steine nicht mit als Sockel für das Standbild dienten, sondern zu einer hinter ihm sich erhebenden Steinpyramide zusammengefügt waren. Das liess sich nicht ändern, da Künstler Encke erklärte, dass die zu grosse Masse der Steine dem Eindruck der Statue schaden würde, und er fand nur in der Errichtung der Pyramide einen Ausweg. Bei Zusammenfügung der Steine verfuhr er lediglich nach künstlerischen Gesichtspunkten.

Unter den eingesandten 150 Steinen gab es wahre Felsblöcke.

Die Steine zerfallen in solche: I. (10 Zentner und darüber); II. (1 bis 10 Zentner); III. (10 bis 100 Pfund), und IV. Grösse (unter 10 Pfund). Der gewaltigste Stein ist der vom Harzgau gesandte 70 Zentner schwere Granitblock aus Quedlinburg.

36 Zentner schwer ist der Basaltblock vom Habichtswald, von der Kasseler Turngemeinde gesandt.

35 Zentner der Chloritschieferblock vom Speierskopf am Fusse des Taunus (vom Mittelrheinischen Turnbezirk).

- 35 Zentner der Basaltblock vom kleinen Gleichberg (Turnerbund der Henneberger).
- 30 Zentner der feldspatreiche Granitblock von den Müggelbergen (Berliner Turnerschaft).
- 30 Zentner ein grauer, quarzreicher Granitblock (Turn-Verein Greifswald).
- 30 Zentner der Kalkstein-(Roggenstein-)Block aus den Oppenheimer Brüchen (Rheinhessischer Turnbezirk).
- 30 Zentner der Kalkige Sandsteinblock aus dem Wupperthal.
- 28 Zentner der Granitblock vom Thorstein am Juselsberg in Thüringen (Gotha, Ruhla, Waltershausen).
- 21 Zentner ein erratischer Granitblock vom Leipziger Schlachtfeld.
- 21 Zentner ein Glimmerschieferblock aus den Grumbacher Steinbrüchen (Glauchau).
- 20 Zentner ein Roter Sandsteinblock vom nördlichen Fuss des Schwarzwaldes (Schwäbischer Turnerbund).
- 17 Zentner ein Syenit vom Streitberg bei Striegau (Breslauer Turnverein).
- 17 Zentner ein Porphyrtiger Granit ebenfalls v. Streitberg (Liegnitz u. s. w.).
- 16 Zentner ein Sandstein aus den Ruinen des Heidelberger Schlosses (Oberrheinischer Turnverband).
- 12 Zentner ein Rotbrauner, böhmischer Marmorblock aus den Felsen bei Kuchelbad (Prag).
- 12 Zentner eine Kupferschieferplatte aus den Schieferbrüchen bei Steinach (Süd-Thüringer Turnerbund).
- 12 Zentner ein Jurasandstein von der Fränkischen Platte aus einem städtischen Steinbruch bei Schweinfurt (Turnverein Schweinfurt).
- 11 Zentner ein Basaltblock aus den Brüchen des Maingaus.

Ich könnte zwar berichten, dass noch viele Vereine Steine von stattlichem Umfang gesandt haben; doch mögen die genannten genügen. Es giebt kaum ein bedeutenderes Gebirge in Deutschland, von dem nicht ein daselbst „gewachsener“ Stein nach der Hasenheide gewandert wäre, um in das Denkmal eingefügt zu werden. Reich ist auch das Gebiet der Alpen bedacht. Nordamerika hat zum Teil recht stattliche Steine gesandt, auch Asien und Australien sind vertreten.

So steht das Denkmal seit 1872 auf dem Turnplatz in der Hasenheide. Die allgemeine Klage der Turner ist, dass seine Besichtigung nicht ohne Unbequemlichkeit ist. Man wünscht dringend Abhilfe. Die Frage, wie dies zu bewirken, ist nicht leicht zu beantworten.*)

*) Eine ausführliche Darstellung bietet Dr. Eulers Schrift: „Das Jahudenkmal in der Hasenheide bei Berlin“, Leipzig, Ernst Keil, 1874. Beilage zur deutschen Turnzeitung 1873—1874.

II. (3. ordentl.) Versammlung des VI. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 27. Oktober 1897,

im Ständehaus Matthäikirchstrasse 20/21.

1. Der II. Vorsitzende, Geheimrat Friedel, begrüsst die Mitglieder beim Beginn des Wintersemesters und bittet um recht rege Teilnahme an den Verhandlungen, den Vorträgen und den Besprechungen.

2. In der heutigen Sitzung des Vorstandes und Ausschusses sind gemäss § 21 und 27 der Satzungen folgende Ergänzungs-Wahlen vorgenommen. An Stelle des bisherigen II. Schriftwarts, Herrn Maurer, ist Herr Dr. Pniower zum II. Schriftwart gewählt. Im Ausschuss ist an Stelle des verstorbenen Obmanns Herr Geheime Baurat und Konservator Bluth als Obmann und sind die Herren Professor Dr. Müllenhoff, Dr. Gustav Albrecht und Franz Körner zu Mitgliedern gewählt.

3. Durch den Tod sind uns leider drei hervorragende Mitglieder der Geheime Regierungsrat Professor Wilhelm Liebenow, der Geheime Regierungsrat Professor Dr. Wilhelm Wattenbach, Mitglied der Berliner Akademie der Wissenschaften und Professor Dr. Johannes Frenzel entrissen worden. Der Tod des Obmanns unsers Ausschusses berührt uns besonders schmerzlich. Wir verlieren in Wilhelm Liebenow nicht nur einen der Begründer unserer Gesellschaft, sondern gleichzeitig eins der thätigsten Mitglieder derselben. Sein unermüdlicher Eifer, sein jugendliches Feuer trotz vorgerückter Jahre, sind allen jüngeren Mitgliedern ein leuchtendes Vorbild gewesen, sein frischer Humor, seine seltene Rednergabe hat nicht wenig dazu beigetragen unsere geselligen Zusammenkünfte zu beleben und zu verschönern.

Johannes Wilhelm Liebenow wurde am 29. Oktober 1822 in Schönfliess bei Königsberg i. N. geboren. Sein Vater, ein Hofbesitzer, starb bereits im März 1824. Die Mutter, die aus einer Greifswalder Predigerfamilie stammte, wünschten dass ihr Sohn Prediger würde. Diesen Wunsch musste sie jedoch aufgeben, da die Stadt Schönfliess, von verschiedenen Seiten wiederholt um ein Stipendium für Wilhelm Liebenow angegangen, dies ablehnte. Nach Absolvierung der „grossen Knabenschule“ in Schönfliess trat Liebenow 1836 nun in Königsberg i. N. bei einem Kaufmann als Lehrling ein. Nach Beendigung der Lehrzeit war er dann gegen 2 Jahre in Bärwalde thätig. Der Beruf sagte ihm aber nicht recht zu und so trat er denn am 1. Oktober 1841 in Berlin als Freiwilliger in die Armee. Im Juni 1847 wurde er von dem Feuerwerkspersonal der Garde-Artillerie aus an die topographische Abteilung

des Grossen Generalstabs zur Dienstleistung überwiesen; hier nahm er unter der Direktion von Roon (dem spätern Kriegsminister) und Hindersin an der Landesvermessungs- und Rekognoscierungsarbeit teil, war bei der Mobilmachung 1850/51 im Stabe des Prinzen von Preussen als dienstleistender Ingenieurgeograph angestellt und schied 1866 als Premier-Lieutenant aus der Armee.

Schon vor seiner Ueberweisung an den Generalstab hatte L. an der Berliner Universität die Vorlesungen von Ritter, Dove und Mitscherlich gehört. 1850, während eines einjährigen Aufenthaltes zu militärischen Vermessungen in den Rheinlanden, namentlich in Trier (es bestand damals die Absicht aus T. eine Festung I. Ranges zu machen), erwachte in L. das Interesse an der Altertumskunde. Zeugnis davon legt ab seine Karte der Gegend um Trier, auf der alle damals bekannten Reste aus der Römerzeit angegeben sind, ebenso eine nun leider unvollendet gebliebene Arbeit über die Befestigungen der Römer und Germanen, zu deren Abschluss L. in diesem Jahre noch einmal nach Westfalen und Rheinland reisen wollte.

Bald nach seiner Rückkehr aus den Rheinlanden begleitete er den berühmten Chemiker und Geologen Mitscherlich auf einer Reise in die Eifel und half ihm durch Anfertigung von vielen Skizzen, Karten und Reliefmodellen bei seinen Studien über die vulkanischen Erscheinungen in der Eifel.

Für seine kartographischen und topographischen Arbeiten der damaligen Zeit, zu denen u. a. gehörten viele Karten zu Ritters Erdkunde, ein Karte von Galilaea und insbesondere eine Spezialkarte der hohenzollerschen Lande, die L. auf Humboldts Rat dem Könige Friedrich Wilhelm IV. widmete, wurde ihm auf Veranlassung Alexander von Humboldts, der ihm bis an sein Lebensende ein gütiger Ratgeber und Beschützer blieb, durch Allerhöchste Ordre vom 6. November 1852 die grosse goldene Medaille für Wissenschaft verliehen — dem 30jährigen. Später erhielt L. noch die entsprechende goldene Medaille vom König Karl von Württemberg und die silberne vom Grossherzog Friedrich Franz II. von Mecklenburg-Schwerin.

Am ersten Januar 1854 erfolgte Liebenows Dienst Eintritt bei dem damaligen Ministerium für Handel, Gewerbe und öffentliche Arbeiten, wo er dem technischen Eisenbahn-Ministerium überwiesen wurde. Alle seitdem bis Herbst 1894 von der Eisenbahnabteilung herausgegebenen Karten sind unter seiner Redaktion und Mitwirkung entstanden. Im Jahre 1868 und später nahm Liebenow an den Konferenzen teil, die unter Moltkes Vorsitz zwecks Reorganisation der militärischen Landesaufnahme stattfanden. In der Zwischenzeit entstanden nach ausgedehnten Reisen zahlreiche selbständige Karten Liebenow's; es seien von den nach Hunderten zählenden hier nur genannt:

Liebenow's Karte von Schlesien (2 Blatt, 1 : 400 000)
 vom Riesengebirge (1 : 50 000),
 von Central-Europa (6 Blatt, 1 : 1250 000) etc. etc.

Liebenows Karte von West-Deutschland (10 Blatt, 1 : 300 000) die im Jahre 1866 erschien, wurde auf Veranlassung Moltke's zu einer Karte von Mittel-Europa (auf c. 150 Blatt) erweitert: sie wurde nach 15jähriger Arbeit 1884 vollendet. Anfangs der 90er Jahre wurden dann gleichfalls auf Veranlassung des Generalstabs weitere russische Sektionen hinzugefügt. Der westliche Teil dieser Karte vom Rhein bis Paris reichend, musste in der Herstellung äusserst beschleunigt werden: er erschien denn auch 1870 kurz vor der Kriegserklärung und wurde vom Oberkommando an sämtliche Stäbe der Armee als Operationskarte verteilt. — Liebenow selbst hat den Krieg bei der zum grossen Hauptquartier Sr. Majestät gehörenden Eisenbahn-Exekutiv-Kommission mitgemacht und sich das Eiserne Kreuz sowie den bayrischen Militärverdienstorden (Ritterkreuz I. Klasse) erworben. Aus eigener Kenntnis hat Liebenow im vorigen Jahre im 2. Bd. vom „Krieg und Sieg“ die „Thätigkeit der Feldeisenbahnen im Kriege“ geschildert. Zu den Friedensverhandlungen in Versailles wurde Liebenow vom Grafen Bismarck als sachverständiger Kartograph (für die Fixierung der Grenze) herangezogen.

Ein Exemplar der obengenannten Karte mit der von Liebenow zum ersten Mal darin dargestellten Grenze wurde dem Vertrage vom 26. Februar 1871 beigelegt. In gleicher Weise war Liebenow auch bei den Friedensverhandlungen in Brüssel thätig.

Am 1. Oktober 1891 konnte Liebenow sein 50jähriges Dienstjubiläum feiern, wobei ihm der Kronenorden II. Klasse verliehen wurde. Im Jahre 1892 erhielt er den Charakter als Professor, im Jahre 1894 den eines Königlichen Geheimen-Regierungsrats.

Im selben Jahr trat Liebenow, dessen früheren Pension-Gesuche immer abschlägig beschieden worden waren, in den wohlverdienten Ruhestand. Aber auch jetzt gönnte er sich noch keine Ruhe, sondern arbeitete rüstig und rastlos weiter: davon legen Zeugnis ab seine vielen jedes Jahr in neuer Auflage erscheinenden Karten; so erschien noch in diesem Jahre seine Karte von Central-Europa in 29. Auflage. Am 21. VII. endete ein sanfter Tod, Herzschlag infolge Arterienverkalkung, sein arbeitsreiches Leben, in dem es ihm zu seiner Genugthuung, wie er selbst zu sagen pflegte, vergönnt war, mit den grössten Männern seiner Zeit (wie Alexander v. Humboldt, Bismarck, Moltke, Roon u. a.) in persönlichen Verkehr zu treten und in grosser Zeit mitzuwirken für die Neugestaltung unseres deutschen Vaterlandes.

Uns Mitgliedern der Brandenburgia wird Wilhelm Liebenow stets in treuer Erinnerung bleiben. Seine Gesichtszüge werden in unseren Schriften durch das Cliché erhalten bleiben, welches hier folgt und



welches uns unser Mitglied Herr Pastor Zillessen für diesen Zweck aus der von ihm herausgegebenen Zeitschrift „Der Bär“ gütigst zur Verfügung gestellt hat. Ausserdem hat Frau Geheimrat Liebenow eine grössere Anzahl von Heliogravüren, das Brustbild des Verewigten vortrefflich wiedergebend, behufs Verteilung zur Verfügung gestellt, wofür hiermit verbindlichst gedankt wird.

Wilhelm Wattenbach, geb. zu Ranzau in Holstein i. J. 1819, ebenfalls eins unserer ersten Mitglieder, war durch seine besonders hervorragende wissenschaftliche Stellung eine Zierde unserer Gesellschaft. Sein hohes Alter — er ist 78 Jahre alt, am 20. September d. J. auf der Heimreise in

Frankfurt a. M. plötzlich am Schlagfluss verstorben —, seine Amtsgeschäfte und seine verzweigte literarische und fachwissenschaftliche Thätigkeit haben Wattenbach verhindert, in unseren Sitzungen zu erscheinen. Er hat sich aber allzeit über unsere Bestrebungen orientiert und anerkennend geäussert. Ursprünglich als Palaeograph auf dem Gebiet der Handschriftenkunde thätig hat er sich mehr und mehr der Geschichts- insbesondere der Kulturgeschichts-Forschung zugewendet und hat es nicht verschmäht zur Popularisirung derselben in der breiteren Masse der Gebildeten thätig zu sein. Er wurde von Pertz für die Mitbeteiligung bei der Herausgabe der Monumenta Germaniae gewonnen; von Wattenbach rührt das klassische Werk „Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter bis zur Mitte des XIII. Jahrhunderts“ her.

In den vierziger Jahren regten hervorragende Berliner Gelehrte, der genannte G. H. Pertz, Jakob Grimm, Karl Lachmann, Leopold Ranke und Karl Ritter an, die Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit in deutscher Bearbeitung herauszugeben. Der erste Band, die Germanenkriege aus Plutarch, Cäsar, Vellejus, Suetonius, Tacitus, Pomponius Mela und Plinius — soweit diese Schriftsteller Germanisches enthalten —

umfassend, erschien 1849. Dies Unternehmen hat äusserst befruchtend auf die Erforschung der deutschen Altertümer gewirkt, zumal durch die Uebersetzung der mittelalterlichen Geschichtsquellen, deren Latein auch denjenigen, welche die Lateinschule durchgemacht haben, nicht durchweg verständlich ist, vielmehr Vertrautheit mit der besondern mittelalterlichen Latinität erfordert. Unter diesen Geschichtsquellen will ich, soweit sie besonders die Brandenburgia angehen, nur folgende erwähnen: Helmolds Slavenchronik, die Chronik Arnolds von Lübeck,* Herbords Leben Ottos von Bamberg, Adams von Bremen nordische Kirchengeschichte, die Geschichtsbücher Thietmars von Merseburg u. s. f. Seit vielen Jahren lag die Chefredaktion dieses überaus verdienstlichen Unternehmens in den Händen Wattenbachs.

Wattenbach hat uns in den letzten Jahren mit verschiedenen äusserst verdienstlichen, die kirchlichen Verhältnisse der Mark Brandenburg gegen das Ende des Mittelalters hin beleuchtenden Abhandlungen beschenkt, die er in der hiesigen Akademie der Wissenschaften verlesen hat. Die Titel lauten: Beiträge zur Geschichte der Mark Brandenburg aus Handschriften der Königlichen Bibliothek. I. Vorgetragen am 8. Juni 1882, II. am 12. April 1883. — Ueber Ketzergerichten in Pommern und der Mark Brandenburg. Vorgetragen am 21. Januar 1886. — Ueber die Inquisition gegen die Waldenser in Pommern und der Mark Brandenburg Berlin 1886. Erweiterung der vorangegangenen Abhandlung. — Ueber die Sekte der Brüder vom freien Geiste. Mit Nachträgen über die Waldenser in der Mark und Pommern. — Diese archivalischen Forschungen bieten u. A. auch eine willkommene Ergänzung des Berlinischen und Kölnischen Stadtbuchs, da diese Schriften sich nur mit den weltlichen Gerichten befassen und wir daraus über die kirchliche Rechtspflege kaum etwas erfahren. Aus Wattenbach's Schriften ersehen wir, dass auch bei uns Ketzerverfolgungen stattgefunden haben, dass z. B. der Ketzer Matthaeus Hagen 1458 in Berlin den Scheiterhaufen besteigen musste. Im allgemeinen erhellt aber auch, dass man in Glaubenssachen und Ketzerrichterei hier zu Lande doch viel milder, laxer, gleichgültiger war als in den meisten übrigen Teilen Deutschlands.

Auch das Andenken Wilhelm Wattenbach's wird stets unter uns in Ehren erhalten bleiben. —

Professor Dr. Johannes Frenzel's am 21. d. M. durch Verunglücken im Müggelsee plötzlich erfolgter Tod kommt uns völlig überraschend, da unser am 4. November 1858 zu Posen geborenes Mitglied noch in der Vollkraft der Jahre stand. Er hat stets treu zu uns gehalten uns mit Vorträgen und Vorlagen erfreut, auch bei einer nach Friedrichshagen und seinem Institut, der Biologischen und Fischerei-Station, am Müggelsee gerichteten Wanderfahrt*) mitgewirkt und uns am 24. April

*) Vgl. Monatsblatt I. S. 229, IV. S. 77, 379. — Im Jahre 1887 ging Frenzel nach Süd-Amerika und verblieb daselbst 4 Jahre als Professor der Universität Cordoba in Argentinien. Seit 1891 beschäftigte ihn die Idee einer biologischen Station am Müggelsee, die im Jahre 1893 eröffnet wurde.

1895 einen Vortrag „Zur Naturgeschichte des Müggelsees“ gehalten. Stets freundlich und gefällig hat er Heimatkundige und Naturforscher gern mit Rat und That unterstützt. Dem Märkischen Provinzial-Museum war er ein hülfsbereiter Förderer. Von seiner Geschicklichkeit im Präparieren legt die Fischfauna vollgültig Zeugnis ab, welche er in der Fischereiabteilung der Berliner Gewerbe-Ausstellung zu Treptow im Jahre 1896 zur Schau ausgelegt hatte.

Soeben geht uns die traurige Nachricht zu, dass unser Mitglied Louis Fischer nach langem Krankenlager am 23. d. M. verstorben ist. Herr Fischer pflegte sich mit Stolz und mit Recht einen Weltreisenden zu nennen; jedenfalls war er von allen Mitgliedern der Brandenburgia der Weitestgereiste; mit gutem Humor und treuem Gedächtnis pflegte er gern von seinen wechsellvollen Erlebnissen in fremden Zonen in unserer Mitte nach den Sitzungen zu erzählen.

4. Heinrich Lange-Oderberg i. M. Auch von einem freudigen Ereigniss kann ich berichten. Unser verehrtes Mitglied Herr Lehrer Heinrich Lange*) zu Oderberg ist, trotz seiner geistigen und körperlichen Rüstigkeit bei 72 Jahren, am 1. d. M. in den Ruhestand getreten, wobei ihm, der sich um die Förderung der Heimatskunde im weitesten Sinne allerseits verdient gemacht, vielfache Beweise der Anerkennug öffentlich zu teil geworden sind. Sitten, Sagen, Gebräuche, Altertümer, Tiere, Pflanzen, Versteinerungen sind in der Uckermark von Herrn Lange fleissig gesammelt worden. Das Märkische Provinzial-Museum verdankt dem wackeren Mann viele schöne Fundsachen und ähnliches. Studierende und Gelehrte, die Herrn Lange angingen, hat dieser stets selbstlos und opferwillig, so viel er konnte, mit seinen Erfahrungen unterstützt. Es ist der dringende Wunsch des Herrn Lange schon seit mehreren Jahren, dass die Brandenburgia die Oderberger Gegend mit ihrem Besuche erfreuen möge. Hoffentlich wird eine Wanderversammlung daselbst im nächsten Jahre stattfinden. Im Monatsblatt IV. S. 80 flg. befindet sich aus Langes Feder ein wertvoller Aufsatz über den Krebsfang in der Uckermark.

Bücher-, Bilder- und Kunstvorlagen.

5. Berliner Wortschatz zu den Zeiten Kaiser Wilhelms I. Auf Grund der Sammlungen des † Oberpredigers C. Kollatz und des Kapitäns a. D. Paul Adam bearbeitet von Dr. Hans Brendicke, Berlin 1897 (128 S. 8). Der Verfasser, unser Mitglied, der sich bereits früher mit dem Lautbestand des Berliner Dialekts und mit der Sprache und dem Charakter der Berliner beschäftigt hat, erstreckt seine dankenswerte und ausgiebige Sammlung auf die Zeit von etwa 1840 bis 1890.

*) Geb. am 30. Nov. 1826 zu Barenbeck im nördlichen Teil der Altmark, dem sogen. Hansjochenwinkel.

Vorarbeiten sind Trachsel's Glossarium (1873), die Dissertation unseres Mitgliedes Dr. B. Graupe (1879) und „der richtige Berliner“ (1878 und 1882); das alles aber wird durch die weit reichhaltigere Zusammenstellung Brendicke's überboten. Auf das eigentliche Berlin hat sich Brendicke, wie das in der Natur der Sache liegt, nicht immer beschränkt. Einzelne Wörter wird man vermissen, gegen andere wird man einwenden können (namentlich gegen Redensarten aus Theater-Couplets), dass sie nicht vielmehr wie Eintagsfliegen waren und längst vergessen sind. Empfindsame Seelen werden vor einzelnen gewagten Ausdrücken erschrecken. Aber das sind im ganzen keine stichhaltigen Einwendungen gegen den dauernden Wert des Buchs, welches allen, die sich für Berliner Art interessieren, nur bestens empfohlen werden kann.

6. Herm. Müller-Bohn. Die Denkmäler Berlins. Ihre Geschichte und Bedeutung. Ein kunstgeschichtlicher Führer für Einheimische und Fremde. Mit 46 Illustrationen. R. Auerbach Verlag, Steglitz-Berlin. 72 S. 8. Ich kann zur Empfehlung des Buchs nur das wiederholen, was ich in demselben hinter dem Titelblatt „Zum Geleit“ gesagt habe. Die Aufgabe, Berlins Denkmäler, welche sich in den letzten Jahrzehnten so stark vermehrt haben, in Wort und Bild darzustellen, ist eine ebenso löbliche wie dankenswerte, auch erscheint dieselbe trotz aller Schwierigkeiten befriedigend gelöst. Was auf den Namen eines öffentlichen Denkmals Anspruch machen kann (auch das Monumentalbauwerk des Brandenburger Thors) ist aufgenommen und zutreffend beschrieben, selbst die Grössenverhältnisse und die Herstellungskosten fehlen nicht. Bei den wichtigeren Denkmälern ist auf deren Geschichte eingegangen.

Als Einteilung ist recht zweckmässig die Form von Wanderungen gewählt, die mitunter etwas über Berlins Weichbild, z. B. nach dem Charlottenburger Mausoleum hinausschweifen. Der Stil der Textworte erscheint edel und schlicht zugleich; er hält sich glücklicherweise von jenen Ueberschwänglichkeiten frei, die in örtlichen Chroniken, Führern und dergl. leider so häufig gefunden werden. Die Abbildungen nach Flockenhaus'schen Photographien sind zumeist recht wohl gelungen und verleihen dem elegant ausgestatteten Denkmalsführer, dem ich eine recht weite Verbreitung unter Heimischen wie Fremden wünsche, einen besonderen Reiz und einen Wert, welcher vorzüglich der Heimatkunde zu gute kommt. Nicht ganz befriedigt bin ich von dem Schlussabschnitt IX, Wohnstätten und Gedenktafeln berühmter Männer, der auch nicht ganz genau in den Rahmen des Werks passt. Ich vermisse hier stellenweise eine gleichmässige und gesicherte Bearbeitung der einzelnen Nummern.

7. Martin May: Sind die fremdartigen Ortsnamen in der Provinz Brandenburg und in Ostdeutschland slavisch oder germanisch? Frankfurt a. M. 1897 (31 S.). Das Schriftchen wendet

sich insbesondere gegen Dr. W. Hammers Schrift: „Ortnamen der Provinz Brandenburg. 2 Teile. (Wissensch. Beilage zum Jahresbericht der IX. Realschule, Berlin 1894/1895)*) die sich mit den slavischen Ortsnamen beschäftigt. „Wie aus den eigenen Worten des Herrn Dr. H. hervorgeht, so sagt May, nimmt er ohne Bedenken, der landläufigen Ansicht gemäss, an, dass jene Ortsnamen slavischer Herkunft und heute, 900 Jahre nach wiedergeherstelltem deutschen Vollbesitz des Landes, noch erhalten geblieben seien. Es liegt dieser Annahme etwas geschichtlich Richtiges zu grund: zu allen Zeiten und in allen Ländern wurden die bestehenden Eigennamen, also auch die vorhandenen Ortsnamen (selbst in eroberten Ländern) von den Eroberern oder Neuansiedlern bewahrt und höchstens der Aussprache der neuen Besitzer äusserlich angepasst. Im vorliegenden Fall wird aber ein wesentlicher Umstand ganz übersehen. Das, was hier beim Uebergang aus slavischem Teilbesitz in deutschen Vollbesitz im 11. Jahrhundert von Dr. H. und den anderen Slavisten mit Recht für selbstverständlich angenommen wird, gilt mit vollem Recht auch für den Uebergang der uraltgermanischen, vor-slavischen Herrschaft in den slavischen Besitz, im sechsten Jahrhundert! Folglich haben auch die Slaven die im 6. Jahrhundert dort vorgefundenen germanischen Ortsnamen bis zu ihrem Abzug oder bis zum Wiederübergang des Landes in deutsche Hand im elften Jahrhundert bewahrt und sind diese Ortsnamen darum altgermanisch.“

May schliesst: „In diesem I. Teil der Dr. H.'schen Schrift über die angeblich slavischen Orte der Provinz Brandenburg hat sich hiernach (wie auch im II. Teil) kein einziger Ortsname als nicht germanisch erwiesen.“

May giebt selbst zu, dass durch die Völkerwanderung die Bevölkerung unserer Gegend (Goten, Vandalen, Burgunder, Rugier, Langobarden) zeitweise sehr verringert und das Land dadurch stellenweis ganz entvölkert worden sei. Wo letzteres der Fall, wird sich auch kein Ortsname erhalten haben können. Ferner, wenn man mit dem seligen Dr. C. F. Riecke auch in Norddeutschland keltische Urbevölkerung annimmt, so wird man, nach May's eigener Theorie, versucht sein können, die angeblich germanischen Ortsnamen als urkeltische zu erklären. Wir können diese linguistischen Streitigkeiten, die von Zeit zu Zeit auftauchen und in denen nicht selten die Waage zwischen Vera Falsis mixta beziehungsweise Falsa Veris mixta hin und her schwanken mag, getrost denjenigen, welche sich als die hier Berufenen betrachten, überlassen. Mit Recht haben andere darauf hingewiesen, dass man vom Urslavischen fast nichts und vom Urgermanischen oder Urkeltischen herzlich wenig kennt, also garnicht weiss, wie die ältesten Ortsnamen

*) Vgl die ausführl. Bespr. des I. Teils im Monatsblatt III. 1895 S. 114.

wirklich gelautet haben. Dass May in seinem Germanisierungseifer stark übertreibt, wird selbs ein Pangermane kaum bezweifeln. Dass Dr. Hammer übrigens auch dem deutschen Namenselement gerecht zu werden bemüht ist, geht aus seinem in der Brandenburgia am 23. Mai 1894 (Monatsbl. III. S. 61 flg.) gehaltenen Vortrage deutlich hervor. Endlich sei noch bemerkt, dass May eine Menge Ortsnamen anführt, von denen noch kein Vernünftiger bestritten hat, dass sie deutsch seien z. B. Tegel und Tempelhof.

8. Herr Edmund Gaillard überreicht als Geschenk und zur Vervollständigung seines Berliner Albums von 64 Ansichten in Phototypogravüre das Denkmal Kaiser Wilhelms des Grossen mit der Bitte mitzuteilen, dass er den früheren Käufern des Albums dies Ergänzungsblatt gern unentgeltlich zur Verfügung stelle.

9. Dr. Emil Bahrfeldt: Der Hacksilberfund von Gralow. Ein Beitrag zur Klärung der Otto-Adelheid-Frage, Berlin 1896. Dem Märkischen Provinzial Museum ist von Herrn Rittergutsbesitzer Honig in Gralow bei Zantoch, Kreis Landsberg a. W., ein Silberfund als Geschenk zugegangen, der im Mai 1896 in der dortigen Feldmark ausgegraben und Herrn Bahrfeldt zur Bestimmung übergeben wurde. Es ist ein Hacksilberfund im wahren Wortsinn*), denn unter der Silbermasse von etwa 2 $\frac{1}{2}$ Pfd. waren nur 39 unbeschädigte Denare, während alle anderen Münzen, die spärlichen Reste orientalischen Schmuckes, Gussplatten, Gussstäbe pp. ausschliesslich in Bruch, kleiner und kleinsten Hackstückchen sich zeigen. Herr B. hat gleichwohl über 300 Münzen identifiziert. Dieselben repräsentieren Morgenländische Reiche (Abbasiden, Samaniden, Bujiden), Byzantiner, Italien (Pavia), Böhmen, England, Dänemark, Deutschland (Köln, Sachsen, Mainz, Strassburg, Konstanz, Schwaben, Breisach, Augsburg, Regensburg, Nabburg, Salzburg). S. 12 sagt B.: „Nach alledem halte ich es für zwingend, wenn jene Denare wirklich von Otto III. stammen, unseren Fund in dessen früheste Regierungszeit, bald nach 983, also etwa 985, keineswegs aber später als in die achtziger Jahre des 10. Jahrhunderts zu setzen. Erweisen sich später aber diese Münzen als solche der Vorgänger dieses Königs, so würde dadurch der Fund bis bald nach 976, dem Regierungsanfange des Herzogs Otto von Bayern bis etwa 980, hinauf gerückt werden. — Diese Feststellung bringt die Entscheidung in der Otto-Adelheid-Frage! Ich darf davon absehen, das Für und Wider dieser Streitfrage hier aufs neue zu erörtern, ich kann mich vielmehr auf den Nachweis beschränken, dass der Fund von Gralow, wie aus meinem Verzeichnisse ersichtlich ist, 16 Pfennige von

*) Vgl. meine Angaben über brandenburgische Hacksilberfunde Monatsblatt IV. S. 14—19. und R. Buchholz, Bericht über den Gralower Fund. V. S. 293—297.

Otto und Adelheid enthält und zwar solche mit DI GRA REX AMEN (Menadier, Deutsche Münzen S. 158, No. 7), solche ohne AMEN und mit OTTO beziehentlich ODDO in den Kreuzwinkeln (Menadier No. 13, 18), angeschlossen auch einen Denar ohne Adelheids Namen, nur mit AMEN in der Rückseitenumschrift (Menadier No. 173); die jüngere Sorte mit dem Kopfe aber fehlt. Die Prägung dieser vielumstrittenen Münzklasse kann, da sie in diesem Funde vorgekommen ist, nicht erst mit dem Jahre 991, dem Anfange der Vormundschaftsperiode der Adelheid, dauernd bis 995, eingetreten sein, wie Dannenberg nach wie vor zu beweisen versucht. Wäre sein Standpunkt richtig, dann müssten die Gralower Münzen etwa 993 eingescharrt sein, und dagegen lehnt sich die ganze Zusammensetzung des Fundes und alle numismatische Erfahrung auf, — das ist kein Fund aus den neunziger Jahren. Sein Inhalt lehrt vielmehr: er ist vor 991 in die Erde gerathen, er hat Otto-Adelheid Pfennige enthalten, deshalb ist diese Münzsorte nicht erst unter Otto III. zwischen 991 und 995, sondern schon unter Otto I. entstanden. Wir haben daher die Darlegungen Menadiers anzuerkennen, der dieser ursprünglichen alten Annahme wieder zu ihrem Rechte verholfen hat.“

Es wird noch des bei v. Ledebur: Das Kgl. Museum vaterländischer Altertümer im Schlosse Monbijou zu Berlin S. 62, 63 erwähnten 1818 bei Gralow gemachten Hacksilberfundes gedacht, der in einem mit breiten Schlangelinien verzierten (also wendischen) Thongefäss verwahrt war. Zum Teil sind die Münzen im Kgl. Museum noch zu identificieren. B. sagt S. 13 „die jüngsten Münzen unter den von mir untersuchten sind die kleinen Sachsenpfennige (ca. 1200*) und der böhmische Denar Bracislaus I. (1037—1055), wenn er wirklich von diesem Herzoge herrührt. Die beiden Funde von Gralow stehen in keinem lokalen Zusammenhange miteinander. Ihre Fundstellen liegen, wie durch den Kustos des märkischen Provinzialmuseums, Herrn R. Buchholz in Gralow selbst ermittelt worden ist, ungefähr 2 Kilometer von einander.“

Wenn B. S. 13 von dem erstern Gralower Funde sagt, dass es ihm (B.) nun hoffentlich gelungen sei, durch die Funduntersuchungen das Ende des mit so grosser Energie betriebenen fünfjährigen Otto-Adelheid-Krieges herbeizuführen, so kann Ref. diese Hoffnung nur sehnüchtig nachsprechen. Hoffen wir mit B., dass hier das Kriegsbeil zwischen den streitenden Numismatikern gänzlich begraben bleibe.

10. Herr Friedel legt eine Anzahl von Photographien vor, welche teils für das Märkische Provinzial-Museum teils für die Brandenburgia von den Mitgliedern Paul Telge und Hermann Maurer aufgenommen worden.

*) Muss heissen um ca. 1100 n. Chr. E. Fr.

A. Aus der Umgegend von Oderberg in der Mark zwei Ansichten des Wäsen Sees bei Brodowin, welcher dadurch in neuerer Zeit entstanden, dass ein See durchbrach und die zum teil mit einem Eichenwald bestandene tiefere Ebene überschwemmte. Die Stümpfe zum teil recht mächtiger Eichen ragen sichtbar aus dem Seespiegel hervor. Exkursion des Märkischen Museums vom 4. August 1895, Aufnahme von P. Telge.

Ansicht der Stadt Oderberg vom rechten Ufer der Oder. Die steilen Böschungen des aus Blocklehm bestehenden Sommerfeldtschen Berges streben über dem Städtchen imponierend empor. Aufgenommen wie zu A.

Zwei Photographien der Festung Oderberg, welche in sumpfigen Gelände aber auf einer sandigen Stelle am rechten Ufer der alten Oder schräg gegenüber der Stadt auf einem wendischen, durch charakteristische bezügliche Töpferwaare nachgewiesenen Burgwall erbaut ist. Die Ruine heisst auch der Bärenkasten von der Zeit her, wo noch in der Gegend Bären vorkamen und für Tierkämpfe hier verwahrt wurden. Aufnahme wie zu A.

Der Kaiser Friedrichs-Turm auf dem Pimpinellen-Berg bei Oderberg 1896 erbaut. Prachtvolle Fernsicht. Aufgenommen bei der Exkursion des Märkischen Museums am 26. September 1897 durch Paul Telge.

Zwei Ansichten, innere und äussere, der Ruinen des Cisterzienserklosters Mariensee auf dem Pehlitz-Werder im Paarsteiner See. Vgl. darüber meine ausführlichen Angaben in den Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthrop. Jahrgang 1887 S. 540 flg. Aufnahme wie zu E. Das Haus und der Gutshof des Amtmann Deegen in Pehlitz, dem die gedachte Ruine und der Werder gehören. Erbaut 1834. Aufnahme wie zu E.

Grosse Linde auf dem Pehlitz-Werder. Aufnahme wie zu E.

B. Wanderversammlung der Brandenburgia in Havelberg am 27. Juni 1897. Aussicht vom linken Havelufer auf die Brücke und den Dom. — Vier Gruppenbilder im Mühlenholz nahe der Elbe bei Havelberg unter den grossen Eichen. Von Herrn Telge, zum teil unter Assistenz des Herrn H. Maurer aufgenommen.

C. Ausflug des Märkischen Museums nach Drobrilugk, Kreis Calau 7./8. Juni 1897. — Der historische Gasthof zum Rautenstock an der Hauptstrasse. — Das prächtige Schloss von der Westseite, beziehentlich Ostseite. — Der Schlosshof im Innern mit dem Monumentalbrunnen. — Die uralte Cisterzienser-Abteikirche im Innern: Querschiff mit der Fürstenloge und Langschiff. Um 1200 gestiftet wurde das Kloster 1540 säkularisiert.

D. Umgegend von Fürstenwalde an der Spree. Die mittelalterliche Feldsteinkirche von Rauen. — Blick auf den Scharmützelsee und das Dorf Saarow von der Ablage Pechhütte aus. — Germanische Todtenurne über dem Braunkohlenwerk Pechhütte von der Pflugschaft des Märkischen Museums ausgegraben. — Das Grabgewölbe der Familie von Bonseri bei Ablage und Forsthaus Pechhütte am Scharmützel-See. Sämmtlich bei der Exkursion des Märkischen Museums am 27. Mai 1897 von den Mitgliedern H. Maurer und E. Schenk aufgenommen.

E. Exkursion des Märkischen Museums nach Lanke bei Bernau und Umgegend am 10. Okt. 1897. Prächtiger Blick auf den Hellsee bei Schloss Lanke vom Fischerhause aus aufgenommen. — Die Herrn Juert gehörige historische Hellmühle (unterschlächtige Mahlmühle) von der Vorder- und Hinterseite. — Zwei Aufnahmen des der Kaiserstein benannten granitenen Denkmals, zum Gedächtnis, dass Kaiser Wilhelm der Grosse sich hier am 16. Dezember 1819 durch einen Schuss versehentlich die Hand verletzte, am Prinzen-Gestell im Gräflich Redernschen Forst errichtet.

F. 3 Photographien von dem Brunnenhäuschen der Luisen-Quelle auf dem Gesundbrunnen, früher Herrn Zimmermeister Galuschki, jetzt Herrn Direktor Kracht gehörig. Die ältere Photographie ist von 1885, die beiden anderen beziehen sich auf die Gegenwart.

G. Herr Buchholz legte ein vom Märkischen Museum erworbenes Aquarell des hiesigen Malers A. Kiekebusch vor, welches einen altwendischen Bienenstand aus der Umgegend von Spremberg in ansprechender und klar verständlicher Weise darstellt. Es sind einfach drei ausgehöhlte Baumstämme, anscheinend Kiefern, aufgestellt, in denen das Immenvölkchen haust. Die Oeffnungen sind durch Thüren verschliessbar. Herr Friedel ist der Ansicht, dass die Benutzung hohler Kienbäume als Bienenstand slavische Sitte sei und macht auf den bekannten Kienbaum bei Kagel in der Mark aufmerksam, der als Bienenstandbaum den Imkern auf weiten Entfernungen hin als Sammelpunkt galt und sogar zur Entstehung einer kleinen Kienbaum genannten Ortschaft Anlass gab. Herr Sanitätsrat Dr. Bartels erwähnt, dass er auf seiner diesjährigen russischen Reise bei den Slaven Russlands dergl. natürliche Bienenstöcke gesehen habe. Herr Altrichter fügt hinzu, dass in der vormals wendischen Bevölkerung von Forst i. L. noch jetzt Bienenstände aus Kienbaumstümpfen gefertigt würden, während Herr General von Erckert den Gebrauch derselben aus den baltisch-russischen Provinzen, aus Russisch-Polen und Russisch-Litthauen bestätigt.

H. Herr Buchholz legt alsdann das der Gesellschaft zugegangene Heft: Die Verheerungen der Eglitz und Lomnitz in Schmiedeberg und Krummhübel aufgenommen von Ottomar Anschütz vor, in welchem

durch Momentaufnahmen die zerstörten Häuser, Strassen, Brücken u. s. w. des diesjährigen Sommerhochwassers dargestellt sind. Die Bilder sind wahre Kunstwerke und für Unterstützungszwecke verkäuflich.

12. Darauf hielten Herr Altrichter und Herr Dr. Pniower die angekündigten Vorträge. Wir bringen dieselben als besondere Aufsätze, weil namentlich der letztere durch Citate und Litteraturangaben erweitert worden ist.

13. Nach der Sitzung fand ein zwangloses Zusammensein im Schultheiss Ausschank, Potsdamerstr. 13 statt.

Das Laasker Schwert.

Von K. Altrichter.

Hierzu eine Tafel.

Von dem Herrn von Oertzen in Laaske (Prignitz) ist der Direktion des Märkischen Provinzial Museum ein Schwert mit der Bitte übersandt worden, eine auf der Klinge desselben befindliche Inschrift zu entziffern. Das Schwert, mit Kreuzgriff versehen, ist etwa 105 cm vom Knauf bis zur Spitze lang; es hat ursprünglich wohl an 110 cm Länge gehabt, da die Spitze offensichtlich verbraucht und abgerostet ist. Im Knauf und in der Klinge befinden sich eine Reihe von Zeichen, die nur zu einem geringen Teil vollständig erhalten sind. Die Figuren sind augenscheinlich in das Eisen eingegraben und sodann mit Goldstäbchen ausgefüllt. Der Rost hat das Schwert ungemein mitgenommen und so ist auch vielfach das Lager der Goldstäbchen zersetzt, sodass diese herausgefallen sind. Bei einiger sorgfältiger Behandlung wird sich der Rest oder mindestens der Umriss der eingegrabenen Figuren erhalten lassen, sodass das Ergebnis meiner Untersuchung kontrollierbar bleibt. Leider ist, abgesehen von weniger bedeutsamen Stellen, an dem einen Zeichen (No. 21) von unkundiger Hand gekratzt worden, sodass es vielleicht nicht mehr möglich sein wird, das dort vorhandene Zeichen in seiner ganzen Gestalt zweifellos wieder herzustellen.

Auf der hierzu gehörigen Tafel habe ich zunächst die Schwertform und die Stellung der Inschrift, die auf beiden Seiten dieselbe ist, und demnächst diese selbst in genauer Nachbildung darstellt. Die Doppellinien bedeuten die noch vorhandene Goldschrift, die punktierten Linien

die noch sichtbaren Grundrisse der Figuren; die schrägschraffierten Stellen zeigen vollständige Verrostung in der Lage der Zeichen und die senkrechte Schraffierung die mechanische Veränderung an einer solchen Stelle an. Endlich habe ich die Knauffiguren in natürlicher Grösse wiedergegeben (No. 24, 25) und zur Veranschaulichung noch die Zeichen No. 26—31 beigegefügt.

Die im Knauf befindliche Figur, die augenscheinlich ausser Zusammenhang mit der Schrift in der Klinge steht, werde ich zuletzt behandeln. Die Inschrift beginnt auf jeder Seite mit einem liegenden Kreuz, dessen Schenkel durch einen Querstrich abgeschlossen sind. Eine bestimmt charakterisierte Kreuzform ist dies nicht. Der geradlinige Abschluss könnte darauf hindeuten, dass das Templerkreuz vorläge; dieses würde aber nicht schräg gestellt worden sein. Für das Abzeichen eines geistlichen Ordens würde dies Zeichen um so weniger sprechen, als es sich an einem Schwert befindet. Deshalb glaube ich annehmen zu dürfen, dass No. 1 und 13 lediglich zur Hervorhebung des Christlichen dient und zwar um so mehr, als in der Inschrift selbst von dem Gegensatz davon die Rede ist.

Die vorhandenen Schriftzeichen bieten an sich keinerlei Schwierigkeiten, nur No. 7 und 21 sind teils durch Rost, teils durch Kratzen darauf verundeutlicht, aber immerhin nur so, dass erhebliche Bedenken gegen die von mir beliebte Lesung nicht obwalten können. Es sind nun zwar, wie bei dem Paretzer Schwert keinerlei Zeichen für Wortschlüsse gegeben, indessen erscheint die Lesung so einfach und leicht, dass dieser Mangel sich kaum bemerkbar macht.

Die mit No. 13 beginnende Zeile ist in ihrer Goldeinlage am besten erhalten. Da nun die Bruchstücke der ersten Zeile eine gewisse Ähnlichkeit mit den Zeichen der zweiten Zeile erkennen lassen, so hatte sich nach den Untersuchungen des Herrn Kustos Buchholz zunächst die Ansicht festgesetzt, dass jede Seite der Klinge dieselbe Inschrift enthalte. Dagegen sprach aber Figur 7, die unverkennbar den Hauptbestandteil des mittelalterlichen M (Figur 26) enthält. Figur 7 wurde zunächst nicht beachtet. Ich las in den Zeichen 14—20: T A C N D I S, welches unter Ergänzung eines E zwischen 16 und 17 tacendis ergibt. Unter Berücksichtigung des Umstandes, dass das Zeichen im Knauf einer liegenden Bischofsmütze nicht unähnlich ist, wäre die Widmung „tacendis“ nicht unangebracht, wenn man erwägt, dass die Prignitz zum Bistum Havelberg gehörte und mit den zum Schweigen zu bringenden Leuten sehr wohl die Wenden hätten gemeint sein können, die bis zu ihrer endlichen Christianisirung unter Heinrich dem Löwen wiederholt revoltierten und das deutsche Joch und damit das Christentum abschüttelten. Dieser Kreuzzug fand aber 1147 statt und ich werde nachzuweisen suchen, dass das vorliegende Schwert einer viel späteren Zeit,

etwa der Mitte des 13. Jahrhunderts angehört. Das *tacere* ist hier offenbar in übertragener Bedeutung aufzufassen, nicht in dem Sinne, dass Heiden die neue Lehre schweigend d. h. ohne Widerspruch anzunehmen und sich taufen zu lassen hätten, sondern in dem Sinne: zum Schweigen zu bringen d. i. töten. Man muss eben immer den mit der Inschrift gezierten Gegenstand berücksichtigen.

Unsere Vorfahren aus dem Mittelalter sind aber nie so geistlos gewesen, sich in ihren Inschriften an demselben Gegenstande zu wiederholen. Das einmalige „*tacendis*“ hätte ihnen genügt; es musste deshalb die andere Seite der Klinge etwas anderes enthalten und darauf wies unverkennbar die Figur M (No. 7) dieser Seite. Hierdurch war die Veranlassung zu einer eingehenderen Untersuchung der ganzen Klinge unter Zuhilfnahme des Vergrößerungsglases gegeben. Hierbei traten nun die Figuren bestimmt und klar hervor, welche auf der Tafel zur Darstellung gelangt sind: einerseits *D J C N A M N S C* und auf der anderen Seite noch der Rest des Zeichens No. 21.

Bei No. 21 ist der Grundstrich und der Querbalken darüber sichtbar. Das Zeichen sieht so wie ein T aus. Zieht man jedoch Figur 14 zur Vergleichung heran, so zeigt sich als Unterschied, dass dort ein gerader Strich den Grundstrich nach oben abschliesst, während in 21 in der Mitte eine Einsenkung bemerkbar ist, derart, dass der rechte Flügel zu einem Bogen auszuholen scheint. Dies kann ebenso sehr auf den Anfang eines R als eines P hindeuten. Ein R liegt zur Vergleichung zwar nicht vor, ich glaube aber nach andren mittelalterlichen P- und R-Formen annehmen zu dürfen, dass hier eher P als R zu lesen wäre, weil die R — cfr. das Paretzer Schwert — seltener den oberen Balken nach links verlängern, sondern die Form No. 27 aufweisen.

Hiernach lese ich die ganze Inschrift wie folgt: Domini Jesu Christi nomine Amen. Sacratu*s* tacendis paganis. Die Buchstaben der Inschrift sind hervorgehoben. Aus dem Anfang dieser Inschrift ergibt sich jetzt auch die Bedeutung des Kreuzes am Anfang jeder Seite. Es ist dies das bei Anrufung Christi übliche Kreuz und somit ohne weitere Nebenbedeutung.

Über die ungefähre Zeit der Entstehung dieses Schwertes gibt eine Verzierung Aufschluss, die sich am Ende jeder Zeile befindet. Dort sieht man zunächst ein Zeichen, das einem K überaus ähnlich ist, aber sich von demselben dadurch unterscheidet, dass die beiden schrägen Linien in dem Vertikalstrich nicht in einem Punkte zusammentreffen. Dafür aber, dass nicht ein Schriftzeichen vorliegt, zeugt weiter die erkennbare geringe Höhe gegenüber den anderen Schriftzeichen. In der Zeile mit dem Zeichen No. 11 ist hinter dem sogen. K ein Kreis sichtbar; und wieder in einem gewissen Abstände der Überrest einer Rosette

(No. 12) der in No. 23 wiederkehrt. Spricht diese letztere Verzierung für den romanischen Stil in seinem Übergang zum gotischen, in welchem letzteren die Rose als Abschluss der Spitzbogen eine hochbedeutsame Rolle spielt und auf das Geheimnis, diese Bogen haltbar herzustellen, hinweist, so zeigt Figur 11 und 22 eine Form, die auch auf der Kyritzer Elle vorhanden ist und diese stammt laut Inschrift vom Jahre 1238. Auch auf dieser folgt hinter diesem Zeichen ein längliches Oval, das nach rechts abgeschnitten ist, um den Anschluss an ein Pflanzenornament zu bilden. Hier ist das Oval in einen Kreis zusammengezogen.

Im Jahre 1147 wurde, wie erwähnt, der Kreuzzug gegen die vom Christentum abgefallenen und die noch heidnischen Wenden in Scene gesetzt. Berücksichtigt man, dass Gewohnheiten in Darstellung von Verzierungen damals nicht selten durch Jahrhunderte fortlebten, so wäre der Zeitraum von 1147 bis 1238 kein Grund zur Ablehnung der Annahme, dass das hier vorliegende Schwert für einen Ritter, der an dem gedachten Kreuzzuge teilnehmen wollte, geschmiedet worden sei. Ja es wäre denkbar, dass die Entstehungszeit bis zum Jahre 1300 ausgedehnt werden könnte, wenn der Nachweis zu erbringen wäre, dass bis dahin zu irgend einer Zeit kriegerische Bewegungen gegen Heiden stattgefunden hätten. Nicht nur diesen Nachweis werde ich, sondern auch den wahrscheinlichen Nachweis des ehemaligen Besitzers hoffe ich aus dem Zeichen im Schwertknauf zu erbringen.

Wie eingangs erwähnt, befindet sich das Schwert im Besitze eines Herrn von Oertzen. Ich habe deshalb Veranlassung genommen, die „urkundliche Geschichte des Geschlechts von Oertzen von G. C. F. Lisch, Grossherzoglich-Mecklenburgischen Archivar, Schwerin 1847“ eingehend zu studieren. Es ist dies derselbe Geheimrat Lisch, der durch seine Forschungen auf dem Gebiet der Vorgeschichte Mecklenburgs sich einen Namen gemacht hat. Nicht der hier in Frage kommende Herr von Oertzen war die Veranlassung für mich zu diesem Studium, sondern das Zeichen im Schwertknauf. Als Schriftzeichen löst sich dasselbe nämlich dahin auf, dass an ein auf der Spitze gestelltes Viereck — eine mittelalterliche Form für O — sich ein anderes Zeichen stellt, das nach rechts, nach oben und nach unten in Verbindung mit dem Abschluss des O nach links die Form des mittelalterlichen C ergeben würde. Diese ist durch den Abschluss des O nach rechts durch die beiden divergierenden Stäbe in horizontaler Richtung geteilt, so dass ein starker Anklang an E entstand. Nimmt man nun an, dass das E in Figur 27 zwecks Aufnahme oder Anschlusses des E an die O-Form in seinem Querstrich geteilt wurde, so dass der obere Teil dieses Querstriches schräg nach oben, der untere schräg nach unten geführt wurde, so würde die Figur 30 immerhin noch als E anzusprechen sein, zumal diese E-Form nicht selten durch einen horizontalen Doppelstrich vom C unter-

schieden wurde. Man hätte aber dann das Zeichen im Knauf als OE zu lesen. Lag nun auch die Versuchung sehr nahe dies Zeichen als eine Buchstaben-Verbindung anzusehen, so sprach schon das Ungewöhnliche einer solchen Erscheinung dagegen; die Ausführungen von Lisch entzogen einer solchen Annahme vollends den Boden, indem er bemerkt, dass erst seit Mitte des 14. Jahrhunderts die Schreibung Oertzen aufgetaucht sei und zwar in der Form der nordischen Schreibweise, welche durch das O einen schrägen Strich von rechts oben nach links unten macht. Der Name selbst hat sich aus dem wendischen Namen Uriz entwickelt, welcher 1192 zum ersten Male in der Geschichte auftaucht. Es mag wohl sein, dass schon lange vor der Mitte des 14. Jahrhunderts das Ö statt O beim Aussprechen des Namens durchklang; aber geschrieben wurde es noch nicht.

Hiergegen liefert das Werk von Lisch ausreichendes Material zu einer anderen Erklärung des Zeichens im Knauf. Sehr eingehende Studien sind der Entwicklung des Oertzenschen Familienwappens gewidmet. Im wesentlichen stellt dasselbe 2 Arme, die bald nackt, bald mit Armschienen bewehrt sind, dar, welche im Ellenbogengelenk ziemlich rechtwinklig gebogen sind und deren Hände einen Ring halten. In Figur 31 habe ich aus einem von Lisch mitgeteilten Siegelwappen vom Jahre 1318 das eigentliche Wappenschild herausgezeichnet, daraus 7 über die Wappenfläche zerstreute, als Pflugschar gedeutete Figuren weggelassen, welche angeblich darauf hinweisen sollen, dass die Oertzen ursprünglich Landbebauer gewesen seien. Schon in einem Siegel von 1358 kommen diese Figuren im Wappen nicht mehr vor und sind seitdem weggeblieben. Der Ring, den die beiden Hände halten, trägt ein Kleinod. Es soll durch denselben nach Lisch das Vasallenverhältnis ausgedrückt sein. Denselben Ring, aber mit nur einem Arm führt die Familie Schwerin im Wappen. Wenn man sich nun in den Wappenschild mit den gebogenen Langseiten die gebogenen Arme als einfache Linien hineinzeichnet, so erhält man genau die Figur, welche im Schwertknauf dargestellt ist. Der mittelalterliche Künstler hat sich — und eine andere Darstellung wäre bei der Kleinheit der Figur und der Sprödigkeit des Materials mit unverhältnismässigen Schwierigkeiten verbunden gewesen — allerdings die Sache vereinfacht, indem er den Ring als selbstverständlich wegliess und die Oberarme zugleich den Rand des Schildes sein liess, statt an der Stelle je 2 gleichlaufende Striche zu zeichnen. Hiernach habe ich nicht den geringsten Zweifel, dass die in Rede stehende Figur die denkbar einfachste Darstellung des Oertzenschen Familienwappens bildet.

Es bliebe nun noch der Nachweis zu erbringen, dass die Oertzen an einem Kreuzzuge teilgenommen haben. Als Unterthanen und Vasallen der mecklenburgischen Fürsten würde die Geschichte Mecklenburgs die

sicherste Auskunft geben können und sie thut es auch bis zu einem gewissen Grade.

Von den Nachkommen Borwins wird Fürst Heinrich von Mecklenburg mit dem Zusatz „der Pilger“ versehen. Seite 44 seines Werkes schreibt Lisch bezüglich dieses Fürsten, der von 1264—1302 regierte: „In der Begeisterung der damaligen religiösen Ansichten, aus ritterlicher Tapferkeit, aus Lust, die Welt und den fabelhaften, reizenden Orient und Süden zu schauen, auch wohl im Dankgeföhle gegen die Vorsehung für die glückliche Durchführung der Bekehrung und Zähmung des hartnäckigen Obotritenvolkes und für das üppige Aufblühen aller jungen Stiftungen, ergriff den Fürsten Heinrich von Mecklenburg die Sehnsucht nach Kreuzfahrten. Schon früher hatte er einen Kreuzzug nach Livland unternommen und dort im Getümmel der Schlacht ein junges heidnisches Mädchen gerettet, welches er zum Christentum erzog, adoptierte und in das Kloster Rhena gab. Bei der Ausstattung derselben war Detwig von Oertzen gegenwärtig.“ Es gab damals zwei Brüder Dietrich und Detwig von Oertzen, von denen der erstere als Landeshauptmann in Wismar lebte und als kriegerischer Held bezeichnet wird; Detwig dagegen war ein vertrauter Freund und Rat des Landesfürsten, welcher ihn, nachdem er selbst 1272 auf dem Kirchhofe des Franziskanerklosters zu Wismar das Kreuz genommen, seiner zurückbleibenden Gemahlin Anastasia zugleich mit Heinrich von Strahlendorf zum Berater bestellte. Ernst von Kirchbachs mecklenburgische Reimchronik von 1379 sagt ausdrücklich im 35. Kapitel:

Jedoch fraw Anastasia
nach ezweyn rittirn sante da:
von Ortze dedewig hiez der eyne,
der andir hiez von Stralendorf Heyne,
den hatte ir herre bruolen glich
daz laut zu bewarene getruwelich.

Keiner der beiden Brüder Oertzen zog hiernach mit Heinrich zum heiligen Lande; sie werden wahrscheinlich beide den Kreuzzug nach Livland mitgemacht haben und noch wahrscheinlicher in nächster Umgebung Heinrichs, denn nur aus solcher Waffenbrüderschaft lässt sich das Vertrauensverhältnis erklären, in dem namentlich Detwig zu seinem Lehnsherrn stand. Die Zeit des Livländer Kreuzzuges habe ich soweit Heinrichs Beteiligung in Betracht kommt, nicht genauer feststellen können, im wesentlichen waren 1245 jene Kämpfe beendet, sodass sie bald nach seinem Regierungsantritt 1264 gelegt werden dürfte, wenn man nicht annehmen will, dass er schon als junger Prinz sich an diesem Kreuzzug beteiligte. Es würde sonach immerhin die Mitte des 13. Jahrhunderts als die Zeit der Herstellung des vorliegenden Schwertes anzusehen sein. Denn später findet sich in der Mecklenburgischen Geschichte ein Kreuzzug nicht erwähnt.

Es würde sich nun fragen, welchem der beiden Brüder das Schwert wohl gehört habe. Dazu ist eine kurze Entwicklung der Linien nötig. Dietrich wird als Stifter der Mecklenburgischen, Detwig als der der Stargardtschen und Nicolaus (1295–1308) ein Knappe und fürstlich werlescher Schildknappe und Hofgenosse als der der Schwerinschen Linie angesehen. Aus diesen Linien heraus entwickelten sich wieder „Häuser“, die sich zum Teil über die Grenzen Mecklenburgs ausbreiteten. Es liegt auf der Hand, dass in dem aussermecklenburgischen Besitzstande der einzelnen Häuser im Laufe von 4–500 Jahren mehrfach Veränderungen eintraten, so dass es überaus schwierig ist, darin zu folgen. Das Haus Feldberg — zur Stargardtschen d. i. Strelitzschen Linie gehörig — liegt der Prignitz am nächsten und wenn es nicht unwahrscheinlich ist, dass von dort her das Schwert nach Preussen gekommen ist, so würde es wohl von Detwig herkommen. Dafür möchte auch ein innerer Grund sprechen. Während nämlich Dietrich ebenso wie seine Nachkommen vorherrschend als Ritter und Knappen bezeichnet werden, erscheinen aus den Häusern der Stargardtschen Linie, der Stellung des Stifters entsprechend, vorherrschend Verwaltungsbeamte, so dass man einen geringeren Verbrauch des Kriegsgerätes mit einem Grade von Wahrscheinlichkeit annehmen und nicht ganz mit Unrecht folgern kann, dass das vorliegende Schwert sich von Detwig auf die Gegenwart fortvererbt hat.

Eine Feststellung darüber, wo das Schwert sich zuletzt auf einem Oertzenschen Gut befand und welchem Hause dasselbe angehört, würde diese Frage voll und ganz mit ziemlicher Sicherheit beantworten, da hinsichtlich der Zeit seiner Anfertigung kaum ein begründeter Zweifel bestehen kann.

Die Museumverwaltung ist leider nicht in der Lage hierzu Materialien zu geben und so müssen wir uns mit der Feststellung begnügen, dass das Schwert wahrscheinlich um die Mitte des 13. Jahrhunderts für den Kreuzzug in Livland angefertigt und vielleicht von Detwig von Oertzen geführt wurde.

Bartholomäus Krüger.

Ein märkischer Dichter des 16. Jahrhunderts.

Von

Otto Pniower.

Schwerlich irre ich, wenn ich annehme, dass den allermeisten von Ihnen der Name des märkischen Dichters Bartholomäus Krüger zum ersten Male auf dem Ihnen vor wenigen Tagen zugegangenen Programm unserer heutigen Sitzung entgegentrat. Zu Ihrer Beruhigung sei es gesagt, dass Ihnen das nicht zur Unehre gereicht. Ist es überhaupt keine Schande, den Namen eines nicht hervorragend aufgetretenen, längst verschollenen Dichters nicht zu kennen, so ist die Unbekanntschaft in diesem Falle ganz besonders verzeiblich. Denn selbst die zünftige Litteraturgeschichte hatte ihn lange gänzlich unbeachtet gelassen und nahm erst neuerdings und nur spärlich Notiz von ihm. In den umfassenden Darstellungen der Geschichte der deutschen Dichtung wird seiner so gut wie gar nicht gedacht. Selbst die alte Zeit behielt Krüger so wenig in Erinnerung, dass das bedeutendste seiner Werke sich nur in einem einzigen Exemplare erhalten hat, das im Besitze der hiesigen königlichen Bibliothek ist.

Das Verdienst, auf den in Vergessenheit geratenen Dichter aufmerksam gemacht zu haben, gebührt dem grössten Kenner der Litteratur des 16. Jahrhunderts: Karl Goedeke. In seiner 1849 erschienenen Anthologie „Elf Bücher deutscher Dichtung“ wies er zuerst auf ihn hin als einen, „der eines der grossartigsten Mysterien des 16. Jahrhunderts mit wahrhaft bewunderungswürdigen Szenen und in genialer Auffassung des vergänglichen Menschengeschickes der ewigen Weltordnung gegenüber schrieb.“ Und in demjenigen Werk, das nicht am wenigsten zu der mächtigen Entfaltung der modernen Litteraturgeschichte d. h. zur wissenschaftlichen Betrachtung der neueren deutschen Poesie beitrug, in seinem „Grundriss zur Geschichte der deutschen Dichtung“ nannte er dasselbe Drama wiederum eines der ausgezeichnetsten Spiele des ganzen Jahrhunderts. Er veranlasste dann auch seinen Mitarbeiter Julius Tittmann in die Sammlung der „Schauspiele“ des 16. Jahrhunderts (Leipzig 1868. 2. Teil) dieses von ihm so hochgestellte Drama aufzunehmen. Weitere Neudrucke von Werken Krügers veranstalteten ferner Theobald Raehse (Halle 1882, Neudrucke deutscher Litteraturwerke des XVI. und XVII. Jahrhunderts, herausgegeben von Wilh. Braune, No. 33) und Johannes Bolte (Leipzig 1884), so dass die drei Dichtungen Krügers, die uns von ihm überliefert sind, in jedermann zugäng-

lichen Abdrücken vorliegen. Die einzige zusammenhängende Würdigung der Wirksamkeit des Dichters lieferte Wilhelm Scherer in der vom Freiherrn von Liliencron herausgegebenen „Allgemeinen deutschen Biographie“. Sie ist entsprechend der Stelle, wo sie steht, nur kurz, aber um so treffender. Mit einem einzelnen Drama Krügers, insbesondere mit der Frage, mit welcher Kunst er den von ihm bearbeiteten Stoff dichterisch gestaltete, beschäftigt sich eine Anzeige des von Johannes Bolte besorgten Abdruckes, die Richard Maria Werner zum Verfasser hat. (Zeitschr. f. österr. Gymnasien Bd. 35 (1884) S. 845 ff.) Endlich veröffentlichte Joh. Bolte in den Mitteilungen des Berliner Geschichtsvereins (1888 S. 61 ff.) einen sich zum Teil mit Barth. Krüger befassenden Aufsatz: Hans Clauert und Joh. Schönbrunn. Bis auf nichtssagende Anzeigen der beiden letzten Neudrucke der Krügerschen Werke und eine auch nicht in Betracht kommende von Wilhelm Scherer gar zu abhängige Biographie des Dichters in Ersch und Grubers Encyclopaedie ist das die ganze über ihn existierende Litteratur.

Dieser Ärmlichkeit entspricht die geringe Kenntnis, die wir von dem äusseren Leben Bartholomäus Krügers besitzen. Aus den nach dem Geschmack der Zeit breit und behaglich sich ergehenden Titeln seiner Schriften wissen wir, dass er in Sperenberg bei Zossen geboren ist, jenem an Naturschönheiten reichen, durch seine Gipsbrüche und sein Salzlager geologisch bemerkenswerten Dörfchen des Kreises Teltow. Wann, können wir leider nicht sagen. Als seine beiden ersten Werke gedruckt wurden — es war im Jahre 1579 — war er Stadtschreiber und Organist in dem seinem Geburtsort benachbarten Städtchen Trebbin. In der Vorrede zu seinem dritten, neun Jahre später erschienenen Werk, nennt er sich nur Stadtschreiber. Er hatte also wohl die Stelle als Organist aufgegeben oder verloren.

Die Besoldung, die ihm diese Ämter eintrugen, mag nicht die reichste gewesen sein. Wir dürfen das aus zwei Umständen schliessen. Einmal befand sich Trebbin um diese Zeit in einer finanziell so bedrängten Lage, dass es sich genötigt sah, die Hilfe des Landesherrn anzuflehen. Die Bittschriften, die die Verwaltung des Städtchens einreichte, haben sich bis heute erhalten. Der glückliche Spürsinn des auch um die Geschichte unserer Mark so sehr verdienten Johannes Bolte hat sie im hiesigen Staatsarchiv entdeckt. Unter den Ursachen, die für den Notstand angeführt werden, wird auch das so gar geringe Einkommen des Rathauses aufgezählt, so „dass nicht allein die Herren des Rats so Ampts halben ohn unterlas grose mühe haben, und dadurch ihre narung verseumen müssen, deshalb schier gar nichts bekommen, sundern auch die kirchen und andere Diener, deren man gar nicht entberren kann, nicht nottürftig besoldiget kön-

nen werden.“ Bolte vermutet wohl mit Recht, dass die eine der Bittschriften den Stadtschreiber Bartholomäus Krüger selbst zum Verfasser hat. Wenn unser Dichter dann in einem seiner Werke zweimal (Spiel von den bürgerlichen Richtern v. 673 und v. 1939) von der teuren Zeit spricht, so ist das gewiss aus der Beobachtung seiner unmittelbaren Umgebung geschöpft und persönlich empfunden.

Das zweite Moment, das uns zu schliessen nötigt, dass auch Bartholomäus Krüger das bei den Poeten so häufige Loos traf, nicht mit irdischen Glücksgütern gesegnet zu sein, liegt darin, dass er seine beiden ersten, zu gleicher Zeit erschienenen Werke den Ratmännern ferner Städte widmete: das eine den von der löblichen freyen Bergstadt Joachimsthal in Böhmen, das andere den der Stadt Schneeberg in Sachsen. Indem er sie zu Paten seiner Schöpfungen machte, erbat er nach der Sitte der Zeit ihre Gunst, die er in den Vorreden ausdrücklich ansprach, gewiss in der Erwartung seine Belohnung sei es in barer Münze, sei es in Gestalt einer Anstellung oder Empfehlung an andere Communen zu erhalten.

Das ist alles, was wir von den äusseren Lebensumständen Krügers wissen. Ueber seine innere Entwicklung fehlt es uns gänzlich an unmittelbaren Nachrichten. Auch hier sind wir lediglich auf Schlüsse aus seinen Dichtungen angewiesen. Und da sehen wir, dass er keine eigentlich gelehrte Bildung besass. Das Lateinische beherrschte er nicht so, wie es für einen Gelehrten jener Zeit gewissermassen Pflicht war. Denn die in dieser Sprache abgefassten Lobgedichte zu seinen beiden Dramen hat er nicht selbst verfasst, sondern sich von dem Schulrektor von Trebbin, Johannes Walther, anfertigen lassen. Und das Griechische scheint er garnicht verstanden zu haben. Giebt er doch in dem einen Drama einem Teufel, der den Tod personificiert, den Namen Athanatus d. h. gerade Nicht-Tod.

Seiner Konfession nach war er ein strenger Lutheraner. Das lässt die Art, wie er in dem einen Drama den religiösen Stoff erfasst, unzweideutig erkennen.

Das wäre das, was wir über das äussere und innere Leben Krügers so auf den ersten Blick aus seinen Werken ersehen. Wollen wir mehr wissen, wollen wir in das innere Wesen des Mannes einzudringen suchen, so müssen wir in Dichters Lande gehn. Und es ist auch nicht zu befürchten, dass wir auf beherzte Fragen keine Antwort erhalten. Der wirkliche Dichter schreibt mit seinem Herzblut. Was Goethe von seinen Werken sagte, dass sie Konfessionen, Selbstbekenntnisse seien, das gilt in beschränktem Sinne von allen grösseren poetischen Produktionen. Sie sind Niederschläge oft der äusseren, immer aber der inneren Erfahrung. Sie zeigen, wie sich der Dichter zu den grossen Fragen des Lebens oder seiner Zeit stellt, sie lassen seine Weltanschauung erkennen.

Ferner: spricht sich schon in der Wahl des Stoffes der Charakter des Dichters aus, so noch mehr in der Art, wie er ihn gestaltet. War Bartholomäus Krüger ein Poet von dem Range, den ihm Karl Goedeke anweist, dann müssen uns auch seine Werke über ihn selbst, seine Individualität, seinen Charakter Auskunft geben, kurz ein Bild seiner Persönlichkeit gewähren.

Wir besitzen von ihm drei Dichtungen: zwei Dramen in Versen und eine Sammlung von Schwänken in Prosa. Die beiden Dramen sind, wie ich schon bemerkte, zu gleicher Zeit erschienen. Beide Vorreden tragen dasselbe Datum: den 19. Novembris Anno 1579. Ein Druckort ist bei beiden nicht vermerkt. Die acht Jahre später erschienene Schwanksammlung ist in Berlin bei Nicolaus Voltz gedruckt, einem auch sonst hervorgetretenen Buchdrucker.

Das erste Drama führt den Titel: „Spiel von den bürgerlichen Richtern“. Es ist wie auch das zweite in fünf Akte gegliedert, jeder Akt in mehrere Szenen. Nach heutiger Terminologie würden wir es ein realistisches Stück nennen. Die Vorgänge spielen sich durchaus in der Zeit ab, der der Dichter selbst angehört und ihre Zustände werden geschildert. Den Stoff zu seinem Drama fand Krüger in einem Geschichtsbuch des 16. Jahrhunderts, wie er selbst in dem Prologus angiebt. Seltsamer Weise nennt er aber nicht die wirkliche Quelle. Er sagt, dass die Geschichte, die sich im Jahre 1537 zutrug, von Sleidanus im Regentenbuch erzählt werde. Ein Buch dieses Titels hat aber Sleidan nie geschrieben. Erst dem findigen, von mir schon so oft genannten Dr. Bolte gelang es festzustellen, dass Georg Lauterbecks 1559 in neuer Auflage erschienenenes Regentenbuch gemeint ist.

Hier wird nun erzählt, wie in einem Dorf bürgerliche Richter einen Landsknecht „umb einer geringen sach willen“ zum Tode verdammten. Die vornehmste Ursache seiner Verurteilung sei gewesen, dass er im Besitz einer beträchtlichen Geldsumme war. Alles Bitten und Beschwören des Landsknechtes, ihm das Leben zu lassen, vermochte die harten Richter nicht zu erweichen. Als dem armen Delinquenten alle Aussicht auf Rettung dahingeschwunden war, rief er die Rache des Himmels an: „Dieweil ir alle, sprach er, miteinander in diesem Gericht zu meiner bitt taube Ohren habt, So heische und lade ich euch, für das gerechte Gericht Gottes, ins thal Josaphat.“ Nach einer seit dem frühen Mittelalter verbreiteten, durch eine Bibelstelle vermittelten Ansicht sollte im Thal Josaphat das jüngste Gericht gehalten werden. Dort also sollen nach dem Wunsche des unschuldig Verurteilten die ungerechten Richter zur Verantwortung gezogen werden. Die Strafe des Himmels erreicht die Bauern nur zu bald. Ehe ein Jahr verging, kamen alle vier Richter um: der eine ward vom Blitz erschlagen, der andere wird bei einem

Gelag in Streit verwickelt und getötet, der dritte wegen Diebstahls erhängt, der vierte erlag einem qualvollen Fieber.

Diese Anekdote nun dramatisiert Krüger. Der Stoff ist dafür nicht dankbar. Er bietet nur wenige Motive und von den wenigen eignet sich das eine oder andere, wie z. B. das, dass der eine Bauer vom Blitz erschlagen wird, überhaupt nicht für die Scene. Um so mehr Anerkennug nötigt uns das dichterische Können Krügers ab, wenn wir sehen, wie er die Vorlage bewältigt hat. Richard Maria Werner hat gezeigt (a. a. O.) wie er den Stoff aus Eigenem bereicherte, die gegebenen Motive in Handlung umzusetzen und mit einander zu verbinden verstand.

Die beiden ersten Akte, die ganz frei erfunden werden mussten, stellen dar, wie der aus dem Feldzug heimgekehrte Landsknecht Huen einen Bauern um die übliche Landknechtsgabe anspricht. Der Bauer weigert sich die Bitte zu gewähren. Es kommt zum Streit. Der Landsknecht zieht vom Leder, der Bauer flieht. Inzwischen hat der Kumpan des Landsknechts verabredetermassen dem Stall des Bauern einen Besuch abgestattet und einige Hühner gestohlen. Mit der Beute beladen gehen er und der Landsknecht ins Wirtshaus, um sich die Hühner „fein brühen“ zu lassen und dazu fröhlich zu zechen. Der Bauer eilt zum Schulzen des Dorfes, um für den ihm widerfahrenen Diebstahl Rache zu fordern. Da er weiss, dass Huen im Wirtshaus sitzt, beredet er den Schulzen mit ihm dorthin zu gehn und den Übelthäter festzunehmen. Der Schulze, der ein vorsichtiger Mann ist, gebietet einigen seiner Bauern sich mit Waffen zu versehen und ihn zu begleiten. Der Landsknecht wird überwältigt, seinem Kumpan, dem eigentlichen Dieb, gelingt es zu entkommen. — Daran schliesst sich sogleich die gerichtliche Beratung, in der der Verhaftete zum Tode verurteilt wird. Der Besitz von zweihundert Kronen, von dem die Bauern Kenntniss bekamen, wird ihm zum Verhängnis. In ihrer Gier nach dem Geld achten sie nicht auf seine Unschuldsbeteuerungen. Das Urteil, die Hinrichtung mittels des Galgens wird sogleich auf der Bühne vollzogen.

In den letzten drei Akten werden die Folgen dieses ungerechten Urteils ganz nach dem Vorbilde der Quelle dargestellt. Da diese nun berichtet, dass der eine der Bauern wegen Diebstahls gehenkt wurde, so wird diese Prozedur dem Zuschauer noch einmal vor Augen geführt und dieses Mal bethätigt der Dichter seinen Wirklichkeitssinn noch stärker. Er beobachtet das zu seiner Zeit übliche Ceremoniel der Hinrichtung ganz getreu. Dr. Bolte hat darauf hingewiesen, dass der in dem Drama sich abspielende Hergang einer Beschreibung des peinlichen Halsgerichts entspricht, die uns in den Aufzeichnungen des Spandaischen Bürgermeisters Joachim Fritsch v. J. 1602 erhalten sind.

Bei der Abschätzung des dichterischen Vermögens Krügers darf man den Standpunkt seiner Zeit natürlich nicht verlassen. Er ist ganz

in den Eigentümlichkeiten befangen, die mit den naiven scenischen Bedingungen des damaligen Theaters verbunden sind. Nach heutigen Begriffen stellt er zu kühne Voraussetzungen, erscheint seine Motivierung, so sehr er um sie bemüht ist, unzulänglich. Er trägt keine Bedenken bei einem ganz in seiner Zeit wurzelnden Stoff Satan in die Handlung eingreifen zu lassen. Wie bei dieser Figur wirkt bei einer anderen, der des „Mordteuffels“ mittelalterliche Tradition nach. Wenn ich Ihnen Art und Wesen dieser Gestalt klar machen will, so vergleiche ich sie am besten mit dem Ihnen allen bekannten „Bösen Geist“, der in der Domszene von Goethes Faust das arme Gretchen in Angst und Ohnmacht treibt. Goethe schuf ihn natürlich in bewusster Anlehnung an das Drama der Zeit, in der der historische Faust lebte. Wie der „Böse Geist“ die innere Stimme Gretchens verkörpert, eine Personifikation der Reue und Qual ist, von der ihre schuldbeladene Seele erfüllt ist, so personifiziert der „Mordteuffel“ die schlechten Eigenschaften der Bauern, ihre sie ins Verderben stürzende Habgier. Aber natürlich ist der ursprüngliche Sinn der Figur nicht mit der Konsequenz festgehalten, die dem „Bösen Geist“ im Faust eigen ist. Krüger weiss von ihr einen wirkungsvollen Gebrauch zu machen. Meist erscheint der Mordteuffel mit einem Gefolge von Helfershelfern. Da wo er das erste Mal auftritt (v. 377 f.), huscht er gewissermassen nur über die Scene. Er spricht nur wenige, absichtlich etwas dunkel gehaltene Worte, die eine in der Handlung eingetretene Pause geschickt ausfüllen, zugleich aber gespenstisch und ahnungsvoll auf das Folgende vorbereiten.

Noch packender ist sein zweites Auftreten. Der Landsknecht ist im Wirtshaus verhaftet worden und die Bauern beraten über seine Bestrafung. Der geldgierige Vorsitzende des Gerichts, der Schulz Gürgen Taubennest, hat den Schöppen mitgeteilt, dass der Festgenommene im Besitz einer beträchtlichen Summe Geldes ist. Der Vorschlag des gutmütigsten der Bauern, sein Vergehn mit einer Geldstrafe zu ahnden, wird als inopportun zurückgewiesen. Da rät der Rechtsbeistand der Bauern, der — was für den lutherisch gesinnten, stark antipapistischen Dichter recht bezeichnend ist — seines Zeichens ein Mönch ist, den Versammelten sich nicht lange mit der Festsetzung der Strafe abzuquälen, sondern den Angeklagten kurz und gut hängen zu lassen. Verführerisch rechnet er den geldlüsternen Richtern vor, wie viel von dem Besitze des Verdammten jedem zufallen würde, wobei er dem Schulzen eine Extravergütung in Aussicht stellt, zuletzt aber auch eine Belohnung für sich und seine Kunst nicht vergisst. In diesem Moment erscheint der „Mordteuffel“, um (v. 679 f.) die Geldgier der Bauern von neuem zu stacheln. Seine Ermunterung giebt den Ausschlag. Das Schicksal des armen Landsknechtes ist besiegelt.

Noch einmal erscheint er in einem ähnlich entscheidenden Moment.

Der Landsknecht hat fast schon die Leiter zum Galgen erstiegen, da beschwört er noch einmal die Richter, ihm sein junges Leben zu lassen. Gern will er ihnen sein Geld geben und er verspricht nie mehr in ihr Dorf zu kommen. Da warnt der Mordteufel die Bauern, indem er die Gefahr malt, in die sie sich, wenn sie ihn frei lassen, begeben. So muss das Haupt des Landsknechts fallen.

Von nun ab ändert sich die Rolle des Mordteufels. Kaum hat er die Richter zu der Unthat verleitet, so zeigt er sich als der Vertreter ihrer Rache. Wie er unmittelbar nach der Hinrichtung des Landsknechts seinem Triumph über das geschehene Unrecht Ausdruck giebt (v. 914 ff. 937 ff.), so erscheint er bald, um seine Freude über den Fall der von der Rache des Schicksals Ereilten auszusprechen (v. 1137 f. v. 1942) und Zuschauer des verhängnisvollen Schmauses zu werden, bei dem ein Bauer vom andern erstochen wird, bald erhebt er, nachdem das geschehen, über das glückliche Gelingen der Rache einen Freudengesang mit seinem Gefolge (v. 1450) und führt mit ihm einen Tanz aus. Oder er bewirkt, dass einer der ungerechten Richter, als er selbst einen Diebstahl auszuführen im Begriffe ist, ertappt wird. Später schliesst sich ihm bei seinem Thun der Satan selbst an.

Originell und seltsam ist die Art, wie diese beiden, „der Mordteuffel“ und Satan, den Mönch Quirinus, der zuerst den Bauern vorschlug, den Landsknecht hängen zu lassen, strafen. Als sie den vom Fieber geplagten Schulzen zur Hölle holen, stimmen sie mit ihrem Gefolge ein Terzett an. „Sie lassen, wie es in der scenischen Bemerkung heisst, den Bass bleiben, fahens aber etliche mal an, und hören wider auff, weil es nicht klingen will und wenn sie etlich mal vom singen aufgehöret, holen sie den Münch, dass er Quartam vocem singen muss.“ Auf diese Weise wird Quirinus trotz dem Zeichen des Kreuzes, das er, um die Teufel abzuwehren, macht, in die Hölle geschleppt.

An einigen dieser Stellen zeigt Krüger bemerkenswerte künstlerische Qualitäten. Kunstvoll verwendet er das Mittel der Steigerung (v. 665 f. 679 ff.), indem er durch stufenmässige Anwendung desselben Motivs Spannung zu erregen weiss. Er erreicht überhaupt ästhetisch eine nicht unbeträchtliche Höhe. Seine Fähigkeit zu charakterisieren ist keineswegs gering. Bei einigen Figuren hat man das Gefühl, dass sichere Bilder von ihnen vor dem inneren Auge des Dichters standen. Wie gut sind in einer ganz kurzen Scene (v. 1012 ff.) der Krüger (d. h. der Inhaber des Dorfkruges) und seine Frau gezeichnet: ihr gedrücktes Wesen, die Furcht vor der Obrigkeit (v. 1048 u. 1066), die Bauernschlaubeit, mit der sie sich über das dem Unschuldigen widerfahrene Unrecht trösten, indem sie sich schmunzelnd gestehn, dass das dem Landsknecht abgenommene Geld zum Teil bei ihnen verschlemmt werden

würde! Man sieht: Krüger vermag schon kompliziertere Seelenregungen zu schildern. So weiss er auch (v. 647 f.) den vorsichtigen Bauern gut zu treffen, der zwar, anders als seine Genossen im Gericht, das angebliche Vergehen des Landsknechts milde zu ahnden geneigt ist, doch aber gerne eine Geldstrafe anwenden möchte, um selbst etwas abzubekommen, wiederum aber fürchtet, dass der Inhaftierte nichts besitze. Er gerät dadurch in eine Art Konflikt, aus dem er sich durch Hingehnlaffen rettet. So sind die Personen durchaus nicht wie sonst so häufig im 16. Jahrhundert auf einen Zug gestellt. Wo aber ein Grundzug mehreren Personen eigentümlich ist, wie den Bauern die Habgier, weiss Krüger ihn bei den einzelnen hübsch zu differenzieren. Er versteht auch schon durch Charaktereigenschaften äussere Vorgänge in Bewegung zu setzen, ohne welches Vermögen es ihm nicht gelungen wäre, die an Handlung so arme Anekdote zu dramatisieren. Auch den Kontrast weiss er wirkungsvoll zu verwenden. Eben als der Landsknecht von den Bauern gefangen genommen werden soll, als die Katastrophe beginnt, lässt er ihn der Wirtin zurufen:

Frau Wirtin schencket tapffer ein,
Wir müssen heute fröhlich sein. (v. 471)

und sein Gefährte stimmt auf seinen Wunsch ein Liedlein an. An einer Reihe von komischen Zügen fehlt es nicht (v. 382 f.), doch beruht dies Element hauptsächlich auf dem billigen Effekt der Namensnennung. Seine Bauern heissen: Gürgen Taubennest, Cuntz Kachelloffen, Merten Fressebier, Fritz Spülebacke, Marx Sauerkohl, Matz Haberstroh u. ä. Natürlich dass der Dichter dann im Drama selbst von der Komik eines derartigen Namens Gebrauch macht. Als der Bauer Merten Fressebier vor den Schöffen steht und auf die Frage wie er heisst, seinen wohlklingenden Namen nennt, erwidert der erste Schöffe:

Das ist fürwar ein seltzam nam (v. 1228).

Blitzt hier schon etwas wie Humor auf, so darf man sagen, dass Krüger eine bestimmte Abart dieses wichtigen poetischen Ingredienz in hervorragendem Masse eigen ist. Die Abart ist allerdings nicht nach jedermanns Geschmack und ich fürchte, bei den Damen wird sie wenig Anklang finden. Krüger ist für seine Zeit ein Meister des grausigen Humors. In den Szenen, in denen der Henker und sein Knecht erscheinen, lebt etwas von der Stimmung, die uns etwa aus der Deveroux- und Macdonald-Szene in Schillers Wallenstein und aus der Friesshardt und Leutholdscene seines Tell entgegenweht. Rücksichtslos lässt Krüger seinen Fabian und Frantz ihre Bereitwilligkeit zu töten, ja ihre Freude daran aussprechen. Verdienen sie doch Geld damit. Als ein Bauer den einen von ihnen auffordert an sein Werk zu gehn, ruft er aus: (v. 737 f.)

„Dieweil es euch also gefelt,
So gebt uns nur genugsam geldt.
Wir woln dich selber hencken wol,
Dazu die andern allzumal.“

und am Schluss der Scene:

„Ich wolt es kem all tag solch glück,
Das einer must gehn hinterrück
Zur Kirchen (d. h. gehenkt werden), noch erfreut michs mehr
Wann ihrer allzeit sieben wehr.“

Und doch — und darin liegt ein ergreifender tiefsinniger Humor — zeigt dieser rohe Mann im Gegensatz zu den hartherzigen bürgerlichen Richtern Mitleid mit dem unschuldig verurteilten Landsknecht: „Noch ist mirs um den Gesellen leidt“, sagt er wiederholt vor und nach der Hinrichtung (vgl. 794. 1766 f.) und als er im Begriff ist sie zu vollziehen, reicht er dem armen Delinquenten seine Flasche:

„So trink noch eins in deinem leidt.“ (v. 900)

Den Gipfel erreicht dieser wilde Humor des Dichters, als der „Mordteuffel“ und Satan nach der Hinrichtung Fressebiers ihn vom Galgen in die Hölle schleppen und der eine dem anderen die Leiche zuwirft, „dass es pufft“ (v. 2250 ff.). Diese kurze Scene ist, so sehr sie dem heutigen verfeinerten Empfinden widerstrebt, in ihrer Art grandios.

Krüger schwelgt hier in übermenschlichen und grotesken Zügen und doch scheint er am meisten in seinem Element zu sein, wo er kleine vertrauliche Motive anbringen kann. Wie hübsch ist es, wenn der Landsknecht seinen Genossen ein Liedlein zu singen auffordert und er sich bereit zeigt, vorher aber einen Schluck zu thun begehrt:

„Wann ich zuvor austrinck das Glas
Darnach so sing ich desto bass. (v. 481 f.)

Oder wenn, als die Bauern das abgenommene Geld unter sich teilen, der eine ausruft:

Ach seht doch, ist das Geld so fein,
Wie gibt es so ein hellen schein (v. 970)

und weiterhin der eine ein Geldstück zurückweist:

Den nem ich nicht, der hat ein loch
es aber doch auf das Zureden der Genossen einsteckt.

Derartiges realistisches Detail, das so geeignet ist, uns die Vorgänge gegenwärtig zu machen, ist das beste Zeugnis des künstlerischen Vermögens Krügers. Der Sinn dafür ist in ihm so stark, dass diejenigen Partien, in denen er vorzugsweise zur Geltung kommt, als die

am meisten gelungenen zu betrachten sind. Lebendig schildert er im dritten Akt den Totenschmaus beim Schulzen (v. 1153 f.) und das sich anschliessende Kartenspiel (v. 1237 f.), bei dem er technische Einzelheiten anzuführen nicht unterlässt (v. 1237, 1264, 1267, 1280), auch die dabei heute noch übliche Unterhaltung nicht vergisst (v. 1259 f.).

So könnte man ihn einen Genremaler unter den Poeten nennen, dem es in trefflicher Weise gelungen ist, einen Ausschnitt aus dem Leben seiner Zeit zu geben: wir nehmen den gedrückten Zustand des kleinen Bürger- und kleinen Bauerntums wahr, das unter dem Treiben der Landsknechte seufzt, bei der Obrigkeit vergebens Schutz sucht, sie aber doch, eingeschüchtert wie es durch die Leiden der Zeit ist, fürchtet und so noch ihre Tyrannei zu erdulden hat. —

Ich bin bei diesem Drama länger verweilt, um an ihm Art und Wesen der Krüger'schen Muse zu zeigen. Ich kann mich bei der Charakteristik der andern Dichtungen kürzer fassen. Das zweite in demselben Jahr 1580 erschienene Drama zeigt freilich ein sehr viel anderes Gesicht als das bisher besprochene. Behandelt jenes einen irdischen Vorgang, so bewegt sich dieses vorwiegend im Himmel und in der Hölle und kehrt nur zuweilen auf die Erde zurück. Spielte jenes in der Gegenwart des Dichters, so umfasst dieses alle drei Zeiten: Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. War dort das weltliche Treiben von einem einzelnen Vorgang aus dargestellt, so werden uns hier geistige und geistliche Dinge vorgeführt. Handelt es sich dort um das Schicksal weniger Menschen, so hier um das Schicksal der gesamten Menschheit. Das Drama heisst „Von dem Anfang und Ende der Welt“ und giebt ein Bild von der Entwicklung der Menschheit vom Standpunkt des christlichen Religionsgedankens aus.

Es beginnt mit der Empörung Lucifers, der seinen Stuhl zwischen Gottvater und Christus zu setzen sich erkühnt. Er wird mit seinen Genossen in die Hölle gestürzt. Damit thut sich der Gegensatz auf, der die ganze Weltgeschichte erfüllt. Von Lucifer geht alles Böse, die Sünde aus, Gottvater und Christus, stets wachsam für das Wohl der Welt, wehren sie ab und schaffen das Gute. Dieser Dualismus ist die Angel des Dramas, das über die Gegenwart hinaus mit einem Bilde der Zukunft endet.

Natürlich muss sich, wenn der Dichter einen so ungeheuren Zeitraum in fünf Akte spannt, die Handlung in gewaltigen Sprüngen vorwärts bewegen. Auch kann nicht alles dramatisch verkörpert werden, vielfach muss Krüger zur Aushilfe der Erzählung greifen.

Die gestürzten Engel suchen dadurch Rache zu nehmen, dass sie Adam und Eva zum Ungehorsam gegen Gott verleiten. Der Sohn Gottes aber legt sich ins Mittel. In einer dramatisch bewegten Scene, in der die Personifikationen Justitia und Veritas die Strafe fordernden Ankläger

der sündigen Menschen sind, die Satan gleichfalls Strafe heischend vor den Thron führt, Misericordia und Christus für die Ungehorsamen Fürbitte einlegen, die Pax, der Friede, eine vermittelnde Stelle einnimmt, in dieser Scene wird beschlossen, die Menschen zwar aus dem Paradiese zu treiben, sie aber nicht der Hölle verfallen zu lassen. Auf Gottes Ratschluss soll Christus vielmehr

„faren hin auf erden
dasselbst ein Mensch geboren werden
bezalen auch des Menschen Schuld
und im erwerben gnad und huld.
„bei dir, vater, im himmelreich, (spricht der Sohn Gottes)
er leben soll mit mir zugleich. (Act I v. 573 f.)

Und nun versetzt uns der Dichter mit einem kühnen Sprung nach Palästina in die Zeit, da der Heiland geboren wird. Seine Geburt wird den Hirten in einer Scene voll rührender Naivetät angekündigt. Dann wird sein Lehramt kurz vorgeführt, sein Tod berichtet.

Drollig ist bei diesen grossen Sprüngen in der Zeit ein naiver lapsus des Dichters. Als sich in der Hölle das Gerücht verbreitet, dass der Sohn Gottes Mensch geworden und zu Bethlehem geboren ist, schilt Lucifer seine Gesellen aufs heftigste und droht ihnen mit Verderben, wenn sie die Erlösung der Menschen nicht hintertreiben. Als dann die Teufel über den Tod Christi frohlocken, kommt Satan auf jene Drohung Lucifers mit den Worten zurück:

„Seht nun, vorhin wolt ir verzagn
an uns, das wirs nicht recht gemacht;
noch hab ich den ans kreuz gebracht,
den ir vermeinet Gott zu sein.“ (Akt III v. 16 ff.)

Indem der Dichter den Satan von vorhin sprechen lässt, verwechselt er die augenblickliche Darstellung mit dem Gegenstand, den sie vorführt und übersieht, dass zwischen den Scenen nur in der Aufführung ein kurzer Zeitraum, nach der dichterischen Fiktion und dem inneren Zusammenhang aber ein Menschenalter liegt.

Die nicht selbst dargestellten Vorgänge erfahren wir teils aus den Unterhaltungen von Zeitgenossen teils aus dem Triumph der Teufel über das Geschehene. Das Erscheinen des Heilands in der Hölle aber wird uns in einer packenden Scene selbst vorgeführt. Die Teufel feiern auf ihre Art den Tod Christi. Lucifer ruft seinen zechenden Genossen zu:

„Ihr herren, seid doch wol zu mut,
trinkt eins hrumb von der hellen glut.“

worauf Satan, der einen Becher entzündeten Branntweins in der Hand hält, erwidert:

So wil ich dir ein ganzes bringen,
darnach woln wir ein liedlein singen. (Akt III v. 229 ff.)

Da entsteht plötzlich Lärm und Getümmel. Die Teufel eilen zur Verteidigung. Aber vergebens, dass sie die Thüren verwahren, vergebens, dass Lucifer sie zu tapferer Gegenwehr auffordert, vergebens, dass Satan dem Eindringling Trotz zu bieten prahlt, Christus stösst mit der Siegesfahne stracks die Thür auf. Die Unseligen werden in Banden gelegt, die erlösten Menschen aber steigen mit ihm zu des Paradieses Pforten auf.

Und nun begiebt sich der erstandene Heiland wieder auf die Erde. Er tritt unter die versammelten Jünger, speist mit ihnen, spricht ihnen für ihr Werk Trost und Hoffnung zu und bestellt Petrus zum Hirten der Schafe. Dann steigt er zum ewigen Thron hinauf, wo ihn die Klänge himmlischer Musik empfangen.

Unerachtet ihrer wiederholten Niederlagen dauert das Wirken der Teufel fort. Wie sie schon, insbesondere Athanasius — die Personifikation des Todes — den leiblichen Tod Christi herbeigeführt haben, so schaffen und fördern sie weiter Unheil. Um die nächste grosse Etappe ihres Treibens darzustellen, macht der Dichter aber wieder einen grossen Sprung in der Zeitfolge. Die Tage, da der Herr auf Erden wandelte, sind längst vorüber. Nicht mehr die apostolischen Männer, ein ganz anderes Geschlecht der Menschen tritt vor uns. Der Gegensatz zwischen gut und böse, zwischen Himmel und Hölle wird in der Weise verkörpert, dass der Katholicismus mit der Ausartung der päpstlichen Herrschaft als Teufelswerk, Luther aber als der Vollstrecker der himmlischen Gegenwirkung hingestellt wird. Wir werden somit aus der Zeit der Anfänge des Christentums sogleich in das 16. Jahrhundert geführt (Akt IV). Den Uebergang vermittelt eine in der Hölle sich abspielende Teufelszene, die eine Art Gegenstück zu der kurz vorher dargestellten Sendung der Apostel bildet. Wie diese von Christus ihre Mission erhalten, so sendet Lucifer seine Jünger aus die Menschen zu verführen, den Abfall von Gott zu betreiben und recht viel Seelen in die Hölle zu bringen. Bei den irdischen Vorgängen, die nun folgen, erscheint Luther selbst nicht. Seine That erfahren wir aus den Aeusserungen erschreckter katholischer Geistlicher über sie. Die Macht und der Sieg der evangelischen Sache wird sehr schön an einem einzelnen symbolischen Fall dargestellt.

Der Protestant Christophorus lässt seine Kinder Luthers Lied „Erhalt uns herr, bei deinem wort“ singen. Von den katholischen Geistlichen deshalb zur Rede gestellt, verteidigt er mit Eifer die neue Lehre. Nun versuchen sie ihn und versprechen ihm Pfründen, wenn er von seinem Glauben abfällt. Ihnen gesellen sich einige Teufel zu, die ihm mit dem Tode und ewigen Höllenstrafen drohn. Allen Angriffen

widersteht er und bleibt fest. Schliesslich wird er von den Teufeln vor das Gericht Gottes geschleppt. Aber das Sündenregister, das sie überreichen, wird von den Engeln zerrissen, die dem Verklagten die Krone aufsetzen.

Sih, Jesus Christus, Gottes son
Christophore, schickt dir die kron,
die du recht wol gewonnen heut
durch deinen ritterlichen Streit. (Akt IV v. 660 f.)

Mit einem Dank des Beglückten an Gott und einem von den „lieben Kinderlein“ gesungenen Choral schliesst der Akt.

Der fünfte und letzte zeigt uns den Himmel in vollem Glanze. Christus erscheint mit den himmlischen Heerscharen und den Aposteln, die neben ihm auf zwölf Stühlen Platz nehmen. Die Posaunen und Trompeten des letzten Gerichts erschallen, die Toten wachen auf. Alle Personen des Spiels sammeln sich vor dem Throne des Richters. Einige treten als Ankläger der Juden und des Papsttums vor. Das Urteil wird gesprochen. Die Ungerechten und die Verfälscher der evangelischen Wahrheit verfallen der Hölle, obgleich sie sich auf die Thaten ihrer Werkheiligkeit berufen, während die Erwählten in das ewige Leben eingehn. (Tittmann S. 6.) —

Auch in diesem Drama sind der künstlerischen Vorzüge nicht wenige. Wieder müssen wir die Fähigkeit des Dichters rühmen durch Gegensätze, die er erfindet, Handlung zu schaffen. Wieder beweist er seine Kunst durch stufenmässige, psychologisch motivierte Darstellung Spannung zu erregen (z. B. Akt I v. 579 ff.). Auch an hübschen kleinen Détailzügen, wie wir sie an ihm kennen, fehlt es nicht (z. B. Akt I v. 251, Akt III v. 299). Besonders gelungen sind ihm die Teufelsgestalten, die er durch bestimmte Züge zu unterscheiden weiss und die mit Glück das Element der burlesken Komik vertreten. Gelegentlich gelang der Dialog zu einer scharf dramatischen Zuspitzung (Akt IV v. 351 ff. 314 ff.). Allein der Wert des Dramas, das Charakteristische an ihm liegt nicht wie beim „Spiel von den bürgerlichen Richtern“ in der gelungenen Ausführung von Einzelheiten, überhaupt nicht in der künstlerischen Bewältigung des Stoffes, er beruht hauptsächlich in der kühnen und grossen Konzeption seiner Idee. Der Dichter sucht diejenige Frage in ein dramatisches Gewand zu kleiden, die seine Zeit am tiefsten bewegte. Den religiösen Standpunkt, den er für den allein wahren hält, will er dichterisch verklären. Zu diesem Zweck sucht er ihn geschichtlich und menschlich zu beglaubigen. Die weiteste Perspektive eröffnet er rückwärts und vorwärts. Er greift zurück zu dem Moment, da nach der biblischen Tradition der tragische, die Welt erfüllende Zwiespalt begann und schreitet vor bis zu dem einst kommenden Augenblick, da er mit

dem Untergang der Welt selbst beendet sein wird. So macht er die Bühne zum Tempel. Wohl unbewusst weist er damit dem Schauspiel eine Aufgabe zu, die es in seinen ersten Anfängen in Deutschland hatte. Es ist bekannt, dass das Drama des Mittelalters aus den kirchlichen Gesängen, besonders den Ostergesängen erwuchs, die dramatische Formen annahmen, bis schliesslich Christi Auferstehung scenisch vorgeführt wurde.

Ob das Drama unseres Dichters selbst je aufgeführt wurde, wissen wir nicht. Für die Aufführung bestimmt und gedacht ist es jedenfalls. Ja es sind vom Dichter mit Hilfe, wie wir heute sagen würden, opernhafter Mittel theatralische Effekte erstrebt. Von der Musik, besonders vom Chorgesang und Tanz, wird reichlich Gebrauch gemacht. Für die scenische Darstellung hatte Krüger die dreiteilige Mysterienbühne im Auge, die die Unterbrechung des Spieles durch Verwandlungen, die der häufige Wechsel der Scene erforderte, am wenigsten fühlbar machte. — Vielleicht haben einige von Ihnen den Aufführungen des ganzen Goethischen Faust beigewohnt, die vor etwa 15 bis 16 Jahren in der Devrientschen Bearbeitung am ehemaligen Viktoria-Theater stattfanden. Devrient hatte, um den scenischen Apparat zu vereinfachen, die alte Mysterienbühne nachgeahmt. In dem untersten Teile spielten sich die in der Hölle lokalisierten Scenen ab, der mittlere war für die auf der Erde sich abrollenden Vorgänge bestimmt, im obersten Teil agierten die Darsteller der himmlischen Bewohner. So hat man sich auch die Inszenierung unseres Dramas zu denken. Welche Wirkungen ergaben sich allein aus dieser Bühneneinrichtung! Wenn z. B. der erstandene Christus, der eben noch unter den überraschten Jüngern weilte, sie verlässt, „jedem insonderheit die hant gibt und dann nach des himmels tron geht, da die engel mit posaunen und trommeten oder ander seitenspiel in empfangen sollen“, so müssen bei diesem Anblick empfängliche Gemüter von ehrfurchtsvollen Schauern erfasst worden sein. Und noch zahlreiche andere ähnlich ergreifende Momente hatte das Schauspiel aufzuweisen.

So weiss man nicht, worüber man bei diesem Werke mehr erstauen soll; ob darüber, wie der Stadtschreiber und Organist des kleinen Trebbin zu einer so tief sinnigen Erfassung eines Zeitproblems kam, oder darüber, wie er zu dieser Beherrschung des Theatermässigen gelangte. —

Wieder ein anderes Gepräge als dieses Drama trägt die dritte und letzte Schöpfung Krügers, die den Titel führt: „Hans Clawerts werckliche Historien“. Hier weilt der Dichter ganz auf irdischem Boden. Ja, er bleibt in der engsten Heimat und schweift nur gelegentlich über ihre Grenzen hinaus.

Hans Clauert war ein Trebbiner Bürger, der um den Beginn des 16. Jahrhunderts geboren ward und 1566 an der Pest starb. Sein Bild ist uns überliefert und in den Mitteilungen des Berliner Geschichts-

vereins im Jahre 1888 reproduziert. Es zeigt ein derbes, von einem kurzen Vollbart umgebenes Gesicht mit scharfer, etwas spitzer und gebogener Nase. Der ein wenig geöffnete Mund und das scharfe Profil deuten auf Pffiffigkeit. Durch Schelmenstreiche, durch Schlagfertigkeit, durch die humorvolle und arglose Art, mit der er seine Mitmenschen, hoch und niedrig, neckte, erwarb sich Clauert in seiner Vaterstadt und Nachbarschaft einen Ruf. Sein Ruhm drang sogar bis zu den Ohren des Kurfürsten Joachims II., der denn auch wiederholt Gelegenheit hatte, seinen Witz und seine Schlaueit auf die Probe zu stellen. So ward er zu einer Volksfigur, einem Typus. Derartige Typen pflegen in gewissem Sinne mythisch zu werden. Altes litterarisches oder volkstümliches Gut wird auf sie übertragen, indem sie durch Rollenwechsel zu den Helden verwandter Schwänke gemacht werden. Solche Gestalten waren im Mittelalter der Pfaffe Amis und der Pfarrer von Kalenberg, im Ausgang des Mittelalters Eulenspiegel. Eine ähnliche Erscheinung war der Zauberer Dr. Faust, von dem allerlei Streiche und kühne Thaten im Schwange waren, die freilich einen tieferen Zug aufwiesen und über das Niveau schwankartiger Anekdoten hinausragten. Wie die um jene Männer gruppierten Erzählungen litterarisch fixiert wurden, wie das, was von Dr. Fausts Abenteuern von Mund zu Mund ging, zu einem Buch vereinigt wurde, das im Jahre 1587 erschien, um eine einzige welthistorische Laufbahn zu durchmessen, so fand Clauert in unserem Bartholomäus Krüger seinen Geschichtsschreiber. Sein Werk erschien ebenfalls 1587. 34 Schwänke oder Historien weiss er von ihm zu berichten. Er beginnt mit der Lehrlingszeit Clauerts, der ursprünglich das Schlosserhandwerk lernte, dann aber Kriegsknecht in Ungarn wurde, um zuletzt als Viehhändler und Ackerbürger in seiner Vaterstadt das Leben zu beschliessen. Dieses Leben begleitet Krüger bis an sein Ende. Er versichert in der gereimten Vorrede über seinen Helden, der ihm selbst noch wohlbekannt war, nur Authentisches zu berichten:

Weil aber dis gar kein gedicht,
Sondern von Clawert ausgericht,
Was ich hernach beschreiben thu,
Kein unwahrheit gesetzt dazu,
Das mancher mir wird zeugnis gebn,
Der ihrer viel noch sind beim lebn,
Die han gehöret und gesehen,
Das solches alles ist geschehen.

Aber für einige der Schwänke, die er erzählt, haben kundige Forscher (vgl. die Ausgabe von Raehse S. IV ff. und Bolte's Ausgabe des Spiels von den bäurischen Richtern S. VII Anm.) die Benutzung von Vorbildern in älteren Schwanksammlungen erwiesen. Allerdings könnten jene Vorgänge auf Clauert übertragen worden sein, bevor Krüger das

Buch über ihn schrieb, wie es denn geschieht, dass auf die Gestaltung solcher Typen des Volkshumors noch zu ihren Lebzeiten die litterarische Tradition Einfluss nimmt. Krüger hätte dann immer nur erzählt, was über seinen Helden wirklich im Schwange war. Allein er fügt dem Schluss zwei köstlich und anmutig erzählte Lügengeschichten an, die sichtlich nur ganz oberflächlich mit Clauert in Verbindung gesetzt sind.

Hans Clauert ist vor allem ein Schalk, der in seinem Element ist, wenn er Kurzweil treiben und die Menschen zum Lachen bringen kann. Er ist der ideale Vertreter des kleinbürgerlichen Mutterwitzes. Seine Stärke ist, die Umstände durch Witz und Schlagfertigkeit zu seinen Gunsten zu wenden, aus bedenklichen Situationen heil zu entkommen und womöglich zu erreichen, dass er, ohne zu bezahlen, gut essen und trinken kann. Gern hat er die Menschen zum besten und sie gelegentlich zu prellen hält er für keine Sünde, aber ihnen ernstlichen Schaden zuzufügen ist er doch nicht fähig. Man kann ihn nicht besser charakterisieren als es Wilhelm Scherer in der erwähnten kurzen Biographie thut und so sei es mir gestattet, mich seiner Worte zu bedienen: „Hans Clauert wird der märkische Eulenspiegel genannt, aber er ist kein solcher Unflat wie Eulenspiegel. Seine bösesten Streiche sind gutartiger und weniger roh als die eigentlichen Eulenspiegeleien . . . Freilich auch Hans Clauert ist kein Tugendspiegel; in seinen Wanderjahren war er unter den Spitzbuben; wiederholt verspielt er sein Geld; mit seiner Frau lebt er nicht in idealer Ehe und eheliche Treue scheint ihm nicht unbedingt geboten; sich für etwas auszugeben, was er nicht ist, macht ihm keine Skrupel; wo er Gelegenheit findet sich einen guten Bissen oder kräftigen Trunk zu verschaffen, da ist er nicht wählerisch in seinen Mitteln. Aber stets haben seine Streiche etwas Harmloses; auf allen Dörfern der Umgegend stellt er sich bei Gastereien und Kirchweihen ein und sieht zu, ob nicht für einen Schwank Raum sei; da er kurzweilig ist, hat ihn jeder gern um sich und bezahlt für ihn; er bringt die Leute dazu, dass sie nicht blos über andere, sondern auch über sich selbst lachen; und ein paar Mal tritt er sogar als Schutz der gefährdeten Moral auf. Zuweilen ist Er der Geprellte und er hält es dann nicht für seine Pflicht wie Eulenspiegel grausame Rache zu nehmen.“

So gewinnt man den Schelm lieb und ergötzt sich an seinen Abenteuern. Die gelegentlichen Derbheiten nimmt man im Hinblick auf den Charakter der Zeit, die nun einmal stark gewürzte Speise liebte, in den Kauf. Das von dem Dichter seinem Helden in der Vorrede gespendete Lob:

Ja, so er hätte können lesen

Wer seines gleichen kaum gewesen (v. 73)

halten wir freilich für übertrieben und schwer begreiflich. Krüger erzählt schlicht und anschaulich und bedient sich einer vortrefflichen Prosa

Jeder Historie hängt er eine gereimte Moral an, die immer recht trocken, vielfach aber schief ist. Nach unserem Gefühl schädigt er damit die Wirkung der Erzählungen beträchtlich. Er giebt ihnen einen philiströsen und pedantischen Beigeschmack und hebt mit der Lehre und Warnung, die er an ein eben geschildertes Abenteuer knüpft, die Wirkung des naiven Scherzes und Humors geradezu auf. Jedoch man darf, wie ich schon einmal bemerkt habe, eine litterarische Schöpfung immer nur aus ihrer Zeit heraus beurteilen. Schwänke mit einer gereimten Moral auszustatten war im 16. Jahrhundert üblich und Krüger wiederholte nur, was andere vor ihm gethan hatten.

Dennoch eröffnet uns gerade dieser Umstand einen Blick in sein Inneres. Auch in der Brust dieses Dichters wohnten zwei Seelen: die eine hielt sich an die Welt mit klammernden Organen, die andere hob ihn zu den Gefilden der Geisterwelt. Er war gut weltlich, hatte seine Freude an den irdischen Dingen und der Humor des Lebens blieb ihm nicht verschlossen, Das beweist hinlänglich der Entschluss eine Volksgestalt von der Art Hans Clauerts zum Gegenstand einer Dichtung zu machen. Das beweisen die zahlreichen komischen Momente in seinen Dramen, das beweist die Kunst, mit der er die Wirklichkeit zu schildern versteht, was nur eine treue, anteilvolle Beobachtung des Lebens vermitteln kann.

Er war aber doch nicht leicht genug angelegt, um das Dasein so obenhin zu nehmen und harmlos und fröhlich zu geniessen. Er rang mit dem religiösen Problem seiner Zeit und mit einer Dichtung voll tiefster religiöser Innigkeit suchte er den Blick seiner Mitmenschen von der Erde aufwärts zu den ernsteren Mächten des Lebens zu lenken, um sie in ihrem Glauben zu stärken. Welch düster-ernster Stimmung war Krüger fähig, wenn er das jüngste Gericht, sei es auch nur in dichterischer Fiktion als nahe bevorstehend schildert! Und wie er für die nach seiner Meinung einzig richtige Glaubenslehre kämpft, so hält er in dem „Spiel von den bürgerlichen Richtern“ der Obrigkeit einen Spiegel vor und sucht den Sinn für die Gerechtigkeit, den ihm seine Zeit verloren zu haben schien, zu wecken. Das alles weist auf einen grüblerischen, ernst lehrhaften Zug seiner Natur.

Vielleicht dass Erlebnisse ihn diese Seite seines Wesens stärker hervorkehren liessen. Er muss mit seinem Geschick unzufrieden gewesen sein. Den Abstand zwischen seiner Kunst und seiner armseligen äusseren Stellung empfand er gewiss tief und bitter. Schmerzlich muss er es getragen haben, dass Fähigkeiten und äusserer Wirkungskreis sich bei ihm so wenig entsprachen. In einem Morale seines Clauert (zu XVIII) beklagt er, dass in der Welt mancher mit unredlichen Mitteln Geld, Lob und Preis erwirbt

Dargegen manch gelerter Mann
 Wird oft gesetzt hinten an,
 Der in der Kunst gar wohl erfahrn;
 Der Welt gefallen mehr die Narrn u. s. w.

Wie man hier individuelle Gefühle zu verspüren meint, so scheint mir auch eine pessimistische Betrachtung in der Vorrede zu der Schwanksammlung aus dem verbitterten Gemüt des Dichters geflossen zu sein.

v. 92 ff. Es sey dan, das ihr etlich wern
 Die solchs zum ergsten wollen kern
 Wie man sie wol findt in der Welt,
 Den keines Menschen thun gefeldt.
 Allein was sie han selbst gemacht
 Ist gut, das ander wird veracht.

Dazu kam bei Krüger vielleicht noch häusliches Missgeschick. Wenigstens will es mir verdächtig erscheinen, dass er zweimal in den Moralien zum Clauert (zu XXIV und XXVI) das Thema vom bösen Weib eingehend behandelt. Auch hier fühlt man, dass am eigenen Leibe gemachte Erfahrung das Wort ergriffen hat. Der Arme litt vielleicht also auch noch unter einem Hauskreuz.

Aus diesen Schicksalen mag Krüger ein Groll gegen die Welt erwachsen sein. Doch wird seine Melancholie sanft und lind gewesen sein. Jedenfalls versteht man so seinen tiefen Ernst, versteht man, dass er sich so sichtlich zum Anwalt des kleinen gedrückten Mannes macht, dass er so oft über die Obrigkeit Klage führt.

Gerade aus solchen künstlerisch veranlagten Naturen aber, wie wir Bartholomäus Krüger nun kennen gelernt haben, deren weltfreudiger Sinn in der harten Schule des Lebens zur Bitterkeit und Wehmut getrieben wird, pflegt die Muse der Poesie ihre besten Jünger zu wählen. Und wer weiss, ob er, wenn er unter günstigeren Umständen und in einem angemesseneren Wirkungskreis gelebt hätte, nicht zum Range der Auserwählten emporgestiegen wäre. So aber fehlte es ihm, was dem Künstler so förderlich, ja wie es scheint, so unentbehrlich ist: Lob und Zuspruch der Zeitgenossen. Erst die Nachwelt hat ihm zu spät gespendet, was er von der Mitwelt vergebens erwartete.

Kleine Mitteilungen.

Carl Friedrich Zelters Geburtsort und Taufe. (Mitteilung aus dem Archiv des Märk. Prov.-Museums.) Zu der im Monatsblatt der Brandenburgia Jahrg. V. S. 134 von Herrn Geheimrat Petsch berührten Frage, wo der überschriftlich genannte Freund Goethes geboren und getauft worden, hat das Pfarramt von Sophien die Güte gehabt, dem M. M. folgende zwei amtliche Mitteilungen zugehen zu lassen.

Berlin, den 22. Juli 1896.

Der Direktion übersende ich auf das gefällige Schreiben vom 19. Juni d. J. beifolgend ergebenst einen wörtlichen Auszug aus dem Taufregister der Sophienkirche, betreffend den am 11. Dezember 1758 geborenen Carl Friedrich Zelter, mit dem ebenmässigen Bemerken, dass, da die Taufe desselben bereits 3 Tage nach der Geburt vollzogen wurde, sich wohl mit Sicherheit annehmen lässt, dass die Eltern des Zelter zur Zeit seiner Geburt in Berlin gewohnt haben.

Pfarramt von Sophien.

Der Pfarrer

Leonhardt

Konsistorialrath.

A u s z u g

aus dem Taufregister der Sophien-Kirche

No. 168 de 1758.

Carl Friedrich Zelter,

Herrn Georg Zelter's, Bürger und Maurermeisters und dessen Ehefrau Anna Dorothea geb. Hintzen, ehelich erzeugter Sohn, welcher den 11. (eifften) Dezember 1758 (Eintausend Siebenhundert und Acht und Fünfzig) geboren und den 14^{ten} ejusd. getauft worden. Pathen waren: 1 Herr Hintze, Tuchmacher, 2 Mons. Hintze, 3 Jungfrau Maria Elisabeth Hintzen.

Dies wird glaubhaft und ordnungsmässig bescheinigt.

Berlin, den 24. Juni 1896.

Leonhardt

(L. S.)

Konsistorialrath

Pfarrer der Sophien-Gemeinde.

Torner, Küster.

Aus der Umgegend von Lanke bei Bernau, Kreis Nieder-Barnim.

Am 10. Oktober 1897 veranstaltete die Pflugschaft des Märkischen Museums unter Leitung seines Dirigenten, Stadtrat E. Friedel, eine Exkursion, bei welcher u. A. „die Festung“, „der Todtschlag“, Schloss Lanke, die Hellmühle und das bereits auf Ladeburger Bauernheidegelände belegene, vor einigen Jahren aufgefundene germanische Gräberfeld besichtigt

wurden. In der Frankfurter Oderzeitung vom 14. Oktober 1897 berichtet einer der Teilnehmer, unser Mitglied Dr. Gustav Albrecht folgendes:

„Die beiden nächsten Punkte, welche die Teilnehmer der Wanderfahrt in Augenschein nahmen, befinden sich am westlichen Ausgange des Prinzengestells und werden auf älteren Flurkarten als „Die Festung“ und „Der Todtschlag“ bezeichnet, Namen, welche sicherlich ihre historische Begründung haben werden, wenn auch zur Zeit nichts Bemerkenswerthes mehr an den betreffenden Orten zu finden ist. Die „Festung“, ein ungefähr 1200 Morgen grosses Gebiet, ist nur eine mässige Bodenerhebung, welche sich absolut nicht von der umgebenden Landschaft unterscheidet; nur an einer Stelle deutet eine schanzenartige, mit Buchen bestandene Erhöhung darauf hin, dass sich hier vor Zeiten eine feste Wallanlage, ein Zufluchtsort in Kriegzeiten befunden haben mag. Ausser einer Anzahl Münzen, die vor einigen Jahren ausgegraben wurden, hat sich auf dem Gebiet nichts vorgefunden, was auf eine Wohnstätte oder auf die Anwesenheit von Menschen hindeuten könnte. Auch von dem „Todtschlag“, der sich dicht neben der erwähnten Stelle befindet, ist nichts mehr zu sehen. Unter einem „Todtschlag“ oder „todten Mann“ versteht man gewöhnlich einen stattlichen Reisighaufen, der von den Vorübergehenden in abergläubischer Scheu an dem Orte aufgehäuft wird, wo ein Ermordeter oder auf unnatürliche Weise Gestorbener begraben liegt. Solche Reisighaufen findet man in der Mark überall oder wenigstens die Stellen, wo solche gewesen sind, und gewöhnlich ist dann auch eine Sage mit dem Orte verknüpft, welche die näheren Umstände des Todtschlages angiebt. Der „Todtschlag“ im lanker Forst ist, wie so viele andere „Todtschläge“, gleichfalls verschwunden, wahrscheinlich beim Ausroden des betreffenden Waldgebietes, nur der Name hat sich erhalten; nähere Anhaltspunkte, eine Sage oder dergl. liessen sich nicht ermitteln.“

„Aus dem Forstrevier von Lanke begaben sich die Herren über Uetzdorf nach einigen nördlich von letzterem befindlichen Erdhügeln, welche, da sie einzeln aus dem flachen Boden aufsteigen, das Ansehen von künstlich aufgeschütteten Hügeln, vorzugsweise von Grabhügeln haben. Ist auch das Gelände rings um den Liepnitzsee überall wellig und hügelig, so lassen doch zahlreiche prähistorische Funde in jener Gegend und besonders beim Bau der Chaussee dicht neben jenen Hügeln vermuten, dass letztere gleichfalls Ueberreste aus vorgeschichtlicher Zeit bergen. Zu Nachforschungen an Ort und Stelle war leider keine Zeit, zumal die Hügel einen beträchtlichen Durchmesser haben und von mächtigen Stubben durchsetzt sind, doch werden Nachgrabungen in nächster Zeit vorgenommen werden. Eine kurze Wanderung auf der herrlichen Chaussee Uetzdorff—Lanke führte die Teilnehmer nach Schloss Lanke, wo ein kurzer Aufenthalt genommen und ein von dem jetzigen Pachtinhaber Herrn Friedländer dargebotener Imbiss genossen wurde, dann begab man sich durch den Park am Ufer des Hellsees entlang zur Grabstätte des früheren Besitzers von Lanke, Major von Wülknitz, und hierauf zur idyllisch gelegenen Hellmühle. Der langjährige Besitzer derselben, Herr Juert, hatte die Direktion des Museums zur Besichtigung eines südlich von der Mühle liegenden Gräberfeldes aufgefordert und führte die Herren, nach kurzem Aufenthalte in der geräumigen Mühle, dorthin. Umfangreiche

Steinhaufen zeigten den Besuchern an, dass eine harte Arbeit ihrer harre, und thatsächlich dehnten sich etwa dreiviertel Meter hohe Steinpackungen überall, wo Gruben ausgehoben wurden, aus. Die früh einbrechende Dunkelheit setzte leider weiteren Nachforschungen ein Ziel, so dass ausser einem zertrümmerten Beigefäss und etwas Leichenbrand nichts aufgefunden wurde, doch werden die Nachgrabungen fortgesetzt werden, da es sich nach vor kurzem an dieser Stelle aufgefundenen Bronze- und Urnenresten um ein Gräberfeld aus der mittleren Bronzezeit zu handeln scheint.“

Auf dem Boden von Schloss Lanke befanden sich, wie zusätzlich bemerkt wird, bis vor einiger Zeit mehrere Urnen, welche bei dem Bau der genannten Uetzdorfer Chaussee in Hügeln (Hünengräbern) gefunden wurden. Es verstärkt dies die Annahme, dass einige der an der Chaussee, hart westlich an derselben belegenen Hügel, wirklich Hünengräber mit Urnen und Leichenbrand sind. Leider wurden beim Einzuge des jetzigen Besitzers in das Schloss diese Urnen fortgenommen. Hoffentlich gelingt es noch, dieselben zu ermitteln. Dieser Vorfall ist wieder eine Mahnung an unsere Grundbesitzer, zum Nutzen der Wissenschaft, sofort dergleichen wichtige Fundstücke an unser Märkisches Provinzial-Museum einzusenden. Sie verkommen sonst der Regel nach ganz zwecklos. F.

Die Kantorei-Gesellschaft in Kirchhain. Als Nachtrag zu der Mitteilung des Prediger Neubauer, Monatsblatt VI. 1897 S. 19 teilen wir nach Einsicht des Protokollbuchs noch folgendes mit. Das Manuskriptenbuch der Kantorei-Gesellschaft zu Kirchhain N. L. beginnt: „Im Nahmen der Heiligen und Hochgelobten Dreyeinigkeit!“ mit einer vom Pfarrer Leonhard Emmerich am 10. Januar 1650 niedergeschriebenen Einleitung, deren erster Satz lautet: „Im Nahmen der Heiligen und Hochgelobten Dreyeinigkeit, Amen! Wir als Christen wissen aus Gottes geoffenbartem Wortte gar wohl, wie das Musiciren und singen das Aller Erste Werck ist, welches die Engel Gottes noch vor Erschaffung der Menschen errichtet haben. Denn also belehret den frommen Hiob Gott Selbst in seinem Buch am 38, v. 7. Wo warest Du, da mich die die Morgenstern lobeten, und jubilirten alle Kind Gottes? Das ist, (wie es eigentlich nach des heiligen Gottes Sprache lauttet) da alle Engel mit lobten mit gesängen.

Solche Englische Freude aber hat der Allerhöchste hernachmahls den Menschen auch nach dem Fall vergönnet und Seiner Kirche und Gemeinde als ein wunderbahres privilegium und Freyheit zu gelassen, als in welcher die Sängere, wie im reigen singen, alle eins umbs ander nach Ps. 87, v. 7, wie sich dann die gantze Kirchen Alten Testaments solches privilegii und Freyheit jederzeit fleissig gebrauchet und gar wohl dabey befunden hat.“

Es folgen dann in XVI Artikeln die Satzungen der Kantorei. Der Artikel I lautet:

„Ein Jeder welcher sich in die Gesellschaft der Erborn Cantorey begeben will, soll für allen Dingen eines Gottfürchtigen, Christlichen, Ehrlichen Lebens und Wandels, darnach der Music Kundig, vnd wohlgetibt, auch ferner die Probe zu singen, vnd pro introitu 12 gl. in Fiscum zu erlegen schuldig seyn.“

Das letzte der Protokolle lautet vom 2. August 1892. Darin soll u. A. der Kantor Niedergesäss aufgefordert werden, nicht nur neue Gesangstücke einzutüben, sondern auch die älteren Gesänge zu pflegen. Die Protokolle beginnen häufig mit der Wendung „Bei der heutigen Morgensprache“ und zeugen von guter Zucht und Ordnung und von dem Eifer, die Kantorei mit ihrem trefflichen Kirchengesang aufrecht zu erhalten.

(Aus den Sammelkästen des Märkischen Provinzial-Museums.)

Der Kaiserstein bei Lanke. Zwei Photographien desselben, die einen Stein mit den ihn umgebenden 23 kleinen Rottannen, die andere den Stein in grösserem Massstabe möglichst isolirt darstellend, vom Mitglied Maurer, in meine Gegenwart am 10. Oktober 1897 aufgenommen, wies ich in der Sitzung am 27. dess. Monats vor. Sie zeigen den gegenwärtigen Zustand des Denkmals, das auf zwei Schichten roher Findlingssteine erbaut, sich ca. 150 cm hoch, nach oben wie ein Cippus verhängt und abschrägt, oben 20 cm, unten 40 cm breit. Das Photographieren des Steins war nur dadurch möglich, dass wir einige Tannen mit Bindfaden zurückbogen. Wenn man auf der neuen Chaussee von Bernau nach Lanke wandert, stösst man bei Kilometerstein 7,2 auf das Prinzengestell und dies etwa eine Viertelstunde westlich verfolgend auf ein Halbrund an der Wegekreuzung nach Uetzdorf; dort erhebt sich der Stein.

Dieses Denkmal, ein von Tannengebüsch umgebener Granitobelisk auf steinernem Unterbau, trägt nur die Inschrift „1819. 16. Decbr.“ und erinnert dadurch an jenen unglücklichen Tag, an welchem der damals im 23. Lebensjahre stehende Prinz Wilhelm sich beim Laden des Gewehrs den rechten Zeigefinger derartig verletzte, dass zwei Glieder sofort abgenommen werden mussten. Diese Amputation wurde in Bernau im Hause des Postmeisters von Gliszczynski (Berlinerstrasse 123), wohin man den verwundeten Prinzen eilends gebracht hatte, durch den Barbier und Chirurgus Wartenberg vorgenommen und blieb dem hohen Patienten stets in Erinnerung. Als er im Jahre 1844 genötigt war, in Bernau einen kurzen Aufenthalt zu nehmen, und die Stadt in Gemeinschaft mit seinem Bruder Friedrich Wilhelm IV. besichtigte, erkannte er das Haus Berlinerstrasse 123 wieder und erkundigte sich nach dem Barbier und nach dem Postmeister und deren etwa vorhandenen Nachkommen. Auch im Jahre 1882 beauftragte er seinen Sohn, den Kronprinzen Friedrich Wilhelm, als dieser anlässlich des 450jährigen Hussitenfestes nach Bernau fuhr, Erkundigungen über die Familienangehörigen der Betreffenden einzuziehen, und der Kronprinz hat diesen Wunsch sofort nach der Ankunft auf dem Bahnhofe erfüllt. Die Thatsache, dass Kaiser Wilhelm I. zwei Glieder des rechten Zeigefingers fehlten, ist wenig bekannt und auch der vom Grafen Friedrich Wilhelm von Redern errichtete Denkstein wird von Ausflüglern nur selten aufgesucht, da der Standort des Denkmals nicht genügend bekannt und auch nur nach genauer Orientierung zu finden ist. Die im Kreise gepflanzten Tannen verbergen den Obelisk fast vollständig, so dass man sehr leicht an dem kleinen Gebüsch vorübergehen kann, ohne

den Stein zu bemerken.*) Am 22. März 1797 geboren, befand sich damals Kaiser Wilhelm der Grosse im 23. Lebensjahr, darauf deutet der Volksmund, ob mit Recht oder Unrecht, die 23 etwas ungleich gewachsenen Fichten, welche den Denkstein einschliessen. Die Redernsche Forstverwaltung sollte die Fichten, welche die Vorderseite desselben verdecken, etwas zurückschneiden.

E. Friedel.

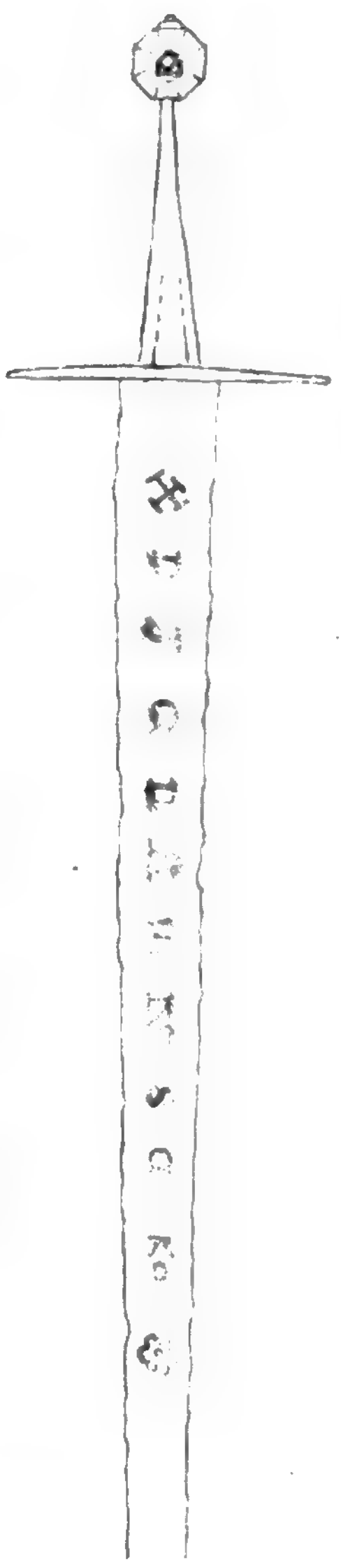
Der Weinbau in der Mark. „Beschreibung der Stadt Wriezen und ihrer Umgebung“ von Chr. S. Ulrich, Berlin 1830. Seite 46 heisst es hier: In manchen Jahren ward soviel Wein gewonnen, dass eine grosse Menge davon auf der Oder nach Stettin und die benachbarten Örter Cüstrin, Berlin, Strausberg, Freienwalde, Selow und Zellin verfahren ward. Das Jahr 540 war das beste Weinjahr, seitdem man dies edle Gewächs hier bauete, sowohl in Ansehung der Menge, als auch der Güte; das Quart galt drei Pfeninge. Im Jahre 1624 ward allein von dem Ratsberge mehr als für 80 Thaler Wein verkauft, und in den Jahren 1636 und 1637 für einige 60 Thaler aus dem Kirchberg. Durch den harten Winter von 1709 erfroren zwar viele Weinstöcke, doch ersetzte man sie bald wieder, und 1735 wurden nicht nur 237 Eimer Wein versteuert, sondern auch ausserdem noch für 83 Thaler und 12 Groschen verkauft. Auch der strenge Winter von 1740 und einige folgende, konnten den Weinbau nicht ganz vertilgen, da noch im Jahre 1782 an 103 Morgen Land dazu benutzt und 110 Eimer gewonnen wurden. Das Jahr darauf kelterte man nur 98 Eimer, aber von ganz vorzüglicher Güte. Im Jahre 1785 erfror fast aller Wein, so dass nur zwei und ein halber Eimer, das Jahr darauf aber nur 1 Eimer und 18 Quart gepresst wurden; 1788 gewann man wieder 84 Eimer, in den darauf folgenden Jahren aber gab es, der strengen Winter wegen, gar keinen Wein, und viele Weinberge wurden in Ackerland umgewandelt, so dass 1791 nur noch 10 Weinbergsbesitzer vorhanden waren, die jedoch 43 Eimer guten Wein gewannen. Der sich immer mehr erweiternde Kartoffel- und Tabaksbau, welcher einen grösseren und sicheren Gewinn gewährte, machte, dass man einen Weinberg nach dem anderen ausrottete, da die Kosten der Unterhaltung mit dem zu hoffenden Gewinn in gar keinem Verhältnis standen; doch wurden im Jahre 1795 bis 1797 von 8 Weinbergsbesitzern noch jährlich im Durchschnitt 34 Eimer gewonnen, wovon der Eimer mit 6 bis 8 Thalern bezahlt ward. Nach dem Jahre 1803, wo alle Weinstöcke wieder erfroren, rottete man auch die noch übrigen Weinberge aus, so dass jetzt fast keine Spur des ehemals so blühenden Weinbaues vorhanden ist.“

Zu Bd. 5 S. 18 ff. Herr Bibliothekar Prof. Dr. Karl Theodor Gaedertz ersucht uns auf seine Monographie „Goethes Minchen“. Zweite vermehrte Auflage Bremen 1889 aufmerksam zu machen, die das einzige echte Jugendbildnis Minna Herzliebs enthält.

*) Vgl. den Bericht unseres Mitgliedes Dr. Gustav Albrecht, welcher die Exkursion des Märkischen Museums am 10. Oktober 1897 mitmachte, in der Frankfurter Oder-Zeitung vom 14. Oktober 1897.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Demminerstrasse 34. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bornburgerstrasse 14.



- 1
- 2
- 3
- 4
- 5
- 6
- 7
- 8
- 9
- 10

K O
K O
K O

- 13
- 14
- 15
- 16
- 17
- 18
- 19
- 20
- 21
- 22

- 24
- 25
- 26
- 27
- 28
- 29
- 30
- 31
- 32
- 33

12. (4. ordentl.) Versammlung des VI. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 24. November 1897, abends 7 $\frac{1}{2}$ Uhr

im grossen Sitzungssaale des Brandenburgischen Ständehauses.

1. Der Vorsitzende Geheimrat E. Friedel ladet zu regem Besuch der nächsten Sitzung am Sonnabend den 4. Dezember ein, welche im Bürgersaale des Rathauses stattfindet. Der Schriftführer der Freien Photographischen Vereinigung zu Berlin, Herr Franz Goerke, wird eine Reihe vorzüglicher, durch ihn aufgenommener photographischer Abbildungen von Gegenden, Bauwerken u. dgl. unserer Provinz in Projektions-Bildern vorführen und dazu die nötigen topographischen und geschichtlichen Notizen geben, ähnlich wie dies Herr Major Nieber bei seinen vom Luftballon aufgenommenen Bildern am 16. Dezember 1896 (Monatsblatt V. 359 flg.) that.

2. Herr E. Friedel legt eine grössere, vom Magistrat zu Friesack veranlasste photographische Aufnahme des von Calandrelli modellierten Denkmals Kurfürst Friedrich I. von Brandenburg vor. Seit der Einweihung des imponierend belegenen Standbildes am 13. Oktober 1894 (Monatsblatt III. 175.) sind dort anmutige Gartenanlagen geschaffen worden, auch hat unser Mitglied Herr Georg Cohn, ein geborener Friesacker, im Hintergrunde des Denkmals zwei steinerne Bänke auf seine Kosten gestiftet. Auf Vorschlag des Herrn Friedel sind auf denselben folgende zwei Aussprüche des Kurfürsten angebracht, angesichts der Bänke rechts: „Wir wollen ein jeglicher bey des anderen Hülfe getruwelichen bliben, uf daz das recht gestercket und das unrecht gekrenket werde.“ Angesichts links: „Nicht in der Menge des heres ist der sig der streiter, sunder von dem hymmel ist die Stereke.“

Zum Dank hierfür haben die Städtischen Behörden von Friesack Herrn Friedel, ihrem Ehrenbürger, kürzlich das heut vorgelegte Bild überreicht. Die Zeichnung für die Bänke ist vom Architekten Sudicatis zu Oderberg i. M., die Ausführung in rotem Sandstein von dem hiesigen Hofsteinmetzmeister Niggel. An je einer Aussenwange der Bänke ist

eingemeisselt: „Aus Liebe und treuer Anhänglichkeit zu seiner Vaterstadt. Gestiftet von Georg Cohn 1897.“ Der Entwurf der Gartenanlagen rührt von dem städtischen Gartendirektor Mächtig in Berlin her.

3. Herr E. Friedel überreicht ein Exemplar einer Abbildung des Standbildes der Heiligen Gertrud, welches von Rudolf Siemerings Meisterhand geschaffen, die hiesige Gertrauden-Brücke schmückt. Das Bild ist eine vorzügliche Kupferätzung Rudolf Schusters, welche die Erscheinung des Bronzegusses in angenehmen, warmem Tone wiedergiebt.

4. Herr E. Friedel legt eine für geologische Kenntnis der deutschen Reichshauptstadt wichtige Schrift vor: Dr. G. Berendt, Geheimer Bergrat, unter Mitwirkung von Dr. F. Kaunhoven: Der tiefere Untergrund Berlins. Mit 7 Tafeln Profile und einer geographischen Übersichtskarte, Festschrift für die XI. internationale Wanderversammlung der Bohringenieur und Bohrtechniker. Herausgegeben von der K. Preuss. Geologischen Landesanstalt. Berlin 1897. Der durch zahlreiche geologische Vorarbeiten über Berlin und die Mark Brandenburg wohlbekannte Landesgeologe und Professor an der Berliner Universität Dr. Berendt verbreitet sich über den Einfluss der Entwicklung der Bohrtechnik auf die Kenntnis des Bodenbildes Berlins. Er skizziert das oberflächige Bodenbild Berlins und den Urstrom des Berliner Hauptthals. Erörtert werden die Lagerungsverhältnisse im Diluvium und an dessen Grenze zum Miocän, ferner die märkische Braunkohlenbildung, das Miocän und das Oligocän. Unter das eigentliche Tertiär, insbesondere unter das im Meer abgelagerte Unter-Oligocän, geht keine Bohrteufe hinaus. Das tiefste Bohrloch (S. 50) ist bei Aufschliessung der Soolquelle Maria am Weddingplatz bis 306 m hinabgestossen.

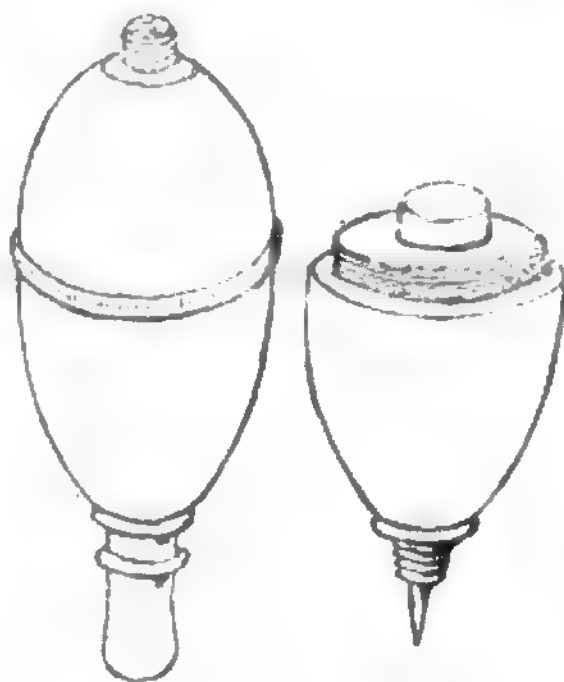
Herr E. Friedel erläuterte die zum Tiefbohren erforderlichen Werkzeuge, welche bei weichem und mässig hartem Gebirge mit Stahlmeisseln, bei dem härtesten Gestein durch eine mit Diamanten besetzte Bohrkronen ausgeführt werden. Das Mitglied unserer Gesellschaft Herr Grosshändler Karl Friedel, in Firma Friedel & Nix, welcher hauptsächlich Rohdiamanten, meist Carbons, für technische Zwecke und Werkzeuge liefert, hatte Zeichnungen der Bohrkronen und zwei Gläschen mit Rohdiamanten für Bohrzeuge eingesendet, welche vorgezeigt wurden. Die Rohdiamanten-Carbons bilden unregelmässige Prismen und Splitter. Eine mit 10 bis 12 dergl. Carbons besetzte Bohrkronen kostet je nach Zahl, Maass und Beschaffenheit der Diamanten 3000 bis 30,000 Mark. Vorgelegt wurden 6 schwarze Diamanten (Carbons) von Bahia in Brasilien. Der Laie würde diese unscheinbaren schwarzen splitterigen und schülferigen Diamanten für wertlose Schlackenstückchen halten. Gleichwohl haben sie einen höheren Wert, als die weiterhin zu erwähnenden schöner aussehenden südafrikanischen Diamanten, weil jene härter und zugleich widerstandsfähiger sind, als diese. Ferner lagen vor 6 zum Teil recht

grosse, prächtig flimmernde, helle Diamanten aus verschiedenen Diamanten-Minen in Transvaal, sie werden daselbst in vergleichsweise viel grösserer Menge als die Carbons bei Bahia gegraben und kosten diese Bohrdiamanten zur Zeit etwa 40 Mark pro Karat. Die Bahia-Carbons werden in Brasilien von einzelnen Diamantensuchern gefördert, also nicht wie in der Kapkolonie und in Transvaal von geregelten Gesellschafts-Unternehmungen. Die Bahia-Carbons kosten z. B. 110 M. pro Karat, und haben, als in Südafrika infolge Goldsucherfieber der Diamant-Bergbau vernachlässigt wurde, bereits 200 M. pro Karat gekostet. Diesen Carbon-Bohrern widersteht aber auch kein noch so hartes Gestein, während die südafrikanischen Diamanten bei harten Bohrversuchen mitunter zu Bruch gehen und zersplittern. Die bei der Zurichtung der Bohrdiamanten abfallenden Splitter werden übrigens auch noch gut verwertet, als Hobel für Spiegelglas, als Glaserdiamanten, als Schriftdiamanten für Glas und Lithographie, für Pantographen, als Diamant-Glasbohrer für Optiker u. s. f. Zu Bohrzwecken werden zur Zeit auf der Welt per Jahr gegen 25 Millionen Diamanten aller Art konsumiert. Daher die grosse Preissteigerung des Rohprodukts in den letzten Jahren.

5. Herr E. Friedel macht folgende Mitteilungen über altertümliche Geräte.

a) Tintenstecher. Zunächst lege ich ein „gelehrtes“ Gerät, einen Tintenstecher vor, wie er früher bei uns üblich war, während die Erinnerung daran sogar, nach meiner vielfältigen Erkundigung derart geschwunden ist, dass die meisten Leute, auch hier in Berlin, sich nicht entsinnen, auch nur das Wort gehört zu haben.

Als ich von 1856 bis 1859 an der hiesigen Friedrich Wilhelms-Universität studierte, bedienten sich noch viele Musensöhne des Tintenstechers. Derselbe bildet im geschlossenen Zustande ein aus Rinderhorn gedrehtes, sehr ausgezogenes Ei von 7 bis 10 cm Länge, an der dicksten Stelle vielleicht 3 bis 4 cm im Durchmesser. Sobald die Kuppe oben abgeschraubt ist, zeigt sich ein Tintenfass, und sobald man das untere Ende abschraubt, ein scharfer eiserner Stachel. Das untere Ende wurde zuerst abgeschraubt und der Tintenstecher dann mit der nötigen Gewalt, so dass er fest aufrecht stand, in die Schreibtischplatte getrieben. Dann erst ward die Kuppe abgeschraubt. Die recht gewöhnlich gezimmerten Studententische sahen infolge der Anwendung des Tintenstechers, der noch aus dem Mittelalter stammt und sicherlich überhaupt bei allen Schulen, wo man mit Tinte schrieb, einstmals üblich war, übel



zerstoehen aus. Jetzt sind in den studentischen Hörsälen längst bessere Möbel eingeführt und die altmodischen Tintenstecher der Art verschwunden, dass es mir, obwohl ich seit dem Bestehen des Märkischen Museums, d. h. seit 1874, auf ein derartiges „gelehrtes“ Gerät gefahudet habe, erst kürzlich gelungen ist, ein solches zu erwerben. Der Tintenstecher, Kat. B. VI Nr. 12685 des M. M., ist in halber Grösse auf vorstehender Seite in geschlossenem und in geöffnetem Zustande abgebildet. Geschenk des Herrn Professor Dr. Simon. Die Formen des Körpers des Tintenstechers wechselten übrigens durch alle Möglichkeiten des Originals, bald mehr schlank, bald mehr gedrungen.

b) Gnidelsteine. Ich lege ferner als Auswahl unter einer grössern Anzahl ähnlicher Stücke vier Geräte der Hauswirtschaft vor, auf die ich als der erste in der Sitzung der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte in der Sitzung vom 11. Juli 1874 die öffentliche Aufmerksamkeit gelenkt habe. Es sind das die von mir sogenannten Gnidelsteine. Die hiesigen Exemplare sind aus dunkelgrünem Glase gefertigt und ca. 7 bis 9 cm im Durchmesser, kreisrund, oben konvex, unten ganz plan oder in der Mitte vertieft, man sieht, dass dort der Glasklumpen an der Pfeife des Glasbläfers gesessen hat. Gnideln ist ein plattdeutscher Ausdruck für glätten, man könnte die Steine auch Glättsteine nennen, indessen ist der Ausdruck Gnidelsteine durch den Volksmund verbürgt. Man brauchte diese Steine vornehmlich, als man noch selbstgesponnenes oder selbstgewebtes Linnen



trug, zum Glätten (Appretieren) der Leinwand, besonders blaue Leinwand-Schürzen hat man, wie mir öfters gesagt worden ist, damit gegnidelt oder gegnigelt. Man hat damit auch nach dem Zusammennähen die Nähte geglättet bei Zeug und bei Leder, denn auch zum Glätten des letztern sind die Gnidelsteine wohl geeignet. Auch hat man Pergament zum Schreiben und Einbinden, sowie Spielkarten, um sie recht glatt zu machen, damit bearbeitet. Ausgrabungen, z. B. bei Kohlhasenbrück unweit Potsdam haben erwiesen, dass die gläsernen Gnidelsteine bis ins Mittelalter zurückreichen.

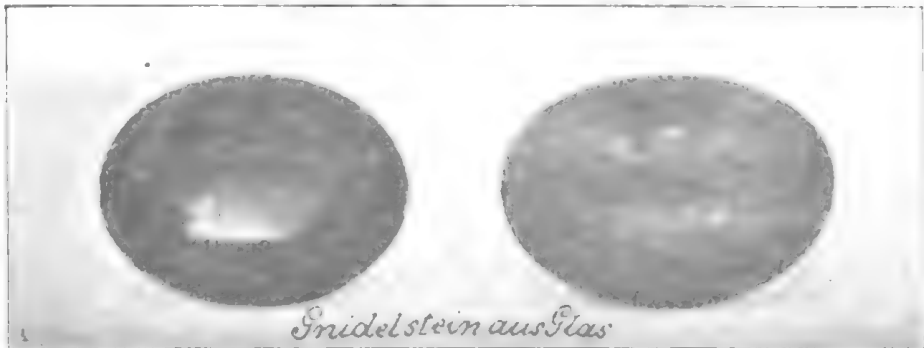
Die hier vorgelegten Steine stammen, dem Märkischen Museum gehörig, zwei aus dem Dorf Preddöhl (VI. 7673 und 7674) in der Priegnitz, einer aus Dähre in der Altmark (VI. 1000) und einer aus Hohenkirchen, Kreis Zeitz (VI. 136). Um den Druck zu verstärken, wendete man die vorstehende, linear angedeutete, Vorrichtung an.

An der Zimmerdecke a b befand sich eine eiserne Feder c, unter derselben ein Brett d e und hieran eine Stange f g, welche bei g, in die Vertiefung der planen Seite des Gnidelsteins passte. Letzterer wurde nun auf der Tischplatte mit Hebelkraft derartig hin- und hergeschoben, dass er dem auf der Platte liegenden Leinenzeug eine gute Appretur verlieh.

Eine Abbildung der Gnidelsteine folgt hierunter.

Als das Glas noch selten war oder wo es fehlte, hat man harte glatte Steine besonders Feuerstein, der dem Glase am nächsten kommt, als Gnidelsteine verwendet.

Die Gnidelsteine wurden aber auch beim Nähen, namentlich beim Strümpfestopfen als Näh- und Stopfsteine verwendet, und in dieser Weise gebraucht habe ich sie noch hie und da in alten Wirtschaften namentlich auf dem Lande und in den kleinen Städten angetroffen.



Für jede Mitteilung über solche Gnidelsteine, namentlich wo solche noch jetzt vorfindlich sind, würde ich sehr dankbar sein.

Ausführlich verbreitet über die Gnidelsteine habe ich mich in den Verhandlungen der vorerwähnten Gesellschaft 1874 VI. 155—160 und 1875 VII. 183. Erwähnt sei noch, dass in der alten Handelsveste Björkö in Schweden diese Glasgnidelsteine mit arabischen Hacksilbersachen zusammen ausgegraben worden sind.

c. Glätt-Knochen. An die Gnidelsteine oder Glättsteine schliessen sich ungezwungen die ebenfalls recht primitiven Glättknochen an, welche beim Weben zum Glätten des Gewebes — hauptsächlich ist hierbei auch wohl wieder an Linnen zu denken — verwendet wurden. Ich lege Ihnen drei Exemplare, welche das Märkische Museum der Güte unseres Mitgliedes Lehrer Lange in Oderberg i. M. verdankt, vor. No. VI. 994 ist stark abgenutzt, von allen Seiten glatt, auf kräftigen Gebrauch deutend, zur besseren Handhabung durchbohrt. Die Knochen VIII 231/232, Mittelfussknochen, wenn ich nicht irre, vom Rind, zeigen das Rohmaterial für die Glätt- oder Gnidel-Knochen.

d. Schlittschuh-Knochen. Vielfach verwechselt mit den Gnidel- oder Glättknochen werden die Schlittschuh-Knochen und Schlitten-Knochen, von denen erstere hauptsächlich, wie heut die stählernen Schlittschuhe, abseiten der Jugend (allerdings nicht ausschliesslich) gebraucht wurden.

Die Schlittschuhknochen sind entweder undurchbohrt oder zum Hindurchziehen von Riemen oder Bindfaden durchbohrt. Die undurchbohrten sind natürlich die primitiveren.

Bei den undurchbohrten Schlittknochen, bei denen selbstredend die Köpfe der Rinder- oder Pferde-Röhrknochen abgeschlagen sind, stand der Eisläufer einfach auf den Knochen aufrecht, wozu lediglich Vorübung und Gewandheit gehörte, und trieb sich mit einem Stachelstock, besser mit zweien — in jeder Hand mit einem, vorwärts. Auch wurde zwischen den beiden Stöcken wohl ein Tuch als Segel befestigt. Setzte sich der Wind dort hinein, so war man in stande, ausserordentlich schnell auf glatter Eisbahn vorwärts zu kommen. So haben noch vor wenigen Jahren uns alte Leute berichtet. Eine solche Eisschlittenpieke aus Stralau bei Berlin vom Fischer Tübbicke stammend (MM. B. VI. No. 12052) zeige ich vor.

Rudolf Virchow machte in der gedachten Berliner Anthropologischen Gesellschaft am 15. Oktober 1870 (Bd. III. 2) zuerst bei Besprechung der Pfahlbautenfunde des Soldiner- und Daber-Sees sowie der Inselansiedlung bei Königswalde, aus spät wendischer Zeit, auf beide Arten der Schlittschuhknochen aufmerksam.*) Nachher haben sich die einschläglichen Funde von Norwegen bis Ungarn, wie aus der Fussnote ersichtlich, vermehrt.

Ich bin in der Lage, Ihnen diesbezüglich einige hochinteressante Funde vorzulegen, darunter den wahrscheinlich ältesten Schlittschuhknochen d. h. den ältesten Schlittschuh aus Deutschland. Derselbe ist in Spandau ausgegraben worden, als auf dem Stresow im Jahre 1831 der Boden für die Anlegung eines Kriegspulvermagazins tief ausgeschachtet wurde. Man stiess dabei auf eine Art von Pfahlbau, der in einem Altwasser der Havel in der Blütezeit der Bronzeperiode errichtet sein mochte. Die Hauptfunde sind nach dem königlichen Museum gelangt.

*) Andere Erwähnungen in den gedachten Verhandlungen III. 60 (England, 16. Jahrhundert) III. 19; V. 131; IV. 72 (Schlesien); III. 103 (Schweden); III. 132 bei Snorro Sturleson erwähnt. IV. 3 Wiepersdorf bei Jüterbog, Schlittknochen mit Nägeln; Toszeg in Ungarn VIII 251 Schlittknochen aus Metatarsus von Pferd; XIX, 83 (in Bayern, Norwegen, Island; XIX 471-478 Schlittknochen mit Steinaltertümern in Hradek bei Czaslau, dgl. vielfach bei Kutteneberg in Böhmen, vor-slavisch; XII. 104 bei Lübben, Metatarsus von Pferd, Burgwallzeit; III. 104 aus neuerer Zeit in Züllichau, XVII, 394 Hammel- und Pferdeknöchel in Westpreussen; V. 129. Schlittknochen, alte Ansiedlung bei Cammin in Hinterpommern.

Mit anderen mehr naturgeschichtlichen Objekten kam dagegen der vorgelegte Schlittschuhknochen ohne Durchbohrung, ein Unterarmknochen von einem Pferde, der etwa aus der Zeit um 1000 vor Ch. stammen mag, an das Märkische Museum. MM. B. II. 11805.)*

Aus der Spree in Berlin hinter dem Brauerei-Grundstück von Landré, Stralauer Srasse 36, wurden zwei Schlittschuhknochen (MM. B. IV. 1666 a und b) mit vielen anderen z. Th. wendischen und germanischen Altsachen ausgebagert, welche ebenfalls undurchbohrt sind. Dieselben sind unter Mittelalter (B. IV) im Katalog des Märkischen Museums eingetragen, sie können aber noch viel älter sein, allerdings machen sie nicht ganz den subfossilen Eindruck wie der zuerst erwähnte Schlittschuhknochen vom Spandauer Stresow.

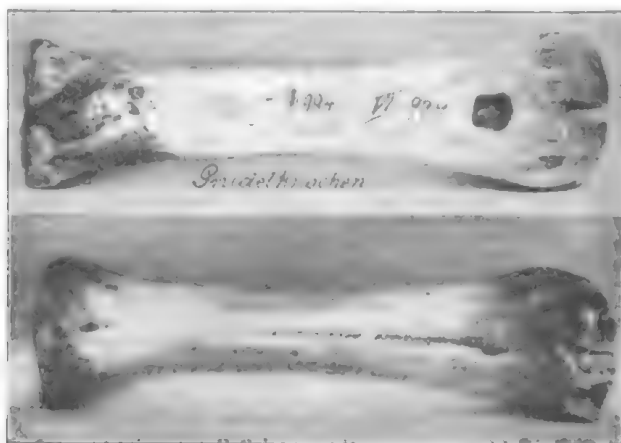
Fünf Schlittschuhknochen (Museums katalog B. II. 9192 flg.) lieferte der berühmte Pfahlbau von Potzlow, Kreis Templin**). Einer der 5 Schlittschuhknochen (Nr. 9197) ist vielleicht durchbohrt gewesen, die anderen sind alle undurchbohrt. Dieser eine Schlittschuhknochen 9197 ist auf einem Tablett befestigt, welches gleichzeitig eine Menge Ausstattungsstücke desselben Pfahlbaus zeigt. Da sehen Sie aus einer Pferderippe gefertigt ein gebogenes Instrument mit Zähnen, um Striegel- und Reifen-Verzierungen auf der Aussenseite wendischer Thongefässe zu erzeugen. Von den letzteren gewahrt man 7 mit charakteristischen wendischen Dekorationen und ein Bodenstück, welches mit einem griechischen Kreuz verziert ist. Ferner 6 Spinnwirtelsteine, theils aus Thon, theils aus Sandstein, 5 Pfriemen oder ähnliche Geräte aus Knochen- oder Geweihstücken. 3 feine schieferne Schleifsteine, ein bronzener Kinder-Armring, eine bunte Perle aus Glasfrittenmasse u. dgl. mehr Etwa 11. oder 12. Jahrhundert.

*) Zu vergleichen: Ernst Friedel, Der Bronzefahlbau in Spandau. Braunschweig 1883, Archiv f. Anthropologie Bd. XIV. S. 383 erwähne ich unter 3 noch einen Glätt- oder Schlittknochen von Pferd, dies ist ein anderer, als der von mir heut vorgezeigte Knochen, nämlich nach Professor Alfred Nehring ein Metatarsus, welcher, soviel mir bekannt, in die Sammlung des Zoologischen Museums der K. Landwirtschaftlichen Hochschule gelangt ist.

***) Über den Burgwall von Potzlow vgl. in den Verh. der Berl. Anthropol. Ges. R. Virchow II. 476; VI. 114; VII. 130 und VIII. 118. Der mit Pfahlbauten verbundene Burgwall dürfte in das 11. oder 12. Jahrhundert gehören und ist von mir wiederholt durchforscht worden. Auch Pferdeschädel ohne Unterkiefer, der Schädel nach unten, wurden früher als Schlitten benutzt. Vgl. meine Mitteilungen darüber in den gedachten Verhandlungen Bd. XV. 1883, S. 54 bezüglich Butzbach in der Wetterau und Bd. XVI. 1884, S. 291 wahrscheinlich bezüglich Wiepersdorf bei Dahme, wo Achim von Arnim, geb. 1781 zu Berlin, Gemahl „Bettina des Kindes“, dergl. sah und in seiner Novelle „Wunder über Wunder“ wie folgt beschrieb: „zugleich sah er, wie ein Knabe auf der Kinnlade eines Rosses vom beschneiten Berge herabgleitet.“ Achim starb auf dem genannten Arnimschen Familiengut i. J. 1831.

Endlich lege ich noch zwei undurchbohrte Schlittschuhknochen von Toppenwerder bei Alt-Ruppin (MM. B. II. 1048/9) vor, welche in einer bis in wendische Zeit zurückgehenden Ansiedlung gefunden sind.

Unser Ehrenmitglied Herr Ferdinand Meyer teilt mir eine interessante Bestätigung über den Gebrauch der Schlittschuhknochen aus seiner Jugendzeit in Berlin mit. Vor 60 und mehr Jahren trieben die Berliner Kinder das Schlittern auf den gefrorenen Rinnsteinen. Sie bedienten sich dabei mitunter eines einzelnen glatten Schlittschuhknochens, den sie sich aus der Küche oder sonst woher verschafft hatten, setzten hierauf den einen Fuss und stiessen sich mit dem andern Fuss auf dem

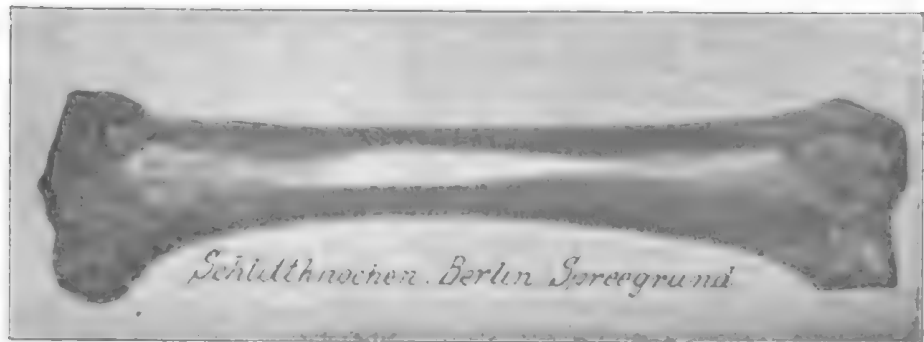
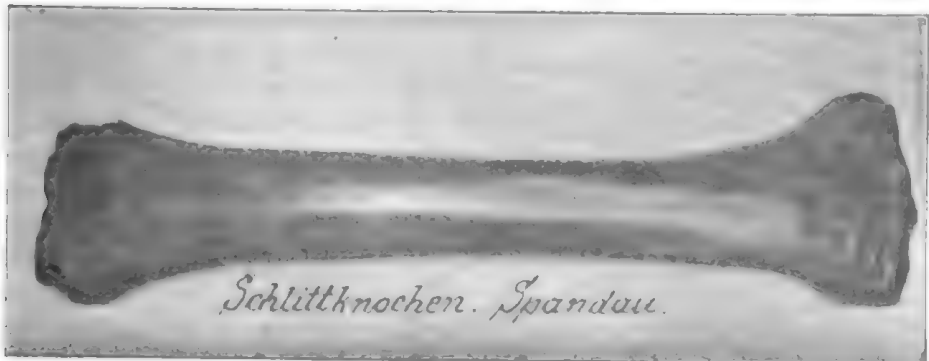


Eise des Rinnsteins ab. Eine besondere Specialität war hierbei das „Adler-Machen“. Die Kinder gossen in den breiten Rinnsteinen mit Wasser oder spuckten auch in Ermangelung von Wasser einen preussischen Adler oder was ungefähr so ähnlich war, auf dem Eise, in welchem die Flüssigkeit sofort anfror, zurecht und glitten nun auf dem Schlittschuhknochen durch den Adler hindurch. Wer durch das Herzschild desselben hindurchfuhr, was eine besondere Geschicklichkeit erforderte, der hatte gewonnen.

e) Schlitten-Knochen. Als letzte Abart führe ich die Schlitten-Knochen an. Hier sind in die Knochen Zapfenlöcher eingedreht. Auf den darein passenden Zapfen wurden Querleisten und auf diesen Sitzbrettchen befestigt oder das Sitzbrett ruhte unmittelbar auf den Zapfen. Zum Fortbewegen dienen kurze hölzerne Stäbe, welche mit Piekhaken aus Eisen versehen sind, daher die Schlitten auch kurzweg Piek Schlitten hiessen. Der Fahrer sass auf dem Schlitten, der sehr niedrig war, streckte die Beine vor sich aufs Eis und schob sich nun, in jeder Hand eine Pieke brauchend, vorwärts. Man konnte aber auch mit einer Pieke auskommen, wenn man mit derselben zwischen den

Beinen hantierte. Der hier vorgezeigte Schlitten-Knochen (MM. B. IV. 1057) stammt aus Oderberg in der Mark und ist vielleicht mittelalterlich. Die Schlittenpieke (B. VI. 12779) ist modern und stammt aus Berlin.

Des weiteren teilt mir Herr Professor Dr. Alfred Nehring einen in der Zeitschrift „Wild und Hund“ III. Jahrg. Nr. 6 am 5. Februar 1897 S. 84 flg. enthaltenen Aufsatz mit: „Über Schlittknochen, insbesondere über einen solchen von der Burg in Bromberg.“ Es heisst in dieser



von einem ausgezeichneten Knochenkenner geschriebenen Auseinandersetzung u. a.: „Diejenigen Schlittknochen, welche ich im hiesigen Märkischen Provinzial-Museum untersucht habe, stammen sämtlich vom Pferde, und zwar sind es 7 Unterarmknochen (Radii), 2 Mittelfussknochen (Metatarsi) und 1 Mittelhandknochen (Metacarpus). Im hiesigen Museum für Völkerkunde sah ich 4 Schlittknochen aus dem Burgwall von Ketzin (Prov. Brandenburg), von denen 2 (nämlich ein Mittelfussknochen und ein Mittelhandknochen dem Pferde), die beiden andern (ein Mittelhandknochen und ein Radius) dem Rinde entnommen waren.“ Der Bromberger Schlittknochen ist Metacarpus von Equus. „Wenn man,

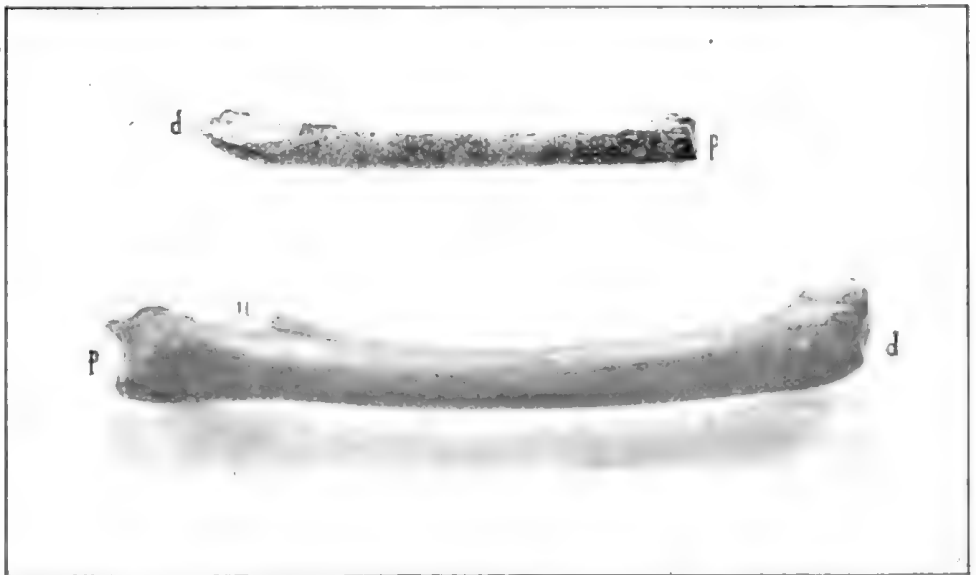
fährt Nehring S. 84 fort, den Unterarm eines Pferdes oder Rindes als Schnittknochen in Gebrauch nehmen wollte, so schlug man zunächst den Gelenkteil der Elle (Ulna) ab und entfernte an der Speiche (Radius) alle hervorragenden, also hinderlichen Teile der beiden Gelenkpartien, um dann die Vorderseite des Knochens als Gleitfläche zu benutzen. So ist es auch bei den abgebildeten Exemplaren geschehen. (Siehe die Figuren.) Dieser gehört dem hiesigen Märkischen Provinzial-Museum und war während des Sommers 1896 zusammen mit anderen Exemplaren in der Fischerei-Abteilung der Berliner Gewerbe-Ausstellung in Treptow



zur Schau gestellt; er ist bei Oderberg in der Mark ausgegraben worden und stammt von einem Pferde. Die Gleitfläche ist spiegelblank, aber noch wenig abgenutzt. Dieser Schlittknochen zeigt die Eigentümlichkeit, dass er vorn und hinten von einem kreisrunden relativ grossen Bohrloch durchbohrt ist, wie man solches schon mehrfach bei Schlittknochen beobachtet hat. Offenbar hat man auf einem solchen durchbohrten Knochen ein schmales Holzbrett durch zwei Zapfen befestigt, um dann den Fuss auf das Brett zu setzen und ihn durch Riemen oder Bindfaden mit letzterem zu verbinden.“ — Hier weiche ich von Nehring ab, indem

ich in dem letzterwähnten Knochen, wie angedeutet, vielmehr einen Schlittenknochen, Knochen zur Gleitfläche eines Pieksschlittens, sehe. Ferner sei noch angeführt, was Nehring über die verschiedenen Längen der Schlittschuhknochen sagt: „Was die Länge der von mir gemessenen Schlittknochen anbetrifft, so variiert dieselbe von 210—330 mm. Der Schlittknochen von Bromberg ist nur 210 mm lang, der von Oderberg misst 320 mm. Ersterer ist nach meiner Ansicht ein Knaben-Schlittknochen, letzterer ein solcher für Männer. Ich selbst habe die Länge meines Fusses (265 mm) mit der jener Knochen verglichen und bin zu dem Resultat gekommen, dass der Bromberger Schlittknochen für einen erwachsenen Mann viel zu kurz sein würde; dagegen würde der 320 mm lange Schnittknochen von Oderberg für einen mit Stiefel bekleideten Männerfuss die richtige Länge haben.“

Endlich wird meines Bedünkens durch die Betrachtung der Schlitt- oder Schlittschuh-Knochen eine alte sprachliche Streitfrage, ob man Schlittschuh oder Schrittschuh, Schlittschuhlaufen oder Schritt-



schuhlaufen sagen müsse, befriedigend entschieden. Dass Schuhe zum Schreiten dienen, ist ja so selbstverständlich, dass man es nicht erst mit Worten auszudrücken braucht. Schon dieser Umstand spricht gegen die sprachliche Richtigkeit von Schrittschuh und Schrittschuhlaufen. Aber

Schlittschuhe, Schuhe, die gewissermassen aus Schlitten bestehen und nicht zum Schreiten, sondern zum Gleiten auf dem Eise dienen, das ist etwas Besonderes, welches die Erfindung eines eigenartigen Ausdrucks, eines terminus technicus, erfordert. Deshalb erfassen nur die Ausdrücke Schlittschuhe und Schlittschuhlaufen den richtigen Sinn, dagegen sind die Ausdrücke Schrittschuhe, Schrittschuhlaufen, wie uns die erörterten knöchernen Gleitvorrichtungen der Vorzeit klärlich zeigen, ungeeignet und falsch gewählt. Der Verleger von „Wild und Hund“, Herr Parey, hat die Güte gehabt, uns die beifolgenden 2 Clichés aus dem Nehringschen Aufsatz zur Verfügung zu stellen. Der kürzere Knochen, dP bezeichnet, in zwei Lagen dargestellt, stammt von der Burg in Bromberg und ist ein Schlittschuhknochen, der grössere, ebenfalls in zwei verschiedenen Lagen aufgenommene Knochen, Pd, ist ein Schlitten (nicht Schlittschuh-) Knochen, Kat. B. IV. Nr. 1057 des Märkischen Museums und stammt von Oderberg in der Mark. Bei H ist die Stelle, wo die Elle von der Speiche abgeschlagen worden ist.

Als Nachlese zum Kapitel der Schlittschuh- und Schlittenknochen teile ich noch mit, dass der hiesige Rentner Hasse, ein Herr von 78 Jahren, mir mitteilte, wie die Bevölkerung in Pichelsdorf bei Spandau in den dreissiger Jahren, ja noch anfangs der vierziger Jahre d. J. sich der Schlittschuhe aus Pferdeknochen und der Pieksschlitten, welche auf Pferdeknochen standen, bedient habe. Namentlich die Fischer hätten es verstanden, sich auf dergleichen an Pferdeknochen befestigten Schlittenkufen mit Hilfe von Picken in grosser Schnelligkeit über das Eis zu bewegen. Die Kinder hätten die zusammenhängenden Unterkiefer von Pferden, auf welche Brettchen befestigt gewesen, als kleine Pieksschlitten benutzt. Freilich sei Pichelsdorf damals ein besonders abgelegener Ort gewesen, durch eine wahre Sandwüste von Spandau getrennt. Hiermit stimmen mehrere aus der Mark stammende Objekte zusammen, welche das Volkstrachten-Museum hierselbst besitzt, nämlich Schlitten, welche auf Pferdeknochen laufen und Pferde-Unterkiefer, welche mit einem Sitzbrett ausgerüstet, als Kinderpieksschlitten benutzt wurden. Ganz absonderlich ist ein Paar Schlittschuhe, wozu Unterkiefer vom Hammel benutzt sind. Der Unterkiefer ist zerlegt, und bildet der eine Teil die Ausrüstung des rechten, der andere Teil die Ausrüstung des linken Schlittschuhs. Die Sohlen (Fussflächen) des Schlittschuhs sind aus Holz grob geschnitten, so ungefähr wie die Sohlen der bei uns käuflichen Schlittschuhe waren ehe die völlig aus Stahl und Eisen bestehenden amerikanischen Schlittschuhe (System Halifax etc.) aufkamen. Diese Holzsohlen sind durchlöchert, so dass man Riemen hindurchziehen kann, vorn sind auch zwei lederne Öhsen zu gleichem Zweck angenagelt. Die hölzerne Fussfläche sitzt unmittelbar auf dem Schafkiefer auf und zwar so, dass das vordere

Ende des Kiefers am Fussende der hölzernen Sohle und das breite hintere Ende des Kiefers mittels des aufsteigenden Kieferastes in das vordere Ende der hölzernen Sohle festeingepasst ist. Die Unterkante des Kiefers vertritt also das moderne Schlittschuheisen. Das ganze Machwerk sieht ungeschickt aus, der Kiefer musste tief einschneiden und kann man sich kaum vorstellen, dass man mit dieser Art Schlittschuh — namentlich ohne einen Piekstock zu Hülfe zu nehmen — schnell laufen konnte. Wahrscheinlich hat sich der Betreffende schieben oder ziehen lassen. Ich kann darin nichts ursprünglich Volkstümliches, sondern lediglich eine ungeschickte kindliche Nachahmung eines modernen mit Eisen montierten Holzschlittschuhs erblicken.

Wir haben im ganzen nunmehr in unserer Mark festgestellt: 1. Schlittschuhknochen (Pferd) ohne Durchbohrung (steinzeitliche Form) mit Piekstock; 2. Schlittschuhknochen (Pferd) mit Durchbohrung zum Anbinden und Anschlallen, eventuell ohne Piekstock zu brauchen; 3. Kinderschlitten auf Pferde-Vorderarmknochen mit kurzem Piekstock; 4. Schlitten auf Pferde-Vorderarmknochen (Schlittenkufen) für Erwachsene mit langem Piekstock; 5. Pferdeschädel, so dass der Schädel die Gleitfläche bildet, als Kinderschlitten montiert, mit Piekstock; 6. Pferde-Unterkieferpaare mit Sitzbrett als Kinderschlitten mit Piekstock und 7. Unterkieferknochen vom Schaf mit Holzsohlen nach Art eiserner Schlittschuh montiert, wahrscheinlich nur mit Piekstock zu brauchen.

Herr Otto Schöning, Redakteur der hiesigen Zeitschrift „Deutscher Eis-Sport“, hat mir noch zwei historische Quellen zur Benutzung freundlichst geliehen. Zunächst ein niederländisches Buch: Schaatsenrijden door Mr. J. van Buttingha Wichers, 1ste Secretaris van den Nederlandschen Schaatsenrijdersbond, 's Gravenhage 1888*). In dieser mit vielen interessanten Abbildungen ausgestatteten Geschichte des Schlittschuhs ist ein besonderes Kapitel „Beenen-Schaatsen“. Daraus entnehme ich, dass Fitzstephen, Sekretär des Erzbischofs Thomas Becket, in seiner lateinischen „Beschreibung der sehr ansehnlichen Stadt London“ (um 1180) erzählt, wie sich die Jugend auf beinernen Schlittschuhen erlustigte, die dahin flogen „so schnell wie ein Vogel in der Luft oder der Bolzen aus einem Kreuzbogen“ (Armbrust).

Olaus Magnus (1490—1550) berichtet, man habe zu diesem Zweck glatte Hirsch- oder Rentierknochen genommen (lib. I. cap. XXV).

*) Schaatsenrijden s. v. a. Schlittschuhlaufen. Der Schlittschuh heisst auf Niederländisch: *schaats*, entsprechend dem Englischen *skate*. Dies entspricht mehr der Vorstellung des Stelzen-Laufens. Die Skandinaven sagen gewöhnlich: *Skridsko* = Schrittschuh. Dagegen bedeuten die skandinavischen Wörter *Ski*, *Skid*, *Skiden* die Schneeschuhe, von *Skida* die Scheide, das Laufbrettchen. Das Wort für Schlitten ist jedoch in allen germanischen Sprachen verwandt, skandin. *slæde*, niederl. *slæde* oder *slêde*, englisch *sledge*.

Im niederländischen Friesland benutzte man wahrscheinlich Kuh-Rippen (Wiehers p. 71). In einem Gedicht, dem Friesischen Volks-Almanach von 1841, lässt man einen Friesen gegen die Gröninger sagen:

Ik rijd om lijf en leven
En zal op koeije ribben zelfs
Den beste een les nog geven.

Auch „ossenschinkels“ benutzte man derartig, woher die holländische Bezeichnung „schenkel“ für das Eisen der modernen Schlittschuh wahrscheinlich entlehnt ist. Fin Magnusen erzählt dasselbe bez. Pferderippen von seinem Geburtsland Island. Vieth sagt, dass in seinem Vaterland Westfalen die Jungens sich Ochsenrippen unterbanden und dass man damit sehr schnell laufen konnte, nur musste man sich vor seitwärtigem Ausgleiten in acht nehmen. Im Rijks Japansch Museum, das Siebold begründet, befinden sich sibirische Schlittschube aus Walrosszähnen mit Bohrlöchern für die Befestigung.

In den Illustrated London News von 1861 ist eine Abbildung, auf welcher Chinesen mit dergleichen Schlittschuhen ausgerüstet erscheinen.

In dem Museum van Oudheden zu Leiden befinden sich verschiedene Beinschlittschuhe, die in mehren niederländischen Provinzen in Mooren ausgegraben sind; ähnliche Ausgrabungsstücke sehen wir in den dänischen, norwegischen und schwedischen Museen. In Moosseedorf, Schweiz, wurde ein einzelner Schlittknochen gefunden (in der Staatsbibliothek in Bern). Auch in England und Schottland hat man dergleichen Funde gemacht. In Irland habe ich Schlittschuh- und Schlitten-Knochen nicht gesehen. Wilde in seinem reichhaltigen Katalog des Museum of the Royal Irish Academy zu Dublin führt auch nichts dergleichen an und doch kennt man unzählige beinerne Gerätschaften aus den ungeheuren irischen Torfmooren. Sollten die Schlittknochen hier zufällig übersehen sein oder spielten sie auf der Grünen Insel, die meist sehr milde Winter hat, überhaupt keine wichtige Rolle? Ich vermute letzteres.

Endlich liegt mir noch die Nr. vom 30. Dez. 1873 der Zeitschrift: „The Field, the Country Gentleman's Newspaper“ vor. Darin betitelt sich ein Artikel „bone skates from the fens“, Beinschlittschuhe aus den Mooren. Abgebildet ist ein Specimen mit 2 senkrechten Bohrlöchern, das ich für einen Pieksschlitten-Knochen halte. Es ist ein Vorderarmknochen eines Rindes. Ich begnüge mich zum Schluss mit einem Citat: „One pair of old London bone skates in the collection of the *British Museum* has iron staples fixed into the heel end; whilst a skate found a year or so anterior to 1840, in Moorfields, and described in 1841 in a lecture before the London Society of Antiquaries bei Mr. C. Roach

Smith, was stated to have had a hole drilled into the heel end to the depth of 3 in. no doubt to receive a peg.“

Bis jetzt werden, wie ich noch betonen muss, auch von den Gelehrten fast überall die Schlittschuh-Knochen mit den Schlitten-Knochen verwechselt und ich hege deshalb die wenn auch schwache Hoffnung, dass meine heutigen Mitteilungen in der *Brandenburgia* dazu dienen mögen, die Altertumsforscher auf die Beachtung der bszüglichen Unterschiede aufmerksam zu machen. Es dauert nach menschlicher Erfahrung freilich fast überall sehr lange, bevor Irrtümer, welche sich in gelehrten Schriften namentlich der Archäologen befinden, durchgehends bemerkt, anerkannt und für die Zukunft ausgemerzt werden.

Nachtrag. Bei L. Lindenschmit, *Die Altertümer unserer heidnischen Vorzeit*. I. Bd. Mainz 1864. Heft XII. Tafel I ist unter Nr. 1 ein undurchbohrter Schlittschuh eines Pferdeknochen dargestellt. Fundort nicht bezeichnet. — Museum zu Hannover, unter Nr. 2 ein nur an dem einen Ende, daselbst aber von oben her zweimal durchbohrter Schlittknochen. Gefunden in einem Grabhügel bei Oosterend im niederländisch Friesland-Museum zu Leiden. Gleichartige sind auch in den Provinzen Zeeland, Utrecht und Geldern gefunden. Lindenschmit versetzt beide Funde in die Steinzeit. Wie mir Herr Professor Jentsch mitteilt, sind im Sommer 1897 bei der für Durchlegung einer Eisenbahnstrecke erfolgten Durchstechung des berühmten Schlossbergs bei Burg im Spreewald, Kreis Lübben, Schlittschuhknochen ausgegraben; der Berg, welcher zum grossen Teil künstlich aufgehöhlt ist, enthält in den unteren Schichten germanische, in den oberen Schichten wendische Altertümer. Diese Fundstücke befinden sich im K. Völkermuseum zu Berlin.

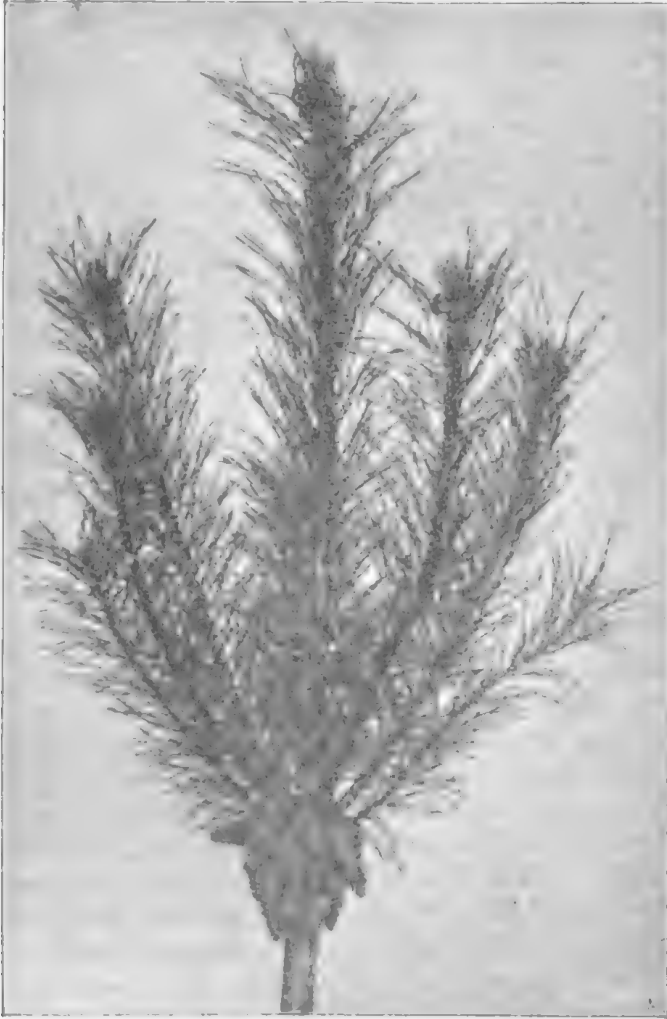
6. Herr Dr. Carl Bolle spricht

über das Naturspiel einer abnorm fruchtenden Kiefer.

Beides finden wir bei den Nadelhölzern: Beharren in ewig sich gleichbleibender Gestaltung und jene gleichsam sprungweis hervortretende Variabilität, welche uns in vielen Einzelfällen „der Erscheinungen Flucht“ vor das spärende und erfreute Auge rückt. Den letzten Gründen nach unerklärt und unerklärlich für den Menscheng Geist, sieht sich dieser vor sothaner Veränderlichkeit einem geheimnisvollen Naturprozess gegenüber, an dem wohl mit gelehrt klingenden Worten herumgedeutelt werden kann, der sich jedoch, wie so vieles andere im Leben der Organismen, in Dunkel hüllt. Die Wissenschaft speist Derartiges, fast verleumderisch, mit dem Ausdruck Monstrosität ab; selbst die prachtvollste Füllung einer Blume ist ihr eben nur eine solche. Mit grösserem Recht hat man es ein Naturspiel (*Lusus*) genannt. Die Blutbuche, die Pyramideneiche, die Centifolienrose fallen in die gleiche Kategorie. Begnügen wir uns mit dem Genuss freudiger Betrachtung, statt uns mit der doch schwerlich zu ermöglichenden Lösung kosmischer Rätselfragen abzuquälen.

Unsere mehr als jeder andere Baum heimische Konifere *Pinus sylvestris*, die wir, eigenwillig, nur ungern mit dem zwar forstlich

gebotenen, hier zu Lande aber unvolkstümlichen Namen Kiefer bezeichnen, verhält sich, Obigem gemäss, ganz nach der Regel. Wir sehen diesen Charakterbaum der Mark, unsere oft geschmähte, uns doch so liebe Fichte oder Kiene waldbildend in ungezählten Stämmen denselben Typus



wandellos bewahren; hie und da nur eine plötzliche Abweichung vom Gewohnten, sei es an Haupt oder Gliedern, die sich von der Urform nach sehr verschiedenen Richtungen hin absondern will. Weniger Grösse oder Gestalt, wie wohl bei der Rottanne, als vielmehr Zahl und Stellung der Zapfen kommt hierbei in Erwägung und mag uns in einem konkret vorliegenden Fall einen Augenblick lang beschäftigen.

Diese Kienäpfel, eine allbekannte kegelförmige, harzdurchtränkte Fruchtbildung von mässiger Grösse, in bescheidener Weise die klassische Form des thyrsuskrönenden Pinienapfels wiederholend — unseren Hausfrauen als Stoff zu helloderndem Kamin- oder heissglimmendem Plättfeuer nicht unwillkommen — brauchen zu ihrer Entwicklung einen anderthalbjährigen Zeitraum und bleiben, nach Ausstreuung des geflügelten Samens, dunkel mit weit geöffneten Schuppen, noch längere Zeit am Zweig hängen. Meist stehen dieselben zu zweien, seltener einzeln oder zu 3—5 auf sehr kurzem Stiele beisammen.

Nun giebt es jedoch Fälle, wo ein Baum sich zu ungewöhnlicher Vermehrung seiner Zapfen aufrafft. Gewissermassen einer Idiosynkrasie gehorchend oder um eine andere, wenig verständlichere Phrase zu gebrauchen, einem Raptus von Hypertrophie verfallen, erzeugt er dann seine Frucht in gehäufte Stellung und überraschend grosser Menge, indem er ein Bild zeigt, wie es uns in vorliegendem Falle sich in besonders auffallender und schöner Weise darstellt. In dichtem Quirl umgeben den starken Gipfeltrieb eines anscheinend jungen Bäumchens, eng aneinander gedrängt, 21 Zapfen und die gleiche Bildung scheint höher oben, vermöge jüngerer, eben erst hervorbrechender Zäpfchen sich wiederholen zu wollen.

Unser Kienbaum ergiebt dergestalt, wenn auch regelwidrig, ein Abbild dessen, was man häufiger an der mediterranen *Pinus brutia*, Ten, wahrnimmt, fälschlich sogar als Normalzustand dieser Species angesehen hat. Auch einige nordamerikanische Kiefernarten der dreinadeligen Gruppe, wie z. B. die Pitch-pine, *P. rigida*, Mill. und *P. muricata*, Don, zeigen sich zu derartiger Fruchtanhäufung mehr oder weniger geneigt.

Bei uns darf eine solche nur als seltener Ausnahmefall betrachtet werden, den das Individuum schwerlich in erneuter Generation fortpflanzen würde. Mir selbst ist sie zwar mehrfach aufgestossen, doch finde ich sie in der Litteratur kaum erwähnt und gestehe, sie in gleich vollkommener Weise, wie vorliegend, frisch noch nie gesehen zu haben.

Das in Rede stehende Exemplar, wohl der Aufbewahrung wie auch der Abbildung als märkisches Naturprodukt, wert, ist (vgl. die beigegefügte Abbildung) unserem Provinzial-Museum als Geschenk des städtischen Garteninspektors, Herrn Hampel, zugegangen. Es stammt dasselbe aus den Potsdamer Forsten und zwar ist es, um die Lokalität genauer zu bezeichnen, der waldreichen Umgebung des Dorfes Golm entnommen worden.

7. Herr Dr. Pniower trägt folgendes vor:

Im Juli dieses Jahres feierte die bekannte Berliner Kupferdruckerei O. Felsing ihr hundertjähriges Bestehen. Aus Anlass dieses Jubiläums hat sie das vorliegende Werk „100 Jahre im Dienste der Kunst“ als Erinnerungsgabe herstellen lassen, zugleich wohl um eine Probe ihrer

Leistungsfähigkeit abzulegen. Die Probe ist aufs glänzendste bestanden. Das Werk zeigt das Können der Druckerei auf einer gewaltigen Höhe und lässt es begreiflich erscheinen, dass sie einen so hohen Ruf genießt.

Unsere besten Stecher und Radierer liessen und lassen bei O. Felsing drucken, Künstler wie Stauffer-Bern, Bernhard Mannfeld, Gustav Eilers, Hans Meyer, Max Klinger, Max Liebermann, v. Gleichen-Russwurm u. a.

Das Geschäft wurde im Juli 1797 von dem Kupferstecher Joh. Conrad Felsing für seinen eigenen Bedarf in Darmstadt gegründet. 1875 wurde es nach Berlin verlegt. Es ist während der ganzen Zeit im Besitze der Familie geblieben. Der jetzige Inhaber, Wilhelm Felsing, ist der Urenkel des Begründers.

Der Text des Buches ist von Willibald Franke verfasst. Er giebt die interessante Geschichte des Geschäftes, das rasch aufstieg, gelegentlich sank, dann aber wieder einen erhöhten Aufschwung nahm, um jetzt in höchster Blüte zu stehen. Seine Inhaber waren zum Teil eigenartige Persönlichkeiten und standen zu hervorragenden Männern wie Gustav Liebig, dem Turnvater Jahn, Wilhelm von Kaulbach in Beziehung. So fehlt es dem Buch nicht an charakteristischen Briefen, von denen einige in Facsimiles gegeben sind.

Das schönste an ihm aber ist sein bildnerischer Schmuck. Es ist verschwenderisch reich an eingedruckten und eingelegten Reproduktionen von Zeichnungen, Stichen und Radierungen, die vielfach Wiederholungen der von der Firma im Druck hergestellten Platten sind. Zugleich liefert es, da es die verschiedensten Papiersorten verwendet, interessante Proben der einzelnen, heute für den Stich, die Radierung und die Photogravüre gebräuchlichsten Arten. Es wird so von selbst zu einer übersichtlichen und instruktiven Geschichte des Kupferstiches und der verwandten Kunstzweige in den letzten hundert Jahren.

Das Werk ist im Buchhandel nicht erschienen und unverkäuflich. Das vorliegende Exemplar, das einen Wert von nahezu 300 Mark repräsentiert, erhielt das Märkische Provinzial-Museum von Herrn Wilhelm Felsing geschenkt, für welche hochherzige Gabe ihm auch an dieser Stelle warmer Dank ausgesprochen sei.

8. Herr Buchholz zeigt 2 Aquarell-Bilder vor und bemerkt dazu:

Diese beiden nachstehenden Aquarellbilder zeigen uns die Gegend des Prenzlauer Thors zu Berlin, wie sie genau vor 50 Jahren, im Jahre 1847, aussah. Von zwei verschiedenen Stellen des Windmühlensberges aus, wo jetzt die Bötzowsche Brauerei steht, hat der Künstler, Heinrich von Olivier, das Prenzlauer Thor und seine Umgebung im Bilde fixiert. Von der höheren Stelle aus sieht man über den Marienkirchhof, das Prenzlauer Thor, das noch jetzt stehende Bötzowsche Wohnhaus und das grosse Exerzierhaus hinweg bis zu den Türmen der Nikolai-

und der Marien-Kirche, während im Vordergrund auf dem Bötzowschen Acker der Roggen geerntet wird. Auf dem anderen Bilde erscheint das Thor selbst im Vordergrund, durch das der Blick in die Prenzlauer Strasse offen ist, links ein Teil der Kirchhofmauer, rechts der belaubte Vorgarten des Exerzierhauses. Als Staffage ein reitender Kürassier-General (Wrangel?), ein Infanterist, ein Künstler, Milch- und Höker-Weiber etc.

Im Anschluss an diese Vorlage hat Herr Bötzow eine Blei-Skizze von 1861 und 4 Photographien von 1865 zur Ansicht gebracht, die dieselbe Stadtgegend betreffen. Die Skizze stellt das „Würstsche Lokal“ auf dem Windmühlenberge, von einem Hause der Linienstrasse aus



gesehen, dar. Die eine der Photographien zeigt das damals auf dem Windmühlenberge neu erbaute Ausschanklokal der Bötzowschen Brauerei, von Süden her gesehen (die Brandenburgia tagte in diesem Lokal und in der inzwischen hinter demselben neu erbauten grossen Brauerei am 20. Mai 1896). Die 3 anderen Photographien geben das getreue Bild der Gegend, wie man sie damals vom Turm des Ausschankgebäudes aus in den Richtungen nach Ost, Süd und West sah. Das nach Süden, dem Aquarellbild von 1847 ähnlich, weist gegen dieses nur wenige Veränderungen nach. Die nach Ost und West (Prenzlauer, bezw. Schönhauser Allee) führen uns den primitiven Zustand jener Gegend vor 30 Jahren vor Augen, namentlich giebt das letztere zugleich ein Bild des Windmühlenberges, im Vordergrund das Würstsche Lokal und zwei Windmühlen, weiterhin die nur auf der Westseite bebaute Schönhauser Allee mit dem Brauereilokal Pfefferberg.

Herr Buchholz (unter Vorlage einer grossen silbernen Medaille):

Auf einen Freundschaftsdienst des Grossen Kurfürsten gegenüber Holland bezieht sich diese schöne und höchst seltene Medaille, die von einem hochherzigen Gönner dem Märkischen Museum kürzlich zugewendet wurde.

Im Jahre 1666 war „Holland in Not“; es befand sich im Kriege mit England und wurde gleichzeitig von dem sehr streitbaren Bischof Galen von Münster bedrängt, der bereits einen beträchtlichen Gebietsteil der vereinigten Niederlande besetzt und die holländischen Truppen zerstreut hatte. Die Gefahr lag nahe, dass Holland dem doppelten Ansturm unterliegen würde. Da legte sich der Grosse Kurfürst ins Mittel. Gestützt auf ein in seinen Cleveschen Landen versammeltes Heer zwang er den Bischof zum Friedensschluss von Cleve. Holland konnte nun seine ganze Macht gegen England verwenden, was dann auch mit Erfolg geschah.

Diese Medaille spiegelt den Eindruck wieder, den des Kurfürsten Freundschaftsdienst bei den Niederländern gemacht hatte. Man feierte ihn als Retter in der Not, als Friedensstifter und treuen Bundesgenossen. Hervorragende holländische Künstler schufen ihm zu Ehren diese Friedensmedaille, auf der die Hauptseite von dem vorzüglichen Bilde des Kurfürsten eingenommen wird, über den zwei Krieger einen Lorbeerkrantz halten. Drei allegorische Figuren auf der Rückseite stellen die Friedensscene dar. Hollands und Münsters Banner werden von Brandenburg mit einem Lorbeerkrantz friedlich verbunden. Zu Füssen liegen Blume und Harfe, Wappenkleinode Englands und Irlands. Eine Inschrift erläutert: „Hier staat Keur Brandenburg S'lants trouwste Bontgenoot die door syn staale Vuist de goude Vree besloot. Laat nu den Bittren Brit of Münster Vrie vry schelden. Door Kunst kroont Müller hier het puik der Oorlogs Helden*“).

Auf die technische Herstellungsart möchte ich noch aufmerksam machen. Das Prägen in einer so grossen Form hatte seine Schwierigkeiten. Man half sich dadurch, dass man beide Seiten einzeln nach der Zeichnung austrieb und dann die beiden Platten durch einen starken Rand verband. Die Medaille ist deshalb hohl und relativ leicht.

9. Herr Professor Dr. Karl Müllenhoff hält seinen angekündigten Vortrag, den wir unten besonders abgedruckt bringen.

10. Nach dem Schluss der Sitzung vereinigten sich die Mitglieder in geselliger Weise im Schultheiss-Ausschank Potsdamer Strasse 13.

*) Hier steht Kurbrandenburg, des Landes treuester Bundesgenosse, der durch seine Stahlfaust den goldenen Frieden stiftete. Lasst nun den bitteren Britten auf Münsters Frieden frei schelden, durch Kunst krönt Müller hier den besten der Krieges Helden.

Über die ausgestorbenen und aussterbenden Tiere der Mark Brandenburg.

Von Karl Müllenhoff.

Noch jetzt beherbergt unsere Mark in ihren ausgedehnten Waldungen und auf ihren zahlreichen Gewässern eine sehr mannigfaltige Tierwelt und manche einheimische Tierart kommt in einer geradezu überraschend grossen Menge vor. Nach der letzten Statistik wurden in der Provinz Brandenburg in einem Jahre abgeschossen:

206 000 Rebhühner,	3300 Reiher,
194 000 Hasen,	3000 Damwild,
166 000 Krammetsvögel,	1650 Schwarzwild,
43 000 Wildenten,	920 Wildgänse,
37 000 Kaninchen,	900 Birkwild,
16 000 Rehe,	580 Fischottern,
12 000 Falken, Habichte, Sperber,	530 Dachse,
Bussarde, Weihen,	300 Trappen,
11 000 Fasanen,	80 Eulen,
10 000 Füchse,	76 Kormorane,
8 700 Schnepfen,	33 Adler,
5 200 Wachteln,	12 Wildschwäne,
5 000 Iltisse, Wiesel, Baum- und	10 Uhus,
Steinmarder,	6 Auerwild,
4 500 Rotwild,	3 Wildkatzen.

Diese Zahlen beweisen, wie viele und wie vielerlei Tiere bei uns vorkommen. Und doch ist unsere jetzige Fauna nur ein kümmerlicher Rest von der sehr viel reicheren Tierwelt, welche unser Land zur Diluvialzeit bewohnte. Die Reste sind zumal in den Rixdorfer Sanden aufgefunden worden. In besonders grosser Menge sind die Zähne des Mammut erhalten (*Elephas primigenius*): daneben findet sich, wenn auch seltener, noch eine zweite Elefantenart (*Elephas antiquus*). Ferner gab es zwei Arten von Nashörnern, das wollhaarige (*Rhinoceros tichorhinus*) und das seltenere, spitzschnauzige (*Rhinoceros leptorhinus*). Zu den Elefanten und Nashörnern gesellen sich zahlreiche andere Huftiere. Unser Wildpferd (*Equus fossilis*) scheint dem Dschiggetai Innerasiens sehr ähnlich gewesen zu sein. Ausser dem Edelhirsch und dem Reh fand sich das grönländische Rentier (*Rangifer groenlandicus*) und der Elch, sowie der jetzt ganz ausgestorbene Riesenhirsch (*Megaceros giganteus*) in zahlreichen Resten. Auf ein kaltes Klima weist ausser

dem grönländischen Rentier der jetzt nur noch in Grönland und dem polaren Nordamerika vorkommende Moschusochs hin. Von andern Wiederkäuern sind zwei Arten von Rindern, der Urstier (*Bos primigenius*) und der dem Wisent nahestehende *Bos priscus* zu nennen. Von Raubtieren ist in Rixdorf bisher nur gefunden der Fuchs, sowie der riesige, über 3 m lange Höhlenbär (*Ursus spelaeus*), ein Tier, welches als eine besondere Form des Eisbären angesehen werden kann. Von dem in Franken und auch in Belgien mit dem Höhlenbären zusammen aufgefundenen Höhlentiger, resp. Höhlenlöwen, sind, wie es scheint, bei uns Knochen nicht erhalten. Gerade diese grösste Katzenart beansprucht ein ganz besonderes Interesse wegen der Übergänge, welche sich zwischen den beiden sehr verschieden erscheinenden Arten vorfinden. In der Mandschurei und dem südlichen Sibirien haben die Tiger eine stark entwickelte Mähne, ein gelbgraues, sehr dichtes Fell mit ganz undeutlichen Streifen. Ähnlich mag auch der deutsche Höhlentiger ausgesehen haben.

Die in den Rixdorfer Kiesgruben aufgefundenen Tiere haben, das lässt die Art ihrer Ablagerung deutlich erkennen, unser Land zur Diluvialzeit bewohnt, und zwar während des Zeitraums, der zwischen den beiden Vergletscherungen lag. Derselben Zeit, der Interglacialzeit, gehören auch die Pflanzenreste an, welche bei Lauenburg an der Elbe aufgefunden sind. Hier findet sich in den interglacialen Ablagerungen eine Torfschicht eingeschaltet, welche eine beträchtliche Anzahl von Pflanzen hat erkennen lassen: Kiefer, Fichte, Lärche, Eiche, Weissbuche, Linde, Ahorn, gelbe Schwertlilie, Schilfrohr; im ganzen sind es dieselben Arten, welche noch heute in Norddeutschland weitverbreitet sind, und es ist kaum möglich, aus dieser Vegetation auf eine Veränderung des Klimas zu schliessen. Es scheint, nach den Säugetierresten zu urteilen, das Klima der Interglacialzeit nicht gleichmässig gewesen zu sein. Das *Rhinoceros leptorhinus* und der *Elephas antiquus* weisen auf ein wärmeres Klima, auf ein kälteres das grönländische Rentier, der Moschusochse, das Mammut und das wollhaarige Nashorn. Am einfachsten erscheint hiernach die Annahme, dass nach dem Abschmelzen des Gletschers die Temperatur des Landes stieg, und die Einwanderung der Tiere erfolgte. Während der Mitte der Interglacialzeit hat dann längere Zeit hindurch ein dem jetzigen ähnliches Klima bestanden. Mit dem Herannahen der zweiten Vereisung sank die Temperatur tiefer, die subtropischen Formen verschwanden, und nordische Arten stellten sich ein.

Als die Hauptursache des Aussterbens so vieler Tierarten hat man zweifellos nicht bedeutende Klimaschwankungen oder gar, wie es die ältere Geologie that, grosse Katastrophen anzunehmen; es lassen sich vielmehr die grossen Veränderungen, welche die Tierwelt erlitten hat, in einfachster Weise zurückführen auf das Erscheinen des Menschen.

Dass der prähistorische Mensch in Mitteleuropa mit Mammuten, Nashörnern und anderen Tieren der Diluvialzeit zusammengelebt hat, ist lange Zeit bezweifelt worden; doch lassen die zahlreichen, in den verschiedensten Teilen Frankreichs, Deutschlands und Russlands gemachten Funde keine andere Deutung zu.

Wir bedürfen keiner weiten Reisen und keiner mühseligen geologischen Ausgrabungen, wenn wir uns davon überzeugen wollen, in welcher Weise der Mensch viele Tiere zurückdrängt und ausrottet; es genügt zu beobachten, was wir noch jetzt hierüber vor Augen haben. Sowohl willkürlich als unwillkürlich, direkt wie indirekt wirkt der Mensch verändernd auf die Tierwelt der Länder ein. Er thut dieses in um so stärkerem Masse, je vollständiger er ein Land in Besitz nimmt. Mit dem Augenblicke, wo die Menschen auf einem neu occupierten Gebiete einigermassen zahlreich werden, beginnt für die Tiere dieses Landes eine kritische Zeit. Gegen manche Tierarten wird ein erbitterter Krieg geführt, weil sie dem Menschen eine unliebsame Konkurrenz machen, oder weil ihr Fleisch, ihr Fell oder ihre Knochen dem Menschen verwendbar erscheinen. Hierdurch sind in prähistorischer Zeit Mammute, Nashörner und Höhlenbären, in historischer Zeit der Wisent, der Urstier, der braune Bär, der Luchs und der Vielfrass verschwunden; der Elch und der Biber fristen ihr Dasein nur noch an wenigen Stellen unseres Landes; die Wildkatze ist selten geworden, der Wolf im grössten Teile Deutschlands ausgerottet. So hat sich der Bestand an Säugetieren schon ganz erheblich gemindert.

Der Mensch vernichtet den Urwald, trocknet Sümpfe aus, reguliert die Flussläufe nach seinem Gefallen und zerstört das Gestrüpp, soweit es ihm im Wege ist. Dadurch verlieren viele Tiere ihre Schlupfwinkel und die Möglichkeit, ihre Nahrung zu finden; sie wandern aus den für sie unwirtlichen Gefilden aus oder gehen zu Grunde. Eine besonders starke Verminderung tritt in Folge der Meliorierungen bei den zahlreichen Arten der Sumpf- und Wassertiere ein. Die Störche sind in vielen Gegenden Süd- und Mitteld Deutschlands, wo sie früher häufig waren, bereits selten geworden. Unmittelbar ist dem Langbein allerdings kaum jemand zu nahe getreten, das verbietet die Volksgunst, in der der Vogel bei den Germanen seit alter Zeit steht. Nur in Norddeutschland ist er noch häufig zu finden. Aber nur selten sieht man noch, wie bei Vehlin unweit Glöwen in der Priegnitz, Hunderte von Storchnestern dicht beieinander. Überall macht sich eine rapide Abnahme der Störche bemerklich. Es werden eben durch die Trockenlegung der Sümpfe die Frösche seltener gemacht und dadurch indirekt die Störche.

Auf eine direkte Schädigung durch den Menschen ist unzweifelhaft das Verschwinden des schwarzen Storches zurückzuführen, indem nämlich

Eiersammler die Nester ausnehmen, ein Verfahren, das dem Vandalismus botanicorum an die Seite gestellt werden kann. Gar manche schöne Pflanze ist ja durch die Sammelwut der Botaniker vermindert, wenn nicht ausgerottet worden.

Durch das Austrocknen der Binnengewässer sind die grosse und die kleine Rohrdommel, die Rohrammer und die Bartmeise selten geworden. Durch die Entsumpfung des Waldbodens zerstört man die Lebensbedingungen gar mancher Vögel, zumal der Waldschnepfen.

Fast in allen Wäldern unseres Landes wird jetzt durch den Menschen das Unterholz mehr und mehr entfernt; vielfach findet auf Anordnung der Forstverwaltung in regelmässigem Turnus alle paar Jahre ein Abtrieb des Unterholzes statt; in anderen Fällen bewirkt der fibermässig grosse Wildstand von Rothirschen (Schorfheide) oder von Damhirschen (Grünwald), dass das Unterholz vollkommen verschwindet: dieselbe Wirkung erreichte man für grosse Teile des Berliner Tiergartens, indem man sich bemühte, den ursprünglich mit reichem Unterholz bestandenen wilden Wald in einen englischen Park umzugestalten. Mögen die Gründe für die Entfernung des Unterholzes sein, welche sie wollen, überall führt diese Massregel zu einer vom Menschen durchaus nicht beabsichtigten Wirkung, dass nämlich die Rotkehlchen, die Nachtigallen und viele andere am Boden oder in der Nähe brütenden Singvögel an Wohnungsnot leiden und schliesslich ganz vertrieben werden.

Auf dem Ackerlande bewirkte die Durchführung der Separation und die immer intensivere Bodenbenutzung, dass die früher allgemein vorhandenen Feldgehölze, die an Ackerrainen und Wegeränder früher reichlichen einzelnen Bäume und Brombeerwildnisse verschwanden und auch hierdurch wurde der Bestand unserer Tierwelt, zumal der Vögel sehr vermindert.

Ueberall in ganz Deutschland werden jetzt die Spechte seltener. Die moderne Forstkultur duldet eben keine überständigen hohlen Bäume im Revier und daher verschwinden die Spechte und zugleich mit ihnen die Kohl- und Tannenmeisen, die Holztauben und Mandelkrähen, die Wald- und Baumkäuze und alle die andern nützlichen Höhlenbrüter, welche der vom Spechte gezimmerten und dann wieder verlassenen Brutlöcher bedürfen. Hier vernichtet also die Forstwirtschaft die den Wald erhaltenden nützlichen Vögel.

So greift der Mensch gar vielfach mit allzu rauher Hand in das Getriebe der Natur ein. Jetzt lebt die Mehrzahl unserer Tierarten nur noch von der Gnade des Menschen und wird fortwährend durch seine Massnahmen bedroht.

Kleine Mitteilungen.

Circa 1400 Kreuzottern hat der Schlangenjäger Mattern, Chorinerstrasse 72, welchem, wie gemeldet, von der Regierung eine Prämie von 50 Mk. bewilligt, innerhalb drei Jahren gefangen. Herr Mattern betreibt den Kreuzotterfang keineswegs zum Vergnügen, sondern zur Unterhaltung eines schwunghaften Handels mit diesen Reptilien. Mattern versorgt die königlichen Institute, Aerzte, Kliniken etc., sowohl in Berlin wie auch ausserhalb mit den Ottern, nach welchen stets eine lebhaftere Nachfrage ist. Der Fang wird in ganz einfacher Weise betrieben. Der Schlangenjäger hat sich eine Scheere aus Eisendraht anfertigen lassen, bei welcher der eine Flügel zangenartig ausläuft, während sich der zweite Flügel in die Spalte dieser Zange hineinlegt. Erblickt nun Herr Mattern eine Kreuzotter, so tritt er leise an das Tier, setzt einen Fuss auf dessen Körper, und zwar so, dass es mit dem Kopf nur kurzen Spielraum hat; den Kopf erfasst der Schlangenjäger mit der Zange und legt die nunmehr wehrlos gemachte Kreuzotter in einen mitgeführten Beutel. Dieser Augenblick ist der schwierigste und gefährlichste bei der ganzen Jagd. Befinden sich in dem Beutel bereits drei bis vier Kreuzottern, so schnellen die Tiere wütend empor, während auch der neue Ankömmling auf seinen Freiheitsberauber einzudringen sucht. In diesem Augenblick hilft nur Kaltblütigkeit und ungeheure Geschicklichkeit, durch die es gelingen muss, die Schlangen durch Schläge auf den Kopf zurückzutreiben, um in demselben Moment den Beutel wieder zu schliessen. Auffälligerweise bleiben die Schlangen in dem Beutel aber ganz ruhig liegen, sobald sich eine grössere Zahl, acht, neun Stück und mehr zusammen befinden. Häufig trifft Herr Mattern auch eine grössere Anzahl von Schlangen, fünf, sechs Stück zu einem Haufen zusammengeballt. Hier ist bei dem Fang dringende Vorsicht vonnöten. Die meisten Kreuzottern halten sich, wie Herr Mattern unserm Berichterstatter mitteilte, im Spandauer Forst, in der anstossenden Falkenhagener Heide bei Seegefeld, sowie in den bei den Berliner Ausflüglern so sehr beliebten Waldungen von Finkenkrug auf, ebenso bei Buch an der Stettiner Bahn. Die weitaus ergiebigste Fangstelle bildet aber der Spandauer Forst, aus welchem Herr Mattern den grössten Teil der gefangenen Schlangen herausgeholt hat. Die Kreuzottern werden ihm mit 50 Pf. bis 1 Mk., je nach Grösse und Geschlecht, bezahlt. Ausserdem betreibt Herr Mattern auch den Fang von Blindschleichen, Ringelnattern, Eidechsen etc., ebenfalls begehrte Artikel, die von königlichen Instituten angekauft werden. Zu der Natur der Kreuzotter sei noch zur Warnung für unsere Leser erwähnt: Die Otter hält sich in der warmen Jahreszeit allenthalben, sowohl in Wäldern wie auch auf Wiesen auf, zumeist in einzelnen, mitunter auch in mehreren Exemplaren. Beim Herannahen von Menschen flüchtet das Tier gewöhnlich; wenn es jedoch die Schritte nicht vernimmt, liegen bleibt und getreten wird, bzw.

wenn man sich beim Niederlassen auf die Schlange legt, wird die Otter in die höchste Erregung versetzt und beisst unfehlbar zu. Bei einer leichten Berührung mit einem Stock entflieht die Schlange, wie sie denn überhaupt, sobald ihr Gelegenheit zur Flucht geboten wird und man sie nicht reizt, niemals zur Angreiferin wird. Ausser an den erwähnten Stellen in der Umgebung Berlins, hält sich die Kreuzotter zurzeit vielfach in der Wuhlheide auf, während sie im Grunewald nur selten bemerkt wird. — Sehr interessante sich zumteil mit der Zoologie in Widerspruch setzende Mitteilungen über die Kreuzotter gibt uns Herr Mattern, dem ja bei seinem täglichen Umgang mit dem giftigen Gewürm Erfahrung und Praxis nicht abgesprochen werden kann. Die Schärfe dieses Schlangengiftes ist sehr verschieden und je nach der gesteigerten Wut des Tieres mehr oder minder stark. In ihrer grössten Wut springt die Schlange und schnellt sich bis zu 3 m Entfernung; in diesem Falle ist die Giftwirkung eine derartige, dass der Tod eines von ihr gebissenen Menschen in kurzer Zeit erfolgt, und selbst Igel und Schweine, die doch nach den gemachten Erfahrungen gegen Schlangenbisse immun sein sollen, leiden unter der Wirkung des Giftes. Aber selbst der Kreuzotter kann der Biss gefährlich werden. Eine Otter, welche von sechs ihrer Genossinnen, deren Wut aufs höchste gesteigert war, gebissen wurde, starb nach 36 Stunden. In der Gefangenschaft nehmen die Kreuzottern absolut keine feste Nahrung an; das einzige, was sie geniessen, ist Wasser. Im Frühjahr gefangene Schlangen leben infolgedessen nur circa sechs Wochen, im Sommer gefangene Tiere mehre Monate, um dann zu verhungern

Die Totenkränze und Totenkronen verschwinden immer mehr aus unseren märkischen Dorfkirchen. Leider! — denn mich hat die Pietät gegen die Verstorbenen in den Kirchen niemals gestört, auch die dörfischen Kirchenbesucher nicht, wie aus folgender vom Prediger J. H. Lehnert, vormals zu Falkenrehde bei Potsdam, mitgeteilten Erinnerung erhellt. Nach einer K. Verordnung sollten die Gedächtnistafeln der 1813/15 Gebliebenen ohne andere Umgebung frei aufgestellt werden. Eine alte Frau in Paretz hatte Lehnert i. J. 1829 gebeten, eine für einen siebenjährigen Enkel gefertigte, mit Bändern reich verzierte Totenkrone dicht bei der Gedächtnistafel aufhängen zu dürfen, neben ihrem Sitze in der Kirche, weil sie sonst, wie sie hoch beteuerte, keine Ruhe und Andacht mehr beim Gottesdienst haben könne. Nach einiger Zeit bei einem Kirchenbesuch wunderte sich der König etwas befremdet über diese Krone, worauf Lehnert die Sache auseinandersetzte. In seiner Milde antwortete Friedrich Wilhelm III.: „Sollte eigentlich wohl nicht sein, indes unter diesen Umständen mal eine Ausnahme machen, der Frau ihre Ruhe und Andacht nicht nehmen.“ — Diese Totenkrone ist längst verschwunden, überhaupt fand ich bei meinem heutigen Besuch hierselbst nicht mehr dergleichen in dem freundlichen, kleinen Gotteshause. Als ich i. J. 1884 die benachbarte Kirche des Dorfes Knobloch musterte, fiel mir die grosse Menge von Totenkränzen und Totenkronen daselbst auf, welche die sonst kahlen weissen Wände vorteilhaft schmückten. Auch zur Geschichte der Trachten und Mode, sowie der Textilindustrie sind diese pietätvollen

Zeichen von Interesse. Im allgemeinen ist die Geistlichkeit mehr und mehr gegen dieselben, als die Andacht zerstreuend, eingenommen. Um Pfingsten dieses Jahres sah ich in einer Abseite der alten schönen Cisterzienser-Abteikirche zu Dobrilugk einen hochaufgetürmten Haufen ausrangierter alter Totenkronen und Kränze, zum Teil mit interessanten alten Seidenbändern, es werden aber noch ab und zu neue Totenkronen daselbst auf kleinen Wandbrettchen aufgestellt. Dergleichen mit wohl erhaltenen Hängebändern verzierte Totenkronen nimmt das Märkische Museum gern entgegen, worauf ich mir hiermit aufmerksam zu machen erlaube.

Paretz bei Potsdam, 17. Okt. 1897.

E. Friedel.

Ausstellung für Kindespflege. Das Märkische Museum hat sich mit einer Auswahl von einschlägigen Gegenständen an der Ausstellung für Kinderpflege beteiligt, die von einer Vereinigung von Aerzten und Frauen-Vereinen veranstaltet worden ist. Die Ausstellung fand in den Räumen des ehemals Stolbergschen, jetzt für 2 $\frac{1}{2}$ Millionen Mark vom Holzhändler Schramm zum Abbruch und Neubau gekauften Palais, Wilhelmstr. 63 statt und zwar in den 10 Tagen vom 1.—10. Dezember 1897. Die diesseitigen Sachen waren in einem quadratischen Glasschrank mit 4 Schau-seiten als Sonderausstellung des Märkischen Museums aufgestellt. In dem gedruckten Ausstellungskatalog sind sie auf Seite 22—24 verzeichnet. Das Hauptinteresse der Besucher erregten die ausgestellten 16 vorgeschichtlichen Kinderklappern, die Spielpüppchen aus dem 16.—17. Jahrhundert und 3 Bekleidungsstücke von Beziehung zu historischen Persönlichkeiten: das Taufmützchen Friedrichs des Grossen, die ersten Kinderschuhe Friedrich Wilhelms IV. von 1796 und das Taufkleidchen der Königin Victoria von 1819. Ferner fand unter den Kindermützchen ein solches mit der Luxussteuermarke aus dem vorigen Jahrhundert Beachtung, wie auch das musikalische Kinderspielzeug, (Nachtigallen etc.) gewürdigt wurde.

Berlin, December 1897.

R. B.

Die Heiligen drei Pfühle bei Bernau (zwischen Liepnitzsee und Wandlitz See). Glockensage und Reim. Mittags erscheint am mittleren der drei Pfühle eine grosse Glocke. Sie ruft der kleinen im See zu:

Anne Susanne,
Wist mitgahn te Lanne?

Die kleine antwortet:

Trineliess,
Bliew unne
Im Meeresgrunne.

Mitgeteilt von Gastwirt Bartusch in Uetzdorf. O. Monke 30. a. 1897.

Der „arme Mann“ in der Bernauer Vorheide. In der Umgegend von Prenden wurde früher viel Obst gebaut, und die Bauern von Prenden brachten gewöhnlich die Früchte nach Berlin, um sie dort auf dem Markte zu verkaufen. Sie benutzten dabei in der Regel die alte Heerstrasse, die über Lanke nach Schönau geht. So fuhr denn auch an einem heissen Sommertage ein Bäuerlein mit einem Ochsenwagen die Strasse entlang; er hatte sehr schöne Aepfel geladen, aber so viel, dass die Ochsen den Wagen fast nicht ziehen konnten. Als er nun an einen Teich kam, der dicht am Wege lag, witterten die Ochsen das Wasser, wandten sich zur Seite und stürzten sich, ohne sich halten zu lassen ins Wasser. Die Körbe mit den Aepfeln schlugen herunter, und die Aepfel fielen ins Wasser. Da schrie der Bauer, der sich schon unterwegs einen schönen Gewinn herausgerechnet hatte: „Ich armer Mann! Ich armer Mann!“

Erzählt von Herrn Bartusch in Uetzdorf.

Salzig ist das Wasser nicht; wenigstens übersteigt der Salzgehalt den unseres Leitungswassers nicht. Eine Lösung von Silbernitrat brachte keine Trübung hervor, und bei der Flammenprobe ergab sich erst nach Eindampfen eines $\frac{1}{4}$ Liter Wasser auf 1 ccm eine lebhaftere Flammenfärbung.

O. Monke 30, 5. 1897.

Brunold-Denkmal. Das Modell für den märkischen Volks-Dichter F. Brunold*), welches an seinem Wohn- und Sterbeort Joachimsthal auf dem Rektorberg daselbst errichtet werden soll, ist in der Künstlerwerkstatt des Bildhauers H. Walger, des Meisters des Waldeck-Denkmal, Ausstellungspark Moabit, Stadtbahnbogen 36, zu besichtigen. Das Modell stellt eine Büste des Verstorbenen in Marmor dar, welche nach dem Urteile aller, die Brunold gekannt, geistvoll aufgefasst und lebenswahr ausgeführt ist. Die Mitglieder der Brandenburgia werden zur Besichtigung hierdurch freundlichst eingeladen.

Berlin, den 1. November 1897.

Der Ausschuss für das Brunold-Denkmal:

Der I. Vorsitzende
E. Friedel.

Der Schatzmeister
Buchholz.

Die Yuccas von Schlachtensee. (Monatsblatt VI. 1896. S. 216.) Hierzu teilt uns unser pflanzenkundiges Mitglied Dr. Carl Bolle berichtend folgendes mit.

Es ist a. a. O. von Yuccas, welche in Schlachtensee geblüht haben, die Rede. Dazu wird bemerkt, die Pflanze ginge gleich nach der Blüte zu grunde. Das ist durchaus falsch. Solche Liliengewächse, die uns als Mori-

*) Vergl. über den Dichter August Ferdinand Meyer, genannt F. Brunold, Monatsblatt III. S. 5, IV. S. 374 und V. S. 257 bis 260. Den litterarischen Namen F. Brunold hat A. F. Meyer sich schon frühzeitig beigelegt. Die Einweihung des Denkmals ist nach Eröffnung der Kleinbahn Britz-Joachimsthal für das Jahr 1898 in Aussicht genommen.

turi mit wehmütiger Pracht grüssen, sind u. a. die Agaven. Die Botanik hat für letzteren Umstand das Eigenschaftswort hapaxanth. Die Yuccas dagegen sind, soweit sie nicht als Stauden auftreten, richtige Bäume von unbegrenzter, von der Inflorescenz unabhängiger Dauer. Die meinigen in Scharfenberg, wohl nah an 100 Jahre alt, erfreuen mich ca. alle zwei Jahre mit dem wahrhaft feierlichen Anblick ihrer cremefarbenen Blütenthyrsen. Es verwelken nicht einmal die blumentragenden Äste. Ausser der am öftesten gesehenen *Y. recurva*, die fast ausschliesslich Kübelpflanze bei uns ist, dauern die niedrigeren *Y. filamentosa* und *angustifolia*, etwas schwieriger *Y. gloriosa*, hier im Freien aus; die beiden ersteren ohne allen Winterschutz. Alles Gewächse, die vorzugsweise dazu beitragen, einem Garten die Illusion des Südens zu geben. Sie können nicht genug empfohlen werden.

Insel Scharfenberg bei Tegel, Oktober 1897.

C. Bolle.

Auch im Humboldtthain zu Berlin sind winterharte Yuccas zu sehen, die alljährlich zu blühen pflegen.

F.

„Parchent“. Nachträglich habe ich dieses Wort auch in den Werken zweier Danziger Chronisten des 15. Jahrhunderts gefunden, die beide in dem 4. Bande der *Scriptores rerum Prussicarum* (Leipzig, 1870) abgedruckt sind. Der eine von diesen ist der Verfasser*) der *Danziger Chronik vom Bunde* (dieselbst S. 405—448), bei dem es (zu dem Jahre 1457 auf S. 440) heisst: Item das men mochte in den grossen steten so vile raumes haben kegen den slosseren ober an der anderen seyten der stadhmauren durch des willen, das men der grossen stete deste bas geweldig mochte seyn und doselbst dem rentenmeister eynen gutten festen torm legen und darinne seyn gemach haben und darselbst umb den torm eynen gutten graben und darbinnen eynen gutten perchym u. s. w. Der andere ist (der Danziger Ratsschreiber) Johann Lindau, der in seiner zwischen 1480 und 83 verfassten Geschichte des dreizehnjährigen Krieges (1453—1466) auf S. 599 (die Chronik ist abgedruckt auf S. 490—637) erzählt: — zcogk her Joen Schalski — für das Heiligebeil und schos feur dorin, so das das Heiligebeil vil nach rein ausbrante und ouch die kirche brante, doch behilden sich der creucziger soldener in dem parchem und bliiben dorinne und bauetens widder u. s. w.

H. P.

Er weiss, wo Barthel den Most holt, diese Redensart stammt aus der Mark. An der Tafel des Markgrafen Hans zu Küstrin (er beherrschte die Neumark von 1535 bis 1571) gabs für gewöhnlich nur Krossener Landwein, beziehentlich die berühmte „Gubener Schattenseite“. Nun hatte einmal „Seiner Kurfürstlichen Gnaden unterthänigster Diener und Geheimbde Rath, Herr Barthel von Mandelslohe“ den Markgrafen zu Tische eingeladen, und da das adlige Frauenzimmer, wie es in der Sprache der Zeit heisst, — das will sagen, die Damen der Hofkreise — auch mitspeiste, so hatte der Herr von Mandelslohe feinen, süssen spanischen Wein aufgesetzt. Der Markgraf schmeckte und schmeckte. „Barthel, wo hast Du den Most hergeholt?“ fragte

*) Wahrscheinlich (der Danziger Ratsherr) Peter Brambeck († 1404).

Herr Hans. Barthel wurde feuerrot und schwieg. Endlich aber musste es doch heraus; ein französischer Gesandter, der gern beim Markgrafen Audienz gehabt hätte und doch nicht zugelassen war, hatte, um seine Sache schneller zu fördern, dem Rat von Mandelslohe ein Fässchen Malvasier geschenkt und — war doch nicht zum Markgrafen gekommen. „Das ist schön, dass ich dem Welschen nicht den Willen gethan habe!“ rief Herr Hans. „Aber nun weiss ich auch, wo Barthel den Most holt!“

Berl. Lokal-Anzeiger 12. Oktbr. 1897.

Fragekasten.

Dr. G. A. VI. 1896 S. 180. Die Rippe am Hause Molkenmarkt und Molkenstrasse (früher Bollengasse) hängt dort nicht allein, sondern auch ein zugehöriges Schulterblatt. Beide Stücke sind nicht wie Cosmar (der überhaupt manches Irrige enthält) meint aus Holz, sondern wirkliche Walthierknochen. Der verstorbene Medizinalrat Professor Dr. Robert Hartmann, ein tüchtiger Osteologe, sprach mir gegenüber die Vermutung aus, dass es sich vielleicht um *Balaena mysticetus* L. den grönländischen Bartenwal handle. Eine genauere Bestimmung wäre nur möglich, wenn man die Knochen, die jetzt versilbert sind, herabnehmen und genau messen könnte. Das würde mit den Angaben, die Dr. Gustav Albrecht S. 180 Jahrg. VI des Monatsblatts macht, stimmen. Uebrigens werden nicht selten Walthiere verschiedener Species an unsere Ostseeküsten lebend oder tot getrieben, ich habe mich darüber wiederholentlich verbreitet, unter anderem in meinem Aufsatz „Tierleben im Meer und am Strand von Neuvorpommern. Nach eigenen Beobachtungen in der Zeitschrift „Der Zoologische Garten“ Jahrgang XXIII. Frkf. a. M. 1882 S. 203, z. B. die gefrässigste und bösartigste aller Cetaceen der Butzkopf (*Orca gladiator* van Beneden), ferner (häufiger) *Balaenoptera Sibbaldi* van Beneden, sodann *Balaena biscayensis* van Beneden & Eschricht, *Megaptera longimana* Gray, der Finnwal *Sibbaldus laticeps* Gray, u. s. w. Die vollständigste Sammlung aller in die Ostsee versprengten Walthiere sah ich im Jahre 1896 im Cetaceum des Zoologischen Museums zu Kopenhagen.

Die gewaltige Grösse der Walthierknochen hat zu allen Zeiten die Volksphantasie erregt und sind deshalb, neben anderen zoologischen Seltenheiten, Walthierknochen, da man zoologische Museen noch nicht kannte, in Rathäusern und Kirchen verwahrt worden. Auch Apotheken und Spezereiläden (die Vorläufer unserer heutigen Materialwarenhandlungen und Delikatessgeschäfte), desgleichen Gasthöfe und Gasthäuser hingen dergleichen Knochenreste aus um die Schaulust anzulocken. So besitzt das Märkische Provinzial-Museum unter A III 31 das Unterkiefer-Fragment, ca. 50 Kilo schwer, einer grossen Cetacee, in der Holzmarktstrasse zu Berlin ausgegraben von dem Unternehmer für Gas- und Wasseranlagen Albert Scherbarth

im Jahre 1874 mit vielen anderen Knochen. Da der Knochen 3 Bohrlöcher besitzt, so ist anzunehmen, dass das Stück in einem Zimmer früher als Merkwürdigkeit aufgehängt gewesen, später aber als Ballast beiseite gethan worden ist. Sieht so aus, als stamme es aus dem Mittelalter; jedoch von einem nicht fossilen Tier.

Die Katalognummer B. VIII 715 trägt das mit 2 Apophysen versehene Schulterblatt einer grossen Cetacee, welches auf dem Grundstück, Berlin Unter den Linden No. 19 im Jahre 1866 ausgegraben worden ist. Geschenk des Gastwirts Pohlit, Jacobstr. 75, in dessen Garten an einer Kette das Fundstück bis dahin als Merkwürdigkeit aufgehängt war. Mag mehrer hundert Jahr alt sein; an der Luft etwas verwittert.

Endlich besitzt das Märkische Museum unter B. VII 767 ein ähnliches Schulterblatt mit defekten Apophysen, sonst aber frischer, wie No. 715 aussehend. Bei Lenzen auf dem Grundstück des Apothekers Riege beim Ausgraben eines Blutegelteichs im Moorboden gefunden, über welchem blauer Alluvialthon abgelagert ist. Das Stück dürfte also in der That fossil sein. Das Moor hat zur Erhaltung wesentlich beigetragen und bleibt es zweifelhaft, ob das Stück durch die Hand des Menschen gegangen ist, nur der Vollständigkeit halber und weil es sich um einen Wal handelt, wird dasselbe hier mit aufgeführt.

Wie alt die Rippe und das Schulterblatt am Molkenmarkt sei, weiss niemand anzugeben, man kann auf das Mittelalter schliessen, da die von Wilhelm Schwartz (Sagen und alte Geschichten der Mark Brandenburg, 2. Aufl. 1886 S. 1) berichtete Sage, dass es Riesenknochen seien, einen sehr altertümlichen Eindruck macht. Der Riese soll von einem Erdenwurm — so nannten die Riesen in ihrem Uebermut die Menschen — erschlagen und so gross gewesen sein, dass sein Leib nicht auf einem Kirchhofe Platz hatte; daher man ihn dann zerstückeln und auf allen Kirchhöfen Berlins Teile davon habe begraben müssen.

E. Friedel.

O. T. Der Treppenvorsprung an dem Hause Berlin, C., Burgstrasse 11, welcher gleichzeitig als Lagerkeller dient und zu dem eigentlichen Keller dieses Grundstückes einen Eingang hat, scheint aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts zu stammen, wenn nicht noch früher aus der Zeit des grossen Kurfürsten; auch das eiserne Geländer der sehr steilen Treppe ist recht alte Schmiedeeisenarbeit. Sie verwundern sich mit Recht, wie es kommt, dass man diese vorspringende Haustreppe belässt, da sie den Bürgersteig vollständig einnimmt und die Passanten hier auf den Damm zu treten nötigt. Diese Nachsicht ist um so auffälliger, als man in den letzten Jahren städtischerseits so bedeutende Summen auf die Verbreiterung der Burgstrasse verwendet hat, und der Umstand, dass die Fortnahme der Treppe einen einschneidenden, ziemlich kostspieligen Neubau notwendig machen würde, die Verkehrspolizei an sich nicht abhalten dürfte, bezügliche Anträge na den Magistrat zu richten. Der Grund, warum man die Freitreppe auf dem Bürgersteige belässt, muss also auf einem ganz andern Felde liegen. Es ist, wie man allgemein, auch im Volksmunde annimmt, eine Pietätsrücksicht.

Friedrich der Grosse soll als junger Prinz hier entlang gegangen und unversehens durch einen wildgewordenen, den Treibern entlaufenen Stier angegriffen worden sein. Nur dadurch, dass der Jüngling sich auf die hohe Treppe flüchtete, entging er drohender Gefahr. Deshalb belässt man diese Treppe auf dem rechten Spreeufer, die der ehemaligen Pferdeschwemme vor dem Schloss auf dem linken Ufer gerade gegenüber liegt. Das Haus Burgstrasse 11 gehört den Molliuschen Erben. Im Grundbuch, das ich habe einsehen lassen, ist über die Erhaltung der Treppe nichts vermerkt. Gegenwärtig befindet sich in dem Hause ein bürgerlicher Gasthof, Netzlers Hôtel.

E. Fr.

C. Grevingk: Die Steinschiffe von Musching und die Wella-Laiwe oder Teufelsböte Kurlands überhaupt. (Dorpat und Leipzig 1879 bei K. F. Köhler) schreibt S. 43:

„Etwa 10 Werst östlich von Dondangen erhebt sich auf der Höhe der steilen rechten Uferwand der Pils-uppe (Burg-Baches) der Puishe-Kalns oder Knabenberg, der seinen Namen einem früher auf ihm befindlichen, 14 Zoll hohen, pilzförmigen, als Götze dienenden Steinblocke verdankt (Kruse: Fr., Necrolivonica, Dorpat 1842 Tf. 47. Fig. 10. — Grevingk: Geologie von Liv- und Kurland. Dorpat 1861 S. 147. — Döring, J., Sitzungsberichte d. kurländ. Ges. für Lit. u. Kunst 1868. S. 43. Anm.). Noch im Anfang des vorigen Jahrhunderts legte man am Fusse dieses Götzen Opfergaben nieder und besingt ihn Rankau, der Nachahmer Bornmanns, in seiner versifizierten Beschreibung Dondangens vom Jahre 1721 wie folgt:

Denn ein Knabe, so von Stein
als ein Mensch ist ausgehauen,
soll auf diesem Berge sein,
voll Verwundrung anzuschauen,
wo von alters her die Heiden
noch in der Abgötterei,
unter einer alten Weiden
hatten ihre Büberei.“

S. 42. Nach Gr. gehören die Schiffsgräber (Teufelsböte, Wella-Laiwe) in die Uebergangszeit vom Bronze- zum Eisenalter (4. Jahrh.). Nordgermanen seien die Urheber. Alle diese Schiffssteinsetzungen wurden (S. 25) in einer südöstlichen Bewegungsrichtung gedacht. Auf unbekanntem, südöstlich oder landeinwärts belegtem Meere führte das Totenschiff seine Last in ein unbekanntes Jenseits und entweder wie Charons Nachen in die Unterwelt oder in ein zwischen Morgen und Mittag liegendes Himmelreich. E. Fr.

M. N. Vorgeschichtliche Denkmale in Schiffsform. Ob steinerne Schiffssetzungen ähnlich denen von Rügen oder Skandinavien in der Provinz Brandenburg bekannt sind und was sie bedeuten? Sie sind bei uns nicht bekannt und könnten auch wohl nur an unseren Elb- und Oder-Ufern, soweit sie von Vikinger-Schiffen befahren wurden, erwartet werden.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Demminerstrasse 34. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.

Die historischen Volkslieder der Mark Brandenburg aus den Zeiten des Mittelalters.

Das episch-historische Volkslied, welches die Helden der Nation verherrlicht und die Kunde von ihren Thaten der Nachwelt überliefert, ist bei uns Deutschen ebenso alt wie unsere Geschichte, d. h. es ist in dem Zeitalter entstanden, wo unsere Vorfahren, als sie zu den Römern in einen bewussten Gegensatz traten, sich zum ersten Male als ein zusammengehöriges Ganze fühlten; die Lieder, welche nach Tacitus' Bericht*) noch zu seiner Zeit, also beinahe hundert Jahre nach Arminius' Tode auf denselben gesungen wurden, sind aller Wahrscheinlichkeit nach auch die ersten historischen Volkslieder, welche im deutschen Volke entstanden und gesungen sind.**) Ununterbrochen ist dann dieser Gesang gepflegt worden in der Epoche der Völkerwanderung, hat neue Nahrung und Kraft gewonnen aus den Heldenthaten Karls des Grossen und seiner Paladine und sich dann von neuem emporgerankt an den kraftvollen Gestalten der sächsischen und hohenstaufischen Kaiser. Und wenn uns auch von diesen Liedern, die selbstverständlich in der Sprache des Volkes, d. h. deutsch gedichtet waren, aus der Zeit der älteren deutschen Kaisermacht (bis zum Interregnum) wenig oder garnichts erhalten ist, so bezeugen doch Historiker und andere Schriftsteller für die verschiedenen Jahrhunderte, dass in ihren Tagen Gedichte, welche die Helden des Volkes und ihre Thaten feierten, beim Publikum im Umlauf gewesen seien. Besonders hier in dem Norden unseres Vaterlandes, wo der historische Sinn und damit auch die Freude an den Grossthaten früherer Generationen stärker entwickelt ist als in Mittel- und Süddeutschland, hat es frühzeitig einen reichen Schatz von solchen historischen Liedern gegeben, und wir dürfen uns nicht wundern, wenn wir sehen, dass, während sonst im Mittelalter neue litterarische Bewegungen ihren Ausgangspunkt im Westen und Süden Deutschlands nahmen, das geschichtliche Volksepos und Volkslied, als es sich zu einer

*) Annales II, 88. Dieselben sind zwischen den Jahren 115 u. 117 n. Ch. veröffentlicht worden, Arminius' Tod fällt vermutlich in das Jahr 21 n. Ch.

***) Vergl. über diesen Gegenstand jetzt R. Koegel, Gesch. der deutschen Litteratur bis zum Ausgange des Mittelalters, Bd. I (1894) S. 111—131; II (1897) S. 220—243.

eigenen Litteraturgattung entwickelt hatte, zunächst im Norden in Aufnahme gekommen ist. Begegnen wir doch schon zu Anfang des 13. Jahrhunderts, d. h. zu einer Zeit, wo man noch sonst in Deutschland allgemein dem romantischen Heldenepos und verwandter Dichtung huldigte, in den nördlichen Reichsgebieten verschiedenen sogen. Reimchroniken und historischen Volksliedern*), die uns teils selbst noch erhalten, teils ihrer Existenz nach von andern Autoren bezeugt sind.

Wenn nun trotzdem die Zahl der uns aus früherer Zeit erhaltenen norddeutschen Volkslieder, verglichen mit der Menge gleichartiger Dichtungen aus Süddeutschland, verhältnismässig gering ist, so dürfen wir den Grund wohl darin suchen, dass die Bewohner Norddeutschlands während der Zeiten, wo diese Dichtungsart in Blüte stand, d. h. vom 13. bis zum 17. Jahrhundert, viel mehr unter den Drangsalen der beständigen Fehden und Kämpfe zu leiden gehabt haben als ihre süddeutschen Brüder. Hat doch noch zuletzt und zwar nicht am wenigsten der dreissigjährige Krieg, welcher mit seinen Schrecken die Menschen nötigte, stets nur an die traurige Gegenwart zu denken, und ihnen sozusagen die Lust an der Vergangenheit benahm, sicherlich so manches Lied, das damals noch im Volksmunde lebendig war, in Vergessenheit gebracht. Aber auch das, was von solchen Gedichten schon vorher, besonders im 16. Jahrhundert, gedruckt worden war, hat, da dieselben auf schlechtem Papier als sogen. Einblätter veröffentlicht waren, wohl damals seinen Untergang gefunden. Es kommt noch hinzu, dass von denjenigen, welche die Mittel hatten, in jenen schweren Zeitläuften ihre litterarischen Schätze zu bergen, nur wenige Interesse für diese volkstümlichen Dichtungen besaßen, während die meisten als theologisch und humanistisch gebildete Männer auf jene urwüchsigen Erzeugnisse des Volksgeistes mit Verachtung herabsahen. Deswegen schulden wir denjenigen Schriftstellern — es sind dies besonders Historiker, die in Wittenberg studiert hatten, wo nach Luthers Vorgang eine rege Vorliebe für diese Dichtungsart herrschte —, die es nicht für unwert erachtet haben, einige von solchen Gedichten ihren Werken einzuverleiben und sie dadurch vor dem Untergang zu retten, ganz besonderen Dank.

Was nun speziell unsere Mark Brandenburg anlangt, so können wir noch von Glück sagen, dass wenigstens sieben solcher historischer Volkslieder, welche Ereignisse des 14. und 15. Jahrhunderts schildern, auf uns gekommen sind. Es sind folgende:

1. Lied auf die Schlacht am Kremmerdamm. 1331.
2. „ „ den Tod Herzogs Casimir von Pommern. 1372.
3. „ „ Busso von Erxleben und die von Stendal. 1372.**)

*) K. Goedeke, Grundr. z. Gesch. der deutschen Litteratur. 2. Aufl. I S. 276 f.

***) Über dieses Gedicht vergl. vorläufig Ch. Entzelt, Chronica der Alten Mark, 1579, S. 119 und Ludw. Götze, Urkundl. Gesch. d. Stadt Stendal, 1878, S. 164 ff.

4. Lied auf den Fall der Quitzows. 1414.
5. „ „ den Sieg Friedrichs I. in Angermünde. 1420.
6. „ „ den Kampf zwischen Schievelbein und Belgard. 1469.
7. „ „ Jan Kuck. 1478.

Von diesen sind uns erhalten:

- 3 (No. 2, 5, 7) bei Zach. Gartz in den Successiones;
- 1 (No. 4) bei Thomas Neumann (s. oben S. 249);*)
- 2 (No. 1, 3) von Joachim Friedr. Sprengel;**)
- 1 (No. 6) in den Annales Schievelbeinenses.

Aus verschiedenen Gründen bespreche ich das jüngste Gedicht zuerst.

1. Das Lied von Jan Kuck's Überfall der Stadt Beelitz i. J. 1478.

Kurfürst Albrecht Achilles (1470—1486) führte für seine Tochter Barbara, die Witwe des am 21. Febr. 1476 verstorbenen Herzogs Heinrich II. von Glogau, welcher kurz vor seinem Tode seine Gemahlin zur alleinigen Erbin seiner Lande eingesetzt hatte, einen langwierigen Krieg mit dem Herzog Johann II. von Sagan, der als Heinrichs nächster männlicher Seitenverwandter Ansprüche auf dessen Erbschaft erhob. Der Krieg, welcher bis 1482 dauerte, war reich an unerwarteten Ereignissen und Wechselfällen. Zu diesen gehörte auch ein kühner Reiterzug, den Jan Kuck, ein in den Diensten des Herzogs stehender böhmischer Hauptmann, mit seiner Schar in das Innere der Mark unternahm, wo er die durch ihr Wunderblut reich gewordene Stadt Beelitz überfiel und eine kurze Zeit lang behauptete, bis er dann von dem Kurprinzen Johann belagert und zur Ergebung gezwungen wurde.

*) Das von Neumann überlieferte Gedicht, an poetischem Werte das schönste von allen, ist das von A. v. Riedel zweimal (Zehn Jahre aus der Gesch. der Ahnherrn des Preuss. Königshauses, 1851, S. 164—168 und Gesch. d. Preuss. Königshauses, 1862, II. S. 183—187) ohne Nennung der Quelle veröffentlichte Lied auf den Fall der Quitzows (cf. G. Sello in d. Zeitsch. f. preuss. Gesch. u. Landesk. XVII, 1880, S. 283), dessen Anfangs- und Endstrophe folgendermassen lauten:

- | | |
|--|---|
| <p>1. Der milder Christ van hemelik
der mark to troste sekerlik
het geben Marggraf Friderik
den edlen fursten lobesamen.</p> | <p>29. Di uns dissen reigen sang,
Nielaus Uppslacht is he genannt,
to Brandenburg is he wol bekannt,
hi lovet di fursten mit flite.</p> |
|--|---|

Nicolaus Upslach war Notar und 1416 zusammen mit Engelbrecht Wusterwitz in einer Rechtsangelegenheit thätig, cf. W. Wattenbach, Beiträge zur Gesch. d. Mark Brandenburg in den Sitzungsberichten der Königl. Preuss. Akad. d. Wissensch. zu Berlin 1883 p. 450. Daraus erklärt es sich, dass sein Gedicht von demselben Grundgedanken ausgeht wie die Memoiren des Engelbrecht Wusterwitz.

***) Joach. Friedr. Sprengel (geb. 20. Febr. 1726 zu Brandenburg-Altstadt, gest. 10. Jan. 1808) war, nachdem er vorher als Schulmann zu Berlin (an dem jetzigen Kaiser-Wilhelm-Realgymn.), Anklam und Brandenburg-Neustadt thätig gewesen war, Pfarrer zu Putzar und Boldekow (Kr. Anklam). Vermutlich besass er eine Sammlung alter Lieder; wenigstens von No. 3 wird berichtet, dass er es aus „einer Handschrift“ ediert habe. Nachforschungen nach derselben würden sich empfehlen.

Dieser Zug, an und für sich ohne Bedeutung für den Ausgang des Krieges und deshalb von fernerstehenden Geschichtschreibern wenig beachtet, hatte durch die Tollkühnheit, mit welcher er unternommen war, wie wir aus den noch vorhandenen Aufzeichnungen ersehen, allgemein die Aufmerksamkeit der Märker erregt und so auch die Veranlassung zu dem noch erhaltenen Volksliede gegeben.

Folgende Berichte liegen, so viel ich sehe, uns über dieses Ereignis vor.

I. Die niederschlesische Überlieferung.

Von den gleichzeitigen schlesischen Historikern erwähnt dasselbe meines Wissens allein der Verfasser der (von 1467 bis 1493 reichenden) *Annales Glogovienses**), bei dem es (S. 37) heisst: „A. d. 1478 post Pascha stipendiarii ducis Joannis per astutiam susceperunt unum opidum firmum dictum Belitz in Marchia et multa bona ibi reperierunt, quia annuale forum ibi erat, et per vim in possessionem susceperunt et incolas expulerunt. Tunc marchio dictum opidum obsedit cum suis sed magna damna suscepit et sic per tres hebdomadas singulos dies attemptavit. Demum audivit quod dux Joannes veniret, ut eos redimeret. Tunc marchio civitatem propriam incendit, et sic illi qui in ea fuerunt tunc sic plane exierunt et dederunt se captivos marchioni et nihil cum eis deportaverunt, et eorum erant pauci scilicet 160 et duo tantum ex eis erant interfecti“.

Dieser Bericht ist dann fast wörtlich übergegangen in die 1571 verfassten *Gentis Silesiae Annales* (Wittenb. 1571, S. 328) des Glogauer Arztes Joachim Curaeus (eigentlich Scherer, 1532—1573), eines Schülers Melanchthons, die in den Wittenberger Kreisen als bedeutendes Geschichtswerk galten.

Die *Annales* des Curaeus benutzte auch Zach. Gartz (Garcaeus, 1544—86) bei der Abfassung seiner *Successiones . . . Praesidium Marchiae Brandenburgensis* und entnahm denselben bei seiner ersten Niederschrift (v. J. 1582 oder 83) auch folgenden Bericht über den Zug des Hauptmanns Jan Kuck, dessen Name ihm aus dem unten genauer zu besprechenden Volksliede bekannt war, und den er nun seinen Ausführungen hinzufügte (Autogr. p. 462 f.): „Irruptionum autem hostilium, quarum multas in Marchiam Brand. instituit Saganensis, praecipua est capitanei ipsius Jan Kuck, immissi in urbem Belicium, nundinarum tempore, quo plena bonarum rerum per fraudem à militibus Johannis urbs ea occupata est. Marchio re cognita obsedit urbem spacio trium

*) Herausgeg. von Herm. Markgraf in den *Scriptores rerum Silesiacarum*, Bd. X (1877) S. 1—158. Als Verfasser gilt jetzt der Glogauer Kaplan Caspar Borgeni († vor dem 25. Okt. 1495), cf. P. Knoetel, *Der Verfasser der Annales Glogovienses*, in der *Zeitsch. d. Ver. f. Gesch. u. Alterthumsk. Schlesiens*, Bd. XXII (1888) S. 94—108. Die ältere Ansicht über die Entstehung des Werkes bei C. Grünhagen, *Wegweiser durch die schles. Geschichtsquellen bis z. J. 1550*, Breslau 1876, S. 1.

septimanarum, tandem iniecit ignem, quo civitas, suppellex et equi militum omnes perierunt: ipsi milites nudi se Marchioni tradiderunt numero 160“. Später, als Gartz die Chronik Creusings kennen lernte (s. oben S. 242 Anm.*) und sie in den Nachträgen seines Werkes benutzte, hat er dessen Bericht nicht nur hier an dieser Stelle zu Marginalnotizen, sondern auch zu einem eigenen Appendix: Ad historiam Johannis de Latrone IAN KVCK (Autog. p. 597) verwertet; doch scheint letzterer unvollendet zu sein. Cf. auch seine Epitome (Königl. Bibl. zu Berlin, Manusc. boruss. in oct. 80 S. 61).

II. Märkische Überlieferung.

A) Überlieferung in Beelitz.

Paul Creusing (s. oben S. 241—243) hat die Überwumpelung der Stadt Beelitz mehrmals geschildert:

1. In einem lateinischen und deutschen Gedicht, die i. J. 1570 in Wittenberg bei Lorenz Schwenck im Druck erschienen.

Ob noch ein Exemplar dieser Schrift vorhanden ist, vermag ich für den Augenblick nicht zu sagen. Jedenfalls liegt dieselbe vor in dem Neudruck von G. G. Küster (cf. oben S. 241 Anm. ††) und als Citat in den Annales Marchiae Brandenburgicae des Andr. Angelus*) (Frankfurt a. O. 1598 S. 243 ff.). Die Abweichungen der ersten Bearbeitung der beiden Gedichte von der zweiten werde ich unten in den Anmerkungen geben.

2. In überarbeiteter Gestalt finden sich beide Gedichte in der 1571 und 72 niedergeschriebenen Chronik, doch erst hinter
3. dem prosaischen Berichte, der im Autographum (cf. oben S. 243 ff.) wie folgt lautet:

„Hernach im 78 schickt gemelter Hans von Sagan Einen Behmischen Hauptman genant Jan Kuck wieder in die Marck aber an einem andern Ortt, Nemlich für Belitz alhero mit II C vnd XI pferden. Dieser Jan Kuck schickt etzliche grose Centtner wagen des Montags nach S Marci, darauf etzlich wol geruste Landesknecht vorborggen lagen, furan, lest

*) Andr. Angelus (1561—1598) citiert hier in seinen kurz vor seinem Tode erschienenen Annalen Creusing als Autor, indem er sagt (S. 243): „Der Herr Paulus Creusingius / weyland Caplan zu Belitz / hat solchen einfall vnd krieg in lateinischen vnd deutschen Versen beschrieben / vnd dieselbe im 1570. jahr zu Wittenberg drücken lassen“. (Es folgen dann die beiden Gedichte und zwar in der ersten Bearbeitung.) Aber hier nennt Angelus seinen Gewährsmann nur deswegen, weil die citierte Schrift gedruckt vorlag, cf. auch S. 362. Dagegen nennt er Creusing nicht, wo er dessen damals nur handschriftlich vorhandene Chronik geplündert hat, z. B. bei der Erzählung von dem Wunderblut zu Belitz (S. 101), von dem Überfall der Stadt durch Jan Kuck (S. 242, cf. auch Brev. S. 108), Ereignissen, die er wörtlich so wie jener erzählt, ohne dessen Namen anzugeben. Führt er doch hier sogar die von Creusing beigebrachten Verse des Havelberger Domherrn an mit den Worten: „In eines Thumbherrn zu Havelberg Annalibus stehet von diesem Belitzschen Kriege, also, etc.“ Angelus gehört eben zu den schlimmsten Plagiatoren, welche die märkische Geschichtschreibung kennt.

dieselben die Zuckbrucken vnd Thor*) einnehmen, die hutter Im thor in graben werffen, füret sein volck hernach erzu, lest dass ein, vnd gewind dass Stedlein gar Liestiglich vnd behend treibt die einwhoner darauss, wiewol etzliche sagen, er hab alle manschafft dariu befunden auch die Knebigen vmb gebracht, die Jungfraun aber vnd meidigen darauss vortrieben, drumb ettlich gesellen In Jungfraunkleidern vnd vorschleuertt darunnter sein mit lebendig davon kommen. Man sagt dass eben in dem angehendem marck der Creutz wochen, in diesem Jar, sey gewesen, darnach hat er acht auf seine schantz, beuestiget den ortt nach seinen gefallen, vnd ob er vielleicht dies hatt zum forteil In behalten wollen vnd nach seiner gelegenheit ferner stre[i]ffen oder ein tag oder 2. Ruben, vnd wieder zuruckziehen ist mir nicht wiessent, Solchs wird den von Brandenburgk Kunt gethan :: ettliche meinen er hab dahin gewolt :: die Rusten sich als bald sampt etzlichen vom adel in der Nehe, komen fur die Stad vnd belagern den feind darin. Es soln dieses feindes auch die Britzener im Rein Zug sein Innen worden, vnd als bald eilentts gefolgett. Also das Er kaum die Zugbrucke fur dem mullenthor hat konnen fur Inen Zu Ziehen hinder sich, vnd die haben dass Stedlein fur dem Mullenthor belagertt, Es seint**) aber die hern von Beden seitten durch einen fortt Im wasser bey schonfelt nab Zusammen kommen, den hat man die Herren strassen genant, sonst hat man ausser der Stad nicht vermocht hienuber zukommen. Man thut auch Marggraffen Hansen eilents des Bottschaft ghen Francfurt der kompt Inen Zuhulff lagert sich neben inen dafur bey der Windtmulen, Es haben sich aber die feinde aus der Stad heftig gewehret vnd viel herausser geschossen auch entlich den Vornemen Rath einen des Marggraffen erschossen an der Steel do itzund fur dem Heiden thor die Steinerne Marien seul stehet, dardurch sol der Marggraff ergrimmet sein das er beschlossen das Stedlein mit feuer Zuvorbrennen, Viel lieber dan mher andere gutte leut dafur vorlieren, vnd gesagt, er wolle lieber der Stedlein eins oder mher vorlieren, dan einen solchen man, Also scheust man feuer darein des Dornstages fur pfingsten :: welcher one gefehr dazumal im Jar der 11. May gewesen :: vnd bescheust erstlich den Copenhagen Thurn am heiden thor, darauf stehet ein Munch der keret die Schusse mit einem fuchs schwantz Zum Spott des Marggraffen ab, wird aber im dritten schoss sampt denen so bey Im gewesen herabgeschossen, das sie einen gutten weg in die gassen hienein geflohen, Also brennet das gantze Stedlein auss vnd vorderben darin mher dan in die Funzig feinde, die andern so die ausflucht gesucht werden eins teils erschlagen, die andern gefengklichen wegk gefhurett eins teils ghen Branden-

*) Darüber geschrieben: „Mullen“.

**) Das e ist nachträglich durchgestrichen.

burgk eins teils ghen Berlin. Alda ist Jan Kuck behalten worden, vnd nach dem er auss dem gefencknus einmal enttrunnen vnd wiederbekommen, sagt man, sey er heimlich darin vmbgebracht worden.

Am seiger albier Zu Belitz hengt noch eine Steinerne Kugel so dazumal darein geschossen ist worden, auch hat man fur wenig Jaren in dem thurn am mullenthor als man in hatt Reumen wollen, gefunden allerley Zeug von Bogen, schwertern, helmen, hauben vnd anderen waffen Item menschen gerippe so dazumal vorfallen waren und vmbkommen, dan die thure vnden Nein ist erstlich nicht darein gewest, sondern Neulinch nein gebrochen In hofnung das man wolt schetze vnd gold darin finden. ist aber zu niechts worden“.

Dieser Bericht Creusings geht, wie Ausdrücke als „wie wol etzliche sagen, man sagt, ettliche meinen, er soll“ beweisen, auf die mündliche Tradition der Beelitzer zurück. Aus ihr allein schöpfte er, als er 1570 seine beiden Gedichte veröffentlichte, in denen er den Kurprinzen Johann aus Pommerland zurückkehren liess, um seinen bedrängten Unterthanen zu Hilfe zu kommen. Er that dies, obgleich er schon vorher von befreundeter Seite einen etwas anders lautenden Bericht erhalten hatte, der für uns eine neue Version darstellt, nämlich

B) die Havelberger Überlieferung.

Es heisst nämlich in Creusings Chronik unmittelbar weiter:

„Dass aber solcher feindtlicher vnd Rauberischer einfall dazu mal gescheen hab ich Zeugnus aus eines thumhern zu Havelburg (!) Annalib: darin die zeit und histori angezeichnet gewesen ist, wie folget und mir M. Samuel Jockeritz*) mein sehr gutter freund mitgeteilt.

Anno Milleno centeno quadruplicato
insuper octavo quoque ac septuageno**)

De duce Joanne de Sagan.

Anno praedicto dux ausu motus iniquo
Armatos quosdam Belitz transmisit ad urbem***)
Quam simul intrabant, cives propriis spoliabant.
Aedibus exire cunctum populum alsque redire
Compulerant oppidum firmantes protinus ipsum
Sed nostri proceres vicini quoque cives

*) Über diesen siehe oben S. 236 Anm. ***

**) Diese beiden Zeilen sind mit roter Tinte geschrieben.

***) Msc: cade urbem.

Circiter hanc urbem fecerunt obsidionem
 Ignibus immissis patuit nostratibus urbis
 Introitus, cives mactabant protinus hostes.

Anno domini Millesimo quadringentesimo LXXIII. am Montag abent Nach Marci feria in vocem incunditatis gewan Janen Coke Herzogs Johan vomme Sagan Hauptman Belitz die Stad mit ii C perden und XI. Von Stunden an berantten und beletten die von Brandenburgk mit hern Busse Von Alvenschleven*) des Mitwochs hernach vnd thetten mein hern Marggraffen Hansen to Francfurtt botten, vnd wonnen vnd brantten sie vth am Donnerstag fur Pffingsten vnd worden darin gefangen XL vnd hundertt one die da verbrantten“.

Die Annales, aus denen uns hier ein Bruchstück vorliegt, dürften das (jetzt verschollene) vollständige Werk sein, welches wir aus folgenden Excerpten kennen:

1. Das „Fragment einer Chronik des Bisthums Havelberg“ bei A. v. Riedel, Cod. diplom. Brandenb. D. I S. 289—292, cf. S. XXVIII. Dasselbe ist auch von Zach. Gartz, Andr. Angelus und David Chytraeus benutzt worden.

2. Das von Joachim Conrad Stein (Ratsverwandtem und Sekretär in Wittstock) zu seiner 1697 verfassten Epitome Historica Episcoporum Havelbergensium (bei G. G. Küster, Coll. script. Histor. March. illust. II, Stück 13 S. 46—145, ins Lateinische übersetzt bei Jo. Petr. v. Ludewig, Reliq. VIII p. 263 ff. unter dem Titel: Anonymi Catalogus Episcoporum Havelbergensium) benutzte alte deutsche Manuskript aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts und

3. das gleichfalls von Stein benutzte lateinische Manuskript von Heinrich Havekenthal, Inspektor in Wittstock, aus dem 16. Jahrhundert, welches in dem dortigen Kirchenbuche eingetragen war.

Die hier mitgeteilten Hexameter aus den Annales hatten Creusing, der da glaubte bessere Verse machen zu können, i. J. 1570 veranlasst, seine beiden Gedichte zu veröffentlichen; später nahm er nach dem prosaischen Bericht einige Verbesserungen mit denselben vor. Es heisst bei ihm weiter:

„Solche schriefft hat mir vrsach geben, das ich Anno 1570 diese histori beschrieben vnd gefast habe, vor sehe mich ein wenig besser, in lateinische vnd deudsche verss vnd der Stad zu ehren hab lassen drucken, wie wol ich der vmbstande aller dazumal nicht grundlich berichtet bin gewesen sonsten wolt ichs weitleuftiger gethan haben, die wil ich vmbder Nachkumling willen zum bessern gedächtnus herzu zeichnen“.

Es folgen dann die beiden Gedichte, die ich in der Gestalt, wie sie im Autographum der Chronik, also in der verbesserten Form stehen, abdrucken lasse, während ich die Abweichungen der ursprünglichen Fassung unten in den Anmerkungen angebe.

*) Die drei ersten Buchstaben des Namens sind sehr undeutlich geschrieben.

Nach Küster lautete der Gesamttitel für beide Gedichte in dem Drucke von 1570: HOSTILIS IRRUPTIONIS, quae in Marchiae Mediae oppido, Belitia, anno Christi 1478 facta est a quodam Boëmo nomine IANCVIC, subornato praefecto IOANNIS, DVCIS DE SAGAN, descriptio latina et germanica in gratiam et honorem Belicensium dedita a PAVLO CREUSINGIO, Evangelii Ministro ibidem. Wittebergae, excudebat Laur. Schwenck, Anno Christi 1570. 4^o.

Es heisst dann hier wie auch im Autographum weiter:

Latina descriptio hostilis irruptionis quae in oppidum Belitiam, anno post Christi nativitatem 1478 facta est a JAN, CVC, Boemo et praefecto JOANNIS ducis Sagensis, deque eiusdem oppidi excidio et prima conflagratione*).

Mille quater centum decies septemque leguntur

Et simul octo anni, cum fandi maximus arte

Marchio JOANNES Francfordensi esset in urbe

Quâ VLADRVS vitreis longe clarus fluit undis**)

(5.) Marchiacam in terram JANCVCHIVS irruit hostis

Bis centum tunc missus equis a principe Sagae***)

Luna†) dies fuerat tunc sancto proxima MARCO

Quando tuum pontem portamque BELITIA curru

Fraude capit, tota subito ac mox urbe potitur.

(10.) Expulit hic cives, matres puerosque senesque

Muniit atque locum gaudens successibus istis

Sed mutata fuit fortuna volubilis errans

Accinguntur enim vicini ad proelia contra

Immanem gentem, sociis tunc ferre parati

(15.) Auxilium, in patriam††) Princeps accersitur una

Nec mora longa subest, mox undique cingitur hostis

Fumantesque globi volitant cum murmure magno:

Igne cadunt turres, cadit urbs et magna virorum

Pars, quicumque fugam ex flammis sibi sumere tentant.

(20.) Caeduntur ferro vel post sua terga revincti

Abductique luunt graviores cum duce poenas.

Ut propriis haeret bombix†††) circumdata textis

*) Diese Überschrift ist im Autogr. mit roter Tinte geschrieben. — Kleinere Abweichungen in Orthographie und Interpunktion, die sich bei Küster und Angelus finden, führe ich nicht an.

***) Bei Küster und Angelus lauten V. 3 und 4:

Marchio JOANNES de ferri dente notatus

O Pomerane tuas bello pugnabat ad urbes.

***) „Sagan“ bei Küster, „Sagae“ bei Angelus.

†) „Una“ statt „Luna“ bei Küster. Angelus hat diesen Vers umgeändert in:
Tunc fuerat Martis lux sancto proxima Marco.

††) Im Autogr. verbessert in: et patriae.

†††) Bei Küster „bombyx“.

Haud aliter capitur propriis ambagibus author
 Conseptum ac Nemesis laqueo velut implicat ipsum,
 (25.) Laudibus ornandus princeps, nam principe iusto
 Officium est dignum saevos abolere latrones.

In Reimweiss beschreibung, wie Jan Kuck ein Behmischer haupt-
 man, abgefertigt von Joanne dem hertzogen Zu Sagan Im Jar Christi
 1478 Dinstags nach Marci das Stedlein Belitz gar Liestiglich hab ein-
 genommen auch wie das selbe Zum ersten mal vorherett vnd aus-
 gebrand ist. *)

Im Tausent Vierhundert vnd 78 Jar
 Hab ich vornommen gantz vor war
 Als Marggraff hans der Teure heldt
 Zu Francfurtt sein hoflager hielt**) (5.)
 Der hertzog von Sagan hatt behend
 Jan Kuck her in die Marck gesentt
 Derselb gar bald fur Belitz Ruckt
 Bringt etzlich wagen auf die bruck
 Drin wolgeruste Landesknecht waren
 (10.) Die sind gar bald herfur gefarn
 Das thor han sie genommen ein
 Den Reisig Zeug gelassen drein
 Dan mit Zwei hundert Pferden starck
 hatt er gestreift wol In die Marck
 (15.) Belitz genommen liestiglich
 Beraubt, vorjagt gar greuliglich
 All einwhoner derselben stad
 Viel Jammers angerichtet hatt
 Am Montag nach S. Marci tag
 (20.) Solch Kune that von Im geschach
 Drauf sich zu befestigen gefangen an
 Vormeint noch mher solch gluck zuhan
 Dass hatt sich wunder bald gelenckt
 Vnd ihn in hochst Verderb gesenckt
 (25.) Dan die Brandeburger vnd Britzener***)
 Bald grieffen haben zu der Wehr
 Seint wiedern feind gezogen aus†)
 Auch Iren herren gefordert zuhaus†)
 Der thett dass Pommer verlan

*) Diese Überschrift ist im Autog. mit roter Tinte geschrieben.

**) Diese Verse lauten bei Küster und Angelus:

Als Marggraff Hans mit dem eyssern Zan,
 In Pommern Krieg gefangen an.

***) Für ‚Britzener‘ steht bei Küster und Angelus ‚andre mehr‘.

†) ‚aus‘ und ‚zuhause‘ sind durchgestrichen und dafür geschrieben ‚hell‘ und ‚schnell‘. Bei Küster und Angelus stehen die beiden ersten Worte.

- (30.) Nimt sich seiner Vnterthanen an*)
 Vmbringt den feind**) im seinem Nest
 Scheust feuer drein aufs aller erst
 Vorbrent die Stad vnd auch den Gast
 Dass war den Behmen***) ein schwere last
- (35.) Des Dornstags fur den Pffingsten gutt
 Sah man aufgehen diese glutt
 Viel vngewonet dieser luft
 Suchten hin vnd her ausflucht
 Vnd kamen in der Vnsern gewald
- (40.) Viel sind erschlagen alsobald
 Eins teils gefurett ghen Berlin
 Dass ist Im gewest ein klein gewin
 Vnd seint entlich gestraffet Recht
 Jan Kuck noch mber als sonst ein knecht
- (45.) Dan wie ein Seidenwurm erstierbt
 In seinem web das er gewirekt
 So durch sein eigen liest vnd betrugk
 Ist schendtlich vmbkommen Jan Kuck
 In dem er meint andern zu schaden
- (50.) Thatts Vnglück vber In selbst geratten
 Der Furst darumb zu loben ist
 Dan Rauber straffen zu Jder friest
 Ein Rechte furstlich tugent ist“.

Diese Verse, welche ich ganz genau in beiden Fassungen hier habe abdrucken lassen, um der Ansicht entgegenzutreten, dass Creusing dieselben im Hinblick auf das von Garcaeus überlieferte niederdeutsche Volkslied, das auch jenem bekannt gewesen sei, gedichtet habe, †) sind nach Creusings eigener Angabe veranlasst worden durch die holprigen Hexameter des Havelberger Domherrn; der von seinen Fähigkeiten stark überzeugte Diakonus von Beelitz wollte seinen Lesern zeigen, dass er ein besserer Lateiner und gewandterer Dichter wie jener sei, und wenn er dann seinen lateinischen Versen noch eine deutsche Übersetzung gleichfalls in Versen, anschloss, so that er dies wohl hauptsächlich deshalb, weil er diese beiden Gedichte zugleich mit seiner poetischen Be-

*) Zunächst ist im Autogr. das hinter ‚Pommer‘ stehende Wort — ‚Land‘ — ausradiert worden, dann sind die beiden Verse durchgestrichen und dafür an den Seitenrand geschrieben worden:

Der thut sich von franckfurt hindan
 Vnd Ruckt Zum feind fur Belitz nan.

Bei Küster und Angelus lauten die Worte so wie im ursprünglichen Text des Autogr.

**) Im Autogr. verbessert in: „Vmbringet In im seynem nest“. Bei Küster und Angelus wie oben im Text.

***) Verbessert in: „Schlesier“. Bei Küster und Angelus ‚Behmen‘ resp. „Böhmen“.

†) Fr. Holtze in den Schriften d. Ver. f. d. Geschichte Berlins, Bd. XXIII (1886) S. 84 ff.

schreibung von den drei grossen Feuersbrünsten der Stadt Beelitz*) erscheinen liess und sie jedenfalls zusammen mit dieser als Bittgesuche für die durch die zahlreichen Unglücksfälle verarmten Beelitzer in die Welt schickte; dass ihm ein älteres deutsches Lied vorgelegen habe oder bekannt gewesen sei, dafür findet sich nicht das geringste Anzeichen.

C) Treuenbrietzener Bericht.

Einen weiteren, wenn auch viel kürzeren Bericht von dem kühnen Handstreich Jan Kucks finden wir bei dem Treuenbrietzener Stadtchronisten (s. oben S. 249 f.), bei dem es (nach dem Riedelschen Text S. 281) heisst:

„Anno sequenti MCDLXXVIII hatt Jan Kuck die Stadtt Belitz mit Verrheterey gewonnen am Sontage Vocem Jucunditatis, vund Im selbigen Jare am Donnerstage im heiligen Pffingsten hatt Marggraff hans dieselbige Stadtt Belitz wider gewonnen vund Jan Kuck mitt seiner geselschafft gefangen genommen, die nichtt erschlagen wehren“.

Wenn hier der Sonntag Vocem Jucunditatis als der Tag des Überfalles angegeben wird, so darf man darauf wenig Gewicht legen, da wir hier die ersten flüchtigen Notizen vor uns haben, welche sich jemand, der eine Treuenbrietzener Geschichte schreiben wollte, machte (s. oben a. a. O.); vielleicht war dieses Datum in der ausführlichen Darstellung, welcher diese Zeilen entnommen sind, für den Zeitpunkt angegeben, an welchem Jan Cuck mit seinen Reitern bei seinem Streifzuge von den Brietzenern, die ihm alsbald folgten, gesehen worden war, cf. Creusings prosaischen Bericht oben S. 350.

D) Brandenburger Bericht.

Schliesslich liegt uns noch eine Überlieferung**), die nach der Stadt Brandenburg weist, vor in dem niederdeutschen Gedicht, welches Zach. Gartz in seinen Successiones . . . Praesidium Marchiae Brandenburgensis bewahrt. Es heisst daselbst (S. 237 ed. Krause = S. 463 Autogr.): Memoria hujus irruptionis cantilena seu rhythmis veterum Germanorum more comprehensa est, cujus versus aliquot subiiciam:

- (1) Wille gy hören ein nyes gedicht, S. 463 Autog.
 Datt tho Belitz ist vthgericht,
 Tho Belitz an der owen,
 Jan Kuck bedröuede manch mündelin rott,
 Mangk***) megden vnd mangk frowen.

*) S. oben S. 241. — Der Titel der betreffenden Schrift wird ursprünglich gelautet haben: Descriptio triplicis incendii oppidi Belicensium, da Creusing nur die drei Feuersbrünste von 1526, 1536 und 1563 kannte (cf. Chronik S. 174, 162). Küster benutzte zu seinem Wiederabdruck jedenfalls die Neuausgabe, welche H. Sebald nach dem Brande von 1619 besorgt hatte, cf. auch Fr. Holtze a. a. O. S. 23.

**) Zwei noch kürzere Berichte, die wohl auf mündliche Tradition zurückgehen, finden sich bei Wolfg. Jobst, Beschreibung der Marck zu Brandenburgk, Frankf. 1572 Bl. N II a u. Nicol. Leutinger, Comm. de rebus March. Brand. ed. Küster S. 1122. In Frankfurt starb Herzog Hans von Sagan im Elend (cf. Wolfg. Jobst a. a. O., Leutinger S. 1135 ed. K.)

***) In der Handschrift sind a und e, besonders im Wortinnern, oft kaum zu unterscheiden.

- (2.) Vp einen Dinstag datt geschach,
 Datt men Jan Kuck Inryden sach,
*)
 Die landtsknechte vth den wagen sprungen S. 464 Autog.
 Die daren lethen sie vermhürenn.
- (3.) Idt warde ene wyle die was nicht lang
 Die bodeschop Jegen Brandenburg quham,
 Tho unsenn wysen Herenn,
 Gy wysenn Heren von Brandenburg,
 Dott gy vns hulpe mheren.
- (4.) Idt warde ene wyle die was nicht lange
 Die bodeschop tho Berlin ock quham,
 Tho unsenn Gnadigen Hern,
 Gnadige Here von Berlin,
 Dott gy vns hulpe mheren.
- (5.) Vp einen Dornstag datt geschach
 Datt men enen roden hancn vt flegen sach
 Tho Belitz awer die mhüre,
 Jan Kuck wol tho dem fenster vth sach
 Syn homod ward ehm verstürett.

Das Lied ist mit deutschen Buchstaben eingetragen, nur der Name „Jan Kuck“ in Str. 1, 2 und 5 ist lateinisch geschrieben.

Das Gedicht, von dem Garz nur „einige Strophen (aliquot versus)“ wiedergiebt, zeigt denselben metrischen und strophischen Bau wie verschiedene andere, besonders norddeutsche Volkslieder**), von denen das älteste von der Einäscherung des Klosters zu Catlenburg (bei Nordheim am Harz) i. J. 1346***) handelt; mit dem letzteren hat es auch sonst manche Ähnlichkeit, wengleich kaum anzunehmen ist, dass es dem Verfasser unseres Liedes bekannt gewesen ist.

Von Redewendungen kommen in unserm Gedichte verschiedene vor, die wir auch sonst in Volksliedern finden, z. B.:

*) Die dritte Zeile hat Garz durch Punkte ausgefüllt; also hat er sie, als er auf der nächsten Seite weiterschrieb, nicht etwa aus Versehen weggelassen.

**) v. Liliencron, Histor. Volkslieder der Deutschen vom 13. bis 16. Jahrh. Bd. I (1865), S. 77 no. 21 (v. J. 1371); S. 84 no. 24 (v. J. 1373); S. 272 no. 56 (v. J. 1420); S. 340 no. 68 (v. J. 1431—35); S. 348 no. 71 (v. J. 1435); S. 372 no. 76 (v. J. 1439); S. 374 no. 77 (v. J. 1439); S. 401 No. 84 (v. J. 1446—47); S. 404 no. 85 (v. J. 1446—47); S. 406 no. 86 (v. J. 1446—47); S. 419 no. 91 (v. J. 1449—50); S. 424 no. 92 A u. B (desgl.); S. 437 no. 94 (v. J. 1450); S. 476 no. 102 (v. J. 1457), S. 489—501 no. 106—108 (v. J. 1457); S. 523 no. 112 (v. J. 1462); S. 529 no. 114 (v. J. 1462) u. s. w.

***) Bei Liliencron I no. 16. S. 60. — Erhalten ist das Gedicht bei Letzner, Dasselische u. Eimbeckische Chronica, Erfurt 1596. Bl. 24: „Von diesem grossen fewrschaden / hat man die Zeit vnnd dahervmb oberlaut folgendes liedt gesungen, welches ich in seiner sprache / wie es von dem gemeinen Bawrenvolck gesungen / hieher habe setzen sollen. (Fortsetzung umstehend.)“

Wille gi hören ein nyes —, datt tho —;
 Up einen — datt geschach, datt man — sach;
 Idt warde eine wyle, die was nicht lang;
 — wol tho dem fenster uth sach,
 Syn homoth ward ehm verstürett.

Einen näheren historischen Zusammenhang solcher Lieder braucht man deswegen nicht anzunehmen. Volksdichtungen lieben es eben, sich in bestimmten stereotypen Formen zu bewegen.

In den ähnlichen Gedichten pflegt der Verfasser in der Schlussstrophe seinen Namen entweder genau oder andeutungsweise zu nennen; da eine solche hier fehlt — wir wissen nicht, ob Gartz dieselbe nur weggelassen oder gar nicht gekannt hat —, so müssen wir uns damit begnügen, die Vermutung auszusprechen, dass der Verfasser ein Brandenburger gewesen sein dürfte, da er die Botschaft gen Brandenburg zu „unsern weisen Herren“ kommen lässt. In Brandenburg wird das Gedicht sich auch bis auf die Zeit, in der Gartz es niederschrieb, also bis 1582, d. h. etwa hundert Jahre nach seiner Entstehung, im Volksmunde lebendig erhalten haben, da kein Anzeichen vorhanden ist, dass es schon früher gedruckt gewesen ist und dass Gartz etwa eine gedruckte Vorlage benutzt hat.

Inhaltlich bietet das Lied nichts Neues. Der Überfall wird in Übereinstimmung mit den anderen Berichten auf einen Dienstag, die Rückeroberung der Stadt durch den Kurprinzen Johann auf einen Donnerstag angesetzt: nach den genaueren Angaben der anderen Quellen sind dies, da Ostern i. J. 1478 auf den 22. März fiel und der Markustag der 25. April ist, Dienstag, der 28. April — richtiger wohl die Nacht vom 27. zum 28. d. M. — und Donnerstag, d. 7. Mai. — Während dieser Zeit konnte alles, was Creusing berichtet*), sehr wohl vor sich gehen. Die Brietzer kamen fast gleichzeitig mit Jan Kuck an, also am 28. April vormittags, die Brandenburger einen Tag später (cf. Ann. Havelb.). Der Kurprinz, welcher, wie eine daselbst

1. Und wille gi horen ein nie gedicht,
 wat Horleman heft utgericht?
 mit stro und ock mit fure
 heft he dat gode Catelenborg
 verbrant so ungehure.

9. Düt led dat heft im widen veld
 gesungen Henni brun int veld
 to Catelenborg im Dome
 nicht heimlik sondern owerlut
 dem Horleman to hone.

Aber auch der Überfall Lüneburgs (Liliencron I no. 21, S. 77 ff.) und von märkischen Liedern dasjenige auf Busse von Erleben und die Stendaler (Liliencron I no. 24, S. 84 f.) sowie das auf den Sieg von Angermünde (Liliencron I no. 56, S. 272) bieten manche Vergleichspunkte.

*) Es ist sicherlich zu viel gesagt, wenn die Annales Glogovienses berichten, der ‚Markgraf‘ habe Beelitz drei Wochen lang belagert. Vielleicht ist dies die Zeit, die vom Aufbruch Jan Kucks aus der Heimat bis zur Eroberung von Beelitz verflossen war.

von ihm ausgestellte Urkunde beweist, am 21. April in Prenzlau weilte, wird, nachdem Boten an ihn nach Frankfurt oder Berlin abgesandt waren, später, etwa am 5. oder 6. Mai, vor Beelitz erschienen und alsbald zur Beschiessung der Stadt geschritten sein, da schweres Geschütz wohl schon aus Brandenburg und andern Städten zur Stelle geschafft worden war. In solchen Fällen, wo jede Minute Verzögerung die Gefahr vergrösserte, hat man in früheren Jahrhunderten, was Schnelligkeit anlangte, oft Unglaubliches geleistet.

Über die Sprache und den poetischen Wert des Gedichts wird später gehandelt werden, wenn die andern Lieder zur Vergleichung herangezogen werden können.

H. Pieper.

Bericht über die 13. (9. ausserordentliche) Versammlung des VI. Vereinsjahrs.

Sonnabend, den 4. Dezember 1897

im Bürgersaale des Berlinischen Rathauses.

Der II. Vorsitzende Geheimrat E. Friedel eröffnete die Versammlung mit folgender Ansprache:

G. V.! Unter den exakten Wissenschaften sind es die Landeskunde und die Heimatkunde, welche ganz besonders zu ihrer Verdeutlichung der Abbildungen bedürfen. Wie viel besser haben wir es diesbezüglich heut, als unsere Alvorderen vor hundert Jahren. Freilich blühte damals eine sehr vornehme Art der Abbildungen — der Kupferstich und wenn man bedenkt, wie zeitraubend und kostbar er ist, so erregt es unsere Verwunderung und Bewunderung, wie viele wissenschaftliche Werke in dieser Manier ausgestattet worden sind, auch solche, die unter die Landes- bzw. Heimatkunde fallen. Indessen, diese graphische Ausstattung hatte doch ihre grossen Nachteile; sie ist eine sehr teure, und gewöhnlich fühlten sich die Kupferstecher mehr als Künstler denn als exakte Zeichner; daher ging zwischen Auge und Hand, zwischen Wirklichkeit und Wiedergabe vieles verloren und die zur wissenschaftlichen Ausstattung dienenden Abbildungen muten uns heut recht oft sehr wunderlich an und wir fühlen auf der Stelle: so haben die dargestellten Gegenstände unmöglich ausgesehen.

Die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts wird auf dem Gebiet der wissenschaftlichen bildlichen Ausstattungen durch eine neue Technik.

den Steindruck, die Erfindung Senefelder's*), beherrscht. Die Lithographie hat den exakten Wissenschaften viel genützt, das muss dankbar anerkannt werden. Die Darstellungsart des Steindrucks ist eine leichtere als diejenige des Kupferdrucks und sie ist in manchen Fällen, namentlich für die Abbildung einzelner Tiere, Pflanzen, Krystalle u. s. w., noch heutigen Tages im Gebrauch. Dagegen hat die Lithographie niemals sonderliches bei der Massenzusammenstellung architektonischer wie ländlicher Gruppen, also z. B. wenig bei Städteansichten, Landschaften, topographischen Prospekten und dergleichen geleistet.

Hier nun gerade hat zum Vorteil der Landes- und Heimatkunde in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die Photographie Wandel geschaffen**). Aber auch bei dieser, wie bei jeder Technik, hat es Jahrzehnte gedauert, bis sie sich derartig vervollkommnete, dass ihre praktische Anwendung für unsere Spezialwissenschaft eine allgemeinere werden konnte. Die Chemikalien sind verbessert, die Platten lichtempfindlicher, die Apparate für reisende Forscher vereinfacht, verbilligt und vor allem leichter gemacht worden und es vergeht kaum ein Jahr, wo nicht diesbezüglich neue Erfindungen bekannt gemacht, mitunter auch ihrer Erheblichkeit wegen patentiert werden.

Einen natürlichen Mangel haben aber selbst die grössten und schärfsten Photographieen darin, dass sie in einem Vortragssaal immer nur von einer kleinen Anzahl Personen zur gleichen Zeit besichtigt werden können. Sie wissen aus unseren Sitzungen, wie es mitunter eine Viertelstunde und länger dauert, bis diejenige Photographie, auf welche der Vortragende Bezug genommen hat, den Umlauf durch sämtliche Zuhörer macht.

*) Aloys Senefelder, geb. 6. Nov. 1771 zu Prag, erfindet 1799 den chemischen Steindruck, richtet seit 1806 in München lithographische Werkstätten ein und stirbt daselbst 26. Febr. 1834. Senefelder wurde vor einigen Jahren vor dem Schönhauser Thor ein Standbild errichtet und der Platz daselbst Senefelder-Platz genannt. Auf den Holzschnitt, der in früheren Jahrhunderten ebenfalls zur Ausstattung wissenschaftlicher Werke, auch landes- und heimatkundlicher Natur, verwendet wurde, wird hier nicht eingegangen, weil er vor 100 Jahren gerade arg verfallen war. Vorzüglich ist der Holzschnitt durch Friedrich Wilhelm Gubitz, geb. 27. Februar 1780 zu Leipzig wiederbelebt worden, hauptsächlich in Berlin seit 1800, also um die Zeit, als der Steindruck erblühte. Aber gerade deshalb und weil er viel mehr Kunst und Geld als der Steindruck erfordert, hat er mit dem letzteren die Konkurrenz bei wissenschaftlichen Werken selten bestehen können.

***) Die Anfänge der Photographie reichen bis etwa 1837 zurück, wo Professor Enslin in Dresden wahrscheinlich die ersten Versuche machte. Mein Vater, Dr. phil. Carl Friedel, half ihm dabei und stellte selbständige Versuche hierselbst bis in die ersten Jahre des folgenden Jahrzehnts an. Dann liess die Erfindung des Franzosen Daguerre diese ersten Anfänge in Vergessenheit geraten, bis sie Talbot in verbesserter Form wieder aufnahm. Gelegentlich werde ich mich in der Brandenburgia hierüber ausführlicher verbreiten.

Hier setzt nun seit einigen Jahren das Projektions-Verfahren ein, welches nach dem Prinzip der alten Wunderlampen (*laterna magica*), die schon seit Jahrhunderten bekannt, für eigentlich wissenschaftliche Zwecke aber wegen der Ungenauigkeit der Reproduktionen wenig benutzt worden sind, ersonnen ist und sehr grosse, weithin sichtbare Bilder liefert.

Erst hierdurch bekommt die Landes- und Heimatkunde für örtliche Schilderungen das Hilfsmittel, mittels dessen sie sich in kürzester Frist und gegenüber selbst sehr zahlreicher Versammlungen durch die Anschauung verständlich macht.

In dieser Weise, m. D. u. H., werden wir unter Führung des Herrn Franz Goerke, Vorstandsmitgliedes der freien Photographischen Vereinigung hierselbst,

eine malerische Wanderung durch die Provinz Brandenburg heute Abend antreten.

Hierauf begann Herr Goerke seinen Vortrag:

Die folgenden Zeilen enthalten eine Aufzählung der vorgeführten Darstellungen und geben gleichzeitig aus den Erläuterungen des Herrn Redners die wichtigsten Thatsachen wieder. Die Geschichte der Mark spiegelt sich in ihrer Baugeschichte wieder, hauptsächlich also in ihren Klöstern und Schlössern. Von der ältesten Bauart, dem Holzbau, ist naturgemäss nichts erhalten geblieben. Mit dem Christentum kam der Monumentalbau auf und zwar zuerst der Granitbau und darauf der Backsteinbau.

Das erste Bild bot eine Ansicht der Stadt Freienwalde; man sieht von der Höhe aus auf die Stadt und das Oderbruch dahinter. An dieses schlossen sich einige Ansichten des buchenumkränzten Baasees zwischen Freienwalde und Wriezen.

Während diese Photographieen als Einführung dienten, eröffnete nun das Cistercienser Kloster Chorin den Reigen der kirchlichen Bauwerke. Ein Bild gab eine Totalansicht desselben, das zweite die Kirchenruine, eine dreischiffige Pfeilerbasilika, das folgende den Chor mit den schönen Spitzbogenfenstern, ein anderes bot einen Blick in die zweigeschossige Kapelle, ein weiteres einen solchen in die Klosterküche und ein letztes endlich brachte die Ansicht des prächtigen Portals zum Forstgarten. Einen Begriff von der reichen Gliederung und der ausgezeichneten technischen Ausführung gewährte das Bild mit der Westfront des Klosters. Den Schluss bildeten eine Anzahl malerischer Motive des Forstgartens.

Der nächste Cyclus von Aufnahmen umfasste Lehnin (erbaut 1180—1262, restauriert 1872—77). Die alten hohen Bäume erlaubten die Aufnahmen nur im ersten Frühjahr oder im Spätherbst. Diese Aufnahmen zeigen das Königshaus, einen wohlerhaltenen Backsteinbau des XV. Jahrhunderts mit schönem Giebel, die Klausen mit der prachtvollen

Allee, das Abthaus, die Kellerei des Konvents, die Kurfürstlichen Räume und einige Blicke auf benachbarte Seen z. B. den Klostersee, den Mühlenteich und den Gohlitz-See.

Darauf folgte eine Ansicht der Klosterkirche von Zinna (1170) und ein Blick auf die Stadt Jüterbog mit ihren Kirchen und der alten Mauer mit den Warttürmen, sowie eine Ansicht des Klosters Himmelport (1299). Es ist nur das Mittelschiff erhalten, das als Pfarrkirche benutzt wird.

Unter den weltlichen Bauwerken eröffnete der Eisenhart bei Belzig den Reigen, mit seiner Ringmauer und den wuchtigen Rundtürmen. Daran schloss sich eine Gesamtansicht von Wiesenburg, einem prächtigen Renaissancebau (1456—1754, restauriert 1864), sowie eine Ansicht des Schlossportals mit Wappen und Relief, ferner des Bergfrieds mit Umgang, endlich eine solche des ältesten Teiles des Schlosses und des Brunnens und eine Reihe von Aufnahmen aus dem prachtvollen Park.

Die nächsten Bilder boten Ansichten von Boitzenburg z. B. das Schloss im Renaissancestil und die Ruinen des Cistercienser Nonnenklosters Mariathür oder Mariapforte (1269).

Eine stattliche Reihe von Ansichten hat Rheinsberg gespendet. In erster Linie sind zu nennen mehrere Totalansichten des Schlosses eines zweistöckigen Mittelbaues mit zwei Seitenflügeln, die nach dem See zu in runde, durch eine Halle verbundene Ecktürme endigen, sodann die Erinnerungen an den Prinzen Heinrich, die sich im Parke befinden, wie der Salon, die Grotte, die Sphinxtrappe, der Obelisk, die Grabpyramide und endlich noch mehrere Ansichten aus dem Park und dem Buberowwald.

Hieran schlossen sich die Aufnahmen aus der Umgegend von Wustrau, berühmt als der Geburtsort Hans Joachim von Ziethens. Das erste Bild zeigte die Anlegestelle der Dampfer mit den Kähnen der Landungsbrücke und den hohen Bäumen des Parkes im Hintergrund, das nächste das sog. Rohrsche Haus aus Fachwerk, ein anderes das stattliche aber anspruchslose Schloss und einige folgende brachten noch schöne Gruppen aus dem Park.

Die anschliessende, wohl die umfangreichste Serie von Aufnahmen, stammte aus der Ruppiner Schweiz und zwar bot sie die Ausbeute einer Wanderung, welche Kunsterspringmühle, Steinberge, Tornow-See, Kalksee, Binenwalde, Forsthaus Tornow, Zermützelsee, Forsthaus Rottstiel, den Tetzensee berührte und durch das Dorf Molchow über Alt-Ruppin nach Neu-Ruppin führte.

Sodann folgten einige Ansichten von der Klosterruine und aus dem Kirchhofe von Lindow (Ende des 12. Jahrh. gegründet als Prämonstratenser Nonnenkloster, jetzt Fräuleinstift).

Eine Ansicht von Templin, welche hier eingefügt war, wird einigen Mitgliedern den interessanten Ausflug vom 30. August 1896 wieder in die Erinnerung bringen. (Vergl. „Brandenb.“ V, 214.)

Die Reihe von Bildern, welche nun folgten, hatte Herr Goerke auf dem Ausfluge der Niederlausitzer Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte nach Finsterwalde am 8. u. 9. Juni 1897 gesammelt, so zeigte das erste die Gesellschaft beschäftigt mit der Freilegung eines Urnenfeldes. Das nächste bot Teile des Schlosses Sonnenwalde z. B. das Schlosshofthor mit Wappen, ferner Abschnitte der ehemaligen Befestigung und einen schönen Schlossgiebel. Aus Dobrilugk stammte das Innere einer Kirche, die Totalansicht des prächtigen Schlosses in Renaissancestil und Ansichten des Schlosshofes, des Treppenturms und Sandsteinbrunnens.

Eins der letzten Bilder, die Gesamtansicht von Lychen war den Mitgliedern unserer Gesellschaft schon bekannt, es zielt das Septemberheft des V. Jahrg. und ist ein Geschenk des Herrn Goerke.

Den Abschluss bildeten eine Anzahl von Landschaften, hauptsächlich von Seestücken in Abendbeleuchtung mit wunderbarer Spiegelung des Wassers und grossartiger Wolkenbildung.

Am Schlusse des Vortrages sprach der Vorsitzende, Herr Geheimrat Friedel, Herrn Goerke den Dank der Gesellschaft aus für den ausserordentlich genussreichen Abend.

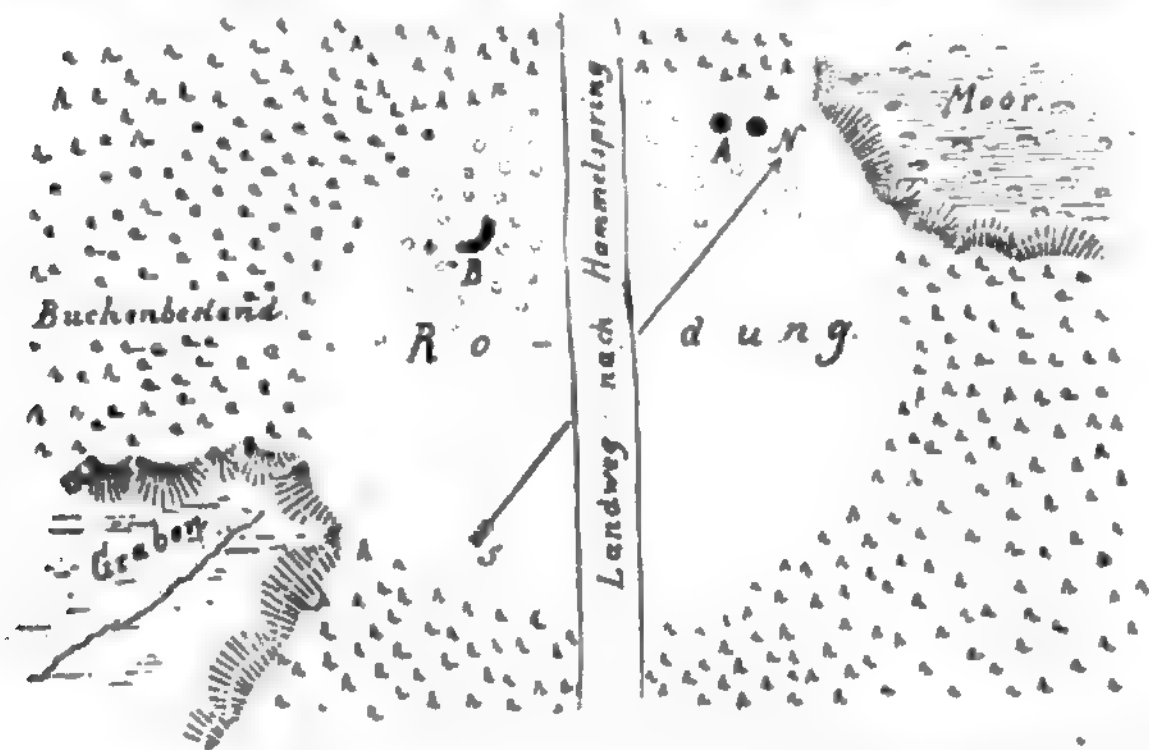
Bericht über die Ausgrabungen in der Bruchhaide bei Templin.

Von **Robert Mielke.**

Bei dem Roden eines grösseren Stückes Waldboden stiessen die damit beauftragten Arbeiter im Juni 1896 auf Urnen, von denen sie eine kleinere und mehrere Bronzegegenstände fast unversehrt ausgraben konnten. Dank den Bemühungen des Gemeindeförsters Dinse, der von dem Funde nach Templin berichtete, und den thätigen Bemühungen der Herren Bürgermeister Nitzschke, Ihrcke, Allenstichl und Hauk in Templin wurde auf jeden weiteren Fund geachtet und die Ausgrabungsfläche am 20. Juni 1896 im Beisein der drei letztgenannten Herren von dem Unterzeichneten und dem Museums-Assistenten Femerling eingehend besichtigt und auch weitere Grabung veranlasst. Die Fundstelle liegt in der die Stadt Templin südlich umgebenden „Bruchhaide“, einem aus Nadel- und Laubbäumen bestehenden Forste, der in einzelnen Teilen erst vor etwa 3 Jahrzehnten angepflanzt ist. Ein nicht weitentfernter Buchenbestand soll bereits über ein Jahrhundert vorhanden sein. Die Urnen sind in altem Waldboden gebettet, der keine Spur einer einst anderen Kultur erkennen lässt; und zwar sind sie an einer Stelle in dem Jagden 26 zum Vorschein gekommen, die durch ihre

Lage sich deutlich aus dem umgebenden Gelände erhebt. Nördlich ist das „grosse Moor“ vorgelagert und im Süden ein flaches Moor- und Bruchgelände derart eingesenkt, dass sich das Terrain wie ein flacher Landrücken dazwischenschiebt oder sich auch als Übergangsstelle zwischen beiden Mooren hervorhebt. Alte Flurnamen wie: „Reiherort“, „Judenlake“, „Bärenluch“, „Gänselake“ und „Viechelslake“ (Vieh?) sind in der Haide noch heute bekannt.

An der Fundstelle ist der Nadelwald in der Form eines Kreises gerodet, dessen Peripherie sich nördlich unmittelbar an das „grosse Moor“



A-Brandstellen B-Bogenförmige Steinpackung + Fundort der Bronzen.

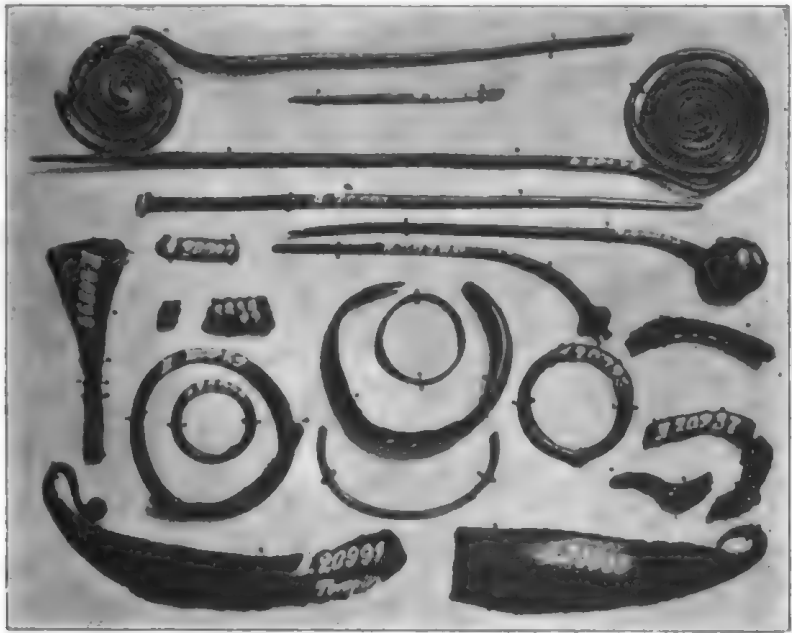
o Ungefährer Lage der Urnenstellen.

lehnt. (Vergl. Abbildung.) Fast in der Mitte wird dieser Kreis von einem Landwege von etwa 500 m Länge durchschnitten, der denselben in der Richtung NW.-SO. teilt. Zu beiden Seiten des nordwestlichen Endes dieses Weges sind die Fundstellen unregelmässig verstreut; sie liegen aber auf der südlichen Seite des

Weges dichter und häufiger. Sämtliche Urnen standen, wie sich erkennen liess, auf einer Steinunterlage, unregelmässig von grösseren Steinen, bald dicht bei einander, bald in grösseren Zwischenräumen ringförmig umgeben. Sie waren so mürbe, dass, soweit sie nicht schon zusammengebrochen, sie nur in kleinen Stücken zu retten waren. Vielfach lag ein flacher Stein als Deckel auf ihnen; ein Gefäss oder ein anderes keramisches Produkt als oberer Abschluss liess sich jedoch nicht nachweisen. Die Zerstörung durch Druck oder Wurzeln war derartig, dass es nicht gelang, eine einzige Urne unbeschädigt zu erhalten; wie überhaupt die aufgedeckten Stellen den Eindruck machten, als wären sie schon einmal nach Steinen durchwühlt worden. Die Steinsetzungen waren überdies bei dem gegenwärtigen Roden schon vielfach auseinandergerissen und anderwärts geschichtet; bei den zu Tage geförderten Funden lagen die Steine bisweilen so zerstreut, dass einer der Arbeiter meinte, sie wären mit der „Dräg utg'schüttet“. Am nördlichen Ende der Rodung, unmittelbar am Moor, sind zwei deutlich erkennbare Brandstellen freigelegt worden, welche eine mit kleinen, mürben Steinen durchsetzte Brandschicht ohne jeden weiteren Fund ergaben.

Die von den Arbeitern bereits früher gemachten Bronzefunde lagen auf der südlichen Seite des Weges, nicht weit von einer auffallenden bogenförmigen Steinpackung, die bei der Untersuchung noch unter der Erde lag, und deren Freilegung einen flachen Bogen ergab, dessen Sehne etwa 3 m Länge betrug. Funde sind weder hier noch in unmittelbarer Nähe gemacht

worden, weder Branderde noch Scherben. Nach Aussagen der Arbeiter und nach Aussehen des Geländes mögen etwa 20 bis 30*) Beisetzungen vorhanden



gewesen sein, die 3—4 m, häufig aber nochweiter, von einander entfernt waren.

Abgesehen von einem kleinen mit Zickzackornament versehenen Gefäß, in dem sich ein Bronzering befand, waren die Urnen ohne Verzierung; eine einzige war mit einem Henkel versehen. Die Formen wiesen nach den Bruchstücken auf ein bauchiges, mit ebenem Boden versehenes Gefäß hin, dessen eingeschnürter Hals fast senkrecht aufstieg. Die vor der Untersuchung von den Arbeitern gemachten Bronzefunde bestehen aus einem diademartigen Schmuck,

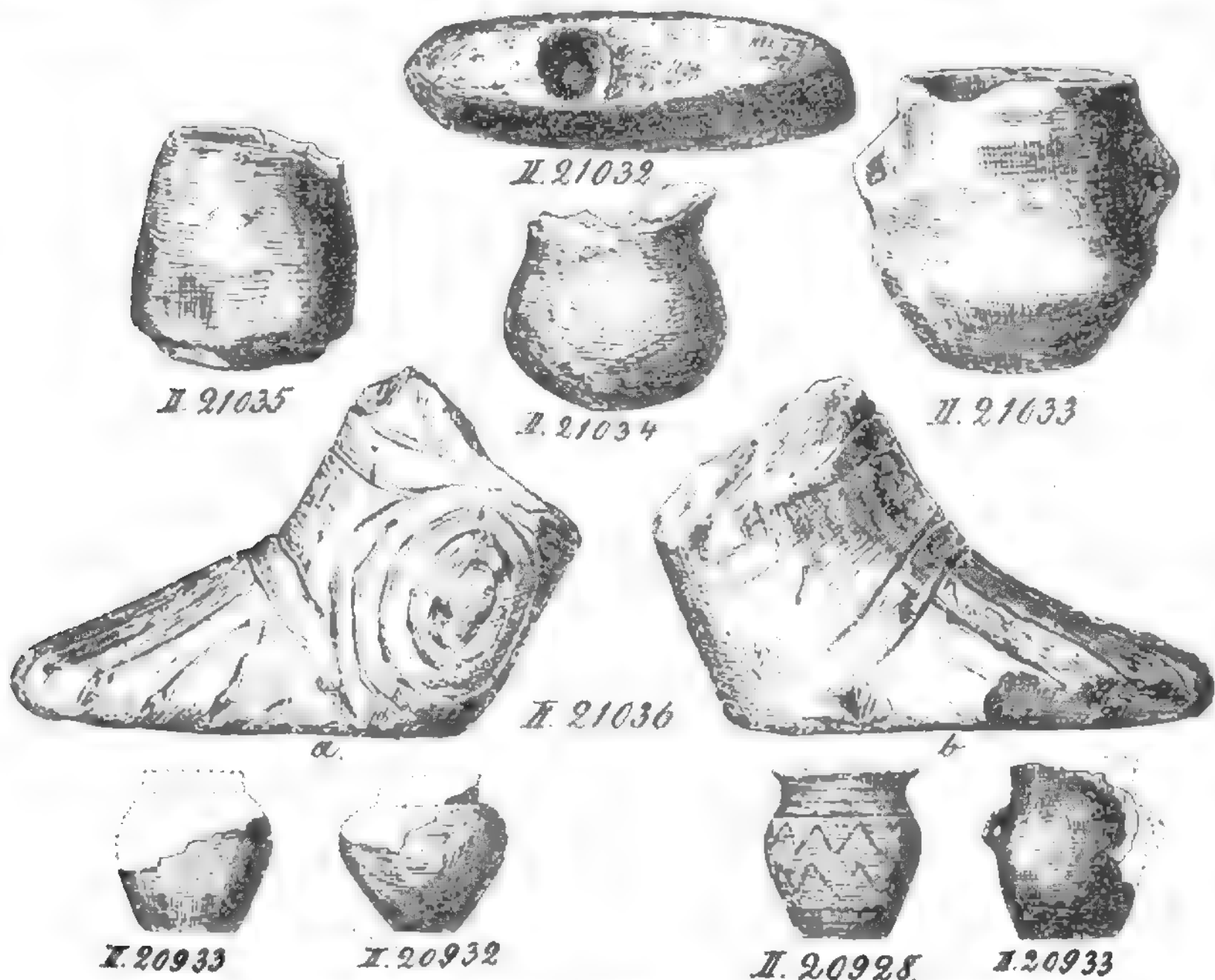


*) Inzwischen sind etwa 10 neue hinzugekommen.

2 Nadeln, 1 Spirale, 1 kleinen Ringe und dem Bruchstück eines Messers. Sie sind mindestens an 2 Stellen zu Tage gekommen, die aber nicht weit von einander entfernt waren.

Zusatz seitens des Märkischen Provinzial-Museums:

Die einzelnen Fundstücke aus der von Herrn Mielke beschriebenen, auch diesseits durchforschten Gräberstätte der mittleren Bronzezeit sind zum Teil so charakteristisch und bemerkenswert, dass wir einige Abbildungen hier wiedergeben.



Am merkwürdigsten erscheint der aus derselben Thonmasse, wie die Urnen, geformte Fuss, der, nach der Bruchfläche zu schliessen, einer menschlichen Figur angehört haben dürfte. Die daran befindlichen Ornamente scheinen die Bekleidung mit einer Art Sandalen andeuten zu sollen, nebst den zugehörigen Riemen und einer grossen Spiralplatte als abschliessendes Ornament an der äusseren Knöchelseite, wie die beiden Seitenansichten auf dem folgenden Bilde, II. 21036, zeigen. Die Thongefässe sind von recht primitiver Töpfer-Technik, auch die seltener vorkommenden Strichverzierungen, II. 20928, sind mehr eingeritzt, weniger ausgeglättet, so dass sie zwar schon die Formen der entwickelteren altgermanischen Periode, aber nur eine geringe handliche Fertigkeit des Töpfers verraten, wie das auch der mittleren Bronzezeit entspricht. Das Steinbeil II. 21032 mit angefangenem Bohrloch ist beim Ackern nahe Templin gefunden. Der von 3 Seiten dargestellte thönerne mit einer Art Stiefel bekleidete Fuss einer Figur stammt aus der erwähnten Stadtforst; leider ist nichts weiteres mehr zu ermitteln gewesen. Ebendaher stammen die abgebildeten Bronzen und Thongefässe.

Kläterpott.

Von H. Pieper.

Indem ich an dasjenige anknüpfe, was ich auf S. 225 bis 227 dieses Jahrganges der „Brandenburgia“ über die Erklärung von Ortsbezeichnungen im allgemeinen gesagt habe, erlaube ich mir heute die Aufmerksamkeit der Leser auf einen Namen zu lenken, dessen Deutung nach seinen Bestandteilen scheinbar ganz klar ist, wenngleich man nicht ohne weiteres einsieht, wie derselbe dazu kommt, eine Örtlichkeit zu bezeichnen: wird sich doch auch hier ergeben, dass das Wort etwas ganz anderes bedeutet, als was man gewöhnlich darunter versteht.

Nach Ausweis von Urkunden aus früheren Jahrhunderten*) und nach dem Zeugnis des Chronisten Zach. Gartz (Garcaeus, 1544—86)**) hiess eine Feldflur in der Nähe der Neustadt-Brandenburg a. d. H. Klater- oder mit Umlautung des Wurzelvokals Kläterpott. Die Lage der so genannten Örtlichkeit lässt sich mit ziemlicher Sicherheit feststellen, da die in der Anmerkung an zweiter Stelle citierte Urkunde die Notiz enthält: „in dat brede bruk, dat dar liet tuschen der Nienstad vnd klaterpot to smerzker ackere wart“; denn da wir das Breite Bruch, das noch jetzt seinen früheren Namen führt, als die Wiesenniederung kennen, welche sich im Südwesten der Neustadt längst der nach Göttin führenden Landstrasse und zwar auf der östlichen resp. südöstlichen Seite hinzieht, so werden wir den „Kläterpott“ unweit des zuletzt genannten Ortes auf dem rechten Ufer des Planefflösschens, etwa da, wo der Bruchgraben in dasselbe mündet, zu suchen haben.

Was nun die Deutung des Namens anlangt, so möchte ich mit Übergangung der wunderlichen und gekünstelten Erklärungen, die bisher aufgestellt worden sind, darauf hinweisen, dass es im Westfälischen eine Ortsbenennung giebt, die, wenn nicht alles täuscht, mit der unserigen identisch ist.

Fr. Woeste führt in seinem „Wörterbuch der westfälischen Mundart“ (Norden und Leipzig 1882) auf S. 129 unter dem Worte „kläterig“ als eine in dem Dorfe Deilinghofen (Kr. Iserlohn) vorkommende Ortsbenennung Kleterpôt an und erklärt das Wort nach meiner Meinung richtig als „Pflütze, wo man sich beschmutzt“. Der zweite Teil derselben ist nämlich das meines Wissens bisher nur für das Westfälische nachgewiesene Substantiv männlichen Geschlechtes pô, eine Nebenform des allgemein niederdeutschen putte masc. u.

*) A. Riedel, Cod. diplom. Brandenb. B, III no. 1375 (v. J. 1420) S. 855; A, IX no. 167 (v. J. 1423) S. 120; A, VIII no. 447 (v. J. 1434) S. 406; A, IX no. 381 (v. J. 1541) S. 288.

**) Successiones . . . Praesidium Marchiae Brandenburgensis S. 81 ed. Krause = S. 173 f. Autograph: „qui hodie Klaeterpott ante novam civitatem Brandenburgensem dicitur“. — Nach den Angaben der Brandenburger Lokalhistoriker, z. B. R. Schillmanns in seiner „Geschichte der Stadt Brandenburg a. d. H.“ S. 209 Anm., hat sich der Name bis jetzt erhalten. Auf den Karten der Preuss. Landesaufnahme, selbst auf den ausführlichen im Massstab von 1:25 000, habe ich denselben jedoch vergeblich gesucht. Die beste Auskunft über die Lage dürften die Grundbücher geben.

fem. „Grube, Pfütze, Cisterne, Ziehbrunnen (= ahd. pfuzza, pfuzzi t, mhd. pfütze f. „Lache, Pfütze, Brunnen“), die in dieser Mundart auch sonst noch in Ortsbenennungen vorkommt, z. B. in kattenpôt in Iserlohn (neben hundeputte auf der Hemerschen Feldmark, Kr. Iserlohn), uppem Pôte, wie ein Stadtteil von Iserlohn heisst nach einer dort früher vorhandenen Pferdeschwemme, cf. Woeste S. 204. Freilich ist dieses westfälische pôt, dem ein altgermanisches* *paut - a - s**) entsprechen würde, da das deutsche „Pfütze“ zweifellos das lateinische puteus „Grube, Cisterne, Brunnen“ ist, welches in der Gestalt *putja- in das Westgermanische übergang, eine erst auf germanischem Boden, etwa nach dem Vorbilde von „Fluss“ (vergl. niederdeutsch vlote f. u. n. „Floss, Flotte“) zu „Floss“ (niederd. vlôt, vlôte m. u. f. „Fluss“ Flut*) oder „Genosse“ (altsächs. genôt) zu „nütze“ (cf. angelsächs. nytt, got. un-nut-s) geschaffene Analogiebildung, doch kann dieselbe, da das Wort schon vor Beginn der zweiten sogen. hochdeutschen Lautverschiebung, d. h. vor dem 6. resp. 7. Jahrhundert ins Deutsche aufgenommen wurde, ziemlich alt sein.

Der erste Bestandteil des Namens Kläterpôt ist das über das gesamte Gebiet der deutschen, ja sogar der germanischen Sprachen verbreitete Substantivum Kläter, das zwar in unserer Schriftsprache noch nicht eingebürgert aber in den Mundarten so verbreitet ist, dass ihm z. B. in dem Grimmschen Wörterbuch (Bd. V, 1873, S. 1008) eine längere Besprechung zuteil wird. Die Bedeutung dieses Wortes ist zunächst „Absonderung aus dem Körper (Augenbutter,**) Nasenschleim u. s. w.)“, dann „Unrat“, besonders „der an Menschen und Tieren hängen gebliebene Schmutz“, und schliesslich, wie das Volk es ja überhaupt liebt, jede wertlose Sache als „Dreck“ zu bezeichnen, in übertragenem Sinne „geringfügiger Gegenstand, Lappalie, Fetzen u. s. w.“

Gebräuchlich ist das Wort besonders in den niederdeutschen Dialekten, cf. Schiller u. Lübben, Mittelniederdeutsches Wörterb. II, S. 474: „Klatte Schmutz aus der Nase, vergl. das noch übliche Klatterie, -rê, Fetzen, Kleinigkeit.“

Fr. Woeste, Wörterbuch der westfälischen Mundart S. 129: „Kläter f. Klunker von Augenbutter, — vergl. nds. Kläter“. (S. 139. „Kolter, Augenbutter, cf. Kläter.***) S. 129: „klatsig, schmutzig auf der Strasse.“

G. Schambach, Wörterbuch der niederdeutschen Mundart der Fürstentümer Göttingen und Grubenhagen (Hannover 1858) S. 101: „Kläter m. plur. Klättern 1. der Fetzen, Lumpen, ein zerrissenes Kleidungsstück, 2. der angespritzte Dreck, besonders der Drecksaum, welcher sich bei schmutzigem Wetter unten an dem Kleide, an der Hose, am Mantel bildet. 3. Die Mistklunker an den Haaren der Kühe, der Schafe und anderer Tiere.“

*) Formen, die bisher in der betreffenden Sprache nicht nachgewiesen, sondern nur von den Grammatikern erschlossen sind, pflegt man mit einem * zu versehen.

**) Wegen dieser Bedeutung lassen sich als urverwandt vergleichen gr. γλήμη „Augenbutter“, γλημώδης, γλαμώδης „triefäugig“, lat. gramiae (mit secundärem r statt l, wie in grando u. a.) „Augenbutter“, gramiosus „triefäugig“, cf. oculi gramiosi „klättrige Augen“.

***) Kläter und kolter gehören zu derselben Wurzel wie z. B. „fragen“ und „forschen“, „Knabe“, „Knecht“ und „Kind“.

„Kläterhämél m. ein Mensch, der sich bei schlechtem Wetter das Zeug immer so beschmutzt, dass Klättern daran sitzen.“ „Kläterig, klätzig 1. zerlumpt, zerfetzt. 2. von den Augen, woran die verhärtete Augenbutter in Menge sitzt. 3. Kläglich.“

Joh. Friedr. Danneil, Wörterbuch der altmärkisch-plattdeutschen Mundart (Salzwedel 1859) S. 103: „Kläöter, Klat'r, Kladd'r*) heisst der Mistklunker, der bei Kühen, Schafen, die nicht gehörig mit Strenstroh versehen sind, herabhängt, Kläöttern an der Kleidung sind einzelne zapfenartig herabhängende Schmutzteile oder einzelne Schmutzflecken an der Kleidung.“ S. 102: „Kladdrig, verwirrt, verflzt, z. B. de Haor sên so kladdrig üt.“ S. 101 f. „Kladdern: von Schmutz kleben und dadurch in Unordnung gerathen. Wenn die Augenwimpern durch Eiter, bei einem Kopfausschlage die Haare verworren an einander geklebt sind, so sagt man: de Haor sünd tosaom kladdert. Von Kladd, Schmutz (hier ungebräuchlich). Sich bekladdern: wenn auf schmutzigen Wegen der Gehende nicht vorsichtig ist, sondern sich beschmutzt, so hat er sich „bekladdert“. An einigen Orten gebraucht man das Wort „kladdern“ auch, wenn die Kuh den Koth fallen lässt“. S. 102: „Kladderbock“ und „kladdriger Hund“ gelten als Schimpfworte.“

H. Berghaus, Sprachschatz der Sassen, II (1883) S. 141 führt dieselben Worte an und ferner die Schimpfwörter: „Klater, ein schmutziges, gemeines Frauenzimmer, z. B. Fabrikklater (in Berlin); Klaterjan, Klattergatt, Klatt-hammel = Klaterhammel, auch Klaterseller „Lumpensammler.“

Für Ostpreussen bezeugt das Vorkommen dieser und ähnlicher Wörter H. Frischbier, Preuss. Wörterb. I (1882) S. 371, für meine Heimat, die Neumark, kann ich dasselbe thun.**)

Nachdem sich so „Schmutzpfütze“ als Bedeutung für „Kläterpott“ ergeben hat, erübrigt es noch, die oben citierte Stelle des Garcaeus genauer zu betrachten. Es heisst dort nämlich (S. 81 ed. Kr. = S. 173 f. des Autogr.) „Anno igitur Christi 1229. . . . XVIII Archiepiscopi. Magdeburgensis copias, quae Brandenburgo appropinquarant, ad Havelum iuxta Kletterbach, non procul à Brandenburgo vicerunt — sc. die Markgrafen Johann I. und Otto III. — et fugarunt. Locus Kletterbach (quem latine flumen discordiae sive certaminis diceret***) an is sit, qui hodie Klaeterpott ante novam civitatem

*) Wie in Grimms Wörterbuch (a. a. O.) mit Recht bemerkt wird, liegen hier Doppelformen mit -t- und -d- vor, wie z. B. in ahd. flödarmûs, niederl. vledermuis neben engl. flittermouse, mhd. vlädern „flattern“ neben engl. to flutter „flattern“, to flitter „dahin fliegen“.

***) Mundartliche Nebenformen mit klut- und klunt-, z. B. oberdeutsch Klitterbuch, Klütterbuch „Sudelbuch“ = niederdeutsch Kladde, erklären sich wie die in der vorigen Anmerkung angeführten engl. Wörter to flitter und to flutter.

****) In dem Grimmschen Wörterbuch (V, 1873, S. 1151) ist für das Verbum „kletten“ auch die Bedeutung „jurgare, streiten“ angegeben und dabei auf ein Breslauer Vocabularium aus dem 15. Jahrh. hingewiesen. An etwas Ähnliches wird Gartz gedacht haben, als er die oben citierten Worte niederschrieb.

Brandenburgensem dicitur, haud sico: conveniunt enim Circumstantiae loci et nominis etc.“ Die erste Notiz hat Gartz wie auch Wolfg. Jobst seine gleichlautende Angabe (Beschreib. der Marck zu Brandenburgk, Frankf a. d. O., 1572, Bl. L_{1a}) ohne Zweifel der „Genealogia vnd Chronica des . . . Hauses der Fürsten zu Anhalt“ (Leipzig, 1556) des anhaltinischen Chronisten Ernst Brotuff (1497—1565) entnommen, wo es heisst (Bl. XLIV a): „Vnnd dise beyde Herren / Johannes vnnnd Otto der gütige / haben im Jar Christi 1229, in jhren jungen Jaren / mit Herrn Albrechten von Kefferberg / Cardinaln vnd Ertzbischoffen zu Magdeburg an der Havel bey Kletterbach / nicht fern von Brandenburg / eine Schlacht gethan / vnnnd den Sieg behalten.“ Brotuff aber wird nun seinerseits diese Nachricht wie so manche andere, welche von einem der in und bei Brandenburg stattgefundenen Ereignisse berichtet, aus der alten märkischen Chronik des Klosters Lehnin, die er zusammen mit der von Chorin laut seines Quellenverzeichnisses benutzte, geschöpft haben: denn nur eine Quellenschrift, welche nahe dem Schauplatz der betreffenden Begebenheit entstanden war, konnte eine so genaue Ortsbezeichnung bringen, wie das hier der Fall ist.

Die andern Berichte nämlich, welche wir über dieses Treffen besitzen, vornehmlich die ausführliche Schilderung in den Gesta Archiepiscoporum Magdeburgensium (M. G. H., Scriptorum XIV, 1883, S. 421) und die kurze Notiz der Märkischen Fürstchronik (G. Sello, Forsch. z. Brandenb. u. Preuss. Gesch. I, 1888, S. 121), welche beide, wie Sello (20. Jahresber. d. Histor. Ver. z. Brandenburg a. d. H., 1888, S. 18) dargethan hat, der verloren gegangenen Brandenburger Bistums-Chronik entstammen, geben an, dass die Schlacht stattgefunden habe „super Planam fluvium“, ja die zuerst genannte Schrift weiss sogar zu berichten, dass man z. T. auf dem durch dieses Flüsschen führenden Damm (agger), z. T. im Wasser selbst gekämpft habe.*) Nun darf wohl als sicher angenommen werden, dass der Zusammenstoss an der Stelle erfolgt ist, wo damals die von Magdeburg nach Brandenburg führende Strasse die Plane überschritt, und dies kann nach allem, was wir von dem vielfach veränderten Laufe dieses Flusses wissen (H. Berghaus, Landb. d. Mark Brandenburg, I, 1854, S. 569), nur der Punkt sein, wo noch jetzt auf einer Brücke sowohl die Berlin—Potsdam—Magdeburger Eisenbahn als auch die Wilhelmsdorfer Chaussee über die Plane geht. Südlich von dieser Brücke mündet nun, von Südosten herkommend, der sogenannte Bruchgraben, über den leider frühere Nachrichten fehlen. Nicht unmöglich wäre es, dass dies der von den Chronisten erwähnte „Kletterbach“ ist; dann hätten wir in dem südlichen Zipfel des Breiten Bruches, welcher an zwei Seiten von dem Bruchgraben umflossen wird, den „Kläterpott“ zu erkennen.

Eine genauere Untersuchung kann nur an Ort und Stelle veranstaltet werden.

*) Unbestimmt ist die Angabe der Sächsischen Weltchronik (Mon. Germ. Hist., Deutsche Chroniken, II, 1877, S. 248): „bi Brandenburch“, vorausgesetzt, dass hier dieselbe Schlacht gemeint ist.

Kleine Mitteilungen.

Aufstellung öffentlicher Denkmäler. Die Heimatkunde umfasst auch die Denkmäler, der nachstehende Ministerialerlass wird deshalb für unsern Leserkreis von Interesse sein.

Berlin, den 17. Juni 1897.

Der Minister des Innern.

Zur Aufstellung von Denkmälern für Mitglieder des Königlichen Hauses bedarf es der Allerhöchsten Genehmigung, insbesondere dann, wenn es sich um Denkmäler handelt, die an einem der Öffentlichkeit zugänglichen Orte oder aus öffentlichen Mitteln errichtet werden sollen. Zur Aufstellung jedes öffentlichen Denkmals in der Haupt- und Residenzstadt Berlin und in den Residenzstädten Potsdam und Charlottenburg ist die Genehmigung Seiner Majestät des Kaisers und Königs in Hinblick auf § 10 des Gesetzes vom 2. Juli 1875, betreffend die Anlegung und Veränderung von Strassen und Plätzen in Städten und ländlichen Ortschaften, einzuholen. Insoweit besondere Vorschriften für die anderen Königlichen Haupt- und Residenzstädte bestehen, behält es dabei sein Bewenden.

Die Anträge sind rechtzeitig im Instanzenwege vorzulegen, etwa nach Herstellung des Modelles und sobald der Umfang der zur Verfügung stehenden Mittel und die Art der Ausführung mit Sicherheit übersehen werden kann, jedenfalls vor Eingehung von Verpflichtungen in Bezug auf die Ausführung des Unternehmens. Den Berichten ist eine das Denkmal veranschaulichende Zeichnung oder Photographie beizufügen, und neben den sonstigen, zur Beurteilung des Unternehmens dienlichen Thatsachen anzugeben, ob die Aufbringung der Kosten des Denkmals ein hervorragendes öffentliches Interesse obwaltet.

Im allgemeinen bemerke ich aus Anlass einiger Specialfälle, dass bei der Herstellung von Denkmälern auf die Verwendung guten, wetterbeständigen Materials zu achten ist.

In Vertretung
gez. Braunbehrens.

An den Herrn Polizei-Präsidenten, hier.

I A. 3883/84.

Der Polizei-Präsident

I C. 1937

Berlin, den 30. Juni 1897.

Abschrift übersende dem Magistrat ich zur Kenntnissnahme

(gez.) Friedheim.

An den Magistrat hiesiger Königlichen

Haupt- und Residenzstadt.

(Aus dem Archiv des Märkischen Museums.)

Nochmals die „Berliner“. Jahrg. V, S. 79 hatte ich angegeben, dass die „Berliner“ genannten Kutschen um 1665 von dem piemontesischen, in brandenburgische Dienste übergetretenen Ingenieur Filippo di Chiesa in Berlin

erfunden seien. Es ist nun immer noch ein Streit, ob dies ein leichtes oder schweres Fuhrwerk war. In dieser Beziehung ist beachtenswert, was Delisle de Sales in seiner „Lettre de Brutus“, London 1771, S. 154 schreibt: „Um so langsamer ein Wagen ist und mit Geräusch rollt, um so weniger kann er Unzuträglichkeiten veranlassen; so ist eine Berline weniger gefährlich als eine Coupé-Carosse“. Und S. 231 sagt er von der vollkommenen Berline: „Une berline est plus sûre et plus commode qu'un carosse, aussi n'a-t-on rien négligé pour perfectionner cette voiture; on a rendu mobiles les panneaux de côté; on a placé sept glaces qui en relèvent l'élégance; Dalem a inventé pour elle ses ressorts; un autre artiste a ajouté un cric à stores, et on a dessiné sur la partie extérieure des peintures si vraies, qu'on les a prises quelquefois pour des tableaux de Greuze, de Vernet, ou de Boucher; enfin, si quelque voiture peut être mise en parallèle avec les anciens chars de triomphe, ce sont sans doute ces berlines“. Dass die Berlinen angenehm „mollig“ waren, dafür spricht auch folgende hübsche Anekdote, die uns Madame Campan in ihren „Mémoires“, III, 78 aufbewahrt hat. Der erste Stallmeister der Königin Marie Leszczyńska, der auch das Hoffuhrwerk unter sich hatte, war ein braver, aber ziemlich beschränkter Kopf, den die Königin mitunter etwas aufzog. „Dieser gute Herr von Tessé (erzählt Madame Campan) hat seinen Sohn mit der lebenswürdigen und gleichzeitig geistvollen Tochter des Herzogs von Aycn, später Marschall de Noailles verheiratet; er liebte seine Schwiegertochter ganz ausserordentlich und sprach von ihr nur mit Zärtlichkeit. Die Königin, welche ihn zu verpflichten wünschte, unterhielt sich mit ihm oft von der jungen Gräfin und fragte ihn eines Tages, welche Herzenseigenschaft er besonders an ihr wahrnehme. — Ihre Güte, Madame, ihre Güte, antwortete er die Augen voller Rührungstränen: sie ist so sanft so sanft — — wie eine gute Berline. — Das ist ein des ersten Stallmeisters würdiger Vergleich, sagte die Königin.*)

Diese überaus prächtig ausgestatteten Berlinen wurden namentlich auf Reisen von Fürsten und anderen vornehmen Herrschaften bevorzugt. Der Grosse Kurfürst und alle preussischen Herrscher bis auf Friedrich Wilhelm III. benutzten Berlinen. Sehr elegante Berlinen wurden in England gebaut und auch nach Frankreich ausgeführt. Dem Fürsten Karl von Soubise wurde in der für ihn so schimpflichen Niederlage bei Rossbach am 5. November 1757 von den preussischen Husaren eine elegante Berline abgenommen. Ueberhaupt erblühte dem galanten Prinzen Soubise aus den Berlinen eigentümliches Unglück. Im Jahre 1769 hatte er eine sehr schöne Ballet-Tänzerin, Mademoiselle Audinot, im zweiten Stockwerk eines recht alten wackligen Hauses der Rue de Richelieu zu Paris einquartiert. Soubise, höchst eifersüchtig, liess die flatterhafte Schöne durch ihre Mutter und Dienstpersonal ängstlich bewachen. Auf das Fräulein Audinot warf nun Armand-Louis Gontant, Graf von Biron, später Herzog von Lauzun, ein berüchtigter jugendlicher Libertin, ein begehrliches Auge und verständigte sich leicht mit ihr. Er bestach eine

*) Marie Leszczyńska, einzige Tochter des Königs Stanislaus L., geb. 1703, wurde 1725 die Gemahlin Ludwig XV.; sie war ebenso sittenrein und menschenfreundlich, wie ihr Gemahl verworfen und verhasst; sie starb 1768.

Dienerin, liess sich einen Hausschlüssel machen und seine Berline vor dem Hause hin und herfahren, die auf dem schlechten Pflaster viel Lärm verursachte und, wie Lauzun*) selbst erzählt, das Gebäude erzittern machte. Auf diese Weise konnte er das Fräulein ungestört besuchen und den Fürsten Soubise narren, ohne dass die Mutter, welche im Nebenzimmer schlief, vor dem greulichen Gepolter der Berline das geringste merkte. — Bekannt ist das Bild, wie Ludwig XVI. mit Marie Antoinette in einer Berline, vom Abschaum des Pariser Pöbel begleitet, als halber Gefangener von Versailles nach den Tuilerien fährt.

Eigentümlich ist es, dass der Name der Berliner Erfindung, die Berline in Berlin ganz ungebräuchlich, ja so gut wie vergessen worden ist. Es kommt dies übrigens bei Erfindungen, die nach ihrem Ursprungsort benannt werden, in den Ursprungsorten öfters vor. So ist beispielsweise der Ausdruck „Pariser“ bei uns für Hausschuhe aus Filz gebraucht, in Paris selbst unbekannt.**)

Wenn nach dem Vorgesagten die gewöhnlichen französischen Wörterbücher „Berline“ mit „ein leichtes Reisefuhrwerk“ übersetzen, so ist das sicherlich falsch, die Berline war und ist ein solides, gutgefedertes, aber schweres Fuhrwerk.

E. F.

Nachtrag zum Judentotschlag bei Grimnitz, Kreis Angermünde. (Vergl. Monatsblatt VI. S. 178.) I. Ein Maurermeister aus Jochimsthal erzählte mir die Sage folgendermassen:

Im vorigen Jahrhundert kam ein jüdischer Handelsmann die Strasse entlang, die vom Schützenhaus nach Parlow führt. Er trug ein Päckchen mit schönen bunten Seidentüchern und ähnlichen Artikeln auf dem Rücken. Dort, wo jetzt der Reisighaufen liegt, lauerten ihm 2 junge Burschen von der Plantage auf und schlugen ihn tot. Geld fanden sie bei dem alten Mann nicht oder höchstens ein paar Pfennige. Daher raubten sie sein Warenpäckchen aus und nahmen besonders die schönen bunten Seidentücher. Die schenkten sie ihren Bräuten in Grimnitz. Dadurch kam aber die Sache heraus, und die Burschen wurden zum Tode verurteilt und auf dem Galgenberge beim Schützenhause gehängt. Jeder, der an der Stelle vorübergeht, wo der Mord geschehen ist, muss einen Reisigzweig hinwerfen. Wer es nicht thut, dem fügen die Juden Schaden zu. Der Reisighaue ist aber heut so klein, weil niemand mehr die alten Geschichten glauben will.

II. Ein alter Mann, der des Weges kam, erzählte mir, der Judentotschlag sei vor einiger Zeit fast ganz verschwunden gewesen; da habe er wieder einige Zweige hingeworfen.

*) Mémoires du Duc de Lauzun. VI. éd. par Louis Lacour. Naumbourg s. S. 1862, S. 101. Lauzun, am 13. April 1746 geboren, starb am 12. Nivose des Jahres II der Freiheit, d. i. am 1. Januar 1794, auf dem Schaffot.

**) Es ist auch eigentlich eine Beleidigung für Paris und die zierlichen Pariser, nach ihnen ein plumpes Schuhwerk zu benennen.

III. Ein junges Mädchen in Joachimsthal erzählte: Vor einiger Zeit soll der Judentotschlag abgebrannt sein. Früher hat dort auch eine mächtige Kiefer gestanden, die war mit einem Kreuz gezeichnet.

Ich persönlich habe den Haufen am 1. Oktober 1897 erheblich ergänzt. Er besteht aus Wachholderreisig. Die Höhe betrug nur ca. 1 m. Man konnte den Haufen fast im Arm forttragen.

Will man den Judentotschlag aufsuchen, so verfolgt man am besten den verbotenen Weg (Fusssteig) der geradeüber vom Schützenhause vor der Lehmchaussee abgeht. Nach ca. 20 Minuten erreicht man die L.-Chaussee. Der Judentotschlag liegt ca. 200 Schritt vor der Stelle, an der die Lehmchaussee in Pflaster übergeht, rechts hart am Wege in einer weiten Mulde zwischen 2 Hügeln, die ca. 200 Schritt von einander entfernt sind. Weiter in den Wald hinein vertieft sich die Senke.

O. Monke.

Vom „Böten“, ein Beitrag zum Volksglauben in Berlin. Einer unserer rühmlichst bekannten Anthropologen, Herr Sanitätsrat Dr. Bartels, hielt im Berliner Verein für Volkskunde am 28. Dezember 1894 einen Vortrag über das Besprechen („Böten“) und die im Volksglauben üblichen Besprechungsformeln von den in den indischen Veden vorkommenden Heilssprüchen und von der Merseburger Zauberformel*) bis zu den neuesten Wendungen, wie sie im Volk jetzt noch umlaufen. Herr Geheimrat Dr. W. Schwartz machte darauf aufmerksam, dass es doch allezeit Zweifler gegeben und führte den isländischen Schwank an, wie der teufelsbannende Geistliche, der vergessen hat, dass „spiritus“ nach der 4. Deklination geht, dem Teufel zuruft: „abi male spirite“! (statt spiritus) und Satanas ihm antwortet, es falle ihm nicht ein, vor einem solchen elenden Lateiner auszufahren. Einen andern Belag bringt unser Berliner Dichter Heinrich Seidel (Sonderbare Geschichten, Leipz. 1891, S. 165). Ein Landmann bringt einer armen, ihm recht hexenhaft vorkommenden Frau halb aus Hohn das Verslein bei:

*) Verhochdeutsch:

Phol und Wodan fuhren zu Holze,
 Da ward dem Balders Fohlen sein Fuss verrenket;
 Da bötete Sinthgunt, Sunna ihre Schwester,
 Da bötete Frua, Folla ihre Schwester,
 Da bötete Wodan, so wohl er konnte,
 So zum Beinrenken, so zum Blutrenken,
 So zum Gliederrenken
 Bein zu Bein, Blut zu Blut,
 Glied zu Glied, so sie zusammengeleimt sind.

Joh. Matth. Firmenich, Germaniens Völkerstimmen giebt Bd. I, S. 137 folgende Erklärung: „Böten bezeichnet die Handlung, wenn die Heilung irgend eines Uebels durch Streichen, Hauchen und Besprechen versucht wird, namentlich bei der Rose. Das Besprechen besteht in Hinmurmeln abergläubischer Sprüche oder Formeln während des Streichens und Anhauchens des krankhaften Theils, also ein ländlich-sittliches Magnetisiren.“ F. führt ebendasselbst in einem scherzhaften altmärkischen Liede folgende Verse an:

„Böt, böt, böt!
 „Dei Kreih hett Föt,
 „Dei Kreih hett'n langen Start,
 „Dat du bald wedder beter ward!
 „Böt, böt, böt!
 „Helpt es nich, so schad't ok nich!“

Die gutgläubige alte vermissquente Person benutzt diesen unsinnigen Psalm mit bestem Erfolge und wird davon ganz wohlhabend. Der Landmann, ihr Lehrmeister, bekommt ein bösartiges Geschwür im Halse, der Arzt kann nicht helfen und die Ehefrau setzt nun ihrem immer mehr nach Luft „jappenden“ Manne zu, die alte Böt-Frau kommen zu lassen. Dem Tode nahe, vermag sich der Mann dessen nicht zu erwehren. Die Olsch kommt und plappert nun ihren Sermon mit der grössten Andacht her. Das ist dem Kranken denn doch zu arg, er muss trotz aller Todesgefahr laut auflachen, davon platzt das Geschwür und der Patient ist gerettet.

Nicht erwähnt hat Dr. Bartels, dass es noch neuerdings Ärzte gegeben hat und noch giebt, die bei ihren Patienten das Böten durch alte Frauen und Männer in gewissen Krankheitsfällen ausüben lassen. Das kommt nun auch in der Hauptstadt der Intelligenz vor.

Meine Mutter hatte sich vor vielen Jahren bei einem der den alten Berlinern noch erinnerlichen patriotischen Musikfeste, die mit allerhand Trara, Feuerwerk pp. im ehemaligen „Hofjäger“ an der Thiergartenstrasse (nahe der Friedrich Wilhelmstrasse) gefeiert wurden, durch plötzlichen jähren Schreck eine bösartige Gesichtsröze zugezogen. Das geschah also: in der Nähe meiner Mutter wurde ein lebendiger Adler, „Preussens siegreicher Aar“ versteckt gehalten und dann mit einem Knalleffekt an einer Schnur in die Höhe gezogen, so dass er seine Schwingen entfalten musste. Als dass grosse Tier unter gewaltigem Flügelschlagen mit einem Male sausend in die Höhe fuhr, alterierte sich meine Mutter, damals noch junge Frau, hierüber derart, dass sie von der geschilderten Krankheit jählings befallen wurde.

Sie wandte sich nun an den uns damals befreundeten berühmten Operateur Dieffenbach *) . Derselbe besah sich die Geschwulst, liess sich aber

„En junger Dokter was derbi
 „He leep so neben her,
 „Un schnöäkert, of nich doa un hi
 „För äm ook Kundschaft weer.
 „Mücht ick an siene Stelle sien,
 „Mit Böten füng ick an;
 „Gliiek seet ick in de Wulle drin,
 „Dat näbrt jitzt sienen Mann.“

Das Wort „böten“, ahd. puozan, ags. bêtan, nhd. büssen ist „emendare“ (ausbessern) aber auch „mederi“ (heilen). Vgl. Grimm. Myth. 866, N. 304, 305. Es ist in der Mark, Altmark und Westfalen üblich, scheint aber in manchen norddeutschen Gegenden, z. B. Neuvorpommern, ungewöhnlich zu sein.

*) Johann Friedrich Dieffenbach, geb. 1792 zu Königsberg in Ostpr., wurde 1830 dirigierender Arzt am kgl. Charité-Krankenhaus, 1840 ordentlicher Professor und Direktor der chirurgischen Universitäts-Klinik zu Berlin. † am 11. November 1847. Eine Strasse Berlins ist nach ihm, der als der grösste deutsche Chirurg galt, benannt.

auf weiteres nicht ein, schickte vielmehr seine „kluge Frau“ zur Patientin, um die Rose zu besprechen. Dies geschah und die Krankheit verschwand nach ein paar Tagen vollständig ohne weitere Behandlung. Diese Böt-Frau Dieffenbach's erfreute sich einer gesegneten Kundschaft, es war ihr aber, wie ich hörte, verboten, zu verraten, dass sie von Dieffenbach geschickt wurde.

Eingeschaltet werde, dass im allgemeinen die Regel gilt, bei Männern das Böten durch Frauen, bei Frauen durch Männer besorgen zu lassen. Ausnahmen sind aber nicht gerade unstatthaft, nur muss man sich gefallen lassen, zu hören, dass wenn in dergl. Fällen das Böten nicht hilft, die daselbe besorgende Person kein Vorwurf trifft.

Die Anwendung des Böten, besser gesagt der Glaube daran, ist mir neuerdings noch bei einem andern angesehenen Arzte, dem 1889 zu Greifswald verstorbenen dortigen Universitäts-Professor und Dozenten für die Staatsarzneikunde, Dr. Haeckermann, vorgekommen. Dieser erklärte mir die Wirkung als die der Suggestion. Hiermit trifft man den wissenschaftlichen Kern der Sache. Dass man durch Suggestion einzelne bestimmte Krankheitserscheinungen heilen kann, wird nicht länger ernstlich bestritten werden dürfen und damit kommt der alte Volksglaube vom Böten und von der Heilkraft des Bötens in gewissem Umfange unzweifelhaft wieder zu seinem Rechte.

E. Friedel.

Meer-Rettig (*Cochlearia armoracea*). Über die Entstehung, Bedeutung und Schreibweise dieses Pflanzennamens sind im verflossenen Jahre recht interessante Untersuchungen angestellt worden. Nach meiner Auffassung liegt die Sache sehr einfach. Pflanzen werden vielfach nach ihren inneren oder äusseren Eigenschaften benannt. Diese im Spreewalde stark gebaute Pflanze beisst wie Rettig. Ihre Wurzel (das Essbare ist die Wurzel) gleicht der Möhre. Ursprünglich wird sie wohl „Möhren-Rettig“ zum Unterschiede von dem schwarzen und weissen Rettig genannt worden sein, da die Farbe das Unterscheidungsmerkmal nicht mehr abgeben konnte. Daraus wurde „Möhr-Rettig“ und überall wo eine den Diphthongen abholde slavische Bevölkerung vorherrschte „Mehr-Rettig“. In Lübbenau z. B. sagt man: „Merredich“. Möhre kommt aber wieder von dem Moorboden, auf dem sie mit Vorliebe wächst und das thut auch der Meerrettig.

K. Altrichter.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Demminerstrasse 34. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.

14 (5. ordentl.) Versammlung des VI. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 5. Januar 1898, abends 7 $\frac{1}{2}$ Uhr

im Bürgersaale des Rathauses.

1. Der II. Vorsitzende Geheimrat E. Friedel begrüsst namens des Vorstandes die Mitglieder und Gäste zur Jahreswende, teilt die Hauptvorträge bis zum Mai k. J. mit und bittet um rege Beteiligung an den Sitzungen.

2. Herr E. Friedel legt das soeben erschienene I. Heft der „Mittheilungen aus dem Museum für Deutsche Volkstrachten und Erzeugnisse des Hausgewerbes zu Berlin C., Kloster-Strasse 36, herausgegeben von dem Vorstande des Museums-Vereins. Berlin 1897, Druck von Rudolf Mosse in Berlin“ vor. Darin bespricht unser Mitglied, Herr Sökeland, hausgewerbliche Gegenstände aus Westfalen und Professor Eugen Bracht Volksthümliches aus dem Hümmling, beides gediegene Abhandlungen, die mit wohl gelungenen Abbildungen ausgestattet sind. Da der Sammelkreis dieses Museums auch die Provinz Brandenburg umfasst, so erregt dasselbe auch unser Interesse und werden die dort aufgespeicherten Schätze der Beachtung bestens empfohlen. Zu bedauern bleibt es, dass dieselben nur gegen Zahlung von 50 Pfg. zugänglich sind, was einem regeren Besuch Abbruch thut.

3. Herr E. Friedel lässt eine mit fünf Abbildungen geschmückte Schrift umlaufen: „Hans Ferdinand Massmann. Sein Leben, seine Turn- und Vaterlandslieder. Zur Erinnerung an seinen hundertsten Geburtstag herausgegeben von Professor Dr. C. Euler und Dr. R. Hartstein“. Berlin-Charlottenburg. Verlag von Richard Heinrich 1897. 176 S. 8^{vo}. — Unser 2. Beisitzer Schulrat Dr. Carl Euler schilderte uns, bemerkt Herr Friedel, bei der Versammlung der „Brandenburgia“ auf dem Königlichen Turnplatz in der Hasenhaide am 9. Oktober 1897 (Monatsblatt VI, S. 257 flg.) u. A. auch die Verdienste Massmanns um das Turnwesen und äusserte die Hoffnung, dass es bald gelingen möge, diesem vortrefflichen Manne ebenfalls ein Denkmal auf dem Turnplatz zu errichten, etwa in der Ausstattung des

rechts am Aufstieg belegenen Denkmals für den Professor Ferdinand Voigt, als Seitenstück hierzu links. Hierzu will die Eulersche Schrift beitragen, die mit warmer Begeisterung für die mannhafte Turnkunst und mit pietätvoller Liebe für Massmann geschrieben ist, welcher zu Berlin, Mohren-Strasse 36, am 15. August 1797 geboren, in Muskau bei seinem Sohn Berthold am 3. August 1874 verstarb. Als Teilnehmer an dem Wartburg-Fest im Herbst 1817 wurde Massmann in die Demagogen-Verfolgungen, welche zwei Jahre darauf die Aufhebung der Deutschen Burschenschaft und die Schliessung der Turnplätze zur Folge hatte, verwickelt. Von 1827 ab übersiedelte Massmann nach München, wo er die Leibesübungen des Kadettenkorps mit Erfolg leitete und 1829 den ersten bayerischen Turnplatz in München einrichtete. Aus Dankbarkeit ist Massmann hier auf dem weiten Turnplatz des Oberwiesenfeldes am 24. Juli 1876 ein Denkmal aus Tuffstein und Marmor mit der Inschrift enthüllt worden: „Dem dauernden Andenken an den Königlichen Universitätsprofessor Hans Ferdinand Massmann, geboren den 15. August 1797, gestorben den 3. August 1874, dem ersten und langjährigen Lehrer der Turnkunst in München, dem Begründer dieser Anstalt errichtet“.

Seit 1841 schwebten bei der preussischen Regierung Verhandlungen mit Massmann wegen der Wiedereinrichtung des Turnwesens; 1843 wurde er zu diesem Behufe nach Berlin berufen und der neue Turnplatz, da der alte Jahnsche Turnplatz während der Turnsperre eingegangen war, nördlich und unterhalb desselben, so wie er noch heut liegt, nach Art des Münchener Turnplatzes 1844 eingerichtet. 1845 begründete das Unterrichtsministerium nach Massmanns Vorschlägen die Turnlehrer-Bildungsanstalt.

Daneben war er als akademischer Professor an der hiesigen Universität thätig; er las Gotisch, Althochdeutsch, Mittelhochdeutsch, Tacitus Germania u. dgl. Ich habe bei ihm Ende der fünfziger Jahre die Vorlesung über das Nibelungenlied gehört und entsinne mich noch, wie sein allerdings auf dem germanistischen Gebiet viel bedeutenderer Amtsgenosse Moriz Haupt ihn ungeniert angriff. „Wenn Sie Unsinn hören wollen, gehen Sie doch nebenan!“ dabei deutete der von den Studenten „der grobe Haupt“ genannte Kollege nach dem Auditorium, worin Massmann las. Freilich war Haupt ein Streithahn ersten Ranges. Euler spielt noch auf die heftigen Angriffe Heinrich Heines wider unsern Massmann an. Ich finde in dem Bären-Epos Atta Troll die Verse, die sich auf Trolls und Munmas Junge beziehen:

Wohlgelockte Bärenjungfrau'n,
Blond von Haar, wie Pred'gerstöchter;
Braun die Buben, nur der Jüngste
Mit dem einzigen Ohr ist schwarz.

Dieser Jüngste war das Herzblatt
Seiner Mutter, die ihm spielend
Abgebissen einst ein Ohr;
Und sie frass es auf vor Liebe.

Ist ein genialer Jüngling,
Für Gymnastik sehr begabt,
Und er schlägt die Purzelbäume
Wie der Turnkunstmeister Massmann.

Frisch und frei und fromm und fröhlich,
Ist verhasst ihm alle Seife,
Luxus des modernen Waschens,
Wie dem Turnkunstmeister Massmann.

Diese in jeder Beziehung bezüglich unsers Turnmeisters ungerechten Verse stammen etwa aus der Zeit von 1841 bis 1842. Viel schlimmer lautet es in dem von Heinrich Heine 1853 bis 1856 gedichteten Liede „Die Menge thut es“, wo geschildert wird, wie Massmann in der Bier-seligkeit von seinen eigenen Turnern geprügelt wird:

Und der Massmann mit der platten Nas',
Hat Massmann noch nicht gebissen ins Gras?
Ich will es nicht wissen, o sagt es mir nicht,
Wenn er verr . . . — ich würde weinen.
O mag er noch lange im Lebenslicht
Hintrippeln auf seinen kurzen Beinchen,
Das Wurzelmännchen, das Alräunchen
Mit dem Hängewanst! O diese Figur
War meine Lieblingskreatur
So lange Zeit — ich sehe sie noch —
So klein sie war, sie soff wie ein Loch,
Mit seinen Schülern, die bierentzügelt
Den armen Turnmeister am Ende geprügelt.

In noch roherer Weise geht es zwölf Verse weiter. Die drollige Figur Massmanns ist hier in boshafter Weise kladderadatschartig karrikiert. Allerdings erregte das Äussere Massmanns, der altväterische Rock, der ungestärkte grosse über den Rockkragen geschlagene Hemdkragen vielfach die Spottlust. Ich war mit zwei Söhnen Massmanns, die, irre ich nicht, Friedrich und Dietrich hiessen, auf dem hiesigen Friedrich Werderschen Gymnasium einige Jahre zusammen; Friedrich, der ältere, war in einer höheren Klasse, Dietrich mit mir ungefähr gleichaltrig und in der nämlichen Klasse; beide waren durch den Vater genötigt, dieselbe altertümliche jahn-massmannsche Normaltracht zu tragen und wurden dieserhalb weidlich belächelt. Allerdings mehr hinter dem Rücken, denn sie hatten schwere Fäuste und würden jedem, der sie offen verhöhnt, mit einer tüchtigen „Jahnschen Tachtel“ gelohnt haben.

An diesen Äusserlichkeiten allein kann aber die eingewurzelte Abneigung zwischen Massmann und Heinrich Heine nicht gelegen haben. Sie waren beide fundamental verschiedene Naturen, wenn auch darin eins, dass sie sich gegen die bestehenden Zustände auflehnten. Während Massmann durch ein geträumtes Ideal altdeutscher Biederkeit die deutsche Jugend, gleich Jahn, gewissermassen atavistisch und tugendbündlerisch wieder beleben wollte und deshalb in den Verdacht demagogischer Umstürzerei geriet, blickte Heine mit dem sog. jungen Deutschland wie fasziniert auf den gallischen Nachbar und suchte nach der Juli-Revolution eine Verbesserung unserer Zustände nur in der Nachahmung des Jahn und Massmann so überaus zuwideren Franzosentums. „Die Freiheit ist eine neue Religion, die Religion unserer Zeit. — Die Franzosen sind aber das auserlesene Volk der neuen Religion, in ihrer Sprache sind die ersten Evangelien und Dogmen verzeichnet, Paris ist das neue Jerusalem, und der Rhein ist der Jordan, der das geweihte Land der Freiheit trennt von dem Lande der Philister“. Mit solchen Worten beschloss bereits 1828, also schon vor der Juli-Revolution, Heine seine „Englischen Fragmente“. Bei so gegensätzlichen Standpunkten bedurfte es nur eines geringen Anstosses, um Heine und Massmann zu unveröhnlichen Feinden zu machen. Wahrscheinlich jedoch ist dieser Anstoss zunächst nicht litterarischer, sondern persönlicher Natur gewesen, und hat Massmann mutmasslich die hochgradige Eitelkeit Heinrich Heines irgend einmal verletzt. Da Massmann sich hierüber ausgeschwiegen, so kann nur ein ungefährer Zufall einsmals vielleicht die Sache aufklären. Litterarisch hat Massmann jene boshaften Angriffe Heines, obwohl er diesen viele Jahre überlebte, niemals vergolten; er war dazu eine zu biedere und im guten Sinne vornehme Natur.

Am 19. Juli 1877 erfolgte auf dem Friedhof zu Muskau die Enthüllung eines Denkmals für unsern Turmeister auf dessen Grab. Auf dem 2 $\frac{1}{2}$ Meter hohen Obelisk von Syenit ist das bronzene Reliefbild des Verblichenen eingelassen; darunter die Inschrift:

„Hans Ferdinand Massmann, geboren am 15. August 1797
gestorben am 3. August 1874“.

Auf der Rückseite die Worte: „Gewidmet von seinen Freunden und Turngenossen“.

Herr Hartstein hat die wichtigsten Turn- und Vaterlandslieder Massmanns, die noch jetzt in den Kreisen des vierfachen F gesungen werden, für die Verehrer des Meisters beigefügt, auch sonst an dem Buch vielfach mitgearbeitet.

Man kann es eine Ehrenpflicht Berlins und der Berliner nennen, dass Massmann auch auf dem jetzt ältesten, von ihm eingerichteten berlinischen Turnplatz, da, wo Euler es bezeichnet, ebenfalls ein Denk-

stein errichtet werde. Möge die Schrift der Verfasser dazu beitragen, dass das Denkmal recht bald entstehe.

4. Herr E. Friedel hält einen Vortrag:

Über primitive Nahrungsmittel aus dem Pflanzen- und Tier-Reich (Brot, Butter und Käse, Schnecken und Muscheln).

A. Primitive Pflanzenkost.

Das Brot.

Die Brotnahrung erscheint in der ursprünglichsten Form als die noch halbreife Kornähre, die ausgeraut und verzehrt wird, wie die Jünger Christi an einem Aftersabbath, da sie mit dem Heiland durchs Getreide gingen, Ähren ausrauten, sie mit den Händen rieben und die Körner zum Ärgernis der Pharisäer assen (Evang. Lucae, 6, 1). Auf diese Weise mag der Urmensch zuerst zufällig bei einer korntragenden Grasart zum Genuss der Brotfrucht veranlasst und dahin geführt worden sein, um sich dieses Nahrungsmittel in Menge beisammen zu verschaffen, die reifen Körner auszusäen.

Die reifen Körner selbst vermochte er aber nicht zu geniessen; der Urmensch wird aber am Feuer bemerkt haben, wie dieses die harten, reifen Getreidesamen brüchig und weicher macht. So entstand die Erfindung des Getreideröstens. Sängen nennt die lutherische Bibelübersetzung das geröstete Korn*). Dergleichen Sängen oder Getreideähren, welche das Alte Testament öfter erwähnt, wurden zerkleinert zu einem Speisopfer der ersten Früchte nach 3. Moses 2, 14 am Osterfest geopfert, wobei man sich erinnern wolle, dass der Weizen in Palästina schon im April reift.

Aber auch die Sängen sind noch kein Brot, sobald aber die Sängen zerstossen, mit Wasser zu einem Brei gerührt und gesalzen werden, kommen wir dem Brote näher und es entsteht das letztere, wenn dieser Brei auf heissen Steinen zu einem flachen Kuchen oder Fladen ausgebacken oder geröstet wird.

Es ergibt sich dann, in Folge der aufweichenden Eigenschaft des Wassers, leicht, dass das Rösten der harten Getreidekörner unnötig ist, dass vielmehr viel besser zum Verbacken sich die hart ausgereiften, ungerösteten Körner, zerstampft, zerrieben, zermahlen, eignen. Damit

*) Die Sänge ist ein Ährenbüschel, die Körner darin reif oder nahe zu reif. Grimm, Wörterbuch S. 1789. Luther 3. Mos. 2, 14 übersetzt: „und assen vom getreide des Lands, nemlich ungeseuert brot und sängen“ (andere Lesart: „versengete ehren“. Frischbier 2, 247: „das Korn ist schon in der Sänge, sagt man in Preussen, wenn der Roggen anfängt, Körner anzusetzen“. Das Zeitwort sängen bedeutet, Getreide schneiden und in Garben binden. „Wenn das getraid säng wird, so soll man sängen an einem mittage“. Dies setzt wiederum den Begriff der Reife des Korn in der Sänge (Garbe) voraus. Grimm, weisth. 3, 582.

haben wir das wirkliche und eigentliche Brot der Urzeit und unserer Vorfahren. An diese ursprünglichste Herstellung erinnert das heilige Gebäck der Israeliten, Mazze, Mazzeth, Mazzoth genannt, welches noch heut um Ostern zur Erinnerung an den Auszug aus Egypten (2. Mosis, 12, 15 flg.) verzehrt wird, flache scharf gebackene und leicht zerbröckelnde Weizenkuchen, kreisrund, fast papierdünn, ohne Krume, ungesäuert, d. h. ohne Gährungspilze (Sauerteig, Hefe, Gest, Bäreme) und zur Erinnerung an die einfachen Urzustände des auserwählten Volkes Gottes hergestellt. Wenn bei den strenggläubigen Israeliten Mazze gebacken werden soll, muss zuvor alles Gerät, welches mit gesäuertem Brot in Berührung kam, mit heissem Wasser ausgewaschen und dieses dadurch erhitzt werden, dass man glühende Steine in das betreffende Gefäss thut, eine Sitte, welche auf die altertümlichsten Urzustände des Volkes schliessen lässt.

In ähnlicher Weise werden noch jetzt Brotfladen bei vielen halb-zivilisierten oder wilden Völkern hergestellt, wie wir das auf den ethnologischen Schaustellungen von solchen in Berlin, z. B. in der Kolonial-Ausstellung gelegentlich der hiesigen grossen Gewerbe - Ausstellung im Treptower Park 1896 öfters zu bemerken Gelegenheit gehabt haben.

Die Herkunft unserer gewöhnlichen Brotfrüchte ist zum Teil noch völlig dunkel. Als auf Mosis Gebet (2. Mosis 9, 31) der Hagel die Fruchtfelder der Egypter verwüstete, heisst es: „Und der Flachs und die Gerste wurden geschlagen; denn die Gerste hatte Ähren und der Flachs Knoten gewonnen; aber der Waizen und Spelt* ward nicht geschlagen, denn es war spät Getraide“. Zwei unserer häufigsten Brotgräser, Roggen und Hafer, vermögen bis jetzt ihren Stammbaum nicht auf den Ursitz zurückzuführen.

Die Herstellung des Brotes bei den afrikanischen Wilden schildert u. A. der Missionar Livingstone in seinem Bericht über den Zambese und seine Zuflüsse anschaulich wie folgt:

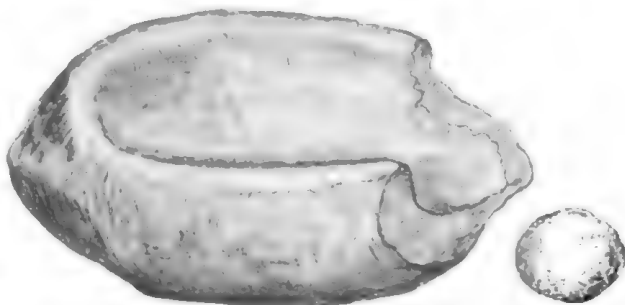
„Die Mühle der Mangajas, Makalolos, Landinos und anderen Völkerschaften besteht aus einem Granit- oder Syenit-Block, mitunter Glimmerschiefer, 15 bis 18 Zoll lang bei 5 bis 6 Zoll Dicke und aus einem Stück Quarz oder einem ähnlich harten Gestein, von der Grösse eines halben Mauersteins. Die Oberfläche des Mahltrogs ist in dem un-

*) Spelt, Spelz (*Triticum Spelta* L.), nicht „Roggen“, wie Luther irrig übersetzt, eine Kornart, welche die alte Welt nicht kannte, war das gewöhnliche Brotkorn der Egypter. Die von Moses erwähnte Bemerkung trifft noch heut für Egypten zu, wo Flachs und Gerste im 6. Monat nach der Saat, im März, Weizen und Spelz dagegen im 7., dem April, reif werden. Somit fiel der Hagel im Februar. Im April habe ich die Weizenernte in Tunesien, im Mai auf Sizilien und bei Capua unweit Neapel gesehen. Vgl. über geröstetes Korn (Grünkorn, Spelz) meine Angaben im Monatsheft III, S. 318 u. Paul Ascherson, IV, S. 40.

beweglich liegenden Stein ausgehöhlt. Wenn die Frau Korn zu mahlen hat, kniet sie, ergreift mit beiden Händen den konvexen Mahlstein und führt ihn in der trogartigen Höhlung hin und her, etwa wie ein Bäcker, wenn er seinen Teig presst und vor sich ausrollt. Die Müllerin drückt dabei mit voller Kraft auf den Mahlstein und schüttet von Zeit zu Zeit frisches Korn in den Trog. Dieser ist nach vorn geneigt, der Art, dass das Mehl von selbst herunterfällt und zwar in ein zur Aufnahme vorbereitetes Tuch“.

Ganz ähnlich sind die Mühlen der neolithischen Stein- und der

Bronze-Zeit, wie sie in Deutschland, häufig genug auch in unserer Provinz Brandenburg vorkommen. Siehe die Abbildung: Mahltrog und Mahlstein.



Johann Beckmann in seinen „Beyträgen zur Geschichte der Erfindungen“, Band II, 1788, S. 2 hält den Mörser (*έλιμος*, *pila*) und die Keule (*ύπερος* oder *ύπερον*, *pistillus* oder *pistillum*) für die älteste Brotmühle; ich glaube aber, sie war mehr ein Notbehelf da, wo man nicht über geeignete Steine verfügte, denn diese sind doch wirksamer und von der Natur fertig geliefert, während Mörser und Keule doch schon mehr eine künstliche Herstellung voraussetzen. Auch einzelne Tiere (Affen) bedienen sich der Steine zum Zerschlagen, z. B. von Nüssen.

Bei den klassischen Völkern wird der Reibestein mit dem Kornquetscher und der Mörser mit der Stampfkeule durch die Handmühle mit einem unteren festgestellten und einem oberen beweglichen Stein, dem Läufer, abgelöst, in welchen Läufer ein Loch für den zum Drehen dienenden Handgriff eingemeißelt ist. Diese Arbeit war eine schwere und nur von niedrigen Personen geübt, daher der Herr durch Moses (2. Moses 11,5) sagen lässt: Alle Erstgeburt in Egyptenland soll sterben, von dem ersten Sohne Pharao's bis an den ersten Sohn der Magd, die hinter der Mühle ist“. — Gleichzeitig wurde die Handmühle als das zum Lebensunterhalt notwendigste Gerät angesehen. Deshalb die Bestimmung: Du sollst zum Pfande nehmen weder die beiden Mühlensteine noch auch nur den Läufer, denn der Mann setzt Dir damit sein Alles zum Pfande. 5. Mos. 24, 6. Herr Ferd. Meyer legte hierzu das Modell einer Handmühle vor, wie sie noch jetzt von der semitischen Bevölkerung in Palästina gebraucht wird.

In der wendischen Zeit kommen bei uns schon Handmühlen vor, zwei Steine, die mit der Hand von Frauen und Sklaven gedreht wurden und bereits einen bedeutenden Fortschritt in der Fabrikation bedeuten.

Im Feuer geplatze Steine, die für das Brotbacken zeugen, haben sich bei jenen primitiven Mahlvorrichtungen in unserer Gegend recht häufig gefunden, ebenso Kohlen und Aschenreste, dagegen anscheinend keine Brotreste, auch nicht in Torfmooren, was aber wohl nur an der Unkenntnis unserer Torfgräber und dem geringen Interesse liegt, welches die Torfgräbereibesitzer gewöhnlich für dergleichen Gegenstände leider bei uns an den Tag legen.

Aber erst die christlich-deutschen Einwanderer führen bei der Regermanisierung des Wendlandes die Wassermühlen, d. h. die ersten mit Maschinenkraft getriebenen Mühlen ein, und so wichtig, so bedeutsam sind diese Einrichtungen, dass sich sogar die Gründung von Städten an diese Wassermühlen anknüpft. Keine geringere Stadt, als diejenige, in der wir uns befinden, der Vorort des deutschen Reichs, verdankt seine Umwandlung aus einem wendischen Fischerdorf in eine deutsche Stadt den Wassermühlen, welche zur Mehlbereitung an dem quer durch die Spree errichteten Mühlendamm errichtet wurden, der gleichzeitig zwei Landschaften, den Teltow und den Barnim, und dereinst zwei Städte Berlin und Kölln an der Spree mit einander verbinden sollte.

In jener primitiven Weise ist auch das Brot aus den Pfahlbauten der Schweiz, jüngeren Steinalters, hergestellt, ohne Hefe. Ich lege Ihnen Proben vor, die Herr Jacob Messikomer in Wetzikon bei Zürich von seinem Pfahlbau zu Robenhausen dem Märkischen Museum mitgeteilt hat. Diese Brote waren kreisrund flach, fladenartig, 4 bis 5 Zoll im Durchmesser, also wie die auf sehr frühe Zeiten zurückbeziehbaren Berliner Salzkuchen, die im Volksmunde „Schusterjungen“ heissen und aus den bei der Brotbereitung übrig bleibenden Teigresten, allerdings jetzt mit Hefe, hergestellt werden. Hierzu sind von den Pfahlbauern drei Weizensorten (*Triticum vulgare antiquorum*, *Tr. vulgare compactum* und, was besonders interessant, der egyptische [Mumien-] Weizen *Tr. turgidum*) verwendet worden. Das Brot war also ohne Krume, ähnlich dem Schiffszwieback, nur viel gröber.*) In anderen Fällen hat man die Körner geröstet, grob zwischen Steinen zerstampft und leicht angefeuchtet gegessen, wofern man sie nicht in grossen irdenen Töpfen verwahrte. Nur Weizen und Hirse scheint man zur Brotbereitung verwandt zu haben. Auch die von mir erwähnten Sagen kommen in den Pfahlbauten vor. Und zwar die dichte sechszeilige Gerste (*Hordeum hexastichum densum* L.), unterschieden von unserer gemeinen Gerste (*H. vulgare* L.) durch die Zahl der Zeilen und kleineren

*) Vgl. Sir John Lubbock: Die vorgesch. Zeit. Deutsch. von Passow, I. 206 flg. — Fr. v. Hellwald: Der vorgesch. Mensch. 2. Aufl. 1880, S. 578 flg. — N. Joly: Der Mensch vor der Zeit der Metalle. Lpz. 1880. S. 245 flg.

Körner. *) Bei der dichten sechszeiligen Gerste schliessen sich die Hülsen dicht um das Korn, und würde es schwerer gewesen sein, sie von einander zu trennen, dagegen lassen sich in den Sengen d. h. den gerösteten Ähren die Körner leicht von einander trennen. Das grobe Weizenbrot aus den Pfahlbauten, der sogenannte Pfahlbaupumpnickel, lässt sich nach Prof. Robert Hartmann mit dem recht groben Weizenkuchen vergleichen, das den ägyptisch-senaarischen Truppen als eiserner Bestand gereicht wird und das auch vorkommende Hirsebrot mit dem Durrahbrote der Kordofaner und Funji. Es scheint ausser Zweifel, dass das Backen des Brotes dadurch bewerkstelligt ward, dass man den Teig auf heisse Steine legte und mit glühender Asche bedeckte, wie es in der Edda heisst: „Da nahm Edda einen Laib aus der Asche, schwer und klebricht und voller Kleien“. Die Poren im steinzeitlichen Brote sind ganz klein und dicht zusammenstehend, ein Beweis, dass es, wie ich schon andeutete, keine eigentliche Krume besass, zwiebackähnlich war und dass man damals noch nicht verstand, das Brot durch Gährung zu treiben. Eine gewisse Raffiniertheit spricht sich gleichwohl schon damals darin aus, dass man dem Hirsebrot stets einzelne Körner von Weizen und von Leinsamen beimengte. **) So entstanden Brotkuchen von nur 2 bis 4 cm Dicke, rundlich, in der Mitte etwas vertieft oder durchlöchert, um die Kuchen auf Stangen zu schieben oder zusammenzubinden. Auch hier bestand der Teig nicht aus Mehl, sondern aus mehr oder weniger zermalnten Getreidekörnern. Man kann darin noch viertel, halbe, ja ganze Körner erkennen, desgleichen Kleie und Halmstückchen. Nicht viel besser wird das vorbeschriebene Livingstonesche Negerbrot aussehen und schmecken.

Das grobe Gefüge des urzeitlichen Brotes, seine Härte, die unwillkürlichen Beimengungen von Kleie, Halmen, Asche, Steinchen und Sand setzten nicht bloss leistungsfähigere Mägen als die des modernen Über-

*) Nach de Candolle wurde *Hordeum hexastichum* von den Hellenen und Römern angebaut. In Bezug auf das geröstete Getreide sagt L. Figuiet: *l'Homme Primitif*, Paris 1870, p. 326: „Les grains étaient grillés avant le broiement, puis déposés dans des vases légèrement mouillés. On les mangeait en cet état. Il paraît qu'à l'époque de la conquête des îles Canaries par les Espagnols, les indigènes préparaient les céréales de cette façon, et qu'aujourd'hui encore la plus grande partie de la population des mêmes parages se nourrit avec des grains torréfiés“. Dies aus Sengen hergestellte kanarische Mehl heisst Gofio und ist auch in Berlin käuflich.

**) 2 Sorten Hirse kommen in den Pfahlbauten vor, Rispenhirse (*Panicum miliaceum* L.) und Kolbenhirse, Fennech, Fennich (*Setaria italica*). v. Hellwald a. a. O. u. Fr. Ratzel, *Vorgeschichte des europ. Menschen*. 1874. S. 193. Der erwähnte Leinsamen ist nicht von unserm Flachs (*Linum usitatissimum* L.), sondern der im Mittelmeergebiet heimische *Linum angustifolium*, den auch die Ägypter benutzten. (Nach Osw. Heer: die Pflanzen der Pfahlbauten.)

kulturmenschen, sondern auch kräftigere natürliche Esswerkzeuge voraus. Über die Art des Brotessens belehren uns die Schneidezähne der uralten Schädel aus der Schweiz, Frankreich, Belgien, Skandinavien und Deutschland. Sie zeigen uns, dass die betreffenden Völker sich damals in diesem Punkte im Grossen und Ganzen von uns recht erheblich unterschieden. Ihre Schneidezähne zeigen nämlich, bei älteren Personen, keine scharf zulaufende, sondern eine plane Oberfläche ähnlich den Backen- oder Mahlzähnen. Diese Besonderheit ist durch die mahlende oder schrotende Bewegung der Kiefern beim Kauen des groben Brotes hervorgerufen. Beim Kauen setzten die Urmenschen beide Kiefer derartig gerade aufeinander, dass die Schneidezähne meisselartig genau aufeinander passten, während die Mehrzahl der modernen Kulturmenschen die oberen gegen die unteren Schneidezähne scheerenartig kreuzt; man kann jene alten Brotesser daher Meisselbeisser, die modernen Brotesser dagegen Scheerenbeisser nennen. Wahrscheinlich hatten auch die alten Ägypter diese noch heut zu Tage bei den allerdings mehr von tierischer Kost lebenden Eskimos und Grönländern die Regel bildende Art des Essens. Dadurch nutzten sich die Schneidezähne allmähig wie bei den alten Pferden ab, mitunter bis auf die Wurzel und, für uns beinahe unbegreiflich, der Regel nach ohne hohl und kariös zu werden. Einen solchen Schädel, den fälschlich so benannten Mammuthmenschen, gefunden auf dem Kiesgrubengelände unseres Mitgliedes Franz Körner, wahrscheinlich einem Wenden, etwa aus der Zeit zwischen 1000 und 1100 n. Chr. angehörig, habe ich in der „Brandenburgia“ am 22. August 1885 erörtert („Brandenburgia“ IV, 162 flg.).

Erhalten hat sich das harte fladenartige Brot der Urzeit noch in manchen Teilen der Schweiz und Süddeutschlands, besonders aber in Schottland, Norwegen, Schweden, Bornholm und Island. In den schottischen Hochlanden wird noch jetzt primitives Brot aus Gerste, Hafer und Buchweizen bereitet. In verfeinerter Gestalt erhält man es zum Frühstück in den schottischen Gasthöfen als oat-cakes und buckwheat-cakes. Auf Island, den Färoer, den Lofoten und in manchen Teilen von Norwegen hat man noch das altnordische Brot, wie es Karl Weinhold, „Altnordisches Leben“, Berlin 1856, S. 149 schildert: „Man buk es aus Gerste, Roggen und Weizen. Die Bauern und die Ärmern machten es aus grob geschrotetem Korn und es wurde demnach dick und schwer; die Weizenbrote aber waren, wie unsre Kuchen, dünne Platten. Die Laibe wurden fest und hart gebacken und dann auf langen Vorrat aufgehoben, wie noch jetzt skandinavische Sitte ist. In den ärmeren und nördlicheren Gegenden wurde auch der Hafer zu Brot genommen“.

Noch jetzt ist das gewöhnliche Brot in Schweden und Norwegen das dünne fladenartige, leicht zerbrechliche, krumelose Knäckebröt,

welches als ein Delikatess-Spis-Knäckebröd auch nach dem Ausland verführt wird, leider aber bei uns in Berlin noch fast unbekannt ist, obwohl das Brot, wie Ihnen die heut Abend vorgelegten Proben aus Upsala in Schweden zeigen, äussert wohlschmeckend und gesund ist und sich trocken verwahrt unverändert Jahr und Tag hält. Die heut von mir hier vorgelegten Weizenfladen sind kreisrund, haben etwa 20 cm Durchmesser und in der Mitte ein 3 cm im Durchmesser haltendes Loch. Dgl. Knäckebröd wird auch derber und dicker aus Roggen für das Volk und den gewöhnlichen Hausgebrauch hergestellt.

Ähnliches Hartbrot ohne Krume ist auch bei uns sicherlich das älteste Brot gewesen und es haben sich Überlieferungen davon in einzelnen Teilen erhalten. So die flachen Brotkuchen, welche in der Niederlausitz hergestellt und mit Leinöl verzehrt werden und die Speckkuchen genannten Brotfladen der Altmark und Uckermark, woselbst man, um dies Hartbrot schmackhaft zu machen, Speckstückchen hineinbackt.

Unserm eifrigen Mitgliede Herrn Otto Monke verdanke ich flache Brotfladen von altertümlicher Form, welche seine Mutter in Lietzow bei Nauen, Kreis Osthavelland, vor einigen Tagen gebacken hat und die ich hier auslege. Herr Monke entsinnt sich, dass diese Brotkuchen aus Roggen- oder Weizenmehl auch noch dünner und flacher, dabei aber rösch gebacken, dem nordischen Knäckebröd also sehr ähnlich, hergestellt werden — vielleicht muss man bald sagen — wurden, denn die Sitte dieser Brotbereitung unserer Urmütter stirbt mit dem Hausbrot aus. In den kleinen Wirtschaften, ja auf den grossen Rittergütern verfallen die Backöfen mehr und mehr; das kunstgerechte Bäckerbrot, wenn es auch weniger kräftig und nahrhaft ist, verdrängt aus Gründen der Bequemlichkeit das Landbrot mehr und mehr, und ein Bäcker sucht den andern durch Feinbrotkünsteleien zu übertrumpfen, sodass vielleicht vor Ende des nächsten Jahrhunderts bereits die primitiven Brotbereitungen, von denen ich heute gesprochen und die ich durch Beweisstücke belegt habe, eine Sage geworden sein werden. — Mit unserer Erklärung, dass das älteste Brot, eben unser Hartbrot, Knäckebröd war, stimmt die Ableitung des Wortes, die nach Grimm von Brechen, Knicken herkommt, siehe Wörterbuch S. 399. Brod für Brot zu schreiben ist übrigens unhochdeutsch, obwohl es schon Schriftsteller des 16. Jahrhunderts, z. B. Alberus, thun. (Grimm a. a. O. S. 400.)

B. Primitive tierische Kost.

1. Die Butter.

Bei dem Wort Brot fällt dem Norddeutschen, überhaupt dem Nordgermanen unwillkürlich und von selbst das Wort Butter ein, aber

auch nur dem Nordgermanen, dem Süddeutschen und dem Südländer durchaus nicht.

In der That gehört zu den mancherlei auffallenden und schwerwiegenden Unterschiedlichkeiten zwischen Deutschland nördlich und südlich der Main-Linie nicht zum wenigsten die Art, wie die hier vertretenen Völkerschaften über die Butter denken. Einer der besten Kenner des Germanentums, der schon genannte Karl Weinhold drückt sich über die Sache a. a. O. S. 144 wie folgt aus: „Man kann behaupten, dass die Butter mit der wachsenden nördlichen Breite an Wert und Verbrauch wächst. Im Süden ganz durch Öl ersetzt, in den deutschen Alpen selten frisch genossen, sondern zu „Schmalz“ eingesotten und beim Kochen der Speisen verbraucht, beginnt erst in der Mitte von Deutschland die frische Butter die beliebte und fast unentbehrliche Zuspeise zu werden. In Skandinavien steigert sich dies noch. Keiner ging auf eine längere Reise über die Berge oder über See, ohne seinen Butterkorb (smiörhlaupr): die Abgeordneten zur Gerichtsversammlung erhalten Butter, Mehl und Malz zur Reisekost; Butternvorräte wurden in allen Höfen aufgeschichtet und machten einen grossen Teil des Volksvermögens aus. Als die deutschen Kaufleute auf die norwegischen Märkte kamen, haben sie vorzugsweise Butter aufgekauft. Ausser der Kuhmilch wurde und wird auch die Schafmilch verbuttert. Wie dort heute, so scheint man auch in älterer Zeit die Butter selten frisch, sondern nur alt und sauer genossen zu haben. Nachdem die Molken sorgsam ausgepresst sind, wird die Masse in besonders dazu gebauten Schuppen, die eine Länge von 30 bis 40 Fuss zuweilen haben, aufbewahrt und hält sich, nachdem sie in Säure übergegangen, gegen zwanzig Jahre. Je saurer, um so kräftiger schmeckt sie den Isländern; sie ist die belebende anreizende Zuthat zu den dünnen harten Broten und den trocknen Fischen“.*)

Neben den Nordgermanen haben besonders eifrig auch die nördlichen Kelten auf Irland der Butterbereitung obgelegen. Die Iren haben ebenfalls

*) In der Skida-Rima, einem satirischen Gedicht, das der Hofskalde des Königs Sigurd-Jorsalafars gemacht haben soll, wird erzählt, dass als Skidi die Freya zur Gemahlin haben und sich ausserdem noch eine Gnade von Odin ausbitten sollte, sei er, weil er ein elender, gemeiner isländischer Bettler gewesen, darauf verfallen, sich seinen mitgebrachten Kasten voll Butter auszubitten, welchen Wunsch Friggia nach Odins Befehl allsogleich erfüllte. Als nun Skidi im Hittardal einsam und verlassen erwachte, dachte er sogleich, dass er auch mit der Butter genasführt sein werde, fand aber zu seinem Troste den Kasten mit sehr saurer und kräftiger alter Butter, also mit dem unverkürzten Göttergeschenk gefüllt war. Vgl. Eggert Olafsen, Reise durch Island, § 43. Aus Norwegens Heidenzeit wird eines Geschenks an Schmeer (Sauer-Butter) gedacht, welches so gross war, als ein starker Mann tragen konnte und dies wird als ein gar ansehnliches Geschenk gepriesen. Torfaeus, histor. Norweg. P. I. 6, sect. 3, c. 2, p. 319.
E. Friedel.

die saure Pressbutter, da auch sie nicht frische Butter längere Zeit zu konserviren vermochten, bevorzugt. Man findet Überreste der altirischen Butter in jenen wunderbaren Torfmooren des Smaragdeilandes, welche ähnlich dem Wüstensand und der Wüstenluft Egyptens unzählige leicht vergängliche Dinge wohl bewahrt haben und bereits seit mehr denn hundert Jahren von kundigen Liebhabern und Gelehrten darauf hin kontrolliert und genau durchforscht sind, woran wir Brandenburger, welche die von den Linumer und anderen Torfstichen gebotenen Gelegenheiten leider in der sträflichsten Weise zum Schaden der Wissenschaft vernachlässigt haben, uns ein Beispiel für die Zukunft nehmen sollten. *)

In verschiedenen Mooren Irlands hat man Torf-Butter, Bog-Butter, von den Chemikern mitunter als „mineral-tallow“ bezeichnet**), ausgegraben, von welcher merkwürdigen Essware ich mehrere Stücke im Museum der K. Irischen Akademie zu Dublin gesehen habe. Die Butter ist in Folge vielhundertjährigen Lagerns im Torf in eine harte gelbliche Masse, ähnlich dem Leichenwachs (Adipocere) oder, angenehmer zu denken, ähnlich altem, trockenem Stilton-Käse verwandelt. Die Torfbutter wird gewöhnlich in Holzgefässen aus einem Stück, ähnlich Meth-Gefässen (methers) oder Fässchen (firkins) gefunden. Die Torfbutter wurde zuerst in Irland 1736 als Merkwürdigkeit erwähnt. Sie kommt gewöhnlich in grosser Tiefe und in alten festen Torfmooren vor, die zum Teil ins Altalluvium und den älteren Abschnitt der Neusteinzeit zurückreichen. Diese Butter ist entweder auf dem Grunde aufgestellt in damals jungen Mooren oder über der ältesten Torfschicht in späteren Zeiten, in beiden Fällen absichtlich, um die Butter zur Konservierung dem Einfluss der Moorsäure zu unterwerfen. Wahrscheinlich war auch diese Butter vorher gepresst, daher ihre grosse Festigkeit. Ein Stück der Museumssammlung wurde 9 Fuss unter der Oberfläche in Grallagh-bog bei Abbeyleix, Queen's County, ausgegraben. Ein anderes Stück, eine harte gelblich-weiße Masse, gleich altem Stilton-Käse und im Geschmack dem Walrath (Spermaceti) ähnlich, wurde in einem doppelhenkligen Gefäss, 9 Zoll hoch, 5 breit aus Weidenholz, gefunden, in Ballyconnel-bog, Grafschaft Donegal, 15 Fuss unter Terrain. Ein recht ansehnliches anderes Stück wurde 18 Fuss unter der Oberfläche in der Grafschaft Kilkenny ausgegraben.

Deutschland zerfällt wiederum, wie angedeutet, nach Nord und Süd gesondert bezüglich der Butter in zwei völlig verschiedene Gebiete, sowohl vom wirtschaftlichen wie kulturgeschichtlichen Standpunkt aus. Nicht einmal das Wort „Butter“ wird in Deutschland gleichmässig be-

*) Auch in schottischen und färoerischen Torfmooren ist Torfbutter gefunden worden.

**) Vgl. Wilde, Catalogue of the Antiquities of animal materials and bronze in the Museum of the Royal Irish Academy. Dublin, 1861, p. 267.

handelt, in Norddeutschland sagt man „die Butter“, in Bayern, in Österreich, Tirol, in der Schweiz, selbst in der Pfalz und in Franken „der Butter“ (mit langem u). Dabei wird das Wort im süddeutschen Sprachgebiet überhaupt seltener gebraucht, gerade wie das Nahrungsmittel selbst; man benutzt im Südwesten für Butter das Wort „Anke“, so schreibt Hebel in seinen alemannischen Gedichten für unsere süsse Maibutter „süsse Anke“. Man sagt dort auch für Butter „Schmeer“, dies ist das alte germanische Wort überhaupt für Butter, so im Skandinavischen noch heut „Smör“. Im Althochdeutschen heisst es z. B. *chuo-smero* d. i. Kuh-Schmeer, daneben hat man an Stuten-Schmeer, Schaf-Schmeer, Ziegen-Schmeer zu denken.

Das Wort Butter, gr. *βούτυρον*, lat. *butyrum*, it. *butiro*, *burro*, franz. *beurre*, provenc. *boder* ist jedenfalls ein fremdes Wort, wie der Gegenstand für die klassischen Völker selbst. Die Brüder Grimm (Wörterbuch) lassen aber eine Herleitung aus dem Griechischen, aus *βούτος* und *τύρος* zu (Galenus: *ἐκ τοῦ βοείου νομίζω βούτυρον καλεῖσθαι*), dagegen des Hippokrates Angabe, dass *βούτυρον* scythisch sei, dahingestellt. Die älteste Erwähnung der Butter dürfte im Herodot eben bei jenen Scythen (IV. 2. p. 281) vorkommen. Diese, sagt er, giessen die Pferd milch in hölzerne Gefässe, lassen solche von ihren geblendeten Knechten stark bewegen und schütteln und nehmen dasjenige ab, welches sich oben aufsetzt, indem sie dies für schmackhafter und schätzbarer als dasjenige erachten, welches sich darunter absetzt. Bald nach Hippokrates erzählt der Dichter Anaxandrides von der Hochzeit des Iphikrates und dem dabei in Thrazien gegebenen Gastmahl; da, sagt er, als etwas Ungewöhnliches, haben die Thrazier Butter gegessen.*)

Aristoteles erwähnt auffallend genug die Butter garnicht. Bei Strabo kommen drei Stellen mit Erwähnung der Butter vor: Die Lusitanier nahmen Butter statt Öl, die Aethioper dgl. und die verwundeten Elefanten schafften dadurch die Pfeile aus ihrem Körper fort und heilten sich, dass sie Butter — wo bekamen sie diese aber her? — tranken. Plutarch erzählt, dass eine Spartanerin zu Berenice, der Gemahlin des

*) Als hohes Alter für das Vorkommen der Butter bei den kultivierten Völkern des Altertums wird u. A. auch die häufige Erwähnung des Wortes Butter in der lutherischen Übersetzung des Alten Testaments (1. Mos. 18, 8; 5, 32, 14; Richter 5 25; II. Sam. 17, 29; Jesaias 7, 15, 22; Hiob 20, 17 u. 29, 6; Sprüche Sal. 30, 33) angeführt. Allein das ebräische Wort *Chamea* bedeutet Rahm, Milch, dicke Milch, aber nicht Butter. Vgl. Otto von Gerlachs Bibelwerk, Ausführung zu 1. Mos. 18, 8. — Wenn aus der Zeit der spanischen Eroberung der Kanarischen Insel erzählt wird man habe in alten Guanchen-Höhlen grosse Töpfe mit Butter gefunden, so kann der Thatbestand jetzt nicht mehr geprüft werden, es müsste denn eine noch unberührte Grotte eine derartige Untersuchung ermöglichen. Die Spanier selbst verstanden, wie wir weiterhin sehen werden, von der Butter herzlich wenig. Der Don Quixote des Cervantes schweigt darüber.

Dijotarus, gekommen wäre, dass die eine nach Salbe, die andere nach Butter gerochen hätte, und dass sie sich beide deswegen nicht hätten ausstehen können. Die Abessinierinnen salben sich noch heut mit oft ranzig riechender Butter reichlich ein. Nach Sidonius Apollinaris *carm.* 12 (um 450 n. Chr.) salbten die Burgunder ihre Haare mit saurer Butter: *Quod Burgundio cantat esculentus, infundens acido comam butyro.*

Dioskorides im 1. Jahrh. n. Chr. sagt: Gute Butter werde aus der fettesten Milch, dergleichen Schaf- und Ziegen-Milch sei, dadurch bereitet, dass man sie in einem Gefässe so lange bewege, bis sich der fette Anteil ausgeschieden habe. Dieser Butter schreibt er heilsame Eigenschaften bei. Zugleich meldet er zum ersten Male, dass man mit frischer Butter statt Oel die Gemüse bereiten, auch damit backen könne. — Galenus, welcher die Heilkräfte der Butter noch genauer auseinander gesetzt und bestätigt hat, merkt ausdrücklich an, dass die Kuhmilch die fetteste Butter gebe, viel weniger fett sei die Butter aus Schaf- und Ziegen-Milch, am wenigsten die aus Esel-Milch. Er bezeugt dabei seine Verwunderung, wie Dioskorides sage, dass Schaf- und Ziegen-Milch zum Buttern verwendet werde, und versichert, er habe sie selbst aus Kuhmilch machen sehen, er glaube auch, sie habe von eben dieser Milch ihren Namen. Man könnte, sagte er, die Butter ganz wohl zu Salbe brauchen, und wenn man Leder damit einschmiere, so wäre das ebenso gut, als wenn man Oel einreibe. Sogar bediene man sich in kalten Ländern, welche kein Oel hätten, der Butter in den Bädern, und dass sie ein wahres Fett sei, erkenne man auch daraus deutlich genug, dass sie, wenn sie aufglühende Kohlen gegossen würde, eine Flamme erzeuge.*)

Mit Galenus (geb. 131, † um 200 n. Chr.) kommen wir tief in die römische Kaiserzeit und man ersieht sowohl aus den griechischen wie römischen Schriftstellern, dass die Butter ihnen immer etwas ungewöhnliches gewesen und geblieben ist. Plinius schreibt die Erfindung der Butter daher auch gewiss ganz zutreffend den barbarischen Stämmen (XXVIII, 9. pag. 465) zu, wobei er höchst wahrscheinlich an germanische Völkerschaften gedacht hat. Die Griechen haben sie durch die Scythen, Thrazier und Phrygier, die Römer durch die Germanen, vielleicht auch die Nord-Kelten kennen gelernt. Weder die Griechen noch die Römer haben das Butter-Brot gekannt noch die Butter zum Kochen gebraucht. Marcus Gabius Apicius, ein berühmter Feinschmecker zur Zeit des Augustus und Tiberius, welcher die leckerste Tafel in Rom führte und sein Genie für die Kochkunst durch so bedeutende

*) Plinius, XXXVIII, 9 pag. 465 bemerkt: *in lacte fit et butyrum, barbarorum gentium lautissimus cibus, et qui divites a plebe discernant. Plurimum e bubulo, et inde nomen; pinguisimum ex ovibus. Fit et ex caprino, sed hieme, calefacto lecte. — Additur paululum aquae ut acescat, d. h. damit die Butter sauer wird.*

Erfindungen bekundete, dass sein Name zum Sprichwort ward und Kochkunst-Schulen nach ihm benannt wurden, kannte die Butter als Speise nicht und Cölius, der unter des Apicius Namen ein Kochbuch in zehn Abteilungen (*de arte coquinaria seu de obsoniis et condimentis*) geschrieben hat und das von Milch, Käse und Öl sehr ausführlich handelt, erwähnt die Butter garnicht. Johann Beckmann (*Beiträge zur Geschichte der Erfindungen*, 3. Bd., 1792 S. 270 flg.) giebt sehr richtig zwei Gründe für die Missachtung der Butter bei den klassischen Völkern an: einmal scheinen dieselben feste Tafelbutter garnicht, vielmehr nur eine halbflüssige, unansehnliche Butter bergestellt zu haben. Dann hatte man sich damals bereits gänzlich an den Gebrauch des trefflichen Speiseöls gewöhnt, welches letztere auch heut noch die Italiener, Spanier, Portugiesen und Südfranzosen der Butter bei weitem vorziehen. Auch hielten die klassischen Völker von der Kochkunst der barbarischen Völker überhaupt nicht viel.

Noch heut wird gewöhnliche Butter in jenen Ländern in manchen Orten in der Apotheke als etwas Besonderes verkauft und Beckmann erwähnt (S. 293), dass, als Leodius den Churfürsten Friedrich II. von der Pfalz im 16. Jahrhundert auf seiner Reise durch Spanien begleitete und daselbst, was zur Notdurft der Reise gehört, einkaufen wollte, er nach langem Fragen wegen der Butter in eine Apotheke verwiesen ward, wo man aber wegen der Menge, die er zu kaufen verlangte, erstaunte und ihm schliesslich in einer Blase einen kleinen verdorbenen Vorrat zeigte, der zum Einreiben bestimmt war. Eine ähnliche abscheuliche Butter, mehr in der Art des süddeutschen Schmalzes, sieht man noch heutzutage in den italienischen Kaufmannsläden und Wirtshäusern in Blasen an der Decke hängen, für jeden Nordgermanen ungeniessbar.

Wir kommen damit auf den fundamentalen Unterschied zwischen der norddeutschen Butter und dem Schmalz zurück. Dass die erstere, die eigentliche Butter zum Rohessen, die ausgelassene und gekochte südländische Butter, d. h. das Schmalz, zum Kochen bestimmt war, erhellt schon aus einem mittelalterlichen Gedicht, welches vom Heiligen Bernhard erzählt: wie ihm Butter und Butterschmalz hingesezt worden sei, wäre er nun so in Andacht versunken gewesen, dass er ruhig das Schmalz gegessen habe, ohne zu bemerken, wie es nicht Butter war.

Man solde im zweimal buteren geben,
 dô stunt smalz dâ beneben
 zu andern dingen bereit.
 das wart von vergessenheit
 me danne zweimâl vor in brâcht.
 dô hete er siner andâcht
 geworfen kleine an spise,
 er as es in der wise
 als ob es butere wêre. (pass. K. 401.)

Diese für unsere Ausführung wichtige Stelle entnehme ich Grimms Wörterbuch s. v. Butter, S. 582.

Dass man in unserer norddeutschen Heimat neben der seltenen frischen Butter vorzugsweise auch die gepresste säuerliche Butter d. h. Schmeer, Schmeerbutter in der ältesten Zeit verwendet hat, ist meine Überzeugung, wie ich bereits von einem nordgermanischen Stamme, den Burgundern, erwähnt habe, dass sie sich des *acidum butyrum*, der sauren Butter, bedienten.

Man könnte mir vielleicht einwenden, dass man sicherlich doch die Butter gesalzen habe. Gewiss, aber gerade das Salzen der Butter ist wiederum eine unterschiedliche Besonderheit Norddeutschlands gegen Süddeutschland, denn das bayrische, österreichische, tirolische, schweizerische etc. Schmalz wird nicht gesalzen und noch heutzutage, wo sich daselbst die frische Butter durch den Verkehr mit den Norddeutschen, Engländern, Skandinaven, Niederländern in Gasthöfen und Gasthäusern eingeführt hat, wird sie ungesalzen serviert.

Aber das Salzen der Butter giebt doch keine Dauerbutter im Sinne unserer Altvorderen.*) Man hat diesbezüglich in Island, wo man wegen der langen Winter und des schwierigen Verkehrs der zerstreuten Ortschaften auf Dauerbutter im eigentlichen Wortverstande angewiesen ist, Versuche angestellt und gefunden, dass sich gesalzene Butter nicht gut über ein Jahr hält (Olafsen a. a. O. § 44), und auch die Erfahrungen in der Mark, Pommern, Schlesien etc. lehren, dass schliesslich gesalzene Butter recht unangenehm ranzig wird, kaum noch zum Kochen tauglich.

Erwägt man nun, dass die norddeutschen Bergen-Fahrer, Schonen-Fahrer und Wisby-Fahrer von jenen nordischen Landstrichen, oft erst nach vielmonatlichen Fahrten, Butter mitbrachten und zwar häufig und in grossen Quantitäten, so wird man allein hieraus schon darauf geführt, dass es sich um Kuh-Schmeer im nordischen Sinne, also nicht um Salz-Butter in unserem Sinne in sehr vielen Fällen gehandelt haben muss. Kurzum, es bleibt unumstösslich: Dauer-Butter ist Sauer-Butter!

Die Mark Brandenburg ist von jeher ein butterholdes Land gewesen. Colerus, ein Märker, schreibt in seiner *Oeconomia ruralis et domestica* (Mainz 1656), 11. Buch, S. 411: „Die Märcker halten viel von der Butter, vnd essen dieselbe allezeit vor vnd nach

*) Der Märker Johann Colerus giebt in seinem Hausbuch (Mainzer Ausg. von 1656) Buch XI, S. 415 eine besonders für unsere Heimat berechnete Anweisung: „Wan man Butter in Tonnen einschlagen soll. -- Erstlich muss sie gemacht vnd zugerichtet einen Tag oder zweene in einer Mulden stehen bleiben, dass das Wasser wol davon abfliessen kan. Darnach muss man sie wider mit Saltz besprengen, vnd alsdann muss sie erst recht in Tonnen geschlagen werden. Wann es aber blitzet vnd ein Wetter ist, soll man sie drey Tage stehen lassen vnd alsdann widerumb knetten mit Salts nach Notturfft besprengen vnd verwaren, dass sie nicht verderbe“.

essens, ja wann sie rohen Speck essen, so bestreichen oder beschmieren sie den zuvor mit Butter, vnd brauchen dieselbige im Essen mächtig oft vnd sehr.“

In naiver Weise fügt er aber für unsere Frauen gleich eine Warnung dabei hinzu. „Doch muss ich dieses den Haussmüttern zur Nachricht auch anzeigen, was ihnen vor ein gewlicher vnd erschrecklicher Schade durch die Butter zukommen kan. Dann wan sie Butter vber Feuer gesetzt haben, vnd selbige sich anzündet, vnd man Wasser drein gust vnd vermeinet sie also zu leschen, so zündet man das gantze Hauss an, dann das Feuer fehret gewaltig vber sich in die Höhe vnd zündet bald an. Als Anno 1604, den 27. Aprilis, Annaeberg in Meissen gar zu grunde ausgebrandt ist,, soll solches ein Weib auff diese Weise verursacht haben. Wiewol hernach auss der Stadt Prage geschrieben worden, dass es zweene Juden zu Prag bekandt, dass sie es solten angesteckt haben, dann das Feuer nicht an einem Ort allein angangen.“

In Wirklichkeit hat es lange gedauert, bis gute Butter in unserm heutigen Geschmacke allgemeiner in der Mark verfertigt wurde, z. T. lag dies an der Unkenntnis einer sauberen Bereitung, z. T. auch an dem dürftigen Landvieh, unter welchem sich keine hervorragenden Milchkühe befanden, z. T. auch an der mangelhaften Weide und Stallfütterung. Holland ist hier für uns vorbildlich geworden. Der Grosse Kurfürst, der eine grosse Vorliebe für dies Land hatte und durch seine erste Gemahlin Luise Henriette von Oranien fortgesetzt Beziehungen zu den General-Staaten pflog, brachte Holländer ins Land, welche nach Art ihrer Heimat die Fabrikation der süssen Sahnen-Butter ausübten. Dies Beispiel scheint aber in unserer Landbevölkerung keinen nachhaltigen Eindruck hinterlassen zu haben, vielmehr datiert der eigentliche Aufschwung der Molkereien, der Milch-, Rahm-, Butter- und Käse-Wirtschaft erst seit König Friedrich Wilhelm I.

Der Hauptsitz hierfür ist das weltberühmte Königshorst, welches auf den trocken gelegten Ländereien der bisherigen Arendshorsten 1718 geschaffen wurde. *) Die Bestimmung des neuen nach dem ökonomischen König benannten Horstguts ging auf eine daselbst zu errichtende Milch-wirtschaft nach niederdeutscher Art, daher der König im Jahre 1719 und nochmals im Jahre 1721 eine grosse Anzahl Kühe aus Ostfriesland, und das Jahr darauf einen in der Kunst der Butter- und Käsebereitung vorzüglich geübten Meier aus dem damals noch deutschen, 1815 leider von Preussen an die Niederlande abgetretenen Amte Zevenaar kommen

*) Nach Berghaus, Landbuch der Mark Brandenburg I. 410. Horst bedeutet in der Mark Brandenburg eine im Sumpfe befindliche trockene Erhöhung von grösserer Ausdehnung. Diese Ortsbezeichnung kommt sehr häufig vor, z. B. Adlershorst, Kuhhorst bei Lobeofsund etc. Im wendischen Spreewald sind damit die „Kaupen“ zu vergleichen.

liess, welches zum Herzogtum Cleve gehörte. An diesen wurde die Milchwirtschaft verpachtet, während der König die Bewirtschaftung der für den Getreidebau gewonnenen Ackerstücke selbst übernahm. Es ward eine förmliche Lehranstalt für die Kunst des Butterns und Käsemachens eingerichtet, wohin die Beamten der kurmärkischen Ämter, in welchen die meiste Gelegenheit zur Viehzucht stattfand, der Reihe nach Bauerntöchter, für deren gute Führung sie verantwortlich waren, als Mägde schicken mussten. Diese wurden während eines zweijährigen Dienstes unterwiesen. Dann mussten sie ohne Hülfe der Holländerin eine Probe guter Butter bereiten, die der König mitunter selbst zu kosten nicht verschmähte. Fiel die Probe gut aus, so verlieh der König der Magd einen Brautschatz von 100 Thaler. Diese Einrichtung hat bis zum Tode des Königs bestanden und zu ihrer Zeit reiche Früchte getragen, die noch heutzutage nachwirkend sind. Friedrich Wilhelm I. hinterliess Königshorst, diese ehemalige Sumpfwildnis der Arendshorste in dem zum osthavelländischen Kreise gehörigen havelländischen Luch, mit einem Flächenraum von 14876 Morgen 176 Geviertruten urbar gemachten Landes in hohem Kulturzustande.

Auch Friedrich der Grosse widmete seit Anfang seiner Regierung dem Amte Königshorst eine besondere persönliche Aufmerksamkeit. Anfänglich liess er den grössten Teil der dortigen Ländereien zu Fettweiden benutzen, um die Einfuhr von ausländischem Schlachtvieh für den Berliner Markt entbehrlich zu machen, legte auch 1752 eine Stuterei von den schönsten ausländischen Pferden an; allein diese hatte nicht lange Bestand, und in den späteren Regierungsjahren kam der „Alte Fritz“ wieder ganz auf den Benutzungsplan seines Vaters zurück und stellte das von diesem begründete Lehrinstitut zum Unterricht der märkischen Landleute in der Milchwirtschaft, wie der König in einem Erlass vom 13. Mai 1780 sich ausdrückt, als „eine ordentliche Academie des Buttermachens“ wieder her, an deren Spitze ein Ostfrieser, Namens Thomas Harms Grabenstein, aus dem Amte Leer, gestellt wurde, woneben drei seiner erwachsenen, der Milchwirtschaft kundigen Töchter als Lehrmeisterinnen wirkten. Harms starb zwar schon im Jahre 1785, allein seine Töchter haben die Königshorster Butterwirtschaft bis in das gegenwärtige Jahrhundert fortgeführt, wiewohl der Besuch derselben von Jahr zu Jahr leider geringer wurde. Noch jetzt erinnert Königshorst mit seinen unabsehbaren Grasweiden, seinen Gräben und baumbepflanzten Deichen an die niederrheinisch-holländische Landschaft. Der Name „Holländereien“ für dergl. Unternehmungen und die Bezeichnung „Holländer“ für den Vorstand solcher Meiereien hat sich bis heutigen Tages im nördlichen und nordöstlichen Deutschland erhalten, wie noch immer die Horstbutter sich in Berlin eines besonderen Rufs erfreut.

Allein es ist nicht zu leugnen, dass die brandenburgische Butterwirtschaft im Laufe dieses Jahrhunderts mehr und mehr durch den rationelleren Grossbetrieb der ostfriesischen, schleswigschen, holsteinischen und mecklenburgischen Meiereien, zum Teil auch durch die schlesischen (obwohl man diesen immer einen zu reichlichen minderwertigen Gewichts-zusatz an Salz zum Vorwurf gemacht hat) namentlich auf dem Berliner Markt ins Hintertreffen*) gedrängt wurde. Dem ist nun in neuester Zeit begegnet worden durch Einführung verbesserter maschineller Einrichtungen (Milchschleuder-Verfahren) und mittels der grossartigen Graserzeugung, welche durch die die Stadt Berlin in einem weiten und breiten Ringe umziehenden Rieselgüter unserer Stadtgemeinde hervorgegerufen worden ist, indem das billige und nahrhafte Futter die Haltung von Kühen im Grossbetriebe ermöglicht.

Daher jene sich stetig vermehrende Zahl brandenburgischer Molkereien und Meiereien, von denen die bekannteste — diejenige des intelligenten Herrn Karl Bolle — seitens der „Brandenburgia“ auf der Zentralbetriebsstelle in der Strasse Alt-Moabit No. 99—103 hierselbst am

*) Schon Bekmann, Hist. Besch. der Chur und Mark Brdb. I. 1751, S. 795, sagt: „Man hat auch wohl Vieh von guter ahr̄t aus andern Orten lassen kommen, und selbiges an die fettste örter von der Mark gesetzt. Dergleichen versuch hat die Churfürstin, Henriette Louise, Churf. Friedr. Wilhelms glorwürd. andenkens erste Gemahlin gemacht, welche nicht allein schönes auserlesenes Vieh, sondern auch Leute anher kommen lassen, die damit am besten umzugehen wüssten, und selbiges in eine der fettsten gegenden, im Havelländischen Krajs im Amt Oranienburg gesetzt; dergleichen auch geschehen in dem Amte Gramzow. Allein es ist das vieh, das dennoch eines andern futters gewohnt gewesen, bald ausgeartet; und den Holländischen Landmann hat doch immer wieder nach seiner in Holland gemachten Butter und Käse verlanget, welcher nachmahls ohngeacht der schönen weide dennoch nur Märkische Butter und Käse zuwege bringen können: so viel ist an grund und boden, ohne zweifel auch an der luft gelegen. Die Baiern und Oesterreicher halten in ihren besten Ländereien auch Vieh, so aus der Schweiz hergeholet ist: allein wann sie solches eine zeit genutzt, suchen sie es loszuwerden, und lassen frisches kommen; auf welche weise dann ihre Meiereien allezeit in gutem stande erhalten werden. So muss es hiesiger orten mit dem Holsteinischen und Holländischen Vieh gemacht werden, wann unsere fremde Viehzucht bestehen soll: wiewohl auch hier auf die ahr̄t der weide gesehen werden muss, deren das vieh vorher gewohnt gewesen. Bei Mülrose kommt kein auswärtiges vieh, sondern nur einheimisches fort, welches allda gezogen, und des nassen bodens und sauren grasses gewohnt ist: und wann das Polnische oder auch nur aus einer andern gegend eingebrachte vieh in unsern Brüchern an der Oder einschlagen soll; muss der Landmann seine dreierlei ahr̄t grasung bei der futterung wissen zu rechter zeit anzubringen. Denn hier gilt sonderlich was der Poet, wiewohl in andern absichten, sagt:

*Taurus amat gramen mutatum carpere valle,
Et fera mutatis sustinet ora cibis.*

Diese weisen Lehren sind in unserer Mark Brandenburg bis über die erste Hälfte des scheidenden Jahrhunderts zum Nachteil der Buttereie und Käseerei sehr oft leider vernachlässigt worden.

27. Oktober 1893, wie unseren Mitgliedern noch wohl erinnerlich, mit grösstem Interesse besucht worden ist (Monatsblatt II, 183 flg.). Durch diese Verbesserungen ist die Butter gegen ihren Preis in den sechziger Jahren dieses Jahrhunderts, zumal, wenn man den nicht unbeträchtlich höheren Wert des Geldes dazumal mitveranschlagt, entschieden verbilligt und dadurch mehr Gemeingut, mehr wirkliches Volksnahrungsmittel geworden und mit Recht tritt die Regierung deshalb scharf gegen die Verfälschung der Kuh-Butter mit sogen. Kunstbutter, Margarine und dgl. auf. Zum Schluss unserer Mitteilung über die Herkunft und Verbreitung der Butter sei noch — mehr als Curiosum — angeführt, dass ich in der Priegnitz Schaf-Butter angetroffen habe und dass nach Mitteilung unseres Mitgliedes Dr. Carl Bolle auch Ziegen-Butter bei uns vorkommt; es ist eine mehr schaumige, wohlbekömmliche Masse, die zur Zeit beispielsweise in Neu-Weissensee bei Berlin, natürlich nur im häuslichen Kleinbetriebe, angefertigt wird und — für den Liebhaber — ganz gut schmecken soll.

2. Der Käse.

Unter den aus der Aufbereitung der Milch gewonnenen Erzeugnissen hat der Käse von jeher und bis auf den heutigen Tag eine viel grössere geographische und ethnologische Verbreitung als die Butter. Der Käse ist älter in der Geschichte der menschlichen Land- und Hauswirtschaft, und er hat vor der Butter den gewaltigen Vorsprung, dass er unter allen Klimaten, wo Milcherzeugung herrscht, hergestellt werden kann, während in den wärmeren Ländern Butter in unserem Sinne nicht mehr erzeugbar erscheint.*)

Seit den heroischen und mythologischen Zeiten des cyklopischen Polyphems, der in Sizilien Käserei betrieb, überall verbreitet, hat der Käse eine ungeheure klassische Litteratur, in welche sich zu vertiefen, hier, wo wir es mit der nordischen Heimat zu thun haben, nicht am Platze wäre.

Caesar, de bello Gall. sagt IV, 1 von den Sueven: „maximam partem lacte atque pecore vivunt“ und bestimmter noch von den Ger-

*) In den heissen Ländern sieht es durchgängig mit der Milch- und Butter-Wirtschaft übel aus. Selbst die besten Butterverfertiger, die Holländer, vermögen nicht, in Niederländisch-Ostindien Butter herzustellen. Der erfahrene Naturforscher Dr. G. Radde sagt in seinem Aufsatz: „Eine Reise in Indonesien“ in „Aus allen Welttheilen“, Jahrg. 29, 1897, S. 154 von Java: „Nicht so gut fällt unser Urtheil über die Milch aus. Sahne im europäischen Sinne ist hier ein unbekannter Begriff, frische Butter gehört zu den Unmöglichkeiten, die Milch ist eben sehr wässerig, dünn und hat nur geringe Fetttheilchen. Die konservirte Butter ersetzt eine gute, frische nicht, obgleich sie leidlich schmackhaft und geniessbar ist.“

manen im Allgemeinen VI, 22: „major pars victus eorum lacte et caseo et carne consistit.“*)

Dagegen heisst es von den keltischen Britanniern bei Strabo IV: „moribus partim similes Celtis, partim simpliciores ac magis barbari, adeo ut nonnulli, quamvis lacte abundant, caseum tamen non conficiant propter imperitium“. Die keltischen Iren dagegen müssen der Käsemacherei kundig gewesen sein, denn in ihren vorerwähnten Mooren findet sich auch Käse, bog-cheese, Torfkäse, irisch cáise. Während die Torfbutter in Gefässen ausgegraben wird, findet man den Käse ohne dergleichen, freiliegend (Wilde, a. a. O. p. 269). Im Museum der K. Irischen Akademie zu Dublin bemerkte ich zwei verschiedene Stücken Torf-Käse. Der eine dieser Käse war kugelig, sehr leicht, trocken und krümlich, dem Stilton-Käse sehr ähnlich. Die Oberseite zeigt deutlich Abdrücke des Stoffes, mit welchem er gepresst wurde, auch Blattabdrücke. Das andere Stück ist ein alter gelbbraunlicher Käse, 7½ Zoll lang, 3½ Zoll dick, überall die Eindrücke des Zeugesweisend, welches aber von weit feinerem Gewebe erscheint, als der erst-erwähnte Stoff. Auf der einen Seite zeigt dieser unvordenkliche Käse deutlich ein erhabenes Kreuz, welches von der Presse herrührt.

Im Norden hat in der That die Käseproduktion mit der Butterfabrikation nicht entsprechend Schritt gehalten und ist mehr vernachlässigt worden. Von Skandinavien sagt Weinhold a. a. O. S. 145: „Der Käse wurde in Brote geformt und in Kisten aufbewahrt. Seine gewöhnlichen Namen, ostr und misa, die ursprünglich finnisch sind, beweisen, dass die skandinavischen Germanen bei den Urbewohnern des Landes die Käsebereitung, wenn auch nicht erlernten, so doch vervollkommneten“.

Dr. Rudolf Hildebrand im Grimmschen Wörterbuch weist darauf hin, dass Grimm für unser Wort Käse, ahd. châsi, das lateinische caseus als Quelle anfangs annahm, später aber eine Anlehnung an das gothische kas versuchte. „aber lat. cāseus (später volksm. cāsius) ist dem ahd. châsi zu gleich, und wie Butter entlehnt ist, mögen die Deutschen auch die Bereitung des Käses gleich der der Butter von den Römern in besserer Weise neu gelernt haben. So heisst nord. der käse zwar ost, altn. ostr., nordschlesw. jütisch vost, aber

*) Nicht ganz hiermit stimmt überein Plinius, XI, 41. pag. 637: mirum barbaras gentes, quae lacte vivant, ignorare aut spernere tot saeculis casei dotem, densantes id alioqui in acorem jucundum et pingue butyrum: spuma id est lactis, concretiorque, quam quod serum vocatur. Non omittendum in eo olei vim esse, et barbaros omnes, infantesque nostros ita ungi. — Die Stelle ist auch deshalb wichtig, weil sie von dem acor d. i. der Säure der germanischen Butter spricht, gerade wie die schon erwähnte Stelle XXVIII, 9, pag. 465, wo gesagt wird, dass die Germanen ihre Butter durch Zusatz von Wasser sauer machten.

der Käselab norw. kjäse, das Bereiten des Käses damit kjäsa (daneben osta), isl. kaesir m. käselab, schwed. käse, kjäs m., auch kjäsmage (käs wattu käsewasser), so dass die Nordländer die Käsebereitung mittels des Kälbermagens nachträglich von Deutschland erhalten haben müssen, auch romanisch ist übrigens caseus nicht untergegangen, ital. gilt neben formaggio noch cacio mit einigen Ableitungen, span. queso, port. queixo“.

Der Käse ist und wird im süddeutschen Sprachgebiet genau so hoch geschätzt wie bei uns die Butter. Wir mögen zum Brot eher den Käse als die Butter entbehren; wir sagen „Brot und Butter“ oder „Butterbrot“, der Süddeutsche dafür „Brot und Käse“ (oder Käs bzw. Kas) oder „Käsebrod“, scherzhaft im Küchenlatein: casiprodiu. Es heisst dort oft Käs' und Brod so viel als einfachstes Mahl, als die natürlichste Speise. Daher sprüchwörtliche Ausdrücke wie:

Für Hungers Noth
Käs und Brod.

Käs und Brod
Macht Wangen roth.

Caseus et panis
sunt optima fereula sanis.

„Subfossilen“ Käse vermag ich leider weder aus unseren Land- und Hauswirtschaften, noch aus unseren Torfmooren nachzuweisen. Eine so bedeutende Rolle wie im Süden hat wie gesagt der Käse niemals bei uns gespielt. Colerus (*Oeconomia ruralis et domestica*, Mainz 1656), der hauptsächlich märkische Verhältnisse im Sinne hat, spricht sich über den Käsegenuss sehr ungünstig aus, 11. Buch S. 411; allenfalls lässt er, als weniger schädlich, jungen Käse passieren und bemerkt: „Die Holländer haben diese Kunst contra calculum; wann sie Käse essen, so essen sie auch Butter. Oder essen Butter und Kes miteinander auff einem büssen Brots; vnd daher kompts, dass die Holländer den Stein nicht haben“. Während man märkische Biere weithin verführt hat, ist dies mit Käse nicht der Fall gewesen. Man hatte wohl nicht viel mehr als unserem gewöhnlichen sog. Kuhkäse und Kümmelkäse ähnliche Sorten. Dafür spricht, dass in unseren Einfuhrzollrollen schon frühzeitig der Käse auftritt.

Die Aufbesserung unserer Käsefabrikation hält mit dem Aufschwung der Molkereien und der Butterfabrikation kaum gleichen Schritt, obwohl sie merkbar ist und noch heutigen Tages werden in Berlin und der Mark viel mehr auswärtige als heimische Käsesorten verzehrt.

Der Kuriosität wegen will ich beim Schluss dieses Abschnitts noch anführen, dass auf der zu Neuenburg in der Schweiz i. J. 1887 abge-

haltenen Ausstellung für Milchwirtschaft ein Käse aus der Zeit, als Karl der Kühne von den Eidgenossen bei Murten 1476 besiegt wurde, ausgestellt war. Dieser Käse zeigte eine völlig hornartige Beschaffenheit.

3. Die Schaltiere.

Die beschalteten Weichtiere (Mollusca bzw. Testacea) kommen als menschliche Nahrungsmittel allein in Betracht, denn meerische gehäuslose Schnecken (Nacktschnecken, Limacea) werden so wenig verzehrt die nackten Landschnecken.*) Die Schal-Weichtiere zerfallen in Landschnecken und in Wasser-Weichtiere und letztere in Wasserschnecken und Muscheln. Die Wasserschnecken teilt man wiederum ein in Süßwasser- und in Meeres-Schnecken und dem entsprechend die Muscheln in Süßwasser- und in Meeres-Muscheln.

Wir erhalten also 5 Gruppen von essbaren Weichtieren:

- a) Gehäuse-Landschnecken,
- b) Gehäuse-Süßwasser-Schnecken,
- c) Gehäuse-Meeres-Schnecken,
- d) Süßwasser-Muscheln,
- e) Meeres-Muscheln,

*) Es ist mir von Apothekern erzählt worden, dass man in den Apotheken mitunter nach der bekannten nackten schwarzen Wegeschnecke oder Theerschnecke (*Arion empiricorum* Fér) verlangt, um daraus eine Gallerte oder Brühe für Hals- oder Lungenkranke zu kochen. Auch die Volksheilkunde in unserer Provinz Brandenburg sammelt und verwendet diese fette, ungemein stark schleimende Schnecke zu gleichem Behuf. Beiläufig mag erwähnt werden, dass Fuhrleute diese Schnecke bei uns mitunter lebend in die Radbuchsen legen, statt Wagenschmiere, damit die Räder sich, nachdem die Tiere zerquetscht worden, mit Hilfe des fetten Schleimes besser drehen. Schon in der mehr erwähnten berühmten „*Oeconomia ruralis et domestica* hiebevot von M: Joanne Colero beschrieben“, Mainz 1656, heisst es, 4. Buch S. 146: „Ich werde berichtet, dass die Leute an etlichen örtern die langen schwarzen Schnecken, die man dess Morgens im Thaw findet, in den Theer werffen, die sollen darin zu eitelem Oel werden, damit soll man die Axen mechtig wol schmieren können. — Im Lande zu Meckelburg ists an etlichen örtern gar gemein, da gehen die Bawred den gantzen Sommer lang dess Morgens mit Körben auss, vnd lesen sie im Thaw auff, legen sie auff die Axen und stecken die Rade an, das ist ihre Schmier-salb“. Ferner 5. Buch S. 169: „Von den schwarzen Schnecken pflegen etliche in Oel zu machen. Etliche machen Wagenschmer drauss, wie im 4. Buch am 61. ca. ist gemeldet. Etliche brauchen sie anderst wo zu“. Hiernach scheint es fast, man habe die schwarzen Nacktschnecken im 17. Jahrhundert hier und da in Oel eingemacht, sogar gegessen.

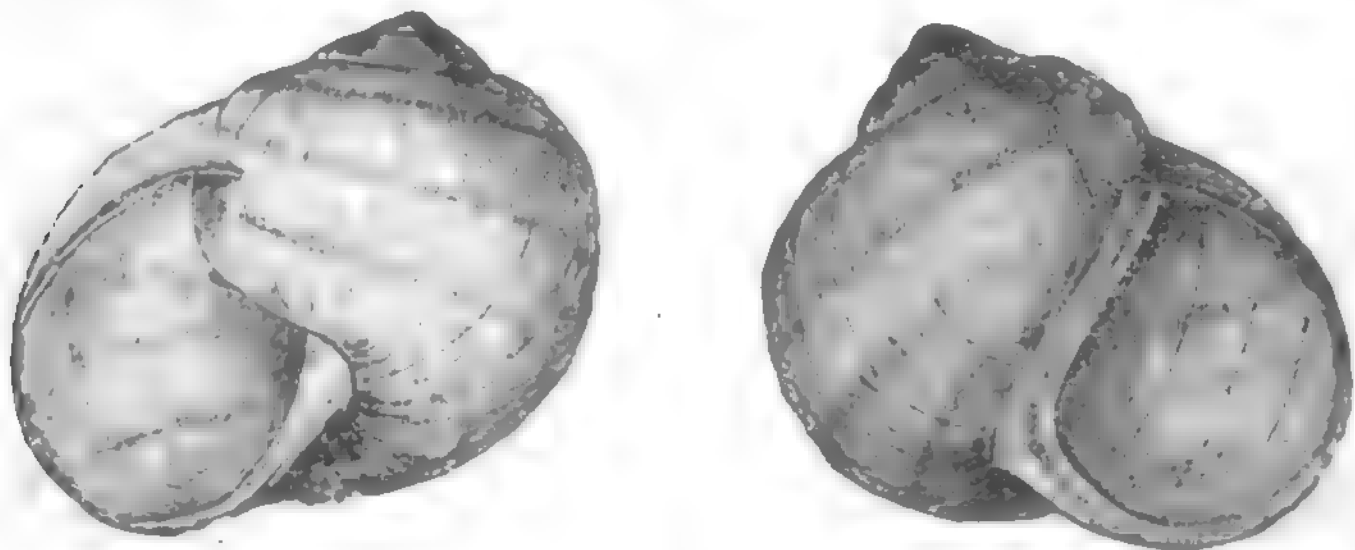
J. P. E. Stein, Kustos am K. zoolog. Museum zu Berlin, † 1882, berichtet in seinem Buch „Die lebenden Schnecken und Muscheln der Umgegend Berlins“ Berlin 1850 von *Arion ater* List (= *empiricorum* Fér): „dass die Fuhrleute Deutschlands früher, und stellenweis noch jetzt, hauptsächlich diese Art auf die Achsen ihrer Wagen legen, um ein leichteres Umgehen der Räder zu bewirken, habe ich von mehreren Personen versichern hören. (Siehe auch Dr. H. Scholtz, *Ergänz. z. Molluskenfauna Schlesiens*, in der Uebersicht d. Arbeiten der schles. Ges. für vaterl. Kultur, im J. 1844, S. 136)“.

welche teils im rohen teils im gekochten Zustande einen Beitrag zur menschlichen Küche liefern.

a) Essbare Landschnecken.

Man kann eigentlich alle Landschnecken verzehren; niemals sind schädliche Folgen nach dem Genuss von solchen beobachtet worden. Dennoch ist der Mensch von jeher hier besonders wählerisch gewesen. Viele Hunderte von Landschnecken-Arten bieten mehr Schale wie Fleisch und auch bei den eigentlich fleischigen kann man dasselbe erst durch einen komplizierten Vorgang gewinnen, indem man nämlich erst die Schnecken — um sie nicht zu quälen — durch plötzliches Übergiessen mit siedendem Wasser tötet, gleichzeitig auch mehr oder minder kocht und alsdann mit einem Haken oder Hölzchen aus dem gewundenen Gehäuschen herauszieht, was eine gewisse Fertigkeit verlangt. Austern und andere Muscheln sind ungleich leichter und appetitlicher zu servieren.

Der Genuss der Landschnecken ist nach Nationen und Gegenden ausserordentlich verschieden. In manchen Gegenden verschmäht man



denselben in den gebildeten Klassen ganz oder fast gänzlich. In anderen Gegenden verspeist man fast alle zu der grossen Familie der Schnirkelschnecken (*Helix*) gehörigen ansehnlicheren Arten, in anderen Gegenden werden nur einige Schnirkelschnecken - Arten, in Norddeutschland fast nur eine Schnirkelschnecke, die grösste Art, die ansehnliche Weinbergschnecke (*Helix pomatia* Linné) verzehrt, von der wir beifolgend zwei Abbildungen geben; die eine (rechts) zeigt ein Tier aus der Gegend von Oderberg i. M. in der gewöhnlichen Weise rechts gewunden, welches im Winterschlaf liegt und sich, um in diesem nicht gestört zu werden, an der Mündung einen weissen kalkigen Deckel (*operculum*) gefertigt hat, welcher von dem Tier, sobald die ersten warmen Frühjahrsregen bis in die Verstecke der Schnecken eintreten, wieder abgestossen wird, also nicht an dem Fuss der Schnecke festgewachsen ist, wie dies bei anderen Landschnecken und vielen Wasser-Schnecken der Fall ist. Das andere Exemplar, ebenfalls von Oderberg und bereits im Monatsblatt III, S. 139 erwähnt, ist ausnahmsweise links gewunden und deshalb eine

ausserordentliche Seltenheit, welche eine Reproduktion bei dieser Gelegenheit verdient.

Auch bezüglich der Schneckenkost sehen wir hier wieder die auffallende Scheidungslinie zwischen Nord- und Süddeutschland, die in der Hauptsache durch die Main- und Rheinlinie so zwar gebildet wird, dass das Schneckenessen noch hier und da in die mitteldeutschen Gelände übergreift. Auch hier ist gleich wieder der Sprachgebrauch zwischen Nord- und Süddeutschland verschieden. Wir sagen: die Schnecke, oberdeutsch sagt man noch jetzt: der Schneck. Schon Konrad von Gesner (geb. 1516 zu Zürich, † daselbst 1565) schreibt im „Fischnachbuch“ 195: „Diese Schnecken haben ein glatt, rund, klein gehäuss, solche pflegt man hauffecht ob den Felsen zu samlen, das Fleisch von jnen zu nemmen, welches so es gesotten, gibt es ein rot gemüss, als ob es geferbte were“. In den Rhein- und Mosel-Gegenden einschliesslich Belgiens (aber ausschliesslich der Niederlande) werden seit jeher, namentlich beim Frühstück zum Wein, Weinbergsschnecken verzehrt. Ab und zu gesellt sich hierzu die mehr in Frankreich heimische Sprenkel-Schnecke (*Helix adpersa* Müller), ein wenig kleiner als die Weinbergsschnecke, die man beispielsweise in den Markthallen von Paris mit dieser zusammen in Massen vorfindet. Auch Belgien teilt diesen Konsum, während Grossbritannien die Landschnecken verschmäht. In Südfrankreich kommt noch eine Menge anderer essbarer Landschnecken hinzu, die sich an Arten-Zahl noch auf der pyrenäischen Halbinsel steigert, wo die Caracolleros, die Schneckensammler, eine eigene Zunft, den Markt besonders zur Fastenzeit mit Landschneckenspeise versorgen.

Ähnlich verhält sich die Schweiz, wo die wahren zur Gruppe der *Helix pomatia* gehörigen Species verzehrt werden, und insbesondere Italien, woselbst nach Süden zu bis Sizilien und die italienischen Kolonien in Malta und Tunesien die Zahl der gegessenen Landschnecken stetig zunimmt. Dasselbe gilt von Dalmatien, dem österreichischen Küstenlande, Istrien, Fiume. Ähnlich in Griechenland. Bei den Südslaven nimmt die Zahl der verzehrten Landschnecken-Arten wieder etwas ab, in den übrigen österreichischen Kronlanden, deutschen wie slavischen, werden meist nur die Weinbergsschnecken verzehrt. Dasselbe gilt von dem ganzen eigentlichen Süddeutschland.

Von der katholischen Kirche ist der Genuss der Landschnecken, die als erlaubte Fastenspeise gelten, begünstigt und verbreitet worden.*)

*) Auch in südlichen Gegenden im Hochgebirge, wo wegen der Kälte und des Futtermangels halber *Helix pomatia* nicht mehr gedeiht. So habe ich in den alten Küchenabfallhaufen des im 15. Jahrhundert gegründeten, ca. 5000 Fuss hoch bei Innsbruck belegenen Wallfahrtskloster der Serviten-Mönche, St. Maria Waldrast, im vorigen Jahre und früher wiederholt die Schalen verspeister Weinbergsschnecken ausgegraben. Wild kommt das Tier noch in dem am Fuss des Klosterbergs an der Brenner-Strasse liegenden Flecken Matrei vor.

Dadurch ist, unter Einführung und Eingewöhnung der Weinbergsschnecke, deren Genuss auch nach Norddeutschland, darunter nach der Provinz Brandenburg, gekommen.

Die Weinbergsschnecke ist bei uns nicht einheimisch gewesen, niemals ist sie im Diluvium oder Altalluvium der Provinz Brandenburg; auch in den zahlreichen wendischen Burgwällen unserer Provinz aus dem 11. und 12. Jahrhundert, welche doch an Schnecken sehr reich sind, ist nicht ein einziges Exemplar von *Helix pomatia* bisher ausgegraben worden, obwohl zahlreiche Forscher der Sache ihre spezielle Aufmerksamkeit gewidmet haben.*)

Wohl aber findet sich die Weinbergsschnecke bei alten Klöstern, Stiftern und Kirchen z. B. Chorin, Lehnin, Himmelpfort, Zinna, Kagel, Neuzelle, Dobrilugk, Königsberg N.-M. u. s. f. In Berlin habe ich subfossile Exemplare auf dem Tempelhofer Berg gefunden, wie sie in Tempelhof selbst nicht selten sind. Hier mögen die Tempelritter mitgewirkt haben. Von diesen Stätten künstlicher Ansiedlung hat das Tier sich weit verbreitet, aber doch bei uns noch nicht überall dahin, wo es nach den örtlichen Verhältnissen sehr wohl leben könnte. Nächst Berlin kommt sie verwildert in Pankow vor, von wo ich sie selbst besitze, in ungeheuren Mengen in den Rüdersdorfer Kalkbergen und auf dem Sommerfeldschen Berg oberhalb Oderberg i. M.

Mit dem Eindringen der Reformation in die Provinz Brandenburg scheint der Schneckengenuss aufgehört zu haben. Die Fasttage fielen fort und unser Volk scheint derbere Fleisch- und Fisch-Speise der Weinbergsschnecke vorgezogen zu haben.

*) R. Virchow, Dir. Dr. Voss, Willibald von Schulenburg, Jentsch-Guben, Prof. v. Martens, Jetschin, Schacko, Otto Reinhardt, ich selbst u. a. m. Vgl. meine ausführlichen Angaben bezüglich *Helix pomatia* in dem Aufsatz: „Über die ethnologischen Beziehungen der Verbreitung einiger europäischer Landschnecken, Zeitschr. für Ethnologie, I, 1869, S. 305 flg., ferner meine Angaben Brandenburgia III, S. 139 und bezüglich der Burgwälle Brandenburgia II, S. 40. — *Helix pomatia* kommt in ganz Pommern, West- und Ost-Preussen, Dänemark, Norwegen, Süd-Schweden und nordöstlich bis Kurland vor, auch hier zumeist nur in der Nähe von Klöstern, Kirchen und Edelhöfen. — In England wurden diese Schnecken als ausländische Delikatesse gegessen. Der grosse Kochmeister Robert May gab verschiedene Rezepte für die Zubereitung, dennoch ist das Landschneckenessen daselbst wieder abgekommen. Sir Walter Scott erzählt humoristisch (Quat. Review XXXVI, 197) von einem letzten Versuch, den Dr. Black und der Geologe Hutton miteinander machten, wobei indessen ihr Ekel einen wenn auch nicht glänzenden Sieg über ihre Willensstärke davon trug. Johnston u. Brown, Einl. in die Konchyliologie, Stuttg. 1853, S. 41. Jeffreys, British Conchology, London 1862, S. 183 führt als Ausnahme an, dass die Glasbläser von Newcastle alljährlich ein Schneckenfest mit *Helix adpersa* feiern. — In Schweden hat König Friedrich I., Gemahl Ulrike Eleonores, Schwester Karls XII., ein Hessen-Casselscher Fürst (1720—1751) die Weinbergsschnecke, die er mutmasslich in seiner mitteldutschen Heimat schätzen gelernt, der Überlieferung nach und mit Erfolg eingeführt.

Aber noch einmal wird ein Vorstoss zur Verbreitung der Weinbergsschnecke und zwar durch die protestantischen französischen Refugiés gemacht, welche seit 1685 nach der Aufhebung des Edikts von Nantes die Schneckenkost in die Mark Brandenburg wieder einführten. Fast sämtliche reformierte Vertriebene stammten aus schneckenholden Gegenden und brachten deshalb die Neigung für das Schneckenessen mit. Ob demselben durch fremden Import genügt worden sei, bezweifle ich, weil die Einfuhrsteuerrollen hierüber schweigen. Die Einwanderer werden wohl die hiesigen verwilderten Weinbergsschnecken genossen haben.

Höchst wahrscheinlich hängt hiermit ein merkwürdiger Fund zusammen, welcher i. J. 1872 in Berlin bei den Fundamentierungsarbeiten für das Friedrich Werdersche Gymnasium und Friedrich Werdersche Realgymnasium am Treffpunkt der Charlottenstrasse mit der Dorotheen- und Georgen-Strasse (Dorotheenstr. 13/14) gemacht wurde, der von Rudolf Virchow und mir untersucht, zunächst von Virchow (Verh. der Berl. Anthropol. Ges. 1872, IV, 123) beschrieben worden. Nach des Stadtarchivar Ernst Fidicins Ermittlungen befand sich hier Ende des 17. Jahrhunderts ein beim Weidendamm in die Spree mündender grosser Kanal, von dessen Ufern aus allerhand Abfälle ins Wasser geworfen wurden, und der schliesslich zu Anfang des 18. Jahrhunderts verschüttet ward. Neben vielen Topfresten des 17. und 18. Jahrhunderts und zahlreichen Vogel- wie Säugetierknochen kamen Massen von Miesmuscheln, Austernschalen, Fischschuppen, Gräten, Schildkrötenschalenstücke und Gehäuse der grossen Weinbergsschnecke vor.*)

Ich setze diese Abfälle ins Ende des 17. Jahrhunderts und nehme an, dass die in Berlin angesiedelten vertriebenen Reformierten, welche gut, jedenfalls feiner als die Altberliner, zu essen verstanden, bei der Ablagerung dieser Speisereste beteiligt gewesen sind.

Nun aber entsteht für Berlin und die Mark Brandenburg eine grosse Pause im Verzehren der *Helix pomatia*. Nur ab und zu hört man in der Zeit vor 1870, dass Jemand — meist Schneckensammler —

*) Vgl. meinen ausführlichen Generalbericht über die (I.) Fischerei-Ausstellung zu Berlin, abgestattet in der Versammlung des deutschen Fischerei-Vereins am 3. April 1873 (Korrespondenzblatt des D. F. V.'s von 1873, S. 73). Hierbei ist das schnelle Anwachsen der französischen Bevölkerung in Berlin und der Mark Brandenburg zu berücksichtigen. Bereits 1677 waren gegen 100 französische Familien in Berlin, deren Zahl nach der Aufhebung des Edikts von Nantes so anwuchs, dass nach genauen statistischen Erhebungen sich die Bevölkerung Berlins dadurch um 46,6% vermehrte. Vgl. mein Buch „Die deutsche Kaiserstadt Berlin“, 1882, S. 17 und Berliner Städtisches Jahrbuch für Volkswirtschaft und Statistik, 1878, S. 142. — Bemerkte sei hier, dass die nicht mit natürlichem Deckel versehenen Schnecken sich in warmen Ländern umgekehrt mit einem allerdings viel dünneren Sommerdeckel versehen und sich während der heissesten Jahreszeit in der kühleren Erde verkriechen. Dies wusste schon der altrömische Dichter Plautus. Ergasilus, der Schlemmer und Braten-

aus Neugier den Versuch gemacht haben, Weinbergsschnecken zu kochen und zu verspeisen.

Sofort aber nach Beendigung des deutsch-französischen Krieges und der Einverleibung von Elsass-Lothringen meldet sich das Schneckenessen von neuem; unsere Landsleute, namentlich Offiziere und Beamte, hatten das Schneckenessen in Frankreich und den neuen deutschen Landesteilen gesehen und versucht. Sie übertrugen diese Sitte in unsere Heimat. Als bald, d. h. seit 1871, zeigte die damals berühmte Weinhandlung von Schütt in der Königstrasse an, dass dort zu den Elsasser Weinen auch Weinbergsschnecken feilgeboten würden.

Ganz langsam hat der Schneckenkonsum bei uns zugenommen. Leider gelten vielen Berlinern die leckeren und wirklich schmackhaften sowie nahrhaften Weinbergsschnecken als abscheuliche Tiere, vor deren Genuss den meisten ekelt, genau so wie es vor hundert Jahren mit den Austern bei uns stand, die ja auch jetzt noch selbst manchen Gebildeten ein solches Grauen einflössen, dass sie die leckere Kost selbst im gebackenen Zustande noch verschmähen. *)

Dabei werden die *Helix pomatia* als raffinierte Feinschmeckereien in den besten Stadtteilen feilgeboten. Meinen Notizensammlungen entnehme ich u. a.:

9. Oktober 1893. Anzeige der „Voss. Zeitung“: „Frische Burgunder Weinbergs - Schnecken (*Escargots de Bourgogne*) empfiehlt die Luxus-Delicatessenhandlung Curt Grunewald, Berlin W., Mohrenstrasse 60“.

6. Februar 1894. Das Delikatessengeschäft von Borchardt, Französische-Strasse, empfiehlt stets frische Weinbergsschnecken.

Witzbold, sagt in dem plautinischen Schönbartspiel „in Ketten und Banden“, übers. v. Dr. Rudolf Meyer, Berlin 1886, S. 5:

„Grad' wie die Schnecke bei der Hitze
Sich tief verkriecht an geheime Sitze
Und, wenn nicht eben Tau sie nähret,
Von ihrem eig'nen Fett nur zehret —
So die Hausfreunde, die armen Schlucker,
Kriechen in's Loch als Unterducker,
Zehren ihr eigen Fett in den Ecken,
Haben keinen, an ihm herumzuschlecken:
Haust alle Welt ja im Sommerhaus!
Man sieht gar wie ein Windspiel aus,
Solange dieses Fasten währet.“

Mitunter habe ich bei grosser anhaltender Hitze dies Gebahren der Weinbergsschnecken und kleineren Schnirkelschnecken zeitweilig selbst bei uns beobachtet.

*) Nicht einmal träumen durfte man vom Austernessen. Der Märker Colerus sagt in seinem „Traumbuch“ Cap. 280: „Wann einem träumt, wie er Ostreen [Austern] esse, oder dergleichen [Muscheln und Schnecken], so wird er in eine Kranckheit fallen“.

10. November 1895. In der Leipziger - Strasse wurden in dieser Woche „getrüffelte Schnecken“ feilgeboten, 8 Stunden mit der Mündung auf heisse Platten zu legen. Farce von Weinbergsschnecken (also gehacktes Schneckenfleisch) mit Trüffel - Schnittchen in das Schneckengehäuse gefüllt, das Stück 20 Pfg., das Dutzend 1,50 M.

Auch in diesem Winter — weil die kalte Jahreszeit, wie wir gleich sehen werden — gerade wie beim Kaviar die eigentliche Konsumzeit für Schnirkelschnecken — wurden die *Helix pomatia* teils lebend mit dem Winterdeckel, teils abgekocht und zubereitet wieder als Delikatessen angeboten.

Ob die Nachfrage eine grosse ist? Nach einer auf den Markthallenverkehr sich stützenden Mitteilung unseres erfahrenen Mitgliedes Oskar Micha — Nein! Schade, denn wir brauchten die essbaren Weinbergsschnecken nicht aus Burgund zu beziehen, wir könnten Millionen aus der weiteren Umgegend Berlins heranschaffen. Freilich müssten die Tierchen gehegt und gepflegt d. h. ordentlich gemästet werden, um mit den rheinischen und französischen Escargots den Wettbewerb eingehen zu können.

Ich kann meinerseits vom Standpunkt der Heimatkunde nur dringend wünschen, dass der Landschneckenkonsum bei uns zunehme und diese nahrhafte Kost ein Bestandteil der Volksnahrung werde. Ich bitte deshalb, doch wenigstens Versuche selbst zu machen und solche in weiteren Kreisen anzuregen. Aus diesem Grunde füge ich aus dem berühmten Audotschen Kochbuch, 61. Aufl. Paris 1883, S. 330 zur „Verschönerung“ unserer Weinbergsschnecke 2 treffliche Rezepte bei.

Escargots. (Entrée.) Mettez-les 15 à 20 minutes dans une eau bouillante avec une poignée de cendres, tirez-les alors de leurs coquilles; faites-les bouillir encore 10 minutes dans de l'eau et du sel, en les remuant pour les bien nettoyer. Faites les égoutter et les accommodez à la poulette, en y ajoutant vin blanc et bouillon, champignons, bouquet de persil: faites cuire, retirez le bouquet et liez de jaunes d'oeufs: servez bien chaud.

Autre à la bourguignonne. Essuyez-les, ainsi que les coquilles. Hachez fin champignons, persil, échalotes, ail, que vous maniez avec beurre, sel, poivre, et mettez un peu de cette pâte dans chaque coquille, puis l'escargot, et remplissez de même en unissant le dessus. Placez-les tous les uns à côté des autres sur une tourtière ou un plat où vous avez versé un verre de vin blanc; faites cuire demi-heure feu dessus et dessous: servez.

Schon angedeutet habe ich, dass unsere wilden Weinbergsschnecken gepflegt werden müssten, um schmackhaft zu werden. Das geschieht in den Schneckengärtchen im Grossbetrieb, aber auch im Kleinbetrieb, wie mir u. a. von unseren Soldaten erzählt worden ist, die bei der

Okkupationsarmee bis 1873 in Frankreich blieben; in und bei Belfort, bei Verdun, bei Toul hatten die kleinen Leute ihr Schneckengärtchen, oft nur eine Art Drahtbauer oder Verschlag (Schneckengrube), worin die Tiere mit Rüben, Salat, Kohl, Brotabfällen und dgl. gefüttert wurden. Die norddeutschen Okkupationskrieger haben sich allerdings, aus Vorurteil, nur selten entschliessen können, dgl. Schnecken, obwohl lecker farciert, bei ihren Quartierwirten zu geniessen.

Ergänzen kann man die Haus-Schnecken natürlich jederzeit durch wilde Schnecken, die häufig von armen Leuten zu diesem Zweck gesammelt werden. So sagt Jean Paul im Siebenkäs (Reclams Ausg., S. 54) von einer milden Augustnacht: „Die gefällten Saaten lagen ohne Rauschen in Garben um, und die eintönige Grille und ein harmloser alter Mann, der Schnecken für die Schneckengrube zusammelas, schien allein in weiten Dunkel zu wohnen“. — Als ich nahe der Schlossruine von Donaustauf vor einigen Jahren nach einer für die Gegend seltenen, von mir vor Jahren daselbst zuerst entdeckten Schnirkelschnecke, *Helix austriaca* (= *vindobonensis*) suchte und sie auch fand, fragte mich eine alte Frau treuherzig, ob ich die Schnecken zum Frühstück verzehren wolle; es seien aber auch die grossen Weinbergsschnecken da, die schmeckten besser und gäben mehr her.

Verschleppt sind absichtlich und unabsichtlich die europäischen essbaren Landschnecken nach verschiedenen Ländern namentlich der neuen Welt. So z. B. hat sich die Pariser Zeitung „National“ aus Zürich das folgende Geschichtchen berichten lassen: „Gegen Ende des verflossenen Jahres gab der Konsul einer fremden Macht, der seinen Sitz in Zürich hat, einigen Freunden ein leckeres Mahl. Da er eine Vorliebe für Schnecken hatte, verschrieb er sich ein Kistchen der köstlichen Schalthiere aus Einsiedeln, und gedachte auch seine Freunde mit der Schüssel zu überraschen. Das Kistchen traf ein und die Köchin, der „cordon bleu“, wie Franzosen die Küchenfee wohl auch nennen, öffnete es mit gebührender Sorgfalt. Aber, welch' Entsetzen bemeisterte die gute Frau, als sie die Schnecken des Herrn Konsuls in Heiligenbildchen und Denkmünzen verwandelt fand! Der Konsul, um den Vorgesmack seiner Lieblingsspeise betrogen, schrieb nach Einsiedeln und beklagte sich bitter wegen des Missverständnisses. Die Antwort aber entwaffnete ihn, denn sie lautete: „Geehrter Herr, wir sind in noch grösserer Verlegenheit als Sie. Es war uns nämlich aus der Republik Argentinien der Auftrag zu Theil geworden, eine Sendung von Heiligenbildchen und Denkmünzen dorthin abgehen zu lassen. Und wir Unglücklichen haben irrthümlicherweise Ihre Schnecken nach Südamerika expedirt. Sie sind bereits nach Buenos - Ayres unter Segel.“ — Wer wird dort das Kistchen öffnen? (Berl. Tagebl. 25, I, 1894.)

Vielleicht tragen diese nützlichen Speise-Schnecken zu ihrer Ausbreitung in Argentinien bei.

Bezüglich Vorarlberg habe ich die dortigen grossen Schnecken-gärten i. J. 1869 (Zeitschr. für Ethnologie, I, S. 305) wie folgt geschildert: „Sie umfassen einen Flächenraum von 100 bis 3000 Quadratklaftern trocknen Grasbodens, der von Bäumen frei, rings von fliessendem Wasser umgeben ist. Auf solch einem Graben werden 15- bis 40 000 Schnecken, welche von Kindern im Walde gesucht und denselben mit 2 bis 3 Kreuzern per 100 Stück bezahlt werden, gezogen, täglich mit Gräsern und Kohlblättern gefüttert, am Wegtreiben durch das umgebende Wasser aber mittels eingesetzter Rechen verhindert, von denen man die angespühlten Schnecken abnimmt und in den Garten zurückbringt. Häufchen von Moos bieten Schutz gegen Kälte und Hitze, unter sie vergraben sich die Schnecken im Winter 2 bis 3 Zoll tief in die Erde und können dann, nachdem sie sich eingedeckelt haben, leicht ausgehoben und verpackt werden“. — Ähnliche Schneckengärtchen habe ich bei Ulm auf den von der Donau umspülten kleinen Wörthern gesehen.

Einer unserer berühmtesten Weichtierkundigen, Herr Professor Dr. Eduard von Martens hierselbst, teilt mir zur Sache folgendes mit: „Ich finde in einer Arbeit meines Vaters Georg von Martens über die württembergische Alp, welche 1826 (wahrscheinlich in der Zeitschrift Hertha von Berghaus und Hoffmann) erschien, S. 93 die Bemerkung: „Ein eigener Erwerbsartikel sind die Schnecken (*Helix pomatia*), welche in den Wäldern, besonders auf dem Hardt [Theil der schwäbischen Alp zwischen Münsingen und Feldstetten] von Kindern das Hundert zu 4 Kreuzer gesammelt und dann in Schneckengärten auf den Winter zur Versendung aufbewahrt werden. Von Anhausen und Judelhausen [Oberamt Münsingen] allein gehen jährlich über eine halbe Million Schnecken die Donau hinab. — In meines Vaters Schrift über Württembergs Fauna im Correspondenzblatt des landwirthschaftlichen Vereins für Württemberg 1830 veröffentlicht, werden mehre Orte auf der schwäbischen Alp genannt, wo *Helix pomatia* in Schneckengärten gesammelt und von wo sie eingedeckelt in Fässern zu je 1000 Stück nach Wien geschickt werden. — Ueber einen frühern Schneckengarten des Kapuzinerklosters in Appenzell, s. Hartmann, Gasteropoden der Schweiz, 1840, S. 107. Der Garten fasste 12 000 bis 19 000 Stück nach einer Rechnung von 1792. In einer neueren Beschreibung des Kantons Appenzell von 1887 ist derselbe nicht erwähnt und auch ich sah 1889 nichts davon. Nach Hartmann wurde das Hundert Schnecken von den Mönchen in Appenzell zu 10—12 Kreuzern, nach Wolf in Sturms Fauna, Würmer, Heft I, 1803 in Nürnberg zu 24—28 Kreuzer (60 Kreuzer = 1 rhein. Gulden) gekauft“.

Bei der Landwirtschaftlichen Ausstellung zu Berlin im Dezember 1895 sah man, wie der Berichtstatter der „Vossischen Zeitung“ am 19. dess. zutreffend bemerkte, „eine Zuchtausstellung, die bei uns ganz unbekannt ist, nämlich die Zucht der Weinbergsschnecken“. Es war ein Schneckengärtlein, wie es die Schneckenbauern anlegen, natürlich im kleinen, welches zu Nutz und Frommen unserer Bewohner im Betriebe vorgeführt wurde.

In Immensee nahe der Hohlen Gasse von Küssnacht, Kanton Luzern, sagte mir im Mai 1893 die Wirtin, als ich Weinbergsschnecken aufflas, dieselben würden dort nur im Winter gegessen, namentlich gern mit Sauerkraut. Die Geistlichen, insbesondere die Kapuziner - Patres, wüssten sie am besten zu bereiten.

In der Johannismacht spielt im mittleren und südlichen Italien das Schneckenessen eine Hauptrolle. Dr. Hans Barth schreibt darüber im „Berliner Tageblatt“ unterm 24. Juni 1896 folgendes:

„Das nächtliche Bacchanal des S. Giovanni-Festes in Rom ist vorüber, und ach! — zahllose arme Schnecken sind nicht mehr, Legionen wohlgefüllter Liter sind ihrem Berufe zugeführt. Wohl 100 000 Römer und Römerinnen, samt kleinem Volk, trieben sich von elf Uhr bis in die Morgenstunden auf den phantastisch erleuchteten Plätzen am Lateran, von Santa Croce oder vor der Porta S. Giovanni herum, wo die bereits bestehenden Kneipen durch eine Menge improvisirter Trinkbuden verstärkt waren.

Da wurden die üblichen Nelken ausgedient, womit sich Männlein und Weiblein schmückten, die in Blüte geschossenen Knoblauchstengel, die grossen und kleinen Tonglocken, von denen Rom ein paar Tage lang widerhallen wird, — dazu ein Heer, nein, eine „grande armée“ von Bettlern, Musikanten, echten und falschen Krüppeln, an die Tausende. Alle machten natürlich gute Geschäfte, denn der Römer ist mildherzig, und statt dem ihn mit seinen Marterinstrumenten umringenden Gelichter den Laufpass zu geben, wirft er ihm oft seine Soldos zu, und . . . die Marter verlängert sich. Der arme „Festteilnehmer“, der sich an seinem knusperigen Schneckengericht (die Hälfte der Schneckenhäuschen ist leer, die geleerten Häuschen werden einfach in den Kessel geworfen und von Neuem aufgetragen, um die Portion recht gross erscheinen zu lassen) delectieren, der arme Wandersmann, der etwa bei Schnecken und Wein in der „Faccia Fresca“ sass und sich gütlich thun wollte — welche Unterbrechungen harrten seiner! „Signore, faccia la carità!“ („Herr, ein Almosen!“) wimmert ein aus irgend einem Asyl davongelaufener Krüppel und hält uns einen grässlichen Armstumpf unter die Nase u. s. f.“

Die Betriebsart, welche wir in unserer Provinz Brandenburg in den Schneckengärten einführen sollten, ist in folgendem Bericht zusammengefasst,

In Süddeutschland, Oesterreich, der Schweiz und anderen südlichen Ländern findet eine mehr oder weniger starke Zucht von Schnecken (Weinbergsschnecke, *Helix*) statt, da die Tiere eine beliebte Speise bilden. So bestehen u. A. im Kanton Zürich mehrere grössere Schneckenzüchtereien, die, von Kleinbauern betrieben, sehr schöne Erträge abwerfen. Eine sanft nach Norden geneigte, etwas beschattete Rasenböschung ist die Weide des „Hornviehes“, sogenannt wegen der langgestielten Augen. Ein solches Stück Land trägt ja so wie so nicht viel Futter, besonders wenn Bäume sich darüber ausbreiten. Aber auch für die Schnecken darf die Beschattung nicht zu stark sein, sonst gehen im Herbst bei kalter und nasser Witterung die noch nicht eingedeckelten Tiere massenhaft zu Grunde. An der Sonne bekommen sie schöne, helle, weisse Häuschen, was sehr vorteilhaft ist. Damit sie sich solide behausen und bedeckeln können, muss der Platz eher mager als fett, dafür aber kalkhaltig sein, um ihnen das Material für den Häuschenbau zu liefern; sonst bedarf es kleiner Gaben gebrannten Kalks oder auch etwas Sand, gleichmässig über den Boden gestreut, oder man bestreicht auch wohl grosse Steine im Schneckengarten mit Kalkmilch. Damit die im Mai vor dem Eierlegen eingefangenen Tiere nicht entrinnen, erhält der Schneckenpark als Umzäunung eine etwa halbmeterhohe Holzwand, deren Wände oben mit Eisenvitriol oder einem stinkenden Oele bestrichen werden; ein Kranz von Nägeln hindert die Tiere auch noch am Hinauskriechen. Man rechnet für 1000 Schnecken 2 Geviertmeter, darf aber den Platz nicht zu klein anlegen, da man bis zum Herbst leicht 20 000 bis 25 000 Stück heranzüchten kann, die einen Platz von mindestens 50 Geviertmeter gebrauchen. Da bei Sonnenschein und Wärme die Schnecken sich gern verkriechen, so muss man für geeignete Schlupfwinkel sorgen; lockeres Moos längs der Umzäunung oder ein Schutzdach aus Brettern zieht sie bald in grosser Zahl an. Die Fütterung ist sehr einfach. Bei trockenem Wetter fressen die Schnecken überhaupt nichts; sowie es aber regnet, muss auch das Futter da sein, sonst strengen sie alle Kräfte an, um das Freie zu gewinnen. Das Futter besteht aus Salat, Kohl und anderen Küchenabfällen, auch Löwenzahn, Brennesseln, Ackersenf, Melden und sonstige gross- und weichblättrige Unkräuter eignen sich sehr gut dazu. Wer sie ganz fett haben will, kann auch Kraftfüttermittel anwenden, die ihnen auf Kürbisblättern gereicht werden.

Gegen den Herbst, etwa Ende August oder Anfangs September, wird die ganze Weide sorgfältig, aber nicht zu dicht, damit die Schnecken nicht ersticken, mit Moos beworfen, so dass Ende September die Weide eine ein bis zwei handbreite dicke Schicht Moos bedeckt, unter welcher sich die Schnecken verdeckeln und ruhig bleiben, bis man sie zusammenliest. Wenn sie gedeckelt sind, werden sie sorgfältig gesammelt, je

nach Grösse und Güte sortiert und gereinigt. Haben sie schöne glänzende Häuschen und stark gewölbte Deckel, so sind sie recht fett, und der Käufer erkennt daran die gute Ware. In Kisten und Fässern zu je 1000 oder 5000 Stück zwischen Heu, Holzwolle u. s. w. eingelagert, werden sie dann verschickt. Kälte vertragen sie eher als Wärme, d. h. wenn es ihnen zu warm ist, öffnen sie den Deckel und sprengen so das stärkste Fass.

Die Nachfrage nach guten, fetten und grossen Schnecken steigert sich im Süden von Jahr zu Jahr, sodass die Schneckenzucht in dieser einfachen Weise betrieben und ein gutes Absatzgebiet vorausgesetzt, als ein gewinnbringendes Unternehmen gilt. —

Bayern betreibt die Schneckenzucht ebenfalls. Statt der ohne Zweifel einträglicheren „Stallwirtschaft“ ist die weniger Mühe und Sorgfalt erfordernde „Weidewirtschaft“ in Gebrauch. Wie die Ochsen und Kühe im Sommer auf die Weide gelassen werden, so dürfen auch die Schnecken in Gärten, Wiesen und Laubwäldungen im Frühjahr und Sommer ein behagliches freies Dasein führen. Wird es aber draussen kälter, so werden sie von Kindern und alten Leuten gesammelt und in eine tiefe Grube geworfen. Als Winteratzung, die zugleich als Henkersmahlzeit dient, erhalten sie Getreide eingeschüttet, an dem sie sich, man möchte sagen, bis zum Platzen vollfressen, bis sie sich „einhausen“, das heisst ihre weissen Kalk-Deckel anfertigen und zuschliessen. Im Frühjahr macht man sehr zeitig die Grube auf und bringt das Getier auf den Markt, wo es noch im süssen dolce far niente befangen, gar keine Ahnung hat, was für ein schreckliches Loos seiner harret. Die Schnecken werden nämlich ins kochend sprudelnde Wasser geworfen, welches sie sofort tötet, wobei der Winterverschlussdeckel des Gehäuses abfällt. Nun zieht man die Schnecke heraus, säubert sie und kann sie alsdann ohne weiteres, in Essig und Oel angerichtet, verzehren. Oder: man wiegt die Schnecken ganz fein, thut Sardellen hinein und streicht das Gemisch in die gereinigten Schneckenhäuser, die man dann in Schmalz siedet. Das Ganze — die Häuser natürlich nicht — lässt man sich dann mit Sauerkraut und einem Mass Bier schmecken. In Oesterreich isst man sie häufig mit Meerrettig (Kreen). Es giebt übrigens noch viele andere Zubereitungsarten, die anzuführen hier zu weitläufig sein würde. In der Schweiz sind, wie vorbemerkt, die Kapuziner fleissige Schneckenzüchter und verstehen es auch, sie gut für den Tisch zuzubereiten.

Im mittleren Deutschland — auch in den evangelischen Teilen — war die Schneckenkost offenbar verbreiteter als sie jetzt ist. Dass man selbst in Nordthüringen früher die grosse Weinbergsschnecke verzehrte und nach Leipzig verführte, geht aus folgender Nachricht hervor. Zu den Orten, die einer besonderen Beschäftigung wegen geneckt werden,

zählt Bleicherode, dessen Bewohner man „Schneckenhengste“ nennt. Ein Schriftsteller aus dem Jahre 1739 teilt hierzu folgendes mit:

„Die Bewohner zu Bl. haben vor einigen Jahren eine kuriose Nahrung gehabt, die wohl schwerlich an vielen Orten anzutreffen. Sie haben nämlich die grossen Schnecken (grosse Weinbergsschnecke), so man zu essen pflegt, bei vielen tausend Schocken auf den dortigen Bergen gesammelt und zusammengelesen, dieselben in ihren Gärten aufbehalten, zu dem Ende sie einen Haufen von Wellenholz gemacht, welcher von einem Wassergräbchen umschlossen gewesen oder sie auch nur mit Holz umlegt, damit sie nicht davon kommen können und solche nachgehends mit Kohlblättern, auch einem Kraute von solcher Art, so im Wasser wächst, gefüttert, bis sich die Schnecken geschlossen. Alsdann haben sie solche zum Verkauf in benachbarte Oerter gefahren und getragen. Man hat wohl eher ganze vierspännige Wagen voll solcher aufgefütterter Schnecken mit gutem Gewinn nach Leipzig gefahren und verkauft. Nachdem aber vor einiger Zeit ein solcher gewinnsüchtiger Handelsmann das Unglück gehabt, dass er auf der Reise von einer warmen Witterung überfallen und wie er nach Leipzig kommt, der ganze Wagen lebendig worden, so dass er seinen ganzen Kram in den Koth schütten muss, so ist hernach manchem der Appetit vergangen, sich durch diese Schneckenfütterung zu bereichern“. (Entnommen aus Fr. Krönig, Oertl. Spitznamen der Nordthüringer. „Aus der Heimath“, Sonntagsbl. des Nordhäuser Courier vom 28. Jan. 1894.)

b) Essbare Süsswasserschnecken.

Mit diesem Kapitel werden wir sehr schnell fertig. Professor Dr. Ed. von Martens, „Die Weich- und Schalthiere“, 1883, S. 285 berichtet: Im malaiischen Archipel werden die grösseren Süsswasserschnecken aus den Gattungen *Melania*, *Neritina* und *Ampullaria* von den Eingeborenen gern gegessen; auf Ile de France (Matritius) wird *Navicella borbonica* und *Melania amarula* von den Schwarzen gegessen, aus der ersteren wird auch eine Brühe bereitet, welche für Kranke besonders wohlthätig sein soll. Die beinahe faustgrossen Kugelschnecken, *Ampullaria*, sind auf einigen westindischen Inseln nach Guildings Ausdruck Lieblingsspeise der Neger und Ratten; die riesige Art dieses Geschlechts, *Ampullaria urceus*, an den Ufern des Orinoko dient nicht nur den dortigen Eingeborenen als Ernüchterungsmittel nach ihren berausenden Paiwari-festen, wie bei uns der saure Häring, sondern sie errettete auch den Reisenden Ferdinand Appun einmal vom Hungertode, als er im Urwald verirrt war“.

Dass ein Berliner oder Brandenburger eine Süsswasserschnecke verzehrt habe, ist nur einmal bekannt geworden. Unser Ehrenmitglied Professor Dr. Paul Ascherson hat mir nämlich gebeichtet, dass er aus

der Lagune einer Oase in der Sahara, woselbst er sich mit der Expedition des Gerhard Rohlfs aufhielt, eine grosse Ampullarien-Schnecke entnommen und sie, unbemerkt von den gläubigen Marabuts, heimlich verzehrt habe.

Überall handelt es sich hier um gedeckelte Süßwasserschnecken, für das Verzehren ungedeckelter Süßwasserschnecken vermag ich keinen Belag beizubringen.

c) Essbare Gehäuse-Meeres-Schnecken.

In den irischen Quartieren in London (Saint Giles) und sonst habe ich Strandschnecken (*Litorina litorea*) engl. periwinkles, Kinkhornschnecken*) (*Buccinum undatum*) wulks oder willoksen und Schüsselschnecken (*Patella vulgata*) limpets, sämtlich der Nordsee entstammend, verzehren sehen. Schon auf Helgoland scheint man die Meeresschnecken zu verschmähen, erst recht an den übrigen deutschen Nordseeküsten. Dabei sind die Tiere wohlschmeckend; sie werden in den englischen und nordfranzösischen Garküchen, abgekocht, lose wieder in die Mündung hineingefügt und so zum Verkauf angeboten.

d) Essbare Süßwasser-Muscheln.

Gegen den Genuss von Süßwasser-Muscheln besteht eine weitverbreitete Abneigung, die gleichwohl einige Ausnahmen zulässt. Nach v. Martens a. a. O. S. 285 ist innerhalb Europas nur in wenigen Gegenden Frankreichs (z. B. Gironde und Dep. Saone et Loire), Italiens und der türkischen Halbinsel das Verzehren der grösseren Süßwassermuscheln von seiten der ärmeren Klassen des Landvolks üblich und wird von einzelnen besonders herabgekommenen Individuen als letztes Hilfsmittel ergriffen, während die Süßwassermuscheln in Deutschland nur zur Fütterung der Schweine und anderswo auch zur Düngung der Felder benutzt werden.**) Auch in Nordamerika werden die grossen und zahlreichen Flussmuscheln gegenwärtig nirgends von den Angloamerikanern als Speise benutzt, wurden es aber vielleicht früher von

*) Vgl. meine Angaben über die Kinkhorn-Schnecke der Nordsee und westlichen Ostsee in den Verhandl. der Berl. Ges. für Anthropol. 1894 („Kinkhorn und Keuchhusten“). Die Deutschen essen sie nicht, lassen aber ihre Kinder, falls sie den Keuchhusten haben, daraus trinken. Das sausende Geräusch der Schnecke, wenn man sie ans Ohr hält, soll das „Kinken“ oder „Keuchen“ in der Kehle des Kranken vertreiben, sobald er das Heilmittel aus dem Kinkhorn schluckt!

**) Bei Johnston, Einl. in die Konchyliologie S. 33 finde ich folgende Stelle: „Von der Flussperlmuschel, *Unio margaritifera*, sagt Boëtius, sie sey als Nahrungsmittel so sehr geschätzt, dass man ihr in alter Zeit, nicht unverdient, den Namen Wittwen-Lust gegeben habe. Scot. 15; — Art. Mollusca in Encycl. Brit. Suppl.“ So viel mir bekannt, wird die Flussperlmuschel, wo sie am häufigsten ist, im sächsischen Vogtland und in Bayern nicht gegessen.

einzelnen Stämmen der Rothäute, wie man aus alten Muschelhaufen schliessen kann, und werden es jetzt noch in Kalifornien und Südamerika. Die niederen Stände der Chinesen essen dagegen unbedenklich Süsswassermuscheln, deren die grossen Flüsse und Seen des mittleren und östlichen Theils ihres Landes ihnen eine grosse Menge darbieten; eine Art hat daher den Namen *Anodonta agricolarum*. —

Wenn Sie die grossen Stücke von *Unio pictorum*, der Maler-muschel, und der grossen Teichmuschel *Anodonta* sehen, letztere bis halbpfündig, die bei uns vorkommen, und die ich zur Ansicht heut mitgebracht habe*), so werden Sie mein Bedauern vielleicht verzeihen, dass man mit denselben keine Essversuche macht. Ich muss mich aber hier sogleich berichtigen: Drei unserer Mitglieder haben Unionen und Anodonten gekocht und verzehrt, wenigstens gekostet und mir gesagt, dass sie das Fleisch wässerig und fade fanden. Allerdings hatte man versäumt, das Fleisch zu hacken, mit Essig und Oel, Nelken und anderen Gewürzen zu versehen, vielleicht hätten unsere brandenburgischen Süsswassermuscheln alsdann besser gemundet. Dennoch werden Süsswassermuscheln in Menge bei uns in der Provinz Brandenburg verspeist, allerdings vom lieben — Rüsselvieh. An der Oder bei Neu-Glietzen sah ich Haufen von Schalen der Unionen und Anodonten aufgehäuft, deren Tiere zum Schweinefutter ausgeschrappt waren, ähnlich am Stobberbach bei Buckow in der Märkischen Schweiz, wo ich seltene Unionen, *Unio batavus*, *ater* und *crassus* in den Schalenhaufen bemerkte. Von ähnlicher Verwendung mögen Muschelhaufen herrühren, die ich am linken Dahme-Ufer bei Coepenick mit Wirtschaftsresten ausgegraben und in den Verh. der Berl. Anthropol. Ges. V. 1873 S. 22 beschrieben habe, dgl. Muschelhaufen, die ich auf der Oder-Insel Neuenhagen unweit des Bahnhofs Oderberg ausgegraben und im „Führer durch die Fischerei-Abth. des Märkischen Provinzial-Museums“ Berlin, 1880 S. 4 erwähnt habe. An beiden Oertlichkeiten handelt es sich um vorgeschichtliche Funde. — Auch die mitunter sehr dicken Schalen der Maler-Muschel (*Unio pictorum*) werden bei uns wirtschaftlich verwendet, einmal, was längst bekannt, zur Auf-

*) Diesbezüglich entnehme ich dem „Berliner Lokalanzeiger“ vom August 1895 folgende Mitteilung: „Panke-Austern. Während der verflossenen Ferien entdeckten Knaben, dass die Panke besonders unter den Brücken in Berlin „Flussmuscheln“ enthält. Seit dieser Zeit waten kleinere und grössere Knabengruppen in der schulfreien Zeit dort täglich auf der Muschelsuche im Wasser umher. An einem der letzten Nachmittage fand einer der Jungen unter der Brücke der Schulendorfer Strasse ein Riesenexemplar von 1 Fuss Länge und $\frac{1}{2}$ Fuss Durchmesser, das er freudig der Mutter für das Aquarium übergab.“ Diese Masse sind allerdings wohl übertrieben. Freilich führt Stein a. a. O. Exemplare der *Anodonta cygnea* L. von $10\frac{1}{2}$ Zoll Länge bis 4 Zoll Dicke und 5 Zoll Breite aus einem Mühlenwehr bei Coepenick mit dem Bemerkten an, dass nach Mitteilung eines Fischers noch um die Hälfte grössere Exemplare daselbst vorkämen.

nahme von Wasserfarben und als Tuschnäpfe. Dann sah ich vor einigen Jahren, wie ägyptische Kunstschreiner, welche Sessel und Tischchen nach orientalischer Art mit Muschelschale auslegten, als ihnen die von Ägypten mitgebrachten Süßwassermuschelschalen auf der hiesigen ägyptischen Ausstellung ausgegangen waren, sich mit Stücken von Schalen des *Unio pictorum* und *Unio tumidus* behielten. Allerdings waren dies sehr dicke Exemplare, wie sie die Havel zwischen Pichelswerder und der Pfaueninsel beherbergt. Auch am Main werden die Schweine mit Flussmuscheln gefüttert (Kobelt, Fauna der nassauischen Mollusken. Wiesbaden 1871. S. 234), ferner zu vergl. E. v. Martens, die Weich- und Schalthiere. Lpz. u. Prag. 1883. S. 272, sowie Conwentz: Die Verwerthung der Flussmuscheln in Westpreussen, Mitth. des Westpreuss. Fischerei-Vereins, Bd. VI, Heft I, 1894. Auch zur Aufbesserung der Wege verbraucht man die Schalen der Unionen und Anodonten in Westpreussen nach Conwentz, während ich gesehen, wie manche Anwohner des Müggelsees und Tegeler sowie des Werbellin-Sees die ungeheuren Bänke leerer Schafklauen-Muscheln (*Dreissensia polymorpha*) verwenden, um damit ihre Gartenstege zierlich zu bestreuen. Dass letzteres mit Seemuscheln in den Niederlanden vielfach geschieht, habe ich in meinem Aufsatz: „Fischwesen in Holland, Belgien u. England“, Circularre des deutschen Fischerei-Vereins, Jahrg. 1871, S. 23 flg. ausführlich beschrieben.

e) Essbare Meeres-Muscheln.

Ganz anders liegt die Sache mit den Meeres-Muscheln. Der Küchenverbrauch derselben steigt, man kann sagen, mit jedem Jahre, hauptsächlich bei den Austern, welche leider in unserer engeren wie weiteren Heimat noch immer zu den teuren, nur den wohlhabenderen Ständen zugänglichen Nahrungsmitteln gehören. *)

Gleichwohl schaudert noch immer mancher unter uns vor dem Genuss der Auster, dieser Königin unter den „Meeresfrüchten“ zurück und er wird denken, König Jakobs von England Ausspruch, es sei ein mutiger Mann gewesen, der es zuerst gewagt, Austern zu essen, ist durchaus zutreffend. In der That sind Austern fast die einzige lebendige Kost, welche der Mensch zu sich nimmt. **)

*) Vor Weihnachten 1895 erschienen plötzlich nordamerikanische Austern, sogen. Blue points, das Schock zu sechs Mark, das Stück zu 10 Pfg. auf dem Berliner Markt, wo sie auch unter weniger Begüterten reissend Absatz gefunden haben sollen. Dieser Fall ist aber eine Ausnahme hierorts geblieben. Auch die Venus-Muscheln (*Venus mercenaria*), die bei den Nordamerikanern so beliebten clams, versuchen in Büchsen eingemacht sich in Berlin zu verbreiten, werden leider aber aus Unwissenheit bei uns wenig beachtet.

**) Ich bekenne mich schuldig, wiederholt Miesmuscheln aus der Ost- und Nordsee sowie Napfschnecken (Patellen) aus dem atlantischen Ozean und aus dem Mitteländischen Meere, die ich mir am Strande von Steinen abgelöst, rohe und lebende, mit Genuss verzehrt zu haben.

Dass in Berlin und der Mark Brandenburg schon im 17. Jahrhundert „Oesters“, „Ostreen“, „Oestern“ verzehrt wurden, habe ich bereits i. J. 1873 in meinem Generalbericht über die erste grosse internationale Fischerei-Ausstellung, welche zu Berlin und zwar in der Privatmarkthalle*) zwischen Karlsstrasse und Schiffbauerdamm im April 1873 abgehalten wurde, Correspondenzblatt des deutschen Fischerei-Vereins 1873, S. 73 flg., mitgeteilt. Es heisst darin: „Wir kommen hiermit auf die Zeit zurück, wo Preussen und Brandenburg überseeische Kolonien, eine Kriegsflotte, mehre Handelscompagnien hatte und mit den grossen Seemächten, namentlich den holländ. Generalstaaten rege Beziehungen unterhielt. Sie wissen, wie der grosse Kurfürst sich in seiner Jugend mit Vorliebe in den Niederlanden aufhielt, und in der That weisen die Zolllisten aus seiner Zeit einen solchen mannigfachen Konsum an Austern und Miesmuscheln, überhaupt an Seeprodukten nach, wie er in unserer historischen, so zu nennenden Binnenlandsperiode, d. h. während der Zeit Friedrich II., Friedrich Wilhelm II. und Friedrich Wilhelm III., wo unsere Verbindungen mit dem Meere immer mehr zurückgingen, niemals stattgefunden zu haben scheint.“

Der Vater Friedrich des Grossen pflegte von sich selbst zu sagen, dass er ein treu-holländisches Herz habe, und so theilte er auch den holländischen Geschmack für Seeprodukte. Ein Schriftsteller bemerkt, dass der Kaufmann Daum**) einmal dem König ein Fässchen Austern schickte und dies durch seinen Handlungsdienner bei Tafel überreichen liess. Der sparsame König wurde hierüber so vergnügt, dass er demselben dafür eigenhändig ein Biergeld von acht Groschen in die Hand drückte. (Förster: Friedr. Willh. I. — Bd. I, S. 207.) Ein anderer Schriftsteller (Eberty: Gesch. des Preuss. Staates Bd. II, S. 340) berichtet: „Zuweilen wurden Leckerbissen, namentlich Austern und Hummer aus Hamburg verschrieben. Der Kaufmann Destinon, des Königs Agent, erhielt mit dem Dank für 6 grosse Taschenkrebse eine eigenhändige Anweisung des Königs. — In welchem Zustande bei dem damaligen Postenlaufe die Austern nach Berlin kamen, kann man sich denken. Dennoch wurden schon unter dem grossen Kurfürsten, wie die Acciseordnungen erkennen lassen, sehr viel Austern in Berlin verspeist. Wahrscheinlich galten die Zeichen der Verwesung für Seegeschmack, wie man

*) Es ist dies ein Gebäude, welches in wenig Jahren recht mannigfaltige Schicksale gehabt hat. Als private Markthalle konnte es nicht gedeihen, weil das K. Polizei-Präsidium sich nicht dazu verstehen wollte, die öffentlichen Wochenmärkte unter freiem Himmel in der Nachbarschaft zu schliessen. Dann wurde das Markthallengebäude zum Cirkus Renz umgebaut, seit dem Herbst 1897 wiederum umgeändert, dient es zur Zeit dem neuen Olympia-Riesentheater.

**) Vgl. meine Mitteilungen über die eigentümliche Laufbahn Daums, Begründers der Firma Daum & Splittgerber, jetzt Gebrüder Schickler, in der Brandenburgia IV, S. 329.

ja an den süddeutschen Höfen und in den grossen Binnen-Handelsstädten, namentlich in Breslau, die Austern noch in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts im ekelerregendsten Zustande als Leckerbissen verzehrte“.

Auf die Austerschalenhaufen, welche in Berlin bei den Gymnasialbauten Charlotten- und Dorotheenstrasse aus dem 17. oder Anfang des 18. Jahrhunderts gefunden wurden, habe ich schon verwiesen. Im Märkischen Museum befinden sich auch wahrscheinlich ebenso alte Austerschalen, welche bei Kanalisationsarbeiten nahe dem Königlichen Schloss zu Tage kamen.

Diesen geschichtlichen Beziehungen sei hinzugefügt, dass Herr Dr. Carl Bolle mir mitgeteilt hat, wie in dem Schlosspark von Meseberg bei Gransee, damals Herrn von Hövel, jetzt Herrn Lessing, dem Schwiegersohn unseres ersten Vorsitzenden, Oberbürgermeisters Zelle, gehörig, gewaltige Austerschalen-Ablagerungen ausgegraben worden sind. Sie gehören der Zeit an, wo der tolle Major Christian Ludwig von Kap-hengst, geb. 1740, hier etwa seit 1775 als ausgesprochener Liebling Prinz Heinrichs, Bruder Friedrichs des Grossen, hauste.*)

Dass hier Austern in Masse verzehrt wurden, wird niemand Wunder nehmen, umsomehr überrascht wird man aber sein zu hören, wie auch in dem Pfarrgarten des schlichten Pastors Schmidt zu Werneuchen erkleckliche Mengen von Schalen verspeister Austern gefunden wurden. Verwundersam, wenn man weiss, wie der bukolische Dichter eine Butterstulle in der Tegeler Heide und ein Glas Milch als Hochgenüsse anzupreisen pflegte.**)

Durch die Erwerbung Schleswig-Holsteins i. J. 1866 ist der Austern-Konsum in Berlin und der Provinz Brandenburg erheblich gesteigert worden. Sehr zum Schaden der allgemein aber fälschlich sogenannten Holsteiner Austern, welche vielmehr aus der schleswigschen Nordsee bei den Inseln Amrum, Sylt, Föhr und Romoe stammen. Die anfängliche Überfischung der Bänke nötigte die Regierung, den letzteren eine lange Schonzeit zu bewilligen, die erst jetzt abgelaufen ist. In diesem Jahr durften zum ersten Mal wieder Austern (500 000 Stück) gefangen worden.

Diese lange Ruhepause haben die Holländer benutzt und ihre Auster mit gutem Erfolge und Preise, das Dutzend kostet gewöhnlich 1,50 Mk., in Berlin eingeführt. Auch die Dänen mit ihren Limfjord-

*) Vgl. über das wüste Treiben in Meseberg, Fontane, Die Grafschaft Ruppin, 2. Aufl. Berlin 1865, S. 160—167.

**) Vgl. Brandenburgia V, S. 269 und 330. — Wenn auf oder am wendischen Burgwall von Freesdorf bei Luckau Austerschalen gefunden wurden, Verh. der Berl. Anthropol. Ges., X, 1878, S. 299, so muss man an neuerliche Verschleppung denken.

Austern*) sind am Platz erschienen, dgl. die Ostender, sowie die vornehmen englischen und französischen Austern, die letzteren beiden Arten sehr klein, aber sehr fleischig und schmackhaft. Als die Krone der Austern galt früher (Johnston, Konchyliologie, 28) die Auster von Colchester, fett, salzig, grünflossig, wo man die vortreffliche Kunst übt, sie in eigens dazu angelegten Gräben zu füttern. Jetzt gilt speziell Whitstable als Prima-Ware. Andere ziehen die grünen französischen Austern vor.

Seit der Erwerbung von Helgoland hat sich die Aufmerksamkeit auf die wilden Austern gelenkt, welche nördlich dieses Eilandes in der freien Nordsee vorkommen und zu ungeheuren Exemplaren auswachsen. Nach dem Geschmack der eigentlichen Kenner geht diesen wilden Austern, die zum grossen Teil der Spielart *Ostrea hippopus* Lamarck, der Pferdefussauster, angehören, vorläufig noch die Hochfeinheit ab. Es wäre zu wünschen, dass diese neue deutsche Errungenschaft im deutschen Meer (german ocean) eigens kultiviert und womöglich domestiziert würde.

Auf die anderen Auster-Arten gehe ich bei der „Beschreibung der Ausstellung“ ein.**)

Es erübrigt hier hauptsächlich noch, der Miesmuschel (*Mytilus edulis* L.) zu gedenken, deren sich bereits die mittleren Stände bemächtigt haben und die man deshalb erfreulicher Weise bereits als Volksnahrung bezeichnen kann. In den Rheinlanden, Niederlanden, Belgien, im flämischen Nordfrankreich bis Dünkirchen nennt man das Tier einfach „Muschel“, und ruft sie so auf den Strassen und Plätzen aus, ein beredter Beweis für die Popularität dieser Konchylie.

Bereits zur Reformationszeit ist die Mies-Muschel von Wismar nach Berlin und der Mark eingeführt worden***); dass sie in dem Abfallhaufen der hiesigen Dorotheenstrasse vorgekommen, habe ich bereits erwähnt. Die Miesmuschel wird zumeist gekocht bei uns verzehrt, teils ohne weiteres, teils zu Brühen und Tunken als Beigabe verwendet. Seit langer Zeit kämpfen nun bei uns die beiden Meere Nord- und Ostsee hier um den Vorzug, den ich entschieden der Ostsee zuerkennen muss. Allerdings sind in Folge des grösseren Salzgehalts und der besseren Ernährung, vielleicht auch wegen der grösseren Wärme des Wassers die

*) Die Limfjord-Austern sind erst seit 1851 aufgetreten. Vgl. meinen Aufsatz: „Fischwäsen in Skandinavien und Schleswig-Holstein“, Circulars des Deutschen Fischerei-Vereins 1874, S. 140.

***) Ich lege bei dieser Gelegenheit das Kochbuch „In the Kitchen“, Boston Mass. 1875, vor, welches eine mir befreundete Dame, Frau Oberst Elisabeth S. Miller, eine ebenso gelehrte wie wirtschaftliche Dame, verfasst hat, um an den vielen Rezepten zur Bereitung von Austern und Clam-Muscheln zu zeigen, welche kulinarische Mannigfaltigkeit, von der die deutsche Hausfrau fast nichts weiss, hier erzielbar ist.

****) Vgl. meine Angabe im Circ. des Deutschen Fischerei-Vereins 1873, S. 72.

Nordsee-Tiere, Fische, Krebse und Weichtiere grösser und schmackhafter und so giebt es auch sehr grosse Exemplare von Miesmuscheln in der Nordsee. Allein das Ungestüm des Meeres, das beständige Umwühlen des Grundes durch die alle 12 Stunden wechselnden Gezeiten, die heftigen Strömungen lassen die Miesmuscheln sehr ungleich wachsen. Daher fällt auch die Marktware ungleich aus, die Tiere sind im allgemeinen kleiner und unansehnlicher, mehr mit Algen, Parasiten aller Art, Schlick und Sand bedeckt, als dies bei den zu Markte kommenden Miesmuscheln der westlichen Ostsee der Fall ist. Setzte man die Miesmuscheln in geschützte Bassins und gewährte ihnen Pfähle zum Anbefen, so könnte man zweifellos ebenso gute Ware wie in den Ostseeförden und Belten erzeugen. Aber das ist zu teuer; wo solche Vorkehrungen gebaut werden, da setzt man in sie lieber die besser lohnende Auster ein.

Dagegen werden in den erwähnten Teilen der Ostsee, vornehmlich in Schleswig (Flensburg und Apenrade), die Miesmuscheln fast wie Haustiere behandelt und gepflegt. Man steckt ihnen ganze Baumschulen von Pfählen in die nicht von Ebbe und Flut beherrschten stilleren Buchten und erzielt durch diese Sorgfalt die Pfahlmuscheln, d. h. jene gleichmässig grossen, sehr ansehnlichen, schieferblauen, weniger als die freien Nordsee-Miesmuscheln glänzenden Konchylien, welche sich schon durch ihr appetitliches äusseres Ansehen empfehlen. An unseren nächsten Küsten (Pommern) kommt die Miesmuschel auch in Unmengen vor, wird aber nicht so gross, obwohl ich einzelne Exemplare vor der Insel Zingst und dem Dars gefunden habe, die sich mit den Pfahlmuscheln messen dürfen. Man könnte ohne Zweifel namentlich an der neu-vor-pommerschen Küste Pfahlmuscheln produzieren, aber die Bevölkerung, welche keine Muschelnahrung essen mag, ist viel zu indolent, um Versuche zur Herstellung marktfähiger Ware für Berlin zu machen.

Es giebt nun noch in unserer Ostsee, besonders aber in der deutschen Nordsee eine Menge essbarer Muschelarten, die auch wirklich an den belgischen, französischen, englischen und schottischen Ufern verzehrt werden, unsere Küstenbevölkerung verhält sich aber dagegen ablehnend und in Berlin weiss unter Zehntausend vielleicht kaum einer, dass diese Tiere geniessbar, gesund, sogar wohlschmeckend sind. Ich komme hierauf bei Besprechung unserer heutigen Ausstellung zurück.

C. Beschreibung der Ausstellung.

Die ausgestellten Tiere gehören teils der Sammlung des Märkischen Museums, teils meiner seit über 40 Jahre gepflegten Privatsammlung an, welche ich allmählich dem Märkischen Museum einverleibe.

Die bereits spezieller erwähnten Objekte führe ich nicht noch einmal an.

a) Essbare Landschnecken.

1. *Helix pomatia* L., Weinbergsschnecke, von etwa 20 verschiedenen Fundorten. Ein linksgewundenes Exemplar von Oderberg i. M.
2. *Helix adpersa* Müller. Frankreich, Italien, Istrien.
3. *Helix secernenda* Rossm. Küstenland.
4. *Helix lucorum* Müller. Oberitalien.
5. *Helix ligata* Müller. Mittelitalien.
6. *Helix cincta* Müller. Istrien.
7. *Helix melanostoma* Drap. Tunesien.
8. *Helix pathetica* Parr. Kleinasien.
9. *Helix aperta* Born. Sizilien, Tunesien.
10. *Helix pisana* Müller. Lido bei Venedig. Vgl. hierzu E. v. Martens, Über die Verbreitung der europ. Land- und Süßwasser-Gasteropoden, Tübingen 1855, S. 119.
11. *Helix nemoralis* L. Von verschiedenen Fundorten. In der Provinz Brandenburg durch Einschleppung verbreitet. Die nahe verwandte *Helix hortensis* Müll. ist bei uns heimisch, geht nicht so weit nach Süden und fehlt deshalb auf dem Tisch des schneckenspeisenden Südländers.
12. *Helix vermiculata* Müller. Südeuropa und Nordafrika.
13. *Helix lactea* Müller. Tunesien.

Zu 1 bis 13, mit Ausnahme von No. 8, von mir gesammelt.

b) Essbare Süßwasserschnecken.

Ampullaria crassa Sow. Brasilien.

c) Essbare Meeresschnecken.

1. *Patella mexicana* Brod. Riesiges Exemplar von Panama; wird in der Schale geröstet und verspeist, das Fleisch wiegt bis zu 500 Gramm.
2. *Patella caerulea* Lm. Atlantischer Ozean.
3. *Patella vulgata* Lm. Nordsee, Adriat. Meer, limpet der Engl.
4. *Patella tarentina* Lm. Adriat. Meer.
5. *Litorina litorea* L. Helgoland, Sylt, Kiel, periwinkle der Engl.
6. *Buccinum undatum* L. Kinkhorn. Helgoland, Sylt, whelk der Engländer.
7. *Haliotis tuberculata* L. Quarnero, Istrien.
8. *Murex brandaris* L. Adriat. Meer, Tunesien.
9. *Murex tremulus* L. Adriat. Meer, Tunesien.
10. *Aporrhais pes pelecani* L. Nordsee, Adriat. Meer.

Zu 2 bis 10 von mir gesammelt.

d) Essbare Süßwassermuscheln.

1. *Anodonta variabilis* Clessin. Mittenwalde. Risengross.
 2. *Unio pictorum* Linné. Havel am Cladower Sandwerder.
 3. *Unio tumidus* Retz. Havel bei der Pfaueninsel.
- Zu 1 bis 3 von mir gesammelt.

e) Essbare Meeresmuscheln.

1. *Ostrea edulis* L. (auch die Spielart *Ostrea hippopus* Lamarck). Englische und holländische Küste der Nordsee, Helgoland, Sylt, Mittelmeer (Tanger).
2. *Ostrea borealis*. Massachusetts.
3. *Ostrea virginiana* Gmel. Chesapeake-Bay, Virginien, wird 30 cm lang. Von dieser riesigen Auster wird in Amerika gern folgendes Geschichtchen erzählt: Eine alte Dame klagt ihrem Arzt über Appetitmangel. Der Arzt empfiehlt ihr zur Belebung der Esslust Austern zu essen. Nach einigen Wochen erkundigt sich der Arzt nach dem Befinden der Patientin. Ach lieber Herr Doktor, erwidert dieselbe, ich esse jeden Morgen zwei Dutzend der grössten Austern und habe trotzdem immer noch keinen Appetit.

Die Austern zu 2 und 3 kommen häufig in Blechbüchsen eingemacht, mitunter auch lebend auf den Berliner Markt. Im Dezember 1895 wurden hierselbst die beliebten amerikanischen bunten Austern (blue points) das Schock zu 6 Mk., das Stück zu 10 Pfg. angeboten. Siehe S. 415. — *Ostrea gigas* Thunberg, auch eine schmale und längliche Form wie die Virginische Auster, von Ostindien bis Japan, wird noch länger, bis 50 cm, schöne Exemplare im Kgl. Zoolog. Museum.

4. *Ostrea depressa* Phil. Adriat. Meer.
5. *Ostrea cochlear* Poli. Palermo.
6. *Ostrea plicatella* Gmel. Venedig.
7. *Ostrea lamellosa* Brocchi. Mittelmeer.
8. *Ostrea cristata* Philippi. Palermo.
9. *Ostrea angulata* Lam. Meerenge von Gibraltar, Mittelmeer.
10. *Pecten jacobaeus* L., Pilgermuschel. Mittelmeer, Adriat. Meer.
11. *Pecten opercularis* L. Adriatisches Meer.
12. *Mytilus edulis* L., Muschel, Miesmuschel. Nordsee, Ostsee Atlantischer Ozean, Mittelmeer, Adriatisches Meer.
13. *Lithodomus lithophagus* Lam. Seedattel, Adriatisches Meer bei Abbazia.
14. *Modiola vulgaris* L. Sylt, englische Küste.
15. *Cardium edule* L. (auch die schiefe Spielart *Cardium rusticum* L.) Ostsee, Nordsee, Atlant. Ozean, Mittelmeer, Adriatisches Meer, cockle der Engländer.

16. *Venus gallina* L. Adriatisches Meer.
17. *Venus verrucosa* L. Venedig.
18. *Cytherea chione* L. Adriat. Meer.
19. *Tapes edulis* Chemn. St. Veit am Flaum (Fiume).
20. *Tapes decussatus* L., clovisse in Frankreich. Adriat. Meer. Sehr wohl schmeckend.
21. *Scrobicularia piperata* Schum., Pfeffermuschel. Schmeckt angenehm bitterlich. Früher in der Ostsee weit verbreitet, z. B. bei Greifswald, wo ich diese Muschel in Menge subfossil entdeckt. Desgl. subfossil im Saaler Bodden. Lebend vom Dars ab westlich. — Sylt, Brighton, Ostende, Galway (Irland), Adriatisches Meer (Rovigno, Abbazia. Venedig).

Zu 1, 4 bis 21 von mir gesammelt.

Die heutige Ausstellung, welche Ihnen einen kleinen Begriff der essbaren „frutti di mar“ (Meerfrüchte) geben soll, erschöpft die Reihe derselben nicht entfernt.

f) Krebse.

Ausgestellt sind die 3 in Europa heimischen Krebsarten:

1. Der eigentliche Flusskrebs (Edelkrebs), *Astacus fluviatilis*, in 2 riesenhaften Exemplaren, welche wir Herrn Oskar Micha auf der Internationalen Fischerei - Ausstellung zu Berlin i. J. 1880 verdanken, eins 16 cm, das andere ca. 15 cm ohne die Fühler und ohne Scheeren lang. In der damals gerade erfundenen Wickersheimerschen Flüssigkeit präpariert, haben sie sich sehr wohl, sogar beweglich, erhalten. Es sind dies vielleicht 20 Jahr alte Tiere. Über den Krebs und die leidige Krebspest wird Ihnen weiterhin der genannte Gewährsmann berichten. Glücklicher Weise beginnen unsere Gewässer sich allmählich von selbst wieder mit Krebsbrut zu bevölkern, so teilt z. B. unser Mitglied Herr Franz Maurer soeben mit, dass er junge Krebse im grossen Brückenthin-See an der Mecklenburg - Strelitzschen Grenze kürzlich beobachtet. — Eine blaue Spielart aus dem Spirding-See, Ostpreussen,
2. Der Steinkrebs, *Astacus saxatilis*, die nach meiner Auffassung im Darwinschen Sinne zu einer beständigen eigenen Art ausgebildete Form der Gebirgsgewässer mit steinigem Grund. Mehrere grosse und kleinere Exemplare sind von mir im Eibsee, Oberbayern, i. J. 1894 gefangen. Schmäler als der Edelkrebs, wird nur bis ca. 12 cm lang, hat weissliche, der Edelkrebs rote Füsse. Ein Teil der schwedischen Gebirgskrebse scheint mir hierher zu gehören.
3. Der osteuropäische, galizische und russische Krebs, *Astacus leptodactylus*; der Edelkrebs ist gleichmässig

gefärbt, der osteuropäische Krebs hat Flecken und Marmorierungen. Die Unterseite der Scheeren ist beim Edelkrebs rötlich, bei *A. leptodactylus* blass. Dieser meist als „Galizier“ eingeführte, über die Gebühr marktschreierisch angepriesene Krebs ist weicher im Geschmack als unser heimischer Seen- und Flusskrebs. Er hat sich während der Krebspestperiode auf unsern Markt gedrängt; Aussetzungsversuche mit ihm haben glücklicher Weise keinen Erfolg gehabt. Dieser Galizier ist zur Eingewöhnung und zum Ersatz des *A. fluviatilis* garnicht zu empfehlen.

Wer sich sonst noch über diese Krustentiere unterrichten will, dem empfehle ich als recht brauchbar die Schrift: „Der Krebs und seine Zucht. Im Auftrage des Sonderausschusses für Seenwirtschaft des Deutschen Fischerei-Vereins bearbeitet von Dr. W. Dröscher-Schwerin“, mit 20 Abbildungen, Berlin 1897, im Verlag des D. F. V.'s, Preis 1 Mk.

g) Fischerei-Geräte und Verwandtes.

1. Die Ssasauka (Ssasawka) der Spreewald-Wenden. Ein 1,5 m langer Stecken, unten spitz. 15 cm über der Spitze umschliesst den Stecken ein Holzreifen mit Garnsack; in demselben werden die aus Muscheln (*Unio*, *Anodonta*) geschrapten Tiere befestigt und die Fangvorrichtung in der Nähe von altem Holzwerk, Erlenwurzeln etc., woselbst der Krebs gern wechselt, in den Grund gebohrt. Wenn nach einiger Zeit Krebse in dem Garnsack sitzen, um zu fressen, werden sie mit der Ssasauka leicht herausgezogen. Katalog B. VI 12048 des Märk. Museums.
2. Schulzenstock der Fischer von Pichelsdorf bei Berlin in Form eines Aals. B. VI. 6497.
3. Versilberter Hecht aus Schmiedeeisen, 22 cm lang. B. VI. 210. Mittels einer Kette am alten Berlinischen Rathaus angebracht. Unter diesem Mindestmass durften Hechte hierorts nicht feilgeboten werden.
4. Acht Fischkörbe aus Messing in Eimerform mit Bügel, B. W. 454; 551; 928; 4291; 5310; 6192; 6496; 6516; meist aus Berlin, 18. Jahrhundert, um die gekauften Süßwasserfische lebend nach Hause zu tragen.
5. Fischer-Geldkatze, zum vorläufigen Verwahren des auf dem Markt gelösten Geldes, welches die Fischverkäuferinnen mit ihren nassen, oft von der Kälte steifen Fingern nicht wohl in die Tasche stecken können. Zwei, VI. 5404 und 8085 in Form von zusammenhängenden flachen Doppelbecken, von denen eins offen, das andere verdeckt, beide durch eine Klappe verbunden sind; das dritte in Form eines länglichen Kästchens, dessen zwei Fächer durch eine Schiebeklappe getrennt sind. VI. 4650.

6. Fischkochkessel, IV. 2226. Dreifüssig, aus Bronze gegossen, 15. Jahrhundert.
7. Fischkochkessel, IV. 2228, aus Bronze getrieben, mit Bügel zum Aufhängen über dem Feuer; in Lychen ausgegraben.
8. 4 Berliner Fischmarktbilder, XI, 1446. Der Köllnische Fischmarkt um 1840. XI. 3112, derselbe um 1785. XI. 1424, der Spittelmarkt um 1785. XI. 1767, der Spittelmarkt am 1. Mai 1886, dem letzten Tage der Benutzung des Platzes für den offenen Marktverkehr, der dann in die Markthallen verwiesen wurde.
9. 3 Photographien, XI. 3186—88, die Fischkasten in der Spree, oberhalb des Mühlendamms 1888, also kurz vor ihrer Beseitigung.
10. Einige ältere Fischergewerks-Gegenstände, darunter zwei grosse zinnerne Weinkannen mit Ausgussrohr, von 1636, 5 Liter fassend, VI. 4351—2. Zwei silberne Schaubleche, IX. 451—2, mit der Jahreszahl 1649, bzw. 1659, von dem verschollenen Willkommen-Pokal der Berliner Fischerinnung. Besonders interessant erscheint das Stammbuch der Berliner Fischerinnung; ein dicker Folioband in Leder mit der eingepressten, verzierten und vergoldeten Inschrift: „Renovatum das löbliche Fischergewerk; der Altmeister Johann Jakob Rahn. Anno 1752“. Es enthält die ganze Folge der Altmeister vom Jahre 1636 an bis 1825. Alle Eintragungen sind in Frakturschrift mit künstlerischer Verzierung der Initialen ausgeführt. Von 1690 an sind die Blätter auch farbig im Stil der jeweiligen Kunstrichtung verziert. Von 1825 an ist dies Stammbuch in einem zweiten Bande fortgesetzt bis auf die 1870er Jahre, in welchen der letztere der Innung abhanden kam.

5. Herr Oskar Micha hält sodann folgenden Vortrag:

Der Fisch- und Krebsmarkt im alten und neuen Berlin.

Verehrte Anwesende!

Unser so rühriger Herr Geheimrat Friedel verpflichtete mich bereits in diesem Sommer zu einem kleinen Vortrage in der Gesellschaft für Heimatkunde.

Wenn ich mein leichthin gegebenes Versprechen heute gern einlöse, so geschieht es in der Gewissheit, dass gerade dieser Kreis, welcher ja, alte Rückerinnerungen an unser liebes Berlin so wert hält, sich auch für die Entwicklung des Fischmarktes in der alten Fischerstadt genug interessieren wird.

So viel ist gewiss, dass mit dem ersten Häuschen, das in Berlin oder Alt-Kölln erbaut wurde, auch der erste Spreefischer am Platze war.

Darauf weist schon die Bezeichnung der Fischerbrücke und der Fischerstrasse in unserem allerältesten Viertel Berlins hin.

An allen bedeutenderen Orten der Spree und Havel finden sich noch heute Fischerinnungen, welche besondere Stadtviertel oder Strassen am Strom entlang bewohnen.

Diese Bezirke sind meist mit dem Namen „Kietz“ bezeichnet, so wie in Coepenick, Fürstenwalde, Beeskow, so auch in Spandau, Rathenow, Brandenburg u. s. w.

In diesen Städten haben sich die Fischerinnungen aus alter Zeit bis auf den heutigen Tag erhalten und erfreulicher Weise auch an ihren alten Einrichtungen und Gebräuchen festgehalten. In den Händen dieser Innungen war früher auch der Fischhandel.

Der Fischfang in der Spree und Havel war so reichlich, dass Berlin aus der Spree und Havel vollständig mit Fischen versorgt wurde.

Von Beeskow, Fürstenwalde und von Brandenburg waren immer Fahrzeuge mit Fischen nach Berlin unterwegs, und diese Fische gingen an Grosshändler in Berlin und waren von diesen mit den ganzen Ortschaften auf lange Jahre kontrahiert.

Anders aber verfahren die nächsten Ortschaften wie Coepenick, Rahnsdorf, Wernsdorf, Spandau.

Die Frauen der Fischer brachten den Fang selbst nach Berlin und zwar zu den Mittwochs und Sonnabends stattfindenden grösseren Fischmärkten.

Es vereinigten sich 7 oder 9 Frauen. Die älteste sass hinten am Steuer und die anderen sassen auf den Ruderbänken mit langen Petzen und zogen dieselben in gleichmässigem Takte den stundenlangen Weg.

An dem Fahrzeug selbst hatte jede der Frauen ihren Dröbel mit den Fischen angebunden, so dass Sie sich leicht denken können, dass der Transport namentlich bei starkem Gegenwind ein recht beschwerlicher war. Dazu mussten sich die Frauen noch den Spott und Hohn der Schiffer und Berliner Sportrunderer in reichem Maasse gefallen lassen.

Thatsache ist, dass sie sich auf dem ganzen Wege immer und immer viel zu erzählen hatten und zwar sprachen sie alle plattdeutsch. Diese Redseligkeit führte dazu, dass sie auf dem Wasser mit den Gänsen verglichen wurden und man sie mit „Hule, Hule, Hule“ überall anrief. Aber dieselben Frauen, welche dem Wind und Wetter so gleichmütig trotzten, hatten auch Humor genug, um jeden Spott mit gleicher Münze zu bezahlen.

Also sowohl die alten in Berlin ansässigen Fischhändler, sowie diese vielen Frauen aus der Umgegend lieferten für Berlin den grössten Teil des ganzen Bedarfes, bis die Spree und Havel nicht allein durch übermässiges Abfischen, wie vielfach irrtümlich behauptet wird, sondern durch die Korrektur der Ströme, sowie durch Ausdehnung des Dampfer-

verkehrs ihren Fischreichtum verminderten und nun allmählich auch Wasser- und Eisenbahntransporte aus der weiteren Mark, Mecklenburg, Pommern hinzukamen.

Ausserdem wurde der Bedarf natürlich mit der zunehmenden Grösse und dem Wohlstande Berlins auch bedeutender.

Aber noch heute liefert sowohl die Spree als auch die Havel noch recht viel Fische und ernährt noch immer eine ganze Menge Familien. In der Mark Brandenburg gibt es heute noch gegen 1000 selbständige Fischer.

Der Fischfang in Berlin selbst hat zwar bedeutend eingebüsst, immerhin hat neulich der Fiskus als Abfindung für den Aalfang an der Kurfürstenbrücke an 6 interessierte Fischer die Summe von 130 000 Mk. bezahlen müssen.

Die bedeutendsten Fischmärkte Berlins waren der Spittelmarkt, Gensdarmenmarkt, Alexanderplatz, Neue Markt, ausserdem aber der Potsdamer Platz, Oranienplatz, Oranienburger Thor und nicht zu vergessen der Sonnabend-Abendmarkt auf dem Pappelplatz.

Der Markt auf jedem dieser Plätze fand an zwei Tagen der Woche statt. Für die Fischhändler standen die grossen Fischfässer die ganze Woche hindurch auf ihren Stellen. Dieselben wurden von einem Unternehmer am Tage vor dem stattfindenden Markte gereinigt und mit frischem Wasser gefüllt.

Eines Tages jedoch verfügte die Polizei, dass die Fischfässer nicht mehr stehen bleiben durften, sondern nach jenem Gebrauch abgefahren werden mussten. Das wollte den Fischern nicht in den Sinn. Sie beriefen sich auf ihr sogenanntes gutes, altes Recht so lange, bis die Feuerwehr kam und die Fässer zwangsweise abfuhr.

Von da an hat ein anderer Unternehmer das Hin- und Herbesorgen der Fässer übernommen.

Die Verkäufer sassen in Wind und Wetter, brennender Sonne und Schneesturm unentwegt und harrten der Käufer, die oft spärlich genug erschienen.

Die Frauen sassen in einem viereckigen Kasten — „Kummt“ genannt. — Kaffee, schwach, aber heiss und süss, gab ihnen die nötige Hitze von oben, während ein glühender Kohlentopf zwischen den Füßen für Unterhitze sorgte. Diese Kohlentöpfe waren oft schöne Ausstattungsstücke aus Messing oder Kupfer.

Dass diese Lebensweise den Berliner Frauen geschadet hätte, kann niemand behaupten. Frau Kretschmer zog erst 1837 nach Berlin. Von 1824—1837, also 13 Jahre hindurch war dieselbe jeden Wochentag, im Winter zu Fuss von Coepenick nach Berlin gegangen, um hier Fische zu verkaufen, dann war dieselbe bis zum Jahre 1872 täglich auf dem offenen Markt und erfreut sich heute, 89 Jahre alt, noch eines recht

erträglichen Daseins. Von ihren 16 Kindern leben noch neun. Frau Bild, welche das besondere Vorrecht genoss, auch ausser den eigentlichen Markttagen täglich auf dem Gensdarmenmarkt zu verkaufen, lebt ebenfalls über 84 Jahre, ebenso wie Frau Mechelke 79 Jahre und Frau Schmidt mit 80 Jahren, welche beide mehr als 60 Jahre auf offenen Märkten Fische verkauften. Meine Mutter ist allerdings noch jung, erst 73 Jahre alt, aber dafür finden Sie dieselbe auch noch jeden Mittwoch und Sonnabend pünktlich auf ihrem Stand in der Markthalle in der Lindenstrasse, wo sie Krebse verkauft.

Und was ich nicht übersehen darf, fromm und gottesfürchtig war dieser alte Stamm von Berliner Fischfrauen und in ihren Familien herrschte Zucht und gute Sitte.

Noch erwähnen möchte ich, dass die alten Berliner Fischhändler auch die Pächter der Eisbahnen waren, namentlich der Rousseau-Inseln und des Engelbeckens. War also im Winter das Fischgeschäft gegen Mittag beendet, so ging ein Teil der Frauen gleich auf die Eisbahn, um zu kassieren.

Den Männern der Berliner Fischverkäuferinnen aber lag es ob, den Einkauf zu besorgen und die Fische von und nach dem Markte zu schaffen. Dies geschah noch bei meiner Zeit vielfach mit dem grossen Käscher. Ein solcher Käscher, mit reichlich einem Zentner Fischen versehen, wurde über die Schulter gehängt. Vorn, an der Spitze des Stieles, hing ein grosser Holzeimer mit Wasser, 30–40 Pfund schwer um die Last zu balanzieren.

Wenn man sich vorstellt, dass auf solche Weise die Fische von der Fischerbrücke bis nach dem Spittelmarkt, Gensdarmenmarkt oder Alexanderplatz getragen wurden, so wird man es verstehen, dass die Männer nach solcher Arbeit tüchtig und erheblich frühstückten. An guten Frühstückskneipen war in der Nähe der Märkte durchaus kein Mangel. Damit soll nicht gesagt sein, dass später, als man sich Wagen und Hunde oder Pferde zum Transport der Fische anschaffte, weniger gefrühstückt wurde.

Während die Berliner Fischhändler nur nach Gewicht verkauften, handelten die Frauen, welche ihre Fische aus der Umgebung von Berlin brachten, also die Köpenicker, Spandauer u. s. w. nach Gerichten.

Die Weissfische, Hechte u. s. w. thaten sie auf kleine, hölzerne Wannen und boten diese den Vorübergehenden je nach dem Werte für 2 Courant (25 Pf.), 4 gute Groschen (50 Pf.) und 8 Courant (1 Mk.) an, und zwar verstanden sie es, dem oder der Vorübergehenden tüchtig zu schmeicheln.

Für sie gab es nur „junge Herrekens“ und „liebe Fräuleins“, waren sie aber sicher, ein wirkliches Fräulein vor sich zu sehen, so riefen sie sie mit „junge Frau“ oder „schönes Madamchen“ an.

Sehr belustigend war der Handel mit Aalen. Dieselben wurden in kleine Fässchen gethan, welche unten spitz waren, nach oben etwas weiter.

Hinein kam Wasser, zwei bis drei dünne Aale und ein dicker. Die Verkäuferinnen zeigten die Aale nun so geschickt vor, dass der Käufer immer nur den einen dicken Aal sah.

War man handelseinig, so gab der Käufer sein Taschentuch, die Händlerin breitete es auf ihre Schürze aus, stülpte das Fässchen darüber und band es so schnell zu, dass der Käufer immer noch der Meinung war, er hätte ein gut Gericht dicke Aale gekauft.

Oft genug wurde diese Illusion schnell zerstört, denn die Aale machten sich Luft und suchten den nächsten Weg durch den Rinnstein in ihr natürliches Element. Die Jagd nach solchen entlaufenen Aalen gehörte zu den schönsten Belustigungen der Berliner Jugend und zwar damals aller Stände.

Die Zeit, von der ich spreche, liegt in den Jahren zwischen 1860 und 1870.

Wenn ich mir das Berlin von ungefähr 1865 vorstellen will, so muss ich eigentümlicher Weise immer zuerst an die Ziegenherden denken, mit welchen damals ein schwunghafter Handel in unseren Mauern getrieben wurde.

Meine Eltern hielten, wie viele andere auch, die milchspendenden Tiere selbst und waren somit von den damals recht gefährlichen Milchplantschern unabhängig.

Von Zeit zu Zeit erschienen nun Händler mit Hunderten von Ziegen und nun begann der Handel, welcher zumeist in dem Umtausch der alten gegen frischmelkende Ziegen bestand.

Meine Mutter konnte sich Zeit dabei lassen. Wir wohnten am Spittelmarkt gegenüber der Spittelkirche. Der Platz an der Kirche vor dem Sparwalds Hof war so reichlich mit üppigem Gras bewachsen, dass die Ziegen gern und lange dort verweilten.

Was würde heute aus einer Ziegenherde, welche durch Berlin getrieben wird, werden? —

Dazu erinnere ich mich der Leipziger-Strasse, welche mit das schlechteste Pflaster von Berlin hatte, dafür waren die Rinnsteine allerdings desto grösser angelegt. Sobald ein Gewitter kam, waren trotzdem die Strassen überschwemmt, namentlich die Markgrafen-Strasse in der Gegend der Leipziger-Strasse. Dort wurde dann wassergefahren.

Das alte Berlin bot also für die lebenslustige Jugend viel mehr, als die heutige Gross- und Weltstadt.

Doch nun zurück zum Fischmarkt.

Während die Berliner Hausfrau bis dahin ihre Fische möglichst nur lebend kaufte, brachte die Eisenbahn nun allmählich die Produkte

der Ost- und Nordsee zu uns. Aber das Misstrauen gegen solche Fische war schwer zu besiegen. Der Handel mit feinen Nordseefischen, wie Steinbutt, Seezunge war vorerst nur in den Händen weniger Delikatesshandlungen und es waren in dem damaligen Berlin recht wenig Abnehmer dafür.

Für Lachs aus der Ostsee, für Zander aus dem frischen Haff war die Nachfrage bedeutender und einige pommersche Firmen, namentlich M. Radmann, welches Geschäft noch heute als eins der ersten europäischen Fischgeschäfte in Berlin besteht, hatten den Winter über reichlich zu thun.

Für billige Fische, namentlich Dorsch und Schellfische, wollte sich der Absatz durchaus nicht heben.

Um diese wohlfeile, gesunde und gute Nahrung in Berlin einzuführen, etablierten die Norddeutschen Eiswerke unter dem Einfluss des Deutschen Fischerei-Vereins, sowie dessen damaligen Protektors, des Kronprinzen, ein Fischgeschäft.

Sie kamen mit ihren Eiswagen jeden Morgen auf jeden Berliner Wochenmarkt und verkauften Dorsch und Schellfisch mit 10 bis 20 Pfg. das Pfund.

Trotz dieser billigen Preise gieng das Unternehmen aus Mangel an Zuspruch in die Brüche.

In der eben geschilderten Weise verlief und entwickelte sich das Fischgeschäft sehr langsam zu grösserer Bedeutung, bis am 3. Mai 1886 die ersten vier Berliner Markthallen eröffnet wurden, welche dem Handel einen grösseren Rahmen gaben und den wesentlichen Anstoss für die Höhe des jetzigen Fischhandels gaben.

Vorher jedoch hatte sich die Firma C. Lindenberg in der Mohrenstrasse etabliert und gab damit den Anstoss zum weiteren Ausbau feinerer Fischläden namentlich im Westen der Stadt.

Der verstorbene Stadtsyndikus Eberty, welcher sich vorzüglicher Weise um die Einrichtung unserer Markthallen verdient gemacht hat, richtete namentlich die Verkaufsstände für lebende Fische ansprechend und sachgemäss ein. Er gründete auch nach Pariser Muster die Einrichtung der Verkaufsvermittler. Diese Einrichtung ist geschaffen, um dem ausserhalb wohnenden Absender den schnellen Verkauf an die Berliner Grosshändler zu erleichtern.

Ob das Prinzip sich für andere Handelszweige eignet, will ich dahingestellt sein lassen; eine grosse Bedeutung hat die Art des auktionenweisen Verkaufs aber gerade in lebenden Fischen erreicht und es ist nicht nur der städtische Verkaufsvermittler, welcher auf den Wegen der Auktion grossen Umsatz macht, sondern auch in der Umgebung der Markthalle bestehen zwei ähnliche grössere Privat-Unternehmungen.

Trotzdem die Technik bei dem Verkauf grösserer Massen von lebenden Fischen eine durchaus schwierige ist, so reüssieren gerade diese Auktionen.

Lebende Fische müssen schnell verkauft werden und an den Konsumenten gelangen. Jede Stunde vermindert ihre Lebensfähigkeit und ihr Gewicht und Ansehen.

Ist die Anfuhr gross, grösser als der Bedarf, so muss durch billigen Preis ein grösserer Konsumentenkreis geschaffen werden.

Ist dagegen die Ware knapp, so muss der Fischer trotz seines geringen Fanges dennoch seinen genügenden Lohn finden, das heisst, die Fische müssen teuer verkauft werden.

Die Auktion ist offenbar der beste Weg, um Anfuhr und Bedarf im Preise auszugleichen. So sehen wir oft an einem Tage das Pfund Fisch für wenige Pfennige verkaufen, das am nächsten Tage vielleicht ebensoviele Groschen bringt. Ist nun auch die Auktion für den Verkauf von Süsswasserfischen bedeutungsvoll geworden, so ist das Seefisch-Geschäft doch in den Händen des freien Handels geblieben. Radmann & Lindenberg stehen an der Spitze desselben.

Was in Berlin fehlt, das ist die enge Verbindung zwischen der Engrosmarkthalle und dem grossen Publikum. Es wäre Aufgabe unserer Presse, tägliche Berichte über den Fischmarkt zu bringen und auf die Fische hinzuweisen, welche im Überfluss vorhanden sind und, je grösser die Nachfrage, um so schneller und billiger auch in allen anderen Markthallen, ja auch in den feinen Fischläden des Westens zu haben sind.

Über den Wert der Fischnahrung will ich mich nicht weiter auslassen. Wer Fische kennt, kann von Fischen leben und sich recht wohl dabei fühlen. Gut gekochte Fische sind leicht verdaulich und gesund und eignen sich namentlich für unsere jetzige Zeit, in welcher von dem nervösen und angespannten Geschäftsmanne meist viel zu viel consistente Fleischnahrung genossen wird.

Um Ihnen nun einige Zahlen über den jetzigen Bedarf Berlins zu geben, benutze ich dazu diejenigen Angaben, welche der städtische Verkaufsvermittler Herr Ferdinand Kretschmer in dem Fischereiverein für die Provinz Brandenburg in dessen letzter Generalversammlung gemacht hat.

Die Zahlen betreffen den Umsatz des Jahres 1896 und sind als einigermaßen zutreffend zu betrachten.

Der Umsatz an Fischen in Berlin überhaupt beträgt 198,750 Zentner im Werte von 7,140.000 Mk. und zwar kommen davon auf lebende Fische 50,750 Zentner, also mehr als der vierte Teil, im Werte von 3,140.000 Mk. Der Durchschnittspreis für diese letzten 50,750 Zentner lebender Fische stellt sich auf 62 Mk. pro Zentner.

Zu diesen lebenden Fischen gehören Hechte, Karpfen, Schleie, Aale, Zander, Plötzen und Weissfische, Blei, Aaländer und Rapen.

Im Einzelnen beträgt der Umsatz an

lebendem Hecht	1 310 000 Mk.	= 23 400 Zentner
„ Karpfen	390 000 „	= 6 000 „
„ Schleie	575 000 „	= 7 460 „
„ Aale	580 000 „	= 6 820 „
„ Zander	18 000 „	= 240 „
„ Plötzen	110 000 „	= 3 665 „
„ Weissfische etc.	157 000 „	= 3 140 „
	<hr/>	
	Sa. 3 140 000 Mk.	= 50 725 Zentner.

Den ersten Platz nimmt, wie Sie sehen, der Hecht mit fast $1\frac{1}{3}$ Million Mark Umsatz ein. Der Hecht ist thatsächlich der wichtigste Fisch für den preussischen Fischer und auch für den Berliner Händler. Hecht wird das ganze Jahr über verlangt und erreicht namentlich zu den jüdischen Feiertagen hohe Preise. Der durchschnittliche Jahrespreis ist im Engroshandel pro Zentner 62 Mk.

Nächst ihm rangiert in der Liste der Karpfen, der eigentliche Winterfisch. Wie Sie wissen, wird der Karpfen in Massen, namentlich in Lausitzer, böhmischen und schlesischen Teichwirtschaften gezogen.

Von den 6000 Zentnern Karpfen, welche Berlin verbraucht, werden 4000 Zentner am Weihnachts-Heiligabend und Sylvester verbraucht. In letzter Zeit ist man eifrig bemüht, Karpfen auch in freien Strömen und Seen einzubürgern und zwar mit gutem Erfolge. Der in Berlin domizilierende Fischereiverein für die Mark Brandenburg hat in diesem letzten Herbst viele Zentner zweisommeriger Karpfen in die Spree und Havel eingesetzt. — Der durchschnittliche Jahrespreis beträgt engros pro Zentner 66 Mk.

Dann kommt der Schlei mit 7460 Zentnern im Werte von 575 000 Mk., das heisst einem Durchschnittspreis von 78 Mk. pro Zentner. Dieser Fisch ist insofern interessant, als sein Wert fast mit jedem Jahre gestiegen ist. Die Fischesser sind dahinter gekommen, dass ein schöner Schlei namentlich in gewissen Jahreszeiten der Forelle an Schmackhaftigkeit und Zartheit des Fleisches recht nahe kommt.

Dieselbe Wahrnehmung haben schon viel früher die Feinschmecker gerade in Forellengegenden gemacht, denn Städte wie Quedlinburg, Braunschweig, Leipzig, Dresden, Chemnitz waren seit langer Zeit gute Abnehmer für Schleie und beziehen noch heute grosse Posten von und über Berlin. Im Anfang des Sommers werden in Berlin bei knapper Anfuhr häufig genug 1,50 Mk. pro Pfund Schlei bezahlt, namentlich für $\frac{1}{3}$ - bis $\frac{1}{2}$ pfündige Fische — sogenannte Portionsschleie.

Nun kommen die Aale, die mit 6820 Zentnern zu 85 Pfennigen pro Pfund nach dem Hecht rangieren und ihn im Preise um 23 Pfennige pro Pfund überragen.

Der Aal ist im Gegensatz zum Karpfen der eigentliche Sommerfisch. Er kommt sowohl auf den feinen Tisch wie auf den des kleinen Mannes. Bei dem ersteren im Gewicht von mindestens 1 Pfund, bei dem Arbeiter aber viel kleiner. Wenn die Familie eine Landpartie macht, so nimmt Mutter gern einen Topf mit grünen Aalen mit. Gefangen werden Aale in allen deutschen Strömen und vielen Seen — trotzdem bezieht Berlin noch grosse Posten dänischer Aale über Stettin.

Nun kommt der Aufstellung nach der lebende Zander mit nur 240 Zentnern im Preise von 75 Mk. pro Zentner.

Der Zander ist eigentlich der König unserer märkischen Seen und würde einen viel höheren Preis erzielen, wenn ihm nicht der russische Seezander, auf den ich später komme, grossen Abbruch thäte. Der Zander ist ein äusserst empfindlicher Fisch und lebend nur aus der Umgebung Berlins transportierbar.

Zum Schlusse kommen Plötzen mit 3665 Zentnern zu 30 Mk. den Zentner und sämtliche anderen Weissfische zusammen mit 3140 Zentnern zu 50 Mk. den Zentner.

Die Plötze ist so recht der Fisch des kleinen Mannes und gebraten und gekocht ein gutes Essen. Stralsund liefert seit langem einen grossen Teil des Berliner Bedarfs an diesem Fisch.

Ausser diesen lebenden Flussfischen kommen noch 17 650 Zentner derselben Arten in trockenem Zustande auf den Berliner Markt. Dieselben werden uns von Ostpreussen aus den grossen masurischen Seen, aus den Haffen u. s. w. geliefert. Der Durchschnittspreis für sämtliche Sorten betrug 34 Mk. pro Zentner.

Bevor ich dann auf die Seefische übergehe, muss ich die Zufuhr von russischem Zander besprechen. Dieselbe hat eine enorme Ziffer erreicht, nämlich 42 885 Zentner (ca. 200 Eisenbahnwaggon) zu 1 115 000 Mk. Diese Zander stammen aus dem Don und der Wolga, Rostow und Astrachan sind die Handelsplätze. Der weitaus grösste Teil dieser Zander kommt in gefrorenem Zustande zum Versand.

Die Qualität ist eine meist recht gute und da der Zander zu den feinen Fischen gehört und fast immer recht billig ist, so ist er oft genug der gute Nothelfer für andere fehlende Fischsorten.

Wir kommen nun zu den Seefischen, für welche eine Gesamtmenge von 95 200 Zentnern im Werte von 2 285 000 Mk. angegeben wird. Dies macht einen Durchschnittspreis von 24 Mk. pro Zentner aus.

Im Einzelnen hat Herr Kretschmer den Durchschnittspreis für die einzelnen Sorten wie folgt berechnet:

Lachs*)	105	Mk.	pro	Zentner
Seezunge	91	„	„	„
Steinbutte	71	„	„	„
Heilbutte	30	„	„	„
Kleist	21	„	„	„
Schellfisch	16	„	„	„
Dorsch	13	„	„	„
Scholle	12	„	„	„
Kabeljau	11	„	„	„
Flunder	9	„	„	„

Wenn Ihnen, meine Damen, diese Preise niedrig erscheinen gegen die Preise, welche Sie oft zu zahlen hatten, so ist der Grund dafür erstens der, dass die billigsten Preise stets bei sehr grossen Anfuhrten Platz greifen, das heisst, bei Massenfängen, welche nur kurze Zeit andauern. Diese Massenfänge wirken natürlich erheblich auf die ermittelte Durchschnittsziffer.

Ferner habe ich gerade bei der Berliner Hausfrau erfahren, dass dieselbe nicht gern das kauft, was reichlich da ist und billig offeriert wird, sondern die Dame macht sich bereits zu Hause ihren Plan, welchen Fisch sie kaufen wird. In diesem Umstand liegt ein nicht kleines Hindernis für den billigen Detailverkauf. Der Umsatz an Seefischen steht ausserordentlich zurück gegenüber den anderer Grossstädte wie London, Paris, aber auch das kleinere Hamburg verzehrt verhältnismässig viel mehr Seefisch als Berlin.

Die Ausdehnung unserer Seefischerei hat aber seit den letzten 15 Jahren einen ungeahnten Aufschwung genommen. Die Seglerfahrzeuge, welche von den verschiedensten Häfen ausgehen, sind an Zahl nicht geringer geworden, aber es sind bereits über 100 Dampfer in der Nordsee hinzugekommen, welche nur Fischfang betreiben. Diese Dampfer haben ihre Reisen längst bis zu den Isländischen, auch von England und Frankreich, sowie Skandinavien aufgesuchten Fischgründen ausgedehnt. Berlin braucht aber von diesen Nordseefischen noch viel zu wenig.

Dass aber ein starker Konsum von Fischnahrung herbeizuführen ist, bewiesen uns 1896 die Fischkosthallen in der Berliner Gewerbeausstellung.

Dieselben verkauften an gewöhnlichen Wochentagen 10—20—30 Zentner Fische, an Sonntagen 40—50 Zentner und am zweiten Pfingstfeiertage wurde sogar ein Quantum von 116 Zentnern Fischen verbraucht. Trotzdem die reichliche Portion Fische für 30—50 Pfennige verkauft wurde, machte der Unternehmer der Fischkosthalle, der stets eifrige deutsche Seefischerei-Verein Hannover ein gutes Geschäft dabei.

*) Lachs ist sowohl Fluss- als Seefisch, wird aber hier zu den Seefischen gerechnet

Von Sachverständigen geleitete Fischkosthallen würden in Berlin unbedingt reüssieren und am besten dazu beitragen, den Fischkonsum zu steigern. Ausserdem eignet sich der Hausirhandel namentlich in den Vororten ausserordentlich zur Erhöhung des Absatzes. Alle Städte der Welt, die viel Fisch konsumieren, haben starken Hausirhandel.

Leider beschäftigt sich auch die Berliner Presse, die doch sonst so rübrig und findig ist, fast garnicht mit den Vorgängen in den Markthallen. Es ist allein der Berliner Lokalanzeiger, welcher wöchentlich einen Artikel „Markthallen-Wanderungen“ bringt.

Die Pariser grossen Zeitungen bringen aber regelmässig feuilletonistisch gehaltene Artikel aus der Zentralhalle, welche die Anführen namentlich der Saison-Delikatessen und Fische behandeln.

Also — zugenommen hat der Verbrauch von Seefischen in Berlin in den letzten 10 Jahren unbedingt — aber trotzdem ist der Bedarf noch viel zu gering.

In der Aufstellung fehlt der Häring und zwar der frische oder grüne Häring, welcher im Frühjahr in grossen Partien von der pommerischen Küste, sowie von Dänemark und Schweden herkommt und zu billigen Preisen hier verkauft wird. Es würde mich zu weit führen, wollte ich hier schildern, was alles aus diesen grünen Häringen zu machen ist. Der Engländer isst ihn morgens, mittags und abends. Der Umsatz ist nicht unbedeutend und kann gegen 100—120 Waggons per Jahr betragen.

Eigentümlicher Weise ist dieser Handel in Berlin weniger in den Händen der Fischhändler als in denen der Obst-Höker, ebenso wie der Handel mit geräucherten Fischen, welcher in Berlin eine ziemlich bedeutende Ausdehnung hat.

Ich verlasse nun dieses Thema in der Hoffnung, vielleicht ein Weniges für die Steigerung des Fischkonsums versucht zu haben und wende mich zu dem Krebshandel, meinem eigentlichen Berufe.

Auch dieses Geschäft hat eine gegen früher bedeutende Ausdehnung erfahren.

Im alten Berlin, noch in meiner Jugend, also vor 30 bis 40 Jahren, lieferten die Spree, Havel, die Oder und mächtige Seen überreichlich den Bedarf für Berlin, Leipzig, Dresden, Hannover, die von hier aus versorgt wurden.

Namentlich aus der Havelgegend von Zehdenick, Gross-Dölln kamen im Sommer fast täglich mit Hunden bespannte Wagen voll Krebsen. Ich erinnere mich dieser Händler noch recht gut, ihr Quartier war in der Prenzlauer-Strasse 9. Sie hatten oft eine Reise von 10 Meilen zu machen, die Menschen und Hunde langten totmüde an — die Krebse oft genug ebenso.

Waren die Krebse einmal knapp, so fuhren die Berliner Händler ihnen entgegen und rissen sich um die Ware, waren sie aber vollauf, so blieben sie unbeachtet am Spittelmarkt oder an der Fischerbrücke stehen.

Da der Krebshandel allein für die Leute nicht lohnend war, so beschäftigten sich dieselben auch damit, für ihr Heimatsdorf den nötigen Zucker, Kaffee und Tabak mitzubringen und da passierte denn einmal folgende Geschichte:

Einer von diesen Händlern hatte einen guten Tag gehabt, er hatte seine Krebse an den Mann gebracht, hatte dafür einen Beutel voll Geld — es braucht ja nicht allzuviel gewesen sein; es wurde ja damals noch in Kupfergeld, guten Groschen, in polnischen Achtgroschenstücken u. s. w. gezahlt — und sich nun wohl einen Freudenrausch gekauft.

Seine Einkäufe, welche namentlich in Zucker bestanden, waren besorgt, der Hausknecht des Gasthofes hat ihm seine Hunde vor den Wagen gespannt und lässt den Mann nun ruhig abfahren in der Erwartung, dass der lange Weg ihn schon ernüchtern werde.

Bis zum Windmühlenberg geht die Sache. Da plagt ihn der Teufel, er lässt Wagen und Hunde stehen, steigt den Berg hinan, holt seinen Geldbeutel heraus, schüttelt ihn drohend gegen die Stadt Berlin und sagt: „Berlin, Berlin, noch eenmal so, dann bist De mien!“ —

Inzwischen sind aber die durstig gewordenen Hunde mit samt Wagen und Ladung in den kleinen Teich gelaufen, welcher unten am Berge war und standen nun mit dem teuren Zucker mitten im Wasser.

So war der Mann aus seiner Seeligkeit gleich wieder in tiefe Bedrängnis geraten.

Also bis zum Jahre 1860 bewegte sich auch der Krebshandel in recht engen Grenzen.

Da bestellte die bekannte Firma Gustav Böttger in Köln fortlaufend grössere Posten Krebse bei meinem Vater und man erfuhr hier bald, dass diese Krebse nach Paris gingen und dort teuer bezahlt wurden.

Es dauerte nicht lange, so wurden die Krebse direkt von hier nach Paris gesandt und nun erlangte das Krebsgeschäft allmählich grössere Bedeutung. Paris versorgte damals nicht allein sich, sondern ganz Frankreich mit Krebsen und war und blieb daher Jahre lang der beste Abnehmer, zumal dort alles in Auktion verkauft wurde, so dass man hinschicken konnte, soviel man wollte.

Inzwischen stieg auch der Absatz in Berlin und Deutschland.

Selbstredend musste mit dieser Ausdehnung des Umsatzes auch die Beschaffung der Ware harmonieren und Mecklenburg, Pommern, Posen, Westpreussen und dann namentlich die grossen und zahlreichen masurischen Seen liefern ihre Erträge an Krebsen in regelmässigen Sendungen nach Berlin und Köln. Denn in Köln hatten sich inzwischen einige

Firmen etabliert und fingen an, das übrige Frankreich, Belgien, England von dort zu bearbeiten. Diese Firmen bestehen noch heute und wie überall im Erwerbsleben hat es auch im Krebsgeschäft an Konkurrenz niemals gefehlt — was übrigens ganz in der Ordnung ist.

Während also dieser Handel auch für Berlin eine grössere Bedeutung erreichte — es wurden z. B. täglich hunderte von Körben gebraucht, die bei hiesigen Korbmachern gearbeitet wurden — sann mein Vater darauf, wie es möglich zu machen sei, die so oft eintretende Überhäufung mit Krebsen gegenüber der zeitweilig wochenlangen Knappheit des Artikels auszugleichen, namentlich aber die Krebse, welche im September, Oktober überreichlich gefangen, bis in die Wintermonate Januar bis März aufzubewahren.

Dazu wurden die Reservoirs in Hoppegarten angelegt und erwiesen sich einige Jahre — nämlich von 1875 bis 1877 als zweckentsprechend.

Da kam aber die Krebspest, welche im November 1878 allein in Hoppegarten 36 000 Schock schöner Krebse innerhalb weniger Tage tötete. Die Krankheit war vom Süden gekommen und hatte sich vorher namentlich in Bayern gezeigt, sie breitete sich dann allmählich über die Mark Brandenburg, Pommern u. s. w. aus und ergriff schliesslich auch im Jahre 1887 die masurischen Seen.

So wenig der eigentliche Keim dieser Seuche trotz vielem Bemühen namhafter Gelehrten bisher festgestellt werden konnte, so wenig kann man sich erklären, warum gerade einzelne Seen in allen Provinzen glücklicher Weise verschont blieben.

Die Krebspest drängte den Einkauf über die russische Grenze vorerst nach Polen und die Ostseeprovinzen und das Einkaufsgebiet erweitert sich naturgemäss immer mehr.

Damit wachsen auch die Schwierigkeiten des Transportes und die Kosten desselben. Auch Schweden und Finland sind als Lieferanten hinzugekommen.

Aber auch in Russland gehört eine umfassende Organisation dazu, sich regelmässige Bezüge zu sichern. Es sind in allen Gouvernements, welche bis jetzt in Frage kommen, Kontrolstationen an Knotenpunkten der Eisenbahnen gelegt, welche die Aufgabe haben, die angebrachten Krebse im Flusse zu erfrischen und an bestimmten Tagen zur Grenze zu senden.

Die Sicherheit, Ware zu bekommen, erfordert für den Gross-Betrieb wieder eigene Pachtungen u. s. w.

Der Versand der Krebse, welche bis vor einigen Jahren fast nur in ganzen Waggons, welche mit Eis gekühlt wurden, stattfand, ist zum recht grossen Teil an die Post übergegangen.

Der ausserordentlich hohe Eilgut-Tarif, dazu die völlig unzureichende Beförderung unserer Lebensmittel auf den preussischen Eisenbahnen

haben dazu geführt, den billigen Post-Tarif und das geschäftliche Entgegenkommen der Reichspost zu benutzen und es gehen jetzt in der Hauptsaison über Eydtkuhnen, Prostken, Illowo und auch über österreichische Grenzstationen täglich tausende von Körben Krebse nach allen Plätzen, namentlich aber Köln und Deutz a. Rhein.

Dass es für den Handel keineswegs leicht ist, solchen Postversand zu organisieren und die Ware in lauter kleinen Zehnpfund-Kolli zu verteilen, ist richtig — aber die Differenz zwischen Eilgut- und Post-Tarif ist so bedeutend, dass dieser Weg eingeschlagen werden musste.

Während die Post 100 Kilo Krebse von Eydtkuhnen bis Köln für 10 Mk. befördert, stellt sich die Eilgut-Fracht auf 29 Mk. für dasselbe Quantum.

Inzwischen zeigen eine Reihe von Seen in der Uckermark, Pommern und Preussen wieder Zunahme von Krebsen und liefern bereits nennenswerte Posten.

Fischerei-Vereine, welche über das ganze deutsche Reich ausgebreitet sind, sowie Private suchen durch das Einsetzen gesunder Krebse die Gewässer wieder zu bevölkern und zwar anscheinend nicht ohne Erfolg.

Das Berliner Publikum treibt tatsächlich Luxus mit Krebsen und prunkt gern mit recht grossen Exemplaren. Es ist Thatsache, dass die beste Ware hier in Berlin bleibt, aus dem einfachen Grunde, weil sie nirgends höher bezahlt wird als hier.

Aber in den letzten Jahren ist man doch dahinter gekommen, dass sich auch aus den Suppenkrebse recht viele sehr feiner und leichter Gerichte herstellen lassen und ich glaube nach allem, das Quantum Krebse, welches Berlin vom 1. Mai bis 1. Oktober verbraucht, auf über 600 Schock pro Tag taxieren zu dürfen.

Die Lehre, dass Krebse nur in Monaten ohne r schön sein sollen, gilt hier in Berlin, wenigstens in Bezug auf den September, nicht mehr — denn man weiss längst, dass gerade in diesem Monat die Krebse auf der Höhe ihres Wohlgeschmacks sind und benutzt gern die etwas billigeren Preise dieses Monats.

In der mir kurz bemessenen Zeit konnte ich die Beschreibung der Entwicklung des Berliner Fisch- und Krebshandels nur skizzieren und würde mich freuen, wenn Sie aus meiner Darstellung doch den Eindruck gewonnen haben, dass hier wie auf jedem anderen Gebiete der Berliner Industrie stets tüchtig und redlich gearbeitet werden musste und gearbeitet wurde. Berlin wird sich seinen Platz als bedeutende Fischhandelsstadt, sowie als Zentralpunkt für den Krebshandel nicht mehr nehmen lassen. —

6. Nach der Sitzung fand das altberlinische Fischessen im Rathauskeller statt. Während desselben hielt Herr Ferd. Kretschmer, Städtischer Geschäftsvermittler für den Berliner Fischverkehr in der Central-Markthalle, über die Herstellungsart des Fischgerichtes einen kurzen Vortrag. Auf diesen folgten sodann noch einige Toaste und heitere Tischreden.

15. (6. ordentl.) Versammlung des VI. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 19. Januar 1898, abends 7 $\frac{1}{2}$ Uhr

im Bürgersaal des Rathauses.

Vorsitzender: Herr Geheimer Regierungsrat E. Friedel.

1. Der Vorsitzende verteilt den „Bericht der Central-Kommission für Wissenschaftliche Landeskunde von Deutschland von Ostern 1895 bis Ostern 1897 erstattet vor dem XII. Deutschen Geographentage in Jena vom Vorsitzenden der Kommission, Prof. Dr. Eugen Oberhummer in München“ (Berlin 1897, 15. S. 8^{vo}). Wir entnehmen dem Bericht folgende Einzelheiten:

Trotz des Misserfolges, welchen die Bemühungen, einen grossen „Verein für deutsche Landeskunde“ ins Leben zu rufen, zu verzeichnen haben, ist die Kommission in der erfreulichen Lage, eine stattliche Reihe landeskundlicher Arbeiten vorlegen zu können, welche unter ihrer Leitung herausgegeben worden sind, abgesehen von den zahlreichen und wertvollen Beiträgen zur deutschen Landeskunde, die ausserhalb ihres engeren Wirkungskreises in den letzten Jahren ans Tageslicht getreten sind. Das Verdienst hieran gebührt freilich in erster Linie einem unserer Mitglieder, Herrn Prof. Dr. Kirchhoff, welcher die Fäden aller von der Central-Kommission ausgehenden Veröffentlichungen in seiner Hand vereinigt und im besonderen der Herausgabe der „Forschungen zur deutschen Landeskunde“ seine Zeit und Kraft gewidmet hat. Von diesem wertvollen Sammelwerke sind seit dem Bremer Tage nicht weniger als neun Hefte erschienen, deren jedes eine in sich geschlossene Einzeldarstellung enthält. Es sind die folgenden:

Bd. VIII. Heft 6. Das deutsche Sprachgebiet Lothringens und seine Wandelungen von der Feststellung der Sprachgrenze bis zum Ausgang des 16. Jahrhunderts. Von Dr. Hans Witte.

Bd. IX. Heft 1. Die Art der Ansiedelung der Siebenbürger Sachsen. Von Direktor Dr. Friedrich Teutsch. — Volksstatistik der Siebenbürger Sachsen. Von Prof. Fr. Schuller.

Heft 2. Volkstümliches der Siebenbürger Sachsen. Von Gymnasiallehrer O. Wittstock. — Die Mundart der Siebenbürger Sachsen. Von Direktor Dr. A. Scheiner.

Heft 3. Die Regenkarte Schlesiens und der Nachbargebiete. Entworfen und erläutert von Prof. Dr. Joseph Partsch.

Heft 4. Laubwaldflora Nord-Deutschlands. Von Dr. F. Höck. (Berücksichtigt besonders Brandenburg.)

Heft 5. Die geographische Verteilung der Niederschläge im nordwestlichen Deutschland. Von Dr. Paul Moldenhauer.

Heft 6. Der Hesselberg im Frankenjura und seine südlichen Vorhöhen. Von Dr. Christian Gruber.

Bd. X. Heft 1. Zur Hydrographie der Saale. Von Dr. Willi Ule.

Heft 2. Der Pinzgau. Physikalisches Bild eines Alpengaues. Von Dr. Wilhelm Schjerning.

Heft 3. Die Pinzgauer. Von Dr. Wilhelm Schjerning.

Langsamer als die „Forschungen“ schreitet naturgemäss die andere Reihe von Veröffentlichungen, welche unsere Kommission unter ihren Schutz genommen hat, nämlich die „Handbücher zur deutschen Landeskunde“, vorwärts. Von der gross angelegten „Geologie von Deutschland“ von R. Lepsius ist seit der Vollendung des I. Bandes (1892) kein weiterer Teil erschienen; dagegen ist die von dem Herrn Verfasser bearbeitete geologische Karte von Deutschland, welche auf der mustergiltigen topographischen Grundlage von Vogel's grosser Karte beruht und wie diese im Verlag von J. Perthes in Gotha erscheint, nahezu vollendet und steht zu hoffen, dass der Herr Verfasser nach Erledigung dieser Arbeit nunmehr auch das der Karte zur notwendigen Erläuterung dienende Handbuch bald zum Abschluss bringen wird. Inzwischen ist uns eine überaus wertvolle Gabe zu teil geworden durch das Erscheinen des I. Teiles von „Deutschlands Pflanzengeographie“ von O. Drude (Stuttgart 1896), welche uns zum ersten Mal die pflanzengeographischen Verhältnisse eines grossen Gebietes in so erschöpfender Weise vorführt, wie sie der Geograph für seine Zwecke als sichere Grundlage bedarf, aber nur aus der Feder eines botanischen Fachgelehrten erwarten konnte.

Ausser diesen beiden Reihen von Veröffentlichungen kann die Kommission diesmal mit besonderer Freude noch das Erscheinen eines

weiteren grossen Werkes zur Kenntnis bringen, welches durch sie unmittelbar veranlasst worden ist. Von Anfang an war ihr Augenmerk auf die systematische Zusammenstellung der so überaus zerstreuten Litteratur gerichtet, welche zunächst für die einzelnen Landesteile durch die provinziellen landeskundlichen Vereine erfolgen sollte. Die früheren Berichte der Zentral-Kommission zählen eine lange Folge solcher bibliographischer Arbeiten auf, die zwar nach Plan und Ausführung keinen einheitlichen Charakter tragen, aber in ihrer Gesamtheit ein höchst wertvolles Hilfsmittel für die Orientierung auf dem endlosen Gebiet der landeskundlichen Litteratur von Deutschland bilden. Ursprünglich nur als Vorarbeiten zu einer umfassenden, einheitlichen Bibliographie von ganz Deutschland gedacht, sollten dieselben später in die von Anfang an geplante „Bibliotheca geographica Germaniae“ ausmünden. Indessen erwies es sich bald unmöglich, das Unternehmen in diesem Umfang durchzuführen, der weit über die uns zu Gebote stehenden Mittel hinausgegangen wäre und das Erscheinen des Werkes auf unabsehbare Zeit verzögert hätte. Es stand daher, als Herr Bibliothekar Paul Emil Richter in Dresden sich im Jahr 1889 im Auftrag der Zentral-Kommission der schweren Aufgabe einer allgemeinen landeskundlichen Bibliographie von Deutschland unterzog, von vornherein fest, dass nur die Deutschland im ganzen oder grössere Teile betreffende Litteratur mit Ausschluss aller in provinzielle Grenzen fallenden Schriften Aufnahme finden sollten, so dass die landschaftlichen Bibliographien auch nach der Fertigstellung der „Bibliotheca“ unverändert ihren Wert behalten. Indessen auch in dieser Beschränkung auf das Allgemeine war der zu erwartende Umfang des Werkes und die erforderliche Arbeitsleistung so bedeutend, dass die weitere Einschränkung getroffen werden musste, nur die selbständig bzw. als Sonderabdruck erschienenen Schriften und Karten aufzunehmen, alle Zeitschrift-Artikel aber von vornherein auszuschliessen. So bedauerlich letzterer Umstand gerade vom wissenschaftlichen Standpunkt aus erscheinen mag, lag doch keine andere Möglichkeit vor, das Unternehmen endlich seinem Ziel zuzuführen. So erschien denn im vorigen Jahr die lang ersehnte „Bibliotheca geographica Germaniae. Litteratur der Landes- und Volkskunde des Deutschen Reichs, bearbeitet im Auftrag der Zentral-Kommission für wissenschaftliche Landeskunde von Deutschland von Paul Emil Richter“. (Leipzig, Verlag von Wilhelm Engelmann, 1896. 8. X-841 S.), ein Werk bewundernswerten Fleisses und entsagungsvoller Mühewaltung, deren Mass nur jener, der selbst die technischen Schwierigkeiten einer verlässlich bibliographischen Arbeit kennt, annähernd zu beurteilen weiss. Mögen auch die Ansichten darüber, was in einem solchen Werk Aufnahme finden, was ausgeschlossen werden solle, weit auseinandergehen, mag der geographische Forscher manches, was hier mit grosser Sorgfalt

zusammengetragen ist, als ausserhalb seines Arbeitsfeldes liegend erachten, auf anderen Gebieten vielleicht wieder eine eingehendere Berücksichtigung der für ihn massgebenden Gesichtspunkte wünschen, so wird er doch dem Verfasser in allen Fällen zu Dank verpflichtet sein, nicht nur für das, was er geboten hat, sondern auch für die Form, wie er es geboten hat. Es dürfte nicht viele bibliographische Werke geben, in denen auf die Feststellung der (hier etwa 15000) Titel ein ähnlicher Grad von Sorgfalt systematisch angewendet wurde, ein Vorzug, den jeder schätzen wird, dem es zum Bewusstsein gekommen ist, wie selten selbst in den Arbeiten ausgezeichneter Gelehrter bibliographisch genaue und verlässige Literatur-Nachweise zu finden sind. Besonderen Wert hat der Verfasser seinem Werk durch die Aufnahme der (etwa 3000) Karten verliehen, für welche es sonst an guten bibliographischen Hilfsmitteln fast ganz fehlt, sowie durch die nachträglich erfolgte Beigabe eines „Autorenregisters“ (Leipzig 1897, 54 S.).

Als höchst erfreulich ist weiter zu bezeichnen, dass Herr Professor Dr. Kirchhoff in Halle a. S. sich auf wiederholten Wunsch entschlossen hat, den Vorsitz der Zentral-Kommission zu übernehmen. In bessere Hände konnte das Präsidium nicht gelegt werden.

Die Gesellschaft für Heimatkunde der Provinz Brandenburg, welche Gesellschaft sich von Anfang an als dienendes Glied der Zentral-Kommission betrachtet hat, nimmt mit Interesse von deren Erfolgen Kenntniss und wünscht fernere günstige Entwicklung der wissenschaftlichen und gemeinnützigen Arbeiten.

2. Der Vorsitzende macht darauf aufmerksam, dass die Mitteilungen über die ältesten Schlittschuhe aus Knochen (Sitzung vom 24. November 1897, S. 318 flg.) überall, selbst in fernen Ländern, teils ganz teils auszugsweise nachgedruckt und dass ihm verschiedene auf die Sache bezügliche Angaben zugegangen seien, die er dem gedruckten Bericht noch habe einverleiben können, ebenso sind (vgl. S. 315 a. a. O.)

3. verschiedene Tintenstecher infolge der an demselben Abend überdies in Vergessenheit geratene altertümliche Schreibgerät gemachten Mitteilung dem Märkischen Provinzial-Museum geschenkt worden. Dasselbe besitzt nunmehr folgende hiermit der Versammlung vorgelegte fünf Exemplare: a. den bereits gezeigten Tintenstecher aus Berlin B. VI. 12685 des Katalogs; b. einen desgl. von Pforten bei Sorau aus der Sammlung des verstorbenen dortigen Bürgermeisters Kuntzer; hier wird das kleine hörnerne Tintenfass von einer hölzernen Kapsel umschlossen B. VI. 5551; c. aus Berlin von unserem Mitglied Dr. Carl Bolle gebraucht VI. 12980; d. länglich und schmal von Prediger Suttkus in Tegel B. VI. 12839; endlich e. ähnlich oder in allen Dimensionen stärker ein Exemplar von Fabrikant Schadewell in Freyburg an der Unstrut.

4. Die Gattin unseres verstorbenen Mitgliedes Stadtverordneten Diersch, Frau Luise Diersch, geb. Urban, hat die grosse Güte gehabt, zum Andenken an den Verewigten, einen der Mitbegründer der Brandenburgia, aus dessen Nachlass das überaus kostbare Werk des ehemaligen Staatsministers Heinrich von Mühler: „Wahlprüche der Hohenzollern, zusammengestellt und historisch erläutert“ (29 Farbentafeln, 35 Texttafeln. Imper. Folio, Breslau, Ferdinand Hirt 1883), der Bibliothek zum Geschenk zu machen.

Das mit verbindlichstem Dank angenommene Werk wird hiermit den Mitgliedern zur Kenntnissnahme unterbreitet.

Da die Wahlprüche des erhabenen Hauses der Hohenzollern von dauerndem geschichtlichen Interesse sind, so seien sie hiermit in zeitlicher Folge aufgeführt.

Kurfürst Friedrich I.: Wer Gott getraut, den verlässt er nicht.

„ Friedrich II.: Beten und arbeiten.

„ Albrecht Achilles: In Gott's Gewalt
Hab ich's gestalt.
Er hat's gefügt,
Dass mir's genügt.

„ Johann Cicero: All' Ding ein' Weil'.

„ Albrecht, Markgraf von Brandenburg, Herzog von Preussen:
Justus ex fide vivit.

Kurfürst Albrecht Alcibiades: Fortem exarmat fortior.

„ Joachim I.: Iudicio et justitia.

„ Joachim II.: Regium est, omnibus benefacere*).

„ Johann von Küstrin: Solus spes mea Christus.

„ Johann Georg: Juste et clementer.

„ Georg Friedrich, Markgraf von Brandenburg: Alles Ding
währt seine Zeit.

Kurfürst Joachim Friedrich: Initium sapientiae timor dei.

„ Johann Sigismund: Pro lege et pro grege.

„ Georg Wilhelm: Anfang, bedenk' das End'.

„ Friedrich Wilhelm, der grosse Kurfürst:

1) Domine, fac me scire viam, per quam ambulem,
quia ad te levavi animam meam.

2) Deus fortitudo mea.

König Friedrich I.: Suum cuique.

„ Friedrich Wilhelm I.: Nec soli cedit.

„ Friedrich der Grosse: Pro gloria et patria.

„ Friedrich Wilhelm II.: Sincere et constanter.

„ Friedrich Wilhelm III.: Meine Zeit in Unruhe, Meine Hoff-
nung in Gott.

*) Und 2): „Gottes Wort und Luthers Lehr, Wird vergehen nimmermehr“.

Königin Luise: In Gott ist meine Zuversicht.

König Friedrich Wilhelm IV.: Ich und mein Haus wollen Gott dienen.

Königin Elisabeth: In Deinem Lichte sehen wir das Licht.

König und Kaiser Wilhelm I.: Gott mit uns.

Königin und Kaiserin Augusta: Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen.

5. Vom II. Schriftwart, Herrn Dr. Pniower, wird vorgelegt:

Adolf Harnack: Berichte des Sekretärs der Brandenburgischen Sozietät der Wissenschaften J. Th. Jablonski an den Präsidenten G. W. Leibniz (1700—1715) nebst einigen Antworten von Leibniz. Aus den Abhandlungen der königl. preuss. Akademie der Wissenschaften zu Berlin v. J. 1897. 4^o 120 S.

Adolf Harnack, der bekannte Kirchenhistoriker, ist von der Berliner Akademie der Wissenschaften beauftragt worden, zu dem Jubiläum ihres zweihundertjährigen Bestehens, das im Jahre 1900 gefeiert wird, die Geschichte des gelehrten Instituts zu schreiben. Die vorliegende Briefsammlung ist aus den Vorarbeiten zu dem Werke hervorgegangen. Da Leibniz, der Begründer und erste Präsident der Akademie, in Hannover wohnte und nur zeitweise und zu vorübergehendem Aufenthalt nach Berlin kam, so musste er durch eine Mittelsperson über die das Institut betreffenden Vorgänge auf dem Laufenden erhalten werden. Die Vermittelung fiel naturgemäss dem Sekretär der Akademie zu. Der aber war J. Th. Jablonski, der Bruder des bekannteren Theologen und Hofpredigers. Wie er seines Amtes als Vermittler waltete, worüber und in welcher Weise er an Leibniz berichtete, lehrt die Publikation. Sie reicht vom November 1700 bis zum Juni 1715, zu welcher Zeit Jablonski Berlin verliess und enthält 155 Briefe von ihm und nur 9 von dem grossen Philosophen, dasselbe Missverhältnis zwischen der Fülle dort und der Armut hier, das wir schon an dem durch Dr. L. H. Fischer im zweiten Band unseres Archivs herausgegebenen Briefwechsel zwischen Leibniz und Joh. Leonh. Frisch zu beklagen hatten.

Dennoch, wie spärlich auch Leibniz zu Worte kommt, wie geschäftsmässig und nüchtern auch Jablonskis Briefe gehalten sind, wie wenig Tieferes der grosse Mann dem kleinen zu sagen hat, man erhält aus der Korrespondenz doch ein lebendiges Bild der Urgeschichte unserer Akademie. Sie erzählt von ihrer Begründung und Organisation, von den grossen Schwierigkeiten, mit denen sie bei dem chronischen Geldmangel der Staatskasse und dem vielleicht noch übleren Mangel an bedeutenderen Gelehrten in dem damaligen Preussen zu kämpfen hatte, von den von Bosheit und Ärger eingegebenen Angriffen, die sie erfuhr und anderen Kinderkrankheiten.

Die Schwierigkeiten, auf die die Gründung stiess, waren so gross, dass die wirkliche „Ein- und Niedersetzung“ der Akademie erst i. J. 1711

geschah. Zwei Jahre später brachte der Thronwechsel von neuem Unsicherheit. Die sprichwörtliche Sparsamkeit des Königs, seine Feindseligkeit gegen die Federfuchser drohte dem Institut verhängnisvoll zu werden. Die Furcht vor der Zukunft beflügelte gewissermassen den Korrespondenten Jablonski und bewirkt, dass dieser trockene Geschäftsmann sich über sich selbst erhebt. Seine Briefe aus dieser Zeit erhalten einen tieferen historischen Hintergrund, indem er allerlei allgemein Interessantes, besonders für den König charakteristisches Detail mitzuteilen weiss. Eine der ersten Verfügungen Friedrich Wilhelms war, von der Kunstakademie — die man damals „Malerakademie“ nannte — 60 Thaler Miete für die von ihr innegehabten Räume zu verlangen. Der Akademie der Wissenschaften stand eine ähnliche Massregel bevor. Als Jablonski Leibniz darüber Mitteilung machte, schrieb der Philosoph folgendes deutsche Epigramm auf den Rand des Briefes:

„Am Saal des Parlements, so England kann gebieten,
Schrieb Cromwel endlich an: Der Orth ist zu vermieten.
Dem Kunstwerck zu Berlin geschieht noch grössre Ehr,
Ein König schreibt aus Hauss: Weicht oder Thaler hehr!“

Im übrigen ward er nicht entmutigt. Sein Eifer schien nur zu wachsen. Indem er den Publikationen der Akademie eine mehr praktische Richtung zu geben suchte, war er bestrebt, ihr die Gunst Friedrich Wilhelms zu verschaffen. Doch konnte er nicht verhindern, dass die Zuschüsse des Königs erheblich vermindert wurden. Dieser Umstand im Verein mit anderen bewirkte, dass, wie Jablonski schreibt, die Sozietät in einen languorem verfiel, aus dem sie sich erst unter Friedrich d. Gr. erhob.

Auch von allerlei pikantem litterarischen Klatsch — einem Streite des berüchtigten Ölven, des Gründers der ersten Berliner Zeitschrift, mit dem Orientalisten und kgl. Bibliothekar La Croze, einem garstigen Handel, den ein Mitglied der Societät, Karl v. Meiseburg, hatte — hören wir.

Die Akademie hatte damals und noch lange Zeit hindurch nicht den vornehmen, streng wissenschaftlichen Charakter, der ihr heute eigen ist. Sie verfolgte auch merkantilisch-technische Betreibungen und verschmähte es nicht, zur Beschaffung von Mitteln und um sich nützlich zu machen, ein Adressbuch Berlins herauszugeben, mit dem der Kalender des Jahres verbunden war. Von dieser auch wohl an anderen Orten geübten Gewohnheit schreibt sich übrigens die Bezeichnung Adresskalender her, die man heute noch verwendet, obwohl unsere Adressbücher nichts Kalendermässiges enthalten. Es ist rührend, zu lesen, wie Leibniz, der seine Pflichten als Präsident sehr gewissenhaft erfüllte, einmal bis ins Einzelne gehende Vorschläge zur Verbesserung des Kalenders thut, als der Sekretär über den schlechten Abgang des Büchleins klagte. Der Gedanke, sibirische Bergwerke zum Besten der

Akademie und zur Hebung der Industrie auszunutzen, erscheint beiden nicht befremdlich, wie sie denn auch auf maschinelle Erfindungen sorgfältig achten. Auch ein Monopol auf Herstellung von Scheidewasser wurde als Beitrag zu den Unterhaltungskosten des Instituts ins Auge gefasst und der Seidenbau zu dem Zweck wirklich betrieben.

Einen Kommentar zu diesen Briefen giebt Harnack nicht, weil ihn die spätere Geschichte der Akademie bringen wird. Bis zu ihrem Erscheinen verweist er auf die mit „grosser Sachkunde“ gearbeiteten Anmerkungen in dem zweiten Band unseres Archivs, die alles Wesentliche erklären und besonders über die in Betracht kommenden Personen Auskunft geben.

6. Der Obmann des Ausschusses, Herr Geheimer Baurat und Provinzial-Konservator Bluth:

Zur Denkmalpflege in der Provinz Brandenburg.

In einer am 15. Dezember d. J. unter dem Vorsitze des Herrn Oberpräsidenten Dr. von Achenbach im Landeshause der Provinz abgehaltenen Sitzung der Provinzial-Kommission für die Denkmalpflege in der Provinz Brandenburg wurde eine Mitteilung des Herrn Ministers für die geistlichen etc. Angelegenheiten über den gegenwärtigen Stand der Inventarisirung der geschichtlichen Denkmäler in den einzelnen Provinzen des Preussischen Staates und in anderen Staaten des Deutschen Reiches zur Kenntnis gebracht. Danach ist diese Arbeit, soweit sie bisher nicht abgeschlossen war, überall im erfreulichen Fortschreiten begriffen und es ist seit der zuletzt in der Nummer 80 des Deutschen Reichs- und Königlich Preussischen Staatsanzeigers im Jahrgang 1895 gegebenen Übersicht über den Stand dieser Arbeiten, in einzelnen Gebieten die Inventarisirung vollendet, in der Mehrzahl durch das Erscheinen neuer Hefte bzw. Bände gefördert worden.

Nach dem Berichte des Provinzial-Konservators Geheimen Baurath Bluth haben die infolge des vorjährigen Beschlusses der Provinzial-Kommission auf die Gewinnung von Mitteln für die Wiederherstellung der aus dem XIV. Jahrhundert stammenden St. Gertraud-Kapelle zu Soldin gerichteten Bemühungen nicht den gewünschten Erfolg gehabt. Zu den auf 2800 Mk. veranschlagten Kosten, wovon 800 Mk. auf die bauliche Instandsetzung und 2000 Mk. auf die Restauration der Kapelle in ihren Architekturteilen entfallen, haben die städtischen Behörden nur einen Beitrag von 400 Mk. zugesagt, während die Domkirchengemeinde zu Soldin, obwohl auch sie die Restauration als wünschenswert und den Denkmalswert der Kapelle anerkannte, jeden Beitrag hierfür unter Hinweis auf ihre beschränkten Mittel ablehnte, ja sogar einen früher von ihr zugesagten Beitrag zurückzog, weil die an diese Bewilligung geknüpften Voraussetzungen nicht in Erfüllung gegangen seien. Unter

diesen Umständen und da nicht anzunehmen ist, dass der Staat und die Provinz — bei so geringer Beteiligung der zunächst an der Restauration der Kapelle interessierten Körperschaften — die durch jene Bewilligung der Stadtgemeinde und durch eine in Soldin stattgehabte Sammlung nicht gedeckten Kosten der Wiederherstellung übernehmen werden, nahm die Provinzial-Kommission, nachdem mitgeteilt war, dass der bauliche Zustand der Kapelle ein sofortiges Einschreiten nicht erheische, für jetzt von der weiteren Verfolgung der Angelegenheit in der Erwartung Abstand, dass demnächst eine günstigere Auffassung bei den städtischen und kirchlichen Behörden von Soldin Platz greifen werde.

In der Angelegenheit, betreffend die Durchführung einer Kleinbahn durch den Schlossberg bei Burg, berichtet der Provinzial-Konservator, dass der gegen die Berührung und Veränderung dieses alten Heiligtums der Wenden und der Germanen der Vorzeit gerichtete Beschluss der Provinzial-Kommission dem Herrn Kultusminister mit der Bitte unterbreitet worden sei, darauf hinwirken zu wollen, dass die Durchschneidung des Schlossberges verhindert werde. Auf Veranlassung dieses Herrn Ministers hat dann nochmals eine Prüfung des fraglichen Eisenbahnprojektes unter Teilnahme von Kommissaren desselben, welcher der Konservator der Denkmäler, Geheimer Ober-Regierungsrat Persius, Geheimer Ober-Regierungsrat von Moltke, Direktor der prähistorischen Abteilung des Museums für Völkerkunde Dr. Koch, der Provinzial-Konservator u. a. angehörten, an Ort und Stelle stattgefunden. Nachdem die von dem Herrn Minister für die öffentlichen Arbeiten entsendeten Kommissare die Umgehung des Schlossberges durch die Bahn für technisch nicht ausführbar erklärt hatten, wurde von den Kommissaren des Herrn Kultusministers eine Durchschneidung des Berges in seiner tiefsten Einsattelung unter der Voraussetzung für zulässig erklärt, dass nur derjenige Boden abgetragen werden dürfe, der zur Bildung des Bahnkörpers innerhalb des Schlossberges selbst entfernt werden müsse und unter der Bedingung, dass der Schlossberg in seinem übrigen Teile für alle Zukunft gegen jegliche Veränderungen und Abtragungen durch grundbuchliche Eintragung gesichert, auch dass die Ausführung des Einschnittes, behufs Sicherstellung und Verwertung der Fundstücke, unter Aufsicht eines von dem Herrn Kultusminister zu bestellenden Sachverständigen bewirkt werde. Nachdem diese Bedingungen von dem Unternehmer des Bahnbauwesens zugestanden waren, ist der Bahnkörper innerhalb des Schlossberges ausgeführt worden und haben sich dabei eine grosse Anzahl wichtiger und interessanter Fundstücke ergeben, mit deren Ordnung und wissenschaftlicher Bearbeitung die prähistorische Abteilung des Museums für Völkerkunde z. Z. noch beschäftigt ist. Nur in einer oberen ziemlich flachen Schicht sind diese Funde — Scherben von Thongefässen, auch ein eiserner Sporn — slavischen Ursprunges;

in den tieferen Schichten gehören sie der voroslavisch germanischen Periode an und bestehen aus einer Anzahl Urnen und Thongefässe verschiedener Grösse und Ausführung — alle schwach gebrannt — und einer Anzahl von Herdstellen. Ungefähr in der Mitte der Aufgrabung wurde eine Steinpackung gefunden, in welcher der Schädel eines Bären von solcher Grösse, dass er sich den grössten russischen Bären an die Seite stellen kann, eingebettet war. Diese Steinpackung dürfte einen Opferalter dargestellt haben. Auch mehrere menschliche Schädel beiderlei Geschlechtes, fast alle von jugendlichen Personen, menschliche und Tierknochen — von letzteren solche, welche zur Fortbewegung über Eis und Schnee gedient zu haben scheinen — sowie Schädel von Wölfen und Hunden und ein sehr schönes Steinbeil wurden blösgelegt.

Auf Anregung des Märkischen Provinzial-Museums sind von den mittelalterlichen Figurenreihen am Süd- und Westportale der Maria-Magdalenen-Kirche zu Eberswalde photographische Aufnahmen und Federzeichnungen durch den Geschichtsmaler Heyl angefertigt worden und wurden der Versammlung vorgelegt; diese Aufnahmen fanden den Beifall der letzteren.

Bei dem jetzt in der Ausführung begriffenen Ausbau der Kirche zu Quartschen, einem dem XIV. Jahrhundert angehörigen, einschiffigen, gotischen Bauwerke von einfachen, aber sehr edlen Verhältnissen, sind unter der Kalktünche mittelalterliche Wandgemälde aufgedeckt worden und beauftragte der Herr Kultusminister den Provinzial-Konservator mit der Besichtigung und Begutachtung derselben. An das aus 3 Jochen mit Kreuzgewölben bestehende Langhaus schliesst sich der mit 5 Seiten des Achtecks angelegte und überwölbte Chor an. Die Gurte und Grate ruhen auf runden Diensten, welche im Langhause 2,75 m über dem Fussboden endigen und unterhalb mit einem in Thon gut modellirten Weinblatte abgeschlossen sind, während diese Dienste im Chor bis nahe zum Fussboden reichen. Im Langhause sind die Gemälde in vertikaler Beziehung von den Gewölbediensten und andererseits von den Fenster-nischen begrenzt, während sie in horizontaler Hinsicht unten und zwar in 3,75 m Höhe über dem Fussboden durch eine breite, horizontale Linie, oben — 6,50 m über dem Fussboden — durch architektonische Formen abgeschlossen sind. Die Gemälde haben somit eine Höhe von 2,75 m. Es ergeben sich im Langhause danach an den Längswänden 12 und an einer Fläche des Westgiebels 1, zusammen 13 Bildflächen. Auf 2 derselben sind die Darstellungen gänzlich zerstört, während sie auf den übrigen 11 Flächen noch erkennbar sind. Zehn derselben sind je mit einer Gestalt in mehr als Lebensgrösse, mit Heiligenschein, in einer Nische sitzend, geschmückt, welche letztere von einem reichen, architektonischen perspektivisch dargestellten Hintergrunde von Säulen, Bögen und Baldachinen gebildet wird. Das 11. Bild in der Mitte des

Langhauses auf der Nordseite weicht von den übrigen insofern ab, als es ringsherum durch breite Linien [eingefasst] wird und als hier eine stehende Figur, welche den mit dem geteilten Nimbus versehenen Christusknaben auf der Schulter trägt und, indem sie durch Wasser schreitet, mit beiden Händen einen Ölbaum erfasst — also ein Christophorus — zur Darstellung gebracht wird. Wenn, wie anzunehmen, auf den beiden nicht mehr erkennbaren Gemälden, gleichfalls sitzende Figuren dargestellt waren, so ergeben sich deren 12, so dass diese Bilder als die der Apostel anzusprechen sind. Dass dies der Fall, wird auch durch die Köpfe der Figuren und durch einzelne noch erkennbare Attribute bestätigt. Nun wäre es ja möglich, dass ebenso wie auf der Nordseite eine der Flächen der Südseite, auf denen die Darstellung nicht erkennbar ist, gleichfalls mit einer abweichenden Darstellung, ähnlich wie der Christophorus, versehen gewesen wäre. Gerade letzterem Bilde gegenüber befindet sich auf der Südseite eine solche Fläche. Dann wären nur 11 Apostelfiguren dargestellt gewesen und man hätte Judas ausgelassen. Die Architekturen in diesen Gemälden gehören im wesentlichen der spätgotischen Kunstperiode an; aber es treten darin auch vielfach Formen der Früh-Renaissance auf. Die Architekturen sind dunkelbraun, aber auch schwarz konturiert und zwar im allgemeinen die spätgotischen schwarz, die der Renaissance dunkelbraun. Die Figuren sind teils auf dunkelblauem, teils auf grünlichem Grunde mit Konturierung in gebrannter Siena gemalt, die Gewandungen mit ziemlich reichen spätgotischen Falten; die Aussenseiten der Obergewänder zeigen damasziertes Muster. Die Ausführung ist als Flächenmalerei mit geringer plastischer Modellierung bewirkt. Die Entstehung der Bilder ist nach der Art der Darstellung, insbesondere der Architekturen und der Gewandungen, der Mitte des XV. Jahrhunderts zuzuschreiben. Wenn auch die Farben dieser Bilder, teils durch die Einwirkung der Luft, noch mehr aber der Tünche, welche sie so lange bedeckte, stark ausgebleicht sind, so lassen sich bei denselben, soweit sie nicht gänzlich zerstört sind, bei längerer Betrachtung in günstiger Beleuchtung die Formen der Köpfe, die Gewandungen, die Architekturen und auch die Farben noch sehr wohl erkennen und ein geschickter, in mittelalterlichen Formen und Darstellungen geschulter Maler wird sehr wohl im Stande sein, diese so erhaltenen Bilder, getreu in ihren früheren Formen und der Farbgebung wieder herzustellen bzw. zu ergänzen und die fehlenden Malereien stilgemäss zu erneuern.

Im Chorraum sind in gleicher Höhe wie im Langhause gleichfalls figurliche Darstellungen, aber in aufrechtstehender Stellung auf den erheblich schmaleren 10 Flächen zwischen Dienst und Fensterlaibung vorhanden gewesen; jedoch sind dieselben schlechter erhalten wie im Langhause. Immerhin sind auf der Mehrzahl noch die mit reich damasziertem

Muster besetzten Obergewänder zu erkennen, sodass auch diese Bilder, für welche neue Entwürfe unter Beachtung der Reste derselben, sowie der Formen und Farben bei den Bildern im Langhause aufzustellen wären, sich ergänzen lassen. Sowohl im Chore wie im Langhause finden sich vielfach Weihekreuze vor.

Die Laibungen der Fenster bzw. der Fensternischen sind, wie dies an den Chorfenstern, soweit der ursprüngliche Putz noch vorhanden, ersichtlich ist, in gleicher Höhe, wie die Wandgemälde, mit langgezogenem Rankenornamente in schwarzer Konturierung mit grünem Blatt- und Stielwerk bemalt und mit roten Blumen besetzt.

Die Rundsteine der Dienste sind in ihrer Höhe von ca. 30 cm durch Fugen geteilt und auf der Cylinderfläche der einzelnen Rundsteine mit einem Muster teils in Vierpassform, teils in spiralförmigen Bändern in tiefblauer Farbe bemalt gewesen.

Der malerische Schmuck, welcher im Langhause einen zusammenhängenden Cyklus von Gemälden bildet, muss den erhebenden Eindruck des in edlen und schönen Verhältnissen aufgeführten Kirchenraumes noch wesentlich gesteigert haben. Sowohl zur Wiedererlangung dieser Wirkung, als auch im Interesse der Denkmalpflege, sowie der Kunst und der Kunstforschung hat es der Provinzial-Konservator bei seiner Begutachtung dem Herrn Kultusminister als wünschenswert bezeichnet, dass diese Gemälde erhalten bzw. ergänzt und wiederhergestellt werden und umsomehr, als ähnliche hierfür in gleicher Weise sich eignende Wandmalereien in der Mark Brandenburg bisher nicht gekannt geworden sind. Es darf gehofft werden, dass die zu diesem Zwecke erforderlichen Mittel von ca. 4500 Mk. von dem Herrn Kultusminister werden bewilligt werden.

Der Marienberg (Harlunger Berg) bei Brandenburg, welcher seit den siebziger Jahren das schöne den in den Kriegen von 1863 bis 1871 gefallenen märkischen Kriegern gewidmete Denkmal von Hubert Stier trägt, ist in geschichtlicher Beziehung von besonderer Bedeutung, weil auf ihm das 1163 von Pribislav zerstörte wendische Triglav-Heiligtum und darauf die von diesem Fürsten zu Ehren der heiligen Jungfrau errichtete Wallfahrtskapelle ihren Platz hatte, welcher vom Markgrafen Friedrich II. von Hohenzollern die Schwanen-Ordenskapelle angefügt wurde. Seit einigen Jahren finden am Fusse dieses Berges Abgrabungen zur Gewinnung von Kies und Sand statt und es ist zu befürchten, dass derselbe hierdurch in seinem Bestande geschädigt und andererseits, dass durch die zunehmende Bebauung an den zu dem Berge führenden Strassen der Blick auf das Denkmal beeinträchtigt wird. Nach dem Berichte des Provinzial-Konservators haben die bisher stattgehabten Abgrabungen für den Bestand des Berges noch keine Nachteile herbeigeführt, aber er erachtet es für notwendig, dass auf Massnahmen hingewirkt werde, welche

geeignet sind, die immerhin nicht zu unterschätzenden Gefahren für den Marienberg abzuwenden. Dies wird, wie die Provinzial-Kommission annimmt, durch ein an die städtischen Behörden in Brandenburg zu richtendes Ersuchen um Aufstellung eines Bebauungsplanes für die Umgebung des Berges, unter Berücksichtigung der für das Denkmal von der Stadt aus sicher zu stellenden Ansicht und durch Verhinderung von Abgrabungen des Berges in einem Umkreise von mindestens 150 m Halbmesser vom Denkmale aus, zu erreichen sein. Soweit die an das letztere stossenden Grundstücke zum Domgutsbezirke gehören, erbietet der Herr Oberpräsident sich, auf das Domkapitel in gleichem Sinne einzuwirken.

Ein bei Triebel, Kreis Sorau, befindlicher grosser erratischer Block von ungewöhnlichen Abmessungen, der im Volksmunde allgemein als Teufelstein bekannt ist, war, da er durch Rentengutsaufteilung in den Besitz eines kleinen Handwerkers gekommen war, in Gefahr, zum Zwecke der Verwertung des Steinmaterials zerstört zu werden. Auf Ansuchen des Provinzial-Konservators hat die Niederlausitzer Gesellschaft für Anthropologie und Altertumskunde den Stein, für dessen Eigenschaft als prähistorisches Denkmal und zwar sakralen Charakters nur die in Sagen und im Namen liegende Volksüberlieferung eine Stütze gewähren, nebst dem Grund und Boden, auf welchem er liegt, erworben, auch die Zugänglichkeit zu demselben gesichert. Die dadurch erworbenen Rechte bzw. das Eigentum an dem Steine hat die Gesellschaft an den Brandenburgischen Provinzialverband übertragen, welcher in dieselben eingetreten ist.

Dem Ankaufe einer Anzahl von dem Touristen-Klub zu Berlin gefertigter photographischer Aufnahmen von Denkmälern, welche im Inventar der Baudenkmäler in der Provinz Brandenburg nicht aufgenommen sind, stimmte die Provinzial-Kommission zu.

Für den runden Pulverturm zu Mittenwalde war vom Provinzial-Konservator die Restauration in den mittelalterlichen Formen mit Zinnenkranz und kegelförmiger Spitze befürwortet worden. Die hierdurch entstehenden Kosten sind auf 3150 Mk. ermittelt, während diese Kosten sich ohne Spitze aber mit Zinnenkranz auf 1725 Mk. stellen würden. Die städtischen Behörden haben dem letzteren Projekte unter der Voraussetzung zugestimmt, dass die Stadt nur einen Beitrag von 300 Mk. zu den Kosten zu leisten habe und dass diese im Übrigen vom Staate und der Provinz hergegeben würden. Die Provinzial-Kommission stimmte der Ansicht zu, dass für die Provinz nur dann eine Veranlassung zur Beteiligung an den Kosten vorliege, wenn der Pulverturm in seiner ursprünglichen Gestalt, also auch mit kegelförmiger Spitze, wiederhergestellt werde.

Zur Beratung der von der Provinzial-Kommission für die Denkmalpflege in der Provinz Hannover aufgestellten Leitsätze betreffs der Kartierung der vor- und frühgeschichtlichen Altertümer, wurde ein Unterausschuss, bestehend aus den Herren: Geheimer Regierungsrat Friedel, Professor Jentsch zu Guben und Architekt Wallé gewählt.

Nach dem weiteren Berichte des Provinzial-Konservators geht die unter der Oberleitung des Geheimen Regierungsrates von Tiedemann zu Potsdam in Ausführung begriffene Restauration der Klosterkirche zu Zinna ihrer Vollendung entgegen. Der Innenraum dieser in romanischem Stile ausgeführten Basilika ist schon jetzt, obwohl die Arbeiten noch nicht vollendet sind, von ungemein imponierender und erhebender Wirkung. Zu wünschen wäre, dass zur Steigerung dieser Wirkung eine Ausmalung der Chornische ausgeführt würde.

Der in deutscher Renaissance ausgeführte Ostgiebel, sowie das in Barockformen hergestellte Portal am Schlosse zu Lübben sind im Laufe des Jahres einer Restauration unterzogen worden.

Ebenso sind die durch ihre Schönheit berühmten beiden mittelalterlichen Thortürme zu Königsberg N.-M. mit einem Kostenaufwande von 10 500 Mk. wiederhergestellt worden.

Für die Erhaltung der mittelalterlichen Stadtmauern zu Kyritz und Mohrin, sowie der als Ruine daliegenden Festung Oderberg — der Bärenkasten genannt — ist der Provinzial-Konservator mit Erfolg eingetreten. Die Bemühung desselben um die Wiederherstellung der an die Hauptkirche zu Sorau in barocken Formen angebauten Promnitzschen Gruftkapelle und der in derselben angebrachten Wand- und Deckengemälde, sowie der darunter befindlichen Gruft und der darin aufgestellten verfallenen Särge haben bisher noch zu dem erwünschten Ergebnisse nicht geführt und ebenso ist es noch nicht gelungen, die Restauration eines schönen, aber sehr beschädigten Epitaphs der Promnitzschen Familie in dieser Kirche herbeizuführen. Die Provinzialkommission beauftragte den Provinzial-Konservator, die Ausführung dieser Restaurationsarbeiten weiter zu verfolgen.

Der letztere gab sodann eine Übersicht von denjenigen Begutachtungen und Berichten, welche er hinsichtlich der Erhaltung und Pflege von Denkmälern im Auftrage des Herrn Kultusministers, sowie auf Requisition der Königlichen Regierungen zu Potsdam und Frankfurt a. O. erstattet hat.

An älteren bisher nicht bekannten Denkmälern wurden eine Anzahl im Laufe des Jahres ermittelt. Darunter eine, jetzt als Kornspeicher benutzte, dem XII. Jahrh. angehörende in Granitquadern erbaute Kirche, deren halbrunde Apsis mit einer Kalotte überwölbt ist. Eine an der Umwehrungsmauer um das Schloss und die Kirche zu Dobrilugk aufgestellt gewesene, arg beschädigte Sandsteinfigur, eine

Melusine darstellend, wurde durch Überweisung an das Märkische Provinzial-Museum gegen weitere Beschädigung und Zerstörung gerettet. Einige Reste von Altarschreinen und Kanzeln, darunter zum Teil schön geschnitzte Figuren, welche mangels Pflege dem gänzlichen Verfall ausgesetzt waren, wurden durch Überweisung an dasselbe Museum davor bewahrt.

7. Darauf folgt der Vortrag:

Der Oderstrom in der Mark von Dr. Eduard Zache.

Die Flüsse und die Seen sind die Zierde unserer Mark. In keinem anderen Striche unseres Vaterlandes finden wir wieder einen ähnlichen Reichtum und eine gleiche, günstige Verteilung derselben. Der Naturfreund sucht sie auf, um sich an ihrem klaren Wasser, in welchem sich der blaue Himmel und die grünen Wälder spiegeln, zu ergötzen, während die praktischen Hohenzollern Fürsten früh ihre wirtschaftliche Bedeutung erkannt hatten.

Von den Flüssen der Mark gehören die Havel und die Spree ihr ganz an; an ihnen liegen auch die beiden Städte, welche aus den typisch märkischen allmählich zu preussischen und deutschen geworden sind: Potsdam und Berlin. Die landschaftlichen Formen ihrer Thäler haben manche Ähnlichkeiten. In breiten Rinnen fließen sie dahin, die sich häufig genug zu Seen und Brüchen umgestalten; die begrenzenden Höhenränder besitzen zum grössten Teil flache Böschungen, und ihre Wassermassen, die das ganze Jahr hindurch ungefähr denselben Umfang behalten, bringen ihrer Umgebung nur selten ernstere Gefahren.

Ein ganz anderes Bild gewährt die Oder. Ihre Thalrinne ist durchweg deutlicher ausgeprägt. Die Höhenränder schieben sich oft bis zu einem schmalen Pass aneinander und besitzen grössere Erhebungen. Oft erhalten sie gebirgsartigen Charakter, wie z. B. in dem Strich zwischen Brieskow und Lebus oder in dem Abschnitt kurz oberhalb von Schwedt. Die Wassermasse, welche die Oder dem Meere zuführt, hängt merklich ab von der Jahreszeit und von meteorologischen Ereignissen, so dass bei der Oder alljährlich Hochfluten ihre schädigenden Einflüsse geltend machen, die oft sogar einen gefährlichen Charakter annehmen können.

Auch das historische Gemälde ist in beiden Fällen ein anderes. Havel und Spree haben ihre strategische Bedeutung in weit zurückliegender Zeit gehabt. Die Oder trat erst im vorigen Jahrhundert in den Vordergrund.

Auf den ersten Blick erscheint es wenig berechtigt, den Oderstrom innerhalb der Mark zum Gegenstand einer besonderen Betrachtung zu machen, da von den 900 km, welche der ganze Strom lang ist, nur 236 km der Mark angehören. Ein Blick auf die Karte lehrt indessen schon, dass diese Teilung ihre Berechtigung hat.

Bis an die Grenze unserer Provinz bewahrt der Fluss, abgesehen von schwachen Schlängelungen, eine einheitliche Richtung, ungefähr von Südost nach Nordwest. Hier aber, von Tschichertzig ab, verliert sich die gradlinige Erstreckung des Stromes, und die Oder fängt an, sich hin und her zu werfen. Zuerst wendet sie sich scharf nach Westen bis zur Einmündung der Neisse und biegt hier fast unter einem rechten Winkel nach Norden um. Bei Küstrin weicht sie auch von dieser Richtung wieder ab, indem sie während ihres Laufes durch das Oderbruch die alte Südost-Nordwest-Richtung annimmt, um endlich am Nordende des Oderbruchs abermals fast unter einem rechten Winkel östlich abzubiegen.

Es ist nicht schwer, die Ursachen für diese Unterschiede im oberen und unteren Lauf der Oder herauszufinden. In Schlesien sind es die begleitenden Gebirge, welche dem Oderstrom seine Richtung weisen. Am deutlichsten sind diese im Westen in dem Sudetenzuge ausgebildet. Mit dem Wegfall dieses richtunggebenden Haltes verliert auch der Strom seine gradlinige Erstreckung.

Auf einer geologischen Karte tritt aber noch ein zweiter Unterschied hervor. Während in dem schlesischen Teil die festen Gesteine des tieferen Untergrundes oft durch die Lücken in der Decke auslosem Material hervortreten, erreichen letztere im märkischen Teil eine solche Mächtigkeit, dass der tiefere Untergrund vollständig verhüllt ist.

Um die Ursachen für den geschlängelten Lauf des Oderstroms in der Mark aufzufinden, ist es nötig, der topographischen und geologischen Beschaffenheit der Umgebung einige Aufmerksamkeit zu widmen.

Auf der Karte können wir in der Mark zu beiden Seiten der Oder drei Geländeabschnitte unterscheiden. Wir heben als ersten einen linksseitigen bis zum Oderspree-Kanal hervor, das Lausitzer Vorland. Darauf folgt ein mittlerer. Wir finden hier auf jeder Seite der Oder eine „Plateauinsel“ ausgebildet, da die Niederungen ringsherum als ein zusammenhängender Streifen sich verfolgen lassen. Auf dem linken Ufer der Oder ist es das Plateau von Barnim-Lebus und auf dem rechten das Sternberger Plateau. Endlich kommt an der unteren Oder der letzte Abschnitt, der Durchbruch durch das Uckermärkisch-Neumärkische Plateau, der zum Baltischen Höhenrücken gehört.

Der erste Abschnitt steht, namentlich mit seinem südlichen Anteil, noch ganz unter der Herrschaft des böhmischen Grenzgebirges. Die Flüsse dieses Striches, Bober und Neisse, nehmen dort ihren Ursprung und fließen senkrecht von ihm hinweg. Die lockeren Bildungen der Oberfläche, die der Braunkohlen- und der Moränenformation angehören, bieten ihnen noch kein Hindernis, da namentlich die letztere nicht mächtig genug ist. Wie gering die Mächtigkeit der Moränenbildungen

stellenweise ist, offenbart sich noch in der Höhe von Fürstenberg a. O., wo sich westlich neben der Stadt auf dem Plateau die Braunkohlengrube Präsident befindet, in welcher die Flöze ehemals zu Tage ausgingen. Auch in den Strichen südlich von Fürstenberg trifft man gelegentlich den weissen tertiären Sand auf den Feldern an. Es ist hauptsächlich der Sand der Moränenformation, welcher den Boden zusammensetzt, deshalb bilden Kiefernwälder neben Kartoffeln- und Roggenfeldern das herrschende Pflanzenkleid.

In dem mittleren Abschnitt erst erlangt die Moränenformation mit ihren Gliedern, dem Geschiebelehm und dem Sand, eine grössere Bedeutung. Sie bildet hier von Tschichertzig über Crossen bis zur Westecke eine 30 m hohe, oft steile Wand, welche die Oder zur Linkschwenkung zwang. Unter dem Moränenschutt liegen überall die Braunkohlen in wechselnder Tiefe. Dafür sprechen die Gruben von Göritz, Drossen, Zielenzig, Schwiebus, Züllichau und Lagow. Auch hier herrscht der Sand bei weitem vor. Derselbe nimmt fast das ganze südwestliche Viertel, den Winkel zwischen den Oderschenkeln, ein. Den Lehm trifft man in grösserem Umfange nur in dem Strich Gleissen—Schermeissel—Lagow, wo auch die landschaftlich schönsten Punkte liegen. Unter ihnen sei der Anken-See bei Königswalde erwähnt, dessen südliches Ufer in den Gleissener Forst hineinragt und hier steile und hohe Ufer besitzt, die nach Norden hin sich allmählich abflachen. Südlich von Gleissen gewähren die Hemmberge eine weite Fernsicht auf die nördlich vorgelagerte Landschaft, sodass man über den ausgedehnten Königswalder Forst den Höhenrand des Neumärkischen Plateaus emporragen sieht. Merkwürdig ist die Lage des kleinen Städtchens Lagow mit seinem Schloss zwischen dem Lagowschen See und dem Tschetsch-See. Kurz nördlich desselben liegen, dicht von Buchenwald umkränzt, die beiden Bechenseen. In diesem Abschnitt westlich des Kleinen Bechen findet sich die höchste Erhebung des Sternberger Plateaus, sie erreicht nördlich von Gr. Kirschbaum 220 m Meereshöhe. Man kann in einem Strich*) quer durch das Plateau Anzeichen von einer Anhäufung der Geschiebe und eine eigenartige Ausbildung der Landschaft konstatieren, sodass man Teile derselben als „Endmoränen“ angesehen hat, wie sie in dem uckermärkisch - neumärkischen Teil noch ausgeprägter hervortreten. In der Nähe des Endmoränen-Zuges ist das Quellgebiet für die meisten Bäche des Sternberger Plateaus zu finden. Hier entspringt der grösste von ihnen, die Pleiske, im Grossen Malz-See und fliesst im wesentlichen von Ost nach West. Kurz westlich der Pleiske-Quelle

*) Höhnemann: Zur Heimatkunde von Landsberg a. W. Landsberg a. W. 1896. S. 13.

Berendt: Ein neues Stück der südlichen baltischen Endmoräne. Ztschrft. d. deut. geolog. Gesellschaft. Bd. XI. S. 559.

findet sich die der Eilang. Beide Bäche münden mit geringem Abstand von einander in die Oder oberhalb Frankfurt. Weiter nimmt der Postumbach an diesem Höhenzuge seinen Ursprung und fliesst durch Zielenzig nach Norden zum Wartbruch. Endlich entspringt hier noch in einem breiten Thal mit zahlreichen Zuflüssen die Griesel. Auch der südöstliche Zipfel der Sternberger Insel ist durch seine Wasserverhältnisse merkwürdig. Es liegen hier auf der Südostseite des Schermeissel-Kirschbaumer Rückens einige grössere Seen, die mit ihren Abflüssen z. T. zur Oder und z. T. zur Obra entwässern. Zu ihnen gehört der Packlitz-See und der Nieschlitz-See. Die Wasserscheide ist hier sehr unsicher, sodass eine vollständige Wasserverbindung zwischen der Obra oberhalb Meseritz und der Oder unterhalb Pommerzig besteht. Ein Vergleich der oben beschriebenen Seen und der zuletzt angeführten ist für die Geschichte ihrer Entstehung sehr lehrreich. Während der Lagow-See, der Tschetsch-See und noch einige benachbarte eine ganz ausgeprägte Rinnenform besitzen, sind der Packlitz- und der Nieschlitz-See grössere, unregelmässig gestaltete Wasserbecken mit flachen Ufern. Man darf sich daher wohl vorstellen, dass die ersteren durch das strömende Wasser der Abschmelzperiode ausgehöhlt worden sind, wogegen die letzteren eher als Sammelbecken in ursprünglichen Vertiefungen gedient haben. Mit der geologischen Ausbildung im engsten Zusammenhange steht die Bodenbenutzung. In den Sandgebieten, namentlich im Südwesten herrscht Kiefernwald vor, und in den übrigen Strichen ist Wald und Feld ungefähr gleichmässig verteilt. Ausgedehntere Ackerflächen finden sich nur in dem Gebiet der Wasserscheide; hier liegen die grossen Dörfer Lindow, Malkendorf und Petersdorf, die in trockenen Sommern unter Wassermangel zu leiden haben.

Auf dem linken Oderufer treffen wir in diesem Abschnitt das Plateau von Barnim-Lebus.*) Die Braunkohlenformation hat auch hier noch einen bedeutenden Anteil an der Zusammensetzung des Bodens. Die Gruben liegen unweit des östlichen Plateaurandes und erstrecken sich von Frankfurt bis Freienwalde. Auch die Anordnung der Moränebildungen ist charakteristisch. Der Lehm begleitet vorzugsweise in mehr oder minder zusammenhängenden Flächen den Ostrand, während der Sand sich auf der Abdachung zur Spree und Havel findet. Die höchsten Erhebungen liegen auf dem Ostrande, so hat das Terrain in der Nähe von Freienwalde 156 m Meereshöhe, an einer Stelle bei Buckow 130 m und in der Nachbarschaft von Frankfurt 111 m. Das Thal des Stobber und das Rote Luch teilt das Plateau in die beiden historischen

*) Zache: Über den Verlauf und die Herausbildung der diluvialen Moräne in den Ländern Teltow und Barnim-Lebus. (Zeitschr. für Naturwissenschaften, Bd. 63, S. 1.)

Zache: Land und Leute von Lebus. (Monatsblatt Bd. V, S. 297.)

Abschnitte Barnim und Lebus. Über die Verteilung von Wald und Feld und über den landschaftlichen Charakter des Gebietes ist es nicht nötig zu sprechen, da es vor den Thoren Berlins liegt.

Wenden wir endlich unsere Aufmerksamkeit dem letzten Abschnitt, dem Durchbruch der Oder durch den Baltischen Höhenrücken, zu, so finden wir erst hier das beinahe alleinige Vorherrschen der Moränenformation, während die Schichten der Braunkohlenformation sehr zurücktreten.

Auf der Neumärkischen Seite*) sind allerdings noch zwei Braunkohlengruben im Betrieb, doch liegen sie hart neben dem Südrande in der Nähe des Dorfes Liebenow. Ein zweites, ganz unbedeutendes Vorkommen von tertiärem Thon**) ist in der Nähe von Soldin nachgewiesen worden. Der Sand und Lehm der Moränenformation sind es daher, die uns auch hier in erster Linie beschäftigen sollen. In der Verteilung beider ist eine eigenartige Anordnung zu bemerken. Nach Norden zur pommerschen Grenze hin findet sich in grösseren zusammenhängenden Strichen der fruchtbare Lehmboden, der in der Umgegend von Soldin und Pyritz grosse Weizenfelder trägt. Das Terrain besitzt hier eine Meereshöhe von 70—80 m. Südlich von dieser Lehmzone lagert ein ausgedehntes Sandgebiet mit den Dörfern Dölzig und Fahlenwerder, das aufgeforstet ist und sich von der Oder her parallel mit dem Wartethal weit nach Osten hin erstreckt. Es hat ungefähr 50 m Meereshöhe und beherbergt eine Anzahl Brüche und Seen, die durch Friedrich den Grossen entwässert und kanalisiert worden sind. Die grössten Seen sind der Kusen- und der Steg-See, und die Gräben und Kanäle münden in die Mietzel. Südlich neben dem Dölzig-Fahlenwerder Bruch erhebt sich das Gelände zu einem 140 m hohen Rücken, dessen Kern die Braunkohlenschichten von Liebenow sind, und der wieder fruchtbaren Lehmboden aufzuweisen hat. Die Grenze zwischen dem Dölzig-Fahlenwerder Bruch und dem Soldin-Pyritzer Lehmgelände ist merkwürdig ausgebildet. Sie tritt als ein scharf hervortretender Rücken auf, der im hohen Riesenberg bei Schöneberg 104 m erreicht, und der mit grossen Steinblöcken und Geschieben reichlich bestreut ist. Man hat in diesem Strich einen Abschnitt der grossen „Baltischen Endmoräne“*) erkannt, deren Fortsetzung auf dem anderen Ufer der Oder wir noch kennen lernen werden. Nördlich dicht neben dem Endmoränenzuge findet sich ein ganz eigenartiges Seeengebiet, das aus folgenden Seen besteht:

*) Zache: Die Entwässerung des Neumärkischen Plateaus am Ende der diluvialen Abschmelzperiode (Zeitschrift für Naturwissenschaften, 64. Bd., S. 201).

**) Keilhack: Über ein Vorkommen von Mitteloligoen bei Soldin in der Neumark. (Jahrb. d. Kgl. preuss. geolog. Landesanstalt für 1893. Berlin 1895. S. 187.)

***) Keilhack: Die baltische Endmoräne in der Neumark und im südlichen Hinterpommern. (Jahrb. d. Kgl. preuss. geolog. Landesanstalt für 1893. Berlin 1895. S. 180.)

dem Soldiner-, Ziethen-, Klopp-, Wandel-, Baudin-, Libbe- und Haus-See, die künstlich durch eine Kanalisation mit einander verbunden und zum Teil entwässert worden sind. Auch diese Seen dürfen wir wohl als Stauseen auffassen. Sie entlassen ihr Wasser durch die Mietzel zur Oder.

Werfen wir endlich noch einen Blick auf die Uckermärkische Hochfläche. Es tritt hier, abgesehen von einer ganz unbedeutenden Stelle das Tertiär nicht mehr zu Tage. Es ist die Moränenformation, welche uns als Endmoränenzug*) in überraschend charakteristischer Weise in der Gegend von Liepe-Oderberg-Joachimsthal entgegentritt. Die Wälle aus Findlingen und die Blockpackung im Innern der Berge haben hier zuerst die Aufmerksamkeit der Geologen erregt. Alsdann findet sich bei einigen Seen dieselbe Erscheinung, welche wir schon im Sternberger Ländchen und im Neumärkischen Plateau angetroffen haben. Hier sind der Grimnitz-See und der Parsteiner See die Stauseen, welche hinter dem Moränenwall liegen, und der Werbellin dokumentiert sich durch seine ausgeprägte Rinnenform als ein Abflusseesee. Wenn auch die Randgebiete neben dem Finowkanal und der alten Oder noch sandige Striche aufzuweisen haben, so ist doch der überwiegende Teil der Uckermark fruchtbarer Lehm Boden.

Diese Ausführungen über die topographische und geologische Beschaffenheit der weiteren Umgebung der Oder werden auf den ersten Blick zu weitschweifig erscheinen; sie gehören aber eng zum Oderstrom, und die geologische Beschaffenheit der Umgebung bedingt die Form der Oderrinne selbst in jedem einzelnen Abschnitt.

Fünf deutlich ausgeprägte Abschnitte können wir unterscheiden.

Der erste umfasst das Stück zwischen Tschichertzig und der Einmündung der Neisse. Er ist oben schon erwähnt worden und endet mit dem 2,8 km breiten Durchbruch zwischen Wellnitz und dem Weissen Berge. Im zweiten erweitert sich das Thal wieder ganz allmählich, so dass der Abstand der Plateauränder bei Neu-Zelle schon bis 6 km und zwischen Pohlitz-Ziebingen auf 12 km angewachsen ist. Der dritte Abschnitt ist der interessanteste, er ist das Durchbruchsthal zwischen der Lebuser und der Sternberger Hochfläche, an der engsten Stelle zwischen Brieskow und Reipzig ist dasselbe nur 2,5 km breit und erweitert sich bei Lebus bis auf wenig über 6 km. Der vierte Abschnitt, der breiteste, umfasst das Oderbruch; dasselbe ist bei Küstrin 18 km, bei Klewitz 15 km, bei Zellin 20 km, bei Wriezen 11,5 km breit. Im letzten Abschnitt, dem Durchbruch durch den Baltischen Landrücken,

*) Vgl. die Karte in Wahnschaffe: Die Ursachen der Oberflächengestaltung des Norddeutschen Flachlandes. Stuttgart 1891. S. 105.

zieht sich die Thalweite wieder zusammen, so dass z. B. zwischen Criewen und Raduhn nur 2,6 km Breite vorhanden sind.

Nach der Beschreibung der landschaftlichen Ausgestaltung des Oderstromes ist es Zeit, sich der Erklärung dieser Formen zuzuwenden.

Die Verteilung von Lehm und Sand und der Verlauf der grösseren und kleineren Rinnen hat in jener Beschreibung eine nicht unwesentliche Rolle gespielt. Lehm und Sand sind der Gesteinsschutt, den jener grosse Eismantel einschloss, welcher einst unsere Heimat bedeckte, und die Rinnen sind die Betten der Gletscherbäche, welche beim Abschmelzen entstanden waren. An den Stellen, wo der Lehm, die Grundmoräne des Inlandeises, sich erhalten hat, haben die Abschmelzwasser nicht in demselben Umfange ihre auswaschende Kraft entfaltet als in den Sandgebieten. An jenen Örtlichkeiten wird sich daher das Eis auch wohl länger gehalten haben als in den umgebenden Sandzonen, so dass von ihnen aus fortdauernd Schmelzwasser sich über die vorgelagerten Landstriche ergiessen konnte. Jeder unserer Abschnitte war daher am Ende der Eiszeit ein einheitliches Abschmelzgebiet mit einem Centrum von Eis, dessen innersten Kern wir in den „Endmoränen“ zu suchen haben.

Von der Dauer der Abschmelzperiode können wir uns keine Vorstellung machen, wie uns ja für alle geologischen Zeitabschnitte der Massstab fehlt. Wohl aber giebt es einige Anhaltspunkte, welche uns über die Richtung, in welcher sich das Eis zurückzog, Auskunft geben können. Unser südlicher Abschnitt, das Lausitzer Vorland, war sicherlich schon eisfrei, als die nördlich und östlich von ihm gelegenen Striche noch mit Eis bedeckt waren. Dafür spricht zunächst das Fehlen von Endmoränenzügen. Alsdann aber kommt eine zweite Erscheinung hinzu welche gleichfalls für eine frühzeitige Abschmelzung dieses Abschnittes spricht. Vor dem Nordrand des Plateaus zieht sich bei Neu-Zelle beginnend über Fürstenberg, Vogelsang, Zieltendorf und Krebsjauche eine mehrere Kilometer breite Vorstufe von 40 m Meereshöhe hin, während die Sohle des heutigen Oderthales ca. 30 m Meereshöhe besitzt. Die Böschung der Terrasse zum Oderthal ist überall eine steile. Man hat schon vor langer Zeit in dieser Terrasse das alte Bett eines Flusses erkannt, und Herr Geheimer Bergrat Professor Dr. Berendt hat die Entstehung dieses alten Thales mit der Wirkung der Schmelzwasser des Inlandeises in Verbindung gebracht und ihm den Namen des Berliner Hauptthales gegeben. Es kann kein Zweifel darüber bestehen, dass hier das verlassene Flussthale der Uroder vorliegt, weil die Rinne sich mit der gleichen Breite von ca. 9 km und derselben Meereshöhe ihrer Sohle über Fürstenberg westlich in die Niederung südlich des Lebuser Plateaus und bis in das heutige Spreethal fortsetzt. Der Südrand des

Lebuser Plateaus bei Lossow ist genau die Fortsetzung des bogenförmigen Stückes der Sternberger Hochfläche zwischen Cunitz und Aurith.

Als der Eisrand sich bis hinter das rechte Oderufer und bis nördlich des Oderspreekanals zurückgezogen hatte, da floss hier neben dem Eisrand ein breiter Wasserstrom dahin, welcher, nachdem die Schmelzwässer sich verlaufen hatten, die Wassermassen der Oder und ihrer Zuflüsse aufnahm. Daher kommt es, dass sich nur auf dem linken, eisfreien Ufer eine Terrasse herausbilden konnte, während auf dem rechten Ufer beständig die kleinen und grossen Gletscherbäche, die von Osten und Norden in diesen Strom mündeten, eine Terrassenbildung verhindern mussten. Da der Obere Geschiebelehm an der Grenze der Provinz Brandenburg ungefähr seine äusserste südliche Ausdehnung erreicht, so ist es möglich, dass während der zweiten Vergletscherung nur einzelne Eiszungen sich bis in das Lausitzer Vorland erstreckten, während die zusammenhängende Inlandeisdecke mit dem alten Oderlauf ihre Südwestgrenze erreichte.

Wenden wir uns nun zu der Untersuchung über die Entstehung des jüngeren Stromlaufes unterhalb Brieskow. Auch in diesem Abschnitt finden wir eine Gabelung in dem heutigen Thalzuge. Am unteren Ende des Oderbruches zweigt sich nach Westen die Niederung mit dem Finowkanal ab und nach Norden das heutige Oderthal. Herr Geheimer Bergrat Professor Dr. Berendt erblickt nun in dem westlichen Thalzuge das untere Stück einer zweiten grossen Abflussrinne der Schmelzwässer, welche er das Thorn-Eberswalder Hauptthal genannt hat. Die wichtigsten Abschnitte in demselben sind das Netze-, Warte- und Oderbruch. Dieses Thal sollte eine neue Etappe in der Rückzugsbewegung des Inlandeises vorstellen. Wenn auch hier wie oberhalb Brieskow ein starker Wasserstrom sich nach Westen abgezweigt hätte, so müssten sich auch in der Thalbildung dieselben Erscheinungen ausgeprägt finden. An der oberen Örtlichkeit hatten wir gesehen, wie der Fürstenberger Abschnitt mit derselben Thalbreite und der gleichen Meereshöhe seiner Sohle in die westliche Abzweigung übergeht. An der unteren Örtlichkeit aber finden wir, dass das Oderbruch bei Freienwalde plötzlich sich bedeutend zusammenzieht. Während es nämlich zwischen Alt-Cüstrinchen und Freienwalde noch 8,5 km breit ist, schnürt es sich zwischen Freienwalde und Schiffmühle bis auf 2,5 km zusammen. Diese Zusammenschnürung erreicht westwärts bei Nieder-Finow einen noch grösseren Betrag, da das Thal hier nur 350 m breit ist. Ähnlich macht sich auch in der Höhenlage der Thalsole in beiden Abschnitten ein Unterschied bemerkbar. Das Oderbruch hat bei Nieder-Finow eine Meereshöhe von 4 m, während das Eberswalder Thal in der Nähe der Provinzial-Irrenanstalt 14,5 m und bei Hegermühle eine solche von 36 m besitzt. Diese beiden Thatsachen sprechen entschieden gegen eine Durch-

flutung dieser Strasse mit grossen Wassermassen während eines längeren Zeitabschnittes. Auch das Fehlen von Terrassen an den Höhenrändern des Warte- und Oderbruches spricht gegen eine Aushöhlung der beiden Niederungen durch die Schmelzwässer. Es muss sich daher hier schon eine Depression vorgefunden haben, bevor das Eis zum Abschmelzen kam. Diese Tiefe war natürlich mit Eis angefüllt, so dass dasselbe hier bedeutend mächtiger war als auf den benachbarten Höhen. Eine derartige lokale Ansammlung von Eis war somit das Quellgebiet für die Schmelzwässer, welche sich allmählich ihren Weg zur Ostsee bahnten, wobei ihnen natürlich die Schmelzwässer der benachbarten Höhen zu Hilfe kamen. Am Nordrand des Barnim-Plateaus finden wir die Schwärze in einem von stark strömendem Wasser einst ausgewaschenen Thal, dasselbe gilt vom Stobber zwischen den Ländern Barnim und Lebus. Derselbe ergiesst sich am Rande des Oderbruches in den Kloster- und Kietzer See. Beide Seen sind offenbar durch den Stobber ausgehöhlt worden, als er noch mit grösserem Gefälle und weiter nördlich als heute hier einfiel. Das Neumärkische Plateau findet in der Mietzel ihre Hauptabwässerungsrinne und das Sternberger in der Eilang und Pleiske. Die beiden letzten mündeten anfangs als Gletscherbäche mit grösseren Wassermengen in der Höhe der Reitweiner Spitze und allmählich erst wuschen sie ihr Bett nach rückwärts hin aus und schufen den Durchpass zwischen dem Sternberger und Lebuser Plateau. Da die Schmelzwässer in diesem Abschnitt in grösserem Umfange allein vom Sternberger Plateau kamen, so unterwuschen sie den Lebuser Höhenrand und erzeugten hier das Steilufer zwischen Brieskow und Reitwein, während sie den Sternberger Rand einebneten. Erst als sie den Pass hergestellt hatten, konnte ihn die Oder benutzen und ihre heutige Strasse einnehmen. Da sich der Pass oberhalb Frankfurt so merklich zusammenzieht, so darf man wohl annehmen, dass dieses oberste Stück des Durchbruchsthales nicht mehr von den Schmelzwässern ausgewaschen worden ist, sondern vielmehr von der postglazialen Wassermenge, die Pleiske und Eilang auch heute noch führen, sodass die Oder selbst erst, nachdem der Pass eröffnet war, hier die Ausweitung bis auf die heutige Breite vornehmen musste. Begünstigt wurde der Durchbruch und damit die Verlegung des Oderlaufes durch den Höhenunterschied, welcher zwischen der oberen alten Thalsole im Fürstenberger Abschnitt mit 40 m Meereshöhe und dem Oderbruch mit 16 m bestand. Für diese Erklärung sprechen die Durchschnittszahlen des mittleren Gefälles.*) Für den Abschnitt von der Bobermündung bis zur Neissemündung sind 0,270 ‰ gefunden und für den Abschnitt zwischen der Neissemündung und Frankfurt 0,282 ‰, während für die Strecke von Frankfurt bis zur Wartemündung 0,266 ‰.

*) Der Oderstrom. Bd. III. S. 204.

sich ergeben haben. Die Oder fand unterhalb des Passes das Oderbruch vor, wo sie sich in zahlreiche Arme teilte, in denen das Wasser nur träge dahinfloss und die auch oft ihren Lauf änderten. Dadurch gelangte der fruchtbare Schlickboden zum Absatz, welcher das Oderbruch auszeichnet. Nur an den höchsten Stellen ragt der Sand aus dem Schlick heraus. Es sind das in der Regel diejenigen Örtlichkeiten, welche zur Anlage der Dörfer benutzt worden sind. Am unteren Ende des Oderbruchs* mussten sich nun die Fluten wieder vereinigen, bevor sie den Pass durch den Baltischen Höhenrücken durchflossen. Wie wenig dieser Pass, namentlich bei Hochwasser, den Fluten genügt, das lehren die Uferabbrüche, welche noch heutigen Tages auf der Strecke zwischen Raduhn und Nieder-Saathen stattfinden.

Somit verliert die Senke zwischen dem Barnim-Plateau und dem Uckermärkischen Plateau ihre Bedeutung als Abflussrinne des Urstromes und erhält nur einen lokalen Wert, dem ähnlich, welchen die erwähnte Senke zwischen den Ländern Barnim und Lebus hat. Sie ist dadurch entstanden, dass hier die Abschmelzwasser der nächsten Nachbarschaft von Norden und Süden her eintrafen, so dass sich erst allmählich eine Wasserscheide zwischen Ost und West herausbilden konnte.

Nachdem wir im Vorhergehenden die Rinne des Oderstromes und ihre Entstehung kennen gelernt haben, wenden wir uns nun zu dem Strom*) selber. Er ist mit Hilfe von Durchstrichen verkürzt und durch Strombauten von seinen unzähligen Spaltungen befreit worden. Von den älteren Wasserverlegungen geben die parallelen Wasserläufe und langgestreckten Seen Zeugnis, die sich an verschiedenen Stellen des breiten Stromthales finden. In dem Fürstenberger Abschnitt sind anzuführen der Fürstenberger See, der Aurither See und der Brieskowsche See. In dem Engpass zwischen dem Lebuser und Sternberger Plateau fehlen die Seen gänzlich, und der Strom bildet eine geschlossene Rinne. Im Oderbruch treffen wir wieder die Erscheinungen des Fürstenberger Abschnittes. Die zahlreichen Seen, die ehemals sich hier fanden, sind abgelassen und entwässert, und nur die seeartigen Erweiterungen des alten sog. Stromes bei Gorgast und der alten Oder bei Manschnow, der Genschmarer See zwischen Genschmar und Zellin, der Kloster- und der Kietzer See bei Alt-Friedland sind übrig geblieben, ferner die seeähnlichen Altarme zwischen Neu-Glietzen und Neu-Tornow, sowie im Niederbruch der Liepesche und der Oderberger See. Andere grosse Gewässer, wie der Trebbiner See, der Biesdorfer und der Faule See bei Wriezen sind seit Ende des vorigen Jahrhunderts vollständig verschwunden.

*) Der Oder-Strom, sein Stromgebiet und seine wichtigsten Nebenflüsse. Herausgegeben vom Bureau des Hochwasser-Ausschusses, Berlin 1896. Die folgenden Angaben sind z. T. wörtlich diesem Werke entnommen.

Während zwischen Güstebiese und Hohen Saathen die Höhenlage des mittleren Wasserstandes allmählich von $+ 5,7$ bis $+ 3,0$ m über NN abnimmt, beträgt die durchschnittliche Höhenlage des Bruches zwischen Güstebiese und Wriezen nur 4 bis 5 m über dem Meeresspiegel, in der Linie Neu-Glietzen-Freienwalde nur 2 bis 3 m und in dem Tiefbruch sogar nur 1,3 bis 2,3 m. Im letzten Abschnitt bildet der Fluss wieder eine scharfe Rinne.

Die Stromsohle ist fast überall bis zur grossen Tiefe mit feinem scharfen Sand bedeckt. Beim Neubau der Frankfurter Brücke fand man ihn bis 15 m mächtig, wo er auf einem Thonlager aufruht. Es finden sich auch Steine im Strombett. Bei Schidlow treten zwei Steinriffe auf, welche hier das Bett durchsetzen. Die Steine finden sich in der Fürstenberger Strecke häufiger als unterhalb.

Die Wassermenge und ihr Verhalten während des Jahres wird nicht unbedeutend durch die Nebenflüsse beeinflusst. Im ersten Abschnitt sind Bober und Neisse die wichtigsten Nebenflüsse, sie geben der Oder manche Eigenschaften eines Gebirgsflusses. Der Bober bringt seine Flutwelle in etwa 4 Tagen in die Oder und die Neisse in 3 Tagen. Ausserdem transportieren sie grosse Sandmassen, so dass sie häufig zur Verlegung der Schifffahrtsrinne beitragen. Bober und Neisse schaffen ihr Eis schon zu einer Zeit nach der Mündung, bevor dasjenige der Oder sich recht in Bewegung gesetzt hat und führen daher, wenn der Eisgang im Hauptstrom beginnt, nur noch eisfreies Hochwasser, was den Eisgang erheblich befördert. Die Warte, welche den Unterlauf der Oder speist, kommt in ihrem Niederschlagsgebiet der Oder gleich. Sie bewirkt oft im unteren Lauf gehobene Wasserstände, während sie im Oberlauf fehlen. Die Frühjahrsfluten der Warte treffen gewöhnlich erst in Cüstrin ein, wenn der Scheitel der Oderwelle dort bereits vorübergegangen ist. Es macht sich dann ihr Einfluss nur in der Verlängerung des Hochwassers geltend.

Was nun die Häufigkeit des Hochwassers betrifft, so ergibt sich, dass die sommerlichen Hochfluten trotz des Hinzutrittes von Bober und Neisse beträchtlich abgeflacht sind und eine geringere Rolle spielen als im oberen Stromgebiet. Die vorwiegende Herrschaft der Frühjahrs-hochfluten zeigt sich dadurch, dass in das Vierteljahr Februar bis April bei Krossen 70% und bei Frankfurt a. O. 73% aller höchsten Jahreswasserstände fallen, während beispielsweise bei Ratibor nur 38% und bei Oppeln 40% auf jenes Vierteljahr kommen.

Ende November findet die erste Grundeisbildung in der Oder statt, wenn die Lufttemperatur auf $- 5^{\circ}$ gefallen ist. Die Beeinflussung durch Eis dauert vom 21. Februar bis 18. März. Dem stehen Ausnahmen gegenüber; sechs Fälle, in denen die untere Oder bereits im Januar völlig eisfrei war und sieben, in denen das Eis bis in den April hinein

lag. Durch vorzeitige Eisgänge mit eintretendem Frost können leicht Versetzungen stattfinden, die früher zu Deichbrüchen Veranlassung gegeben haben. Beschäftigen wir uns einen Augenblick auch mit den Hochfluten, so ist die Erinnerung hieran besonders lebhaft in einem so gefährdeten Ort wie Crossen, so dass die Daten hier ziemlich weit zurückgehen. Von den neun höchsten Ständen zu Crossen fallen sechs auf das Hochwasser des Frühjahrs und drei auf das sommerliche Hochwasser.

Nachdem wir uns bisher nur mit den natürlichen Bestandteilen des Oderstroms beschäftigt haben, wenden wir uns nun zur Thätigkeit des Menschen. Wir betreten damit das Gebiet der Wasserwirtschaft. Im vorigen Jahrhundert erstreckten sich die Arbeiten nur auf die Begradigung des völlig verwilderten Stromlaufes sowie auf die Sicherung seiner Ufer, und erst später trat die Herstellung einer regelmässigen Breite, Tiefe und Gestalt der Rinne als weitere Aufgabe hinzu. Die Kriegsjahre im Anfang dieses Jahrhunderts liessen alle Einrichtungen zu Grunde gehen. Bei der Strombereisung von 1819 haben Eytelwein und Günther den Weg klar vorgezeichnet, auf welchem sowohl Vorflut als Schifffahrt zu ihrem Recht kommen sollten. Immer aber waren die Mittel zu gering, deshalb beschränkten sich die Arbeiten auf die notwendigsten Strecken. Erst seit 1876, als reichlichere Geldmittel zur Verfügung gelangten, konnte der Ausbau planmässig durchgeführt werden. Dahin gehört die Anlage von Buhnen und ihre Verlängerung bis zu den Strichlinien des Mittelwasserstromschlauches. Sie haben die Aufgabe, das natürliche Bett auf die Normalbreite des Mittelstromschlauches einzuschränken. Sie werden aus Faschinenpackwerk und Steinen hergestellt mit einer Kronenbreite von 1 bis 2,5 m und einfach geneigter Seitenböschung. Ihre Köpfe sind ganz besonders verfestigt. Es gilt als Ziel eine Mindesttiefe von 2 m unter dem Mittelwasser des Jahrzehnts 1874/83 in dem Stromstück vor den Buhnenköpfen zu schaffen. Im Bauamtsbezirk Crossen sind von 1874 bis 1893/94 auf 116,7 km Stromlänge 1113 neue Buhnen gebaut, ausserdem 855 ältere Buhnen verlängert, aufgeholt und mit Vorlagen versehen worden. Der Kostenaufwand hierfür betrug 4 406 190 M. In der zum Bauamtsbezirk Cüstrin gehörigen Strecke von Frankfurt bis zur Wartemündung sind 1 742 520 M verausgabt worden.

In dem vorletzten Abschnitt (Oderbruch) hat die Oder in dem Lauf ihrer Flussrinne die grösste Umgestaltung erfahren. Und zwar geschah dies in der Zeit von 1740 bis 1817. Von der alten Wartemündung bei Cüstrin bis zur brandenburgisch-pommerschen Grenze wurde damals die Oder um $\frac{1}{4}$ ihres früheren Laufes, von Güstebiese bis Hohen-Saathener Zoll allein um mehr als die Hälfte begradigt. Der von Güstebiese über Zaeckerick bis Hohen-Saathen mit Benutzung

alter Nebenarme durch die Niederung geführte Kanal hatte nur 30 m und der Durchstich durch den Höhenrand zwischen Neu-Glietzen und Hohen-Wutzen nur 38 m Breite erhalten. Er sollte daher weniger zur Ableitung des Hochwassers dienen als vielmehr zur Senkung des Grundwasserstandes und Verbesserung der Vorflut im Oderbruch. Da der 21 km lange Kanal aber die ehemals 46 km lange Flussstrecke um mehr als die Hälfte abkürzte, so nahm er bald den grössten Teil der Abflussmenge auf, wenn auch das Hochwasser wegen der Stromenge am Neu-Glietzer Durchstich zunächst noch grösstenteils zur Verfolgung des alten Bettes genötigt war. Im Jahre 1832 wurde die alte Oder bei Güstebiese gesperrt. Bis in die fünfziger Jahre galt die Strecke unterhalb Güstebiese als von Natur schiffbar, aber seit 1856 gaben die gesteigerten Ansprüche des Schiffsverkehrs Anlass dazu, auch hier den Stromlauf mit Einschränkungswerken zu versehen. Es sind unterhalb der Wartemündung von 1874 bis 1894 im ganzen 319 Buhnen neu hergestellt, 125 verlängert und mit Vorlagen versehen und 91 nur mit Vorlagen versehen worden. Die Ausgaben hierfür haben 2 996 828 M. betragen. Die Wirkung dieser Strombauten auf die Flusssohle besteht darin, dass der beweglichere Sand von der stärkeren Strömung so lange schwebend erhalten wird, bis der Strom für die seitlich abgeschnittene Querschnittsfläche sich durch Vertiefung der mittleren Rinne Ersatz geschaffen hat. Ausserdem werden die scharfen Krümmungen abgeflacht, wodurch ein glatterer Verlauf des Hochwassers und des Eisganges erzielt wird. Feinkörniger Sand wird auf der Flusssohle bewegt, er stammt hauptsächlich aus der mittleren Oder. Das Wartewasser lässt sich durch seine dunkle Färbung von dem bei grösseren Anschwellungen stark getrübbten Oderwasser bis zur Mündung der Mietzel verfolgen.

Während die Buhnen die Regulierung der Flussrinne bewirken sollen, dienen die Deiche zum Schutz der dahinter befindlichen Landstriche in der Oderrinne. Über die Anfänge der Eindeichung ist wenig bekannt; doch steht fest, dass schon im 16. Jahrhundert unterhalb Lebus Schutzwälle vorhanden waren. Schon unter der Regierung Johann Georgs (1571—1597) hatten die Dörfer am hohen Oderbruch sich durch Deiche gegen die Sommerhochwasser zu schützen gesucht, indem sie von Lebus bis Küstrin sog. Sommerdämme anlegten, die aber von dem weidenden Vieh immer wieder niedergetreten wurden und daher beständig neue Arbeit und Kosten verursachten. Die ganze Länge dieser Dämme, welche bis Zellin gingen, betrug 13 232 Ruten. König Friedrich Wilhelm I. erliess 1716 eine Deich- und Uferordnung, und im Jahre 1717 wurde der Deichverband des Oberoderbruches gegründet. Er stellte den ersten Abschnitt der grossen Eindeichungen her, durch welche die grossen Niederungen an der Oder und Warthe zu beiden Seiten von Cüstrin nutzbar gemacht worden sind. Die Oderdeiche besaßen anfangs noch

nicht solche, teilweise ungewöhnliche Abmessungen und sind wiederholt verstärkt worden. Im vorigen Jahrhundert, zuletzt 1785, entstanden häufig Deichbrüche. Von den beiden grossen Überschwemmungen 1736 und 1785 giebt Ulrich in seiner Beschreibung der Stadt Wriezen folgende anziehende Schilderung: Von der des Jahres 1736 heisst es: „Am 30. Juni fing die Oder bei Breslau an zu wachsen, welches man hier am 9. Juli bemerkte; so wuchs das Wasser mit jedem Tage. Am 16. stieg es in 24 Stunden über 3 Fuss und am 26. stand es 6 Ellen und 5 Zoll höher als sonst um diese Zeit. Schon am 14. war es in die niedrig gelegenen Ställe und Häuser getreten, so dass die hier garnisierende Kavallerie ihre Pferde nach den höher liegenden Ställen bringen musste; am 21. stand die Hälfte der Häuser im Wasser, und die höher liegenden mussten 40—60 Menschen beherbergen. Durch das Frankfurter Thor konnte man nur auf Kähnen aus- und einfahren, viele Brunnen und Keller stürzten ein. Der von Lebus bis Zellin gehende Oderdamm ward überströmt und an vielen Stellen durchbrochen. Am 17. Juli des Morgens um 4 Uhr riss der Strom unter dem Angstschrei der Einwohner zu Ortwig 80 bis 90 Ruten Damm weg und setzte das ganze Oderbruch in wenigen Stunden unter Wasser. Der hiesige geistliche Inspektor Kretschmann fuhr am 22. nach Gross- und Klein-Barnim und predigte unter freiem Himmel aus dem Schiff; dasselbe that er den folgenden Sonntag in Reetz.

Auf diese Überschwemmung folgten in den Bruchdörfern viele Krankheiten unter Menschen und Tiere, kein Haus blieb davon verschont und von 6 bis 10 Personen war kaum einer gesund, der dem Kranken hilfreiche Hand hätte leisten können. Die Brunnen waren ganz eingegangen oder überschwemmt, so dass man sich des Oderwassers bedienen musste, welches braunrot, wie Brühe von Pökelfleisch aussah, schleimig, warm und so scharf war, dass es den Leuten, die darin hantierten, Löcher in die Füsse frass, und wer aus Not davon trinken musste, dessen Zahnfleisch ward so angegriffen, dass ihm die Zähne ausfielen und er die Ruhr bekam. In 18 Bruchdörfern befanden sich 1800 Kranke, wovon jedoch nur 171 starben. Verheerender war indes die Überschwemmung von 1785. Eine ausserordentliche Menge Schnee, der bis in den April liegen blieb, war im Winter an 6 Fuss hoch gefallen, so dass man über alle Zäune und Hecken fahren konnte. Plötzlich fiel warmes Wetter mit Regen ein, und der Schnee schmolz in zweimal 24 Stunden dahin. Obgleich das Eis der Oder gut abging, so fing das Wasser doch schon nach einigen Tagen an sichtbar zu steigen, so dass es nach und nach die Höhe der Dämme erreichte, sie überstieg und am 18. April an mehreren Orten durchbrach, wodurch das ganze Bruch unter Wasser gesetzt ward. Hier in Wriezen stieg es noch einen Fuss höher als 1736; von 113 Häusern, die im Wasser standen, wurden

9 Häuser, 4 Scheunen, das Dammhaus, die Brücke über den Landgraben, eine grosse Menge Bretter, welche dem Kgl. Nutzholzmagazin gehörten, viel Brennholz, von der Gewalt des Stromes fortgerissen, und bei dem Kietz ein Loch gewühlt, welches noch jetzt von grosser Tiefe vorhanden ist. Das Land des Vorwerks Winkel sowohl als ein grosser Teil der städtischen Hütung ward durch Versandung fast gänzlich vernichtet, und eine grosse Menge ertrunkenen Viehs aus den Bruchdörfern hier angetrieben. Hätte man nicht alle Kähne, deren man habhaft werden konnte, zur Rettung der Menschen, die sich auf die Böden und Gipfel der Häuser geflüchtet hatten, nach den Dörfern, wo die Gefahr am grössten war, gesendet, so würden auch viele ertrunken sein. Der in der Stadt an den Gebäuden angerichtete Schaden wird auf 36 927 Thaler und der ganze Verlust mit Äckern und Wiesen auf 58 999 Thaler 12 Groschen geschätzt“. In diesem Jahrhundert verursachte das gefährliche Hochwasser von 1830 starke Beschädigungen am Deiche des Mittelbruches, und im März 1838 wurde das Mittelbruch durch die Zerstörung des Deiches bei Alt-Lietzegöricke vollständig unter Wasser gesetzt. Seitdem haben die Deiche den Angriff des Hochwassers und des Eisgangs ausgehalten.

Gegenwärtig beginnen die Deiche schon oberhalb von Crossen an beiden Ufern des Bober, sie begleiten das linke Oderufer bis zur Einmündung der Neisse und nehmen auf dem rechten oberhalb Mühlo ihren Anfang. Von der Neisse abwärts sind beide Ufer eingedeicht bis Schwetig, das rechte allerdings mit einer kurzen Unterbrechung, die oberhalb Aurith beginnt und oberhalb Reipzig endigt. Es ist die Stelle, wo Pleiske und Eilang münden. Auf dem linken Ufer zieht sich ein Rückstaudeich neben dem Brieskowschen See hin thalaufwärts. Alsdann folgt die Durchbruchsstelle bei Frankfurt, wo die Deiche fehlen. Sie beginnen auf dem rechten Ufer erst wieder bei der Damm-Vorstadt von Frankfurt und links unterhalb von Lebus. Der Deich des Oberbruches reicht bis Zelliner Fahne, wo der des Mittelbruches beginnt. Das Oberbruch entwässert mit 21 Hauptgräben von 142,8 km Länge bei Wriezen offen in die Alte Oder. Es beherbergt 30 Gemeinden, 21 Gutsbezirke und die Abbauten von 25 Gemeinden. Der Deich des Mittel- und Niederbruches ist erst seit 1754 angelegt, er stösst bei Neu-Glietzen auf hochwasserfreies Gelände. Die Entwässerung dieses Abschnittes erfolgt durch 30 Hauptgräben von zusammen 270 km Länge in zwei Abteilungen rechts und links von der Alten Oder. Der rechtsseitige Abschnitt, das Mitteloderbruch, entwässert bei Neu-Tornow in die Alte Oder, und der linksseitige Abschnitt, das Niederoderbruch, entwässert offen mit dem Landgraben in den Oderberger See. Es liegen hier 93 Gemeinden, 35 Gutsbezirke und 14 Vorwerke.

Unterhalb Hohen-Saathen ist die Oder bis Bellinchen auf beiden

Seiten eingedeicht, von hier bis Peetzig nur linksseitig und von dort bis Schwedt gar nicht mehr.

Zum Schluss sei noch des Wehres bei Hohen-Saathen kurz gedacht. Dasselbe hat 6 Flutöffnungen von je 5,34 m Lichtweite. Es hat dreierlei Aufgaben zu erfüllen, einmal Sicherung des Oderbruchs gegen den Rückstau des Unterwassers, alsdann Aufstau des Oberwassers zur Erhaltung der Schiffbarkeit und endlich Verschluss des Vorflutkanales gegen das Oberwasser, um bei einem Durchbruch zwischen Lebus und Neu-Glietzen die gewaltsame Durchströmung des Kanals zu verhindern.

Da das Niederoderbruch fast alljährlich unter dem Hochwasser zu leiden hat, so beschloss man allmählich eine Anzahl Sonderpolder zu errichten und zwar so, dass sich ihre Ausführung nach den Bedürfnissen der Landstriche richten sollte. Die Trockenpolder für Ackerland sind während des ganzen Jahres trocken zu halten und zwar mittels kleiner Schöpfwerke zur Zeit des hohen Wasserstandes. Die Nasspolder für Wiesen sollen während des Winters Stauberieselung mit Oder-, Landgraben- oder Höhenwasser erhalten, gegen Ende des Winters aber trocken laufen, um den Frühjahrsfluten als Sammelbecken zu dienen. Zwei solcher Anlagen sind schon fertig; die eine erstreckt sich von Neu-Glietzen oderaufwärts bis Zollbrücke und die zweite hat ihr Schöpfwerk beim Bahnhof Freienwalde.

Kleine Mitteilungen.

Das „Abtreten“ der Leichensteine. Über das Verlegen der Leichensteine in den Kirchen, um die Platten als Fliesen zu benutzen, und über das damit verbundene allmähliche „Abtreten“ der auf den Leichensteinen befindlichen Inschriften, Wappen und Bildnisse ist in den letzten Jahren oftmals, auch von dem Unterfertigten, öffentlich geklagt worden. Theodor Fontane, dem dies leidige Misshandeln der ehrwürdigen kirchlichen Denkmäler bei seinen Wanderungen durch die Mark Brandenburg nicht verborgen blieb, weiss davon ein artiges Geschichtchen in seinem „Schach von Wuthenow. Erzählung aus der Zeit des Regiments Gensdarmes“ kurz vor dem Unglücksjahr 1806 zu berichten. Die Berliner Herrschaften besuchten die Kirche von Tempelhof oder wie man damals, seltsamerweise mit einer wendischen Verstümmelung, sagte „Templow“*) unter Führung des Küstertöchterleins. Auf

*) Noch jetzt spricht übrigens der richtige Berliner von dem grossen Exerzierplatz im Süden Berlins lieber „Templower Feld“ als „Tempelhofer Feld“. Auch „Templower Ufer“ hört man vielfach sagen. In der Urkunde, durch welche der Bischof Rutger von Brandenburg am 29. April 1247 (Riedel, A. XIII. 315) dem Kloster Walkenried am Harz den Zehnten über 100 Hufen in der Uckermark überliess, und

Befragen nach einem alten Grabsteine wird ihnen ein abgetretenes, aber doch noch deutlich erkennbares Steinbild, das aufrecht in einen Pfeiler, dicht neben dem Altar, eingemauert war, gewiesen. Es war ersichtlich ein Reiteroberst, angeblich ein Tempelritter, der Ritter von Tempelhof geheissen. „Und diesen Grabstein liess er schon bei Lebzeiten machen — sagt das Mädchen —, weil er wollte, dass er ihm ähnlich werden sollte. Und er baute diese Kirche und baute zuletzt auch das Dorf, und nannte es Tempelhof, weil er selber Tempelhof hiess. Und die Berliner sagen „Templow“. Aber es ist falsch.“

„Er lag hier vor dem Altar über hundert Jahre, bis es ihn ärgerte, dass die Bauern und Einsegnungskinder immer auf ihm herumstanden, und ihm das Gesicht abschurrten, wenn sie zum Abendmahl gingen. Und der alte Maltusch, der jetzt ins neunzigste geht, hat mir und meinem Vater erzählt, er hab' es noch mit seinen eigenen Ohren gehört, dass es noch mitunter so gepoltert und gerollt hätte, wie wenn es drüben über Schmargendorf donnert. Aber sie verstanden nicht, was das Poltern und Rollen bedeutete. Und so ging es, bis das Jahr, wo der russische General, dessen Namen ich immer vergesse, hier auf dem Tempelhofer Felde lag. Da kam einen Sonnabend der vorige Küster und wollte die Singezahlen wegwischen und neue für den Sonntag anschreiben. Und nahm auch schon das Kreidestück. Aber da sah er mit einem Male, dass die Zahlen schon weggewischt und neue Gesangbuchzahlen und auch die Zahlen von einem Bibelspruch, Kapitel und Vers mitangeschrieben waren. Alles altmodisch und undeutlich, und nur so grade noch zu lesen. Und als sie nachschlugen, da fanden sie: ‚Du sollst Deinen Todten in Ehren halten und ihn nicht schädigen an seinem Antlitz.‘ Und nun wussten sie, wer die Zahlen geschrieben und nahmen den Stein auf, und mauerten ihn in den Pfeiler.“ Schach bemerkt hierauf, es sei ein Reiteroberst aus der Zeit des dreissigjährigen Krieges oder auch erst aus den Tagen von Fehrbellin, Achim von Haake, gewesen. Dass diese Geschichte dichterische Erfindung sei, braucht wohl kaum hinzugefügt zu werden, volkstümlich und für die Sache lehrreich klingt sie darum nicht minder.

Auf der Generalversammlung des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine in Schwerin habe ich als deren Vorsitzender am 9. September 1890 auf die Dringlichkeit des Schutzes der als Platten in den Kirchen liegenden alten Grabsteine (vgl. Korrespondenzblatt des Gesamtvereins etc. 38. Berlin 1890, S. 111) hingewiesen. Am 14. Februar 1889 war für Preussen bereits ein Staatsministerialerlass zum Schutz der Grabsteine veröffentlicht (a. a. O. Jahrg. 37, 1889, S. 177); auch im Jahrg. 39, 1891, S. 28 bin ich nochmals auf die Notwendigkeit der Erhaltung der Grabsteine eingegangen.

in der Bestätigung dieser Schenkung seitens des Dom-Kapitels in Brandenburg vom selbigen Tage (Riedel, A. XIII. 316) wird ein „magister Hermannus de Templo“ in Gemeinschaft mit höheren Geistlichen, den Aebten von Zinna und Lehnin, dem Probste Symeon von Kölln etc. und zwar gleich hinter den Aebten, als Zeuge aufgeführt. (Nach Brecht, das Dorf Tempelhof, Berlin 1878, S. 3 flg.) Es fragt sich aber, ob „templo“ hier nicht einfach der Ablativus des lateinischen Wortes „templum“ ist. 43 Jahr später findet sich das Dorf zuerst unter dem Namen „Tempelhoffe“, „Tempelhove“ erwähnt, Brecht a. a. O. S. 6.

Allerdings darf ein Umstand nicht übersehen werden, dass nämlich Fälle vorkommen, wo die Verstorbenen selbst gewünscht haben, dass die Grabplatte über ihren Grabstätten in den Erdboden, meist nahe dem Altar, eingelassen werden sollte. Einige Frommen haben dies aus christlicher Demut gethan: es sollte gerade absichtlich auf ihren Grabsteinen herumgetreten werden. Dann sind es aber allemal schlichte, wenig oder gar nicht verzierte Steine. Es giebt aber auch prachtvoll ausgehauene oder mit Metall ausgelegte Grabplatten, die ebenfalls über den Grabstätten von Anfang an im Fussboden der Kirche gelegen haben. Hiermit ist der Wunsch, dass sie be- und abgetreten werden sollten, keineswegs verbunden worden. Es wäre ja das auch eine widersinnige Vereinigung von Hochmut und Demut gewesen. Diese Prunkgrabsteine lagen vielmehr entweder in wenig besuchten Kapellen oder an solchen Stellen nahe dem Altar, die gegen die Volksmenge in der katholischen Zeit abgesperrt waren. In der nachkatholischen Zeit ist diese Absperrung und damit die geheiligte Scheu vor dem Treten auf die Grabsteine fortgefallen. Auch diese oft für die Kirchen-, die Orts- und die Landesgeschichte wichtigen Steine sollten herausgenommen und durch senkrechtes Einmauern an den Wänden vor der Zerstörung gerettet werden. In diesen Fällen empfiehlt es sich, den geretteten Stein mit einer Metallnummer zu versehen und an Stelle seiner in den Fussboden eine gewöhnliche Platte mit derselben Metallnummer versehen einzulassen. Es wird auf diese Weise die alte Grabstelle genügend markiert und kann dieselbe alsdann ohne Bedenken, dass etwa in Zukunft die Lage des darunter befindlichen eigentlichen Grabes verdunkelt werde, betreten werden.

Berlin, den 16. November 1897.

E. Friedel.

Altes märkisches Kirchen-Steinmetz-Zeichen. In der „Brandenburgia“, Monatsblatt der Gesellschaft für Heimatkunde der Provinz Brandenburg (Jahrg. 1893 S. 86) berichtet E. Friedel über das Dorf Hönow:

„An der Südwest-Ecke der hausteinernen Kirche ist in Mannshöhe ein dunkler, anscheinend dioritischer Stein eingelassen, in welchem nach dem beifolgenden Schema ein seicht vertieftes und schraffirtes doppeltes griechisches Kreuz gemeisselt ist. Über die Bedeutung dieses Zeichens, welches unter die Kirchenmarken zu rechnen sein dürfte, haben wir nichts in Erfahrung gebracht. Vgl. auch Bergau S. 416, wo indessen die betr. Marke nicht erwähnt ist und die Kirche als ein Granitquaderbau des 14. Jahrhunderts bezeichnet wird.“

Der Unterzeichnete hat dieselbe Marke auch an einem pommerschen Kirchbau zu Plöwen im Kreise Randow gefunden und sieht in derselben, die er lieber als ein geschachtetes Feld charakterisieren möchte, nichts anderes als ein Steinmetzzeichen. Plöwen unweit von Locknitz (an der Stettin-Pasewalker Bahn) bildete ehemals eine märkische Enclave. Die Marke findet sich hier allerdings nicht wie in Hönow an einer Ecke des Gebäudes, sondern an dem Sockel des Südportals. Dies Portal aber ist in seiner ganzen Formgebung und namentlich in dem von einem Menschenkopf gebildeten Schlussstein des Kreuzgesimses auf den ersten Blick erkennbar als ein Werk des sog. Übergangsstils und zwingt, auf das 13. Jahrhundert als Bauzeit

zurückzugehen. Dasselbe dürfte auch für die Kirche in Hönow geboten sein, ebenso um des Rundbogens willen in seinem aus Granitquadern abgetreppten Portal, wie wegen der Übereinstimmung der Marken. Ich zweifle nicht, dass diese Marke sich bei genauerer Untersuchung der märkischen Dorfkirchen jener Zeit auch noch anderweitig finden würde. Hinzugefügt sei noch, dass das Portal von Plöwen genau dasselbe Profil hat, das sich an einem anderen märkischen Bau findet, nämlich an der Marienkirche in Prenzlau. Überhaupt entsprechen die Quaderbauten Mittelpommerns durchaus den märkischen und sind offenbar nach dem Vorbilde dieser gebildet, während sie in dem westlichen Pommern ihre Muster von Westen her aus Mecklenburg erhalten zu haben scheinen. Namentlich ist der Zusammenhang in der Bauweise in der Uckermark und in dem Kreise Randow ganz unverkennbar.

Stettin, den 25. November 1897.

H. Lemcke.

In Verfolg dieser dankenswerten Mitteilung des Herrn Provinzial-Konservators für Pommern Gynnasialdirektor Professor Lemcke bitte ich die Leser dieser Zeitschrift um gefällige Angabe nach dem Märkischen Museum, wo sich sonst etwa noch ähnliche schachbrettförmige Steinmetzzeichen befinden, Vergl. meine Abbildung im Monatsblatt 1893 Seite 86. E. Friedel.

Der hoffähige Leierkasten. Im September 1896 berichteten die Zeitungen, dass Kaiser Wilhelm II. den italienischen Leierkastenmann Savori nach dem Marmorpalais in Potsdam kommen liess, um dort zum Geburtstag einer Prinzessin aufzuspielen, und dass unser Herrscher mit dem Manne, der nur gebrochen deutsch sprach, sich leutselig unterhielt. Dieser Savori, der nicht unvermögend ist und sich mit dem angeborenen Chic seiner Landsleute zu benehmen versteht, wird in Potsdam häufig von hohen und höchsten Kreisen requiriert, in die Hotels und Offizierkasinos sowohl als auch in Privatgesellschaften. Der vor etwa 20 Jahren in Potsdam eingewanderte Drehorgelspieler sorgt denn auch dafür, dass er stets die neuesten Tänze und Weisen auf die Walze bringt.

Ich kann bezüglich Berlin hinzufügen, dass ich auch hier bemerkt habe, wie in Familien der höchsten Aristokratie, die in Berlin den Winter über zubringen, ohne hier ansässig zu sein, sich in ihren Quartieren nicht selten durch Drehorgelspieler zum Tanze aufspielen lassen. Selbstredend sind dies stets ordentlich gekleidete, anständige und auserlesene Leute.

Ein alter biederer Berliner Bürger, der Tischlermeister Theodor Schmiedcke, der bereits im Jahre 1847 im Hause meiner Eltern tischlerierte, also auf eine lange Lebenszeit zurückblickt und voller denkwürdiger Erinnerungen steckt, teilt mir anlässlich des Savori'schen Falles folgendes mit:

„Mein Grossvater mütterseits, der Mechanikus Joseph Benoit, Besitzer einer Tierbude (Menagerie) und eines mechanischen Kabinetts, Berlin, Georgenstrasse 45, bereiste von hier aus mit seinen Schaustellungen aller Herren Länder, selbst ausserhalb Europas, und liess sich als etwas ganz besonders Neues und Merkwürdiges in Breslau eine künstliche Drehorgel bauen, mit welcher er hier in Berlin etwa in den Jahren 1780 bis 1790 auftrat.

Benoit wurde mit seinem Wunderkasten sehr häufig in das Berliner Königliche Schloss befohlen. Auf der Drehorgel waren grosse mechanische Figuren befestigt, welche sich zum Ergötzen der Hörer und Beschauer nach dem Takt der Musikstücke bewegten. Auch andere Kunststücke, Schattenspiele, Laterna Magica-Bilder und dergl. wurden von Benoit gezeigt. Besonders exzellierte er durch die Darstellung des Leichenkonduktes der hochseligen Königin Luise, der auf eine Wandseite des Weissen Saales geworfen wurde und unter Trauermusik passierte, wobei der gesamte Hof, natürlich auch die jugendlichen Prinzen und Prinzessinnen zugegen waren.

Dies verschaffte dem Benoit viel Kundschaft, er musste mehrere dergleichen kunstvolle Leierkasten anschaffen, deren Spiel in den Hotels und Gasthäusern sehr begehrt war und meinem Grossvater viel Geld brachte.

Alle diese Kunstsachen waren, wie angedeutet, in dem alten Hause Georgenstr. 45 untergebracht, welches tief unter dem Strassendamm lag und ein doppeltes Dach hatte, weshalb das Gebäude den Spitznamen ‚der Neustädtische Sargdeckel‘ führte.“ —

Ich bin im Jahre 1848 als Kind in diesem seltsamen und unheimlichen Bau, der so recht wie ein Spukhaus aussah, öfters gewesen. Er ist längst verschwunden. An seiner Stelle erhebt sich ein dem Kgl. Oberhofmarschallamt gehöriges Dienstgebäude.

Berlin, 11. November 1897.

F. Friedel.

Hochzeitsthaler. Das Märkische Museum hat vor kurzem einen wohl erhaltenen silbernen Hochzeitsthaler erworben. Auf der Vorderseite ragt aus Wolken ein rechter Arm, der an flatternden Schnüren drei verbundene Herzen hält. Darunter zwei schnäbelnde Turteltauben, rechts und links je eine blühende Blume und ein Fruchtbaum. Darunter:

Wo Gott die Hertzen so verbunden,
Da bringt die Eh' beglückte Stunden.

Auf der Rückseite steht:

Soll Dein Freyen
Woll gedeyen,
Flehe Gott umb Gnade an.
Bei dem Flehen
Mustu sehen,
Ob Dein Freyen woll gethan:
Freyen ist kein Pferdekauff,
Freyer thu die Augen auff.

Bei den letzten zwei Zeilen fallen einem unwillkürlich die berühmten Verse wieder ein, welche der im Ratsweinkeller zu Lübeck befindliche Sandsteinkamin (1575) des „Brautgemachs“ trägt:

Menich man lude synghet,
Wen me em de brut bringet.
Weste he wat man en brochte:
Dat he wol wenen mochte.
(Mancher Mann laut singet,
Wenn man ihm die Braut bringet;
Wüsste er was man ihm brächte:
Dass er wol weinen möchte.)

E. Fr.

Nachlese zum Toten Mann. (Vgl. Monatsblatt VI, S. 178—180.)

A. Der tote Mann bei Swinemünde. Von Friedrichsthal führt ein Fahrweg am Saum des Waldes bis zur Ducherow-Swinemünder Chaussee. Zur Rechten geht ein Fussweg nebenher, der kurz vor dem Eisenbahndamm wieder in den Fahrweg mündet. Etwa 200 Schritt von der Bahn lag zwischen dem Fahrweg und Fussweg der tote Mann.

Ein alter Fischer aus Cammincke (am Haff) beschrieb mir die Stelle genau und erzählte, dort sei vor vielen Jahren ein Mann erschlagen worden. Jeder Vorübergehende habe früher einen Zweig auf die Stelle geworfen. Bald sei der Haufen klein, dann wieder gross gewesen; schliesslich sei er ganz verschwunden. Heut ist er nicht mehr da.

B. Der „tote Mann“ bei Pasewalk. In der Rothenburger Heide (königl. Forst) führt der Weg an einem Reishaufen vorüber; jeder Vorüberkommende muss einen Zweig darauf werfen.

Dort wurde vor langer Zeit ein Pferdehändler ermordet.

Mitgeteilt von Herrn C. Ledoux, Hausbesitzer, Ramlerstr. 25. Herr Ledoux hat den Haufen selber gesehen.

C. 4 „tote Männer“ sollen sich in der Heide bei Ueckermünde aus Reisholz aufgeschichtet befinden.

Mitgeteilt durch Frau Blunck, Ahlbeck, Schulstr. 9.

O. Monke. Juli 1897.

Berichtigung.

Der arme Mann in der Bernauer Vorheide. In meinem Bericht in Nr. 9 der Brandenburgia habe ich durch ein Versehen eine zweite Version der Volkssage unerwähnt gelassen, ohne welche der Schlusssatz über den Salzgehalt des Wassers unverständlich bleibt.

Es wird nämlich noch erzählt, dass der Bauer samt seinen Zugtieren im sumpfigen Teiche ertrunken sei: als nun dem Bäuerlein das Wasser schon bis an den Hals reichte, reckte es, den sicheren Tod vor Augen sehend, die Arme gen Himmel und schrie: „Ich armer Mann, ich armer Mann!“ Weil aber der Bauer an dem heissen Tage sehr stark geschwitzt hatte, ist das Wasser von seinem Schweisse salzig geworden und so ist es geblieben bis an den heutigen Tag.

Der „arme Mann“ ist leicht zu finden; er liegt in dem Winkel, den der Schönower Weg mit der Wandlitzer Chaussee im Nordosten bildet. Der Schönower Weg schneidet die Chaussee bekanntlich ca. 1 Kilometer (10 Minuten) nördlich vom Waldesrand. Verfolgt man den Weg von diesem Schnittpunkte aus in der Richtung nach Ützdorf, bzw. Lanke, so erreicht man den an der linken Seite des Weges liegenden Teich in 5—6 Minuten. Der Teich ist fast kreisrund, und seine Fläche ist derartig mit Sumpfpflanzen bewachsen, dass nur am Rande ein etwa meterbreiter Wasserstreifen übrig geblieben ist, der sich auf der Ostseite am deutlichsten markiert.

O. Monke.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Demminerstrasse 34. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewics' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.

Berichtigung.

In dem Vortrage des Herrn v. Schulenburg „Altertümer aus dem Kreise Teltow“, „Brandenburgia“ VI. 117 flg. sagt der Vfr. S. 134, 137, 138 und 139 bezüglich mehrerer vorgeschichtlicher von dort stammenden Fundstücken, die er zwischen 1877 und 1887 dem Museum für Völkerkunde geschenkt, dass dieselben fortgeworfen oder ins Ausland verschenkt seien. Hierzu bemerkt Herr Direktor Dr. Voss, dass diese Angabe unrichtig sei, die Gegenstände wären sämtlich im Museum noch jetzt vorhanden mit alleiniger Ausnahme der perlartigen weissen Metallstückchen S. 139. Diese sind 1884 im Eingangsjournal eingetragen, aber aus nicht erinnerlichen Gründen, vermutlich weil wertlos, nicht inventarisiert worden.

Entgegnung.

In der obigen Zuschrift wird zugestanden, dass die beiden metallisch glänzenden Kügelchen nicht mehr vorhanden sind. Im übrigen muss ich meine Angaben aufrecht erhalten, bis man mir Gelegenheit gegeben hat, mich an Ort und Stelle von dem Vorhandensein der eingesandten Gegenstände zu überzeugen.

W. v. Schulenburg.

Persönliche Nachrichten.

Unser 2. Vorsitzender, Geh. Reg.-Rat Ernst Friedel, feierte am 13. Februar sein fünfundzwanzigjähriges Amtsjubiläum als Stadtrat von Berlin. Neben vielen anderen Gratulanten erschien in der Wohnung des Jubilars eine Abordnung von Mitgliedern unsers Vorstandes und Ausschusses, welche ihm die herzlichsten Glückwünsche seitens der „Brandenburgia“ durch den Mund des Obmannes des Ausschusses, Geheimen Baurat Bluth, aussprach. Der Gefeierte, der am 13. Februar 1873 als Stadtrath in die Versammlung der Stadtverordneten eingeführt und dort durch den Oberbürgermeister, jetzigen Staatsminister Hobrecht begrüsst und verpflichtet worden ist, dankte mit warm empfundenen Worten.

16. (10. ausserordentl.) Versammlung des VI. Vereinsjahres.

Freitag, den 21. Januar 1898, nachmittags 2 Uhr,

mit gütiger Genehmigung des Gemeinde-Kirchenrats:

Besichtigung

der neuerbauten St. Georgenkirche.

Eine zahlreiche Versammlung hatte sich in der neben dem Hauptportal gelegenen Tauf- und Traukapelle eingefunden. Nachdem der Vorsitzende, Geh. Regierungsrat Friedel, dem Superintendenten Wegener und dem Erbauer des Gotteshauses, Geh. Regierungsrat Professor Johannes Otzen im voraus den Dank der Anwesenden ausgesprochen, gab das Ehrenmitglied Ferdinand Meyer einen kurzen geschichtlichen Rückblick auf St. Georgen und dessen Hospital.

Am 31. August des letztverflossenen Jahres riefen die ehernen Zungen der Abendglocken zu dem vom Superintendenten Wegener gehaltenen Abschiedsgottesdienst in der alten St. Georgenkirche.

Über sechshundert und fünfzig Jahre sind an dieser Stätte wie „verschwindende Schatten“ vorübergezogen, — vor unserm inneren Blick aber steigen sie wieder auf die wechselvollen Bilder, seitdem werktätige Nächstenliebe den von der schrecklichen Krankheit des Aussatzes betroffenen Elenden und Pilgrimen hier eine Zufluchtsstätte bereitet hatte. Wir vernehmen den fernen Klang des Glöckleins, hören des Priesters Flehen: „O George, miles Christi!“ in der kleinen Kapelle des diesem Heiligen als Schutzpatron unterstellten Leprosenhauses.

Als dieselben im Mittelalter entstanden, übten zunächst die Geistlichen diese Pflegepflicht, bis das selbständige Laienwerk dann zum Durchbruch gelangte. Im engsten Zusammenhange standen die Leprosorien in der mitteleuropäischen Tiefebene mit den in Palästina gestifteten geistlichen Ritterorden, und zwar wurde das erste derselben zu Acon begründet. Ihm folgten unmittelbar die übrigen europäischen Stiftungen, im nördlichen Deutschland fast ausschliesslich St. Georgs- oder St. Jürgenspitäler nach dem kappadokischen christlichen Königssohne benannt, welcher der Legende zufolge gegen Ende des 3. Jahrhunderts gelebt und einen Drachen getötet haben soll, der eine Jungfrau zu verschlingen drohte. Des Prinzen Bildnis, in voller Rüstung auf einem weissen Rosse dargestellt, führten die Kreuzfahrer in ihrem Panier, als Symbol der Kirche im Kampfe gegen die Ungläubigen auf dem Boden Palästinas, unter Anstimmung jener Hymne: „O George, miles Christi!“

Die Leprosorien lagen ausserhalb der Städte, zur Seite der Heerwege; in Berlin an der Oderberger- (späteren Bernauer-) Landstrasse, wo dieselbe vor dem heutigen Georgenkirchplatz mit dem Landsberger Heerwege zusammentraf. Hier musste das Hospital mit seinem Kirchlein um 1240, als Berlin zu einer deutschen Stadt geworden war und die Wallfahrten nach dem heiligen Lande noch immer stattfanden, sogleich gegründet worden sein.

Bei dem allmählichen Verschwinden der Kreuzfahrer aus den brandenburgischen Landen wurden die Pesthäuser in Hospitäler für einheimische Sieche und Kranke, in Zufluchtsstätten für das hilflose Alter umgewandelt; doch behielten sie ihren altwürdigen Namen. Wann diese Veränderung in Berlin erfolgte — wir wissen es nicht. Solch' frühe, stille Stätten erbarmungsvoller Liebe haben keine Geschichte, und so sind wir auch bei uns nur auf einzelne spätere Urkundenangaben hingewiesen. Eine solche ist zunächst in der Urkunde der am 18. Juni 1272 bestätigten Bäckergilde enthalten, nach welcher das minderwertige Brot aus den Scharren den beiden Armenhöfen (St. Georgen- und Heiligegeist-Hospital) überwiesen werden sollte. Dann gewährte Bischof Ludolf II. von Halberstadt am Tage vor Mariä Himmelfahrt (14. August) 1278 allen denen einen 60tägigen Ablass, die ihre Sünden wahrhaft bereuen, bekennen und rechten Schmerz darüber empfinden, auch dem Krankenhause zu St. Georgen in Berlin zur Stärkung der Siechen hilfreiche Hand leisten oder ihm sonst ihre Teilnahme und Gunst zuwenden würden.

Dann waren die Schneider nach dem Gildebriefe vom 10. April 1288 verpflichtet, bei Gewinnung des Werkes 4 Pfund Wachs zu geben, wovon je ein halbes Pfund an die beiden Hospitäler verabfolgt werden sollte.

Und am 12. März 1331 erteilten zehn Bischöfe allen denen, welche die St. Georgskapelle oder Hospitalkirche bei Berlin mit angenehmer Ehre besuchen und hochachten etc., auch besagte Kirche und Hospital an allen und jeden Festen der Heiligen, denen dort Altäre geweiht, besuchen und zum Ausbau, zur Beleuchtung oder Ausschmückung hilfreiche Hand bieten, oder Gold, Silber und Stoffe etc. schenken oder vermachen würden, einen 40tägigen Ablass.

Es geschieht hier der Hospitalkirche zum ersten Male Erwähnung. Auf einer späteren Abbildung des dann erweiterten Gotteshauses zeigt der Teil des älteren Kirchenschiffes Strebepfeiler und einen sogenannten Dachreiter auf.

Ähnliche Georgshospitäler lassen sich in unserer Mark noch bei 24 Städten nachweisen; hin und wieder auch eine noch erhalten gebliebene Darstellung des Schutzheiligen, wie er in höchster Vollendung

als Erzgebilde aus Professor Kiss' Meisterhand hervorgegangen, im äusseren Schlosshofe seine Aufstellung gefunden hat.

Verweilen wir noch bei einer Urkunde vom 17. März („am Sonntage, an dem man singt: Oculi mei“) 1381. Sie lautet in der Übertragung: Wir, die alten und neuen Ratmannen der Stadt Alt - Berlin, bekennen hiermit, dass wir in sorgsamer Erwägung der mannigfachen Mängel und Ungehörigkeiten, an denen unsere Siechenhäuser und Spitäler zum Heil. Geist und zu St. Georg leiden, zu der Einsicht gekommen sind, dass es für die Armen, die dort gepflegt und unterhalten werden, nützlich und vorteilhaft sei, wenn wir ihnen einen tüchtigen und sorgsamen Mann zum Vorsteher und Leiter der Anstalten gäben. Ferner haben wir wohl überlegt und in Erwägung gezogen die mancherlei getreuen Dienste und den willigen Gehorsam unsers Dieners Jürgen Wilcken und seines Sohnes, Herrn Johannes. Und wir sind in Ansehung ihrer Weisheit, Vernunft und Umsicht zu der Überzeugung gelangt, dass sie sich wohl eignen zu Vorstehern gedachter Siechenhäuser und Spitäler, und zu Pflegern der armen Leute in geistiger wie in weltlicher Beziehung. Darum haben wir sie einmütig erwählt und bestellt, erwählen und bestellen sie kraft dieses offenen Briefes zu rechtmässigen Vorstehern und Verwaltern der genannten Siechenhäuser und Spitäler für die armen Leute, mit voller Macht zu thun, zu befehlen, zu verabreichen, zu lassen und zu verbieten, ganz wie es ihnen zu Nutz und Frommen der Siechenhäuser geboten erscheint. Und weder wir, noch unsere Nachfolger sollen beide während ihrer Lebzeiten dieses Amtes entsetzen, sondern Wilcken und seine Ehefrau und ihr Sohn sollen dort wohnen, und was sie benötigt sind an Kleidern und Nahrung und sonstigen Bedürfnissen, so lange sie leben, beziehen. Für den Fall, dass einer von beiden, Wilcken oder Johannes mit Tode abginge, so soll der Überlebende das Amt mit gleicher Machtbefugniss und ebenso wie vorher, als sie beide waren, bekleiden. Wenn aber Gott beide sterben lässt und Wilckens Gattin sie beide überlebt, soll dieselbe eine ihr passende Wohnung beim heil. Geiste oder bei St. Georg sich aussuchen, und soll dort ungehindert wohnen bleiben und am Tische des Nachfolgers in dem Vorstand der Spitäler essen und trinken an seinem Tische und aus seiner Schüssel, so lange sie lebt, ohne Störung und Hinderung. Dafür haben genannter Wilcken, seine Gattin und ihr Sohn Johannes 22 Schock Groschen bar an die Kasse der Siechenhäuser und Spitäler gezahlt, worüber wir ihnen hiermit namens derselben quittieren. Dess zum Zeugnis haben wir unser Stadtsiegel an diese Urkunde gehängt.

Im Schatten der hohen Friedhofslinden lagen Hospital und Kirchlein fast drei Jahrhunderte vereinsamt vor dem St. Jürgenthor, wie das alte Oderberger am Kreuzpunkte der heutigen Königs- und Neuen Friedrichstrasse zuvor hiess. Wie oft die geistlichen Funktionen in Berlin noch

1579 in Anspruch genommen wurden, geht aus einer handschriftlichen Notiz hervor, die sich in dem mir gehörigen Thurneisserschen Kalender jenes Jahres befindet. Sie lautet: Diess Jahr seind getrauet worden 92 par Ehleuts, 429 Kinder getauffet, 264 Perssonen gestorben.

St. Georgen unterstand noch ohne eigenen Geistlichen dem Ministerium von St. Nicolai.

Als dann aber in Folge des neuen Festungsbaues die Ansiedelungen in den Vorstädten einen rapiden Fortgang genommen, beantragten die Bewohner der Stralauer-, Georgen- und Sophien-Vorstadt, welche auf die kleine Spitalkirche angewiesen waren, die Erhebung derselben zur Pfarrkirche. Allein das geistliche Ministerium von St. Nicolai mochte die Einnahmen nicht verlieren, und so zog sich die Angelegenheit bis zum Regierungsantritt des Kurfürsten Friedrichs III. hin. Dieser „resolvirte“ unterm 18. März 1689: „Als dieweil die Bürgerschaft und die Einwohner sowohl in Berlin, als auch die Vorstädte am Volke täglich sich mehren und zunehmen, und also das Ministerium in Berlin mit denen in der Stadt wohnenden genugsam zu thun haben, hiergegen die in denen Vorstädten, sonderlich im Winter, da des Abends die Thore um 4 Uhr geschlossen, des Morgens aber erst um 8 Uhr geöffnet, wegen der Kranken und Sterbenden, auch der jungen und kranken Kinder, deren Eltern sie gerne vor Absterben getauft sehen möchten“, ist ein eigener Prediger in diesen Vorstädten anzustellen, welcher in der sogenannten Spitalkirche predigen soll.“

Im übrigen fand auch hier, wie bei der Gertraudten-, Heiligegeist- und Sebastians (Luisenstädtischen) Kirche, während des Sommers der Gottesdienst unter den Lindenbäumen des Kirchhofs statt.

Der erste neugewählte Prediger an St. Georgen war Christoph Wilke, eines Goldschlägers Sohn aus der Heinersdorfer- (Prenzlauer-) Strasse. Er bezog ein jährliches Gehalt von 80 Thlrn., für das sowie für Beschaffung einer Wohnung zwölf „einigermassen wohlhabende“ Gemeindeglieder sich mit Haus und Hof verbürgten. Der Kantor bezog 40, der Organist 15 Thlr. Letzterer hatte nur ein kleines Positiv zu spielen, das 20 Thlr. kostete, wozu ein Ungenannter 15 Thlr. beige-steuert hatte.

Im Jahre 1764—65 erfolgte ein Anbau der Kirche; acht Jahre später ein stattlicher Turmbau an Stelle des Dachreiters. Um dieselbe Zeit schied ein grosser Teil der Gemeinde, die neu begründete Sophien-Parochie, aus.

Dann wurde 1716 das alte Pesthaus abgebrochen und zu dem 1720 erfolgten Erweiterungsbau des Hospitals hinzugezogen, wie dasselbe auf dem Kirchplatz sich erhebt, seit einigen Jahren aber seiner Bestimmung nicht mehr dient.

Eine erhebende Feier vollzog sich in St. Georgen, als am 2. Mai 1732 der Konsistorialrat Roloff den vertriebenen und in Berlin eingewanderten Salzburgern eine Predigt abhielt und an 400 derselben das heilige Abendmahl austheilte.

Die zunehmende Baufälligkeit des Gotteshauses und das Anwachsen der Gemeinde gegen Ende des ersten Jahrhunderts ihres Bestehens machten einen Neubau erforderlich. So wurde denn 1779 das alte Gebäude, mit Ausnahme des erst 1714 erbauten Turmes, niedergerissen und mit königlicher Unterstützung der neue Bau durch den Ober-Bau-Direktor Naumann errichtet. Bereits am 29. Oktober des folgenden Jahres (1780) konnte das Gotteshaus durch den Probst Spalding geweiht werden.

Grossartig gestaltete sich die Feier des einhundertjährigen Bestehens, am 19. Juli 1789.

Zwei Momente aus den Annalen von St. Georgen seien noch hervorgehoben.

Wenige Tage nach dem am 27. Oktober 1806 erfolgten Einzuge Napoleons wurde das Gotteshaus von feindlichen Dragonern mit ihren Pferden besetzt; draussen auf den Gräbern der Toten loderten die Bivouacfeuer empor.

Wie anders 1814, als die Gemeindemitglieder in patriotischer Kundgebung und herzlicher Siegesfreude zur Orgel auch Posaunen und zwei Pauken stifteten. Letzteren gab man die Inschriften, dass sie „ein Geschenk zum Denkmale der wundervollen Hülfe seien, welche der Herr der Heerscharen in den Jahren 1813 und 1814 bei dem mit Gott für König und Vaterland begonnenen heiligen Kriege erzeugte, da er einen Sieg nach dem andern und bald den glorreichsten Frieden uns schenkte.“ Auf der andern heisst es, wie die Gemeindemitglieder „dieses Denkmal als Andenken ihrer Freude, ihres Lobes und Dankes für die grossen Wunder Gottes gestiftet haben, so wünschen sie, dass auch die Nachkommen, welche die noch reiferen Früchte dieser grossen Gnade Gottes geniessen werden, nie vergessen mögen die Wunder des Herrn und ihn fortwährend dafür preisen.“

Aus meiner Knabenzeit erinnere ich mich noch, dass diese Pauken als etwas aussergewöhnliches bei kirchlicher Festmusik in Gebrauch waren. Seit Jahren erinnern sie im Märkischen Provinzial-Museum an die glorreiche Zeit ihrer Stiftung.

Von altgeschichtlichen Erinnerungen ist wohl kaum etwas vorhanden. In früheren Turmknöpfen fand sich nichts vor; die gelegentlich einer Turmreparatur 1821 dem Knopfe einverleibten Gegenstände werden in der Sakristei zur Aufbewahrung kommen.

Einige Denksteine im Innern des alten Gotteshauses kündeten uns die Namen der in der Kirchengruft beigesetzten Geistlichen: Johann

Lysius † 1716; Levin Johann Schlicht, ein Nachkomme der Edlen v. Boyneburg, † 1723. Von ihm findet sich in unserm Gesangbuch das Abendlied (No. 550) vor: „Ach mein Jesu, sieh, ich trete, da der Tag sich nunmehr neigt etc.“.

Daniel Schönemann, welcher ganze Predigten in Reime improvisierte, von Friedrich Wilhelm I. aber 1735 zu den Friedrichsfelder Bauern versetzt wurde, war der einzige Geistliche, welcher von St. Georgen schied. Theodor Carl Georg Woltersdorf, welcher 1806 im 79. Lebensjahre als Ober-Konsistorial-Rat verschied, war der erste Geistliche an St. Georgen, dem eine solche Erhebung zu teil wurde. Nach ihm erhielt nur noch Ludwig Couard die Würde eines Dr. theol. verliehen. Von 1819 bis 1866 an St. Georgen wirkend, war er einer der gewaltigsten und, neben Arendt (Parochialkirche), wohl der beliebteste Geistliche in Berlin. Des öfteren sah ich König Friedrich Wilhelm IV. in der Hofloge gegenüber der Kanzel den Predigten Couards anwohnen. Der würdige Geistliche, welcher 1865 das Jubiläum seiner 50jährigen Amtsthätigkeit begangen hatte, verschied plötzlich am Vorheiligabend des folgenden Jahres während einer Weihnachtsbescherung in der Wassmannstrasse. Sein Leben währte 73 Jahre.

Im Jahre 1854 schieden die drei neuen Gemeinden von St. Marcus, St. Andreas und St. Bartholomäus aus der Parochie von St. Georgen, welcher etwa 22 000 Seelen verblieben.

Wenn Herr Superintendent Wegener, als jüngster Chronist von St. Georgen, in seiner zur Feier des 200jährigen Bestehens (1889) verfassten Geschichte sagt: „Welch' eine wundervolle Kette von gnädigen Fügungen, segensreichen Prüfungen und freudigen Wendungen zieht sich durch die Geschichte von St. Georgen dahin“, so möchte ich hinzufügen: Grosse und schöne patriotische Erinnerungen auch sind es, die hier vor uns aufsteigen. Zogen doch durch die Bernauer-Strasse, vorüber an St. Georgen, Preussens Könige aus der Krönungsstadt ein! Hielt doch auch hier Luise, die Herrliche, deren Bildnis die grosse Glocke von St. Georgen (aus dem Jahre 1805) aufzeigte, vier Jahre später, am 23. Dezember von Weissensee her an der Seite des Gemahls ihren thränenreichen und doch so erhebenden Wiedereinzug in Berlin! Dess' zum Gedächtnis erhielt die Neue Königstrasse, auf Bitten der dortigen Besitzer, ihren Namen. Und endlich auch ging hier im Nordosten der Hauptstadt das Gestirn der Befreiung auf, in deren Kampfe Alexander Freiherr von Blomberg, am 20. Februar 1813 von einer französischen Kugel getroffen, beim Königsthor als erstes Opfer fiel. Noch sehe ich in der Erinnerung die hohe Pappel aus der Zeit des alten Georgenkirchhofes vor dem Eingange zur damaligen „Grossen Georgenkirchgasse“ aufragen, an deren Fuss der Direktor des Blinden-Instituts, Zeune, ein

kühles Grab für den Gefallenen schaufeln und eine gusseiserne Gedenktafel an den Stamm des Baumes befestigen liess

Bald werden die neuen Glocken am Weihetage von St. Georgen erklingen auf der Stätte, wo — wie bei keiner zweiten Alt-Berlins — erbarmungsvolle Liebe die Stiftungen errichtete, welche ehemals den Platz begrenzen. Möge St. Georg, dessen Steingebilde im Giebelfelde



Ältestes Siegel der Kirchengemeinde von St. Georgen.

(In dreimaliger Vergrößerung.)

des Orgelhauses uns entgegentritt, als Schirmer und Pfleger der Mühseligen und Beladenen noch Jahrhunderte hindurch das Wahrzeichen des herrlichen Gotteshauses bleiben!

Das Äussere der Kirche entspricht — wie der Erbauer derselben nunmehr ausführte — der inneren Anordnung, in welcher Haupt- und Seitenschiff, Chor, Orgelraum und Turm sich klar aneinander stellen und durch Kapellen, Sakristeien und Treppenhäuser ergänzt werden. Die Ausführung ist in der Form des deutschen Übergangsstils, jedoch mit voller Freiheit und Selbständigkeit im Detail erfolgt. Mit der Verwendung eines wetterfesten Sandsteins zu den Gesimsen, Ecken und Abdeckungen ist eine Durchbildung der übrigen Bauglieder

im Backsteinbau und dadurch eine gewisse künstlerische Verwandtschaft in den Formen angestrebt. Der Schmuck im äusseren beschränkt sich auf eine reichere Behandlung des Blattwerks in Stein und Thon, und zwar unter direkter Anknüpfung an die Formen der heimatlichen Flora. Als Wahrzeichen der Gemeinde ist an der Giebelwand des Orgelhauses die Sandsteinfigur des Drachentöters angebracht, während im Hauptportal eine Christusgestalt den „Mühseligen und Beladenen“ sich zuwendet.

Eine reiche Symbolik zeigt das Innere der Kirche auf, und auch hier ist eine Behandlung des der nordischen Flora entlehnten Ornaments in Holz, Eisen und Thon, in Malerei und Mosaik erfolgt. Der lutherischen Tradition entsprechend ist das Chor als Abendmahlsraum ausgebildet und reich geschmückt mit Symbolen und Gestalten der heiligen Geschichte. Der aus politurfähigem weissen Kalkstein hergestellte Altar mit seinen vergoldeten Arabesken und Friesen aus venetianischem Glasmosaik deutet in allen seinen Teilen auf den Opfertod des Erlösers hin. Hier sind zur Darstellung gebracht die vier alttestamentarischen Opfertypen: Abel, Isaak, Aron und Melchisedek, welche das mittlere Reliefbild: das von Jesu selbst eingesetzte Abendmahl, umgeben. Darüber erhebt sich das vollbrachte Opfer: Christus am Kreuze; zu seinen Füßen zwei weibliche symbolische Engelsgestalten, die trauernde und die in froher Hoffnung aufblickende Christenheit darstellend.

Die in Leder getriebene Altarbekleidung zeigt den Pelikan mit seinen Jungen (in altchristlicher Symbolik die sich opfernde Liebe des Erlösers). Inmitten des Chores steht der erhobene Christus, mild und versöhnend, aber in der alles Irdische überragenden göttlichen Hoheit; umgeben von den vier in Stein gemeisselten Evangelisten mit ihren Symbolen, und von den in Glasmosaik ausgeführten zwölf Aposteln, mit den überlieferten Märtyrersymbolen. Vom Scheitel des Gewölbes blickt das „Auge Gottes“ herab. Ebenfalls in Mosaik ausgeführt erscheinen im Triumphbogen die Brustbilder der grossen Propheten, darunter in plastischer Steinausführung die Standbilder von Moses und Johannes den Täufer. Die unteren Schragen des Triumphbogens enthalten die Darstellungen des Glaubens, in Gestalt der begnadigten Sünderin, und der Liebe, den barmherzigen Samariter darstellend.

Der Fussboden des Chores und der Mittelgang sind in echtem Stiftmosaik hergestellt; die Mitte des Altarteppichs enthält eine Darstellung der Welt: die Sonne mit den vier Mondzeiten, in deren Umgebung die althistorischen vier Elemente in Medaillons angebracht sind. Eine alte Auffassung des Himmelsgewölbes enthält der den Altar umziehende Fries des Fussbodens.

Die Kanzel, rechts vom Altar, ist ebenfalls aus weissem Kalkstein gefertigt und mit Mosaiken durchzogen; ihren figürlichen Schmuck bildet

das Relief der Bergpredigt. Sonst noch erscheinen symbolisches Blattwerk und stützende Genien am Fusse.

Die Orgelbühne gegenüber dem Altarraum zeigt in der grossen Bogenleibung oben einen Fries musizierender Engel; unten den Königsänger David und die heilige Cäcilie. Die Fenster sind hier rein ornamental geschmückt, während die Grisaillefenster des Langschiffes als altchristliche Symbole enthalten: die Taube (Versöhnung), den Löwen (Wächter des Heiligtums), den Adler (Auferstehung), den Hahn (Wachsamkeit), den Pelikan (Aufopferung) und den Hirsch, das Heilsverlangen darstellend.

Der ornamentale und figürliche Schmuck der Chorwände und des Triumphbogens ist in echtem Glasmosaik und Flächenmalerei durchgeführt.

Neben der elektrischen Beleuchtung des Gotteshauses ist auch der Orgelbetrieb und die Läutevorrichtung — letztere durch die dem Bochumer Verein patentierte Erfindung — zum ersten Male in Berlin eine elektrische, und zwar wird sie durch einen im Turm aufgestellten Elektromotor bewirkt. Die Vorrichtung ist folgende: Auf einer Triebwelle ist eine tellerförmige Reibscheibe befestigt, deren eine Fläche mit einer Holzplatte versehen ist. Dicht daneben wird die Läuteseitrommel auf die Welle geschoben und an diese fest angepasst, sodass sie mit derselben sich fortbewegt. Dies wird dadurch bewerkstelligt, dass man einen daneben befindlichen Hebel, der mit einer schiefen Fläche gegen eine solche des Wellenlagerblockes anlehnt, hebt und dadurch Hebel und Seiltrommel seitwärts schiebt. Sobald nun die Läuteseitrommel in Rotation kommt, erfolgt eine Schwingung der mit dem Seil verbundenen Glocke, während die Rückschwingung eintritt, sobald der Hebel nachgelassen und dadurch die Friction zwischen Scheibe und Trommel beseitigt wird. In diesem Moment tritt ein seitwärts hängendes Gegengewicht und, sobald die Glocke in vollen Schwung gekommen ist, durch Übertragung eines in die Seiltrommel eingreifenden Zahnrades auch ein Excenter in Thätigkeit. Dieser bewirkt, dass die Seiltrommel ausser Berührung mit der Reibscheibe kommt, bis die Glocke von neuem anschwingt. Zum Läuten ist also nur erforderlich, dass der Glöckner zuerst durch ruckweises Heben des Hebels die Glocke allmählich in vollen Schwung bringt, worauf das Läuten vollkommen gleichmässig so lange andauert, bis der Excenter ausser Thätigkeit gesetzt wird. Alsdann schwingt die Glocke nach und nach aus, weil der neue Impuls fehlt.

Unter den Klängen eines Orgelpräludiums betrat nunmehr die Gesellschaft den weiten hochgewölbten Raum des mittleren Kirchenschiffes, dessen glanzvolle Ausstattung bei teilweise elektrischer Beleuchtung einen geradezu überwältigenden Eindruck machte. Nach beinahe einstündigem Aufenthalt, während dessen von einigen Anwesenden auch die Glocken und Läutevorrichtungen in Augenschein genommen wurden, verliess die

Gesellschaft nur zögernden Schrittes das herrliche Gotteshaus, während der Schall des mächtigen Glockengeläutes weithin verhallte.

17. (7. ordentl.) Versammlung des VI. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 9. Februar 1898, abends 7 $\frac{1}{2}$ Uhr

im grossen Sitzungssaale des Brandenburgischen Ständehauses,
Matthäikirch-Strasse 20/21.

Vorsitz: Herr Geh. Reg.-Rat E. Friedel.

Zunächst wird das Vorstandsmitglied Herr Schulrat Professor Dr. Karl Euler zu seinem 70. Geburtstag, den er gestern gefeiert, auf das Herzlichste begrüsst, worauf Herr Euler mit freundlichen Worten dankt.

1. Zum Kapitel Aberglaube und Volksvorstellung teilt unser Mitglied Prediger E. Handtmann zu Seedorf bei Lenzen a. d. Elbe folgende zwei Beiträge an Herrn E. Friedel für die heutige Sitzung mit.

a) Ihre Mitteilung über Blitzröhren (Brandenburgia V, 108) erlaube ich mir, durch nachstehenden „Aberglauben aus Stadt und Kreis Königsberg i. d. Neumark“ zu vervollständigen. Ich war selbst einmal Objekt des hier mitgeteilten Medikaments; es wird anno 1857 oder 58 gewesen sein.

Mittel gegen erfrorene Hände und Füsse.

Nimm 1. einen Spahn fetten Kien, in welchen, nachdem er gespalten, ein Stückchen Speck eingespannt und welcher alsdann angezündet wird. 2. mittelst der von dem Brande abtropfenden Kien- und Speck-Flüssigkeit zerschmelze ein Stück klaren Eises; 3. in die graue Masse, welche aus vorstehender Mischung sich bildet, knete Saft von Mohrrüben und 4. menge, nachdem die Masse wachsw weich geartet, für einen Groschen „Gelben Quector“ dazu. Solche Salbe, auf Leinwand gestrichen, und um die Froststellen gebunden, ruft in denselben anfangs heftiges Prickeln und Brennen hervor. Aber bekanntlich: Hitze wider Hitze — das Blitzfeuer treibt das Frostfeuer aus; nämlich der „Quector“ thuts, das übrige ist bloss „schmeidige Hülle“.

Durch einen mir befreundeten Apothekerlehrling bekam ich bald heraus, cujus generis der geheimnisvolle „Quector“ war, nämlich: das aus den sog. „Blitzröhren“, welche an den sandigen Abhängen des „Weinberges“ und des für Zauberkräuter u. dergl. noch mehr verehrten „Pimpinellenberges“ nahe Königsberg gesucht wurden, verfertigte Eisenockerpulver mit obligater Sandbeimischung. In den Dörfern Bolgen, Gossow, Stadt Bärwalde, Flecken Zellin und anderen Orten fand ich

denselben geheimen Volksglauben, traf ihn auch, als ich 1868 Prediger zu Kriescht, Kr. Oststernberg, wurde, in der Apotheke meines damaligen Freundes Storch wieder an.

Auch in hiesiger Gegend werden diese Röhrengebilde dem Blitz, der in den Sand schlägt, sporadisch zugeschrieben, doch ohne dass denselben eine Heilkraft beigemessen wird.

Die in Anlage beifolgenden Blitzröhrenstücke sind auf dem „Höhberk“ am linken Elbufer gesammelt an der Stelle, wo vor längeren Jahren viele schöne Feuerstein-Pfeilspitzen und auch einige Bronze gefunden sind. Ich selbst habe 19 sehr feingearbeitete Feuerstein- und eine Schaft-Bronzespitze da her. Im August 1848 suchten Herr Dr. Götze Berlin u. Dr. Schuchhardt - Hannover mit mir nahe der Fundstelle die Brandreste des Castellum Hobuoki Karls des Grossen (808) sowie nahe bei die Elbbrückenköpfe - Burgwälle Mentschow und Wootz, verbunden durch die Doppelsteinbarre quer durch die Elbe, gen. noch jetzt im Volke „Sonnenberger Weg“.

6. Die „Brandenburgia“ wird es interessieren, wenn ich in dieser „Flottenzeit“ die Erinnerung an eine von mir im Bärkalender 1890 schon gemachte Volks - Vorstellung auffrische, welche einen hübschen Beitrag liefert zu der „absichtslos fort dichtenden Macht des Volkssinns“:

„Vogel — d. i. Schmetterling — Admiral“.

Zur Zeit, wenn des Königs „blaue Jungen“ im Manöver Pflaumen pflücken, hebt sich, durch die Sucher aufgestört, vom Pflaumenessen selber bedächtig vom Boden auf der Vogel Admiral. Nach dem darf keiner schlagen; das wäre ebenso sündhaft, wie das „preussische C“ (C'-Vogel) oder den „Kaisermantel“ (Trauermantel) verletzen. Es ist eine Freude, zu sehen, wie der Admiral (Vanessa atalanta) „mit Herrenanstand“ bald langsam durch die Luft streicht, bald mit kraftvollem Flügelschlage blitzschnell vorwärts stürzt.

Vogel Admiral hat bedeutsame Färbung, nämlich Schwarz und Weiss und zwar Weiss in den oberen Flügelspitzen, dort gestaltet wie das „Zollernquadrat“. Quer über die Oberflügel und als Rand um die Unterflügel geht ihm eine rote Binde, derartig, dass jede Einzelseite den Buchstaben A, beide zusammen den Buchstaben O dem Auge des Betrachters vorlegen. Was aber das Merkwürdigste ist: Auf der Unterseite der Hinterflügel steht zweimal die preussische 18, zu lesen: 1881.

Die Farben Schwarz-Weiss-Rot und diese 18, sowie 1881 und die majestätische Fliegeweise — das muss etwas bedeuten!

Was wohl? Preussen und Hamburg, die deutschen Länder mit den Farben Schwarz-Weiss und Weiss-Rot kommen anno 1881 zusammen! Und dann gibt es einen preussischen Prinzen-Admiral, der die noch vorhandene Lücke eines „18.“ in siegreicher Seeschlacht ausfüllen wird.

Solches hörte ich seiner Zeit von 1854 ab bis etwa 1880 Oderschiffer phantasieren, deren mehrere beim Brand von Hamburg 1842 als Pioniere Hülfe geleistet hatten, andere zum Dienst auf der preussischen Anfangsflotte des Prinzen Adalbert als Seesoldaten bez. Matrosen herangezogen waren.

Diese Volksvorstellung bekam neue Nahrung, als wir 1880 unsern jetzigen Prinzen-Admiral Heinrich von der Weltumseglung wiederkehren und mit 18 Jahren nach Fürstenrecht majorem geworden, 1881 dem Offizierkorps der neuen deutschen Marine mit den inzwischen wirklich gewordenen Reichsfarben Schwarz-Weiss-Rot eingereiht sahen. Selbst hier herum in der Westpriegnitz betrachtete mancher damals diese eigenartige Zahlen-Gruppierung sinnend.

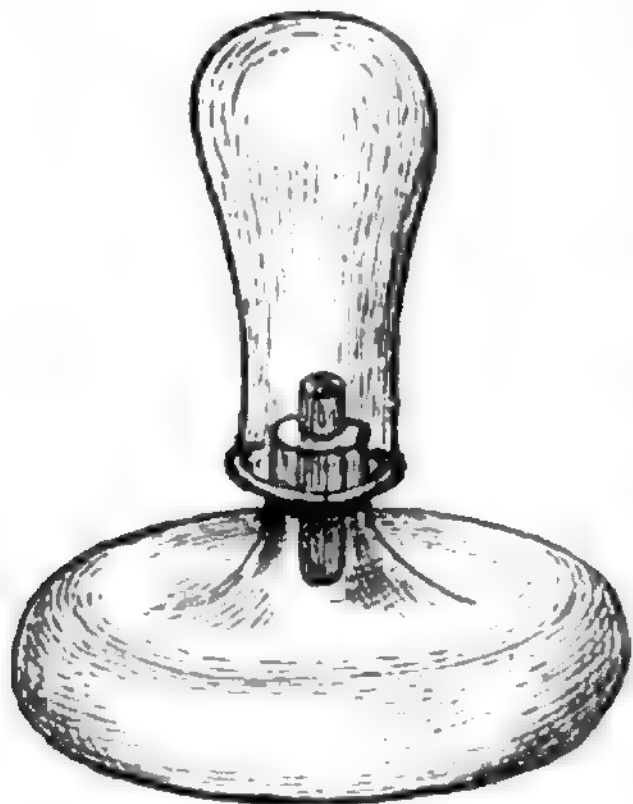
Ich bin inzwischen vom Odergebiet fort nach dem Elbstrom gezogen, weiss nicht, ob meine früheren Schul- und Lebensgefährten jene alte schöne Gedankenreihe noch weiter festhalten und fortspinnen. Möchte die Erinnerung, ein würdiges Seitenstück der Waldemarsage von der „Roten Immortelle“,*) nicht zu früher Vergessenheit anheimfallen!

2. Herr Friedel teilt bezüglich der „Brandenburgia“ VI, 315 besprochenen „Tintenstecher“ folgende briefliche Angabe des Herrn Regierungs-Baumeisters Hermann Weisstein zu Münster i. W. mit: „Ich möchte darauf aufmerksam machen, dass merkwürdiger Weise ein humoristisches Bild in der letzten Nummer der „Fliegenden Blätter“ (No. 2739) dies „gelehrte“ Gerät zeigt. Das Bild mit dem Titel „Des

Ritters Leid“ auf Seite 44 enthält unter denjenigen Sachen, die der Ritter aus dem Fenster wirft, einen Tintenstecher. Woher mag der Maler A. Hengeler diese Idee haben?“ Das betr. Zeitungsblatt wurde vorgezeigt.

3. Herr Hermann Weisstein teilt ferner hinsichtlich der Gnidelsteine, „Brandenburgia“ VI, 316 mit: „Beifolgende Skizze stellt einen Gnidelstein dar, wie man solche in mehreren Exemplaren in dem Altertums-Museum in Neubrandenburg aufbewahrt. Der Stein hat fast dieselbe Form wie die jetzt noch üblichen „Stopfhölzer“. Die Führung geschieht an dem

gläsernen Griff; um den Druck auf den zu glättenden Stoff wirksamer zu machen, wird der untere Teil mit heissem Wasser gefüllt. Die



*) Vgl. E. Handtmann, Neue Sagen aus der Mark Brandenburg. Ein Beitrag zum Deutschen Sagenschatz. Berlin, 1883, S. 164 u. 254 und ders.: Rote Immortelle. Die Rose von Jericho im deutschen Land. Brandenburgisches Märchen. Düsseldorf (1885). Gemeint ist das Pflänzchen *Gnaphalium dioicum* Linné.

gläsernen Gnidelsteine in Neubrandenburg sind blau, rot, grün etc.“ — Herr E. Friedel bemerkt dazu, dass das heisse Wasser auch dazu diene, damit der erhitzte Gnidelstein den noch feuchten Stoff besser glätte. Das Gerät besteht aus dem hohlen Gnidelstein, dem Verschluss-Stöpsel und dem gläsernen Griff.

4. In Bezug auf primitive Brotbereitung („Brandenburgia“, Sitzung vom 5. Januar 1898) trägt Herr E. Friedel folgendes nach:

a) Über altägyptisches Brot aus dem hiesigen K. Museum, vom Grabe des Mentuhotep, 12.—18. Dynastie, etwa 2500 Jahr vor Chr., also gegen 4300 Jahre alt, berichtet Prof. Dr. Wittmack in der hiesigen Ges. naturforschender Freunde, dass die Brote tief-schwarzbraun und sehr hart sind. Das sehr grobe Brot enthält häufig Bruchstücke von Getreidekörnern, ferner sogar Spelze und Grannenteile. Es ist Gerstenbrot. Die Stärkekörner der Krume erweisen sich, wie bei unserm heutigen Brot, fast alle als verkleistert durch die Hitze des Brots. Hefezellen lassen darauf schliessen, dass das Gerstenbrot mit Hefe oder Sauerteig behandelt ward. Die nebenher beobachteten Bakterien zeigen in ihrer Mehrzahl grosse Ähnlichkeit mit dem Buttersäurebazillus.

b) In Calau, Nieder-Lausitz, wurde Herrn H. Maurer und mir am 6. Juni 1897 eine Mitteilung über die primitiven, bis in die Wendenzeit zurückreichenden, aber noch jetzt üblichen Leinölkuchen, wendisch Buliwanne, gemacht. Es wird ein dünn ausgewalzter Brotfladen hergestellt und dieser mit frischgeschlagenem Leinöl begossen, welches mit Syrup durchrührt ist. Damit das Leinöl nicht abfließt, wird es mit geriebener Semmel bestreut. Durch das Backen bekommt das Oel einen leichten Firnisgeschmack und dieser ist für den Liebhaber solchen primitiven Oelfladens gerade die schönste Würze. — Vgl. des weitem Nr. 7.

5. Herr E. Friedel giebt folgenden

Nachtrag zu den essbaren Weichtieren, welche von ihm in der Sitzung vom 5. Januar 1898 besprochen wurden.

a) In den russischen Ostseeprovinzen, wo wegen Aussüßung des Meereswassers die Muscheln (*Unio* und *Anodonta*) der Bäche und Flüsse bis in die See hineingehen*), scheint man in der Urzeit, bereits in dem jungsteinzeitlichen Abschnitt derselben, die Süßwassermuscheln verzehrt zu haben. Graf Georg Sievers hat bei seiner Beschreibung des Rinnehügels (Rinne-kaln) am Burtneck-See in

*) Johnston-Bronn, Einl. in die Konchyliologie, 1853, S. 303: „Im Livländischen Busen gesellen sich noch Fréminville (Bullet. philomat. 1819, 12), sogar Arten von *Cyclas*, *Unio* und *Anodonta* zu *Cardium*, *Tellina* und *Venus*“. (Eine eigentliche *Venus* kann dies nicht sein, vielleicht Verwechslung mit *Tellina baltica*, die essbar ist.)

Livland, Verh. der Berl. Anthropol. Ges. VII, 1875, S. 214 flg. hierauf aufmerksam gemacht. Professor C. Grewingk, damals noch in Dorpat, stellte dies zwar anfänglich in Abrede, sagt aber 1877 im X. Bd. des Archivs für Anthropologie (Zur Archäologie des Balticum und Russlands), von dem ansehnlichen Muschelberge, der nach Rudolf Virchow (Verh. der Berl. Anthropol. Ges. IX, 1877, S. 398) etwa 20 m Querdurchmesser längs des Flusses bei 2,35 m Höhe hat, eine etwa 3 Fuss dicke Muschelschicht einschliessend, bezüglich der Ur-
 einwohner S. 313: „Sie nährten sich, wie die Reste der auf dem Rinnekaln abgehaltenen Totenmahlzeiten lehren, von Fleisch, Fischen und vielleicht auch von Süßwassermuscheln, insbesondere von *Unio tumidus* L.*), doch wird letzteres nur dann anzunehmen sein, wenn sich bei fortgesetzter Untersuchung des Rinnehügels ergeben sollte, dass in ihm, nicht wie bisher angegeben, gewisse Schichten mit Fischresten und andere mit Muschelresten enthalten sind, sondern dass diese Reste entweder gesondert und fleckweise, oder in ein und demselben Lager vorkommen“.

Das hat nun R. Virchow durch Einnahme des Augenscheins an Ort und Stelle festgestellt, indem er den Rinnekaln ganz zutreffend mit den dänischen Kjökkenmöddinger vergleicht. Persönlich dachte ich zunächst, dass diese Schalthiere als Schweinefutter gedient haben könnten; ich bescheide mich aber dieserhalb verneinend, weil die von Rütimeyer untersuchten Mengen von Knochen aus dem Rinnekaln immer nur Wildschwein, niemals Torfschwein oder eine sonstige domestizierte Schweineform ergeben haben. An Haustieren sind überhaupt nur Hund, Rind, Schaf und Ziege ermittelt.

b) Eine geschichtliche Schnecken-Anekdote finde ich im Jugurtha des C. Crispus Sallustius, cap. 93. Marius belagerte vergeblich eine Bergveste nicht weit vom Flusse Mulucha, der des Jugurtha und Bocchus Reich in Mauretania trennt, und dachte bereits, das schwierige Unternehmen fallen zu lassen. „Als er solches viele Tage und Nächte sorgenvoll erwog, bemerkte von ungefähr ein gewisser Ligurier, ein gemeiner Soldat von den Hülfskohorten, der Wasser zu holen aus dem Lager gegangen, nicht weit von der Seite des Kastells, im Rücken der Kämpfenden, unter den Steinen kriechende Schnecken und stieg, indem er erst einzelne, dann wieder andere auf, im Eifer des Schnecken-sammelns bis auf den Gipfel des Berges“. Während der biedere Ligurier nun seiner vaterländischen Neigung für das Verspeisen von Landschnecken nachgeht, entdeckt er einen Schleichweg in die Bergveste, die auf diesem Schneckenpfad erstiegen und überwältigt wird. Man darf

*) Sievers hebt dagegen besonders unsere Malermuschel, *Unio pictorum* L. hervor. Es kommt in dem Hügel auch die Miesmuschel (*Mytilus edulis* L.) aber wie es scheint, nur wenig häufig vor.

hierbei an die in Nordafrika häufig gegessenen Schnirkelschnecken *Helix dupotetiana*, *H. cirtae*, *H. lactea* denken und ich will gleich hierbei, mit einem Sprunge in die Eroberungs-Geschichte Algiers in den dreissiger Jahren d. J., anschliessen, dass es eine in ungeheurer Häufigkeit in Algerien vorkommende Schnirkelschnecke, die erwähnte *Helix dupotetiana* war, mit welcher sich das französische Expeditionsheer auf dem Rückzug von Mascara vor dem Hungertode schützte. Ob norddeutsche Soldaten dies wohl fertig bekommen haben würden? (Moritz Wagner, Reisen in Algerien, Ed. v. Martens, Die klassischen Conchylien-Namen, in Württemb. naturwiss. Jahreshefte 1860. S. 199.)

c) Die Römer sollen die Erfinder der Schneckengärten sein. Meierotto, Ueber Sitten und Lebensart der Römer in den verschiedenen Zeiten der Republik. 3. Aufl. Berlin 1814 sagt S. 252: „Fulvius Hirpinus legte zuerst Schneckengehege an; er fütterte sie mit Sapa und Korn und machte sie dadurch so gross, dass ein einzeln Schneckenhaus 80 Quadrantes oder 20 Sextarios fasste, das macht nach unserm Mass 20 Quartier. Plin. 9, 56.“

Becker im Gallus, 3. Aufl. von Rein, 1863, III, 36 führt dies weiter aus: „Die Schneckengehäge (*cochlearia*) befanden sich meistens auf kleinen schattigen Inseln, die sogar mit künstlichem Thau befeuchtet wurden (*manu facere oportet roscidum*). Varro r. r. III, 54 behandelt ausführlich die Zucht und Pflege. Plin. h. n. IX, 56, 82. *Cochlearum vivaria instituit Fulvius Hirpinus in Tarquiniensi, paullo ante civile bellum — distinctis quidem generibus eorum, separatim ut essent albae, quae in Reatino agro nascuntur, separatim Illyricae, quibus magnitudo praecipua, Africanæ quibus foecunditas, Solitanae quibus nobilitas*“. Ed. v. Martens a. a. O. S. 199 hält die erstgenannten bei Reate (jetzt Rieti an der neapolitanischen Grenze) vorkommenden Landschnecken für *Helix carseolana*, die grossen illyrischen für *Helix ligata* (= *H. secernenda*). Andere essbare Schnecken bei Plinius VIII, 39, (59) und XXX, 6 (15) deutet Ed. v. Martens auf *Helix aperta*, *Helix muralis* mit ihren Verwandten, ferner auf *H. vermiculata*, *variabilis* und *H. mazzullii* Jan., eine nahe, aber grössere Verwandte von *H. adpersa* auf Sicilien.

d) Die Süsswasser-Muscheln anlangend, so ist nachzutragen, dass unsere grossen Anodonten-Schalen im nördlichen Frankreich zum Abnehmen der Milch (Abrahmen) dienen. Ed. v. Martens a. a. O. S. 252. — Nach Mitth. des Prof. Dr. Ed. Martens werden noch jetzt im Neapolitanischen und auf der Balkan-Halbinsel Unionen und Anodonten verspeist.

e) Die Süsswasser-Schnecke, welche Prof. Paul Ascherson in der Oase Farafreh in der Wüste Sahara verspeist hat und die Prof. Dr. von Martens nach gefl. Mitteilung vom 25. v. M. in den Sitzungs-

berichten der Gesellschaft Naturf. Freunde 1874, S. 64 beschrieben hat, ist *Ampullaria ovata* Oliv. var. *conglobata* Ed. v. M.

f) Seeschnecken und Seemuscheln waren bei den Alten sehr beliebt: *cochleae-ostrea, pelorides, echini* (Seeigel), *musculi et omnes fere conchulae*. Varro L. L. V. 77, Seneca ep. 95, Horaz, Sat. II. 4, 30 flg. Als die besten Austern galten die von Circeji Plin. XXXII, 6, 21, demnächst die vom Lukriner See Plin. IX, 54, 79. Mit steigender Üppigkeit holte man sie aus Brundisium, Tarent, Cyzicum und sogar von der Nordsee Britanniens*). Auch mästete man sie einige Zeit im Lukriner See. Was den Genuss anlangt, so unterschied man rohe Austern, *ostreae crudae*, welche den Gästen gereicht wurden, *quantum vellent*, und am liebsten erst bei Tisch geöffnet, Sen. ep. 78, 23, und zubereitete Austern, *patina ostrearum*. *Garum*, eine aus den Eingeweiden und dem Blut gewisser Seefische bereite Tunke, welche die Stelle unsers Caviars bei den Egyptern, Griechen und Römern vertrat, diente u. A. auch dazu, die Austern zu beträufeln:

Ebria Baiano veni modo concha Lucrino.

Nobile nunc sitio luxuriosa garum.

Martial XIII, 82 (Ostrea).

6. Als Nachtrag zu der geschichtlichen Betrachtung über die Butter in der Sitzung vom 5. v. M., gleichzeitig aber auch als Beitrag zu dem heute zu verhandelnden Thema des Aber- und Volksglaubens, teilt Herr E. Friedel mit:

a) dass die an junge heiratsfähige Mädchen ergehende Warnung, sie sollen die Butter nicht anschneiden, andernfalls sie noch sechs Jahre auf den Freier warten müssen, angeblich brandenburgischen Ursprungs sei. Es laufen darüber zwei Versionen um.

Die eine Erklärung lautet so: Der grosse Kurfürst, der in seiner Jugend in Holland eine gute Butter kennen und schätzen lernte, zog viel Holländer ins Land und begründete mit ihnen Meiereien im brandenburgischen Lande, damit sie die jungen Bauerstöchter in der Kunst des Buttermachens unterrichten sollten. Dies fand bald seinen Eingang, und einmal war es der Stolz des jungen Mädchens, schöne Butter zu machen, andererseits strebten bald die jungen Wirte danach, nur solche Frauen zu bekommen, die darin ihres Gleichen suchten. Ging nun solch ein junger Bauersmann „gewichst und recht fein angethan“ auf die Freite, so wurde, nachdem Haus und Hof besichtigt, auch das Vieh gelobt und schliesslich das Mädcl angesehen. Wenn man sich dann zu Tische setzte, so war es Ehrensache des heiratslustigen Mädchens, ihrem Freier selbstgemachte Butter vorzusetzen, wenn er ihr gefiel. Schnitt er diese

*) Vgl. Gallus a. a. O. III. 38, 228, 235, 238, 241, 242 und Ed. v. Martens, Die class. Conchylien-Namen, S. 234.

Butter an, dann war dies ein sehr gutes Zeichen, gab er sie aber zurück, so war die Sache aus, und das Mädcl blieb für diesmal sitzen. Hieraus hat sich wohl im Laufe der Zeit vom Lande her der Aberglaube gebildet, dass ein Mädcl sitzen bleibt, wenn sie die Butter anschneidet.

Die andere Erklärung schliesst sich an die eben mitgeteilte an. Danach wird die Angst junger Mädchen vor dem Butteranschneiden nicht auf den Grossen Kurfürsten, sondern auf Friedrich Wilhelm I. zurückgeführt, welcher gleich seinem Grossvater unter der Leitung von Holländerinnen Lehranstalten für die Kunst des Butterns errichtete. Dorthin mussten die Beamten der Kurmark Töchter des Landes schicken, welche am Schluss ihrer Lehrzeit eine Probe guter Butter zu bereiten hatten, die der König selbst zu prüfen nicht verschmähte. Fiel die Prüfung zu Gunsten des Mädchens aus, so verlieh ihr der König einen Brautschatz von 100 Thalern. Man bot damals einem Gaste als die höchste Gabe ein Stückchen selbstbereiteter frischer Butter, der man in sauberen Holzformen eine schöne Gestalt gab. Der höchste Gast für die junge Tochter des Hauses war der Brautwerber. Damit diesem die von ihm gewählte Braut züchtig und zurückhaltend, nicht zu fahrig und selbstsüchtig erscheine, schnitt die Braut die Butter nicht selbst an, sondern liess die älteren Personen, vor allen den Brautwerber, dann die Eltern damit den Anfang machen.

b) Die Baronin Tautphoeus, eine vorzügliche Kennerin Oberbayerns, erzählt über die Butterschmalz - Bereitung und dessen Verwendung im 2. Bd. des Romans „Quitt“ folgendes: „Sie fand (auf der Alm in dem Ränzel eines Waldarbeiters) die Überbleibsel eines Laibes von braunem Brot, einen kleinen Beutel mit weissem Mehl und eine runde Büchse aus Ahornholz mit Schmalz, d. i. zu Öl geschmolzene Butter und dann abgekühlt, in welchem Zustande sie für Monate, ohne Gefahr ranzig zu werden, aufbewahrt werden kann. Dies ist thatsächlich ihr Ersatz für Fleisch; aber nur Leute, welche schwer und in freier Luft arbeiten, könnten es wagen, so ausschliesslich von fettiger Nahrung zu leben. Die Art, diese Waldmanns-Kost zu bereiten, ist äusserst einfach. Ein Teil Mehl wird mit frischem, kaltem Wasser und etwas Salz vermischt, die Pfanne dann auf das Feuer mit einem derben Stück Schmalz gestellt, welches fast allsogleich das Aussehen von Öl annimmt, worin der Teig oder die Paste solange umgedreht wird, bis alles mit Fett gesättigt ist und die Stücken leicht braun und krustig erscheinen“.

7. Als fernern Nachtrag zu der Mitteilung über die primitive Brotbereitung in der Sitzung vom 5. v. M. (vgl. auch No. 4) legt Herr Friedel Korn- und Mehreste aus der Brandstätte der Borsig-Mühle am rechten Spree-Ufer in Moabit nahe der Hansa-Brücke vor. Am Freitag, den 7. Januar d. J., geriet, vielleicht durch

Selbstentzündung von Mehlstaub die in grossartigen Verhältnissen angelegte Mahlmühle in einen verheerenden Brand, der erst nach drei Wochen erloschen ist. Bei dieser Gelegenheit sind ungeheure Mengen von Korn, Weizen und Roggen sowie Mehl verbrannt bzw. verkohlt oder einem eigentümlichen trocknen Destillationsprozess unter starkem Druck der darauf lagernden Vorräte und Schattmassen unterworfen worden. Unser Mitglied, Herr Direktor Seide, hat die Güte gehabt, die Ihnen hiermit vorgelegten drei interessanten Präparate dem Märkischen Museum zu verehren. Zunächst eine Masse zusammengebackener Weizenkörner, die eine kohlig schwarze Farbe angenommen haben (Kat. B. VIII, 1174); ferner zusammengeballter, fast möchte man sagen, zusammengesinterter Roggen, der graphitähnlich eine glänzend graue Farbe angenommen hat, endlich eine sandsteinartig aussehende feste Masse, aus Roggenmehl, welches ebenfalls unter hohem Druck ein trocknes Destillationsverfahren ausstanden hat und sich wie Holz schneiden lässt.

8. Ausstellung von Gegenständen des Volks- und Aberglaubens, welche sich im Märkischen Museum befinden.

Herr E. Friedel bemerkt zu den ausgestellten Gegenständen folgendes:

Zur Ergänzung des Vortrags unsers Mitgliedes Dr. Runze habe ich eine kleine Auswahl von Gegenständen des Volks- und Aberglaubens, meist unserer Heimat, aus den Beständen des Märkischen Museums heut zur Stelle gebracht.

Dergleichen Gegenstände sind zwar vielfach im Volk, auch in den sogen. höheren Ständen, vorhanden, aber schwer zu bekommen, weil sie verheimlicht und meist nur ungern abgetreten werden. Es hat jeder Mensch ohne Ausnahme, auch der gebildetste und — eingebildetste seinen Aberglauben, gleichzeitig ist der Glaube an den Fetisch und an den Talisman, sowie das Amulett, d. h. der Glaube an die Zauberkraft eines bestimmten Gegenstandes ebenfalls noch immer ganz ausserordentlich verbreitet. Starkgeistige Personen, die einen Fetisch besitzen, helfen sich über logische Bedenken fort mit der Formel: nützt es nichts, so schad't es nichts. *)

Nur auf den Fetischdienst und was von ihm ausströmt, beziehen sich, um nicht dem Hauptredner vorzugreifen, meine Vorlagen.

Absichtlich habe ich von der Ausstellung zwei interessante Suiten die Bauopfer**) d. h. die Gegenstände, welche vor oder bei einem

*) Vgl. meine Mitteilung: „Vom Bötten, ein Beitrag zum Volksglauben in Berlin“ „Brandenburgia“ VI, 374.

**) Vgl. meine Mitteilung: „Das Wunder beim Richtfest der Kaiser Friedrich Gedächtniskirche zu Berlin“. „Brandenburgia“ IV, 246.

Neubau den Unterirdischen dargebracht werden und ferner die Alraune*) ausgeschlossen, beide Sammlungen sind so reichhaltig und für die Heimatkunde so wichtig, dass ich mir vorbehalten muss, sie bei Gelegenheit besonders Ihnen vorzuführen.

Ich teile die ausgestellten Gegenstände nach dem naturgeschichtlichen System in solche aus dem Tier-, Pflanzen- und Steinreich ein.

a) Aus dem Tierreich.

1. Rückenschild der märkischen Schildkröte (*Emys europaea*), geschossen um 1850 bei Eberwalde. Aus dem Besitz des Geheimen Kommerzienrats Louis Ravené, Vaters des jetzigen Besitzers der berühmten von uns besuchten Gemäldegalerie**). Von jenem als Geldschwinge gebraucht. Ihm nahm sie sein jüngerer Stiefbruder Gustav Ravené ab, vor dem ich sie erhalten und dem Märkischen Museum (B. VIII. 336) einverleibt habe. Die Schildkröte gilt in ganz Norddeutschland als ein glückbringendes Tier. Man hält sie gern lebend in den „Drank-Tonnen“, aus denen man das Vieh versorgt, die Rückschalen benutzt man als Salzmetzen, als Geldschwingen und zum Messen von Korn und Mehl, immer in der Meinung, dass dies Glück bringt***).

2. Ein Bezoarstein (B. VIII. 789), am 25. März 1877 durch den Apotheker E. Schenk aus einer norddeutschen Apotheke erhalten. Es ist eine rundliche aus schaligen Ablagerungen gebildete steinartige kugelige Verhärtung, welche sich im Magen der Bezoar-Ziege oder Paseng (*Capra aegagrus* Gm.) findet, die in den Gebirgen Persiens und des Kaukasus lebt; diese Magensteine gelangen als orientalisches Bezoar in den Handel. Der von dem amerikanischen Vicunna (*Vigognetier*, *Auchenia vicunna* L. aus den Anden) stammende Bezoar gilt bei abergläubischen Leuten als weniger wirksam. Wird noch jetzt als geschätztes (eingebildetes) Heilmittel, occidentalisches Bezoar, teuer bezahlt.

3. Dreimal drei Schuppen vom Karpfen (*Cyprinus vulgaris* L.) von der Mutter des beim Märkischen Museum beschäftigten Bureau-Assistenten Sonnenburg demselben i. J. 1866, da er zu Felde zog, in Tuch eingenäht und als segenbringend mitgegeben.

4. Zwei gewaltige 3 cm lange, 1½ cm hohe Schuppen vom Königskarpfen, *Cyprinus rex cyprinorum* L., auch Spiegelkarpfen, *Cyprinus specularis* Bloch, genannt, weil die wenigen, dafür aber sehr umfangreichen Schuppen, welche dieser domestizierten Spielart des gemeinen Karpfens eignen, mit Spiegeln verglichen werden.

*) Vgl. C. Bolle: „Zur Kunde von der Alraunwurzel“. „Brandenburgia“ IV, 364.

***) „Brandenburgia“ VI, 63.

****) Vgl. Niederlausitzer Mitteilungen Bd. V, Guben, 1897, S. 57, No. 4 bis 6.

Dergl. Fischschuppen, bei uns gewöhnlich Karpfenschuppen, werden noch jetzt sehr häufig, auch in Berlin, in den Geldbeuteln getragen: nützen sie nichts, so schaden sie nichts, aber es ist doch angenehm und besser sie bei sich zu tragen! Ich vermute, dass der Aberglaube von der slavischen Bevölkerung herrührt, in den slavenfreien Teilen Deutschlands scheint er nicht heimisch und auch in manchen Gegenden, wo zwar auch Slaven gesessen haben, die Regermanisierung aber eine viel gründlichere geworden ist, kennt man die Sitte nicht, z. B. nicht in Neuvorpommern, Rügen, Mecklenburg, Holstein. Auch in Ostpreussen unbekannt.

b) Aus dem Pflanzenreich

MM. B. VIII. 1182 der anliegenden Tafel, Holzpflöck zum Bannen von ansteckenden Krankheiten (Kopffrose, Masern, Scharlach, Pocken u. dgl., sowie von Wechselfieber) wird in junge kräftige Bäume mit einer Bannformel hineingetrieben. Wer den Pflöck herauszieht, auf den geht die Krankheit über. Nimmt man an, dass bei Krankheiten welche anstecken, von dem Ansteckungstoff etwas auf den Pflöck aufgeschmiert ist, was vorkommen soll, so ist die Ansteckungsgefahr wirklich zeitweilig vorhanden. Bei Wechselfieber natürlich nicht. Wer einen dergleichen Pflöck sieht und die Sache kennt, hütet sich wohl denselben herauszuziehen. Er nimmt aber wohl einen Stock von der Erde, zerschlägt den unheilbringenden Pflöck und wirft den zum Schlagen benutzten Stock von sich. Von mir bei einer Excursion des Märkischen Museums einem Baum an einem ziemlich frequenten Fusspfad zwischen Kemnitz und Werder bei Potsdam entnommen.

Ausserdem wurde ein prächtiger Hexenbesen von der Kiefer, *Pinus silvestris*, stammend vorgelegt, welcher von einem alten Baum aus der Forst bei Potsdam stammt und dem Märkischen Museum vor zwei Tagen durch die Güte des Herrn Gartendirektors Hampel verehrt worden ist. Dies Exemplar des „Donnerbusches“, M. M. A. II. 2435, ist viel stärker und älter als das Brandenburgia IV. S. 293 abgebildete, welches von einem jüngern Baum herrührt und daher längere Nadeln hat, während der vorgelegte Hexenbesen, weil von einem Veteran stammend die kürzern Nadeln der bejahrten Kiefer aufweist. Der Potsdamer Hexenbesen ist der Art „drange“ und kraus gewachsen, dass ein baumwohnender Vierfüssler, nach Dr. Karl Bolles Meinung vielleicht ein Baumarder, darin sein Nest aufgeschlagen hat, mit mehren Schlupflöchern, wie deutlich ersichtlich. Wegen der botanischen und volkskundlichen Bedeutung des Hexenbesens sei auf Brandenburgia IV. 289, 311, 363 und V. 2, 41 verwiesen.

c) Aus dem Steinreich.

I. Versteinerungen.

Gross ist die Zahl der sogenannten Krötensteine, welche als Talismane in Berlin, der Provinz Brandenburg und vielen, vielleicht allen,

Teilen von Deutschland benutzt werden und infolgedessen sehr geschätzt sind; dasselbe gilt von den Donnerkeilen oder Donnerkielen. Am Strand unserer Ostsee- z. Teil auch unserer Nordseeküste wird nichts eifriger gesammelt, als der Krötenstein und der Donnerkeil, welche das Meer auswirft, es ist dies ein Rest der den meisten unbewusst gewordenen Wertschätzung, welche man früher ganz allgemein diesen Versteinerungen als Talisman beimass.

Die meisten dieser bei uns also benutzten Versteinerungen gehören der in Rügen vertretenen weissen Mukronaten- oder Schreibkreide an. Die Kröte trotz ihrer widerlichen Gestalt oder vielleicht gerade deshalb, gilt als segenspendend. Dies ist, wie wir sahen, auch auf die Schildkröte übertragen. Im Keller des Hauses sieht man besonders gern die Kreuzkröte, bevorzugt wegen ihres weissen Rückenkreuzes (*Bufo calamita* Laur.) und nennt sie Hausunke.*) Thut man ihr etwas zu Leide, so erkrankt oder stirbt jemand im Hause. Die Bufoniten oder Krötensteine hielt man für versteinerte Kröten. Am häufigsten werden bei uns als Glücksteine folgende Bufoniten d. h. versteinerte Seeigel gesammelt: halbkugelige Galeriten (*Galerites vulgaris* Lamk. Nr. 597 der Taf., *G. abbreviatus* Lamk., *G. albogalera* Lamk.), die letzten beiden Arten seltener, die ersteren in unserer Provinz einschliesslich Berlin sehr verbreitet. Ferner die einem kleinen Turban ähnelnden Cidariten, Nr. 801 der Tafel, (*Cidaris vesiculosus* Goldf.), die länglich helmförmigen Ananchyten (*Ananchytes ovata* Lamk., *A. conoidea* Goldf. und *A. hemisphaerica* Brogn., welche als Glücksteine gern in die Laden, Truhen und Kommoden kommen, endlich auch die seltneren flachherzförmigen Spatangen (*Spatangus suborbicularis* Deifr.)

Die Donnerkeile sind in der ungeheuren Menge der Fälle *Belemnitella mucronata* v. Schl. sp.

Ich lege Ihnen vor: einen Donnerkeil (*Belemnitella mucronata*) und einen Krötenstein (*Galerites vulgaris*) von einer alten Frau in Vetschau, Kreis Kalau, zu Wunderkuren gebraucht, M. M. VIII. 225 und 226. Von dem Altertumsforscher Alexander Rabenau 1874 erworben.

Drei Donnerkiele (nicht Donnerkeile), unter dieser Bezeichnung im Januar 1875 in einer Apotheke der Königstrasse zu Berlin als sympathetisches Schutzmittel erworben, ebenfalls Belemniten, aber anscheinend nicht der nordischen Mukronatenkreide entstammend. VIII. 222 der Tafel.

Ein Krötenstein (*Cidaris vesiculosus*) M. M. VIII. 801. mir in dem holsteinischen Nordseebade Büsum als Glücksstein, zum Verwahren in der Kommode, bezeichnet.

* Bruno Düringen: Deutschlands Amphibien und Reptilien. 1897. 503.

Ein sehr geschätzter Talisman ist der Adlerstein (*Achilleum resonans* Puggaard), VIII. 1181 der Tafel, aus der weissen Schreibe- kreide der Insel Møen, nahe dem Dronningestol stammend, mir von dem Ornithologen Alexander von Homeyer vor einigen Jahren übergeben. Erich Pontoppidan, Versuch einer natürlichen Historie von Norwegen. I. Teil, Kopenhagen 1753, sagt darüber S. 314: „Aetites oder Adlersteine findet man hier sowie anderwärts in den Nestern der Adler, die, wie es wahrscheinlich ist, von diesen Vögeln diesfalls hinein- gelegt worden, um darinn die allzuheftige Wärme zu mässigen, die die rauchende Brust der Mutter bey sich führen kann, vornehmlich da der Adler ein hitziger Vogel ist. Ich besitze einen, der, wenn er geschüttelt wird, klappert und zu erkennen giebt, dass er in seiner Dichtigkeit ein anderes dichtes Wesen erhalte. Von der verschiedenen Kraft, die ihm beygelegt wird, redet Olaus Worm (in Museo p. 78) mehr als genug, indem ich denke, dass Einbildung und Aberglauben den grössten Teil daran haben“. — Es handelt sich um einen fossilen Schwamm, der auch in der Rügenschon Kreide häufig ist. (Christopher Puggaard, Geologie der Insel Møen. 1852 S. 12, E. Boll, Die Insel Rügen, 1858 S. 79.)

Die Adler- oder Klappersteine habe ich nach Rügenschon Vorschrift, wie folgt, öfters präpariert. Sie werden erwärmt und mässig geklopft. In die Löcher der 3 bis 4 mm. starken Feuersteinschale führt man Nadeln und lockert damit die kreidige Masse, welche sich zwischen der Schale und dem vieleckigen Kern von Kieselerde befindet. Durch Schütteln wird die Kreide entfernt und schliesslich sich der innerste Kieselkern der- artig allseitig freigelegt, dass er beim Schütteln klappert, daher man die Adlersteine, wie schon angedeutet, auch Klappersteine nennt. Die alten Helden, Berserker und Wikinger trugen die Adlersteine als Siegessteine bei sich, jetzt thun es Burschen, die auf das Raufen ausgehen. Auch Frauen sollen sie in gewissen Verhältnissen dienlich sein, namentlich, die Geburt erleichtern, als Lösesteine.

Ferner sei noch bemerkt, dass bei den Adlersteinen wiederum Ver- mengungen ganz verschiedener Versteinerungen vorkommen. Es werden nämlich auch mehre Genera und Species von Krötensteinen, Galerites, wie Ananchytes, Adlersteine genannt. Der Adler packe diese Steine, wenn sie noch weich sind, um sie in sein Nest zu tragen und dabei drücken sich, nach dem Volksglauben seine Fänge teils in Täfelchen, teils sternförmig ab, je nachdem die Zeichnung des betreffenden Seeigels ist. *)

*) „Wie im Gebiete der Juraformation der fingerförmig gestaltete Belemnit (Teufelsfinger) substituierend für das prähistorische Steingerät eintritt und vom Volke mit diesem verwechselt wird, so an der Nordseeküste die versteinerten Echiniten. Das Volk nennt sie dort „Grummelsteene“, „Adlersteine“, „Gos-Aren-Steene“ (Gänse- adlersteine) und Krallensteine, weil Adler sie, als sie noch weich waren, mit ihren Krallen erfasst und dadurch geformt und gezeichnet haben sollen. Wer diesen Stein beim Gewitter auf den Tisch legt, wird nicht vom Blitz getroffen“. R. André.

Schliesslich lege ich 9 sogen. Bonifacius-Pfennige aus der Nähe der Burg Heldringen (Sachsenburg) in Thüringen vor. Diese nach dem Heiligen Winfried genannten scheibenförmigen Versteinerungen, welche eine ungefähre Ähnlichkeit mit Münzen haben, werden im Geldbeutel, wie Karpfenschuppen und als Heckpfennige, damit man immer Geld darin habe, getragen. Geschenk unsers Mitgliedes Dr. Gustav Albrecht.

II. Nichtversteinerungen.

Sehr bekannt und geschätzt als Glücksteine sind die vom Volk bei uns sogenannten Schwalbensteine, weil man sie angeblich in Schwalbennestern findet, was ebenso fabelhaft ist, wie dass die Adlersteine aus Adlernestern stammen sollen. Man wendet sie u. A. bei Augenleiden an, und da eine Schwalbe bekanntlich den alten Tobias in einer etwas unbotmässigen Weise geblendet hat, so meint man, dass umgekehrt der Schwalbenstein gegen Augenübel helfe. So soll der Blitzstein (Donnerkeil), den der Blitz angeblich geworfen, gegen den Blitzschlag das Haus, unter dessen Schwelle er vermauert ist, schützen; dieselbe mystische Vorstellung.

Unser geschätztes Mitglied, Herr Willibald von Schulenburg, in einem sehr lehrreichen Aufsatz „Die Steine im Volksglauben des Spreewaldes“, Zeitschr. für Ethnologie, Bd. XII, 1880, S. 252 flg. bildet einen Schwalbenstein aus dem Spreewald, S. 254, Fig. 1, allerdings ungenügend, nämlich ohne das charakteristische krause Geäder der Oberfläche, ab und bemerkt dazu: „Nächst den besprochenen Kröten- und Schlangenkronen dürften die sog. „plätschigen“ oder Blitzsteine ihren Platz finden. Diese kleinen, glatten, dunkeln Feuersteine von bohnenförmiger Gestalt ohne wahrnehmbare Risse, welche in steinigten Gegenden häufiger sind, finden sich selten in Burg. Ihr Wert wird erhöht durch eine Sage. Als Jesus Christus starb, haben die Felsen gesplittert. Daher findet man nie mehr einen Stein ohne Risse, nur die erwähnten machen eine Ausnahme. — Sie sind so glatt, weil sie mit dem Blitze kommen, das „Plätschige“ ist von der Luft abgezogen und hat vom Blitzstrahl gelitten. Wo dieser eingeschlagen und Strahlen gerissen hat auf Wiesen unter dem Rasen, da findet man sie, aber selten. So das Volk. Die „Blitzsteine“ gelten als wertvolles Mittel bei Besprechungen und Krankheiten, sind jedoch wegen ihrer Seltenheit weniger bekannt“.

Hierzu habe ich folgendes zu bemerken: die Schwalbensteine haben den Geologen in neuerer Zeit mehrfach beschäftigt und scheint über dieselben noch nicht das letzte Wort gesprochen zu sein. Wer sich näher unterrichten will, vgl. L. Meyn über „Wallsteine“, Zeitschr. der Deutschen geol. Ges. XXVI, 1874, S. 50 flg., E. Laufer: „Über „Wallsteine“ und ein Puddingsteingeschiebe aus der Umgegend von Berlin“, Jahrb. d. Pr. Geol. Landes-Anstalt I. 1880,

S. 335 fig., H. Credner „Über Gletscherschiffe auf Porphyrokuppen bei Leipzig und über geritzte einheimische Gesteine“, Zeitschr. der D. geol. Ges. XXXI, 1879, S. 29 und ganz neuerdings Dr. A. Jentsch in seinen Berichten über die Verwaltung des Ostpreuss. Provinzialmuseums. Ich behalte mir über die Schwalbensteine eine besondere längere Auseinandersetzung vor. Bemerket sei noch, dass sie, in kleinen flachen Exemplaren, nicht selten als Glückssteine in Geldbenteln, Börsen, Portemonnaies u. dgl. getragen werden; viele Exemplare befinden sich in den Sammlungen des Märkischen Museums.

Glücksstein (B. VIII, 799), Feuerstein, aus einer Familie zu Alt-Rüdnitz, Kr. Königsberg i. N., seit Generationen verwahrt, länglich, auf beiden Seiten zugespitzt, natürliche Bildung, von mir im Jahre 1877 erworben. Zum Vergleich lege ich zwei, von dem rühmlich bekannten Altertumsforscher Gaetano Chierici mir in Modena i. J. 1873 verehrte zwei Glücksteinchen vor, einer ein bohnenartiger, blau und gelb gefleckter Feuerstein und eine an devonischen Kugelsandstein erinnernde kugelige Konkretion von der Grösse einer der alten grosskalibrigen Flintenkugeln, von Landleuten in der Gegend von Modena und Reggio in der Emilia als Talisman benutzt. B. VI. 12, 720. Glückstein aus Flint mit natürlichem Loch zum Anhängen, Insel Rügen, talismanartig getragen, von 1880.

Blitzröhren, wirkliche, in der Weise entstanden, dass der Blitz beim Einschlagen in sandigen Boden die Quarzkörner zu einer glasigen hohlen Masse verschmolzen hat, die innen glasartig glatt, aussen rauh ist. Auf der höchsten Sanddüne der Rehberge innerhalb Berlins zwischen dem Langen Fenn, der Müllerstrasse und der Seestrasse sind Blitzstrahlen verästelnd in den reinen Sand eingeschlagen und haben unzählige kleine Schmelzprodukte geliefert, die glashart sind und an kleine Korallenbäumchen erinnern. Dergleichen echte Blitzröhren sind in der Volksarzneikunde hoch geschätzt und werden von Abergläubischen mit Vorliebe aufgesucht. Dorther stammen die A. I. 3678 von mir seit über 10 Jahren immer wieder aufgefundenen zierlichen Dingerchen, welche ich Ihnen vorlege. S. 108 „Brandenburgia“ V teilt Wilhelm Schwartz mit, dass er einen Mann vor dem Stralauer Thor traf, der nach einem Gewitter Blitzröhren „gegen das Fieber“ suchte.

Nicht selten werden hohle Eisengeoden und hohle Beinbruchsteine mit Blitzröhren verwechselt, so hat mir zur heutigen Sitzung unser Mitglied Prediger Handtmann aus der Gegend von Seedorf bei Lenz a. E. eine röhrenartige Eisengeode als Blitzröhre eingeschickt.

Die Beinbruchsteine, Osteocolla der alten Medizin, behaupten noch jetzt ihre Stellung in der Volksheilkunde zum Auflegen in gepulverter Form bei Knochenbrüchen, Geschwüren, Wunden u. dgl. Das

Märkische Museum besitzt viele Osteocolla von mir gesammelt, ich lege Ihnen A. I. 4955 vom Westufer des Kalksees bei Rüdersdorf vor. Es sind kalkige Ausscheidungen, welche in Sandablagerungen um die Wurzeln von Bäumen, gern um solche von Kiefern, herum erwachsen, Bildungen, welche unter Umständen meterlang werden können, beim Herausnehmen aber fast immer in grössere und kleinere Stücke zerbrechen; meist sind sie weich, doch habe ich auch härtere Osteocolla mitunter gefunden. Ich verweise auf meine Angaben in der „Brandenburgia“ V, 109; die ältere Litteratur über die Beinbruchsteine ist sehr reichhaltig, aber auch sehr zerstreut.

Folgen die ebenfalls zu abergläubischen Zwecken (z. B. pulverisiert gegen Behexung) dienenden oder als Talismane betrachteten Hexensteinbildungen als Hexenschüsseln, Hexendosen, Hexenröhren, Hexenkugeln, Hexenbomben, Hexenpfeifen etc. Man nimmt im Volk meist an, dass die Unterirdischen, die Zwerge dergl. Hexensteinbildungen, die oft täuschend die Form von Schüsselchen, Dosen, Röhren u. dgl. angenommen haben, angefertigt und wirklich teils als Hausgerät, teils als Spielzeug für ihre Kinder benutzt haben. Man giebt sie Kindern zum Spielen, auch, wenn sie gross genug sind, Vögeln und Vögelchen als Futter- und Trinknapfe, weil das wohlbekömmlich sei. Diese Konkretionen kommen besonders häufig im Tertiär, aber auch in älteren und jüngeren Bildungen vor, ja sie entstehen noch jetzt. Es gehört dazu ein wassersaugender Attraktionskörper und Eisen im Boden, welches sich etwa auf eine derartige harte Thongalle rinden- und schichtenförmig niederschlägt und zwar genau nach der Form des Attraktionscentrums. Zerschlägt man eine solche Bildung, deren äussere Schale mitunter recht fest ist, so findet man den graugelben, grünlichen oder sonst meist hellgefärbten Kern gewöhnlich vor, mitunter aber auch nicht mehr — dann ist er allmählich chemisch resorbiert worden. Hat die Bildung einen Sprung, Riss oder Loch erhalten, so ist der Attraktionskern fast immer verschwunden. Die grosse Menge der Hexenschüsseln etc. wird aber bereits zerschlagen und geöffnet vorgefunden. Berühmt ist die Miocän-Bildung am Morsum-Cliff der Insel Rügen, wo sich unzählige Hexenschüsselbildungen in allen möglichen Ausgestaltungen finden z. B. vergleichbar langen Bambusrohren mit Internodien, nicht selten mehrere Meter lang, aber beim Ausgraben leicht zerbrechend. Schüsseln, Dosen in grosser Menge — die Warenlager der „Unnereersken“. Gewöhnlich ist die Farbe rostbraun.

Ich lege vor A. I. 464, vgl. anl. Tafel, eine grosse und starke, mehr violettbraune Hexenschüssel von Tegel, B. VIII. 227 von Martinikenfelde in Charlottenburg, A. I. 621 von Coserow, Insel Usedom, B. VIII. 228 Hexenröhre, Martinikenfelde in Charlottenburg. — Hexenpfeifen, Hexenröhren, Hexenschüsseln aus dem

Tertiär vom Morsum Cliff auf Sylt, meist alles von mir persönlich gesammelt. Ferner Eisengeoden in Form einer Hexenpfeife (wirklich zum Pfeifen geeignet), Hexenröhren, pp. von Seedorf bei Lenzen a. E. (Prediger Handtmann).

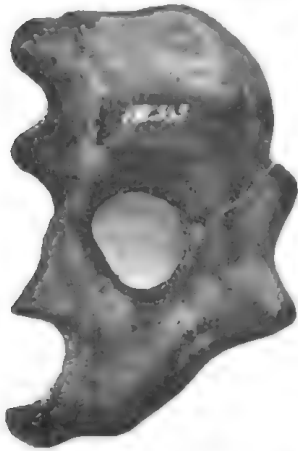
Eine andere Form der Schutz- und Trutzsteine sind die Trudensteine*), die gegen die Nachtmar, die Hexe, den Alb, die Trude, insbesondere gegen das so quälende, scheussliche Albdrücken schützen. Es werden verschiedene von meiner Privatsammlung ins Märkische Museum übergegangene, aus Norddeutschland, z. T. aus der engern Heimat stammende vorgelegt.

Den Trudenstein kann man nur bei einem glücklichen Ausgang finden, oder man muss ihn erben, oder man muss ihn — stehlen, denn das ist die Regel bei all dergleichen Talismanen — geschenkte oder gekaufte Talismane nützen nach der Volksmeinung nicht viel. Der Trudenstein ist scheinbar meist nur ein ganz gewöhnlicher Kieselstein oder ähnliches, allein er muss von Natur aus durchbohrt sein. Je kleiner und je schwärzer er ist, je kostbarer ist er auch. Diese Trudensteine sind den Truden aufs Äusserste verhasst, denn wo ein solcher Stein hängt, da können sie nicht an die Bettstatt, ausser sie liessen das Wasser durch das Loch des Steins, damit wäre aber gleichmässig für sie auch der Zauber gebrochen. Da nun die Truden den Schwöchnerinnen und den Kindern — leider auch manchen Erwachsenen! — gar so gerne zusetzen, so hängt die Hebamme auf eine Weil diesen Trudenstein an oder in der Bettstatt auf. Erwachsene thun ihn unter's Kopfkissen, am besten hängen sie ihn sich um. Wie hoch das Volk die Gewalt dieses Trudensteins schätzt (bemerkt ein ausgezeichnete Heimatkundiger Karl Freiherr von Leoprechting in seinen lehrreichen Mitteilungen „Aus dem Lechrain“, München 1855, S. 92 flg.), mag man unter anderm daraus ersehen, dass die frühere Hebamme in Stoffen, so übrigens noch wohl am Leben, einen solchen Stein besitzt, den ihr Mann selig als lediger Bursch in Russland, von wo er einer der wenigen der vielen Tausenden von Bayern, die dort hingezogen, zurückgekommen, gefunden hat. Durch all das Elend, über Hunger und Frost hinaus hat er den Stein zu bewahren gewusst und glücklich mit heimgebracht. So thut der Stein, in Russlands Schneeefeldern i. J. 1812 gefunden, noch immer seine Dienste.

Ein sehr interessantes Stück, hierher gehörig, VIII. 535, ist der heut vorgelegte Melkstein, der nach dem Geber, dem seiner Zeit bekannten hiesigen archäologischen Schriftsteller und Schauspieler George Hiltl ursprünglich einem Grabhügel bei Hohen-Zieritz, dem Sterbeort der

*) Unter Trudensteinen versteht man z. B. im mittleren Deutschland auch Steinblöcke mit Näpfchen und anderen künstlichen Bearbeitungen. Vgl. Reynitzsch: Ueber Truhten und Truhtensteine. Gotha, 1802, S. 49 flg.

Königin Luise in Mecklenburg-Schwerin entnommen ist. Es ist ein phantastisch von der Natur ausgezackter Feuerstein, etwa 2 Pfund schwer, 19 cm lang und bis zu 5 cm hoch, welcher sich in der Kreideformation als Kieselbildung ausgeschieden hat, so zwar, dass ein Loch von 3—4 cm Durchmesser entstand. Dieser Stein hat dazu gedient, um Kühe mit einer Euterzitze durch ihn hindurch zu melken, wenn



den Tieren die Milch „verschlagen“ ist oder wenn sie „rot“ ausfällt. Spuren des Gebrauchs und einer Salbung mit einer wohlriechenden Theer- oder Harzmasse und mit Fett sind deutlich erkennbar und ist der Melkstein davon etwas geschwärzt und abgeglättet. Mitunter wird der natürliche Melkstein mit dem künstlich durchbohrten Donnerkeil (Streitaxt u. dgl.) vermengt. Wilhelm Mannhardt „Germanische Mythen“, Berlin 1858 S. 21, berichtet wie folgt hierüber: „Noch deutlicher weist auf die eben erläuterte Vorstellung der Gebranch hin, den Euter der Kuh mit dem Donnerkeil zu bestreichen, um reichliche Milch zu erzielen (Kirchner, Thors

Donnerkeil 63. Wolf, Beitr. I, 67), woher die Donnerkeile in Schweden Smördubbar, Butterschläge, heissen (Kil. Stobaei opera. Dantisci 1753 p. 121, annot. C.). Ähnlich werden in der Schweiz ausgehöhlte Feuersteine, die dem Gewitter entstammen sollen, vom Volk Kuhsteine genannt. Wenn die Kuh rote Milch giebt, melkt man sie durch das Loch des Kuhsteins und die Milch bessert sich (Wagner a. a. O.). Aus Hessen berichtet vom Kuhstein C. P. Wolfahrt (Historia naturalis Hassiae inferioris. s. tab. 22. No. 10. tab. 23. Nr. 1. 2. 3. 4.): Quis in patria ita hospes, ut ignoret et nostris annis pro dolor! inveniri adhuc mulierculas haud paucas quae simulac vaccas lac cum cruore reddere animadvertunt, per formam lapidis fulminaris, quem ea propter etiam den Kuhstein appellare solent eas mulgere vel cunis infantum imponere solent, ne fulmine tangantur, et quae sunt alia quibus etiam longe difficilium talem lapidem, praeprimis si conveniat cum figura 3 et 4 [Abbildungen der Donneraxt] ab utraque facie delineatis, quam fortissimo Herculi clavam e manibus extorseris. — In Suffolk hängen die Landleute dergleichen durchlöchernte Steine im Stall auf, damit der Mahr (nightmare) die Tiere nicht reite. (Notes and queries IV, 53). In Schweden heissen diese durchlöchernten Steine Elfquärnar, Elfenmühlen.“

Übrigens sei bemerkt, dass man in der Altmark, wenn man keinen Melkstein hat, die Kuh, deren Milch blutig ist, durch einen Eichendopp d. h. durch ein Stück von einem Eichbaum, das ein natürliches Loch (Astloch) hat, melkt, wobei wohl zu bemerken, dass die Eiche dem

Donar, Thunar, Thor heilig war. Denn um heidnisch-germanische Sitte handelt es sich hier.

Ferner sei vorgelegt ein Milchstein, ebenfalls ein Zaubergerät der Hebeamme, es ist ein pyramidenförmiger Krystall von Alaun (Alumen crudum) A. VIII. 551; wenn der Kindbetterin die Milch stockt, streicht man mit dem Milchstein über Brust und Schulter, damit die Milch sich gehörig verteile.

Sodann mehre Exemplare vom Blutstein (Lapis haematitis), es ist ein faseriger Roteisenstein, von den Bergleuten auch Glaskopf genannt. Haematitis, Blutstein nennen schon Theophrast und Plinius dies Mineral, welches sie aus geronnenem Blute entstanden sich dachten und daher demselben blutstillende Kraft zuschrieben. Die Hebeamme schabt von dem Stein linde etwas ab und giebt es den Sechswöchnerinnen in einem Glas Wasser zu trinken. Auch sonst wird der Blutstein noch viel, auch in Berlin, zum Blutstillen gebraucht. Nr. VIII 826 der Tafel, mit dem Krötenstein VIII 827 zusammen sorgfältig verwahrt in der Schlossruine Fürstenfelde gefunden. — VIII 790, stengelich, aus der Mark Brandenburg, desgl. VIII 552, 553 und 1133. Einer der Steine bezeugt, dass er scharf gebraucht worden sei. Hermann in seiner Maslographie (Brieg, 1711), einer wahren Fundgrube der Heimatkunde, sagt S. 167: „Im Weh-Thun soll man mit einem Blut-Stein auf einem (Donner-) Keile reiben, und was abgerieben, der rote Fluor gut dafür sein“.

Unter den „figurierten Steinen“, wie die alten Mineralogen und Archäologen zu sagen pflegten, schliessen sich hier noch die Donnerkeile an. Aber bei keinem Erzeugnis des Volks- und Aberglaubens ist die Verwirrung grösser als hier, sowohl, was das Volk selbst anlangt, als was die Gelehrten betrifft. Unter Donnerkeilen versteht man im ursprünglichen Volksglauben keilförmige Schmelzungserzeugnisse des Blitzes oder durch letzteren hervorgerufene Absplisse von Felsen und Steinen. Diese hat der Donnergott selbst erzeugt oder geschleudert.

Schon früh verwechselte man aber hiermit die aus der Steinzeit stammenden, von Menschenhand gefertigten Stein-Beile, -Keile, -Äxte und ähnliches. Da nun der Steinhammer das Attribut des Donnergottes ist, so lag es nahe, als die Erinnerung an das Verfertigen von Stein-geräten verschwunden war, jene in Urnen oder sonst ausgegrabenen oder anderweitig durch Zufall gefundenen Artefakte als Wurfgeschosse des Donnergotts und in abgeblasster, mehr rationalistischer Vorstellung als Produkte des Blitzes anzusehen. Daneben hielt man aber auch Naturerzeugnisse, namentlich auch die Belemniten, mitunter selbst die Bufoniten (Echiniten etc.), sowie keilartige Gerölle und Geschiebe, wie sie besonders als vom Winde kantig oder rundlich abgeschliffene Quarzite vorkommen,

für Donnerkeile. Besonders geschätzt waren und sind noch jetzt selbstredend die stets nur undurchbohrt vorkommenden Feuersteinkeile, gemuschelt bearbeitet oder geschliffen oder poliert, denn der Flint schlägt Funken und ist der eigentliche Stein des Thunar. Daneben aber auch Keile aus Diorit, Diabas, Kieselschiefer und anderen Materialien; hier werden, weil der Aushöhlung eine besondere Zauberkraft beigegeben wird, die Keile mit vollständiger oder wenigstens begonnener Durchlochung bevorzugt.

Die Donnerkeile, deren wir im Märkischen Museum aus allen Gesteinsarten unserer Provinz viele Hunderte besitzen, schützen vor allem gegen Blitzschlag, besonders die flintenen Keile. Als ich vor Jahren mit dem verstorbenen geschätzten märkischen Altertumsforscher Pastor Bernhard Ragotzky zusammen den Freiherrn Eugen Edle Gans zu Putlitz, jüngeren Bruder des Dichters Gustav zu Putlitz auf dem Stammgut Retzin, Kreis West-Priegnitz, besuchte, war die rechts vom Herrenhause stehende Scheune, nach zweimaligem Abbrennen durch Blitzschlag, kürzlich zum dritten Male aufgebaut. Beim Richten des Dachstuhls hatte die Axt des Zimmermanns Funken geschlagen. Der Blitz wird also, so sagte man uns, die Scheune sich zum dritten Male holen. Warum hängen sie nicht einen Donnerkeil auf?

Unsere Altvorderen waren deshalb nicht selten vorsichtiger. Der bekannte verstorbene Altertumssammler Budach in Greifswald zeigte mir vor mehreren Jahren einen grauen Feuersteinkeil, den man daselbst, als das grosse Weissenbornsche Haus Ecke Baderstrasse und Fischmarkt umgebaut wurde, unter der Hausschwelle verwahrt gefunden hatte. Dergleichen Beispiele vom Vermauern oder sonstigen Anbringen von Donnerkeilen in Wohnhäusern und Viehställen unserer Heimat liessen sich noch mehrere anführen.

Noch Ende vorigen Jahrhunderts sieht sich der Rigaer Gelehrte J. B. Fischer in seinem „Versuch einer Naturgeschichte von Livland“ (2. Aufl. Königsberg, 1791, S. 748 im § 40 unter der Überschrift „Belemniten, Alpschosssteine, Donnersteine der Alten „Belemnitae“ von den paläontologischen Donnersteinen gemüsstigt, folgendes zu sagen. „Jussien hält sie für Werke der Kunst, und zwar für Steine, welche die Alten in Ermangelung des Eisens zu Werkzeugen gebraucht haben. S. dessen Abhandl. vom Ursprung und Gebrauch der Donnerkeile, in den physik. Abhandl. der Acad. der Wissensch. zu Paris, 7. Th. S. 74—77. Wider dieses Meinung streitet ihr innerer Bau, und die chymischen Versuche, die man mit ihnen angestellt hat, und welche deutlich beweisen, dass sie tierischen Ursprungs sind.“

Umgekehrt hat der brave Hermann, Maslographia 160—167, genug zu thun, um zu beweisen, dass die Donnerkeile genannten Steingeräte keine Erzeugnisse des Blitzes seien: „Insgemein werden sie

Donner-Keile oder Wetter-Steine genannt, welche aus dem Donnerwetter mit sammt dem Blitz herabfahren, einschlagen und bis 9 oder 10 Ellen tief in die Erde kriechen, in etlichen Jahren nach und nach wieder herfür kommen sollen. Die Steine mit Löchern sollen einschlagen und brennen, aber die glatten und schlechten sollen nur Gölle sein. Hoppelius in der kleinen Weltbeschreibung P. I. lib. 2, c. 22. p. 130 ff. beschreibet den Donner-Keil also: Der Keil entstehet aus der Materie, die mit den Dünsten in die Luft gezogen, und daselbst durch die Krafft des Versteinerungs-Geistes in einen harten Stein verwandelt und verhärtet wird. Diese Materie ist irrdisch, klebricht, grob und schwefflicht. Allermeistens herrührend aus den metallischen Dünsten, die der Versteinerung am meisten fähig sind. Solcher Gestalt hat man gemercket, dass die Wolcken, darauss ein Wetter-Keil erzeugt worden, insgemein graulich, tieff und etwas schwartz erscheinen, denn eine solche Wolcke ist voll Schweffels und irrdischen Dunstes. Der Keil selber ist so hart wie Eisen, hat nicht allemahl einerley Gestalt, und soll nachdem er seinen Schlag verrichtet, hernach grossen Nutzen in der Artzeney haben.“

Es ist klar, dass hier wieder eine Verwechslung und zwar mit den kleinsten Weltkörpern, Aërolithen, Meteorsteinen, Meteoriten vorliegt, die allerdings „im Wetter“ auf die Erde fahren, oft mit grossem Krachen zerspringen und nicht selten noch so heiss sind, dass sie kaum berührt werden können. Diese Meteorsteine stellen zweifellos die ur-eigentlichen Donnerkeile dar, sie haben bereits in der Steinzeit das Erstaunen des Urmenschen gerade so erwecken müssen, wie sie noch heut das Staunen der Naturvölker und der ungebildeten Massen unter den Kulturvölkern erregen. Es sind die Keraunien oder Baetylien der Alten, den Griechen so heilig, dass sie einen eigenen Zeus Keraunios verehrten.*)

Hauptsächlich schützen die Aerolithen gegen Blitzschlag, pulverisiert aber auch gegen Röteln, Scharlach, Gesichtsrose und andere Krankheiten.

„Die so genannten Donner-Keile (sagt Hermann ganz zutreffend S. 165) sind demnach nichts anders, als der alten Deutschen ihre Wehr und Waffen, damit sie sich im Kämpfen, Werfen, Schleudern und Armbrustschiessen geübet, und wieder ihre Feinde Ehre eingelegt haben. Und das kan viel eher erwiesen werden, als dass es sollen Wetter-Steine gewesen.“

*) Vgl. Fr. v. Dalberg: Über Meteor-Cultus der Alten, vorzüglich in Bezug auf Steine, die vom Himmel gefallen. Ein Beitrag zur Alterthumskunde. Heidelberg 1811. — Richard Andree in seinem lehrreichen Aufsatz: Die prähistorischen Steingeräte im Volksglauben. (Mitt. der Anthropol. Ges. in Wien. Neue Folge. II. Bd.; auch als Sonderdruck, Wien 1882) beschäftigt sich ausführlich mit demselben Gegenstande.

Als zauberkräftig werden sie nach Hermann S. 167 wie folgt erachtet: „1. Wo ein Donner-Keil im Hause, da soll das Wetter nicht einschlagen. 2. Wer einen finde, der soll ein glücklicher Mensch seyn. 3. Die Saat glücklich zu verrichten, müsse man Donner-Keile im Sae-Tuch haben. 4. Ein Kind, das den Urin nicht lassen können, solle man aus drey Donner- oder Wasser-Keilen baden. 5. Wenn einer feste wäre, und man schabe etwas vor einem Donner-Keile, und schiesse damit, so müsse er aufgelöset werden. Man müste aber drey Donner-Keile haben, ob man gleich nur von einem was schabet. 6. Donner-Keil pulverisirt und gebraucht soll den Urin treiben, und wieder die Gelbsucht ein Specificum seyn, auch wieder die schwere Noth helfen. 7. Im Weh-Thun soll man mit einem Blutstein auf einem Keile reiben, und was abgerieben, der rothe Fluor gut dafür seyn. 8. Donner-Keile sollen den Schlaff befördern, und die kleinen Kinder, wenn sie ihnen in die Wiege gelet, vor dem Bruch bewahren. 9. Donner-Keile sollen für die pestilenzialische Luft und wieder alle Gifft dienlich seyn, dieweil Jupiter die Pfeile von sich schiesst, und die Jovialische Gestirne für glücklich geachtet werden; der Stein soll schwitzen, wenn Gifft vorhanden ist. 10. Am thörichtsten thun, die den Donner und dessen Donner-Keile vor ihren Gott halten.“

Unser geschätztes Mitglied Wilibald von Schulenburg hat sich mit dem Steinabergglauben unserer Wenden wiederholt beschäftigt. Bei ihnen ist das vorgeschichtliche Steingerät ein Gewitterstein. Die Löcher darin hat der Blitz geschlagen (Wendische Volkssagen. Leipzig 1880, 270). Aus dem Aufsatz: „Die Steine im Volksglauben des Spreewaldes“ Zeitschrift für Ethnologie, XII. Bd. Berlin 1880, S. 252—260 wird folgendes entnommen: „Man braucht sie [die Steinteile] gegen verschiedene Leiden, z. B. Halsübel, Seitenstechen u. a., besonders auch gegen die Kulka, die sogenannte Mutterplage. Entweder werden die Steine gegen die leidenden Stellen gedrückt oder gestrichen, oder sie werden „getrunken“. Zu diesem Zwecke feilt man den Stein aus und trinkt den Steinstaub mit Wasser; die Wirkung wird noch weit über die des Pfeifenschlammes, den manche gebrauchen, gesetzt. Auch beim Rindvieh wird der Stein gegen die „waka“ (Geschwulst am Kinn) gebraucht; dazu hängt man ihn dem Vieh mit einer Strippe um.

Wenn aber die Krötenkronen (Echiniten) als heilkräftig bezeichnet wurden, so gelten für viele auch andere Steine, welche man zufällig, z. B. beim Graben, in der Erde findet, und welche nach der Volksanschauung „wie Kröten ausgewachsen sind“, als Mittel, um Beulen und auch sonstige Übel beim Vieh zu vertreiben. Als solche fand ich sogar alte zerbrochene Schleifsteine mit ausgeschliffener Mitte, kolbenartige Steine u. dergl., aufbewahrt. Um in dergleichen Bildungen Beziehungen zur Kröte zu finden, ist allerdings die bedeutende Einbildungs-

kraft eines unversehrten Volksglaubens erforderlich; es beweist dies gleichzeitig, in wie hohem Masse in älterer Zeit Beziehungen gesucht und gefunden wurden. Fig. 4 zeigt einen solchen Krötenstein.*)

Wenn ferner, wie erwähnt die Löcher der Steinbeile als Wirkung des Blitzes betrachtet wurden, so erfreuen sich nicht minder die natürlichen „gewachsenen“ Löcher der Feuersteine einer erhöhten Bedeutung.**) Dergleichen Feuersteine mit durchgehenden Löchern werden gegen Beulen und „Schwären“ dem Vieh umgehängt, bis das Übel verschwindet. Haben sie es angezogen, so nimmt man sie ab. Vielleicht sucht mancher durch Übertragung des Steines auf einen anderen das Übel los zu werden, wie solcher Glaube in verschiedenen anderweitigen Gebräuchen zu Tage tritt, wenn man beispielsweise zu Ostern dem Nachbarn mit dem Stubenkehrer die Flöhe zuwirft, beim Schnupfen den Nasenschleim einem andern auf die Thürklinke schmiert, Kranke Speichel in verschiedener Papierhülle auf den Weg legen, Stecknadeln fallen lassen u. dgl. m. So besitzt Schreiber dieses einen durchbohrten Stein, welcher einem Wenden in einem andern Dorfe bei seiner Abwesenheit in den Kahn gelegt wurde, vielleicht, um ihn mit demselben irgend eine Krankheit mit dem Strome des Wassers oder über die Grenzen fortschleppen zu lassen.

Lediglich glückbringend sind die Kamuski (d. h. Steinchen), kleine weisse Kiesel, deren Form gleichgültig ist.***) Wer seines Weges geht und zufällig ein solches Steinchen findet, betrachtet den Fund als eine Fügung und steckt den Stein ein.†) Man trägt ihn dann

*) Nach dieser Abbildung, S. 256, zu urteilen, ist dies nichts als ein wahrscheinlich quarzitischer rötlicher sogen. Windschliffstein, der in der Diluvialzeit durch Wind und Flugsand täschchenartig an vielen Stellen glatt ausgeschliffen ist.

E. Friedel.

**) Der Feuerstein hat von jeher die Phantasie, selbst der Gelehrten, erregt, und sie haben sich über die Erstehung dieses kieseligen Minerals weidlich den Kopf zerbrochen. So ruft Johann Friedrich Henkel: *Idea generalis de lapidum origine per observationes, experimenta et consectaria succincte adumbrata*. Dresdae et Lipsiae. I. Aufl. 1734, S. 39: *O Silex, silex! quae te matercula gessit!* (O Feuerstein, Feuerstein! welches Mütterlein hat dich erschaffen!) — Vgl. auch Joh. Sam. Schröter: *Journal für die Liebhaber des Steinreichs und der Konchyliologie*. Bd. II. Weimar 1775, S. 67.

E. Friedel.

***) Nach einer freundlichen Mitteilung des Herrn Direktor Schwartz heisst es bei Conze, *Volksüberlieferungen aus dem Fürstentum Waldeck*, S. 412: „weisse Kieselsteine auf Äckern rühren von Gewittern her“, und das. Anm.: „Kinder, die im Frühjahr viel mit Kieselsteinen spielen, deuten damit schwere Gewitter des Sommers voraus.“ *Rochholz, Alem. Kindersp.* 319.

W. v. Schulenburg.

†) Nach Frl. E. Lemke's mündlicher Aussage bedeuten im ostpreussischen Oberlande weisse Steinchen, gerade umgekehrt, Unglück; sie bringen das Fieber hervor. Sollte die weisse Farbe, weil bei den Slaven und Litthauern Trauerfarbe, deshalb von übler Vorbedeutung sein?

E. Friedel.

als Glücksbringer bei sich in der Tasche oder im Geldbeutel oder hat ihn in der „Lade“ (Truhe) liegen. —

Kleine beliebige Steinchen werden auch zur Vertreibung von Warzen benutzt. Wenn man nämlich, mit Warzen behaftet, zufällig auf dem Wege ein Steinchen findet, so hebt man es auf, spuckt dreimal darauf und drückt es dreimal schweigend auf die Warzen und sagt dreimal: *To pomogaj bog wóśc, bog syn a bog swëty duch* (das helfe u. s. w.)^{*)}

B. VI. No. 2787 bis 2790 der Abb. in ca. $\frac{1}{3}$ Grösse sind 4 Schrecksteine von Neu-Ruppin aus der Sammlung des bekannten Altertumsforschers Stadtgerichtsrat Rosenberg. B. VI 2703 ist ein offenbar viel gebrauchter aus der Sammlung des märkischen Heimatforschers Friedrich von Klöden. Die Steine sind aus buntem, No. 2703 aus rotbraunem Serpentinsteine künstlich hergestellt, die Rückseite plan, die Vorderseite an einen Papier-Drachen erinnernd. Eine Querkante teilt die Vorderseite in zwei Dreiecke, das obere kürzere ist in drei



Felder zerlegt, oben durchbohrt und abgestumpft, das untere längere Dreieck, ebenfalls in 3 Felder geteilt, läuft spitz zu. An einer Schnur wird das Amulett Wöchnerinnen, Kindern oder anderen „schreckhaften“ Personen um den Hals gehängt. Die Fabrikation soll in Thüringen geschehen. Vgl. v. Schulenburg a. a. O. S. 260 Fig. 8.

Ich gehe zu den Ringsteinen über. Was wäre nicht alles über die Ringe, insbesondere die Ringsteine und ihre Zauberkraft vom Zauber- ringe Salomonis und Prometheus an, der den ersten eisernen Ring trug, zu sagen? Schon der Ring selbst als Symbol der Unendlichkeit hat eine weittragende Symbolik.

Der Ringstein ist beim Landvolk, das doch den eigentlichen Kern der Bevölkerung darstellt, von je her, auch bei uns beliebt und üblich gewesen. Er scheint aus dem Orient zu stammen und dürfte unseren germanischen Altvorderen bereits von dorthertzugekommen sein. Die Ringsteine sind mit der Genealogie vieler deutscher Geschlechter auf das Innigste seit Jahrhunderten verknüpft. Der Ring, insbesondere der mit einem Talisman-Stein geschmückte, kommt deshalb im Wappen adliger wie bürgerlicher Geschlechter, auch in Deutschland nicht selten vor. Beispielsweise führt die Parchimsche Linie des allbekanntesten Hauses Schwerin im Schilde einen Arm, der einen Ring trägt. Später erscheinen statt dessen zwei nach oben ausgestreckte Arme, welche den mit einem Talisman geschmückten Ring hochhalten. Oskar Schwebel „Die Herren und Grafen von Schwerin“, Berlin 1885, S. 19 bemerkt

*) Nach ähnlichem Rezept sind mir seitens meiner Mutter, als ich etwa 8 Jahr alt war, die Warzen, und zwar viele, die plötzlich gekommen waren, von den Fingern fast ebenso schnell wieder vertrieben worden.

E. Friedel.

dazu: „Jener Ring, der dem Krieger von der Hand einer unsichtbaren Person dargeboten wird, ist nämlich nichts anderes als das feiende, den Sieg verleihende Kleinod der deutschen Schlachtenjungfrauen, der alten, heidnischen Walkyren. Wir sagten oben, die Schwerin seien ein deutsches Geschlecht. Wir meinen dasselbe auch von dem berühmten Hause Oertzen*), welches ein gleiches Schildzeichen führt. — Nun ist jenes uralte, auf die deutschen Schlachtenjungfrauen zurückzuführende Wappenbild ferner besonders berühmt bei dem niedersächsischen Geschlechte von Plesse; — die Ringe desselben heißen sogar die „Schwanenringe“. Es ist ein charakteristischer Blick in die Vorzeit unseres Volkes, den wir hier thun können. Den Arm der göttlichen Jungfrau und ihren schützenden, segnenden Ring erwählte sich also ein Ahne des Hauses Schwerin, weil er sich behütet und geleitet dachte von einer der Töchter Wodans, des Sieg- und Schlachtenruhm spendenden Gottes!“ —

Bei unserer heutigen Betrachtung kommt es uns lediglich auf das Kleinod der Ringe, den Ringstein, an.

Ich kann wegen Kürze der Zeit nur vier der mancherlei im Besitz des Märkischen Museums befindlichen Ringsteine mit Talismanen oder Amuletten vorlegen und bemerke, dass dgl. Ringe zwar auch in dem hier in erster Linie in Betracht kommenden Gebiete der engern Heimat, ganz besonders aber in dem süddeutschen Sprachgebiet (Bayern, Tirol, Salzkammergut, Steiermark, Ober-Österreich pp.) getragen werden. In unserm Heimatsgebiet werden sie nicht selten versteckt getragen oder in der Häuslichkeit geheim verwahrt, im katholischen süddeutschen Sprachgebiet sieht man sie mit Vorliebe an den Fingern von Personen beiderlei Geschlechts getragen, hier führen die Ringe sogar nicht selten Namen, St. Antoniusringe, St. Georgsringe etc. je nach dem Heiligen und Schutzpatron, auf welchen sich, nach ihrer Ausstattung, diese schutzbringenden Symbole beziehen.

a) Kat. B. VI, 10829 des Märkischen Museums giebt einen silbernen Bauernring, der den auf der Oberseite fleischrötlich, ungefähr an einen menschlichen Nabel erinnernden Verschlussdeckel einer Meereschnecke (Turbo) enthält. Dr. Hagers Handbuch der pharmaceutischen Praxis sagt darüber folgendes: „Turbo rugosus L. und andere Turboarten, zu den Gasteropoden gehörige, im Mittelmeer lebende Deckelschnecken. — Umbilici marini, Belliculi marini, Meernabel, Meerbohnen, Seebohnen, Nabelsteine, Mondaugen. — Deckel des Schneckengehäuses. Sie sind scheibenförmig, 2—3 cm im Durchmesser, 2—3 mm dick, glatt, etwas vertieft, auf der

*) Vgl. zu Altrichters Abhandlung „Das Laasker Schwert“, „Brandenburgia“ VI, 280 flg., die Figur 31. Auf andere Familien-Erbringe wird weiterhin verwiesen.

einen Seite fleischrot oder rot, auf der anderen braun, aus Kalkcarbonat und Leim bestehend. Die Seebohnen werden hin und wieder in den Apotheken gefordert und zum Auflegen und Aufbinden auf den vorstehenden Nabel oder auf sogenannte Ueberbeine, teils auch zu Räucherungen und zu abergläubischen Zwecken gebraucht“. Aus letztem Grunde wird der Umbilicus marinus, wie im vorliegenden Exemplar, als Ringstein gefasst.

b) B. VI. 12719, Bauernring, silbern, mit 3 roten Steinen, die anscheinend in Zahnfragmente eingelassen sind. Schützt gegen mancherlei Übel.

c) B. VI. 10831. Bauernring, silbern, mit 2 Zähnen. Vielleicht Fuchs. Fuchszähne treten, seitdem Wolfszähne wegen Ausrottung des Raubtiers selten geworden sind, mehr und mehr als Ersatzstücke; diese Zähne sollen das Zahnen und den Zahnwechsel der Kinder erleichtern.

Seltsame Tiere müssen auch seltsame Krankheiten heilen. So braucht man Ringe von Stücken aus Elentierhufen gegen die fallende Sucht, wahrscheinlich, weil die Alten die Vorstellung hatten, dass das Elch, wenn es hin falle, sich nicht wieder erheben könne, weshalb es an einen Baum gelehnt schlafe. Caesar, Bell. Gall. VI. 26. Solche Ringe waren sehr geschätzt. Lope de Vega (geb. 1562, † 1635) berichtet in seinem Lustspiel „Das Unmöglichste von Allem“ (auch „Der Tugendwächter“ verdeutscht) ausführlich, wie ein solcher Krampfring hergestellt und gebraucht werden soll.

d) B. VI. 11678, interessanter Goldring, einige Jahrhundert alt, der früher eine andere Ringplatte, vielleicht ein Wappen, enthalten haben dürfte, jetzt einen graubraunen glänzenden Stein in Form eines Kugelabschnittes umschliesst, welcher zu den sogenannten Katzensteinen zu gehören scheint, wenn er nicht ein geschliffener innerer Teil eines Krötensteins ist. Diese Art Steine sind von jeher als zauberkräftige Talismane mit abergläubischer Scheu betrachtet worden.

In der That ist es möglich, einen Menschen, welcher einen dergleichen Stein längere Zeit mit ungeteilter Aufmerksamkeit betrachtet, in einen hypnotischen Zustand zu versetzen. Es kommt freilich auf die Individualität an, ich selbst, beispielsweise, eigne mich, wie ich erprobt, zu dergl. hypnotischen Versuchen gar nicht, im übrigen sind es keineswegs nervöse Menschen, welche hier der „Bezauberung“ unterliegen, ich habe vielmehr bei dreitägigen Experimenten, welche der im vorigen Jahr zu Altona verstorbene bekannte Magnetiseur Hansen in Greifswald in Gegenwart medizinischer Autoritäten anstellte, selbst gesehen, wie sehr kräftige jugendliche Personen, Lieutenants, Studenten, Lehrer pp. in 20 bis 30 Minuten durch unverrücktes Anstarren von dergl. Ringsteinen, die einen „Hof“ hatten, d. h. einen äussern Ring von anderer Farbe als der mittlere eigentliche Ringstein, in Zeit von 20 bis 30 Minuten in den

Zustand völliger Willenlosigkeit versetzt wurden. Einige folgten dem berührenden Finger des Magnetiseurs wie ein Hündchen, andere thaten ohne direkte Berührung was er ihnen sagte, andere verfielen in Schlaf, andere geriethen in kataleptische Zustände, wobei der Körper in unglaubliche Verrenkungen und Stellungen gebracht, die im wachen Zustande unerträglich gewesen, gleichwohl in jenen künstlichen Positiven verharrte, bei anderen fand auf Einreden des Experimentierenden, also mittels Suggestion, eine vollständige Verrückung der Vernunft und ein blindes Gehorchen statt, so dass sie z. B. rohe Kartoffeln für Äpfel assen, sich in Frauenzimmer verwandelt glaubten u. dgl. m., alles dies, ich wiederhole, durch blosses unausgesetztes Anstarren eines knopfförmigen Ringsteins. Diese Beispiele zeigen deutlich, wie bei den so vielfach überlieferten Bezauberungsgeschichten, die durch Talismane u. dgl. bewirkt sein sollen, hie und da ein Körnchen Wirklichkeit obgewaltet haben mag. Wie lange hat es nicht gedauert, bis man namentlich in den massgebenden ärztlichen Kreisen Deutschlands an die Suggestion glaubte, während doch die letztere jetzt als Heilmittel nervenärztlicherseits in allen Kulturländern der Erde und nicht selten mit Erfolg angewendet wird.

Vor einiger Zeit wurde mir der Ausschnitt einer englischen Zeitung, worin von einem Talismanringe im Besitz unsers Herrscherhauses gesprochen wurde, mit der Bitte um Auskunft über die allerdings die wissenschaftlichen Kreise recht sehr interessierende Angelegenheit zugestellt.

Auch hier stellt sich ein Kern von Wahrheit heraus.

Es giebt mehre Überlieferungen von Sagen oder Berichten, welche sich auf Hohenzollersche Zauberringe beziehen. Die eine Tradition erstreckt sich, wie gleich ersichtlich sein wird, auf die fränkische Linie des Hohenzollern-Hauses. Oskar Schwebel, Die Sagen der Hohenzollern, 2. Aufl. Berlin 1886, behandelt die Angelegenheit S. 430—440 in dem Kapitel 29: „Der Ring der Markgrafen von Ansbach-Baireuth“.

Einem menschenscheuen altpreussischen Kammerherrn von B., der ein altertümliches Turngemach des Bayreuther Schlosses bewohnte, soll ein Mann im Pilgergewande nachts erschienen sein und ihm gesagt haben, von B. solle im Kloster Himmelskron, der Begräbniskirche der alten Markgrafen, einen bestimmten Sarg öffnen. In diesem ruht, sagte die Erscheinung, ein Ahn deines Herrn. Noch ist dessen Leiche wohl erhalten. An dem Goldfinger der linken Hand trägt der alte Markgraf einen Goldring, welcher mit Edelsteinen geschmückt ist; den musst du der Leiche von der Hand abziehen. Merke aber wohl, was ich dir sage. Du bist der Auserwählte; nur du vermagst das Werk zu vollbringen. Solltest du dasselbe aber aus thörichter Furcht unterlassen, so wird das Haus der Hohenzollern aussterben.

Noch zweimal und immer dringlicher meldete sich nach Verlauf von Wochen der Geist. Nur einer von den drei Diamantsteinen des Ringes sei noch nicht erblindet: Erlischt auch er, so wird es binnen kurzer Zeit erschütternd lauten: „Heute noch Hohenzollern und nun nimmermehr.“ Jetzt endlich hielt sich Herr v. B. genötigt, dem skeptischen Markgrafen Anzeige zu machen, und eine Kommission begab sich auf dessen Befehl an Ort und Stelle. Man fand alles so, wie es vorausgesagt war, v. B. zog dem Leichnam, der alsbald zu Staub zerfiel, den Ring ab. Die Diamanten desselben waren kunstvoll gefasst, so dass sie eine Blume bildeten. Nur einer davon blitzte noch in seltenem Feuer. Ring und Protokoll des Befundes wurden im Archiv zu Bayreuth niedergelegt.

Zuvor hatte der Markgraf die Sache dem König Friedrich Wilhelm II. nach Berlin gemeldet. Dieser, kein esprit fort, wie sein fränkischer Hausverwandter, erschrak und antwortete, dass man zwar alles unnötige Aufsehen vermeiden, dennoch aber in der Gruft von Himmelskron Nachforschungen anstellen solle. Fände sich sothaner Ring an der Hand der fürstlichen Leiche, so solle derselbe entfernt und in der Schatzkammer des markgräflichen Hauses bis auf weiteres niedergelegt werden.

Kurze Zeit darauf kam von Berlin die erfreuliche Kunde, dass dem königlichen Hause Hohenzollern Kindersegen bescheert sei; die fränkische Linie erlosch dagegen. Die Erzählung muss vor 1770 fallen, denn in diesem Jahre wurde dem damaligen Prinzen Friedrich Wilhelm von Preussen von seiner zweiten Gemahlin Luise von Hessen-Darmstadt der nachmalige König Friedrich Wilhelm III. geboren. In die Regierungsjahre Friedrich Wilhelm II. kann die Erzählung nicht fallen, denn damals waren vier Söhne vorhanden. Auch unter Friedrich dem Grossen ermangelte es, trotz der Kinderlosigkeit, bekanntlich nicht an Thronerben. Ganz richtig bemerkt daher Schwebel S. 438: „Die Erzählung erscheint völlig in das Helldunkel ihrer Zeit getaucht, in welcher man sich ermächtigt hielt, den religiösen Glauben zu verspotten, und trotzdem einer Mystik und Geisterseherei huldigte, deren Folgen sich später als so unheilvolle herausstellten“.

C. Trog, *Zollernsagen, auch sagenhafte Züge und Charakterzüge aus dem Leben der Hohenzollern* (3 Bde. Düsseldorf 1886) behandelt in populärer Weise, ohne etwas neues zu bringen, das gleiche Thema.

In dem erscheinenden Geiste haben wir (bemerkt Schwebel, S. 439) den Schutzgeist oder den Ahnherrn des Hauses Hohenzollern zu erblicken. Echt sagenhaft aber sind die Züge, dass die Geschicke des erlauchten Hauses Zollern an einen Ring gefesselt sind und dass die Diamanten desselben erbleichen. Der Ring ist in der deutschen Sage

das Symbol des Segens. Wodan selbst besitzt einen wunderbaren Ring, den „tröpfelnden“, nordisch „Draupnir“ genannt; — von ihm träufeln in jeder Nacht neue Ringe herab; darum haben viele deutsche Geschlechter einen Ring zum Familientalisman. So die Alvensleben in der Mark, die Hahn in Mecklenburg, die Puttkammer in Pommern, die Veltheim im Braunschweigischen, die von Zimbern oder Zimmern in Schwaben, die Salm in Lothringen u. s. w. — Von all diesen Ringen aber werden wundersame Geschichten erzählt. Denn entweder stammen diese Ringe aus der Hand von Waldfrauen und Zwergen, von Wassermännern und Nixen, oder sie sind aus dem fernen Morgenlande durch Kreuzfahrer nach Deutschland gekommen. Ihr aller Vorbild aber bleibt des Göttervaters segenspendender Ring.

Bei alledem scheint der Sage von dem Hohenzollerschen Erbringe etwas Thatsächliches zu Grunde zu liegen. Es ist in neuerer Zeit das Verdienst des verstorbenen Geheimen Hofrats Louis Schneider, welcher in die vertraulichsten Familienverhältnisse und Überlieferungen des preussischen Hofes eingeweiht war und der aus ehrfurchtsvoller Diskretion vieles nicht niedergeschrieben hat, was er gehört und gesehen und was von hervorragendem kulturgeschichtlichen Interesse gewesen sein würde, dass er der Zollerschen Talismansage eine neue Perspektive abgewonnen hat. Die letztere stammt aus dem Jahre 1865 und ist auch vom Standpunkt der Heimatkunde so wichtig, dass wir sie Schneiders Buch „Aus dem Leben Kaiser Wilhelms. 1849—1873“. (Berlin 1888). Band I, S. 154—161 wörtlich und vollständig entnehmen müssen.

„Kurz vorher hatte ich mich eines Sonnabends früh, wie gewöhnlich, im Adjutantenzimmer befunden, um das Aufstehen des Königs zu erwarten, als sich auch der Geheime Rechnungsrat und erste Tresorier Geiling dort einfand. Er trug ein versiegeltes Packet in der Hand, welches er dem Kron-tresor hatte entnehmen müssen, um dasselbe dem Könige zu übergeben. Wahrscheinlich — sagte Herr Geiling — enthalte das Packet Aktenstücke in Bezug auf den vielbesprochenen Ring, von welchem die Sage geht, dass, so lange er im Besitz des Hauses Hohenzollern bleibe, es demselben gut ergehen werde. Da ich in der Aufschrift die Handschrift König Friedrich Wilhelm erkannte, so fragte ich Geiling nach dem Inhalte desselben und las — so viel ich mich erinnere:

„Ich habe dieses Packet in Gegenwart meiner Schwester Louise der Niederlande geöffnet, von dem Inhalte Kenntniss genommen und dasselbe mit meinem Secret wieder versiegelt, dem Fürsten Wittgenstein zur Aufbewahrung zurückgegeben.“

Die Aufschrift war viel länger, doch erinnere ich mich bei der Flüchtigkeit, mit welcher ich sie einsehen musste, nur des Sinnes, nicht des Wortlautes genau. Das Packet war länglich und zweimal gesiegelt.

Der Zufall wollte, dass ich einige Tage später, zum Behufe einer historischen Arbeit, in der Manuskriptensammlung der Königlichen Bibliothek zu Berlin einen Folioband (Nr. 367 der Ms. boruss) mit dem Titel:

„Goldmacherei der alten Churfürsten und andere Superstitiosa.“
in die Hände bekam und darin folgende Notiz fand:

„Von den Geheimen Kriegs Rath Krüger hörte ich (nemlich der Ordens Rath König) die Nachricht, welche er aus den Papieren des Kriegszahlmeisters, Geheimen Rathes Köppen gezogen, dass König Friedrich II. beim Antritte seiner Regierung, ausser vielen alten Münzen, die er verkaufen lassen, auch ein Schächtelchen mit einem Ringe, der einen schwarzen Stein eingefasst, gefunden, wobei ein Zettel gelegen, den König Friedrich I. eigenhändig geschrieben habe, und der ungefähr folgendermassen gelautet: Diesen Ring hat mir mein seliger Herr Vater auf dero Sterbebette eingehändigt mit der Erinnerung, dass, so lange dieser Ring bei dem Hause Brandenburg erhalten werde, solches nicht allein Wohlergehen haben, sondern auch wachsen und zunehmen würde. Der König hat diesen Ring dem Köppen aufzuheben befohlen, hernachmals aber solchen abgefordert, und habe der Letztere nach diesem nichts weiter davon erfahren.“

Einige Seiten weiter befand sich in demselben Manuskripte, mit dem nebenstehenden Zeichen versehen, noch die folgende Notiz:

„Einer fürstlichen Person, Sagt man, soll eine grosse Kröte, eynen güldenen ring mitt eynem Demantt und 2 Rubinen versetzt, auff's Bett gebracht haben undt auss ihrem mundt vor Sie fallen lassen, in dem gedachte Fürstin, eben zu dem mahl in der Geburth gearbeitet. Dieser ring soll noch heuttiges Tages dem in des Stammes erstgeborenen immer fort, zum gedächtniss und vermeintem, hierunter verborgenem Glück und Wohlergehen gegeben und zugeeignet werden.“

Dahinter verweist eine Bemerkung mit Bleistift auf die erste Seite des Bandes, also auf die Notiz des Ordenraths König.

Nun wurde mir die Sache interessant. Sofort angestellte Erkundigungen ergaben nun zwar, dass unbestimmte Gerüchte über die Existenz und sorgfältige Aufbewahrung eines solchen Ringes vorhanden, eine nähere Kenntniss der Umstände oder eine historische Begründung des Besitzes nicht zu erlangen war. Vielfach wurde dieser Ring mit denjenigen in Verbindung gebracht, welchen angeblich die Gräfin Lichtenau dem sterbenden Könige Friedrich Wilhelm II. vom Finger gezogen haben soll, und als dieser mit schwacher Stimme rief: „Her den Ring!“ den Umstehenden ihren Raub durch den Befehl zu verdecken suchte: „Hering ruft der König. Er will einen Hering haben!“

Der Hof-Staatssecretair, Hofrath Dohme, gab mir folgende präcisere Auskunft:

Er habe den Auftrag erhalten, die in den Kommoden des Marmopalais bei Potsdam aufbewahrten Papiere zu inventarisiren, und unter denselben

mehrere mit Bleistift geschriebene Zettel des Königs gefunden, welche sich auf einen Ring beziehen, der sich in den Händen des Oberkastellans Lehmann zur Aufbewahrung befunden. In einer dieser Bleistift-Ordres war gesagt: Lehmann solle dem Könige den Ring bringen, aber bei seinem Kopfe vorsichtig damit umgehen. Ein anderer Zettel habe, ohne erkennbare Veranlassung, dem Lehman besondere Sorgfalt bei Aufbewahrung dieses Ringes eingeschärft. Auch habe sich eine, wohl 3 Seite lange, Geschichtserzählung dabei befunden, welche — so viel er, Dohme, sich erinnere — mit dem übereinstimme, was ich ihm als eine Aeusserung Friedrichs des Grossen mitgetheilt. Nur wäre hinzugefügt gewesen, dass König Friedrich II. gesagt: „Ich glaube gar nicht an solche Dinge, der Ring soll aber doch aufbewahrt werden.“ Diese sämtlichen Papiere wären damals dem Fürsten Wittgenstein übergeben worden und befänden sich die speziell auf den Ring bezüglichen wahrscheinlich in dem Packete, welches König Wilhelm sich von Tresorier Geiling habe vorlegen lassen. Auch sei in jenen Papieren noch erwähnt gewesen, dass der Ring ursprünglich von dem Kurfürsten Johann Cicero herstamme.

Mit dieser letzteren Angabe stimmt anscheinend auch ein Befehl König Friedrich Wilhelm IV. überein, nach welchem die Beamten des Hofmarschallamts ein Portrait Johann Ciceros oder einiger anderer Kurfürsten aufsuchen sollten, und zwar alle, die einen Ring am Finger zeigten, weil der König sich selbst überzeugen wolle, welche Art von Ringen seine Kurfürstlichen Vorfahren getragen. Die Bilder wurden aufgestellt. Ueber das Resultat wussten die dabei Betheiligten aber nichts, und die ganze Sache kam ihnen überhaupt erst durch meine Erkundigung in das Gedächtnis zurück, weil jener Befehl durch die Ringfrage erst eine Erklärung fand.

Die Version, dass die Gräfin Lichtenau sich in den Besitz des Ringes gesetzt — wie sie in mehreren Werken über die Regierungsperiode König Friedrich Wilhelm II. erzählt wird — hat auch zu dem Glauben veranlasst, das Unglück des Preussischen Staates im Jahre 1806 sei daher entstanden, dass jener Ring sich nicht mehr im Besitze des Königl. Hauses befunden und die Gräfin Lichtenau von König Friedrich Wilhelm III. sehr hart behandelt worden wäre. Erst 1813 habe sie gegen eine Pension den Ring wieder ausgeliefert und von nun an sei alles gut gegangen.

Mehr war nicht zu erfahren. Je unklarer und verschwommener aber das alles war, je mehr steigerte sich mein Interesse an einer Sache, von welcher ich so zufällig Kenntniss erhalten und die ich doch nach dem selbst Gesehenen von Wichtigkeit für die Königliche Familie halten musste. Ich unterstand mich daher, Sonntag den 12. November 1865, auf Schloss Babelsberg den König selbst zu fragen, welche Bewandtnis es mit jenem Packete gehabt habe. Um diese Frage zu entschuldigen, las ich vor, was ich darüber zusammengetragen und erhielt folgende Antwort, die ich gleich beim Nachhausekommen niederschrieb:

„Alles, was Sie da von Eröffnung des versiegelten Packets durch mich gesagt, hat seine vollkommene Richtigkeit. Es ist im Königlichen Hause üblich, dass der Ring und die Papiere jedem neuen Könige vorgelegt werden. Auch mit der von Ihnen angeführten

Aufschrift meines hochseligen Bruders hat es — dem Sinne nach — seine Richtigkeit. So viel ich mich erinnere, ist es ein altmodisch geformter Ring mit einem einfachen dunkelfarbigem Stein. Genau kann ich die Farbe des Steins nicht charakterisiren. Jedenfalls war es aber weder ein Diamant mit 2 Rubinen, noch war es ein schwarzer Stein. Von all' den Dingen, die Sie aus schriftlichen und mündlichen Ueberlieferungen gesammelt, steht Nichts in den Papieren, welche das Packet enthält, sondern nur, dass der Ring von einem meiner Vorfahren stammt, und Friedrich II., wie alle seine Nachfolger befohlen haben, dass der Ring sorgfältig aufgehoben werden soll. — Das mit der Kröte und mit den Bleistiftzetteln meines Grossvaters, sind mir ganz neue Sachen. Nachdem ich den Ring meiner Frau und dem Kronprinzen gezeigt, habe ich ebenfalls die weitere sorgfältige Aufbewahrung befohlen. Dass mein hochseliger Bruder sich habe die Portraits mehrerer Kurfürsten zeigen lassen, um zu sehen, ob einer von ihnen einen ähnlichen Ring am Finger trägt, ist möglich. Ich habe nie davon gehört. Jedenfalls enthalten jene Papiere nichts, was den Wunderglauben nähren könnte, und viel weniger, als was Sie darüber zusammengetragen haben.“

In den Worten des Königs und in dem Ausdruck, mit dem er sie sprach, zeigte sich so durchaus kein Wunderglaube und kein tieferes Interesse, dass ich dies als besonders charakteristisch für ihn anführen muss und eben deswegen den Gegenstand etwas ausführlicher behandelt habe. Nach meiner Erfahrung sind grade fürstliche Personen besonders empfänglich für solche Eindrücke. Unheimliches, Gespenstergeschichten, Geistererscheinungen waren die dankbarsten Themata für meine Vorleseabende in Sanssouci, ja ausdrücklich gewünscht und befohlen. Als der hochselige König zur Regierung kam, spielte das Vaticinium Lehninense eine grosse Rolle, und Bibliothek- wie Archiv-Beamte wurden dafür in Bewegung gesetzt, ja, diese Beamten sagten mir, dass dies bei jeder Thronbesteigung der Fall gewesen sei, wie aus den vorhandenen Ueberlieferungen hervorgehe. Noch ausgesprochener zeigte sich das, sobald der „Weissen Frau“ erwähnt wurde, wie überhaupt das Uebernatürliche, selbst einer Königlichen Macht nicht Erreichbare, einen eigenthümlichen Zauber für fürstliche Personen zu haben scheint. König Wilhelm zeigte sich — wenigstens bei dieser Gelegenheit — ganz frei davon. Das wäre an und für sich kaum erwähnenswerth, wenn es nicht gleichzeitig auch manches Andere erklärte und ich eben nicht die Erfahrung gemacht hätte, dass gerade Fürsten und Fürstinnen in auffälliger Weise solchen Eindrücken unterliegen“.

Auch aus den Schneiderschen Berichten geht hervor, dass zwei Ringsagen hier vermengt werden, einmal die von dem mit 3 Steinen (3 Diamanten, oder 1 Diamant zwischen 2 Rubinen) besetzten hohenzollerisch-ansbachischen Talismanringe und die mit dem hohenzollerisch-brandenburgischen Ringe, welchen Kaiser Wilhelm der Grosse als mit einem einfachen dunkeln Stein versehen bezeichnet. Dass dieser Talismanring uralter Familienbesitz sei und aus dem Mittelalter stamme, kann

ebensowenig bezweifelt werden, wie dass er noch jetzt sich im Kron-tresor, welches dem Königlichen Hausministerium unterstellt ist, befindet. Nach gefälliger Auskunft des Herrn Dr. Seidel, Direktors des Hohenzollern Museums und der Sammlungen des Kgl. Hauses wird, wie festgestellt, der Ring dort nicht verwahrt.

Es ist anzunehmen, dass der Ring in den Zeiten, in welchen man an magische Ringe, Talismane u. dgl. noch viel mehr glaubte als jetzt, der Ring von den Regenten getragen worden ist. Bei einem Hoffeste im Februar d. J. machte ich unsern ersten Vorsitzenden, Oberbürgermeister Zelle, auf einen Ring aufmerksam, den Kurfürst Joachim II. auf seinem Gemälde in der Bildergalerie des Königlichen Schlosses an der rechten Hand trägt. Herrn Zelle fiel auch auf, dass es ein Ring mit einem grossen, halbrundlichen, schlichten graubraunen Stein war. Ich bin geneigt, dies als eine Darstellung des magischen hohenzollerschen Erbringes zu halten und zwar dürfte der Stein den geschliffenen innern Kern eines Krötensteins (Galerites) enthalten.*)

Sehr beachtenswert vom Standpunkt der Volkskunde und Psychologie ist, was ein so gewiegter Kenner wie Louis Schneider von den in höchsten und allerhöchsten Kreisen herrschenden abergläubischen Vorstellungen sagt. Darin sind wir uns also alle gleich, Knecht wie Herr, der sogenannte gemeine Mann und der Fürst. Alle haben wir noch Reste des Aberglaubens, der Dämonen- und Fetischverehrung an uns. Ja die fürstlichen Personen noch mehr wie der gebildete Mittelstand, das ist bei hohen Herrschaften die Stelle, wo sie verwundbar sind, die psychologische Achillesferse.

Louis Schneider spielt deutlich auf unsern unvergleichlichen Kaiser Wilhelm den Grossen an: ob er sich wohl nach der angedeuteten Richtung hin von seinen Standesgenossen vollständig unterschieden habe? Drei Beispiele, die zu einer Verneinung dieser Frage führen, fallen mir gerade im Augenblick bei. Das erste Beispiel ist unter dem Stichwort „Das Geheimniss des Jagdschlosses Grunewald“ Brandenburgia I. 152—154 ausführlich erörtert: Kaiser Wilhelm I. verbietet die Untersuchung des Raumes unter der Spukterrasse im Jagdschloss. Ein zweites Beispiel liefert die eigene hohe militärische Umgebung des Kaisers, damals — 1867 — erst Königs von Preussen. Schneider a. a. O. I. 298 schreibt darüber: „Ich hatte [1867] für die Vorleseabende eine historische Übersicht der Prophezeiungen ausgearbeitet, welche den Kurfürsten von Brandenburg und den Königen von Preussen zu verschiedenen Zeiten die Kaiserwürde in bestimmte Aussicht gestellt. Zu-

*) J. B. Fischer a. a. O. S. 746 sagt: „Der innere feine Kern [der Krötensteine] nimmt eine sehr gute Politur an, und wird zuweilen in Ringe gefasst“.

fällig erfuhren die beiden Generale [von Rauch und von Gerlach] schon am Vormittage davon, und verlangten sehr bestimmt, dass ich diesen Aufsatz vom Programme streichen und dem Könige weder jetzt, noch später vorlesen solle, weil solche Dinge die schon gefassten Entschlüsse nur wankend machen könnten.“ (Der deutsch-französische Krieg warf seine Schatten voraus.)

Unter der Bezeichnung „ein versteckter Talisman“ erzählt derselbe Louis Schneider ferner a. a. O., dass dem Kaiser am 30. Juni 1866 auf der Durchfahrt durch Sorau ein anscheinend von einem evangelischen Geistlichen verfasstes Gedicht überreicht wurde, unterzeichnet „ein Diener Christi, der heute zum ersten Male seinen geliebten irdischen König sah“, das sich in 5 Strophen auf den Aufruf „An mein Volk“ vom 18. Juni 1866 bezog. König Wilhelm steckte das Papier in den Ärmel-Aufschlag des Überrocks, den er bei Sadowa und sonst im Feldzuge trug. „Es ist“, schliesst Schneider, „jedenfalls ein merkwürdiges Zusammentreffen, dass der König es unbewusst, wie einen schützenden Talisman, während der ganzen Campagne bei sich getragen hat“.

Der zweite und dritte ebenerwähnte Fall lassen allerdings auch eine andere Deutung zu, der erste Fall passt dagegen genau in den Vorstellungskreis, welchen L. Schneider bei den Mächtigsten dieser Erde beobachtet haben will.

Schutzbriefe. Der Umstand, dass wir soeben unter dem „versteckten Talisman“ einen Schutzbrief für Kriegsnöte erwähnen mussten, möge es rechtfertigen; wenn wir hier anhangsweise noch zwei „Schutz- und Trutz-Zettel zum Festmachen“ abdrucken, die unser eifriges Mitglied Herr O. Monke mir, wie folgt, mitgeteilt hat.

a) Soll Einem nichts Unangenehmes widerfahren, so muss man einen Zettel mit folgenden Zeichen beschrieben, stets bei sich tragen:

C. 3. f. 14. V. O. 9. 33 ff.

b) „Dass Du nicht geschossen oder von einem Geschütz getroffen werdest, schreibe diese Worte und trage sie bey Dir, als:

† V. hate † pena munt = † onelli

willst Du es nicht gebrauchen, probiere es an einem Hund“.

Diese zwei Zauberformeln hat ein preussischer Hauptmann v. S. Herrn Monke mitgeteilt und die letztere derselben während des Feldzuges i. J. 1866 „mit Erfolg“ bei sich getragen.

c) erinnerlich ist mir, dass ich als Kreisrichter zu Coepenick bei Berlin um 1872 die Leiche eines in der Spree durch Zufall ertrunkenen jungen Schiffers zu untersuchen hatte; in seiner Briefftasche auf der Brust fand ich einen geschriebenen Zettel mit einem Zauberspruch, der vor dem Ertrinken schützen sollte. Der Zettel war von dem tückischen Element durchweicht und hatte dem Ärmsten nichts geholfen. —

Zum Beschluss der im Volksglauben eine grosse Rolle spielenden „figurirten Steine“, um einen beliebten Ausdruck der alten Geologen zu gebrauchen, seien die „Naturspiele“, die *lusus naturae* d. h. diejenigen Steine erwähnt, bei denen der alte Steinkundige der Ansicht war, dass die Natur sie, um sich selbst zu vergnügen, gewissermassen zu ihrer Unterhaltung geschaffen habe. Dergleichen Steine dienten in vorgeschichtlicher Zeit als Idole wie z. B. die pilzförmigen und sonstigen phantastischen Auswitterungen von Geschieben der Gneis-, Glimmerschiefer- und Granit-Formation pp., wie ich ein solches Auswitterungsprodukt von Kurland „Brandenburgia“ VI, 344 erwähnt habe. Dergl. seltsame Steinbildungen, durch chemische Auswitterung oder mechanischen Wind-Sandschliff hergestellt, wurden später, namentlich wenn sie nicht zu gross, vielmehr handlich sind, auch in der Provinz Brandenburg nicht selten als Amulette und Talisman angesehen. Noch jetzt sammelt man sie gern, stellt die grossen in Gärten und die kleinen wie Nippes auf Bördern, Schränken, Kommoden u. s. f. auf.

Ein Beispiel davon A. I. 6220 (vergl. die Abbild. in ca. $\frac{1}{3}$ der Grösse) lege ich vor: der aus Kalk gebildete in einer Kiesgrube bei Eberswalde gefundene Stein hat allerdings eine auffallende Ähnlichkeit mit einem Hühnerkopf. Unwissende, auch unter den Gebildeten, haben häufig eine kindliche Freude an ähnlichen zufälligen Bildungen und lassen sich mitunter garnicht davon abbringen, darin wirkliche Petrefakten, versteinerte Vogelköpfe, Schlangen, Kröten, Füsse, Finger, Herzen u. dgl. zu sehen. Auch dies gehört zu dem krassen, geradezu unausrottbaren Aberglauben. Dem Märkischen Museum sind eine Menge dergleichen *Lusus naturae* zugetragen, mitunter auch für hohe Preise zum Ankauf angeboten worden*)



*) Vgl. u. A. Job. Friedr. Zöllner: Reise durch Pommern nach der Insel Rügen und einem Theile des Herzogthums Mecklenburg im Jahre 1795 Berlin 1797, S. 407: „Ohne zu bedenken, dass wir allenthalben im Kiesande mitten auf dem festen Lande runde und glattgeschliffene Steine von allerlei Farben, auch wol von sonderbaren Gestalten finden, hielt man es für etwas wundervolles, dass diese Steine so bunt und manche darunter einer Mandel, einem Ei, einem Vogelkopfe u. s. w. ähnlich wären. Dann und wann mochte auch wol, so lange hier noch Cabinettsstücke gesucht und theuer bezahlt wurden, ein Betrüger, oder ein Spassmacher der Natur ein wenig nachhelfen, um recht etwas Sonderbares anzubieten. So ward im Jahr 1701 ein Stein in Form eines Herzens nach Danzig geschickt, auf welchem ganz deutlich: *vivant Gedanenses* [es leben die Danziger] stand, und der so wie er war, hier (am Heiligendamm bei Doberan) gefunden sein sollte. Der Rector Wend zu Thorn schrieb über diesen Stein eine Dissertation, worin er ihn doch für ein Kunstwerk erklärte“. — Vor ca. 40 Jahren fand ich auf Rügen drei Gastwirte, die auf dergleichen Weise unermüdlich beflissen waren, ihre Gäste zu unterhalten und zu nasführen: den Gastwirt Schepler in Sagard, Besitzer der berühmten versteinerten Nonnen-Heerden, den alten Schilling auf Leuchtturm Arkona mit versteinerten



Damit seien die auf Volks- und Aberglauben Ihnen heut vorzu-legenden Gegenstände erschöpft.

Auf vorstehender Tafel sind abgebildet:

- No. 464 Hexenschüssel, zu Seite 498;
 „ 826 Blutstein, zu Seite 501;
 „ 222, 3 aufgespaltene Donnerkiele, zu Seite 501;
 „ 597 u. 801 Krötensteine, 597 Galerites vulgaris, 801 Cidaris vesiculosa, zu Seite 494;
 „ 1180 Schwalbenstein, S. 496;
 „ 1181 Adler- oder Klapperstein, Achilleum resonans, zu Seite 495;
 „ 1182 Holzpflock zum Bannen von Krankheiten, zu Seite 493.

9. Herr Buchholz: Im Anschluss an unsere Besichtigung der neu-erbauten Georgen-Kirche und an den dabei von Ferd. Meyer gehaltenen geschichtlichen Vortrag möchte ich Ihnen die

Baulichen Veränderungen der alten Georgen-Kirche durch eine Folge von Abbildungen aus dem Märk. Museum vor Augen führen.

Auf dem Bilde No. 1, Abschnitt aus dem grossen perspektivischen Plan von J. B. Schultz, vom Jahre 1688, ist die Georgen-Kirche noch als Kapelle zu sehen, in der Gestalt, die sie mit unerheblichen Veränderungen von ihrer Erbauung im 13. Jahrhundert an bis zum Jahre 1704 behalten hat. Ein im Jahre 1693 vorgenommener Erweiterungsbau scheint nicht von grosser Bedeutung gewesen zu sein, dagegen machte die fortschreitende Bebauung der zu diesem Zweck mehr freigegebenen

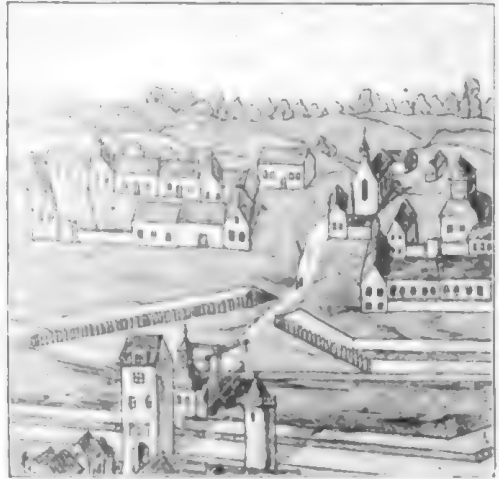


Fig. 1.

„Königstadt“ (bisherigen Georgen-Vorstadt) schon im Jahre 1704 die Vergrösserung auf das Doppelte des Flächenraums erforderlich. Diese geschah in der Weise, dass man die östliche Giebelwand abbrach, die

Seebundsköpfen etc. und Behrendt senior auf Stubbenkammer mit zahlreichen versteinerten Schnurrpfeiferosen, letzterer auch eifrig bedacht, dass der sogenannte Opferstein der Hertha, unter dem ein germanischer Mahltrog als „Blutbecken“ liegt, dann und wann mit Tierblut beschmiert wurde. Wieviel kluge Berliner sind von diesem würdigen Trifolium am Narrenseil geführt worden! Auch jetzt kommt dergleichen, wie ich erst vor wenigen Monaten auf Rügen beobachtet, noch immer vor.

beiden Längswände nach Osten hin fortsetzte und den neuen Ostgiebel mit einer Apsis abschloss. So war das Kirchenschiff bei der gleichen Breite noch einmal so lang geworden und konnte über 400, gegen früher kaum 200, Sitzplätze aufnehmen. Ein Bild dieses Neubaus ist uns in



Fig. 2.



Fig. 3.

Figur No. 2 erhalten; der alte Teil der Kirche markiert sich durch die 5 Strebepfeiler, die das Widerlager für das Deckengewölbe bildeten, während der neue Anbau dieser Pfeiler nicht bedurfte, da die Decke



Fig. 4.



Fig. 5.

einfach aus Balkenlagen konstruiert wurde. Der auf dem Bilde mitabgezeichnete Turm in Spät-Renaissance-Architektur wurde 1714 erbaut. Er erlitt eine Veränderung im Jahre 1734, indem man den Galerie-Abatz über dem dritten Stockwerk abdeckte. Zugleich machte man den Bodenraum nutzbar, indem man auf jeder Seite des Daches 7 Mansarden-Fenster ausbaute, auch in der oberen Seitenwandung Lichtluken anlegte, wie die Abbildung No. 3 zeigt.

Im Jahre 1779—80 erfolgte, nachdem das ganze Kirchenschiff baufällig geworden war, ein Neubau von Grund aus, dessen Form aus dem Bilde No. 4 erkennbar ist. Nur der 1714 erbaute Turm war stehen geblieben. Eine weitere Veränderung trat im Jahre 1826 ein, indem das hohe schwere Ziegeldach durch ein flaches Zinkdach (später Schiefer) ersetzt wurde und in dieser Gestalt, die das Bild No. 5 wiedergibt, haben wir alle die Kirche noch bis zum Jahre 1897 sehen können, in welchem sie abgebrochen und ihr Standort zum Vorplatz für die Westseite der neuen Kirche freigelegt wurde.

10. Vortrag des Herrn Predigers Dr. M. Runze: Volkstümliches aus dem Berliner Leben. Wir hoffen, diesen interessanten Vortrag in erweiterter Form zum Abdruck bringen zu können.

Kleine Mitteilungen.

Nachrichten über Dallgow, Seeburg und Gross-Glienicke, Kreis Ost - Havelland. Exkursions - Bericht vom 6. November 1892. (Aus den Sammelkästen des Märk. Prov. - Museums.) Nach der Ankunft in Dallgow (Eisenbahnstation) wurde zuerst die sogen. „Schweinekuhle“ — ein Thal, welches auf der Westseite von ziemlich steilen Höhenzügen begrenzt wird — besichtigt. Sodann begab die Gesellschaft sich nach Dallgow. Dallgow ist ein anscheinend wohlhabendes, gut gebautes Dorf. Die Kirche hat öfters Brandschaden erlitten. Am 1. Juli 1891 wurde der Turm vom Blitz getroffen. Am 7. April 1869 brannte der Turm ab und ist zumteil erneuert. Bemerkenswert ist der Hochaltar und die denselben schmückenden Ölgemälde, den Gekreuzigten sowie das Abendmahl darstellend. Letzteres ist eine sehr tüchtige Leistung eines unbekanntem Berliner Künstlers aus dem vorigen Jahrhundert. Hochinteressant sind die Hundefussstapfen in den quadratischen Ziegelsteinplatten, mit denen der Fussboden der Kirche und des Raumes unter dem Turm ausgelegt ist. Auch ein origineller Diebessegel wurde in einem Gesangbuch entdeckt*). Der dortige Lehrer und Küster Herr Maschkewitz erklärte, er hätte sich aus den Kirchenbüchern das nötige Material ausgezogen, um eine kurze Geschichte der Kirche geben zu können. Das Pfarrhaus ist wohl — was ehrwürdiges Alter und charakteristische Bauart anbelangt — einzig in seiner Art. Herr Pastor Bollert erklärte, dass dasselbe ausweislich der noch vorhandenen Beläge, aus dem 15. Jahrhundert stammen müsse. Es ist, da es Umbauten seit 1570 niemals unterworfen worden ist, als ein Typus des vormaligen brandenburgischen ländlichen Pfarr - Hauses zu betrachten und seine Erhaltung dringend geboten. Als Belag, mit was für Faktoren z. Z. der Erbauung und wohl auch noch später gerechnet werden musste, dient der sogen. „Abgrund“.

*) Vgl. Monatsblatt I, S. 105, II, S. 139 u. 197, IV, 235; auch III, S. 122.

Ein geheimes Gemach, welches jetzt hoch mit Scherben etc. gefüllt, in früherer Zeit nur vom Boden aus zugänglich war und den Bewohnern zum Versteck ihrer wertvollen Habe in Kriegszeiten diente. Das Pfarrhaus trägt als Giebelzeichen den Hahn, sonst wurde nur der Hahn als Giebelschmuck bemerkt. Sonst ist noch bemerkenswert ein messingnes schmuckloses Taufbecken, bezeichnet: 1652 „Maria Mehls hat dies Becken in dieser Kirchen verehret, ist gebohren auf Matthias abend in anno 1647. Gestorben in Dalge“, ferner ein silberner vergoldeter gotischer Abendmahlskelch — anscheinend noch aus der Zeit vor der Reformation — welcher auf dem Fuss in gotischen Majuskeln die Inschrift „Jhesus“*) trägt. 2 alte Kirchenbücher, bis etwa Anfang des 17. Jahrhunderts zurückreichend, sind im Pfarramt vorhanden.

Das benachbarte Dorf Seeburg bietet nichts besonderes dar. Gross-Glienicke, ebenfalls nahe Dallgow belegen, ist ein stattliches Dorf an dem sehr schönen See gleichen Namens. Einige Häuser sind anscheinend sehr alt und von einer Bauart und räumlichen Ausdehnung, wie sonst in der Mark selten. Als Giebelschmuck wurden ausser Hasen auch Pferdeköpfe bemerkt.

E. Friedel.

Truthahn und Perlhuhn. Aus unserm Leserkreise wird uns folgende im „B. L. A.“ am 27. Oktober 1897 erschienene Mitteilung mit der Anfrage zugestellt, ob die mit anscheinender Sicherheit darin vorgetragenen geschichtlichen Angaben zutreffen?

„Was nun den augenblicklichen Stand unseres Geflügelmarktes betrifft, so sind die ersten Puter und Puten eingetroffen und haben für viele eine erwünschte Abwechslung in das bisherige Einerlei von Hühnern, Gänsen und Enten gebracht. Der Puter oder Truthahn, dessen Fleisch ein ausserordentlich zartes und gesundes ist spielte seit den ältesten Zeiten in der gastronomischen Geschichte aller Völker eine ganz bedeutende Rolle und galt, namentlich in der ausgezeichneten und abwechslungsreichen Zubereitung der französischen Küche, zwar nicht gerade für den feinsten, aber doch für den schmackhaftesten Repräsentanten des Geflügels. Schon im grauesten Altertum genoss der Truthahn eine grosse Verehrung. Sein Name Meleagris soll, wie schon Aristoteles berichtet, von dem macedonischen König Meleager stammen, der den Truthahn in Griechenland einführte. Sophokles führte in seiner Tragödie auf den Tod Meleagers deshalb einen Chor von Truthühnern an. Später zog man die Puter in römischen Meierhöfen gross, und der grausame Caligula war ein besonderer Liebhaber dieses Geflügels, das nach und nach wieder gänzlich verschwand und erst gegen Ende des XVII. Jahrhunderts, angeblich von den Jesuiten aus Amerika eingeführt, wieder in Europa auftauchte, wo es eine grosse Verbreitung fand und auch von den deutschen Feinschmeckern hoch geschätzt wurde. Es lässt sich nicht leugnen, dass der Puter bei unseren Hausfrauen etwas an Hochachtung verloren hat, wenn auch mit Unrecht, denn sorgfältig ausgewählt und zubereitet, ist er nicht nur ein sehr schmackhaftes, sondern in seiner Hauptsaison auch ein verhältnismässig billiges Geflügel. Heute bezahlt man allerdings je nach Gewicht noch 4—6 Mark für das Stück, allein wenn erst die ungarische Konkurrenz in Erscheinung tritt, dürften diese Preise wesentlich heruntergehen.“

Indem wir uns vorbehalten, in unserem nächsten Artikel auf die Zubereitung des Puters zurückzukommen, wollen wir unseren jüngeren Hausfrauen heute noch

*) Das h hinter J in Jesus, also Jhesus, kommt im Mittelalter häufig vor.

einige Winke für den Einkauf dieses Geflügels geben, das trotz seiner Grösse einen vortrefflichen Braten giebt. Dies gilt jedoch nur von den Jährlingen, zweijährige müssen schon länger gehangen haben. Ältere Truthähne sind zähe wie Leder, geben aber ausserordentlich kräftige Suppen, die namentlich Reconvalescenten zu empfehlen sind. Diese alten Hähne erkennt man an dem starken Haarbüschel am Kopfe, an der rauhen, lederartigen Haut und an den kräftigen roten Beinen, während die jungen Tiere weissliche, höchstens graulich-weiße, zierliche Füße haben.“

Es ist in diesem Bericht bedauerlicher Weise von neuem die bereits Jahrhunderte alte Verwechslung der Geschichte des altweltlichen Perlhuhns mit der des neuweltlichen Truthahns vorgebracht. Die Verwirrung ist angerichtet durch die Unbestimmtheit des Begriffs Indien und durch Hineinmengen lateinischer Namen aus dem klassischen Altertum.

Es gehören beide Sippen, die Perlhühner (*Numidinae*) und die Truthühner (*Meleagrinae*) zu den Fasanvögeln (*Phasianidae*) und stehen sich im zoologischen System allerdings sehr nahe. Die ersteren sind aber in Afrika, die letzteren im östlichen Nordamerika, eine besondere Art, das Pfauentruthuhn (*Meleagris ocellata*) in Mittelamerika verbreitet.

Was zunächst das Perlhuhn (*Numida meleagris* L.) anlangt, so ist dasselbe zweifellos den Alten bekannt gewesen; Varro und Plinius beschreiben es kenntlich, immer wird das geperlte und gesprenkelte Gefieder und die aschgraue Farbe desselben hervorgehoben. Die Meleagriden sind die Schwestern des Meleager, den die eigene Mutter umkommen liess, weil er ihren Bruder getötet. Sie werden von Artemis in Perlhühner verwandelt weil sie das Weinen um den Bruder nicht unterdrücken können. Ovid, *Metamorphosen*, VIII, 532 fig. schildert den Vorgang wie folgt:

Nie, und gab' auch ein Gott mir hundert ertönende Zungen,
 Und sprachmächtigen Geist und des Helikons sämtliche Weisheit,
 Schildert' ich völlig das Leid der unglückseligen Schwestern.
 Diese zermartern, des Schmucks nicht weiter gedenk, sich den Busen,
 Wärmen und wärmen die Leich' auf's neue, so lange sie da ist,
 Küssen sie selbst, und küssen zugleich das gebreitete Lager,
 Drücken, als Asche sie ward, an das Herz die gesammelte Asche,
 Liegen gegossen dahin am Grab, umfassen den Grabstein,
 Welchen bezeichnet der Nam', und netzen mit Thränen den Namen.
 Endlich des Elends satt des Parthaonischen Hauses,
 Hebt Latonia sie, ausnehmend der edlen Alkmene
 Schnur, und Gorge allein, empor auf entsprossenen Federn,
 Weit zu Fittigen reckt sie die Arme und macht aus dem Munde
 Hörnern Schnabel, und schickt sie verwandelt empor durch die Lüfte.

Alles, was in der eingangs angeführten Mitteilung von den Truthühnern gesagt wird, ist auf die Perlhühner zu beziehen.

Das Perlhuhn kam im Altertum so massenhaft in Griechenland als Haustier vor, dass sogar arme Leute es als Opfertier bringen konnten. Nach der Römerzeit scheinen die Perlhühner in Europa unaufgeklärter Weise ganz oder fast ganz verschwunden zu sein. Erst mit Beginn der grossen Seefahrten vom 14. Jahrhundert ab werden sie von Nordafrika aus wieder in Europa eingeführt.

Wann die Perlhühner in der Mark importiert worden sind, erscheint nicht gewiss; jedenfalls kommen sie zur Zeit des Grossen Kurfürsten vor. Auffallend ist es, dass der sonst so ausführliche Bekmann weder das Perlhuhn noch das Truthuhn erwähnt. In der Mark sind die Perlhühner zur Zeit ziemlich verbreitet und habe ich sie in Berlin tot und lebendig nicht selten auf den Märkten und in den Geflügelhandlungen gesehen.

Einheimisch ist das Perlhuhn an der Westküste von Afrika, namentlich, wie Dr. Carl Bolle nachgewiesen hat, in Menge auf den Inseln des Grünen Vorgebirges; es ist wahrscheinlich, dass von dort, wie schon angedeutet, die zunehmende Schifffahrt bereits in vorkolumbischer Zeit das Perlhuhn wiederum nach Europa brachte, und sicher, dass es von dort sehr frühzeitig nach Amerika gebracht wurde, also eine Geflügeleingewöhnung von der Alten nach der Neuen Welt. In der Folge verwilderte daselbst sogar das Perlhuhn auf den westindischen Inseln, das der berühmte Conrad Gesner (*Historiae Animalium Liber III. qui est de Avium natura*) Frankf. 1585, S. 480 *Meleagris vel Gallus numidicus aut mauritanus* nennt. Leider geht hier schon die Verwirrung los, indem Jo. Fauconerus in einem Briefe an Gesner schreibt: „Zu Ferrara im Garten des Herzogs, Montagna gewöhnlich genannt, sah ich zwei Vögel, etwas grösser als Hennen, ganz aschfarben, weisslich mit runden schwarzen Flecken besät, der Kopf den Pfauen sehr ähnlich, mit Schopffedern ähnlich den Pfauen. Diese nannten die Leute „Indische Hühner“.

Von dem asiatischen Indien wissen wir aber nur, dass Perlhühner, nach Hartlaub, auf den Sunda-Inseln, wenn man diese in weiterem Sinne noch zu Hinterindien rechnen will, verwildert sein sollen. Einheimisch sind sie in Vorder- oder Hinter-Indien keineswegs. *)

Zu derselben Zeit nun, als die Spanier, vielleicht auch andere Seefahrer, die Perlhühner nach Westindien brachten, wurde als Gegengabe aus Amerika das Truthuhn eingeführt. Nach Alfred Brehm (*Tierleben*) wurde es sehr bald nach der Entdeckung Amerikas zu uns herübergebracht. Oviedo ist der erste Schriftsteller, welcher das Truthuhn erwähnt. „In Neuspanien“, sagt er, „giebt es grosse und sehr schmackhafte Pfauen, von

*) W. A. Becker: *Gallus oder Römische Scenen aus der Zeit des Augustus*, III. Aufl., 1863, schreibt I, 104: „Was unter den Numidischen Hühnern zu verstehen sei, ist zweifelhaft. Columella sagt von ihnen VIII, 2,2: *Africana est, quam plerique Numidicam dicunt, Meleagridi similis, nisi quod rutilam galeam et cristam capite gerit, quae utraque sunt in Meleagride caerulea*. Von Varro III, 9 und Plin. X, 26, 38 werden die *meleagrides* aber *gibberae* [bucklig] genannt und bei Mart. III, 58 heissen die *Numidicae guttatae*. Daraus schliesst man wohl mit Recht, dass unter diesem Namen unsere Perlhühner *Numida meleagris* Linn. gemeint sind“. Der Herausg. Prof. Dr. Wilh. Rein sagt: [Die Beschreibung der *Meleagrides* bei Athen. XIV, p. 655 passt ganz auf unsere Perlhühner.] Nur ist deren *galea* nicht rot, sondern, wie es Columella von den *meleagrides* sagt, blau, der Kamm aber wiederum rot. Vielleicht sind die Perlhühner eine Spielart beider. Vgl. Bockmann, *Beitr. z. Gesch. d. Erfind.* III. S. 239 ff. [Lenz, *Zoologie der alten Griechen und Römer*. Gotha 1856. S. 324 f.]“ Ich bemerke dazu, dass es in Afrika mehrere Spezies Perlhühner giebt und den Alten auch mehrere bekannt geworden zu sein scheinen.

denen viele nach den Inseln und in die Provinz Castilia del Oro geschafft worden sind und daselbst in den Häusern der Christen ernährt werden. Die Hennen sehen schlicht aus; die Hähne aber sind schön, schlagen auch oft ein Rad, obgleich sie keinen so grossen Schweif haben, wie die Pfauen in Spanien*. Es folgt nun eine getreue Beschreibung des Truthahns und schliesslich die Bemerkung, dass das Fleisch dieser „Pfauen“ sehr gut und entschieden besser und zarter sei als das der spanischen. Gyllius gedenkt des Truthahns als Hausvogel der Europäer; im Jahre 1557 war es aber noch so selten und kostbar, dass der Rat von Venedig bestimmte, auf welche Tafel „indische Hühner“ — hier also wieder eine Verwechslung mit den Perlhühnern von Ferrara — kommen dürften. In England soll es im 15. Jahre der Regierung Heinrichs VIII oder 1524, in Deutschland ungefähr um das Jahr 1534, in Frankreich noch etwas später eingeführt worden sein.

Gesner a. a. O. S. 481 schreibt sehr vernünftig: „de Gallopavo. Hanc avem cum aliqui gallinam Indicam, alii pavonem Indicum vocitent, nobis composito ex utrisque nomine gallopavum appellare libuit, ut et eruditos quosdam ante nos appellasse audio. Etsi non gallinacei generis eam potius esse quam pavonini constet, habet tamen cum pavonibus communem caudae explicationem; hoc ut in uno nomine appareret, et simul Indici differentiam adjicere non esset necesse, gallopavum diximus. Itali appellant gallina d'India, Hispani pavon de las Indias, Galli poule d'Inde, Germani „ein Indianisch oder Kalkuttisch oder Welschhuhn*), Angli a kok of Inde.“

Wenn man fragt, warum, da der Truthahn ein amerikanisches Tier ist, er aus Indien bezogen wurde, so ist das leicht erklärlich. Columbus glaubte in der That, Indien erreicht zu haben und der Name Westindien für die Antillengruppe etc. verewigt den Irrtum. Die Bezeichnungen Amerika, amerikanisch wurden erst etwa hundert Jahr später in der Wissenschaft und im Handel üblich. Anderen Tieren ist es ebenso ergangen, das Meer-schweinchen (*Cavia cobaya*), das aus Südamerika stammt, wird noch heute von den Engländern Guinea-Ferkelchen, von den Franzosen Berber-Schweinchen genannt; die türkische Ente stammt in Wirklichkeit aus Brasilien u. s. w. Der Ausdruck wälsches Huhn bedeutet nur, dass die Wälschen, Völker romanischer Herkunft (Spanier, Portugiesen), den Vogel eingeführt haben. Dergleichen Verschleierungen der wahren Herkunft scheinen wie von den Seefahrern so von den Händlern oftmals aus Geschäftsrücksichten absichtlich gemacht worden zu sein. Noch jetzt kommen dergl. Triks vor, wie jeder weiss, der sich mit seltenen Vivarien-Tieren beschäftigt.

Wenn noch ein Zweifel bei jemand über die amerikanische Herkunft unsers Truthahns existieren sollte, so möchte ich doch an die Thatsache er-

*) Leunis, Zoologie und Brehm, Thierleben schreiben irrig Kalkuttischer Hahn. Der Name hat aber nichts mit Kalkutta, der Hauptstadt von Bengalen und Residenzstadt Ostindiens, zu thun, sondern ist von Calicut an der malabarischen Küste, Präsidentschaft Madras, abzuleiten. Calicut war die erste Stadt, die Vasco da Gama (18. Mai 1498) bei seiner Fahrt um das Kap erreichte, damals die reiche und blühende Stadt eines mächtigen Fürsten, die lange Zeit im ostindischen Handel die erste Rolle spielte.

innern, dass man vor etwa 15 Jahren wieder zur Auffrischung des durch Inzucht bei uns etwas zurückgegangenen Bluts wilde Truthühner aus Nordamerika unter dem Namen Bronzeputer eingeführt hat, so genannt, weil das Gefieder der wilden Tiere einen mehr metallischen Schein, als das der Hausputer hat. Im Berliner Zoologischen Garten befinden sich seit mehreren Jahren einige hervorragend schöne Exemplare.

Endlich pflegt man für die Indigenität des Truthahns in Europa noch die allerdings scheinbar uralten Wörter „Pute“, englisch „poult“ und „Pouter“ anzuführen. Die Brüder Grimm sagen aber (Wörterbuch) sehr richtig, dass das „Put“ nichts als der alte Lockruf der Hühner unter sich und der Menschen für die Hühner ist. Weil die Truthennen dies Wort beim Locken ihrer Küchel fast unaufhörlich und mit tiefer Betonung des „u“ brauchen, hat man sie Put-Hühner oder Puten mit langem „u“, im Gegensatz zu unsern gemeinen Haushühnern, dagegen die letzteren Put-Hühner mit kurzem „u“, genannt.

Bedauerlich ist es, dass der grosse Linné die Konfusion der klassischen Namen dadurch gewissermassen verewigt hat, dass er den Gattungsnamen des Truthahn mit „Meleagris“ benannte, d. h. statt mit einem neu zu erfindenden Namen, leider mit einem solchen, der an das von den Alten Meleagris genannte Perlhuhn erinnert.

E. Friedel.

Ein Hochzeitskirchgang in Berlin. Ein eigenartiges Bild, das im schärfsten Gegensatz zu dem nimmer rastenden Grossstadtbetriebe stand, bot sich im Dezember vorigen Jahres den Bewohnern der Wasserthorstrasse. In der vor kurzem fertiggestellten Simeonkirche sollte die erste Trauung stattfinden. Da die Eltern der Braut gerade gegenüber der Kirche wohnten, hatte man den Beschluss gefasst, sich gemeinsam zu Fuss zur Trauung zu begeben. „Sie gehen zu Fuss nach der Kirche“, flüsterten sich die Nachbarinnen zu und fanden sich dann zur festgesetzten Zeit zahlreich ein, um das nie gesehene Schauspiel bewundern zu können, auch die Fenster der anliegenden Häuser füllten sich mit Neugierigen. Alles reckte die Häuse, als sich die Hausthür öffnete und am Arme des Bräutigams die in schneeiges Weiss gekleidete Braut, den grünen Myrtenkranz im Haar, aus dem Hause trat. Drei kleine, ebenfalls weiss gekleidete Mädchen trugen der Braut die Schleppe, hinterdrein trippelten die Brautjungfern und ihnen folgten die Eltern der Braut, die Trauzeugen und die Gäste, wohl an fünfzig Personen. Nach erfolgter Trauung begab sich der Hochzeitszug in gleicher Weise zurück in die Behausung. Wie mögen die guten Berliner gestaunt haben, als sie dies Bild aus der Grosseltern Zeit, diesen Brautgang zur Kirche, wie ihn jede kleine Stadt, jedes Dorf noch heute kennt, gesehen haben. Der Sinn für Poesie scheint also noch nicht ganz ausgestorben zu sein im grossstädtischen Berlin. Ja, ja, die gute alte Zeit! — Wie lange mag's her sein, dass sich ein ähnlicher Hochzeitszug durch Berlins Strassen bewegt hat? —

Dr. Gust. Albrecht.

Pieper, Klätterpott	S. 367
Platner, C., Ein Bruchstück aus der ältesten Geschichte Brandenburgs	„ 157
Pütz, Tiefwerder und der Faule See	„ 171
C. Besichtigungen und Wanderfahrten.	
Botanischer Garten	„ 92
Geologische Landesanstalt und Museum für Berg- und Hüttenwesen	„ 4
Gross-Beeren	„ 75
Havelberg	„ 28
Ravenésche Gemälde-Sammlung	„ 58
Schönholz, Schützenplatz	„ 217
St. Georgenkirche	„ 474
Turnplätze in der Hasenhaide	„ 287
D. Besprechungen.	
Bahrfeldt, E., Der Hacksilberfund von Grabow	„ 279
Berendt u. Kaunhoven, Der tieferer Untergrund Berlins	„ 314
Bormann, G., Kronprinz Friedrich v. Preussen (1730—40)	„ 16
Brendicke, Berliner Wortschatz zu den Zeiten Kaiser Wilhelms I.	„ 276
Euler u. Hartstein, H. F. Massmann	„ 377
Felsing, 100 Jahre im Dienste der Kunst	„ 329
Galland, Cornelis Ryckwaert, Kurf. Brandenburg. Baumeister in Cüstrin	„ 17
Götze, Die Vorgeschichte der Neumark	„ 18
Grevingk, Die Steinschiffe von Musching und die Wella-Laiwe oder Teufelsböte Kurlands überhaupt	„ 344
Harnack, Bericht des Sekretärs der Brandenburgischen Societät der Wissenschaft J. Th. Jablonski an den Präsidenten Leibniz	„ 443
Keilhack, Herkunft des Märkischen Diluvialsandes	„ 116
„ Tiefbohrungen auf dem Fläming	„ 151
Krüner, Berlin als Mitglied der deutschen Hansa	„ 14
May, M., Sind die fremdartigen Ortsnamen der Provinz Brandenburg und in Ostdeutschland slavisch oder germanisch?	„ 277
Mühler, H. v., Wahlsprüche der Hohenzollern	„ 442
Müller-Bohn, Die Denkmäler Berlins	„ 277
Schwartz, Zur Geschichte der Neumark während des dreissigjährigen Krieges	„ 15
Silbermann, Der Gesindezwangsdienst i. d. Mark Brandenburg	„ 23
Spielmann, W., Handbuch der Anstalten u. Einrichtungen der Wissenschaft und Kunst in Berlin	„ 56
Städtische Gaswerke, Festschrift	„ 15
Türk, M., Friedrich des Grossen Dichtungen im Urteil des 18. Jahrhunderts	„ 16
Wahnschaffe, F., Aufschlüsse im Diluvium zu Halbe	„ 150

E. Abbildungen.

- Aberglaube, Gegenstände [519](#).
 Ältestes Siegel der Kirchengemeinde von St. Georg [480](#).
 Burgwall von Potzlow (Fundstücke) [322](#).
 Fontane, Theodor [1](#).
 Fruchtstand einer Kiefer [328](#).
 Georgenkirche, bauliche Veränderungen [519](#).
 Glockeninschriften von Tempelhof und Sternebeck [216](#).
 Gnidelknochen [320](#).
 Gnidelsteine [316](#).
 Helmert (*Orchis militaris*) [126](#).
 Kaiser Wilhelm-Medaillen [165](#).
 Laasker Schwert, Das [312](#).
 Liebenow, Geh. Reg.-R., Prof. [274](#).
 Mahlstein [383](#).
 Melkstein [499](#).
 Naturspiele [517](#).
 Prenzlauer Thor [331](#).
 Rosenthaler Gold- und Silberfund [216](#).
 Schiesshalle der Berliner Schützengilde [220](#).
 Schlittknochen [321](#), [323](#).
 Schlosspark von Schönholz [220](#).
 Schönholz b. Berlin [219](#).
 Schrecksteine [506](#).
 Templiner Altsachen [365](#).
 Tiefwerder (2 Karten) [171](#), [172](#).
 Tintenstecher [315](#), [485](#).
 Ulenspeelsteen [148](#).
 Weinbergsschnecke [401](#).
 Zeichen, merkwürdiges [512](#).

Alphabetisches [Inhaltsverzeichnis](#).

- | | |
|---|---|
| <p>Abbildungen, Wert d. 359.
 Aberglaube 176, 483, 491, 519.
 Adam v. Bremen, Domherr 162.
 Adlersteine 495.
 Admiral, Schmetterling 484.
 Albrecht d. Bär 103, 157.
 Albrecht, Dr. 100, 180, 271, 528.
 Alexander II., Kaiser 231.
 Alt-Lindow, Dorfstelle 250.
 Altrichter, K. 181, 282, 283, 376.
 Ammoniten 6.
 Ananchytes 494.</p> | <p>Antuten in Tiefwerder und Pichelsdorf 214.
 Arme Mann 340, 472.
 Armenhof 28.
 Ascherson, Prof. Dr. 92.
 <i>Astacus fluviatilis</i> 422.
 Ausgrabungen in Templin 363.
 Ausschuss 8.
 Austern 415, 489.

 Backen, Brot- 384.
 Badstabe 154.</p> |
|---|---|

- Bärensgraff [147](#)
 Bahren, Landstück [121](#)
 Bahrfeldt, Dr. E. [279](#)
 Balaenoptera Sibbaldi [342](#)
 B. biscayensis [342](#)
 Bamberg, Otto v. [104](#)
 Barnim-Lebus [453](#)
 Bartel, wo B. den Most holt [341](#)
 Bartels, Dr. [193](#), [282](#)
 Bauernheiden, Schaden [125](#)
 Bauernring, silberner [507](#)
 Begegnung, Aberglaube [176](#)
 Beghinen, Convent [35](#)
 Beinbruchsteine [497](#)
 Bekmann [253](#)
 Beowulf, Epos [162](#)
 Berendt, Geh. Bergr. [314](#)
 Berichtigung [473](#)
 Berlin, Bergname [255](#)
 „ Umgegend [7](#)
 „ Altberlinische Stätten [27](#)
 „ vor [100](#) Jahren [24](#)
 Berlinen, Kutschen [371](#)
 Berliner Hauptthal [458](#)
 Berlinertum [1](#)
 Bernstein [7](#)
 Bezoarstein [492](#)
 Bibliotheca geographica Germaniae [440](#)
 Bibliothekar, Bericht d. [11](#)
 Bienenstand, wendischer [282](#)
 Blankenseesche Gemälde-Galerie [58](#)
 Blitzröhren [483](#), [497](#)
 Blockhäuser [24](#)
 Blücher-Medaillen [22](#)
 Bluth, Geh. Baurat [81](#), [271](#), [445](#)
 Blutstein [501](#)
 Böten, Aberglaube [374](#)
 Boitzenburg [362](#)
 Bolle, Dr. C. [327](#)
 Bormann, Dr. [16](#)
 Borsig-Mühle [491](#)
 Botanischer Garten [92](#)
 Brakteat v. Rosenthal [193](#)
 Brandenburg [52](#), [57](#)
 Branitz, Totschlag [179](#)
 Braunkohlenformation [453](#)
 Brendicke, Dr. [267](#)
 Brenten, Volksstamm [163](#)
 Bretschneider, Bgrmstr. [34](#)
 Brondinge, Völkerschaft [162](#)
 Brot, Nahrungsmittel [381](#)
 Brotbacken [384](#), [486](#)
 Brunold-Denkmal [340](#)
 Buccinum [413](#)
 Buchholz, Custos [23](#), [182](#), [196](#), [217](#),
 [282](#), [330](#), [332](#), [519](#)
 Buckow [7](#)
 Bühnen d. Oder [463](#)
 Buliwanen-Leinkuchen [486](#)
 Bullenwinkel [31](#)
 Burgwall [143](#)
 Busse, Pfleger [24](#)
 Busso, Bischof [107](#)
 Butler [387](#), [489](#)
 Butzer, Albrecht [59](#)
 Butzkopf (Orca gladiator) [342](#)
 Cardium edule [421](#)
 Chodowiecki, D. [39](#)
 Chorin [361](#)
 Chorschranke in Havelberg. Dom- [108](#)
 Christinendorf [121](#)
 Clauert, Hans [303](#)
 Creusing, Chronist [241](#)
 Cytherea chione [422](#)
 Dahren, Feldmark [121](#)
 Dalgow, Dorf [521](#)
 Dauerbutter [393](#)
 Deiche d. Oder [465](#)
 Denkmäler, Aufstellung [371](#)
 „ Berlins [277](#)
 Denkmalspflege [154](#), [445](#)
 Dergischow, Dorf [142](#)
 Devrient, L. [39](#)
 Dieffenbach, Operateur [375](#)
 Dobrilugk, Photographien [281](#), [363](#)
 Donnerkeile [494](#)
 Drachhausen, Dorf [232](#)
 Eberswalde, Maria Magdalenen-Kirche [447](#)
 Ebert, Prof. Dr. [7](#)

- Edelhirsch [333](#).
 Eglitz u. Lomnitz, Hochwasser [282](#).
 Eisenhart D. [362](#).
 Eisenschlacke, vorgesch. [134](#).
 Elefanten, vorw. [333](#).
 Elentierhufe, Stücke v. [508](#).
 Elisabeth Christine [218](#).
 Elisabet Kurfürstin [34](#).
 Endmoränen [454](#).
 Enten d. Berl. Gew. [55](#).
 Erbschaften, herrenlose [50](#).
 Erbzins [51](#).
 Erckert, General v. [150](#).
 Erfrorene Hände, Mittel g. [483](#).
 Ermanarich, Gotenkönig [158](#).
 Esplanade [255](#).
 Etatsjahr, preuss. [256](#).
 Euler, Schulrat, Prof. Dr. C. [44](#), [287](#),
 [377](#), [483](#).

 Faule See, Der [171](#).
 Fayence, ital. [67](#).
 Fechner, Prof. L.
 Felsing, O., [329](#).
 Fibel, silberne [208](#).
 Finsterwalde [363](#).
 Fischkonsum in Berlin [431](#).
 Fischerei-Geräte [423](#).
 Fischer-Geldkatze [423](#).
 Fischkochkessel [424](#).
 Fischkörbe [423](#).
 Fischmarkt in Berlin [424](#).
 Fischottern [216](#).
 Flachs, Zubereitung [526](#).
 Fläming, Tiefbohrungen [151](#).
 Flusskrebs [422](#).
 Fontane, Theodor [1](#), [467](#).
 Forschungen z. deut. Landes- und
 Volkskunde [438](#).
 Freienwalde [7](#), [361](#).
 Frenzel, Prof. Dr. [271](#).
 Friedel, Geh. R.-R. [4](#), [48](#), [50](#), [54](#), [57](#),
 [80](#), [92](#), [98](#), [108](#), [156](#), [178](#), [180](#), [193](#),
 [208](#), [213](#), [215](#), [221](#), [251](#), [271](#), [280](#),
 [282](#), [313](#), [315](#), [339](#), [343](#), [359](#), [376](#),
 [377](#), [381](#), [438](#), [469](#), [471](#), [473](#), [483](#),
 [522](#), [526](#).

 Friedrich I. Kurfürst [313](#).
 " II. " [15](#).
 " I. König [512](#).
 " II. König [16](#), [395](#), [512](#).
 Friedrich Wilhelm I. [38](#), [394](#).
 " " II. [510](#).
 " " III. [2](#), [228](#).
 Friesenhügel [263](#).
 Fürstenwalde, Umgegend [282](#).

 Gadsdorf [120](#).
 Gaillard, E. [279](#).
 Galerites vulg. [494](#).
 " abbreviatus [494](#).
 Galland, Prof. Dr. [17](#), [69](#), [81](#).
 Gaswerke, städtische [13](#).
 Geistererscheinungen [514](#).
 Geologie [116](#), [150](#).
 Geologische Landes-Anstalt [4](#).
 Georgenkirche [474](#), [519](#).
 Gero, Markgraf [102](#).
 Gerowit, Kriegsgott [103](#).
 Gertrud, Heilige [314](#).
 Gesindezwangsdienst [23](#).
 Gespenst, Aberglaube [176](#), [514](#).
 Gesundheitsamt [221](#).
 Glasmalerei, Dom z. Havelberg [108](#).
 Glättknochen [317](#).
 Gliene, Landstück [121](#).
 Glineke, Johann [14](#).
 Glockeninschriften [181](#).
 Glück, Aberglaube [177](#).
 Glückstein [497](#).
 Gnidelsteine [316](#), [485](#).
 Goerke, F., [361](#).
 Götze, Dr. [18](#).
 Goldbrakteat [191](#).
 Gold- und Silberfund, Rosenthaler [193](#).
 Grabsteine, Dom z. Havelberg [110](#).
 Graebner, Dr. [95](#).
 Granatenberge [255](#).
 Gratow, Hacksilberfund [279](#).
 Grevingk, C. [344](#), [487](#).
 Grimnitz, Judentotschlag [178](#), [373](#).
 Gross Beeren, Schlacht [75](#).
 " " Kirche [81](#).
 Gross Glienicke, Dorf [521](#).

- Grüne Gräben [31](#).
 Grunewald, Jagdschloss [515](#).
 Grundeis der Oder [462](#).
 Gürke, Dr. [93](#).

H
 Hackelbärend [148](#).
 Hacksilberfund [279](#).
 Halbe, Thongruben [150](#).
 Haliotis tuberculata [420](#).
 Hamelflötig = feucht [123](#).
 Hammer, Dr. [278](#).
 Handbuch [56](#).
 Handmühle [383](#).
 Hansa, Berlin [14](#).
 Harlungeberg [158](#), [449](#).
 Harz [5](#).
 Hauchecorne, Geh. Ob.-Bergr. [4](#).
 Hausig, Prediger [178](#).
 Havelberg [98](#).
 Hecht, versilbert [423](#).
 Heiligengeistkirchhof [27](#).
 Heiligengrabe, Kloster [106](#).
 Heinrich I., Kaiser [101](#).
 Helix-Arten [401](#), [420](#), [448](#).
 Helmert (Orchis militaris) [126](#).
 Henkelgewicht [26](#).
 Heruler, Volk [159](#).
 Hexenbesen [493](#).
 Hexenringe [127](#).
 Hexensteinbildungen [498](#).
 Himmelfort, Kloster [362](#).
 Hinkeldey, Polizeipräsident [65](#).
 Hirseberg, Der [128](#).
 Hochaltar z. Havelberg [110](#).
 Hochwasser d. Oder [462](#).
 Hochzeitsthaler [471](#).
 Hochzeitszug in Berlin [528](#).
 Hofämter d. Mark [254](#).
 Hohenzollersche Zauberringe [509](#).
 Holländereien [395](#).
 Holzpflöck, Aberglaube [493](#).
 Hünengräber [18](#).
 Humboldt, W. v. [58](#).

J
 Jablonski, Briefe [443](#).
 Jahndenkmal [287](#).
 Joachim I., Kurfürst [23](#).
 Joachim II., Kurfürst [40](#), [107](#).
 Irrlichter [156](#).
 Itzig, Banquier [28](#).
 Judentotschlag b. Grinnitz [178](#), [373](#).

K
 Kaiser Wilhelm-Medaillen [165](#).
 Kaiserstein b. Lanke [311](#).
 Käse [397](#).
 Kalandshof [30](#).
 Kamuski, Steine, weisse Kiesel [505](#).
 Kantorei-Gesellschaft [19](#), [310](#).
 Karlsruhgarten [262](#).
 Karnappstr. [223](#).
 Karpfenschuppen [492](#).
 Karschin, Dichterin [255](#).
 Keilhack, Dr. [116](#), [151](#).
 Kiefer, fruchtend [327](#).
 Kiekebusch, Maler [282](#).
 Kinderspiele [180](#).
 Kindespflege, Ausstellung [339](#).
 Kirchensteinmetz-Zeichen [469](#).
 Kirchenstühle-Inschriften [255](#).
 Kirchhain Nieder-Lausitz [19](#), [310](#).
 Kirchhoff, Prof. Dr. [438](#).
 Kläterpott [367](#).
 Klappbusch [123](#).
 Klappersteine, Herstellung [495](#).
 Kliestow, Dorf [143](#).
 Klosterfrau, Lindower [256](#).
 Knäckebröd [387](#).
 Knochenpfeile [134](#).
 König, Münz-Medailleur [22](#).
 Königsberg, N.-M., Thortürme [451](#).
 Königshorst, Meierei [394](#).
 Körner, Reg.-Baumeister [221](#).
 Kortum, Pastor [81](#).
 Krebse [422](#).
 Krebsmarkt in Berlin [425](#).
 Kreuzottern [216](#), [337](#).
 Krötensteine [493](#).
 Krüge, alte [234](#).
 Krüger, Bartholomäus, Dichter [290](#).
 Krüner, Friedrich [14](#).
 Kuhstein [500](#).
 Kupferstich [359](#).
 Kurfürstenbrücke [48](#).

- Laasker Schwert [283](#).
 Landeskunde [438](#).
 Landschnecken, essbare [401](#).
 Lange, Oderberg [276](#).
 Langobarden [160](#).
 Lanke, Photographieen [262](#), [308](#), [311](#).
 Laurentius d. Heilige [113](#).
 Lausitzer Vorland [453](#).
 Lehnin [361](#).
 Leichenbrand [128](#).
 Leichensteine, Abtreten [467](#).
 Leinölkuchen [486](#).
 Lettner, Havelberg [108](#).
 Liebenow, Prof. [271](#).
 Liepnitz-See [26](#).
 Lindow [362](#).
 Lithodomus lithophagus [421](#).
 Litorina litorea [413](#).
 Ludwig d. Römer [256](#).
 Lübben, Schloss [451](#).
 Lüdersdorf, Dorf [120](#).
 Luisenquelle, Photographie [282](#).
 Luise Henriette [394](#).
 Lychen [363](#).

 Märztage 1848, Sammlung [78](#).
 Mahltrog, Mahlstein [383](#).
 Malermuschel [414](#).
 Mammut [7](#), [333](#).
 Mann, Der arme [340](#), [372](#).
 Mazze, Gebäck [382](#).
 Marienberg b. Bdbg. [449](#).
 Marienfluss, Kloster [106](#).
 Mariensee [281](#).
 Massmann, Prof. [264](#), [377](#).
 Matzdorff, Kommerzienrat [40](#).
 Maurer, Herm. [280](#).
 Medaillen, Kaiser Wilhelm- [165](#).
 „ Gr. Kurfürst [332](#).
 Meeresschnecken, essbare [415](#).
 Meeresschnecken, „ [415](#).
 Meernabel, Meerbohnen [507](#).
 Meer-Rettig [376](#).
 Megaptera longimana [342](#).
 Melbe, Dorf [118](#).
 Melkstein [499](#).
 Merseburger Zauberformel [374](#).
 Meteorstein [503](#).
 Meyer, Ferd., [27](#), [474](#).
 Mielke, R. [363](#).
 Miesmuschel [418](#).
 Mitglieder-Statistik [7](#).
 Mitscherlich, Prof. [272](#).
 Mittenwalde, Pulverturm [450](#).
 Mörser [382](#).
 Mohrin, Stadtmauer [451](#).
 Monke, Rektor [52](#), [179](#), [252](#), [339](#), [340](#),
 [374](#), [387](#), [472](#), [527](#).
 Moschusoehs [333](#).
 Mühlengraben [33](#).
 Müllenhoff, Dir. Prof. Dr. [271](#), [333](#).
 Müller-Bohn [277](#).
 Müncheberg, Runenspeer [19](#).
 Murex-Arten [420](#).
 Mythenbildung [52](#).
 Mytilus edulis [418](#).

 Nahrungsmittel, Primitive [381](#).
 Nashörner, Ausgestorbene [333](#).
 Nassau, Moritz v. [17](#).
 Naturspiele [517](#).
 Neubauer, Prediger [19](#).
 Neumark, Z. Gesch. d. [16](#), [18](#).
 Nicolai [218](#).
 Niederschlag, Gang d. [51](#).

 Oderbruch [463](#).
 Oderberg, Photogr. [281](#).
 Oderstrom [452](#).
 Oertzen, v. [283](#).
 Ortsnamen [278](#).
 Osteocolla [497](#).
 Ostrea-Arten [421](#).
 Otto Adelheid-Frage [279](#).

 Paul, Jean [40](#).
 Paradies, Saal im Dom z. Havelberg
 [112](#).
 Parchent [222](#), [341](#).
 Parisius, Pastor [75](#), [81](#).
 Patella-Arten [413](#), [420](#).
 Paul I., Kaiser [228](#).
 Pecten-Arten [421](#).
 Perlhuhn [522](#).

- Pfahlmuscheln [419](#)
 Pfühle, Heilige drei [339](#)
 Pichelsdorf [171](#), [214](#)
 Pieper, Oberlehrer [222](#), [235](#), [241](#), [345](#),
 [367](#)
 Pniower, Dr. [271](#), [290](#), [329](#), [443](#)
 Polka, Erfindung [178](#)
 Prenzlauer Thor [331](#)
 Preussen u. Russland [227](#)
 Pribekenstrasse [225](#)
 Pütz, W., [171](#)

 Quartschen, Wandgemälde [447](#)
 Quector, Gelber [483](#)

Raczynski, Gemälde-Galerie [58](#)
 Radbot, Herzog [144](#)
 Ramin, v., Gouverneur [30](#)
 Ravenésche Gemälde-Sammlung [57](#)
 Rentier [333](#)
 Rentiergeweih [151](#)
 Rheinische Schiefergebirge [5](#)
 Rheinsberg [362](#)
 Ribbe am Molkenmarkt [180](#), [342](#)
 Rieselfelder [77](#)
 Riesen [145](#)
 Riesenhirsch [333](#)
 Ringsteine [506](#)
 Rixdorf [7](#), [334](#)
 Rochow, v. [65](#)
 Rosenthaler Gold- u. Silberfund [193](#)
 Rote Schloss [39](#)
 Rüben, Teltower [252](#)
 Rundwall, germanisch [128](#)
 Ruppiner Schweiz [362](#)
 Ryckwart, Cornelis [17](#)

Saalow, Dorf [117](#)
 Salzkuchen [384](#)
 Sangen, geröstetes Korn [381](#)
 Schaltiere [400](#)
 Scharrenzins [51](#)
 Schatzmeister, Bericht [9](#)
 Scherben, germanische [129](#)
 Schildkröte, Aberglaube [492](#)
 Schlachtensee [216](#)

 Schlächterscharren [32](#)
 Schlittenknochen [320](#)
 Schlittschuhknochen [318](#), [441](#)
 Schlossberg bei Burg [445](#)
 Schneckengärten [406](#), [488](#)
 Schneidezähne d. Urmenschen [386](#)
 Schneider, Louis, Hofrat [511](#)
 Schönholz [217](#)
 Schrecksteine [506](#)
 Schriftwart II. Bericht [7](#)
 Schützengilde, Berlin [29](#), [217](#)
 Schulenburg, W. v. [117](#), [473](#), [496](#), [504](#)
 Schulzenstock [423](#)
 Schur d. Gebäude [117](#)
 Schusslinie, Gesundbrunnen [255](#)
 Schutzbriefe [516](#)
 Schwalbensteine [496](#)
 Schwäne d. Berliner Gewässer [54](#)
 Schwanenringe [507](#)
 Schwarzenberg, A. v. [35](#)
 Schwartz, Dr. [16](#)
 Schwebel, Oskar [506](#), [509](#)
 Schwerin, Grafen v. [506](#)
 Schwert, Laasker [283](#)
 Schwertmesser, eisernes [26](#)
 Schwoller, Magister [34](#)
 Scrobicularia piperata [422](#)
 Seeburg, Dorf [521](#)
 Seefische in Berlin [433](#)
 Seide, Direktor [156](#)
 Seidenbeutel [226](#)
 Sibbaldus laticeps [342](#)
 Sitzungen des 5. Vereinsjahres [8](#)
 Soldin, Gertrauden-Kapelle [445](#)
 Sommerfeldt, Dr. [22](#)
 Sonnenberger Weg [484](#)
 Sonnenwalde [363](#)
 Speckkuchen [387](#)
 Spieker, Gebäude [117](#)
 Spielpüppchen [339](#)
 Spreeathen [254](#)
 Ssasanka, Gerät [423](#)
 Stadtkirche in Havelberg [113](#)
 Stechbahn [39](#)
 Steine im Volksglauben [496](#)
 Steindruck [360](#)
 Steingrüber [128](#)

- Steinkandelaber im Dom zu Havelberg [110](#).
 Steinkrebs (*A. saxatilis*) [422](#).
 Steinkreis [130](#).
 Steinsohle [150](#).
 Steinstückchen, Landstück [129](#).
 Steinwerkzeuge [18](#).
 Sternberger Plateau [453](#).
 Sternebeck, Glockeninschrift [181](#).
 Stiftsgebäude i. Havelberg [110](#).
 Storch, schwarzer [127](#).
 Stralau [32](#).
 Strassennamen [154](#).
 Sucht fallende, Mittel gegen [508](#).
 Süßwassermuscheln, essbare [413](#), [488](#).
 Süßwasserschnecken, essbare [412](#), [488](#).
 Sumpfeisen [135](#).
- Tabacksbau** [51](#).
Tagewählerei [177](#).
Talismanringe [509](#).
Tapes-Arten [422](#).
Taufkleidchen d. Königin Victoria [339](#).
Taufmützchen Friedrich d. Gr. [339](#).
Teichmuschel [414](#).
Telge, Paul [280](#).
Tempelhof, Glockeninschrift [181](#).
Temperatur z. Berlin [115](#).
Templin, Ausgrabungen [363](#).
Teufelsstein b. Triebel [450](#).
Theodorich, Ostgotenkönig [161](#).
Thorn—Eberswalder Hauptthal [459](#).
Thüringische Landschaft [5](#).
Thule, Insel [160](#).
Tiefbohrungen, Maschinen [314](#).
 " im Fläming [151](#).
Tiefwerder [171](#), [214](#).
Tintenstecher [315](#), [441](#), [485](#).
Torfbutter, Torfkäse [389](#), [398](#).
Tote Männer [147](#), [179](#), [492](#).
Totenbretter [141](#).
Totenkränze [338](#).
Totschlag [309](#).
Träume, Aberglaube [176](#).
Trappe [127](#).
Trempel an Gebäude [117](#).
Treppenvorsprung [343](#).
- Trilobiten** [6](#).
Troge [6](#), [510](#).
Trudensteine [499](#).
Truthahn [522](#).
Turbo rugosus [507](#).
Turnplatz Hasenhaide [287](#).
- Überschwemmungen der Oder** [465](#).
Ulenspeelsteen [148](#).
Umbilici marini, Meernabel [507](#).
Unglück, Aberglaube [177](#).
Unio pictorum [414](#), [486](#).
Untergrund v. Berlin [315](#).
Unvernunft, Strasse [226](#).
Uroder [458](#).
Urstier [334](#).
- Venus-Arten** [422](#).
Verkehrtlinden [27](#).
Versammlungen [4](#), [7](#), [58](#), [75](#), [92](#), [98](#),
 [217](#), [221](#), [271](#), [287](#), [313](#), [359](#), [377](#),
 [438](#), [474](#), [483](#).
Versteinerungen, Aberglaube [493](#).
Volgens, Prof. Dr. [96](#).
Volkslieder, histor. [345](#).
Volkstrachten, Museum [377](#).
Vorstand [8](#).
- Wadzeck, Prof.** [30](#).
Wäsensee, Photogr. [281](#).
Wagner, Gemäldegalerie [58](#).
Wahnschaffe, Prof. [150](#).
Walfische [180](#).
Wallsteine [496](#).
Wandererslied [158](#).
Wanderung, malerische [361](#).
Warzen [506](#).
Wassermühlen [384](#).
Wasserwirtschaft d. Oder [463](#).
Wasserzins [51](#).
Wattenbach, Prof. Dr. [271](#).
Wedingen, Dr. [254](#).
Weichtiere [400](#), [486](#).
Weihnachtsgebräuche [214](#).
Wein [14](#), [155](#), [312](#).
Weinbergsschnecken [401](#).
Wendenhochzeit [232](#).

Wiesenburg 362 .	Wursthof 28 .
Wildpferd 333 .	Wustrau 362 .
Wilhelm I. d. Gr. 44 , 514 .	Yucca 340 .
Wilke, Prediger 477 .	Zache, Dr. 452 .
Wilsnack 106 .	Zarth, Geländeabschnitt 144 .
Wilzen 101 .	Zelle, Oberbürgermeister 23 .
Wisent 334 .	Zellenmosaik 66 .
Wittstock 106 .	Zelter 308 .
Wodan 148 , 511 .	Zinna 362 , 451 .
Woepelitz, Dorf, Bischof 109 .	Zoellner, Bürgermeister 81 , 98 , 108 .
Wolfgangbrüderschaft 29 .	Zollernsagen 510 .
Wortschatz, Berliner 276 .	Zwangsdienst 23 .
Wultzke, Domprobst 99 .	

Druckfehler-Verbesserungen.

- S. 19 Z. 4 l. Müncheberg.
 „ 35 Z. 12 v. u. l. Alchymisten.
 „ 37 Z. 2 v. u. statt den l. die.
 „ 48 Z. 18 v. u. l. Paladinen.
 „ 57 Z. 19 statt ist l. sind.
 „ 66 Z. 9 v. u. statt Ein l. Eins.
 „ 66 Z. 8 v. u. l. entstandenen Bilder.
 „ 91 Z. 5 v. u. statt dem l. Dem.
 „ 154 Z. 4 v. u. l. Schwartz.
 „ 180 Z. 6 statt Cain l. Cairn.
 „ 180 Z. 14 l. Trave.
 „ 180 Z. 24 l. Cosmar.
 „ 225 Z. 19 l. Pribekenstr.
 „ 240 Z. 25 fehlt sich vor „als leer“.
 „ 241 Anm. ** l. Viteb I [362](#) b⁴⁰ und.
 „ 252 Z. 21 l. Bekmann.
 „ 254 Z. 10 v. u. l. Kölln.
 „ 327 Z. 7 l. bezüglich.
 „ 343 Z. 3 v. u. statt na l an.
 „ 366 Z. 4 v. u. hinter Der einzuschalten: vorgedachte.
 „ 372 Z. 12 statt on l. ou.
 „ 390 Z. 10 v. u. l. Testaments.
 „ 402 Z. 17 v. u. statt die l. den.
 „ 402 Z. 14 v. u. l. von Fiume.
 „ 417 Z. 3 v. u. statt am l. an dem.
 „ 471 Z. 19 statt eich l. sich.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz [9](#). — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse [14](#).

DD491
.B81B8
v. 5-6

Brandenburgia. Gesell-
schaft für Heimatkunde...
Monatsblatt. 1896-

1898. 1191403

BINBERY APR 1 9 1902

BINDEP

RETURNED TO P

MA

